Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,

k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eis. Krone, Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Zweite und dritte verbesserte Auflage.

Eilfter Band.

Staatengeschichte Europas von 1700 bis 1744. Kunst und Wissenschaft.

Graz und Leipzig.
Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung ‚Styria'
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.
1893.

Vorwort.

Der zehnte Band schloss mit dem Ende des spanischen Erbfolgekrieges und dem Tode des Mannes, dessen Ehrgeiz und großartige Pläne seit 1661 Europa erschütterten. Der vorliegende eilfte Band beginnt mit dem einundzwanzigjährigen Krieg zweier gewaltiger Männer im Norden und Osten Europas, Peters I. und Karls XII. Jener ist weniger Kriegsheld als dieser, aber unermüdlich thätig, mit Riesenfaust sein Volk aus asiatischer Versumpfung herauszuziehen und in die Reihe der Culturstaaten einzuführen, europäische Sitte und Bildung zu verbreiten und ihm den Zugang zu drei Meeren zu eröffnen.

Beiden großen schlachtenreichen Kriegen folgen dann kleinere und minder bedeutende Staatsveränderungen, Staatenbündnisse und politische Ränke, gleichsam Nachwehen der großen Erschütterungen, die Europa noch nicht zur Ruhe kommen ließen: sie sollten bessern, was in den Friedensschlüssen mangelhaft schien, und eine Art politisches Gleichgewicht der Mächte herstellen. Auch der Südosten Europas gerieth in Bewegung, die mit großen Erschütterungen in Asien in Beziehung stand.

Der Geschichtschreiber hat aber nicht bloß Staatsveränderungen und Schlachten zu schildern, sondern soll auch ein treues Bild des geistigen Lebens eines Zeitalters entwerfen. Darum folgt dann der Abschnitt über Kunst und Wissenschaft in England, Frankreich und Deutschland. Die Zeit von 1660 bis 1740 ist reich an geistigen Errungenschaften, die zum Theil noch auf die Gegenwart mächtigen Einfluss üben. Bahnbrechende Genien, wie Leibniz, Newton und andere, zeigen die Fortschritte in der Kenntnis der Natur. Große Dichter zieren diese Zeit, große Redner, tüchtige Geschichtsforscher, tiefsinnige Theologen, originelle Philosophen, nicht bloß große Heerführer und Staatsmänner. Es galt, eine neue Idee in ihrem ersten Auftauchen, in ihrer Ausführung, in ihrer Verbreitung, Machthöhe, in ihrem Kampf um Anerkennung zu verfolgen, bis sie einem höheren Princip weichen muss. Sachkundige Leser werden der Schwierigkeit dieser Aufgabe Rechnung tragen und zugestehen, dass der Verfasser nach Kräften bemüht war, jede Richtung geistigen Lebens ungetrübt und in ihrer zeitweisen Berechtigung darzustellen und jedem nach

seinem Talent und Charakter die geziemende Stellung anzuweisen, seien es einsame Träger eines neuen Gedankens oder ganze Genossenschaften, die, wie die Mauriner, für eine wissenschaftliche Richtung arbeiten, seien es Mystiker oder Rationalisten. Die Richtung des siebzehnten Jahrhunderts ist übrigens mehr positiv, die des achtzehnten mehr negativ.

Dann kommt ein Rückblick auf die Geschichte des Nordostens, das Aufsteigen Preußens und Russlands, das Sinken des zwischen ihnen liegenden Polens zu erklären, das einige Zeit von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichte. Dabei wird zunächst die Bd. V, S. 340—364 begonnene Geschichte des Deutschordens zu Ende geführt: er glänzt durch einen Heldenmuth ohnegleichen in unzähligen Schlachten und durch ein Leben voll religiöser Entsagung in den Zeiten des Friedens. Diese Söhne des deutschen Adels bildeten eine Heldenschar und ihre Thaten wirkten erhebend auf ihre Verwandten in der Heimat zurück. Welch rege Theilnahme zeigte sich nicht am Rhein, als die Sage gieng, der Orden solle versetzt werden! Kaiser Sigismund trug sich allerdings mit dem Gedanken, dem Orden ein Stück Land an der türkischen Grenze zu übergeben, zu stetem Kampfe gegen die Osmanen, und hätte er es gethan, so wäre die orientalische Frage damals schon zu unseren Gunsten gelöst worden. Leider war Sigismund nicht beharrlich, nicht stahlhart in seinen Vorsätzen.

Der tapfere König Albrecht II. hätte denselben Plan wohl durchgeführt, aber er erlag schon im zweiten Jahre dem Lagerfieber im Kriege gegen die Türken. So fand denn der Deutschorden ein schmerzliches Ende im Norden, nachdem er eigentlich seine Aufgabe gelöst hatte. Der Templer-Orden sank, als er nach dem Verluste von Ptolemais keinen Boden mehr im heiligen Lande hatte. Nur der Besitz von Rhodos und das Geschenk von Malta durch Kaiser Karl V. gab dem Orden von St. Johann die Möglichkeit, die Heldenfahne im Kampfe gegen die Türken noch lange emporzuhalten.

Das große Reich Ruriks war im zehnten Jahrhundert im Abendlande wohlbekannt, bis es unter der mongolischen Sturmflut versank. Von da an war es wie verschollen. Erst im Jahre 1566 erweckte das Werk eines Diplomaten Maximilians I. die Aufmerksamkeit des Abendlandes auf das mächtige Reich, das durch seine Mittel und den Charakter seines Volkes und die eiserne Kraft seiner Herrscher die Keime einer großen Zukunft in sich trug. Der Verfasser Sigmund Freiherr zu Herberstein, Neuperg und Guetenhag[1]) — das Stammschloss seiner Ahnen steht heute noch im

[1]) Warm ist Herberstein geschildert von Professor Dr. Krones in Graz in seiner Rectoratsrede: „Die beiden geistigen Eroberer Russlands (der zweite ist Ludwig August von Schlözer, der Herausgeber von Nestors „Chronik“). Ein starkes Buch veröffentlichte 1818 der russische Staatsrath Adelung in Petersburg über Herberstein. Vergl. auch die „Fontes rerum Austriacarum“, I, Scriptores I, p. 61 ff.

steirischen Gelände der Raab — wurde 1517 vom Kaiser an den Hof des weißen Czaren nach Moskau entsendet, wo er durch sein offenes, würdiges Auftreten die Achtung des gestrengen Herrn gewann und mit hellem Blicke Land und Leute kennen lernte. Acht Jahre später erschien er wieder in Moskau und errang den erwünschten Erfolg. Was er geschaut mit feinem Sinn für Natur und Volksleben und Geschichte, was er erlebt, schilderte er dann einfach und naiv in seinem Buch „Rerum Moscovitarum commentarii“, das durch Europa flog und elf Auflagen erlebte — seine deutsche Übersetzung erlebte neun Auflagen. — Die Abendländer staunten über die Moskovei, es war wie die Entdeckung eines neuen Landes.

Zum Schlusse danke ich den Vorständen der k. k. Universitäts- und der Landesbibliothek am Joanneum, den Herren Dr. Alois Müller und Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst, für ihre vielfache Unterstützung, und Herrn Prof. Dr. Bockenhuber für seine Bemühungen zur Abfassung des Namen- und Sachregisters.

Graz, 31. Mai 1893.

Dr. J. B. v. Weiß.

Inhalts-Verzeichnis.

Russland. Schweden. Polen. Die Türkei.

Im spanischen Erbfolgekrieg erschöpfte der Westen Europas seine Kräfte, um ein gewisses Gleichgewicht der Macht herzustellen. In der gleichen Zeit rang der Nordosten Europas in nicht weniger blutigen Kämpfen um ebenso wichtige Fragen. Eine Riesenfaust strebte auf einmal das russische Volk in den Kreis der tonangebenden Culturvölker zu stellen. Trotz gewaltiger Mittel im Innern, doch durch Schweden und Polen im Westen, durch die Türkei im Süden eingeschlossen, suchte und fand Russland den Weg zur Ostsee und zum Schwarzen Meere und legte Polen lahm, welches ihm bisher die Berührung mit Mitteleuropa verwehrt hatte. Peter I. suchte dem Abendland die Geheimnisse seiner Stärke zu entlocken und dessen Bildung nach dem Osten zu verpflanzen. Zu gleicher Zeit warf er im Innern jede Schranke der Throngewalt nieder und gab seinem Volke statt der Freiheit den Stolz auf die Macht des Reiches und die Zuversicht des Berufes, die Welt zu erobern. Karl XII. von Schweden verstand besser als Ludwig XIV., welche Gefahr von der neu aufsteigenden Macht im Osten der Unabhängigkeit des Westens drohe. Er trat den Plänen Peters I. entgegen, er suchte Schweden zu stärken, dadurch, dass er ein starkes Polen schaffe. Da er aber mehr wie ein streitlustiger Held denn wie ein Staatsmann den Kampf führte, so erlag er und mit ihm sank Schweden und Polen. Peter I. und Karl XII., zwei Kraftnaturen, sind also die ersten Gestalten, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben. Fassen wir zunächst den Russen ins Auge! —

Peter I.

Karl XII.

Die Romanow. Die Reformen Peters des Großen.

Folgen der Mongolenherrschaft.

Unter den Romanow erreichte Russland erst seine Bedeutung für Europa; mit ihnen beginnt eine neue Ordnung der Dinge. Die freien Elemente im russischen Volksleben waren durch die Mongolenherrschaft schon geknickt; wurden doch selbst die Großfürsten von den Mongolen nur „die Bauern der Chane der goldenen Horde“ genannt, und wurde doch den Edelleuten die Knute zu-

erkannt, ohne ihre Ehre zu mindern; galt doch fortan ein fetter Wanst, echt orientalisch, vorzugsweise für schön und stattlich, und wurde es Sitte, wie bei den Orientalen, die Frauen in vollständiger Abgeschlossenheit zu halten. Als die Russen sich frei machten von der Mongolenherrschaft, gieng die Stellung des Chans auf den Großfürsten über; die unbedingte Selbstherrschaft war das Staatsgrundgesetz und mit Recht sagt der russische Geschichtschreiber Karamsin: „Das Leben und Vermögen der Unterthanen, weltlicher und geistlicher, großer oder geringer, hängt ganz vom Willen des Großfürsten ab. Es gibt keinen Widerspruch und alles ist gerecht, wie in den Werken der Gottheit; denn die Russen sind überzeugt, dass der Großfürst der Vollstrecker des himmlischen Willens ist. Eine gewöhnliche Redensart lautet: ‚So ist es Gott und dem Großfürsten gefällig; Gott weiß es und der Großfürst.'" Diese Richtung, wonach die unbedingte Herrschaft des Großfürsten der einzige Grundpfeiler eines kräftigen Gedeihens für Russland geworden ist, kam unter den Romanow zum Abschluss. Ein schwedischer Gesandter berichtet an Gustav Adolf: „Der höhere Adel, die Knesen, sind durch die Tyrannei des Großfürsten bis auf wenige Familien vermindert, dagegen ist der niedere Adel, die Bojaren, sehr zahlreich. Von beiden gilt, dass sie von den untersten Graden sich empordienen müssen und alle dem Großfürsten Eigenthum und Leben schuldig sind. Der ganze Adel ist kriegerisch, beneidet aber die fremden Soldaten in des Großfürsten Dienst, welche im Überflusse leben. Zwei Hauptursachen russischer Schwäche gibt es: erstlich das Verderben der Geistlichkeit (wo immer ein Verbrechen begangen wird, ist gewiss ein Mönch dabei), was zur Folge hat, dass die Erziehung im schlechtesten Zustande sich befindet, und dass Völlerei und Blutschande Laster sind, deren man sich rühmt, zweitens die fremden Soldaten. Denn die Moskowiter, so sehr sie auch alles Ausländische hassen, können doch nichts gegen Fremde ohne Fremde ausrichten. Alles, was sie vollbringen, geschieht durch Treulosigkeit und überlegene Zahl. Der einheimische Soldat bekommt keinen Sold, weshalb er stiehlt; in Vertheidigung von Festungen hat er sich stets rühmlich gezeigt. Der Adel muss auf Gesandtschaften und im Felde sich selbst erhalten und sucht auf andere Weise seinen Schaden zu ersetzen; denn für Steuern gibt es kein bestimmtes Gesetz, sondern die Statthalter erpressen, so viel sie vermögen, oder nehmen für ihre Nachsicht Bestechungen an. Der Zustand der niedrigen Stände im Moskowiterland ist aus vier Ursachen elend: wegen der Knechtschaft, wegen Verschiedenheit der Stämme und Völker, wegen der Auflagen, endlich wegen der vielen Festtage, welche der Ausschweifung geweiht werden. Schutz der Gesetze gibt es keinen. Die Bauern, welche fünf Tage in der Woche für ihre Herren arbeiten müssen, haben nur den sechsten und siebenten für sich selbst." [1]

Randnotizen: Der Großfürst — absolut. — Knesen. — Bojaren. — Der Clerus. — Gebrechen des Staates. — Das Volk.

[1] Aus dem Berichte Skyttes an Gustav Adolf bei Geijer, l. c. III.

Michael, dieses Namens der dritte, regierte von 1613 bis 1645, umsichtiger, als man es von einem Mönche, der gerade sein Kloster verlassen hatte, erwarten konnte! Er suchte die Wunden zu schließen, welche eine lange Anarchie Russland geschlagen hatte, und gab Russland den Frieden mit dem Auslande. Für Verzicht auf die kleineren Plätze an den Mündungen der Newa und am finnischen Meere wurde mit Schweden 1617 der Friede zu Stolbowa[1]) abgeschlossen. Russland ward damit von der Ostsee ausgeschlossen, aber die Hoffnung Gustav Adolfs, dass der Moskowiter nie über diesen Bach springen werde, zeigte sich später als eitel. Der Czar ließ sich leiten durch den weisen Geist seines Vaters, des Metropoliten Philaret. Adam Olearius[2]), welcher 1634, 1636 und 1643 Russland bereiste und später beschrieb, sagt über diesen Herrscher: „Er regierte sanftmüthig und erzeigte sich sowohl gegen Ausländische als Einheimische glimpflich, so dass jedermann dafür hielt, das Land habe wider Gewohnheit nicht in viel hundert Jahren einen so frommen Herrn gehabt.“ — Was Olearius sonst von den Russen berichtet, zeigt, wie sehr sie unter der Herrschaft der Mongolen und durch die langwierigen inneren Kriege heruntergekommen waren: „Die Männer unter den Russen sind insgemein große und starke Leute, von Haut und natürlicher Farbe den anderen Europäern gleich. Sie halten viel von großen Bärten und dicken Bäuchen, und die, welche damit begabt sind, stehen bei ihnen vor anderen in großem Ansehen. Die Knebelbärte lassen sie lange über den Mund herabhängen; das Haupthaar tragen nur ihre Popen oder Priester bis zu den Schultern und darüber hinab, alle andern aber kurz abgeschnitten, und die großen Herren halten es sogar für schön, es ganz abrasieren zu lassen; wenn aber einer die Ungnade des Czars auf sich gezogen hat, so läſst er, bis er wieder zu Gnaden angenommen ist, das Haar lang und wild wachsen. — Die Weiber sind von mittlerer Größe, im allgemeinen wohlgestaltet und zart von Gesicht und Gliedern; in den Städten aber schminken sie sich alle, und so grob, dass es das Ansehen hat, als wenn jemand mit einer Hand voll Mehl ihnen übers Gesicht gefahren wäre und mit einem Pinsel ihnen die Backen roth gemalt hätte. Auch die Augenbrauen und Wimpern färben sie sich schwarz, bisweilen braun.“

Michael III. Romanow

gibt den Frieden.

Männer.

Frauen.

„Wenn man die Russen nach Gemüth, Sitten und Leben betrachtet, sind sie billig unter die Barbaren zu rechnen, denn sie haben keine Liebe zu den Künsten und hohen Wissenschaften, viel weniger zeigen sie, sich selbst darin zu üben, Lust; daher bleiben sie ungelehrt und grob, und es pflegen die meisten von hohen und unbekannten natürlichen Wissenschaften und Künsten, wenn sie solche von den Ausländern ausüben sehen, gar unverständige Urtheile zu fällen, und weil sie in ihren Schulen nur ihre und höchstens noch die slavonische Sprache schreiben und lesen lernen, versteht auch kein Russe, er sei geistlichen oder weltlichen, hohen oder niederen Standes, weder ein Wort Griechisch noch Lateinisch. Zwar sind sie, was den Verstand betrifft, scharfsinnig und verschmitzt, doch wenden sie ihn nicht dazu an, der Tugend und dem Lobe nachzustreben, sondern sie suchen vielmehr nur ihren Vortheil und Nutzen und Befriedigung ihrer Begierden. Ihr Scharfsinn und ihre List thut sich vornehmlich beim Handel, Kauf und Verkauf, in der Erfindsamkeit, den Nächsten zu übervortheilen, kund, und weil sie die Wahrheit sehr schonen, gern lügen und argwöhnisch zu sein pflegen, schenken sie auch selten einem anderen Glauben; wer sie aber berücken kann, den loben sie als ihren Meister. Auch sind

Volkscharakter.

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 115 dieses Werkes.

[2]) Herrmann, Geschichte des russischen Staates. Hamburg 1846. III, S. 575—588.

sie sehr hochmüthig und stolz, sonderlich diejenigen, welche entweder durch Glück und Reichthum, oder durch Amt und Ehre sich über den Stand des gemeinen Mannes erhoben haben; und wie sie ihre Landsleute für etwas Besseres halten als alle Ausländer, so meinen sie auch, dass kein Potentat in der Welt ihrem Oberhaupte an Reichthum, Ansehen, Macht, Hoheit und Würde zu vergleichen sei. Sie selbst gerathen aber untereinander aus Rangsucht oft in Streit. Bei ihren Zänkereien wechseln sie die schmählichsten Schimpfreden, doch kommt es gar selten zum Schlagen. — Man hat nie gesehen, dass die Russen einander auf Säbel- oder Kugelwechseln, wie wohl in Deutschland und anderen Orten zu geschehen pflegt, herausgefordert hätten, aber man hat wohl erfahren, dass die vornehmen Herren, ja Knäse und Fürsten, einander mit Knutpeitschen zu Pferde tapfer herumgehauen. — Die Russen, von Natur hart, und gleichsam zur Sclaverei geboren, müssen auch unter einem harten Joch und Zwang gehalten und zur Arbeit stets angetrieben werden, und zwar mit Prügeln und Peitschen, was sie aus Gewohnheit mit großer Geduld ertragen. Sclaven und Leibeigene sind alle miteinander. Gleich wie alle Unterthanen, hohe und niedere, sich des Czars Cholopi, Sclaven und Leibeigene nennen und als solche ansehen, so haben hinwiederum auch die großen Herren und vornehmen Leute ihre Sclaven, Leibeigene, Knechte und Bauern. Die Knäse und großen Herren müssen ihre Sclaverei und Wenigkeit gegen den Czar unter anderem auch dadurch bekennen, dass sie bei einzureichenden Schreiben und Bittschriften ihre Namen im Diminutiv unterzeichnen, wie Iwaschka, Petruschka. Ebenso bedient sich der Czar, wenn er jemand anredet, solcher Verkleinerungswörter. Auch kann man an den barbarischen Strafen, die oft über die großen Herren verhängt werden, ihre Sclaverei abmessen; daher sagen sie auch, alles, was sie haben, gehöre Gott und dem Großfürsten."

Allgemeine Knechtschaft.

Alexei Michailowitsch. *Kosaken.*

Michaels Sohn, Alexei Michailowitsch, regierte nach ihm von 1645 bis 1676. 1674 nahm er die Kosaken, welche sich gegen die Republik Polen empörten, unter seinen Schutz. Von da an ist die Ukraine von Polen getrennt. Die Bedingungen, unter welchen sie sich Russland anschlossen, waren Steuerfreiheit, eigene Gerichtsbarkeit, das Recht, ihren eigenen Hetman zu wählen, ferner dass 60.000 gegen einen Jahresgehalt von drei Rubeln stets unter den Fahnen bleiben sollen. Alexei suchte sein Volk zu veredeln und zu bilden, zog Fremde ins Land, gründete Schulen, ließ ein eigenes Gesetzbuch — die Uloshenie — abfassen, das freilich noch für den barbarischen Zustand seines Volkes Zeugnis gibt.

Gesetze.

Die Strafen sind barbarisch: Stockschläge auf die Fußsohlen, Verstümmeln, Tod; dem Falschmünzer wird z. B. geschmolzenes Metall in den Mund gegossen, dem Straßenräuber beim ersten Verbrechen das rechte Ohr abgeschnitten, dem gewöhnlichen Dieb das linke Ohr; wer Tabak raucht, wird geknutet oder gefoltert und verliert die Nüstern oder die ganze Nase; auf Kindesmord steht Todesstrafe. Die Frau, welche ihren Gatten umbringt, wird mit auf den Rücken gebundenen Händen bis auf die Hüfte in die Erde eingegraben.

Neben der Macht des Czaren sollte keine andere bestehen, darum ward die des Patriarchen gebrochen. 990 hatte der Patriarch von Constantinopel den ersten Metropoliten von Kiew geweiht. Russland hatte einen Patriarchen

seit 1587, der aber unter dem Patriarchen von Constantinopel stand, an welchen zährlich ein Geschenk abgieng, und welcher die Zustimmung zur Wahl des Patriarchen von Moskau gab. 1657 wurde dies Abhängigkeitsverhältnis, 1666 die Gewalt des Patriarchen selber gebrochen. Der Patriarch.

Der damalige Patriarch nämlich, Nikon[1]), der gebildetste und edelste aller russischen Patriarchen, welcher eifersüchtig über die Unabhängigkeit und Rechte seiner Kirche wachte, wurde ob seines Eifers für strenge Sitte den Großen unbequem und von ihnen so misshandelt, dass er seine Stelle aufgab, um als einfacher Mönch in einem Kloster zu sterben. Im December 1666 wurde Nikon auf das Betreiben der Großen unter nichtigem Vorwand von einer Synode abgesetzt und in das Kloster Therapontow verwiesen. Unter den Verbrechen, die man ihm vorwarf, war, er habe in einer Bibelübersetzung, die er herausgab, den Text gefälscht, habe Bilder, welche das Volk verehrte, abgeschafft, und endlich eine Schule gegründet, Lateinisch und Griechisch zu lernen. Nikon war im Kloster nicht müßig, er schrieb aus alten Quellen eine Chronik Russlands zusammen, ohne welche die alte Geschichte desselben in ewige Nacht begraben wäre; er starb 1681. Der Sturz Nikons hatte zur Folge, dass fortan jeder Versuch einer Reform des Clerus unterblieb. Nach den Gesandschaftsberichten von Mayerburg und Reutenfels lebten die Popen und ihre Diener unwürdiger als die Schlechtesten aus dem Volke, lagen oft betrunken auf den Straßen und mussten hin und wieder wegen grober Vergehungen vom weltlichen Richter gezüchtigt werden. Nur während seiner Amtsverrichtung wurde der Pope als geheiligte Person betrachtet, sonst durfte ihn jeder ungescheut misshandeln, wenn er ihm zuvor das heilige Käppchen ehrfurchtsvoll abgenommen hatte. Damals bildete sich die Secte der Altgläubigen — Starowjerzi oder der Roskolniki — Sectirer, wie ihre Gegner sie nennen, welche der russischen Kirche eine ununterbrochene Reihe der Bischöfe und damit eine canonisch berechtigte Priesterschaft absprachen. Jetzt zählt diese Secte noch zahlreiche Anhänger. Nikon. Popen. Roskolniki.

Alexei hinterließ drei Söhne und vier Töchter. Von seiner ersten Frau Feodor und Iwan und vier Töchter, worunter Sophia; von seiner zweiten Frau, einer Natalia Naryschkin, einen Sohn, der später als Peter der Große berühmt werden sollte. Feodor III. Alexejewitsch regierte 1676—1682 mild, einsichtsvoll und wohlwollend. Der wichtigste Act seiner Regierung ist die Vernichtung der Rosrjädsbücher, der Listen der alten und neuen Familien und Würden. Feodor III. Rosrjädsbücher.

Die Russen meinten nämlich[2]), zwei Personen könnten nicht in dem gleichen Amte dienen, wenn die Vorfahren des einen in den Reihen der Reichsbeamten auch nur um einen Grad höher standen, als die des andern; noch für unschicklicher galt, dass der Sohn oder Enkel eines Bojaren unter dem Befehl des Sohnes oder Enkels eines Okolnitschi stehe, denn der erstere zog dadurch sich und seinem Hause Schmach zu. Daher die Rosrjädsbücher, worin die czarischen Ukase über die Ernennung zu Ämtern verzeichnet waren. Sobald der Czar einen Kriegs- oder

---

[1]) Herrmann, l. c. III, S. 1666—1682.
[2]) So erklärt Ustrialow diese Erscheinung. Geschichte Russlands, I, S. 339—341. Stuttgart 1840.

Feldzug ankündigte, so erholte sich dort jeder Rath, ob nicht sein Vater oder irgend einer seiner Ahnen eine höhere Stelle begleitet habe, als sein unmittelbarer Vorgesetzter. Selbst im Kriege legte jeder eher seine Stelle nieder, als dass er auf den Dienstrang seiner Vorfahren verzichtete. Sogar auf dem Schlachtfeld konnten sich die Hauptleute zanken über den Vorzug ihrer Vorfahren — und darüber einander verrathen. Es half nichts, dass der vorhergehende Czar, um die Folgen dieses Vorurtheiles zu mildern, vor Beginn eines Feldzuges erklärte, bei den Ernennungen sei auf die erblichen Rangverhältnisse keine Rücksicht genommen worden. Darum ließ Czar Feodor die Rosrjädsbücher am 12. Jänner 1682 in Gegenwart der Großen dem Feuer überliefern. Um den großen Familien genug zu thun, wurde ein Adelsbuch entworfen, in welchem der Rang der Vorfahren bemerkt war, aber ohne dass darauf ein Vorrecht im Staatsdienste erfließen sollte. — Seine Vorgänger ließen sich das Haupt kahl scheren, Feodor III. ließ sich das Haar wachsen und kleidete sich polnisch, und der Hof folgte seinem Beispiele.

Feodor starb schon 1682, ohne Kinder zu hinterlassen. Der Thron gebürte jetzt eigentlich seinem 1663 geborenen Bruder Iwan; aber dieser stotterte, war schwach an Leib und Geist. Darum sprachen sich die Großen für dessen Stiefbruder aus, den von der Natalia Naryschkin am 30. Mai 1672 geborenen lebhaften zehnjährigen Peter[1]). Iwans Schwester und Peters Stiefschwester, die kluge, schöne und ehrgeizige Prinzessin Sophia — sie war auch Dichterin — sah mit Schmerz Iwan, für den sie hatte regieren wollen, vom Throne entfernt und alle ihre Pläne — sie wäre sicher eine andere Katharina geworden — vereitelt. Sie hatte Peters Mutter im Verdacht, die Bojaren aufgewiegelt zu haben, und reizte durch das Gerücht, die Naryschkin hätten den Prinzen Iwan erdrosselt, die Strelizen auf, die unter dem Rufe: „Nieder mit den Mördern Iwans, rächet des Gefallenen Blut und lasst uns sterben für das Vaterland" nach dem Kreml zogen. Vergebens zeigte sich Peter und sein Bruder den Rasenden, sie verstanden und erkannten keinen von beiden. Der Oheim Peters ward von ihnen zum Fenster des Palastes hinausgeworfen und gespiest. Drei Tage, vom 15. bis zum 18. Mai 1682, rasten sie durch die Stadt und ermordeten siebenundsechzig vom Geschlechte der Naryschkin. Iwan wurde zu Peters Mitregenten und Sophia zur Reichsverweserin ausgerufen. Am 25. Juni wurden die beiden Czaren vom Patriarchen gekrönt. Sophia regierte, ihre rechte Hand war der Fürst Golizyn; auf den Münzen war ihr Bild neben dem der beiden Czaren mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, mit der Unterschrift: Beherrscherin von Groß- und Kleinrussland.

Iwan. Sophia. Aufstand der Strelizen.

[1]) Rabener, Leben Petri I. des Großen. Leipzig 1725. — Bacmeister, Beiträge zur Geschichte Peters des Großen. Riga 1774. — Von Halem, Leben Peters des Großen. Münster 1803—1805. III. Bd. — Bergmann, Peter der Große. Riga 1820—1826. — Große, Peter der Große. Meissen 1836. — Reiche, Peter der Große und seine Zeit. Leipzig 1841. — Ed. Pelz, Geschichte Peters des Großen. Leipzig 1868. — Voltaire, Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand. — Mottley, History of the life of Peter, Emperor of Russia. London 1739.

1683 brach ein neuer Aufstand aus, diesmal gegen Sophia selber. Der Anführer der Strelizen, der Fürst Chawanski, war einer Verschwörung gegen die herrschende Familie angeklagt; Sophia ließ ihn zu sich kommen und ohne allen Process hinrichten, zugleich aber schlau die Schuld Peter zur Last legen. Strafe. Dieser kam wirklich in Lebensgefahr: schon hatte am Altar des Klosters zur Dreieinigkeit ein Strelize das Messer auf ihn gezückt — und der Todesschrecken zeigte sich durch das ganze Leben des Czaren von Zeit zu Zeit in einem krampfhaften Zucken der Gesichtsmuskeln — als ihn Scheu befiel, einen Mord in einer Kirche zu vollbringen. Indes waren die Edelleute zum Schutze ihres Fürsten herbeigeeilt, Peter wurde gerettet und die Aufständischen beschwichtigt. 3000 Strelizen zogen dann, Klotz und Beil tragend, mit dem Rufe: „Hier sind unsere Köpfe, die Czaren sind unsere Herren!" nach dem Richtplatz. 30 Rädelsführer wurden hingerichtet, die übrigen begnadiget. Sophia blieb Regentin bis 1689 und sie herrschte nicht ohne Geschick. Die Polen traten ihr für immer Smolensk, Kiew und andere Städte ab; sie begann einen Krieg gegen die Tataren in der Krim, um Russland Zugang zum Schwarzen Meere zu verschaffen. Sophia regiert bis 1689.

Indes lebte der junge Peter auf dem Landgute Preobrashensk bei Moskau, von Sophiens Spähern umringt, darum aber auch früh an List, Verstellung, Geistesgegenwart und rasche Entschlossenheit sich gewöhnend. Peter schien ganz im Soldatenspiel mit fünfzig anderen Knaben, Söhnen aus vornehmen Familien, aufzugehen. Hinter diesem Spiele des reichbegabten Naturkindes war aber ein merkwürdiger Ernst. Einige Ausländer waren in Peters Nähe gekommen, durch die er eine Anschauung von der Bildung des Abendlandes und von der Macht gewann, die Russland besitzen könnte, wenn es sich die Cultur des Westens aneignete und ein Heer nach europäischem Muster gründete. Wie begierig sog der aufstrebende Knabe alle Elemente der Bildung in sich! Einen gründlichen wissenschaftlichen Unterricht erhielt er niemals, die classischen Sprachen lernte er nie kennen. Ein Russe las mit ihm die Jahrbücher der russischen Geschichte; Deutsch, Französisch und Holländisch lernte er bald von den Ausländern, welche sich ihm anschlossen, namentlich von Lefort, einem Genfer, einem aufgeweckten, aber ausschweifenden Manne, der nach Abenteuern aller Art in Russland sein Glück gesucht hatte. Peter Franz Timmermann aus Straßburg wurde sein Lehrer in der Feldmess- und Befestigungskunst; ein Schotte, Gordon, übte ihn und seine Spielkameraden nach abendländischer Art in den Waffen ein. Peter machte alle militärischen Grade durch, wurde zuerst Tambour und schlug die Trommel, lebte von üblicher Löhnung und Soldatenkost, trug die gewöhnliche Uniform, schlief wie jeder andere im Zelte; dann wurde er Sergeant und bezog wie jeder andere die Wache, endlich stieg er zum Lieutenant empor. Die Zahl der soldatischen Spielkameraden (Potieschnije) wurde immer größer, Preobrashensk konnte sie nicht mehr fassen, ein Theil ward in das Dorf Semenowsk verlegt, und so wurden zwei Regimenter gebildet, die Stämme der späteren Garderegimenter. Peter hatte noch keine Belagerung gesehen; eine kleine Festung wurde darum erbaut, ein Regiment, bei dem Peter war, griff an, das andere vertheidigte; der Platz ward nach langer Gegenwehr und vielen Manövern, nicht ohne Blut,

Peter in Preobrashensk. Lernen. Lefort. Timmermann. Ursprung der Garde.

mit Sturm genommen. Sophia sah diese fremdartige Soldatenspielerei, welche Peter bei den echten Russen nur verhasst machen konnte, nicht ungern, hörte gerne, dass Peter mit Lefort in wüsten Gelagen ganze Nächte schwelgte. Peter zeigte nach Art kräftiger Naturen, denen kein höheres Ziel vorgehalten wird, Freude am Sinnlichrohen, doch seine Riesennatur gieng nicht, wie Sophia hoffte, in diesen Ausschweifungen unter, in dem Genusse des Brantweines, der ihn oft entwürdigte.

Peters Mutter gedachte seine Leidenschaft durch eine sanfte und geistreiche Gattin, die Fürstin Lapuchin, zu mildern. Die Heirat hatte nur die Folge, dass Peter von nun an mit mehr Selbstgefühl seiner Schwester gegenüber auftrat. Lefort stachelte Peters Eitelkeit und Gewaltlust. Zwischen dem Sophias Sturz. Czar und Sophia kam es zum Bruche; Sophia suchte Peter aus dem Wege zu räumen; er führe deutsche Sitten ein, verletze den Glauben und weihe die besten Söhne des Vaterlandes dem Verderben; dieser aber erließ einen Aufruf an die Armee, und 40.000 Mann standen zu ihm. Gordon stürzte Golizyn, und Sophia musste im Kloster Nowaditschei als Schwester Susanna Peter Alleinherrscher. den Schleier nehmen. Vom 7. September 1689 an beginnt Peters Alleinherrschaft. Sein Bruder Iwan übertrug ihm gerne die Ausübung der höchsten Gewalt und ward von Peter bis an sein Ende, 1697, mit Achtung behandelt.

Siebzehn Jahre war Peter alt, als er die Zügel der Herrschaft ergriff, die für Russland wie für Europa so bedeutungsvoll werden sollte. Schon seine Gestalt zeigte den Herrscher an, um Haupteslänge überragte er alles Volk, Peter war 7 Schuh und 1 Zoll hoch. Das glühende große Auge, die hochgewölbte Stirne, das dunkle bis auf den Nacken in Fülle herabhängende Haar, die Rüstigkeit und Beweglichkeit aller Glieder erhöhten den Eindruck Charakter. seiner Erscheinung. Sein Geist war ebenso lebhaft als unermüdlich, seine Wissbegierde unersättlich, seine Thätigkeit rastlos, seine Richtung durch und Bildung. durch praktisch. Nicht Bücher, sondern das Leben waren die Quellen, aus denen er sich Nahrung holte; die Reiche Europas waren seine Akademie, ihre Beherrscher und Gesandten seine Lehrer. Nicht nach Entfaltung eitlen Prunks und Schimmers zielte sein Ehrgeiz, sondern nach wirklichem Gewinn, die Bildung des Abendlandes nach Russland zu übertragen, sein Volk unter die Culturvölker einzureihen und ihm eine mächtige Stellung im Rathe der Völker zu verschaffen. In allem gieng Peter selber voran, er selber lernte Schiffsbau. vierzehn Handwerke; seine Lieblingsbeschäftigung war aber der Schiffsbau. Der Holländer Kersten Brandt wurde hierin sein Lehrer und Peter handhabte mit Eifer die Axt am Baue einer Jacht, und von Claas Wilmaszoon lernte er die Kunst der Schiffahrt. Bei all dem äußerte der junge Herrscher einen wunderbaren Instinct. Nur durch Gründung einer Flotte konnten Russlands Bodenschätze verwertet und sein Verkehr mit dem Auslande gehoben werden. Wie war er erfreut, als er am 13. März 1691 die erste Jacht, an der er

als Zimmermann, als Schmied und Handlanger selbst mitgearbeitet, am pereslavischen See vom Stappel lassen konnte, als er die russische See zu befahren vermochte! Der Czar begab sich 4. Juli 1693 selbst nach Archangel, dem wichtigsten Seehafen Russlands, und war dort thätig in der Tracht eines holländischen Schiffers, er kletterte wie ein Kajütenjunge auf den Mast. Wie war er erfreut, als er einen Sturm auf dem weißen Meere glücklich bestanden, aber wie war auch seine Mutter besorgt! Er vertröstete sie mit der Gnade Gottes und dem Schutze der heiligen Mutter und empfahl sich als unwürdiger Petruschka ihrem Segen. In Archangel gewann auch Peter bald die Überzeugung, dass Russland noch ganz andere Häfen benöthige, dass es die Mündungen seiner Ströme besitzen müsse, um seine Rohproducte mit Vortheil abzusetzen. Darum sein Bestreben nach Küstenplätzen am Schwarzen Meere und nach dem Besitze der schwedischen Länder am rechten Ufer der Ostsee. Pläne.

Um das erste zu erreichen, verband sich Peter mit Kaiser Leopold gegen die Türken. 1695 lagerte er vor Asow. Der erste Versuch misslang, der einzige gute Ingenieur verrieth ihn und Peter ließ 20.000 Mann vor dem Platze. Doch er war nicht so leicht zu entmuthigen; 1696 kam er wieder, tüchtige Ingenieure hatte ihm Österreich und Brandenburg gesandt. Mit ungewöhnlicher Rührigkeit wurde eine Flotte geschaffen und eine türkische Flotte von neunzehn Schiffen damit geschlagen. Ein ungeheurer Erdwall ward mit großen Opfern in kurzer Frist erbaut, der jede Zufuhr in die Stadt unmöglich machte. So fiel denn Asow [1]) nach zweimonatlicher Belagerung am 18. (28.) Juli 1696, und im Triumphzug, wobei jedoch Lefort, dem Großadmiral, die meisten Ehren zutheil wurden, zog Peter in Moskau ein. Türkenkrieg. Asow.

Das besänftigte jedoch den Grimm der Altrussen über die Neuerungen, über die massenhafte Anstellung von Fremden, nicht. Sie wollten von Eroberungen nichts wissen; nur einem Narren könne es einfallen, freiwillig die Gefahren des Krieges zu suchen. Eine Verschwörung bildet sich 1697, Peter sollte ermordet werden. Doch der Czar erfuhr davon, kühn trat er in den Versammlungssaal der Verschworenen. Als einer rief, jetzt sei es Zeit, nämlich zum Morde, schlug ihn Peter mit der Faust nieder, zu gleicher Zeit trat die Wache ein und die Meuterer endeten auf dem Blutgerüste. Um den Sinn der Russen für die Fortschritte des Auslandes zu öffnen, ließ sie Peter scharenweise auf Reisen gehen. 1697 beschloss er in Wanderlust und aus Staatsklugheit, mit eigenen Augen das Abendland, seine Künste und seine Gesittung kennen zu lernen. Verschwörung der Altrussen.

Eine große Gesandtschaft aus 270 Personen, worunter **Lefort** das Haupt und Peter als Gesandtschafts-Cavalier war, trat 1697 die Reise nach dem Westen an. In Moskau behielt **Gordon** den Befehl über die Truppen Reise durch Europa.

[1]) Vergl. Bd. X, S. 389 dieses Werkes.

und Romodanoffsky die Verwaltung des Innern. Die Fahrt gieng zunächst
Riga. nach Riga. Peter wollte die Festungswerke genau ansehen, der Befehlshaber verweigerte es und dies ward später als einer der Gründe zum Kriege gegen
Königsberg. Schweden hervorgehoben. Umso freundlicher war der Empfang in Königsberg beim Kurfürsten von Brandenburg. Peters Lernbegier trat überall so eigenthümlich hervor, als die Gewohnheit, dass sich alle nach seinem Willen richten sollten; er rang nach Bildung mit der Hast eines Barbaren, der seine wilde Natur nicht zu beherrschen vermag. In den Straßen von Königsberg hielt er plötzlich eine vornehme Dame an, griff nach der Uhr, die sie an der Brust trug, öffnete, beschaute sie und gieng dann davon. Einem Hofmarschall riss er eine kostbare Allongeperrücke vom Kopfe und warf sie in die Ecke des Empfangssaales. Beim Mahle mit dem Kurfürsten betrank er sich derart, dass er im Rausche seinen Liebling Lefort erstechen wollte. Der Kurfürstin Sophia Charlotte warf der Czar als Geschenk einen großen Rubin in den Busen. Peter kannte das Rädern noch nicht und hätte gar zu gerne den Vollzug dieser Strafe gesehen; als man ihm sagte, es sei kein Verbrecher vorhanden, der die Strafe verdient hätte, entgegnete der Czar: „So nehme man einen von meinen Bedienten."
Berlin. In Berlin ließ er sich prüfen in der Kriegskunst und sich ein Zeugnis hierüber
Hannover. ausstellen. In Hannover zeigte er der Kurfürstin seine schwielige Hand und rühmte sich, dass er vierzehn Handwerke verstehe. Beim Mahle zwang er sie, tüchtig mit ihm zu trinken; als er sah, dass sie beim Tanze Handschuhe trug, wollte er auch Handschuhe anziehen, allein bei seinem ganzen Reisegefolge waren keine zu finden. Sophie Charlotte bemerkte, der Czar habe nicht sauber zu essen gelernt. Von
Amsterdam. Hannover gieng die Reise nach Amsterdam, wo Peter sich von der Gesandtschaft trennte, um in Saardam als Schiffszimmermann unter dem Namen
Saardam. Peter Michailoff einige Zeit zu leben. Wie war er erfreut, als man ihn als Meister (Baas) begrüßte. An den Patriarchen von Moskau schrieb er: „Ich bin hier, um das Seewesen zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen dann heimzukehren und — das wird bis zum letzten Augenblicke mein Streben sein — die Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien. Gott hat ja zu Adam gesagt: im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen." Man wusste wohl, dass der Czar der Verkappte sei, aber Peter wollte nicht erkannt sein. Als im Saale der Generalstaaten alle die Augen auf ihn richteten, zog er eine große Perücke über sein Gesicht und rannte in zorniger Hast davon. Alles Fremde erregte seine Aufmerksamkeit, Taschenspieler, wie Männer der Wissenschaft. Bei einem Arzte lernte er das Zahnausreißen, bei Boerhave sah er einer Section zu und hieß seine Diener, mit den Zähnen die Sehnen ablösen. Wo er brauchbare Leute fand, nahm er sie in seinen Dienst. Sargmodelle wie holländische Katzen und Rattenfänger wurden nach Russland geschickt. Den Juden, die um Wiedereintritt in Russland baten — Iwan Wassiliewitsch hatte sie verbannt — gab er die naive Antwort: „Die Russen brauchen die Juden nicht, sie sind selber schlau genug, um im Handel zu überlisten." Wilhelm III. sandte ein stattliches Schiff, auf dem Peter im Januar 1698 in Greenwich landete. Der Anblick der Flotte fesselte ihn, dass er ausrief: „Wäre ich nicht Czar, so
In England. möchte ich Admiral von England sein." Peter wollte nicht erkannt sein und floh den Anblick der Menge. Wilhelm achtete seine Wünsche und Besuch und Gegenbesuch waren heimlich. Von den schönen Gemälden im Palaste nahm Peter keine Notiz, wohl aber gerieth er über eine Maschine, welche die Richtung des Windes bezeichnete, in Entzücken. Peter wollte in dieser unermesslichen und reichen Stadt

alles sehen: er fragte nach den Lehrsätzen aller Secten, er besuchte die größten Werkstätten, unterhielt sich mit den ersten Fabrikanten über ihr Geschäft, und gewann viele Arbeiter, dass sie nach Archangel oder Moskau auswanderten und die Lehrer seines Volkes wurden. Ein scharfes Urtheil fällte Burnet über ihn: er habe bloß Sinn für mechanische Arbeiten, er habe einen Handwerksgeist, sei aber nicht zu einem großen Fürsten berufen; er sei feurigen Gemüthes, thierisch in seinen Begierden, im ganzen ein wüthender Mensch. wirbt er Lehrer.

Von London gieng er über Holland, Leipzig, Dresden nach Wien, wo Peter am 19. Juni 1698 eintraf. Erzherzog Joseph, denn der ernste Kaiser Leopold verstand sich nicht dazu, musste bei einem Feste achtmal mit Peter Pokal um Pokal leeren; beide wurden so vergnügt, dass sie einander umfassten und in die Höhe hoben. Schon wollte Peter nach Italien, als die Nachricht von einem Aufstande der Streljzen ihn zurückrief. Das Gerücht, dass sie die Bärte abschneiden und Tabak rauchen müssten, und dass Peter ausländische Soldaten mitbringe, hatte einen Theil der Streljzen, der an der polnischen Grenze stand, zum Aufruhr getrieben. Sie brachen auf gegen Moskau, wurden aber von Gordon geschlagen, 165 Anstifter hingerichtet. Jetzt kam Peter am 24. August 1698 a. St. in Moskau an; er hatte seine Schwester Sophia im Verdacht, die Anstifterin des Aufstandes zu sein, und wüthete nun mit Folter und Knute gegen die Gefangenen. Dass keine Geständnisse erfolgten, machte Peter fast rasend vor Zorn; vierundvierzig schlug er eigenhändig mit einem Säbel, mit dem König August II. von Polen vor seinen Augen einem Ochsen den Kopf abgeschlagen und den er sich von ihm erbeten hatte, den Kopf ab. Noch bis ins Jahr 1699 dauerten die Hinrichtungen fort und konnte Peter nach dem Essen seine Minister und die fremden Gesandten auffordern, an der Enthauptung Antheil zu nehmen, denn es gebe kein der Gottheit willkommeneres Opfer, als das Blut eines Bösewichts. Im ganzen sollen bei 2000 Opfer gefallen sein. Auch an der Schwester glaubte er Rache nehmen zu müssen: drei Streljzen wurden vor ihrem Fenster aufgeknüpft, mit Bittschriften in der Hand, doch ja den Thron zu besteigen. Das Corps der Streljzen wurde aufgehoben, die Tauglichen in andere Regimenter eingereiht. In Wien. Streljzen. Heimreise. Strenge Strafe.

Und nun begann Peter mit gleich großer Thatkraft wie Rücksichtslosigkeit Russland umzuschaffen. Was ihm im Auslande gefallen, Kleines wie Großes, das sollten seine Russen sich aneignen. Die Zeitrechnung wurde geändert mit dem Jahre 1700; bisher fieng nämlich das Jahr mit dem Monat September, als dem Monat der Weltschöpfung an, von 1700 begann das Jahr nun mit dem 1. Januar, nach dem Julianischen Kalender. Da die Protestanten bald darauf den Gregorianischen Kalender annahmen, so besteht der nicht verbesserte Julianische allein noch bei den Russen. Ein Gesetz gebot, dass der gemeine Mann lesen und schreiben lerne; wer 500 Rubel besitze und seinen Sohn nicht in die Schule thue, könne sein Vermögen nicht auf ihn vererben. Tief griff Peter in das Leben des Clerus ein, nicht bloß dass er befahl, jeder Geistliche solle Latein lernen, sondern dass er die Kirchenregierung an sich zog. Als 1701 der Patriarch Adrian starb, ließ Peter die Stelle unerlediget, 1721 erklärte er das Patriarchat für immer abgeschafft Reformen.

und ernannte an seine Stelle den heiligen Synod, eine Behörde, die aus Bischöfen und Archimandriten, durch den Kaiser gewählt und absetzbar, bestand. Alle waren durch den Eid verpflichtet, den Czaren als obersten Herrn der Kirche anzuerkennen. So ordnete Peter die geistliche Macht der weltlichen unter und wurde der Kaiserpapst von Russland. Die Verwaltung der reichen, steuerfreien Klostergüter zog die Regierung an sich. Lebten früher die Frauen in orientalischer Abgeschlossenheit, so gebot Peter, dass sie jetzt theilnehmen am Verkehr der Männer und dass dem Verlöbnis eine Bekanntschaft von wenigstens sechs Wochen vorausgehen müsse. Druckereien wurden angelegt, Fabriken gegründet, die Steuererhebung und die gesammte Administration vereinfacht. Bald stieg das Staatseinkommen von sechs auf sechzehn Millionen Thaler.

Cäsaropapismus.

Frauen.

War hierin viel Gutes und Richtiges, so zeigen andere Verordnungen blinde Laune und Willkür des Reformators. Die Nationaltänze wurden verpönt, mit altrussischer Sitte, an der doch die guten Eigenschaften des Volkes hiengen, ein rücksichtsloser Kampf begonnen. Die Russen sollten nicht nur ein geregeltes Steuerwesen haben, sie sollten auch in ihrer Tracht geradeso sein, wie die Völker des Abendlandes. Sie liebten lange Bärte; der Bart, so lautete der Beschluss einer alten Synode, dürfe nicht abgeschnitten werden, denn der Mensch sei das Ebenbild Gottes. Nun befahl 1700 ein Ukas, dass männiglich den Bart abschneiden, den Schlepp kürzen oder eine Strafe zahlen solle. Wer ein Staatsamt bekleidete oder zum Herrscher wollte, musste in abendländischer Tracht erscheinen, Kleidermuster wurden an die Stadtthore angeschlagen. Die Edelleute sollten leben, ganz wie der Adel des Abendlandes. Auch einen Ritterorden sollte Russland haben: im Jahre 1698 ward zur Erweckung des Wetteifers der Andreas-Orden gegründet und zuerst den Officieren ausgetheilt, die sich im Kampfe gegen die Türken ausgezeichnet hatten; es geschah am Tage, da Lefort bestattet wurde mit einem Pompe wie ein Fürst; der Czar gieng mit einer Pike in der Hand hinter den Hauptleuten mit dem Range eines Lieutenants, zu dem er sich in dem Regimente Leforts aufgeschwungen hatte, selber mit dem Zuge.

Kleider und Bärte.

Andreas-Orden.

Mehr aber als alle diese Reformen fasste der Czar den Plan ins Auge, eine Stellung am baltischen Meere zu gewinnen. Dazu war jedoch ein Krieg mit Schweden nöthig, welchem damals die baltische Ostküste gehörte. Der Czar suchte nach Bundesgenossen und fand sie in König August von Polen und Friedrich IV. von Dänemark. 1699 wurde der Bund zum Angriff auf Schweden geschlossen. Dänemark wollte Rache und Ersatz für frühere Verluste; August I. hoffte Livland und Esthland an Polen zu bringen, Peter wollte Finnland, Karelien und Zutritt für seine Flotte zur Ostsee. Die drei Verbündeten sollten zu gleicher Zeit losschlagen. Damals begann der Kampf um das spanische Erbe und man hatte also nicht zu fürchten, dass sich Frankreich oder der Kaiser in den Streit mische.

Bund gegen Schweden.

Man rechnete zugleich auf eine Empörung der Livländer, sobald August angriffe. Im Jahre 1692 war nämlich eine Gesandtschaft der livländischen Stände nach Stockholm gekommen, um Karl XI. Vorstellungen gegen Übergriffe in ihre Rechte zu machen. An ihrer Spitze stand ein junger Edelmann, Patkul, der mit dem Feuer einer hinreißenden Beredsamkeit die Leiden seines Vaterlandes schilderte und Zurücknahme königlicher Befehle verlangte. Karl XI. that, als habe er Wohlgefallen an Patkuls patriotischem Eifer, während er ihn deshalb glühend hasste; aber bald feindete er ihn als Landesverräther an und verurtheilte ihn und die fünf Landräthe, welche seine Adresse unterzeichnet hatten, zum Tode. Patkul gelang es zu entfliehen, die Strafe der Landräthe wurde nur auf vielseitige Verwendung in sechsjährige Haft umgewandelt. Von da an glühte Patkul vor Hass gegen Schweden und suchte ihm überall Feinde zu erwecken. Er trat 1698 in sächsische Dienste, später in russische, und war als Gesandter Peters am sächsischen Hofe thätig. Mit dem livländischen Adel in steter Verbindung, erweckte er in August die Hoffnung, dass, sobald sächsische Truppen vor Riga erschienen, die Livländer sich erheben würden. Vor allem rechneten die Verbündeten auf die Jugend des schwedischen Herrschers, dessen Fähigkeiten sie weit unterschätzten. — Livland. Patkul.

Schweden. Karl XII.

Wie Schwedens König, Karl XI., lange für unbedeutend galt und dann auf einmal hohe Befähigung als Herrscher und Krieger kundgab, haben wir früher[1]) gesehen. Die Zuneigung seines Volkes gab ihm 1680 die Kraft, den Senat, der bisher eigentlich regierte, zu einer Behörde herabzudrücken, die bloß berathende Stimme habe. Zwei Jahre später gaben Geistlichkeit, Bürger und Bauern, um den Adel zu demüthigen, ihre Zustimmung, dass Karl über dem Gesetze stehe und alle Mittel anwenden könne, die er für die Regierung geeignet halte; demnach war der König wieder unumschränkt. Manche Missbräuche wurden abgeschafft, andere traten an ihre Stelle. Um die Staatsschuld zu verringern, erhöhte Karl XI. willkürlich den Wert der Münzen. Als ihm die Königin, von den Klagen des Volkes gerührt, hierüber Vorstellungen machte, fuhr sie ihr Gemahl herrisch an: „Madame, ich habe Sie geheiratet, um mir Kinder, nicht aber um mir Rathschläge zu geben.“ Karl starb 15. April 1697. Karl XI.

Sein Nachfolger war sein am 17. Juni 1682 geborener ältester Sohn Karl XII.,[2]) unter welchem die Schweden wieder zum höchsten Kriegsruhm, wie in den Tagen Gustav Adolfs, emporstiegen. Karl XII.

Bis zum siebenten Jahre überließ man den begabten Knaben der Fürsorge seiner ausgezeichneten Mutter, Ulrike Eleonore, der Tochter König Friedrichs III. und Schwester Christians IV. von Dänemark. In der Ehe mit Erziehung.

---

[1]) Vergl. Bd. X, S. 316—318 dieses Werkes.

[2]) Fryxell, Lebensgeschichte Karls des Zwölften, I. Bd., I. Cap. Braunschweig 1861.

ihrem despotischen Gemahl wenig glücklich, suchte Ulrike Eleonore in der Liebe ihres Sohnes Ersatz, den sie durch Wort und Beispiel an Sanftmuth, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit gewöhnen und in dessen Herz sie namentlich eine tiefe Frömmigkeit erwecken wollte. Karls reiche Befähigung entwickelte sich schnell unter ihrer Aufsicht und der Leitung des Norcopensis, Professors der Beredsamkeit an der Universität zu Upsala. Fast spielend lernte der Knabe lesen, schreiben, die Anfangsgründe der Geographie, Geschichte und Rechenkunst. Die deutsche Sprache war damals die Hofsprache, für das Latein wurde Karl eifrig, als er hörte, Sobieski spreche gut lateinisch, zum Französischen zeigte er wenig Lust: „Wenn ich mit dem König von Frankreich zusammenkomme, so will ich mich in französischer Sprache mit ihm unterhalten; wenn aber ein französischer Gesandter hieher kommt, so ist es schicklicher, wenn er um meinetwillen schwedisch lernt, als dass ich um seinetwillen französisch lernen sollte." Der sorgsamen Mutter musste Karl jeden Abend, was er untertags gelernt, und am Sonntag über den Text und Inhalt der angehörten Predigt Rede stehen. Man prägte ihm stets ein, dass er dereinst, aber nur durch besondere Gnade Gottes, König werde, dass er sich aber dieses hohen Berufes würdig zeigen müsse, und dass Gott, welcher Könige ein- und absetzt, ihn einst fragen werde, wie er das anvertraute Pfand gehütet und ob er die Gewalt nicht missbraucht habe. Früh zeigte Karl Liebe zum Kriegerstand, Selbstüberwindung, Seelenstolz, eine Festigkeit des Willens, der die Ausartung in Starrsinn nahe lag. Auf die Frage: „Wann ist man verwegen?" entgegnete er: „Wenn man sich an nichts kehrt." — „Wäre es nicht besser, sich nie in Gefahr zu begeben?" — „Nein, dann würde man ein Hase genannt werden." — „Ist es denn nicht besser, ein Hase genannt zu werden, und zu leben, als ein Löwe und zu sterben?" — „Nein, lieber todt bleiben in Ehren." Einmal bezeichnete der Prinz als Eigenschaften eines braven Mannes: „Er soll mild und sanftmüthig sein, aber Muth in der Brust haben, barsch wie ein Löwe gegen seine Feinde, aber fromm wie ein Lamm gegen seine Eigenen." Curtius und Julius Cäsars Kriegsgeschichte waren seine Lieblingsbücher, Alexander sein Lieblingsheld. „Ich möchte ihm ähnlich werden", sagte er eines Tages. — „Aber er lebte nur 32 Jahre", entgegnete man ihm. — „Man hat genug gelebt," erwiderte Karl, „wenn man ein Königreich erobert hat." Als dreizehnjähriger Knabe machte Karl alle Übungen der Soldaten mit, wie ein ergrauter Krieger ertrug er Hunger und Durst, trotzte er jeder Gefahr. Ein kühner Ritt, eine verwegene Jagd war seine Freude, namentlich die Bärenjagd. Es schien ihm ungebürlich, den Vortheil des Schießgewehres gegen die Bären zu brauchen, er gieng bloß mit Spieß oder Hirschfänger dem Thiere entgegen. Bald schien ihm aber auch dies eines Kriegers unwürdig: man solle dem Bären nur mit einer langen hölzernen Gabel entgegengehen, sie ihm um den Hals stoßen und ihn rückwärts zu Boden werfen. Seine Reiterstücke waren so verwegen, dass ihm sein Stallmeister eines Tages sagte: „Ich sah noch niemals jemand mit solcher Verwegenheit reiten. Gott hat die Thiere zum Dienst für uns erschaffen, aber nicht, damit wir uns mit ihrer Hilfe den Hals brechen." Nicht minder gefährlich waren seine Schlittenfahrten.

Grundsätze.

Kühnheit.

Selbständig.

Die Furcht vor dem Vater, die Liebe zur Mutter hielten seinen Eigenwillen noch in Schranken, sein Unglück war, dass er beide früh verlor und im fünfzehnten Jahr schon für selbständig erklärt wurde. Was er still für sich beschlossen, das führte er jetzt ohne Rücksicht auf den Rath anderer durch.

Sein Wille war fest, sein Gemüth einfach, und darin lag seine Stärke. Aus Scham darüber, dass er eines Tages, vom Wein überwältigt, eine Unbesonnenheit begangen hatte, entsagte er fortan dem Weine. Karl blieb sittenrein, er hat nie ein Weib berührt. Im Ausland sprach man nur von seinen tollen Streichen und hielt ihn für wenig befähigt; die Feinde Schwedens sollten nur zu bald erfahren, dass ein Löwe in ihm schlummere. Sittenrein.

Nach dem Willen Karls XI. sollte sein Sohn in den Besitz der damals beinahe unumschränkten königlichen Gewalt erst mit achtzehn Jahren treten und Hedwig Eleonora, die Witwe Karls X., die Regentschaft führen. Karl aber wurde die Vormundschaft lästig und schon im fünfzehnten Jahre erklärte er sich mit Hilfe des Reichsrathes Piper für mündig. Der Zug von Stolz und Größe, mit dem er den Händen des Erzbischofes von Upsala am 24. November die Krone entnahm und sich selbst aufs Haupt setzte, machte auf die ganze Versammlung Eindruck. Doch regierte Piper statt seiner und der tollkühne Jüngling gab sich nur mit Bärenjagden und Pferdetummeln ab. Darauf rechneten die Gegner. Zwar Peter konnte noch nicht losschlagen, der Türkenkrieg hemmte ihn noch, doch beschwerte er sich bitter, dass man ihm in Riga nicht gestattet habe, die Befestigungswerke zu besichtigen. Aber August versuchte 1699 einen Überfall auf Riga und die Dänen griffen Karls Schwager, den Herzog von Holstein-Gottorp an, nahmen Schloss Gottorp und beschossen Töningen. Eine schwere Nachricht nach der andern traf in Stockholm ein; die Räthe sprachen von Nachgiebigkeit, weil sie sorgenvoll in die Zukunft blickten. Karl aber rief: „Wohlan, Gott wird helfen, erst sprechen wir mit dem einen, dann mit dem andern; ich wollte keinen Krieg, aber schließen will ich ihn nicht, ohne dass es meine Feinde gereuen soll." Sofort war der träumerische Jüngling wie durch einen Zauberschlag in einen Helden umgewandelt. Krönung 1697.

Mit unerwarteter Schnelle schiffte Karl 15.000 Mann ein und landete am 4. August 1700 auf Seeland. Als es ihm mit der Ausschiffung nicht rasch genug gieng, sprang er ins Wasser; die Kugeln, die um ihn pfiffen, schreckten ihn nicht: „Das soll fortan meine Musik sein", rief er. Bald stand er vor Kopenhagen und traf so wirksame Anstalten zur Beschießung der Stadt, dass Friedrich IV. den Muth verlor. Unter Vermittlung der Seemächte schloss der Däne schon am 18. August auf dem Lustschlosse zu Travendahl einen Frieden, durch den er vom Bunde gegen Schweden zurücktrat, auf alle Ansprüche an Schleswig und Holstein verzichtete, Karls Schwager volle Entschädigung gab und 280.000 Thaler für die Kriegskosten zahlte. Krieg mit Dänemark. Friede zu Travendahl.

Und nun wandte sich Karl gegen Peter. August war nämlich im Februar 1700 vor Riga erschienen. Der Adel hatte sich aber nicht erhoben, der Angriff war gescheitert, August entschuldigte sich mit Ausflüchten. Dagegen hatte Peter am 30. August den Krieg erklärt und am 1. October sich mit Karl gegen Peter.

einem starken Heere vor der Festung Narwa gelagert. Da erschien mit Blitzesschnelle Karl XII. am 17. October auf der Rhede von Pernau, am 30. November stand er schon dem russischen Lager gegenüber, und obschon er nur 8000 Mann hatte, so wagte er doch den Sturm auf 40.000 Russen hinter Verschanzungen. Peter hatte sich vom Heere entfernt, der Herzog von Croy, Frankreichs Gesandter, war durch Todesdrohung gezwungen worden, die Russen zu commandieren. Die Befehlshaber gehorchten ihm aber nicht. Trotz starken Schneegestöbers griff Karl an. In drei Stunden war die Schlacht zu seinen Gunsten entschieden, waren 145 Kanonen, 28 Mörser erobert, die ganze Generalität gefangen, kamen damit 120 kleine Schiffe in die Hände der Schweden. Am andern Tag ergaben sich 18.000 Mann als Gefangene. Karl entließ die Gemeinen, empfieng die Officiere freundlich, vertheilte Geld unter sie und ließ ihnen ihre Degen zurückgeben. Es war ein glänzender Sieg; man schlug damals in Stockholm eine Medaille, auf welcher man auf der einen Seite einen Russen, einen Polen, einen Dänen in Ketten, und auf der andern einen Herkules mit der Keule sieht, wie er den Cerberus mit dem Fuße tritt, mit der Inschrift: „Tres uno contudit ictu." Doch war dieser Sieg insofern gefährlich, als Karl die Russen verachten lernte. „Wenn wir sie alle todtschlagen," sagte er, als er die 18.000 Gefangenen entließ, „so haben wir ja nichts mehr zum Fechten." Statt der russischen Macht den Todesstoß zu geben und jene Gegenden nicht zu verlassen, bis Peter vollständig besiegt war, folgte Karl bloß seinem Hasse gegen August und wandte sich nach Polen. So gab er seinem Feinde Gelegenheit, sich zu erholen, und Peter äußerte getrost in seiner Zähigkeit: „Mein Bruder Karl wird uns zwar noch manchesmal schlagen, aber endlich werden wir doch von ihm lernen, ihn zu besiegen." —

Schlacht bei Narwa.

Der Entthronungskrieg gegen August von Polen.

Das Unglück verband den Czaren und den Polenkönig enger. Im Februar 1701 hatten sie eine Zusammenkunft in Birsen an der Grenze Litthauens. Ein neuer Plan ward hier entworfen und Peter sandte August Geld und Mannschaft zuhilfe. Karl aber gieng erst im Juli über die Düna, trieb die Sachsen vor sich her und tummelte sich in Kurland und Livland das Jahr über herum. Seine Räthe, seine Freunde, seine Schwester Hedwig warnten ihn vergebens vor Einmischung in die polnischen Angelegenheiten, Karl folgte nur seinem Durst nach Rache; er wollte August um jeden Preis entthronen, einen andern Plan hatte er nicht, während er doch den Krieg zum Frommen seines Landes hätte leicht beendigen und die Herrschaft Schwedens an der baltischen Küste neuerdings hätte bestätigen können.

Birsen.

Der Schwede verband sich mit den Unzufriedenen in Polen, insbesondere mit dem Cardinal-Primas Radczejowski. Dass Karl alle Anerbietungen zu einem Frieden mit August beharrlich zurückwies, war verhängnisvoll für Schweden und entzog dem Sieger selber die Anhänglichkeit vieler bisheriger Bewunderer. Man hat über den Grund des beharrlichen Hasses gegen August viel geschrieben, er liegt in der Ansicht Karls über den Polenkönig. Den Krieg des Königs von Dänemark entschuldigte er durch die alte Feindschaft mit den Herzogen von Holstein-Gottorp. Peter von Russland blickte naturgemäß voll Verlangen nach der Ostsee. In Augusts Verfahren sah Karl aber nur Treubruch und Eitelkeit, darum schrieb er über diesen an den König von Frankreich: sein Benehmen sei so schändlich und niederträchtig, dass es die Rache Gottes und die Verachtung aller wohldenkenden Menschen verdiene. — Das schwedische Heer hatte keine Freude am Krieg mit Polen, noch hielt es den Kampf gegen die Sachsen für gerechtfertigt, aber Karl war taub gegen jede Vorstellung. An die Polen schrieb er: „Ich halte unwidersprechlich dafür, dass Euer König die Absicht hat, das polnische Volk zu schwächen, nach und nach seine Freiheiten zu vertilgen, die allgemeinen Gerechtsame in Vergessenheit zu bringen und sich schließlich nach Zertretung der Republik die Alleinherrschaft anzueignen.“ August dagegen wies auf die Demüthigung hin, die für die Polen darin liege, dass ein fremder Fürst bestimmen wolle, wer ihr König sei. Gegen August den Starken in Polen. Grund.

August sah dem Kampfe mit dem Schweden mit Bangigkeit entgegen. Gerne hätte er auf eigene Hand mit ihm Frieden geschlossen, mochten die Bedingungen noch so hart sein. Als Unterhändlerin sandte er seine ehemalige Geliebte, die wegen ihrer Schönheit, ihrer Kenntnisse, ihres Witzes und ihrer Schlauheit berühmte Gräfin Aurora von Königsmark, die Mutter des später so gefeierten Marschalls von Sachsen, an Karl in das Lager von Wurzen. August will Frieden, sendet Aurora.

Die Gräfin war eine geborne Schwedin; sie kam zum Grafen Piper und soll die Abtretung von Kurland angeboten haben; sie erklärte, ihr Auftrag sei von höchster Bedeutsamkeit für den ganzen Norden; sie schrieb die schmeichelhaftesten Verse über den König — konnte aber keine Unterredung mit ihm erlangen. Karl blieb unbeweglich, er stieß sie fast beleidigend von sich, als sie sich einmal ihm in den Weg stellte. August sandte jetzt den Kammerherrn von Vitzthum als Unterhändler, derselbe bot Ersatz der Kriegskosten, Abtretung von ganz Kurland und sogar von Litthauen an; es war gleich vergeblich: Karl hielt es für seine Pflicht, August die Krone von seinem Haupte zu reißen. „Meine Ehre, mein Gewissen, die Sicherheit meines Reiches erlauben mir nicht, dass ich Eurem Rathe folge“, sagte er zu seinen Officieren, als diese ihm vom Kriege mit August abriethen, welchen nur der Russe zu Eroberungen benütze. Der König blieb unbeweglich, als selbst sein Feldgeistlicher Thingwald wider die Unversöhnlichkeit gegen Feinde predigte. Er vergoss Thränen am Bette seines Seelsorgers, blieb aber unversöhnlich. Karl hasst August.

Als die Republik Polen mit ihm über den Frieden unterhandeln wollte, entgegnete Karl XII., erst in Warschau werde [er sich erklären. Im Mai 1702 öffnete ihm die Hauptstadt die Thore, und nun verkündete er in einem Manifeste, er werde das Königreich nicht verlassen, bis August, sein und der

Republik Feind, nach Sachsen zurückgekehrt und ein anderer als König gewählt sei. Darauf schlug er am 19. Juli 1702 ein sächsisches Heer von 20.000 Mann bei Klissow zwischen Warschau und Krakau aufs Haupt. Die Sachsen verloren all ihr Geschütz und Gepäck; in dieser Schlacht fiel auch Karls Schwager, der Herzog von Schleswig-Holstein. Im Mai 1703 schlug Karl die Sachsen abermals bei Pultusk. Jetzt wurden auch Thorn, Danzig und Elbing von den Schweden besetzt. Indes hatte sich ein Reichstag in Warschau versammelt, um einen König zu wählen, und am 16. Februar 1704 wurde hier Karl August für unfähig erklärt, Polens Krone zu tragen.

Sieg bei Klissow.

Königswahl.

Aber wer sollte an seine Stelle treten? Man sprach von einem der drei Söhne Sobieskis, der sich auf einem Gute in Schlesien aufhielt. Um dies zu vereiteln, sandte August dreißig verkleidete sächsische Officiere ab, die zwei derselben, Jakob und Constantin, am 18. Februar 1704 festnahmen und auf den Königsstein bei Dresden brachten; der dritte der Brüder, Alexander, wollte von der Krone nichts wissen. Karl fragte den Cardinal-Erzbischof Radcziejowski, welche polnische Edelleute sich für den Thron eigneten. Dieser nannte ihm mehrere. Karl antwortete: „An der Spitze der Elephanten geht immer der größte, glücklich das Land, wo der Größte zugleich der Beste ist, darum will ich Stanislaus Leczinski zum König von Polen haben." Vermögen, Macht hatte dieser nicht, wohl aber schöne Gestalt, Gutmüthigkeit, er war redlich, eifrig, kenntnisreich; bisher waren Jagd und Tabakrauchen seine liebsten Beschäftigungen. Seine Gattin war eine Opalinski. Die Häupter von Karls Partei sprachen sich gegen ihn aus. Aber Karl befahl die Wahl, die am 12. Juli 1704 von nur 56 Edelleuten, die von schwedischen Soldaten umlagert waren, vorgenommen wurde. Schon am 31. August, während Karl gegen Lemberg zog, und diese Stadt am 6. September erstürmte, ward der neue König von August wieder aus Warschau vertrieben und musste zu Karl nach Galizien flüchten. Karl führte ihn wieder zurück und verjagte August nach Sachsen.

Stanislaus Leczinski König

Nun trieb sich Karl einige Zeit in Polen wie im Feindeslande um; am 31. September 1705 schlugen die Schweden die Sachsen zwischen Wohlau und Warschau, am 4. October des gleichen Jahres konnte Karl endlich seinen Liebling krönen lassen, der nun im Namen Polens Frieden mit Schweden schloss. Der Sieger bewährte auch hier wieder seine Uneigennützigkeit: er verlangte keinen Fußbreit Landes für sich, keine Gunst für sein Volk, nur kirchliche Freiheit für die Lutheraner.

Friede mit Polen.

August hatte sich indes mit Peter aufs innigste verbunden, welcher mit Geld und Mannschaft aushalf. Rhenskiöld schlug jedoch am 19. Februar 1706 bei Fraustadt im Gebiete von Posen die vereinigten Russen und Sachsen. Nachdem Karl sich lange in Volhynien und Litthauen umhergetrieben hatte und erst beim Anblicke der unermesslichen Moräste auf den Gedanken ge-

Sieg bei Fraustadt.

kommen war, ein festes Ziel zu verfolgen, brach er gegen die Erblande des gehassten August auf. Ohne den Kaiser Joseph I. wegen Überschreitung seines Gebietes zu befragen, setzte der Schwede am 1. September 1706 über die Oder. Dort fand er viele evangelische Schlesier, die ihn flehentlich baten, bei dem kaiserlichen Hofe religiöse Duldung für sie zu erwirken. Karl nahm sich seiner Glaubensbrüder an, und auf seine Forderung gab der Kaiser ihnen in den Fürstenthümern Liegnitz, Wohlau und Öls die entrissenen Kirchengüter zurück und gewährte ihnen außerdem große Freiheiten. Über Görlitz, Bautzen zogen dann die Schweden gegen Leipzig und lagerten bei Lützen; sie hielten treffliche Mannszucht, Sachsen aber musste die Lebensmittel liefern und Kriegssteuer zahlen. August war gezwungen, zu unterhandeln, zumal Peter, mit seiner Kriegsführung unzufrieden, geneigt schien, sich ohne August mit Karl abzufinden. Die Bevollmächtigten Pfingsten und Imhof boten dem Schweden zuerst eine Theilung Polens an: die eine Hälfte solle an Schweden fallen; sie boten dann für Leczinski Litthauen als eigenes Königreich; es war alles vergebens, unbeugsam verharrte Karl auf der Abdankung Augusts. Da unterzeichneten die Bevollmächtigten im Hauptquartiere zu Altranstädt am 25. September 1706 den Frieden. August behielt Namen und Ehre eines Königs, verzichtete aber zu Gunsten Leczinskis auf Polen und alles, was zu diesem Reiche gehörte, auf alle Gefangenen, auch die Söhne Sobieskis, entsagte allen Bündnissen gegen Schweden, trat von dem Bunde mit dem Czaren zurück und versprach, die evangelische Religion aufrecht zu erhalten. Schließlich ließ er den Schweden Winterquartiere und Sold in Sachsen.[1]

Karl in Schlesien. — in Sachsen, — Friede zu Altranstädt.

Unter den Überläufern, deren Auslieferung versprochen wurde, war der Livländer Patkul mit Namen aufgeführt; obschon er Gesandter Peters am sächsischen Hofe war, so hatten ihn doch Augusts Minister 1705 gegen alles Völkerrecht gefangen gesetzt, weil er August die Augen über ihre Ränke geöffnet, weil er in Briefen an Peter, die sie aufgefangen, über den Leichtsinn Augusts geklagt und den Czaren gewarnt hatte, an den Sachsen sein Geld zu verschleudern, der es, statt für den Krieg zu verwenden, nur mit seinen Weibern vergeude. August wollte in einer Aufwallung von Ehrgefühl und Menschlichkeit Patkul vom Sonnenstein, wo er gefangen saß, entschlüpfen lassen, allein der Befehlshaber wollte noch ein Lösegeld vom Gefangenen erpressen, und so verstrich die Frist. So fiel denn Patkul am 8. April 1707 in die Hände der Schweden. Karl hasste ihn glühend und ließ ihn 1708 zu Kasimir in Polen lebendig rädern und viertheilen. Diese Barbarei ist ein ewiger Flecken an seinem Ehrenschild. Nicht minder unedel handelte August, indem er seinen Gesandten vorwarf, sie hätten ihre Vollmacht überschritten, und sie ins Gefängnis werfen ließ, nur um sich ein Hinterpförtchen offen zu halten, den Vertrag gelegentlich zu brechen. Auch Marlborough kam nach Altranstädt, das damals ein Mittelpunkt der europäischen Politik wurde. Karl hatte früher Neigung gehabt, sich mit Frankreich zu verbinden, jetzt wurde ihm der Gedanke nahe gelegt, sich an die Spitze einer dritten Partei zu stellen, und

Karls Härte. — Patkuls Ende. — Marlborough.

[1]) Fryxell, l. c. I, Bd. I, Cap. 32.

der Allianz gegen Frankreich standen ernste Gefahren bevor, wenn der vierundzwanzigjährige Schwede an der Spitze seines siegreichen Heeres gegen den Kaiser auftrat. Doch der Sieger von Blenheim und Ramillies wußte den Unmuth des Königs über die Herrschsucht Ludwigs XIV. so geschickt zu reizen, daß Karl die französischen Unterhändler zurückwies und erklärte: Europa werde nicht eher Frieden haben, als bis man Frankreich in seine natürlichen Schranken zurückweise. Marlborough brachte ein eigenhändiges Schreiben der Königin Anna, die ihm noch ansehnliche Summen zur Bestechung für Karls Minister mitgegeben, um ja zu verhüten, daß Karl sich nicht in den spanischen Erbfolgekrieg einmische. Viele Geschichtschreiber wissen genau anzugeben, wie viel Karls Diener vom Engländer angenommen; schwedische Geschichtschreiber bemerken dagegen mit Recht, daß Marlborough schon in Berlin sicher wußte, daß Karls Absichten zunächst gegen Rußland gerichtet seien, und daß der Engländer wahrscheinlich das zur Bestechung bestimmte Geld in seine eigene Tasche gesteckt habe. Karls Minister hatten sich schon vorher entschieden für den Krieg mit Rußland ausgesprochen und Piper dem französischen Unterhändler erklärt: ein Schwede, der dem König anrathen wollte, sich in einen neuen Krieg einzulassen, so lange der russische noch nicht beendet ist, müßte ein Unsinniger oder ein Landesverräther sein. Torcy schreibt an den französischen Gesandten zu Stockholm: „Piper ist seinem Könige immer treu gewesen und hat den Vorwurf der Bestechlichkeit nicht verdient.“ Karl und Marlborough zogen sich nicht an, Karl fand den Engländer für einen Krieger zu geziert und Marlborough meinte, des Königs Einfachheit gehe aus dem Hange hervor, Aufsehen zu erregen. August machte sogar Karl seinen Besuch und der prunksüchtigste der Fürsten huldigte dem prunklosesten. Karl trug keine Allongeperücke wie August, sondern sein Haar kurz abgeschnitten, keine Spitzen und Juwelen, sondern einen einfachen blauen Tuchrock, ein schwarzes Halstuch und große Stiefel mit eisernen Sporen. Er vergeudete nicht ungeheure Summen in Gastmählern und mythologischen Festlichkeiten; sein Getränk war Wasser, Commisbrot seine Speise, sein Lager ein Bund Stroh, seine Decke der Mantel; er hatte kein Heer von Maitressen und unehelichen Kindern, sondern er mied jeden Umgang mit Frauen — nur an seine Schwester Hedwig schrieb er Briefe voll brüderlicher Zärtlichkeit. August ließ sich von seinen Schmeichlern den Großen nennen, Karl haßte jede Schmeichelei. August war aus Politik zu einem andern Glauben übergetreten, dem jede seiner Handlungen widersprach; Karl hielt rein und fest am lutherischen Bekenntnis und am Glauben an Vorherbestimmung, und wohnte jeden Tag zweimal mit Andacht der Betstunde seiner Soldaten bei. Augusts gefeierte Größe bestand in seiner Stattlichkeit und Körperstärke, Karls Größe in der Festigkeit seines Willens und in seiner Furchtlosigkeit vor Gefahr; sein Fehler war Starrsinn; wenn er einmal einen Plan gefaßt hatte, so ließ er sich auch durch den besten Rath nicht mehr davon abbringen und opferte erbarmungslos das Leben seiner braven Schweden, aus deren jedem übrigens er einen Helden zu machen wußte. Man hat ihn bald überhebend den Alexander, bald unterschätzend den Don Quixote des Nordens genannt. Zum ersten fehlt ihm der feine Sinn, der Ideenreichthum und das strategische Talent, zum zweiten die Schwärmerei, obwohl er oft einer Laune zulieb das Wohl seines Volkes auf die Spitze seines Schwertes setzte.[1])

Karl und August.

[1]) Der neueste Biograph Karls ist Fried. Ferd. Carlson in der Fortsetzung von Geijers Geschichte Schwedens, Bd. VI. Leider hat er seine Arbeit nur bis zum Altranstädter Frieden gebracht, als ihn 18. März 1887 der Tod überraschte. Über Karls Geist

Auch Karl machte August seinen Besuch in Dresden, der aber bei der damals herrschenden Treulosigkeit ihm hätte gefährlich werden können. Mit drei Officieren ritt er rasch ins Thor, sagte, er heiße Karl und sei Dragoner, und ritt gerade auf den Palast des Kurfürsten zu. August war überrascht und hatte kaum Zeit, an die Vortheile zu denken, die ihm die Unklugheit seines Feindes darbot. Karl nahm ruhig ein Frühstück im Palast und sprach in so herrischem Tone, als wenn er in seiner Hauptstadt sich befände, versagte sogar die Begnadigung eines Livländers, um die August ihn bat; nahm dann raschen, aber freundlichen Abschied und stieß wieder zu seinen Truppen, die seinetwegen in großer Unruhe waren. Erst am andern Tage hielt August einen Staatsrath, über den aber ein Witzbold treffend bemerkte, August denke erst heute über das nach, was er gestern hätte thun sollen. — Karl in Dresden.

Karl in Russland.

Mit 44.000 Mann brach Karl im August 1707 endlich gegen seinen nachhaltigsten und gefährlichsten Feind, gegen Peter, auf. Aber welche Fort- Nach Russland.

und Charakter sagt er S. 40—42: „Bei der Erziehung, oder besser gesagt, bei diesem Mangel an Erziehung, kann man, wenn man dieselbe mit der besonderen Naturanlage des Prinzen zusammenhält, ohne Schwierigkeit die Erklärung zu den vielen Eigenthümlichkeiten finden, zu den scheinbaren Widersprüchen, dem wunderbaren Reichthum von Talenten und der Verschwendung derselben, welche seinen Charakter und seine Lebenslaufbahn bezeichnen. Die Verstandesgaben des jungen Prinzen waren gut. Er eignete sich mit Leichtigkeit an, was ihm mitgetheilt wurde, und konnte dasselbe verarbeiten. Was ihm am nächsten lag, war der scharfe abstracte Gedanke. Er liebte frühzeitig solche Übungen, welche den Scharfsinn in Anspruch nahmen — als ob er auch auf diesem Felde gerne das Schwert geführt hätte. Seine Gedankenübungen waren in der That bereits in der Kindheit, wie nachher im reiferen Alter, ein Waffenspiel. Für Mathematik zeigte er viel Anlage; weit weniger für Geschichte und Sprachwissenschaft. Er lernte lateinisch und deutsch, welche Sprachen er auch sprach. Gegen das Französische hatte er von vornherein Widerwillen und sprach es nicht. Ein Zug, welcher zeitlich bei ihm hervortrat, war das Gefühl für strenge Gerechtigkeit und ihre Geltendmachung ohne Nachgeben. Dagegen war der Sinn für das Schöne bei ihm nicht groß, er wurde bei ihm mit wenig Erfolg gepflegt. Weder für die Literatur, noch für die schönen Künste zeigte er Neigung. Was am meisten bei ihm hervortrat, war die Stärke des Willens. Darin glich er seinem Vater. Diese Eigenschaft beherrschte alle übrigen. Eine solche Willenskraft ist ein großer Reichthum und zugleich eine große Gefahr. Sie zeigte sich schon in dem Knaben nicht selten als Eigensinn. Vielleicht hätte sie durch den Einfluss der Erziehung zu größerem Ebenmaß gebracht und durch Bildung veredelt werden können. Aber sie scheint viel mehr freien Lauf erhalten zu haben, da man den jungen Prinzen in allem meinte seiner Neigung folgen lassen zu sollen. Schon im Alter von neun Jahren wurde begonnen, ihn in militärischen Gegenständen zu unterweisen. Der Generalquartiermeister-Lieutenant Stuart unterrichtete ihn in der Befestigungskunst, und diese Lehrstunden wurden von ihm bald als ein Vergnügen betrachtet. Noch mehr interessierte ihn die Theilnahme an kriegerischen Übungen. Mit zwölf Jahren begann er seinen Vater auf Reisen und zu Musterungen zu folgen und zeigte viel Freude und Neigung für die militärischen Bewegungen. Karl XI. scheint auch seinen Sohn sich vorzugsweise als einen kraftvollen Krieger gedacht zu haben. Diese Neigung wurde bei dem jungen Prinzen mit jedem Jahre stärker. Im übrigen hatte er mit der Luft die Prinzipien der völlig ausgeprägten Alleinherrschaft eingeathmet. So war es mit seinem Vater nicht gewesen, welcher in seiner Jugend andere Staatsverhältnisse gesehen hatte. Ein besonders großer Mangel in seiner Ausbildung war, dass, was so sehr vonnöthen war und was sein Vater in so hohem Grade besessen hatte, nämlich der Sinn für die innere Entwicklung von Volk und Land viel zu wenig bei ihm gepflegt wurde. Karls XII. Regierung im ganzen genommen gleicht einer Sage, voll von Abenteuern. Aber sie nahm nicht sogleich diesen Charakter an."

schritte hatten indes die Russen gemacht! Karl fand nicht mehr die Feiglinge von Narwa. Peter hatte unablässig an Fortbildung seines Heeres gearbeitet, um das Selbstgefühl der Krieger zu heben, allen, die in die Armee traten, die Freiheit verliehen, sich selber endlich unter den Oberbefehl des Feldmarschalls Scheremetjew gestellt. Peter griff nur an, wo er den Schweden wenigstens dreimal überlegen war, und so gewannen seine Russen nach und nach wieder Muth und hörten auf, die Schweden für unüberwindlich zu halten. Am 10. Januar 1702 besiegte Scheremetjew 10.000 Schweden unter Schlippenbach bei Erastfähr. Welche Freude für Peter! „Gott sei Lob!" rief er, „jetzt haben wir es so weit gebracht, dass zwei Russen einen Schweden schlagen können. Noch einige Jahre und wir werden sie Mann gegen Mann bekämpfen."

Wie feierte er den Sieg, aber auch wie benützte er den Sieg! Karl hatte nur Freude an der Schlacht, an der That, Peter am Erfolg, am Nutzen. Bald war Ingermanland, Esthland, Livland im Besitze der Russen, Nöteborg am Ladogasee wurde am 11. October 1702 genommen und erhielt den Namen Schlüsselburg; 1703 nahm er das schwedische Fort Nyenschanz. Bald standen die Russen am Ausflusse der Newa ins Meer. An der Mündung der Newa beschloss Peter, sich eine neue Hauptstadt zu bauen. An neue Hauptstädte knüpfen sich neue Grundsätze, und an das alte Moskau knüpfte sich das alte Russland.

Peter legte am 27. Mai 1703 an der Stelle, die früher Lustinsel hieß, Petersburg. den Grund zur neuen Hauptstadt Petersburg, bei der ihm als Muster seine Lieblingsstadt Amsterdam vorschwebte. Schnell ward die neue Stadt bevölkert, aber um welchen Preis! Tausende von Bauern, die Peters Machtspruch herbeigezogen hatte, giengen durch die Sumpfluft zugrunde. Da die Russen den Schiebkarren nicht kannten, wurde die Erde zur Aufdämmung in Rockschößen oder in Säcken herbeigetragen. Täglich arbeiteten 20.000 Menschen, um einen künstlichen Grund für die neue Stadt zu schaffen. In Moskau durfte zwanzig Jahre hindurch kein neues Haus gebaut werden, um die Leute zu zwingen, in Petersburg sich niederzulassen. Tausende und aber Tausende von Familien wurden gewaltsam aus dem Innern von Russland dahin verpflanzt. Es erhob sich bald eine glänzende Kaiserstadt an den Ufern der Newa, vor welcher der Glanz des alten Moskau erbleichte.

Indes wurde der Krieg mit den Schweden meist mit Glück fortgeführt; 1704 Dorpat, und nach schwerem Kampfe Narwa genommen; 1705 Kurland. wurde Esthland und Livland vollkommen überzogen und in Kurland eingerückt. Zwar wurde Scheremetjew von Löwenhaupt 26. Juli geschlagen bei Gemauerthof, allein die Schweden mussten sich nach Riga zurückziehen und die Russen bemächtigten sich am 14. September 1705 Mietaus. Polen. Als Karl nach Süden zog, wurden die Russen auch Herren von Polen,[1])

---

[1]) Arneth, Prinz Eugen, I, S. 420.

plünderten das Land, und Peter bot dem Prinzen Eugenius die Krone an, der sie aber ablehnte.

So war der Stand der Dinge, als Karl im August 1707 von Altranstädt aufbrach, um in Moskau den Frieden zu dictieren. „Mein Bruder Karl," meinte Peter, „will den Alexander spielen, aber er soll in mir keinen Darius finden." Unaufhaltsam drang Karl vorwärts. 1708 überschritt er die Weichsel, nahm am 28. Februar Grodno, setzte am 28. Juni über die Beresina. Die Russen von damals zogen sich, wie später vor Napoleon, allenthalben zurück, zerstörten die Magazine, verwüsteten das Land, verbrannten die Dörfer, um den Feind auszuhungern. Bald standen die Schweden am rechten Ufer des Niemen, an der Beresina; am 14. Juli siegte Karl bei Golowtschin, überschritt den Dnjepr und näherte sich Smolensk. Aber meilenweit war keine lebendige Seele anzutreffen und nichts zu finden als die schwarze Erde. Es fehlten Nahrungsmittel und Pulver. Dabei waren die Schweden unablässig von den Kosaken umschwärmt. Der Mangel und die steten Anstrengungen erzeugten Unzufriedenheit und Krankheiten.

Zug durch Masovien.

Holoffin.

Jetzt rieth Piper, sich durch eine Seitenschwenkung oder durch den Rückzug zu retten, da man sich immer mehr von seinen Hilfsquellen entferne und die Russen immer mächtiger würden. Rhenskiöld aber, Pipers unversöhnlicher Feind, rieth gerade das Gegentheil und Karl folgte leider seinem Rathe. Wäre aber Karl nur beharrlich auf seinem Plane geblieben, er hätte vielleicht in Moskau den Frieden dictirt, denn Löwenhaupt nahte mit Mundvorrath, Geschütz und Mannschaft. Allein Karl ließ sich vom Kosakenhetman Mazeppa verlocken, nach der Ukraine zu ziehen, um dann mit der ganzen Macht der Kosaken, die ihm Mazeppa zuzuführen hoffte, gegen Moskau vorzurücken. Darum brach der König auf, ohne Löwenhaupt abzuwarten, der am bestimmten Tage mit 15.000 Mann und 8000 Wagen zur Stelle war. So schob sich denn ein russisches Heer zwischen Karl und Löwenhaupt und am 9. October wurde letzterer in fünf blutigen Treffen bei Liesna geschlagen und musste Wagen und Geschütz zurücklassen, nur um seine Fußknechte beritten zu machen. Unter unzähligen Schwierigkeiten, ohne Wegweiser erreichte er endlich Karl, aber nur mit 6000 Mann, und Hungernde kamen zu Hungernden. Nun kam der furchtbare Winter von 1708 auf 1709, der schrecklichste des vorigen Jahrhunderts; Pferde und Menschen verhungerten und erfroren; ein Pfund Brot kostete zwei Gulden. Die Hoffnung auf Mazeppa erwies sich eitel, statt mit dem ganzen Volk, kam er nur mit 600 Kosaken. Peter hatte ihn geächtet, seine Wohnung, Bathurin, niederbrennen lassen; die Mehrzahl der Kosaken hatte sich Peter angeschlossen. Vergebens war jede Mahnung zum Rückzug; unbeugsam durch die Noth, ohne Gefühl für die Leiden seiner treuen Soldaten, wollte Karl immer nur vorwärts und träumte von Siegeszügen nach Asien. Als das Frühjahr kam, brach Thauwetter ein, die Flüsse überschwemmten das Land, das Pulver wurde feucht, die Geschütze waren nicht fortzubringen. Dennoch unternahm Karl die Belagerung des von 4000 Mann tapfer ver-

Mazeppa.

Liesna.

Winter 1708/9.

Pultawa. theidigten Pultawa[1]), allen Vorstellungen von der Unmöglichkeit, mit vier leichten Feldkanonen diese Festung einzunehmen, hielt Karl entgegen: „Ja, wir müssen eben vollbringen, was außerordentlich ist. Davon werden wir Ruhm und Ehre einernten." — Da nahten aber die Russen zum Entsatze. In kleinen Vorpostengefechten setzte sich Karl derart aus, dass seine Soldaten sagten,
8. Juli 1709. er habe in der Verzweiflung den Tod gesucht. Am 8. Juli 1709 kam es zur Schlacht. Karl konnte nicht zu Pferd sitzen, weil er am Fuße verwundet war; er ließ sich in einem Tragsessel umhertragen. Die Schweden sahen nicht den befeuernden Blick seines Auges und Rhenskiöld war nicht imstande, Karl zu ersetzen. Die Russen führten 72, die Schweden nur 4 Kanonen ins Feuer. Es fehlte den letztern an Pulver, die Mehrzahl kämpfte bloß mit dem Schwerte, und so musste sie trotz heldenmüthiger Tapferkeit die Schlacht verlieren. So wurde denn bei Pultawa das Schicksal des Nordens entschieden. Dieser Sieg dehnte die russische Herrschaft vom Eismeer bis zur kaspischen See und von Finnland bis zum schwarzen Meere aus.

Karls Flucht. Als Poniatowski alles verloren sah, ließ er Karl auf ein Pferd heben und bahnte ihm mit 500 Mann Bedeckung den Weg nach dem Dnjepr. Dahin wollte auch Löwenhaupt den Rest des Heeres, 13.000 Mann, führen; er schlug ein kleines Lager am Strome und deckte so Karls weitere Flucht, der sich ungern von den Seinigen trennte und das Schicksal seines Heeres theilen wollte. Nach drei Tagen kam er über den Bug auf türkischen Boden, wo ihn der Pascha freundschaftlich aufnahm; 2000 Mann sammelten sich nach und nach um ihn, und er richtete seine Wohnung wie eine Festung ein. Indes hatte Löwenhaupt ohne Lebensmittel, ohne Waffen, sich mit dem Reste seines Heeres an Mentschikow ergeben müssen. Von diesen Gefangenen haben nur 300 Officiere und 600 Soldaten ihre Heimat später wieder erreicht; das arme Schweden konnte seine Söhne nicht auslösen, die nun, durch ganz Russland vertheilt, die Lehrer ihrer Feinde wurden, als Soldaten in Peters Heere, als Ingenieure, als Baumeister, in Bergwerken ihr Leben fristeten, Gewerbe trieben, Schulen und Fabriken anlegten. —

Karl in der Türkei. Der Türkenkrieg 1709.

Karl in Bender. Doch wenden wir uns wieder zu Karl, der wie eine Bombe auf türkischem Boden erschien, die nach langem feurigen Schweife zerplatzt. Er gefiel den Türken, sie bewunderten seinen Trotz, sie nannten ihn Demürbasch, den Eisenkopf, während Peter bei ihren Geschichtschreibern Akpük, der weiße Schnurrbart, heißt. Dass Karl keinen Wein trank, dass er täglich zweimal Gebetstunden hielt, gefiel den Moslimen, sie sandten ihm Geschenke für ihn und sein Gefolge und den täglichen Unterhalt, auch reichgeschirrte Pferde und juwelenbesetzte Dolche. Die Sultanin Valide fragte ihren Sohn, wann er

[1]) Die merkwürdigen Verhandlungen des letzten Kriegsrathes bei Fryxell, l. c. II, S. 160 ff. — Über die Schlacht vergl. Christian von Sarauw, Die Feldzüge Karls XII., Leipzig 1881, und die fünfte Karte im Anhange.

ihrem Löwen helfen werde, dass er den Czar auffresse? Karl trieb nämlich die Pforte zur Kriegserklärung gegen Russland, und sein gewandter Unterhändler, Poniatowski, wusste mit Hilfe des portugiesischen Juden Fonseca zwei Großvezire zu stürzen, bis ein dritter, Mohammed Baltadschi, am 10. November 1710 vom friedlichen Ahmed III. die Kriegserklärung gegen Russland erwirkte.

Der Krieg begann 1711. Peter kam selbst mit einem Heere. Kantemir, Fürst der Moldau, war von der Pforte abgefallen und hatte dafür von Peter seinen Schutz und die Erblichkeit der Fürstenwürde zugesichert erhalten. Auf den Rath Kantemirs gieng Peter über den Pruth in die Moldau und Scheremetjew mit einem anderen Heere in die Walachei. Da zogen aber die Türken 200.000 Mann stark den Pruth herauf und umzingelten in kurzer Zeit die Russen, und bald war Peter in seinem festen Lager ohne Rettung eingeschlossen. Der Czar schien verloren. Er war rathlos, er verzweifelte, er lag in Krämpfen; doch zeigte er seine Seelengröße in einem Schreiben an den Senat, worin er seine hoffnungslose Lage schilderte, Maßregeln anordnete für den Fall seiner Gefangenschaft und mit den Worten schloss: „Ich berichte Euch hiemit, dass ich mit meinem ganzen Heere ohne unsere Schuld und Versehen, lediglich durch erhaltene falsche Nachrichten von einer viermal so starken türkischen Macht dergestalt eingeschlossen und von allen Lebensmitteln abgeschnitten mich befinde, dass ich ohne besondere göttliche Hilfe nichts voraussetzen kann, als unsere gänzliche Niederlage, oder dass ich in die türkische Gefangenschaft gerathe. Sollte der letzte Fall geschehen, so sollt Ihr mich nicht für den Czaren, Euren Herren, halten, und nichts erfüllen, was etwa von mir, und wenn es auch mein eigenhändiger Befehl wäre, an Euch gelangen möchte, bis ich selbst wieder bei Euch sein werde. Sollte ich aber umkommen und Ihr die gewisse Nachricht von meinem Tode bestätigt erhalten, so sollt Ihr unter Euch den würdigsten zu meinem Nachfolger erwählen."

Peter bei Falczi, eingeschlossen. Schreiben an den Senat.

Da ward ein Weib seine Retterin, Katharina[1]). Der wahre Namen Katharinas I. ist Martha Rabe, nach Villebois heißt sie Skawronsky; er erzählt von ihr: Sie wurde 1682 nach katholischem Ritus getauft, ihre Eltern waren Katholiken. Aus Polen flüchtig, wo sie im Stande der Leibeigenen waren, hatten sie sich in Derpt, einer kleinen Stadt Livlands niedergelassen, wo ihre Dürftigkeit sie zwang, in Dienst zu treten, um das Leben zu fristen. Sie lebten vom Taglohn. Aus Furcht vor der Pest, die damals Livland verheerte, flohen sie nach Marienburg, wo sie aber gerade der Ansteckung erlagen. Von zwei armen Kindern, die sie hinterlassen, war das eine ein Knabe, fünf Jahre alt; ein Bauer übernahm aus Barmherzigkeit die Erziehung desselben; das andere, ein Mädchen, drei Jahre alt, übernahm der Pastor des Ortes, der aber bald darauf mit dem größten Theile seiner Familie der Pest erlag, ohne dass er Zeit gehabt hätte, ihr einen Unterricht zu ertheilen, oder über ihre Herkunft etwas sicher zu stellen. Sie war noch in dem Pfarrhaus, als der Superintendent Gluck dahin kam, das arme Kind lief auf ihn zu, fasste ihn am Rock, nannte ihn Vater und bat ihn dringend, ihm doch etwas zum Essen zu geben. Von Mitleid ergriffen, fragte der Geistliche nach den Eltern des Kindes und nahm es, da niemand Anspruch auf die Waise machte, mit sich nach Riga in sein Haus, wo seine brave Frau es mit ihren

Katharina. Waise.

[1]) Le Clerc, Histoire de la Russie moderne, III, p. 324—334.

beiden Töchtern erzog. — Dort blieb Katharina bis zu ihrem sechzehnten Jahr; sie wurde sehr schön, und fesselte den Sohn des Geistlichen, der, um dem beginnenden Roman ein Ende zu machen, dazu behilflich war, dass das Mädchen an einen jungen Trabanten der Besatzung von Marienburg vermählt wurde. Da aber schon am Tage nach der Hochzeit ihr Mann Befehl erhielt, zum Heere Karls XII. von Schweden zu stoßen, so kehrte Katharina in das Haus des Geist- *Magd.* lichen zurück und wurde dort als Dienerin beschäftigt. Bald darauf wurde Marienburg von den Russen umlagert und gezwungen, sich zu ergeben. Der Sieger *Sclavin.* Scheremetjew zwang den Geistlichen, ihm Katharina als Sclavin abzutreten, 23. August 1702. Sie kam in den Besitz des Generals Bauer und dann des Fürsten Mentschikow, in dessen Haus sie der Czar Peter I. kennen lernte, der eine feurige Leidenschaft für sie fasste. Der Fürst musste sie ihm abtreten, Katharina war damals 22 Jahre alt. Sie musste zur griechischen Kirche übergehen, und erhielt bei der Taufe den Namen Jekatharina Alexejewna.[1] *Gemahlin Peters I.* 1706 gebar sie Peter eine Tochter, Katharina, 1708 Anna, 1709 Elisabeth. Die Ehe war anfangs geheim. Peter konnte sich von ihr, deren Schönheit, lebendiger Geist und Charakter ihn fesselte, nicht mehr trennen. Niemand wusste sich besser in seine Reformpläne und Launen zu fügen, als sie, welche seine Prügel geduldig ertrug und durch seine Huldigungen nicht übermüthig wurde. Katharina musste ihn überallhin begleiten, so auch auf dem Feldzuge gegen die Türken, und war jetzt in Gefahr, mit dem Czaren in die Hände der Feinde zu kommen, welche, 150.000 Mann stark, das russische Heer von allen Seiten eingeschlossen hatten. Die Lage war um so verzweifelter, als seit drei Tagen die Lebensmittel fehlten. Die Soldaten lagen auf dem Boden und hatten die Kraft nicht mehr, aufzustehen. Peter hielt sich für verloren. In der Verzweiflung zog er sich in sein Zelt zurück und verbot, irgend jemand einzulassen. Desungeachtet wagte Katharina zu ihm *Muth.* zu treten, ihn zu mahnen, es zieme ihm mehr Festigkeit zu zeigen, noch seien nicht alle Mittel versucht; sie glaube, bei dem Großvezir und Kaimakam sei Geld wirksam. Ehe Peter recht zur Besinnung kam, brachte sie ihm einen Soldaten, der findig genug sei, die Unterhandlungen zu führen. „Aber Katharina," sagte Peter, „das Mittel ist zwar trefflich, aber wo finden wir das Geld, das wir diesen beiden Schurken an den Kopf werfen, denn mit bloßen Versprechungen werden sie sich nicht zufriedenstellen lassen." — „Hier sind meine Edelsteine," antwortete sie, „und bis der Bote zurückkommt, bin ich im Besitz auch des letzten Rubels, der noch im Lager ist. Lassen Sie mich ruhig machen; fassen Sie Muth und zeigen Sie sich Ihren armen Soldaten, damit diese wieder Muth fassen." Peter umarmte sie und folgte ihrem Rathe. Indes redete sie die Officiere *Schlauheit.* an: „Meine Freunde, wir sind in einer Lage, in welcher wir nur durch Aufopferung unseres Lebens unsere Freiheit retten können, oder dadurch, dass wir eine goldene Brücke schlagen. Fallen wir oder werden wir gefangen, so nützen uns unsere Kostbarkeiten so nichts; bestechen wir aber damit unsere Feinde, so erringen wir damit unsere Freiheit. — Hier sind meine Kostbarkeiten, aber es ist nicht genug, die Habgier unserer Feinde zu befriedigen. Was kannst nun du mir noch dazu geben?" redete sie jeden einzelnen an; „wird der Czar wieder frei, wird er dies hundertfach zurückerstatten, er ist unser aller Vater." — Und ihre Anmuth, ihre Schlauheit, ihre Festigkeit machte Eindruck, jeder gab her, was er besaß, auch der ärmste Soldat. 200.000 Rubeln im Werte kamen zusammen

[1]) Mémoires secrets de Villebois. Paris 1859.

und diese sandte man mit Friedensanträgen an den Großvezir. Baltadschi war um so geneigter, dem Reiche einen vortheilhaften Frieden zu verschaffen, zumal Karl durch die Weigerung, an der Leitung des Krieges theilzunehmen und unter dem Großvezir zu fechten, seinen Stolz beleidigt hatte. Karl wollte nämlich das türkische Heer ganz allein führen. Baltadschi.

So wurde denn am 23. Juli 1711 der Frieden zu Falczi am Pruth geschlossen, welcher den Gründer der Größe Russlands rettete und Karl opferte. Peter erkannte es als Gnade der Pforte an, dass man ihn freilasse, versprach, Asow mit allem Zubehör zurückzustellen, Kamenska, Samara, Taganrok zu schleifen, das Geschütz den Türken zu überlassen, die Gefangenen der Pforte zurückzustellen und der Rückkehr des Schwedenkönigs kein Hindernis in den Weg zu legen. Vergebens eilte Karl in das Lager, um den Frieden rückgängig zu machen, er war schon unterzeichnet. „Wär' ich euer Herr," sagte er zum Pascha, „ich würde euch den Kopf abschlagen lassen." Baltadschi strich sich ruhig den Bart und sagte: „Gott befiehlt uns, dem Feinde zu verzeihen, welcher sich vor uns demüthiget und um Gnade bittet. Gott hat jedem Lande seinen Herrn gegeben, wer sollte Russland regieren, wenn ich nun Peter gefangen hielte?" Als die Russen im schlechtesten Zustande ihr Lager verließen, wollte Karl sie mit einer türkischen Heeresabtheilung besiegen. Umsonst! Die Pforte war nie mehr in ähnlicher Lage, mit einem Streiche ihren Todfeind zu vernichten. Friede am Pruth.

Während Karl verdrossen und voll Rachefühl gegen den Pascha, den er später auch zu stürzen vermochte, nach Bender zurückkehrte, kamen die schweren Folgen seines eigensinnigen Verhaltens in erschütterndem Maße über Schweden. Schon im Jahre 1710 hatte Peter Finnland angegriffen und die Hauptfestung Wiborg bezwungen, welcher am 19. September Kexholm folgte. Jetzt nahmen die Russen im Juli 1713 die Küste von Finnland weg, dann Abo, die Hauptstadt Finnlands. 1714 rückten sie auch in das nördliche Finnland ein, während die Schweden sich vor der Übermacht von Stellung zu Stellung zurückzogen. Am 4. März wurde der schwedische General Armfeld von den Russen bei Großlyro aufs Haupt geschlagen. Auch in Livland kämpften die Russen; Riga ergab sich ihnen am 15. Juli 1710, Pernau im August und Reval im September des gleichen Jahres. Die livische Ritterschaft huldigte dem Czaren, die livischen Regimenter traten in seinen Dienst. Im Jahre 1711 waren die Russen auch Herren in Kurland; Peter vermochte nämlich den Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland, sich mit der Tochter seines Bruders Iwan im October 1710 zu vermählen. Bei der Hochzeit musste der junge Herzog so viel Brantwein trinken, dass er schon im Januar 1711 den Folgen solcher Ausschweifungen unterlag, und die Russen regierten nun im Namen der Witwe, der Großfürstin Anna, das Land. Finnland. Livland. Kurland.

Ein anderer Feind, der jetzt gegen Schweden auftrat, war August,

August der Starke. der Starke, welcher auf die Nachricht von der Niederlage von Pultawa den Frieden von Altranstädt am 19. August 1709 für ungiltig erklärte, die Krone von Polen wieder ansprach und den Anhängern des Stanislaus Leczinski Vergessenheit verhieß, wenn sie binnen drei Monaten zu ihm, als zu ihrem rechtmäßigen Herrn, zurückkehrten. Mit August verband sich 1709 Dänemark. der aus Italien zurückkehrende Friedrich IV. von Dänemark. In Dresden wurde während glänzender Festlichkeiten am 28. Juni 1709 ein Vertrag zum gemeinsamen Kampfe gegen Schweden geschlossen. Man wollte die Schweden in Polen und in ihrem eigenen Lande angreifen, nur Holstein und die schwedischen Besitzungen in Deutschland sollten als neutral gelten. Bald darauf sammelte Friedrich IV. 18.000 Mann in Seeland, um in Schweden einzufallen, und rückte August mit 16.000 Mann Sachsen in Polen ein. Die 9000 Schweden, die unter Grassors in Polen standen, zogen sich nach Pommern zurück, und der arme Stanislaus Leczinski, der kein Heer hatte, gieng mit ihnen. Nur Potocky vertheidigte noch Elbing für ihn, welches aber Landung in Schonen. 1710 von den Russen erstürmt wurde. Am 12. November 1709 landeten 24.000 Dänen unter Reventlow und Ramsau in Schoonen. Wie wurden jetzt Schweden die Leiden vergolten, welche die Eroberungssucht seiner Könige über andere Völker gebracht hatte! Der Krieg hatte schon an 300.000 Menschen Noth in Schweden. gekostet und die Cassen erschöpft. Wie traurig lauten die Berichte Stenbocks! Allenthalben kein Geld, kein Brot, keine Recruten, Reiter ohne Pferde, Soldaten halb nackt, keine Vorräthe, die Festungen unversorgt, ein Drittel des Heeres krank, Officiere, Soldaten und Bauern missvergnügt! Schwedens Zustand ist unglücklich und elend, der Arbeit fehlen die Hände, dem Heere gebricht es an allem, was es bedarf. Zudem hatten die Soldaten aus Livland eine Krankheit nach Schweden gebracht, welche von August 1710 bis März 1711 die Hälfte der Bevölkerung, in Stockholm allein 30.000 Menschen hinwegraffte. So kam es, dass, obschon der Patriotismus bei der Annäherung des Feindes neu sich regte, dennoch die Dänen rasche Fortschritte machten. Stenbock. Helsingborg und Karlskrona fielen in ihre Hände. Da rief Stenbock die gesammte Bevölkerung unter die Waffen: 16.000 Bauern stießen zu ihm. So vermochte er am 10. März 1710 die Dänen bei Helsingborg vollständig zu schlagen. Schnell wurde Schweden geräumt.

Weil ein Krieg im Norden den Fortgang ihrer Waffen gegen Frankreich nur hemmen konnte, so schlossen Österreich, England und Holland am Haager Concert. 31. März 1710 das Haager Concert, worin dem dänischen Festland, Holstein und Schleswig, sowie den schwedischen Besitzungen auf deutschem Boden Neutralität zugesichert wurde; am 4. Mai 1710 verpflichteten sich die Mächte, mit Waffengewalt diese Neutralität aufrecht zu erhalten. Dänemark musste am 11. Mai beitreten, es that es unter der Bedingung, dass Schweden diesen Vertrag ebenfalls anerkenne. Jedermann in Schweden hielt ihn für

ein Glück, nur Karl XII. verwarf ihn am 10. December 1710 als eine unbefugte Einmischung in seine Angelegenheiten. Wie willkommen war dieser thörichte Beschluss den Gegnern Schwedens, zu denen auch bald Preußen hinzutrat, nachdem Karl den Antrag, August als König von Polen anzuerkennen und sich mit ihm und Preußen gegen Russland zu verbinden, ebenso halsstörrig verworfen und befohlen hatte, General Stenbock solle alle schwedischen Truppen in Deutschland vereinigen und das Neutralitätsheer unverweilt angreifen. Jetzt begann der Krieg von neuem. Dänemark verband sich mit Russland, versprach Hannover für 800.000 Thaler die Stifte Bremen und Verden aus der schwedischen Beute. Dänemark und Sachsen griffen mit 40.000 Mann das schwedische Pommern an. Der Tod des Kaisers Joseph I. und die Wendung der Dinge, die er im Gefolge hatte, begünstigte die Gegner Schwedens. Stralsund ward belagert. Um es zu retten, kam Stenbock mit allem, was er in Schweden hatte auftreiben können, nach Deutschland. Die Dänen nahmen ihm viele seiner Schiffe weg, dennoch vermochte er 2. November 1712 Stralsund zu entsetzen und die Dänen zurückzudrängen. Bei Gadebusch überraschte er am 20. December 1712 mit 10.000 Schweden 16.000 Dänen und errang einen vollständigen Sieg. Statt aber sich jetzt auf die Russen und Sachsen zu werfen, die noch in Pommern standen, zog er, von Dänenhass verleitet, gegen Westen, säuberte Bremen und Verden von den Gegnern und ließ die Stadt Altona niederbrennen am 9. Januar 1713. Vergebens hatten ihn Geistliche und Obrigkeiten, Männer und Weiber mit aufgehobenen Händen um Gnade angefleht; Altona wurde, dem König von Dänemark einen empfindlichen Schaden zuzufügen, an allen Ecken angezündet und die Bevölkerung in der grimmigsten Kälte der bittersten Noth preisgegeben. Von da an verließ aber auch das Glück Stenbock. Er bezog Winterquartiere in Holstein; Dänen, Russen und Sachsen nahten von allen Seiten, er konnte sein Heer nicht mehr durch Jütland gegen Schweden führen, sondern musste sich in die Festung Töningen einschließen und hier dem überlegenen Feinde mit seinem gesammten Heere am 17. Mai 1713 kriegsgefangen ergeben.

(Randnotizen: von Karl verworfen. — Neuer Krieg. — Pommern. — Stralsund. — Gadebusch. — Altona. — Capitulation Stenbocks.)

Schweden besaß jetzt diesseits der Ostsee kein Heer mehr, nur noch die Städte Wismar, Stralsund und Stettin. Gegen diese wandten sich jetzt Dänen, Sachsen und Russen, letztere, weil Peter um jeden Preis festen Fuß auf deutschem Boden gewinnen wollte, was Kaiser Karl VI., was Preußen naturgemäß zu verhindern suchen mussten. Als die Schweden in Stettin in die höchste Noth kamen, schlug der holsteinische Minister Görz vor, man solle die Stadt an neutrale Truppen übergeben. Und nun schloss am 6. October 1713 Friedrich Wilhelm I. von Preußen den berühmten Vertrag zu Schwett, nach welchem Stralsund und Wismar und alles Land von der Oder bis an die Peene von Preußen besetzt und nicht vor dem Frieden an Schweden

(Randnotiz: Vertrag von Schwett.)

zurückgegeben werden sollte. Peter und August, die Geld brauchten, erhielten jeder von Friedrich Wilhelm 200.000 Thaler. Als Karl in Bender den Vertrag zu Schwett verwarf, schloss Preußen mit Russland am 12. Juni 1714 einen andern Vertrag, wonach der Russe dem Preußen für Stettin und was dazu gehörte, der Preuße dem Russen aber für Ingermanland, Karelien und Esthland Gewähr leistete. Da trat Karl auf einmal wieder auf dem Kriegsschauplatze auf. Wir müssen uns wieder zu ihm nach Bender wenden, von wo er Schweden zu regieren und schließlich mit einem siegreichen Heere dahin zurückzukehren meinte.

von Karl verworfen.

Karl in Bender.

Seine Hoffnung, die Türken zu einem neuen Kriege mit Russland zu bewegen, schlug fehl. Zwar hatte er die Absetzung **Baltadschis** und eine neue Kriegserklärung erwirkt, allein Peters Geld, England und Holland arbeiteten so geschickt in Constantinopel, dass die Pforte ruhig blieb, obschon Peter nicht hielt, was er versprochen. Es kam zu einer zweiten, zu einer dritten Kriegserklärung, allein ebenso erfolglos. Dagegen wurden die Türken des kostspieligen Gastes überdrüssig und mahnten ihn an die Heimkehr; sie würden hinlängliche Bürgschaften für sichere Rückreise erwirken. Karl gab anfangs gar keine Antwort, dann erklärte er, er brauche eine Million Thaler zur Bezahlung seiner Schulden. Der Sultan bezahlte die Million und sandte noch 100.000 Thaler darüber. Für Karls Rückreise hatte er überdies von König August Bürgschaft erlangt.[1]) Jetzt verlangte Karl eine neue Million, da versammelte der Sultan voll Zorns den Diwan und fragte, ob man Karl, wenn er als Freund nicht abreisen wolle, als Feind fortjagen dürfe? Die Anwesenden, selbst der Mufti, erklärten, man müsse gegen den Undankbaren Gewalt brauchen. Da hörten die Lieferungen auf und erhielt der Pascha von Bender Befehl, den König nöthigenfalls mit Gewalt fortzuschicken. „Geh mir aus den Augen!" rief Karl, als ihm der Pascha ehrerbietig den Befehl mittheilte, und drehte ihm verächtlich den Rücken; nun begann er, trotz der eindringlichsten Vorstellungen seiner Feinde, sich zu verschanzen, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben: denn lieber wolle er für toll als für feige gelten. Die Anfrage des Paschas in Constantinopel, ob, da der König sich zur Wehr setze, im Nothfalle auch seine Person verletzt werden dürfe, ward vom Sultan mit Ja beantwortet. Jetzt ward Karl von Polen und Kosaken verlassen und nur seine Schweden hielten bei ihm aus, flehten ihn aber auf den Knien an, den tollkühnen Kampf nicht zu wagen und heimzukehren. Karl hieß sie schweigen: er freue sich darauf, mit seinen 300 Schweden ein türkisches Heer zu bestehen. Noch einmal schickte der Pascha eine Deputation von sechzig alten Janitscharen; Karl drohte, ihnen die Bärte abschneiden zu lassen. Da riefen sie ergrimmt: „Der Eisenkopf ist närrisch geworden", und rüsteten sich zum Kampfe am 12. Februar 1713. Die erste Salve des türkischen Geschützes zersprengte seine Mannschaft, die Schanzen wurden genommen. Als Karl sich in seiner Wohnung vertheidigen wollte, warfen die Türken Feuer aufs Dach. Beim Versuch, sich vor dem Feuer und dem Rauche in ein Hintergebäude zu retten, stürzte Karl, welcher 15 Janitscharen niedergehauen hatte, und ward von den Türken weggetragen. Dies ist der **Kalabalik** oder Kampf zwischen Karl und den Türken, als Spiel zuviel, als

soll abreisen.

will nicht.

Zwang.

Kalabalik.

[1]) Die Verhandlungen zwischen Karl XII. und Ahmed III., ausführlich bei **Zinkeisen**, Geschichte des osmanischen Reiches, V, S. 426—460.

Ernst zu wenig, wie Karl meinte. Mit Recht äußerte Peter über dieses thörichte Benehmen: Gott habe offenbar Karl verlassen, da er seinen einzigen Freund und alten Bundesgenossen misshandle und angreife. Dennoch gewann dieser tolldreiste Kampf ihm die Herzen der Osmanen, die darüber murrten, dass man einen Gast so behandle. 15 Schweden fanden im Kampfe ihren Tod, dagegen waren allein todt 200 Türken, ein Beweis, wie schonend diese mit den Schweden verfuhren und welche Verehrung die türkischen Janitscharen für den schwedischen Kriegshelden hegten, da keiner ihn tödtete. In Demotica, bei Adrianopel, wohin man ihn brachte, wurden ihm und seinem Gefolge wieder Lebensmittel und jeden Tag 25 Thaler geliefert. Aber auch jetzt war Karls Eigensinn noch nicht gebrochen. Um dem Großvezir keinen Besuch machen zu müssen, blieb der König, sich krank stellend, 43 Wochen lang im Zimmer und Bette. Allen Mahnungen zur Heimkehr hielt er stets entgegen, er werde nur an der Spitze von 100.000 Türken oder Tataren abziehen. Da kam aber, vom schwedischen Reichsrath gesandt, General Liewen zu ihm, und erklärte ihm in einfacher, aber derber Sprache die Lage der Dinge: wie Schweden, seiner dreizehnjährigen Abwesenheit müde, am Rande des Abgrundes stehe, wie die Mächtigen mitreden, die Niedrigen nicht mehr gehorchen wollen, wie die Sachen unmöglich länger so fortgehen könnten, wie selbst die Gemäßigsten entschlossen seien, Friedensunterhandlungen einzuleiten, ohne weitere Befehle von ihm, wie man einen andern König einsetzen wolle. Jetzt entschloss sich Karl zur Heimfahrt. Gegen ungeheure Zinsen nahm er Geld auf; zugleich schenkte er dem verjagten Stanislaus Leczinski die Einkünfte von Zweibrücken. Am 1. October 1714 brach Karl auf, am vierten Tage aber schon trennte er sich von der glänzenden türkischen Ehrenwache und reiste fortan mit nur zwei Begleitern, Düring und Rosen, von denen der letztere unterwegs ohnmächtig liegen blieb, unter Verkleidung und falschem Namen als Hauptmann Karl Frisch, bei Tag zu Pferde, bei Nacht im Postwagen, unablässig weiter über Ofen, Wien, Nürnberg, Kassel, Braunschweig. Der Kaiser hatte die Verlegenheit beseitigt, dass er Karl XII., welcher um keinen Preis über Russland oder Polen heimkehren wollte, weil dies seinen Stolz gedemüthigt hätte und er persönliche Nachstellungen August wie Peter zutraute, einlud, seinen Weg durch Österreich zu nehmen. In Pitescht, an der Grenze Siebenbürgens, rastete Karl einige Tage, weil das Geld ausgegangen war, und vertrieb sich die Zeit mit verwegenen Reiterkunststücken, bis vom österreichischen General Stainville gesendet 50.000 Gulden ankamen. Wozu der fünfjährige Aufenthalt in der Türkei, während dessen Schweden in so entsetzliche Tiefen hinabsank? Fryxell meint:[1] „Die Schuld trage vor allem Karls unbeugsamer Eigensinn, zu dem er von Natur Anlage hatte und der durch falsches Ehrgefühl genährt wurde. Sein verletzter Stolz, verlassen und hilflos zurückzukehren, die Hoffnung, einen Krieg zwischen der Türkei und Russland anzufachen, und sein unwiderstehliches Verlangen, August noch einmal zu stürzen, das waren die hauptsächlichsten Fesseln, welche ihn in der Türkei zurückhielten." Am 23. November 1714 war der König in Stralsund. Karl mussten die Stiefel von den Beinen geschnitten werden, doch am andern Morgen war er wieder frisch und rege, als wäre nichts geschehen. Wie war alles geändert, seit er sein Reich verlassen hatte; von allen Besitzungen diesseits der Ostsee war Schweden nur Stralsund geblieben! —

Karl in Timurtasch. — Trotz. — Liewens Botschaft. — Karls Heimreise. — Ankunft in Stralsund.

[1]) Lebensgeschichte Karls XII., Bd. II, S. 342.

Die letzten Zeiten Karls XII. und Peters I.

Kampf um Stralsund. Doch Karl verzagte nicht: von Preußen begehrte er sogleich die Zurückgabe Stettins. Dieses verlangte 400.000 Thaler und nach kurzen Verhandlungen kam es zum Bruche. Karl XII. besetzte im April 1715 die Insel Usedom; jetzt rückte der Preuße mit seinem Heere heran; 24.000 Dänen und 8000 Sachsen rückten vor Stralsund, Leopold von Dessau an der Spitze von 24.000 Preußen leitete die Belagerung. Auch Georg I. trat durch Vertrag vom 26. Juni 1715 für Bremen und Verden den Feinden Schwedens bei. Karl wehrte sich aufs tapferste in Stralsund, bis die Außenwerke genommen und die Hauptwerke beschädiget waren. Am 20. December 1715 hieb man ihm mit Mühe für ein Boot Bahn im Eise, dass er ein schwedisches Schiff erreichte, am 24. December 1715 rückten die Feinde in Stralsund ein.

Das gemeine Volk in Schweden war stolz auf Karls Heldenthaten und empfieng ihn mit Freuden, die Vornehmen aber zitterten; sie hatten in Ulrike Eleonora, Karls Schwester, gedrungen, ihre Hand dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zu geben und, ohne die Zustimmung des Königs abzuwarten, war am 14. April 1717 die Vermählung erfolgt. Karl war traurig an jenem Abende und rief: „Heute tanzt unsere Schwester sich die Krone vom Haupt.“ Der Reichsrath ward sogleich außer Wirksamkeit gesetzt und der Schwester grollte Karl. Der Krieg musste fortgesetzt werden, ein neues Heer ward ausgehoben, selbst fünfzehnjährige Knaben darunter; Mittel verschaffte Graf Görtz, der das Ministerium unter Karl annahm, mit dem Beding, dass er nur dem Könige verantwortlich sei und dass Karl auf einen leidlichen Frieden mit Ernst hinarbeiten wolle. Görtz kannte das Finanzwesen mehr als irgend ein Staatsmann seiner Zeit und wusste wirklich durch Schaffung einer neuen Art von Münzen aus großen Kupferstücken, durch Papiergeld auf Zwangscurs, durch Anlehen auf schwedische Waren die Staatsmaschine im Gange zu erhalten. Dann rieth er Karl, den Bund seiner Feinde zu sprengen und durch Verzicht auf Karelien, Esthland, Ingermanland und Livland den gefährlichen Peter für sich zu gewinnen und auf Kosten von Hannover und Dänemark Entschädigung für die Verluste zu suchen. Dazu verband er sich mit dem spanischen Minister Alberoni, der Karl auch eine Million Thaler auszahlen ließ. In Frankreich sollte der Regent gestürzt und mit Hilfe Schwedens und Russlands der Stuart nach England zurückgeführt und Georg I. vertrieben werden; zum Lohne sollte Karl Norwegen und Hannover erhalten. Stanislaus Leczinski sollte in Polen wieder eingesetzt und Preußen für Stettin und die Ostseeküste durch Gebiete von Polen entschädiget werden. Der Plan war schlau angelegt und an seiner Ausführung wurde mit größter Verschlagenheit gearbeitet.

(Randbemerkungen: Ulrike und Friedrich von Kassel. — Görtz. — Große Pläne.)

Indessen machte Peter 1716 eine Reise durch Europa, die mit diesem politischen Plane in Zusammenhange stand und namentlich die Kenntnis der Staatenverhältnisse zum Augenmerk hatte. Am 26. Januar verließ er Petersburg, Katharina blieb in Holland zurück, während er selbst am 7. Mai 1717 in Paris eintraf. Dort empfieng man ihn mit allen Ehren und den sinnreichsten Schmeicheleien. Die Statue Richelieus umarmte er, indem er ausrief: „Großer Mann! Ich würde dir die eine Hälfte meiner Staaten geben, wenn du mich noch lehren könntest, die andere gut zu regieren." Als die Doctoren der Sorbonne ihn mahnten, sein Reich zur katholischen Kirche hinüberzuführen, entgegnete er: die Sache sei nicht so leicht, sie sollten nur an die russischen Bischöfe schreiben, er wolle schon sorgen dafür, dass sie Antwort bekämen. Man prägte eine Münze zu seinen Ehren mit der Umschrift: „Vires acquirit eundo." Der Heimweg gieng über Spaa, Amsterdam, wo er mit Görtz geheime Verhandlungen pflog. Am 18. September war er in Berlin, am 21. October schon wieder in Petersburg. Auf der ganzen Reise zeigte sich Peter I. in seiner ganzen Launenhaftigkeit und Roheit. In Danzig, beim Besuch der Kirche, vom Bürgermeister in den Rathsstuhl geleitet, nahm der Czar diesem ohne alle Umstände die mächtige Lockenperücke vom Kopf, um sie sich selber aufzusetzen, zum nicht geringen Erstaunen der versammelten Gemeinde, und entschuldigte sich nachher, es sei dies nicht übel gemeint, es sei dies so seine Gewohnheit. Als ihm in Pyrmont Leibnitz eine Maschine verschaffte, die es ihm ermöglichte, wieder sicher mit dem Pistol zu schießen, denn infolge seiner Ausschweifungen zitterte der Czar an allen seinen Gliedern, so wollte Peter den ersten Schuss auf einen seiner Diener richten. In Amsterdam wurden während eines Festmahls viele Reden an ihn gerichtet. „Lasst die französischen Complimente," sagte er, „und reicht mir eine Kanne." Er that einen tüchtigen Zug daraus und stellte sie dann mit den Worten nieder: „So, jetzt konnte ich trinken, wieviel ich wollte, ohne dass ihr wisst, wie viel ich trank." Bezeichnend sagte der Kaufmann Calf in Amsterdam: „Der Czar hat sich zwar sehr zu seinem Vortheil geändert, aber der Zimmermann schaut noch immer aus ihm hervor." Als Peter nach seinem vormaligen Hauswirt Kist sandte, der jetzt als Knecht in einer Schmiede arbeitete, ließ ihm dieser sagen: „Ich kümmere mich nicht um den Czaren, er ist mir noch die Miete schuldig." In Paris prahlte er mit seiner Kraft in Ausschweifung. Bei einer Einladung in Fontainebleau betrank er sich so thierisch, dass er ganz bewusstlos in den Wagen getragen wurde.

Peters zweite Reise, in Paris, Danzig, Pyrmont, Amsterdam. Roheit.

In spitzigen Worten schildert die Schwester Friedrichs II. den Aufenthalt des kaiserlichen Paares in Berlin: — im Gefolge der Kaiserin seien 400 Damen gewesen, darunter viele mit einem Kinde auf dem Arme, und jede habe auf die Frage, wem es gehöre, gesagt: „Ich bin durch die Gnade des Czaren seine Mutter." Die Czarin sei klein, untersetzt, sehr braun und ohne Hoheit gewesen, in ihrer Kleidung ohne Geschmack. Beim Mahle saß der Czar neben der Königin, die in Angst gerieth, als Peter seine Nervenzuckungen bekam, während er eben ein Messer in der Hand hielt. Sie wollte aufstehen, aber der Czar bat sie, unbesorgt zu sein, er werde ihr kein Leid anthun, und drückte sie dabei so stark an der Hand, dass sie nach Barmherzigkeit schrie, worüber er herzlich lachte und meinte, sie habe zartere Knochen als seine Katharina. Der Czar war sehr groß und leidlich gewachsen, sein Gesicht schön, aber seine Physiognomie besaß etwas so Rohes, dass man sich davor fürchtete. Beim Anblick einer Statue, die er bewunderte, befahl er der Czarin, sie zu küssen; als sie sich dessen weigerte, rief

Züge von Roheit.

er: „Kop ab!" d. h. ich lasse dir den Kopf abhauen, wenn du nicht gehorchst, und sie that, was er verlangte.

Wie ihn von der ersten Reise die Verschwörung der Streljzen zurückrief, so von der zweiten die Verschwörung seines Sohnes Alexei. Dieser unglückliche Prinz war die Hoffnung seiner in ein Kloster verwiesenen Mutter und der altrussischen Partei. Was Peter zerstörte, an dem hieng sein Herz; was der Vater liebte, das hielt der Sohn für unheilvoll für das heilige Russland. Der Czar hatte gesucht, durch die Vermählung des Sohnes mit einer Prinzessin von Braunschweig, der Schwester der Kaiserin von Österreich, Alexei für europäische Anschauungen zu gewinnen: allein diese starb schon 1715 aus Gram über das Verhalten ihres Mannes, nachdem sie ihm den späteren Peter II. geboren hatte. Alexei stellte sich krank, als Peter abreiste. Kaum war der Czar fort, so feierte er des Vaters Entfernung durch ein Festgelage. Doch Peter bekam über alle Schritte seines Sohnes genauen Bericht und schickte ihm von Kopenhagen Befehl, entweder zu ihm zu kommen, oder Mönch zu werden. Alexei entfloh zu seinem Schwager, Kaiser Karl VI., nach Wien und von da nach Neapel. Dort wurde er aber entdeckt und kehrte, auf ein Versprechen der Verzeihung hin, nach Moskau zurück. Kaum war er aber wieder in der Gewalt Peters, so ließ ihn dieser vor dem Staatsrathe die Abdankungsurkunde unterzeichnen, dann musste er in der Kirche vor dem gesammten Clerus diesen Act beschwören. Jetzt hielt der Czarewitsch alle Gefahr für vorüber, doch sollte er sich bitter täuschen; der Vater verlangte Anzeige der Mitschuldigen, wenn er ihm das Leben schenken solle, Angabe aller derer, die seinen Hass gegen die neuen Einrichtungen genährt hätten. Der Unglückliche that dies zu seinem und seiner Anhänger Verderben, obschon eigentlich die Verschwörung vom Kloster Susdal, wohin seine Mutter verbannt war, noch nicht erwiesen ist. Die Mehrzahl derer, die Alexei angab, wurden hingerichtet, die Mutter ins Kloster Ladoga verwiesen und harter körperlicher Züchtigung unterworfen. Alexei wurde zum Tode verurtheilt. Die Verlesung des Urtheils am 25. Juni erschütterte ihn derart, dass er kurz darauf einem hitzigen Fieber erlag. „Alexei hörte den Spruch, der ihn als Verbrecher gegen das Vaterland, seinen Vater und Fürsten zum Tode verurtheilte, schreckensvoll an, fiel bewusstlos nieder und starb noch an demselben Tage." Also lautet die officielle Darstellung vom Ende Alexeis.[1])

Alexei reformfeindlich, flieht nach Neapel. Verschwörung von Susdal.

So endete Peters Sohn Alexei infolge seiner eigenen Fehler und der Fehler anderer an ihm. Verfolgte Richtungen in einem Staatsleben wenden sich meist an den Thronfolger, und es ist leicht begreiflich, dass die Altrussen auf Alexei ihre Hoffnung setzten. Ob er ihrer Richtung zum Sieg verholfen hätte, und selbständig zu regieren imstande gewesen wäre, steht allerdings in Frage. An Fähigkeiten fehlte es ihm nicht, wohl aber an Durchbildung, an sittlichem Ernst. Hier ist aber der Fehler Peters, der dem Mentschikow die Erziehung des Czarewitsch übertrug, diesem sittenlosen Emporkömmling, der nicht zu lesen und zu schreiben verstand. Mentschikow hielt es mit Katharina, und diese wünschte, ihren eigenen Sohn auf dem Thron zu sehen. So rächte sich Peters rohes Benehmen gegen seine erste Gattin

Grund des Unglücks.

[1]) Ustrialow, Geschichte Russlands, II, S. 90.

an seinem eigenen Blut; dem Hass, der zwischen beiden Weibern glühte, fiel der unglückliche Alexei als Opfer. Weil keine selbständige Priesterschaft mehr da war, die einen ernsten Einspruch hätte wagen können, erfolgte diese Tragödie in der Herrscherfamilie. Peter, wegen Verurtheilung seines eigenen Sohnes mit Brutus zu vergleichen, geht schon darum nicht an, weil es ihm an Nüchternheit des Urtheils bei seinem meist betrunkenen Zustand in dieser Zeit fehlte. Ob Alexei infolge des Schreckens über sein Todesurtheil starb, steht in Frage. Gewichtige Angaben besagen, der Czarewitsch sei am Morgen noch frisch gewesen und abends auf einem prächtigen Paradebett, mit einem dicken Tuch über den Hals, gelegen; er sei ganz gewiss geköpft worden, und ein General, Adam Weide, habe ihm mit einem Beil auf des Czaren Befehl den Kopf abgeschlagen.[1]) Peter zerfloss in Thränen bei der Bestattung; wer mag sagen, ob es Thränen der Reue, Thränen des sich regenden väterlichen Gefühles, oder Thränen waren, wie sie Trunkenbolde infolge zerrütteter Nerven leicht vergießen. Gewiss ist, er zeigte nachher im Senat das Ende Alexeis mit den Worten an: „Die Verbrechen eines undankbaren, der Verkehrtheit dahingegebenen Sohnes und seiner Theilnehmer sind bestraft." — Um seine Schöpfung zu erhalten, hatte Peter 1718 eine geheime Polizei eingerichtet, eine Nachahmung der französischen. Sie hat manches Opfer aufs Blutgerüst geliefert. Ohnehin geneigt zur Grausamkeit, kannte Peter kein Erbarmen, wenn es seine Schöpfung galt.

Indes trat die geheime Verabredung mit Karl immer mehr in Wirksamkeit. Peter vermählte seine Nichte Katharina, die Tochter Iwans, mit dem Herzog Karl Leopold von Mecklenburg und sandte ihm als Brautgeschenk 20.000 Russen, deren Zahl nach und nach auf 45.000 stieg, angeblich, um ihm zu helfen, seiner widerspenstigen Ritterschaft Meister zu werden. Von diesen Soldaten giengen dann die Mehrzahl nach Seeland hinüber, angeblich um mit den Dänen Stockholm anzugreifen. Die Dänen aber wurden misstrauisch und die Engländer drohten, die russische Flotte in den Grund zu schießen. In der That hatte es auch Peter auf einen Schlag gegen Kopenhagen abgesehen, musste aber seine Truppen nach Mecklenburg zurückberufen. Karl griff im Sommer 1716 Christiania in Norwegen an, aber vergebens. Seine Flotte wurde vom dänischen Seehelden Tordenskiöld geschlagen. Das Jahr 1717 vergieng mit Unterhandlungen und Rüstungen, 1718 trat Görtz mit dem russischen Gesandten auf einer Alandinsel zusammen und das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Peter I. und Karl XII. kam zum Abschlusse. Karl sollte auf Kosten Dänemarks, Hannovers und Polens für das, was er an Peter abtrat, entschädiget werden und Norwegen erhalten, sobald Jakob III. durch ihn wieder auf den englischen und Stanislaus Leczinski wieder auf den

Mecklenburg. Görtz vereint Karl mit Peter.

[1]) Büsching sagt es geradezu. Archiv, III. — Vergl. Pelz, Geschichte Peters des Großen, Cap. 14.

polnischen Thron gesetzt sei. Die Schweden griffen in zwei Abtheilungen Norwegen an; eine nördliche Abtheilung des Heeres, 14.530 Mann stark, zog unter General Armfelt über die Kjölen von Herjedalen nach Trondheim, vermochte aber die Stadt nicht zu nehmen. Auf der Rückkehr im Januar 1719 verunglückte dieses Heer größtentheils durch Kälte. Ganze Reihen Reiter waren im Schnee so begraben, dass nur die Köpfe hervorragten, andere fand man erstarrt, wie sie gerade mit den Schäften der Gewehre Feuer anmachen wollten, ganze Rotten waren in Klüfte hinabgestürzt, so dass nur die Füße hervorragten. Nur mit 870 der stärksten Soldaten, von 5250, mit welchen er um Neujahr aufgebrochen war, kam Armfelt nach Schweden zurück. Karl selber war an der Spitze von 15.000 Mann gegen Friedrichshall aufgebrochen. Nachdem die Stadt gefallen, eröffnete er die Laufgräben gegen die Citadelle.

Norwegen.

Tod Karls XII.

Karl besichtigte 11. December am Abend nach acht Uhr selber den Laufgraben.[1]) Da aus der Stadt eine Menge Leuchtkugeln geworfen wurden, so argwöhnte er, es sei ein Ausfall im Werke und stieg aus der Tiefe auf die Böschung der Brustwehr, um die Festung und seine arbeitenden Soldaten zu übersehen. Sein Adjutant, Maigret, warnte ihn vor den vielen daher fliegenden Kugeln, welche vor einem Könige nicht mehr Respect hätten als vor einem gemeinen Soldaten. „Sei nicht bange!" erwiderte Karl. Die andern Officiere flüsterten Maigret zu: „Lasst ihn zufrieden, jemehr man ihn warnt, destomehr stellt er sich bloß." Auf einmal hörten die Officiere, die hinter ihm standen, einen Laut, wie wenn ein Stein in einen Sumpf fällt, und zu gleicher Zeit sank des Königs Kopf in den Mantel hinunter: „Herr Jesus, der König ist erschossen!" rief einer; und so war es, Karls Heldenlaufbahn war zu Ende. Um das Unglück geheim zu halten, hüllten sie die Leiche in einen Mantel und trugen sie ins Hauptquartier. An einen Meuchelmord dachte niemand. Sicre, der Sohn eines französischen Ingenieurs und Officier unter Karl, wurde nach Stockholm geschickt, um Ulrike Eleonore den Tod des Königs zu melden. 1722 verfiel er in ein hitziges Fieber und sagte in den Phantasien, er sei es, der den König erschossen habe. Wiedergenesen nahm er sein Wort zurück, aber der Glaube an die Wahrheit desselben blieb, statt Sicre nannte man ihn Sicaire (Meuchelmörder). Weil niemand an einen Meuchelmord glaubte, hatte man kein Protokoll über den Leichenbefund aufgenommen. Bis 1725 blieb Sicaire in Schweden, ohne ein Gegenstand des Hasses zu sein. In Paris, wohin er an den Hof das Porträt des Königs und der Königin zu bringen hatte, sagte er zu Voltaire: „Ich habe allerdings im Fieber das gesagt, bin aber unschuldig. Ich hätte oft den König tödten können, aber meine Ehrfurcht vor diesem Fürsten war so groß, dass ich selbst, wenn ich gewollt hätte, nicht gewagt haben würde, es zu unternehmen." — Der Glaube an Meuchelmord wurzelte sich desungeachtet ein und deshalb ist 1859 die königliche Leiche untersucht worden und das Ergebnis war, aus der Festung müsse der Schuss auf den König abgefeuert worden sein.

Der Hass, der eigentlich den König hätte treffen sollen, sich aber wegen der Bewunderung seines Heldenmuthes und wegen des Wikingergeistes, den

[1]) Über das Ende Karls ist ausführlich Fryxell, l. c. V, S. 236—250.

er in den Schweden wieder erweckte, nicht an ihn wagte, traf nun seinen Minister Görtz, welcher eben im Lager bei Friedrichshall erwartet wurde, um dem König über den Erfolg seiner Unterhandlungen mit Peter Bericht zu erstatten. Der Erbprinz Friedrich von Hessen gab sogleich Befehl, ihn lebendig oder todt zu ergreifen. Görtz verhaftet.

Ein Oberst Baumgarten traf ihn in Tanum und verhaftete ihn mit den Worten: „Steh', Kerl, du bist nicht mehr der Mann, der du gewesen bist, du warst mein größter Verfolger, jetzt bist du in meiner Gewalt!" — In Stockholm, wohin man ihn brachte, wollte ihn das Volk in Stücke reißen. Görtz zitterte wie Espenlaub aus Furcht, die Bedeckung könne ihn gegen die Wuth der Menge nicht hinlänglich schützen. Da der Minister kein schwedischer Unterthan war, sondern nur des Königs, welcher damals alleiniger Vertreter der Staatsgewalt war und sein Verfahren gebilligt und ihn von jeder Verantwortlichkeit befreit hatte, so konnte Görtz vor kein schwedisches Gericht gerufen werden. Der Hass gegen den Minister und die Angst vor seiner Gewandtheit und vor Enthüllungen, die er machen könnte, kamen über die Bedenken hinaus. Görtz sollte von einer Staats-Commission abgeurtheilt werden, seine Strafbarkeit sei klar, man brauche mit einem solchen Verbrecher nicht viel Umstände zu machen. Görtz wurde angeschuldigt: dem Process. König Widerwillen gegen die Schweden eingeflößt, dessen Vertrauen missbraucht, reichsverderbliche Maßregeln veranlasst und den König zur Fortsetzung des Krieges ermuntert zu haben, obschon jedermann wissen konnte, dass das Reich nur durch den Frieden zu retten wäre. Görtz erklärte, er habe vor keinem schwedischen Gerichtshof zu Recht zu stehen, er habe sich nur vor dem Könige zu verantworten, auf dessen Befehl alles geschehen sei, und verlangte einen rechtskundigen Beistand und die Erlaubnis, sich nicht bloß mündlich, sondern auch schriftlich zu vertheidigen. Beides wurde abgelehnt. Ein Staatsmann, meinte Görtz, könne Unglück haben, ohne dass seine Absichten bös gewesen seien. Am 9. Februar 1719 wurde das Verurtheilt. Urtheil gefasst, es lautete auf Tod durch Enthauptung. Der deutsche Prediger Conradi, welcher Görtz von der Lehre Gassendis zu einer christlichen Denkweise herübergebracht hatte, legte Fürbitte ein. Horn aber entgegnete: „Ich kenne den Mann, hat er sich jetzt bekehrt, so muss man ja aufpassen und ihn sobald als möglich in den Himmel schicken, denn sonst schlägt er gleich wieder um und verspielt seine Seligkeit." Görtz setzte sich die Grabschrift: „Am Tage vor dem Schlusse eines trefflichen Friedens starb mein Held, mit ihm das Reich und ich zugleich. Man stirbt gewiss in einer trefflichen Gesellschaft, wenn man mit seinem König und seinem Vaterland zugrunde geht." Am 2. März 1719 fand die Hinrichtung Hingerichtet. statt. Als man ihn hinderte, vom Schafott zum Volk zu reden, wurde Görtz unwillig: „Ihr blutgierigen Schweden, so nehmt denn das Blut, nach welchem Ihr so lange gedürstet habt!"

So endete Görtz, der einzige Mann, der Schweden retten wollte und Andenken Karls XII. vielleicht retten konnte. Der Hass über das allgemeine Unglück hatte jetzt ein Opfer, Karl konnte man nicht mehr anklagen, doch soll das Volk hin und wieder Freude über das Ende dieser Regierung ausgedrückt haben. Damals war das Urtheil über Karl allgemein bitter, der ganze Norden sehnte sich nach Frieden und er galt lange als das einzige Hindernis. Mit der Zeit vergaß man das Unglück, welches Karl XII. über sein Volk gebracht, und

dass ihm alles Unglück desselben nichts galt gegenüber der Befriedigung seiner soldatischen Lust, und freute sich an seinen Heldenthaten, rühmte seinen Muth in der Gefahr, seine Standhaftigkeit im Unglück, seinen Eifer im Gebet, seine Beharrlichkeit in Vorsätzen, die Reinheit seiner Sitten und die Einfachheit seines Lebens. Er war ein echter Wikinger. Kampf war seine Lust. Das Scheitern seiner Pläne war aber verhängnisvoll. Fryxell[1]) macht die richtige *Die Russen steigen,* Bemerkung: „Das mächtigste Volk des Nordens waren inzwischen, anstatt der germanisch-gothischen Schweden, die slavischen Russen geworden. Die Folgen dieser neuen Verhältnisse wird die Zeit an den Tag bringen. Eine unter ihnen fällt jedoch sofort in die Augen. Der germanische Stamm war früher gegen den slavischen geschützt, theils durch Schwedens Macht, welche die Russen von der Ostsee absperrte, theils durch die Uneinigkeit der beiden slavischen Stämme, des polnischen und des russischen, von denen jener die *die Polen sinken* Grenzen Europas gegen diesen deckte. Aber Karls XII. Regierung brachte die Russen bis an die Ostsee, schwächte in hohem Grade die Widerstandskraft sowohl Schwedens als Polens und bereitete so die Unterwerfung des letzteren Reiches unter Russland vor. Infolge davon kamen die zersplitterten *und die Schweden.* Theile der Germanen in eine unmittelbare und feindselige Berührung mit den jetzt zu einem Volke verschmolzenen Slaven."

General Ducker wollte den Sohn der Hedwig, der Lieblingsschwester Karls, vom Heere zum König ausrufen lassen, dieser aber versäumte den günstigen Augenblick. Indessen übernahm Friedrich von Hessen-Kassel das *Eleonore.* Commando und seine Gemahlin Eleonore ward als Regentin anerkannt, musste aber versprechen, die Verfassung zu ändern und sogleich einen Reichstag zu berufen. Die schwedische Aristokratie betrieb zwei Dinge: Rache an Görtz und Minderung der königlichen Gewalt. Görtz endete am 2. März *Änderung der Verfassung.* 1719 auf dem Blutgerüste. Die Änderung der Verfassung ward derart bewerkstelliget, dass aus der absoluten Monarchie ein aristokratisches Regiment herauswuchs. Ulrike Eleonore musste nicht nur auf die unbeschränkte Gewalt, sondern auch auf das Erbrecht verzichten. Die Königin war in allem dem Reichsrathe untergeordnet, jede Anordnung ohne dessen Zustimmung war ungiltig; der Reichsrath aber konnte auch Beschlüsse fassen ohne die Königin, bei Stimmengleichheit gab sie den Ausschlag. An die Spitze der Geschäfte wurden fünf höchste Reichswürdenträger gestellt. Ein Vergehen gegen den Reichsrath ward als Hochverrath an Leib und Leben bestraft. Als 1720 der Gemahl Ulrikens Eleonorens als König anerkannt ward, wurde die Verfassung *Aristokratie.* im aristokratischen Sinne noch weiter ausgedehnt: ein ständischer Landes-Ausschuss wurde geschaffen für die Zeit, wo der Landtag nicht beisammen sei, er sollte aus 50 Adeligen, 25 Priestern und 25 Bürgern bestehen. Der

---

1) Fryxell, l. c. V, S. 270.

Bauernstand war ganz davon ausgeschlossen, selbst seine Schreiber durfte er beim Landtage nicht mehr wählen. Die Stellen besetzt nicht mehr der König, sondern in der Armee der Oberst, in der Verwaltung der betreffende Präsident. Der König darf keinem Fremden das Indigenat ertheilen, auf einem Reichstage nicht mehr als acht Männer adeln und nicht mehr als fünfzig Thaler aus der Staatscasse anweisen. So war denn die Macht des Königthums gebrochen und Schweden von einem Äußersten zum andern übergegangen. Ohnmacht des Königs.

Nun musste aber Friede[1]) geschlossen werden. Es geschah, aber mit welcher Hast und Kopflosigkeit! Der englische Gesandte Carteret spendete Geld an die Aristokraten und am 28. November 1719 ward gegen eine Million Thaler im Frieden an Hannover Bremen und Verden abgetreten. Gegen zwei Millionen Thaler erhielt Preußen 1720 alles Land zwischen der Oder und Peene mit den Städten Danzig und Stettin und den Inseln Wolin und Usedom. Mit Dänemark kam der Friede 3. Juni 1720 zustande. Dänemark behielt Schleswig, welches ihm England und Frankreich 14. Juni 1720 verbürgten, Schweden aber Vorderpommern, Rügen, Stralsund, Wismar, 600.000 Thaler, dagegen verzichtete es auf Befreiung vom Sundzoll. Auch August von Sachsen blieb im Besitze der erlangten Vortheile, dagegen sollte er an Stanislaus Leczinski eine Million Thaler bezahlen und dieser den Königstitel behalten. Friede mit Hannover. Preußen. Dänemark. Sachsen. Leczinski.

Als Karl XII. endete, verlor Stanislaus Zweibrücken, welches als erledigtes Reichslehen an den Prinzen von Kleeburg fiel. Stanislaus fand eine Zuflucht in Weißenburg im Elsass. Am schwersten war die Verhandlung mit Peter, der, scheint es, für den Tod seines neuen Verbündeten Karl an Schweden Rache nehmen wollte. Im Juli 1719 lief seine Flotte aus zur Verheerung Schwedens; sie war schrecklich, würdig eines Vandalen; nicht weniger als 8 Städte, 120 adelige Höfe, mehrere hundert Dörfer wurden im Jahre 1720 verbrannt, Kupfer- und Eisenwerke vernichtet. In gleicher Weise hausten die Russen im Jahre 1721.[2]) Die Schweden mussten am 17. November 1721 zu Nystadt den Frieden annehmen, den ihnen der Czar dictierte, Livland, Esthland, Karelien, Ingermanland an Russland abtreten, dagegen gab ihnen der Czar Finnland zurück und zahlte zwei Millionen Thaler. Frankreich gab acht Millionen aus, um diese Friedensschlüsse zustande zu bringen. England gestattete die Festsetzung der Russen an der Ostsee, weil es glaubte, dass seinem Handel sich eine neue Bahn eröffne. Gelegentlich dieses Friedens, der die schwedische Ohnmacht besiegelte, macht der Geschichtschreiber Gfrörer[3]) die richtige Bemerkung: „Das Werk, das Gustav Adolf vor hundert Jahren begonnen, war zerstört, Schweden auf seine Krieg mit Russland. Friede zu Nystadt. Urtheil Gfrörers.

[1]) Alle diese Verträge bei Dumont, l. c. VII, deuxième partie.
[2]) Ghillany, Manuel diplomatique, I, p. 123—135.
[3]) Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, I, S. 574.

natürlichen Grenzen zurückgeworfen, aus der Zahl der Großmächte, in die es sich nie hätte eindrängen sollen, hinausgestoßen. Eine gerechte Nemesis hat in dieser Hinsicht gewaltet. Schweden ist von der Natur nicht bestimmt, das große Wort in Europa zu führen, und nur die Thorheit der Deutschen und die kirchlichen Kämpfe, in die Verrath und Bosheit unser Volk zu verstricken wusste, schob die Schweden in eine anfangs glänzende, dann trostlose Bahn der Ehrsucht hinein, die über das eigene Volk, wie über die umliegenden Nationen schwere Leiden häufte. Die Rolle aber, welche Schweden bisher im Norden gespielt, übernahm nun in weit größerem Maßstabe Russland, dessen Weltbedeutung auf Schwedens Untergang durch Peter I. begründet war. Neben Russland schwoll durch dieselben Ursachen Preußen vorerst zu einer deutschen Macht ersten Ranges an."

Dagegen stieg Russland durch Peter zu seiner die Freiheit Europas bedrohenden Machtstellung. Nicht mit Unrecht wurde der Frieden von Nystadt, der Schwedens Demüthigung und Russlands Aufsteigen besiegelte, von allen Völkern des russischen Reiches mit glänzenden Festlichkeiten, namentlich aber in Petersburg gefeiert. Senat und Clerus gaben Peter I. die Titel: der Große, der Kaiser und Vater des Vaterlandes. Seine Macht war so hoch gestiegen, dass er am 16. Februar das Gesetz ergehen lassen konnte, der Kaiser von Russland habe für alle Zukunft das Recht, nach seinem Gutdünken seinen Nachfolger zu ernennen, diese Wahl zu widerrufen und eine neue zu machen, und alle Unterthanen haben diese Wahl anzuerkennen, wollen sie nicht als Hochverräther bestraft werden.

Peter der Große.

Dieses merkwürdige Thronfolge-Gesetz lautet, wie folgt:

Thronfolgegesetz.

„Wir Petrus I., Kaiser und Selbstherrscher von allen Reußen &c. thun kund &c. Es ist jedermann bekannt, von welcher absolonitischen Bosheit Unser Sohn Alexius eingenommen gewesen, und dass sein Vorhaben nicht durch seine Reue, sondern durch eine besondere Gnade Gottes gegen Unser gesammtes Vaterland unterbrochen worden, wie solches aus dem desfalls publicierten Manifest zur Genüge zu ersehen ist. Dieses hat nun bei ihm keinen andern Ursprung gehabt, als die alte Gewohnheit, dass man dem ältesten Sohn die Thronfolge zuwendet, und weil er anbei der einzige männlichen Geschlechts von unserer Familie dazumal war, so hat er deswegen auf keine väterliche Zucht achten wollen. Nun wissen wir nicht, aus welchen Ursachen diese böse Gewohnheit so festgesetzt worden. Denn wir sehen ja nicht allein unter Menschen, dass verständige Eltern hierin eine Änderung getroffen haben, sondern wir finden auch dergleichen Exempel in der Heiligen Schrift selbst, als da Isaaks Ehefrau bei ihrem schon alten Manne bewirkte, dass der jüngste Sohn die Erbfolge bekam, worauf auch, welches mehr zu verwundern ist, der göttliche Segen erfolgte. Ferner finden wir auch ein Beispiel hiervon unter unseren Vorfahren, nämlich unter dem Großfürsten Iwan Wasiljewitsch, seligsten und ruhmwürdigsten Gedächtnisses, welcher gewiss nicht allein dem Namen nach, sondern auch in der That groß gewesen, indem er unser Vaterland, welches durch die Theilung der Kinder Wladimirs zergliedert worden, wieder zusammengebracht und befestigt hat. Dieser hat in der Thronfolge nicht auf die

Erstgeburt gesehen, sondern selbige nach seinem Willen eingerichtet und zweimal darin Änderung getroffen, um sich einen tüchtigen Nachfolger in der Regierung zu erwählen, der das wieder zusammengebrachte und befestigte Vaterland nicht wiederum zerfallen lassen möchte. Denn erstlich ernannte er, mit Übergehung seiner Söhne, seinen Enkel zum Nachfolger, sodann aber verwarf er diesen wieder und ertheilte seinem Sohne die Thronfolge. Andere dergleichen Exempel finden sich zur Genüge; wir übergehen dieselben der Kürze wegen hier, werden sie aber künftig im Druck besonders publicieren lassen. Da Wir nun in eben dieser Absicht im vergangenen 1714. Jahre aus Rücksicht auf Unsere Unterthanen, damit deren Privathäuser nicht etwa durch unwürdige Erben zugrunde gerichtet werden möchten, den Befehl haben ergehen lassen, dass nur ein Sohn die unbeweglichen Güter erben solle, und es dabei dem Willen der Eltern anheimgestellt, welchem von ihren Söhnen sie diese Erbschaft in Ansehung ihrer Würdigkeit zuwenden wollten, ob auch gleich die Wahl, mit Übergehung der älteren, auf den jüngsten fallen sollte, wenn sie selbigen dafür ansehen, dass er sein Erbtheil nicht verludern werde: so sind Wir ja umsomehr verpflichtet, darauf zu sehen, dass Unser Reich, welches durch Gottes Hilfe, wie jedermann in die Augen leuchtet, anjetzo viel weiter ausgebreitet ist, unversehrt erhalten werde. Derohalben haben Wir für gut befunden, durch gegenwärtige Verordnung festzustellen, dass es jederzeit in des regierenden Landesherrn Willkür stehen soll, nicht allein die Thronfolge, wem er will, zuzuwenden, sondern auch den bereits ernannten Thronfolger, wenn er einige Untauglichkeit an ihm bemerkt, wieder zu verändern, damit Unsere Kinder und Nachkommen dadurch im Zaume gehalten und abgeschreckt werden, in dergleichen Gottlosigkeiten zu verfallen."

Für die Weite und Gefährlichkeit der Entwürfe Peters wird sein Testament angeführt, welches anhebt mit einer Einleitung, wonach die Vorsehung das russische Volk zur Oberherrschaft über Europa bestimmt hat, denn die Völker dieses Welttheils befänden sich größtentheils in einem Zustand der Altersschwäche, könnten also leicht von einem jungen frischen Volke unterjocht werden, sobald dieses all seine Kraft erlangt habe. Von Zeit zu Zeit sende die Vorsehung solche neue Völker wie befruchtende Überschwemmungen. So sei auch Russland bestimmt, das verarmte Europa zu befruchten: er (Peter) habe Russland als einen Bach gefunden, und hinterlasse es als einen Strom; unter seinen Nachfolgern müsse es zum Meere heranwachsen. Deshalb hinterlasse er, wie einst Moses dem jüdischen Volk seine Gesetztafeln, für seine Nachfolger die nachbeschriebenen Regeln der Politik: *Peters I. Testament.*

„1. Die Nation muss in einem beständigen Kriegszustande sein, um den Soldaten kriegerisch und in Athem zu erhalten. Keine Ruhe, als um die Finanzen des Staates zu verbessern, die Armee zu recrutieren und den günstigen Augenblick zum Angriffe abzuwarten. So dient der Friede dem Kriege, und der Krieg dem Frieden in dem Interesse der Vergrößerung und des zunehmenden Wohlstandes Russlands. 2. Durch alle möglichen Mittel sind aus den gebildetsten Völkern Europas Heerführer im Kriege und Gelehrte im Frieden herbeizurufen, um die russische Nation der Vorzüge anderer Länder theilhaftig zu machen, ohne dass sie von ihren etwas verliert. 3. Es ist bei jeder Gelegenheit an den Fragen und Zwistigkeiten Europas theilzunehmen, besonders an denen Deutschlands, welches näher gelegen, vom directesten Interesse ist. 4. Polen muss getheilt werden, indem man Verwirrung und beständige Eifersucht darin unterhält; die Gewalten müssen durch Gold gewonnen, die Reichstage bestochen werden, um auf die Wahl

der Kaiser einzuwirken; man muſs sich daselbst eine Partei erwerben, russische Truppen hineinschicken und so lange daselbst verweilen lassen, bis sie Gelegenheit finden, ganz da zu bleiben. Machen die benachbarten Mächte Schwierigkeiten, so muſs man sie für den Augenblick zufriedenstellen, indem man das Land zerstückelt, bis man das, was man weggegeben hat, wieder zurücknehmen kann. 5. Muſs man Schweden so viel als möglich wegnehmen und sich von demselben angreifen lassen, um einen Vorwand zu seiner Unterjochung zu haben. Zu diesem Zwecke muſs man es von Dänemark, und Dänemark von Schweden trennen, und ihre Rivalität sorgfältig unterhalten. 6. Die Gemahlinnen der russischen Prinzen sind stets aus den deutschen Prinzessinnen zu nehmen, um die Familienverbindungen zu vermehren, die Interessen zu nähern, und so Deutschland von selbst mit unserer Sache zu verbinden, indem man unsern Einfluſs daselbst vermehrt. 7. Man muſs vorzugsweise das Bündnis mit England für den Handel suchen, da dieses die Macht ist, welche unserer am meisten für ihre Marine bedarf und der Entwickelung der unserigen am nützlichsten sein kann; man muſs Holz und andere Producte gegen sein Geld austauschen und unter seinen Kaufleuten, Matrosen und den unsrigen beständige Verbindungen unterhalten. 8. Sich ohne Aufenthalt nach Norden, das baltische Meer, und gegen Süden hin, das schwarze entlang, ausbreiten. 9. Sich so weit als möglich Constantinopel und Indien nähern. Wer hier dereinst regiert, ist der wahre Herrscher der Welt. Deshalb muſs man beständige Kriege, bald mit der Türkei, bald mit Persien erregen, Werften und Stapelplätze am schwarzen Meere anlegen, sich allmählich dieses Meeres, sowie des baltischen, bemächtigen, was ein doppelt nothwendiger Punkt für das Gelingen des Planes ist; den Verfall Persiens beschleunigen; in den persischen Meerbusen dringen; womöglich durch Syrien den alten Handel mit der Levante wieder herstellen und in die beiden Indien eindringen, welche die Magazine der Welt sind. Ist man erst hier, so kann man das Gold Englands entbehren. 10. Ferner sorgfältig die Verbindung mit Österreich suchen und unterhalten, scheinbar seine Absichten auf eine dereinstige Herrschaft über Deutschland unterstützen, und unter der Hand die Eifersucht der Fürsten erwecken. Ebenso muſs man die einen oder die andern dahin bringen, daſs sie bei Ruſsland Hilfe suchen, und muſs eine Art Protection über das Land ausüben, welche die künftige Herrschaft vorbereitet. 11. Das Haus Österreich dafür interessieren, daſs der Türke aus Europa verjagt wird, und seine Eifersucht, wenn Constantinopel erobert ist, neutralisieren, indem man entweder die alten Staaten Europas zu einem Kriege gegen dasselbe aufreizt, oder ihm einen Theil der Eroberungen abtritt, um ihm denselben später wieder abzunehmen. 12. Alle durch Spaltungen getrennten Griechen, die in Ungarn, der Türkei oder im südlichen Polen verbreitet sind, um sich versammeln, sich zum Mittelpunkte, zur Stütze derselben machen, und im voraus durch eine Art priesterlicher Suprematie eine universelle Vorherrschaft gründen. 13. Ist Schweden unser, Persien besiegt, Polen unterjocht, die Türkei erobert, sind unsere Heere vereinigt, das schwarze und das baltische Meer von unseren Schiffen bewacht: so muſs man einzeln und insgeheim erst dem Hofe von Versailles, dann dem von Wien den Antrag machen, die Universalmonarchie mit ihnen zu theilen. Nimmt einer von beiden den Vorschlag an, was unfehlbar ist, wenn man ihrem Ehrgeize und ihrer Eigenliebe schmeichelt, so bediene man sich des einen, um den andern zu vernichten; dann vernichte man auch den übrig bleibenden, indem man mit ihm einen Kampf beginnt, der nicht zweifelhaft bleiben kann, da Ruſsland alsdann schon als Eigenthum den Orient und einen groſsen

Theil Europas besitzt. 14. Falls, was nicht wahrscheinlich ist, beide das Anerbieten Russlands ausschlagen, so muss man dieselben gegeneinander aufhetzen, und bewirken, dass sie sich gegenseitig aufreiben. Benutzt Russland dann den entscheidenden Augenblick, so schickt es seine im voraus versammelten Truppen nach Deutschland, während zwei beträchtliche Flotten, die eine auf dem Asow'schen Meere, die andere aus dem Hafen von Archangel, mit asiatischen Horden beladen, unter dem Geleit der armierten Flotten des schwarzen und baltischen Meeres auslaufen. Auf dem mittelländischen Meere und dem Ocean vorrückend, überschwemmen sie dann von der einen Seite Frankreich, während Deutschland von der andern bedrängt wird; und sind diese beiden Landstriche besiegt, so wird das übrige Europa leicht, ohne Schwertstreich, unter das Joch kommen. So kann und muss Europa unterjocht werden."

Es wird von Peter erzählt, er habe seine Tochter Anna an ihrem Verlobungstage in das politische System Russlands eingeweiht. Der Chevalier d'Eon de Beaumont, welcher der Vertraute der Kaiserin Elisabeth war, soll dieses Actenstück Ludwig XV. und dem Abbé Bernis mitgetheilt haben. Gewiss ist, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts traute man am französischen Hofe den Russen derartige Pläne zu. Man wendet allerdings ein, dass Peter, bei welchem alles stoßweise gieng, nicht der Mann gewesen sei, einen solchen Plan ruhig abzufassen, dass er nicht französisch, sondern nur russisch und holländisch schrieb. Allein es fehlte in seiner Nähe nicht an Leuten, die solche Entwürfe abfassen konnten, und wenn es auch nicht dem Buchstaben nach von Peter ist, so ist das Testament doch dem Geiste nach von ihm: es enthält den Schlüssel zur russischen Politik von Peter an und insofern kann man es echt nennen. Zuerst veröffentlichte es Lesur[1]) 1812 zu Paris. Dagegen wurde aber von Berkholz die Vermuthung aufgestellt, Napoleon I. habe, um seinen Kampf gegen Russland zu rechtfertigen, dieses Testament gemacht, wofür der von Napoleon oft wiederholte Satz spricht, „dass Russland die Freiheit des Abendlands bedrohe, wenn es im Besitz von Constantinopel sei".[2]) Als echt ist dieses Testament in den Denkwürdigkeiten des Ritters von Eon hingestellt, eines Mannes, der in der französischen Revolution für seine Grundsätze Opfer zu bringen wusste.[3]) Corréard[4]) will, das Testament sei 1710 von Peter nach der Schlacht bei Pultawa entworfen, 1722 nach dem Frieden von Nystadt umgearbeitet worden und habe seine jetzige Form durch den Kanzler Ostermann erhalten. Chodzko[5]) läßt es 1709 entstehen und 1724 umgearbeitet werden. Die Übereinstimmung von Peters Testament mit dem Gange der gesammten russischen Politik bis auf unsere Tage suchte eine gewandte Feder in der „Deutschen Revue der Gegenwart" nachzuweisen.[6])

Ist es von Peter I.

oder von Napoleon I.?

Hypothesen.

---

[1]) Des progrés de la puissance russe, dépuis son origine jusqu'au commencement du XIX. siècle — par M. Lesur.

[2]) Berkholz, Napoléon I. auteur du testament de Pierre le Grand. Bruxelles 1863.

[3]) Mémoires du chevalier d'Eon, publiés pour la première fois sur les papiers fournis par sa famille et d'après les matériaux authentiques deposés aux archives des affaires étrangères, par Fréderic Gaillardet, auteur de la Tour de Nesle. (Paris 1836.)

[4]) Carte des agrandissements de la Russie, depuis Pierre I. jusqu'a nos jours, publiée par M. J. Corréard en 1834.

[5]) La Pologne historique, littéraire, monumentale et illustrée par Léonard Chodzko. Paris 1839.

[6]) Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Leipzig 1872. Sechstes Heft.

Die letzten Jahre Peters I. sind besonders reich an Bestimmungen zur Ordnung des Reiches; sie streben alle auf zwei Ziele los: 1. die Gewalt des Selbstherrschers aller Reußen über alle Gebiete des staatlichen Lebens unbeschränkt zu machen, und 2. Russland in das politische, industrielle und sociale Leben der westeuropäischen Staaten einzuführen.[1]) (Der Staat.)

(Kirche.) Zunächst kam hier die Kirche in Betracht. Zu einem englischen Schriftsteller, der ihn mit Ludwig XIV. verglich, sagte Peter: „Die Zusammenstellung ist nicht gerecht, Ludwig XIV. ist in mancher Hinsicht viel größer als ich; allein was ich mehr geleistet habe, denn er, und in was ich ihm bei weitem überlegen bin, ist, dass ich meine Geistlichkeit zur Ruhe und zum Gehorsam bringen konnte, während er sich durch die seinige beherrschen ließ."[2]) Ein selbständiger Clerus hatte in seinem System keinen Platz.

(Patriarchat.) Als Patriarch Adrian, das Blutgericht über die Streljzen zu mildern unter Vorantragung des Muttergottesbildes von Wladimir in den Palast des Czaren kam, wies ihn dieser rauh ab: „Was soll mir das Bild, bring' es wieder an seinen Ort! Gott und die Gottesgebärerin verehre ich vielleicht mehr als du. Aber für den besten Ausdruck meiner Frömmigkeit halte ich die Pflichterfüllung gegen mein Volk und die Rache, die ich zu dessen Besten an den Störern der öffentlichen Ruhe nehme." 1699 erhielt Adrian den Neujahrskuss vom Czaren nicht mehr, am Palmsonntag hielt ihm der Czar den Steigbügel nicht mehr und leitete sein Pferd nicht mehr am Zügel. Als 1700 Patriarch Adrian starb, wurde kein neues geistliches Oberhaupt gewählt, es fehle dem Czaren zur Besetzung dieser ersten Würde der Kirche die nöthige Seelenruhe. Ein Verweser des Patriarchats wurde von ihm ernannt, der aber nichts selbständig bestimmen, sondern mit andern Bischöfen vorher berathen und dann dem Czaren um Genehmigung bitten musste, d. h. der Czar war Patriarch. Als 1721 die Geistlichkeit um Einsetzung eines Patriarchen bat, schlug Peter unwillig an die Brust, mit den Worten: „Da ist euer Patriarch." Dagegen errichtete er am 25. Februar 1721 den hochheiligen (Synod.) Synod,[3]) eine Behörde, die im Geistlichen das sein sollte, was der Senat im Weltlichen. In gemischten Angelegenheiten muss der Synod mit dem Senat berathen. Jedes Mitglied des Synods schwört, ein treuer und gehorsamer Diener und Unterthan seines natürlichen und wahrhaften Oberherrn zu sein, und bekennt, dass der Kaiser aller Reußen der höchste Richter in geistlichen Angelegenheiten ist. Nach dem Willen des Kaisers hat der Synod den Religionsunterricht zu leiten, die christlichen Lehrer zu prüfen und das geistliche Vermögen zu verwalten. Die (Reglement.) Mitglieder, geistliche wie weltliche, wählt der Kaiser. Das geistliche Reglement, welches der Synod alsbald erließ, ist ein Beweis, wie tief die russische Kirche damals gesunken war. Es dringt darauf, dass die Candidaten für den geistlichen Stand die Bücher vom christlichen Glauben und Gesetz wenigstens auswendig wissen. Es fordert, dass die Priester von den Beichtkindern kein Geld erpressen und sich nicht mit ihnen zanken, dass der Beichtvater, wenn er ein böses Ver-

---

[1]) Vergl. Russland und die katholische Kirche in Polen, von Josef Alexander Freiherrn von Helfert. Wien 1867. S. 130.

[2]) Helfert, l. c. S. 129.

[3]) Vergl. über das Folgende Herrmann, Geschichte des russischen Staates, Bd. IV, S. 348—467.

fahren gegen die Ehre und das Leben des Kaisers oder dessen Familie bemerkt, alsbald bei der Behörde Anzeige macht. Es ordnet die Führung von Tauf- und Sterbbüchern an; es fordert, dass niemand unter dreißig Jahren zum Mönch angenommen werden dürfe, dass man keinen Kriegsmann, keinen fremden Bauern annehme, wenn derselbe nicht einen Freiheitsbrief habe, dass man keinen Mann annehme, der in Schulden stecke. Viermal im Jahre soll jeder Mönch beichten und communicieren. Essen, Trinken und Kleidung sollen alle Mönche gleich haben, denn sonst würde sich ein jeder aufs Stehlen verlegen. Die Mönche sollen nicht bloß lesen können, sondern auch verstehen, was sie gelesen. Mönche.

Welch ein Abstand vom Mönchthum des Abendlandes, welches die Schätze des classischen Alterthums gerettet, die Kunst, den Ackerbau der alten Welt erhalten, Geschichte geschrieben, Dichtung und alle geistigen Interessen gepflegt hat! Und wie verurtheilt der Czar diese armen Mönche nicht selber wieder zum geistigen Tod, wenn er verordnet: „Bei harter Leibesstrafe darf ein Mönch in seiner Zelle ohne besondere Erlaubnis seiner Vorgesetzten durchaus keine Schreiben, Aufsätze oder Auszüge von Büchern abfassen. Auch darf er ohne ausdrückliche Begünstigung keine Briefe annehmen, noch laut geistlichem und weltlichem Recht Tinte und Papier in seiner Zelle halten, diejenigen ausgenommen, welchen solches zum allgemeinen geistigen Nutzen von ihren Vorgesetzten erlaubt wird. Hierauf muss bei den Mönchen sehr fleißig acht gegeben werden, weil nichts ihr stilles Leben so sehr unterbricht, als ihre unnützen und thörichten Schreiben."

Die Gesammtzahl der Mönchs- und Nonnenklöster wurde damals auf 780 geschätzt. Sehr hart waren die Gesetze gegen die Altgläubigen (Raskolniki). Jeder Candidat des geistlichen Standes musste vor der Weihe schwören, dass, wie er einem Altgläubigen auf der Spur sei, er sogleich seinem Bischof Anzeige machen wolle. Ein Altgläubiger war von allem Staatsdienste ausgeschlossen, musste doppelte Abgaben zahlen, durfte vor Gericht kein Zeugnis ablegen, und ohne besondere Erlaubnis der Obrigkeit seinen Wohnsitz nicht verlassen. Raskolniki.

Allen Ausländern war völlige Freiheit der Religionsübung gesichert. Hinsichtlich der katholischen Kirche meint Theiner, Peter habe aufrichtig und beharrlich die Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen gewünscht. Allerdings geschahen auch Schritte und sind noch Urkunden vorhanden, die auf ein solches Streben könnten schließen lassen. Peter stellte 1698 an die Jesuiten in Wien die Zumuthung, einen ähnlichen Orden für die russische Kirche zu schaffen; 1719 aber zwang er alle Jesuiten, Russland zu verlassen, 1724 alle Kapuziner, 1705 hieb Peter in Polock in der katholischen Kirche eigenhändig einen Mönch nieder, ließ den Superior henken und das Kloster verbrennen. Er ließ dem Papste versprechen, den Katholiken Freiheiten zu gewähren nach dem schwedischen Kriege, aber er wünschte damit nur, dass der Papst die Polen günstig stimme. Seine wahre Gesinnung zeigte sich darin, dass er die schmutzigsten Schriften gegen Papst und Kirche aus dem Holländischen übersetzen, und dass er den Papst während der Feste in der Butterwoche in einem Aufzuge verhöhnen ließ. Katholicismus.

Peter stellte einen eigenen Saufpapst mit 2000 Gulden Gehalt an, und erlaubte ihm so viel Bier und Brantwein, als er zu trinken vermochte. Wenn

er gewählt wurde, öffnete und schloss der Czar selber das Conclave. Die Cardinäle saßen auf Nachtstühlen und sagten einander die schmutzigsten Dinge zu und ritten dann im Zuge, worunter Bären und Schweine waren, auf gesattelten Ochsen. Es galt offenbar das Patriarchat wie das Papstthum als nichtswürdig hinzustellen. Bei einem solchen Papstfeste trank Peter so viel, dass er den Grund zu seinem Tode legte.

Die Päpste und Russland.

Die Katholiken gaben ihm keinen Grund zu dieser Verhöhnung ihres Glaubens, am allerwenigsten die Päpste; sie haben im Gegentheil durch Bekämpfung des Islam Russland schützen helfen. Auf viele Urkunden sich stützend, fragt Theiner: „Wollten die Päpste sich in die russischen Angelegenheiten einmischen, oder über den russischen Thron verfügen? Die Verleumdung kann alles sagen und hat es gesagt; die menschliche Bosheit kann alles wiederholen und hat es wiederholt, und die Unwissenheit kann alles glauben und hat es geglaubt. Indes haben die Päpste von den Kaisern nie etwas anderes, als für die Katholiken das Recht verlangt, ihr Bekenntnis frei üben zu können. Weit entfernt, das gesetzliche Ansehen der Fürsten zu mindern, freut sich der heilige Stuhl und ist stolz darauf, wenn ihre Macht und ihre Größe innerhalb der Schranken des Rechtes wächst. Allerdings wünscht die Kirche die Vereinigung Russlands mit ihr, und hätte es sich vereinigt, es hätte Jahrhunderte früher schon einen hohen Grad von Civilisation erreicht, und seine Größe würde in einem reineren und wahrhafteren Ruhme strahlen.“ [1]

Adel.

Und wie Peter die Macht und Wirksamkeit der Geistlichen beschnitt, so auch die des *Adels*, dem er keine Vorrechte im Staatsdienste mehr gestattete, außer dass er zu den öffentlichen Hofversammlungen Zutritt hatte. Während der Edelmann vom ältesten Adel Titel und Rang verlor, sobald ihn eine Strafe entehrt hatte, hatte jeder Bürgerliche die Möglichkeit, durch den Staatsdienst die Rechte des Adels zu erwerben. Jeder Soldat, der zum Grad eines Oberofficiers gelangt, erwirbt dadurch den erblichen Adel. Alle Militär-, Hof- und Civilbeamten sind in vierzehn Classen eingetheilt; die achte Classe im Civildienst verleiht gleich- (Tschin.) falls den erblichen Adel. Die Kinder adeliger Familien erlangen jedoch nicht eher das Recht, unbewegliches Eigenthum zu besitzen, als bis sie sieben Jahre im Militär oder zehn Jahre im Civil gedient haben. Der Czar verlangt vom Edelmann Bildung und Staatsgeist, sonst bleibt er bis in sein hohes Alter unmündig. Aus England zog Peter den Grundsatz, dass für den Adel das Erbrecht nach der Erstgeburt gelten solle, er wollte der Zerstückelung des Vermögens entgegenarbeiten. Solch ein Erbgut sollte kein Edelmann verkaufen können. Dagegen sollten die jüngeren Söhne die falsche Scham ablegen und sich mit bürgerlichen Gewerben oder mit Künsten beschäftigen.

Mittelstand.

Den *Mittelstand* hat Peter eigentlich geschaffen. Banquiers, Großhändler, Ärzte, Gold- und Silberarbeiter, Maler, Krämer, Gewerbsleute erhielten ihre eigene Gerichtsverfassung und das Recht, unbewegliches Vermögen in der Stadt

[1] Monuments historiques relatifs aux règnes d'Aléxis Michailovitsch, Féodor III. et Pierre le Grand, Czars de Russie. Extraits des archives du Vatican et de Naples par Augustin *Theiner*. Rom 1859. Préface, p. VII.

zu besitzen und Handel zu treiben, sie wählten sich ihre Obrigkeiten selbst und waren in Gilden getheilt. Die Bauern hingegen blieben an den Boden geheftet durch die Einführung der Volkszählung. Ohne Erlaubnis des Gutsbesitzers durften sich die Bauern bei keinem andern Herrn vermieten, doch konnte sich ein leibeigener Bauer, der ein Gewerbe erlernt hatte, für fünfzig Rubel loskaufen. Für Civil- und Criminalgesetzgebung wünschte Peter auf Grundlage des schwedischen Gesetzes ein ganz neues Gesetzbuch zu schaffen, doch kam es nicht dazu, es erschienen bloß viele Ukase, welche die Strafen verschärften, übrigens dieselben nur auf die Person des Schuldigen, nicht auf die Verwandten erstreckten. Wer die Waffen gegen den Czar ergriff, wurde geviertheilt, wer Gott lästerte, zu Tod gemartert, wer Brand stiftete, wurde verbrannt. Die Ehescheidung wurde erleichtert, die Folter blieb in Anwendung. Jeder sollte von Personen seines Standes gerichtet werden. In der Staatsverwaltung suchte Peter den bisherigen Missbräuchen zu steuern. Der Herrscher galt als die Quelle aller Gesetze und Anordnungen, sie wurden von ihm selbst oder auf seinen Auftrag vom Senat erlassen. Bauern. Gesetze. Strafen.

Der Senat hatte die oberste Aufsicht über den Vollzug der Gesetze, die oberste gerichtliche Gewalt, die Untersuchung neuer Maßregeln zur innern Einrichtung des Staates, die Entscheidung über Fragen der Gesetzgebung, das Recht, Rangstufen zu ertheilen und in den Adelstand zu erheben.[1]) Peter errichtete den Senat 1711. Mitglieder desselben waren alle Präsidenten der Collegien und andere, vom Kaiser ernannte Personen. Alle Senatoren hatten den Rang geheimer Räthe, alle vom Senat ausgehende Ukase hatten Gesetzeskraft, wenn der Kaiser sie nicht ausdrücklich aufhob. Den Vorsitz des Senats hatte der Generalprocurator; wenn er der Meinung des Senates nicht zustimmte, so musste die Entscheidung des Kaisers eingeholt werden. Sonst war zu allen Entscheidungen Einstimmigkeit aller Senatoren erfordert. Senat.

Die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung wurden durch Collegien besorgt, welche in allen wichtigen Angelegenheiten ihr Gutachten abgaben, deren Räthe und Beisitzer vom Senat, deren Präsidenten und Vicepräsidenten vom Kaiser ernannt wurden. Ihre Mitglieder erschienen im Senat, um persönlich auf Verlangen Auskunft zu geben oder dieselbe zu erbitten. Alle Gouverneure und Wojwoden waren von den Collegien abhängig. Die Zahl der Collegien waren zehn. Das der auswärtigen Angelegenheiten führte alle Unterhandlungen mit den auswärtigen Reichen und ihren Gesandten und fertigte die Pässe ins Ausland aus. Das Kriegs-Collegium verwaltete alle Angelegenheiten des Landheeres, mit Ausnahme der gerichtlichen, und schlug die Ernennungen bis zum Obersten vor. Das Admiralitäts-Collegium verwaltete die höchsten und richterlichen Angelegenheiten der Flotte. Das Kammer-Collegium beschäftigte sich mit den Einkünften, das Staats-Collegium mit den Ausgaben des Staates, das Justiz-Collegium mit den criminal- und civilgesetzlichen Sachen und den Grenzstreitigkeiten. Das Güter-Collegium mit der Verwaltung der Erb- und Dienstgüter. Das Commerz-Collegium musste Sorge tragen für ungehinderten Verkehr, für Seehandel und die Angelegenheiten Collegien.

[1]) So definiert ihn Ustrialow, l. c. II, S. 97.

der Kaufmannschaft. Das Manufactur-Collegium arbeitete an Hebung russischen Gewerbefleißes. Das Berg-Collegium wachte über Aufsuchung und Bearbeitung der Metalle. — Ein Oberfiscal überwachte die Vollstreckung der Gesetze im ganzen Reiche, ein General-Requetenmeister übernahm Bitten und Klagen und legte sie dem Kaiser vor oder dem Senate. Daneben gab es noch Behörden, die den Collegien gleich standen, wie das Medicinal-Collegium, welches für die Gesundheit der Unterthanen Sorge zu tragen, Apotheken und Krankenhäuser zu untersuchen und die Erlaubnis zur Ausübung der Heilkunst zu ertheilen hatte; wie der Hauptmagistrat, welcher für Einführung von Magistraten in allen Städten zu sorgen und Todesurtheile, die von städtischen Magistraten gefällt wurden, zu bestätigen hatte.

1719 theilte Peter das ganze Reich in 10 Gouvernements und 43 Provinzen. Jene wurden von Gouverneuren, diese von Wojwoden verwaltet. Das Monopolsystem gab Peter im wesentlichen auf. Die Kopfsteuer gab den Haupt-
Steuern. betrag, 4,290.000 Rubel, die Zölle 1,200.000, die Brantweinsteuer 950.000, die Salzsteuer 3,962.000. Das ganze Einkommen betrug 10,186.000 Rubel. Das Landheer kostete 4,100.000, die Flotte 1,500.000. Die Erhebung der Steuern wurde geordnet und vereinfacht. Peter hinterließ keine Schulden.
Heer. Das Heer zählte 180.000 Mann, die Flotte, welche zum Erstaunen Europas
Flotte. rasch sich gehoben hatte, zählte, als Peter starb, 48 Linienschiffe, 800 kleine Kriegsfahrzeuge, mit 28.000 Mann Besatzung. In der Flotte nahm sich Peter die Holländer zum Muster. An die Stelle des unordentlichen Aufgebotes früherer Zeit trat jetzt das regelmäßige Heer. Alle zur Kopfsteuer Angeschriebenen waren zum Kriegsdienste verpflichtet. Je 50 und unter Umständen auch je 20 Höfe stellten einen Recruten, je 280 Kaufleute einen Recruten, der sich aber für 100 Rubel loskaufen konnte. Den Officieren wurde menschliche Behandlung der Soldaten anempfohlen. Wer in der Schlacht sich feig zeigte, wurde gehenkt, wenn die vorderen Reihen flohen, mussten die hinteren auf sie anlegen. Um den Russen das Schreien beim Beginn der Schlacht abzugewöhnen, befahl der Czar, wenn dies geschehe, den zehnten Mann mit dem Tode zu bestrafen. Nach Peters Ansicht war das Hauptgeschäft des Adels der Krieg. Eifer für den Soldatenstand wusste er mit Orden, Titeln und Gütern zu belohnen.

Viele der Verordnungen Peters I. sind rein aus dem Holländischen oder Schwedischen abgeschrieben. Sein Petersburg sollte ein anderes Amsterdam werden. In den Verordnungen über den Bau der Häuser denkt man unwillkürlich an das Vorbild in Holland. Holländisch sind die Verordnungen über das Medicinal-
Industrie. wesen. Zur Vermehrung der Industrie zog Peter Jakobiten, Hugenotten, namentlich aber Deutsche ins Land. Holländerinnen mussten die Bereitung der Butter, das Spinnen lehren. Schwedische Gefangene wurden namentlich in den entfernteren Provinzen verwendet, wohin Deutsche und Holländer nicht gehen wollten. Russen wurden vielfach ins Ausland geschickt, um dort Manufacturen und Fabriken kennen zu lernen. Bald führte Russland Leinwand, Segeltuch, Leder und Tücher aus. Mit dem Handel stieg der Verkehr. Peter legte eine Menge neuer Wege und Posthöfe an, er wollte viele Canäle bauen; nur zwei gelangen, der Ladoga-Canal und der Wyschnei-Wolozkische.

Schulen. Schulen wurden viele errichtet. Drei Bücher, „Die Hauptsätze des christlichen Glaubens“, „Die auserlesenen Reden heiliger Männer“, dann „Von den Pflichten aller Menschen“ mussten in jeder Kirche, jedes viermal des Jahres, vorgelesen werden. Elementarschulen wurden viele errichtet, insbesondere in den

Städten. Die Beamten mußten ihre Kinder vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahre in die Schule geben, diese durften nicht heiraten, wenn sie nicht das Lesen gelernt oder ein Handwerk verstanden. Für den Adel wurden namentlich Kriegsschulen errichtet. Leibnitz entwarf den Plan zu einer Akademie 1716. Peter wies zu ihrer Gründung 200.000 und zu ihrer Erhaltung 24.000 Rubel an. Diese Akademie sollte den geistigen Verkehr vermitteln mit dem Ausland, die Hebung der Wissenschaft im Reich leiten und ihre Anwendung auf das praktische Leben vermitteln. Sie sollte aus zwölf Mitgliedern bestehen, einem Secretär, einem Bibliothekar, vier Dolmetschern, zwölf Zöglingen. Jedes Mitglied sollte ein Lehrbuch seines Faches abfassen und täglich eine Stunde Vorlesung halten und einen Zögling zu seinem Nachfolger heranbilden. Erst unter Katharina wurde die Akademie errichtet. Ein Befehl ergieng, alte Münzen, Handschriften, Merkwürdigkeiten einzusenden. Talentvolle Jünglinge wurden ins Ausland geschickt, um sie zu Übersetzern heranzubilden, andere wurden in die verschiedenen Theile des Reiches geschickt, um Karten und Pläne aufzunehmen. Die Russen sollten von ihren rohen Sitten und Gewohnheiten lassen und sich an die Höflichkeit und geselligen Vergnügungen des Abendlandes gewöhnen. Wohlhabende Leute mußten zu gewissen Zeiten Abendgesellschaften geben, geladene und ungeladene Gäste freundlich empfangen und wenigstens mit Thee bewirten. Die Jugend mußte tanzen, die Älteren sich unterreden oder spielen. Jeder Beamte, jeder Officier hatte Zutritt. Der Kaiser besuchte selbst oft unerwartet solche Gesellschaften. Hin und wieder gab der Czar selbst einen Hofball, der durch Trommelschlag in den Straßen angekündigt wurde. Der Czar stand am Eingange des Palastes und musterte die Erscheinenden. Herren und Damen zogen aus Urnen die Nummer, welche anwies, mit wem sie sich diesen Abend zu unterhalten hätten. Die Großfürstinnen reichten Erfrischung, Thee, Meth, Bier, Brantwein.[1]) — Leider empörte der Reformator selber durch seine Trunksucht, sein ausschweifendes Leben nur zu oft jedes sittliche Gefühl, und konnte weder als Sohn, noch als Bruder, noch weniger als Gatte und Vater zum Vorbild dienen.

Akademie. Sitten.

1722 im Juli sammelte Peter in Astrachan ein bedeutendes Heer zu einem Feldzuge gegen Persien. Er schlug den Sultan Mahmud Udinisch und nahm die Stadt Derbend. Auf der Heimkehr hielt er in Moskau am 22. December einen Triumphzug. Das war sein letztes großes Unternehmen nach außen; sonst galt alle seine Thätigkeit nur der inneren Umbildung seines Reiches.

Zug gegen Persien

Peter suchte Cultur zu verbreiten mit der Hast und Unduldsamkeit eines Barbaren; keine Schranke, kein Herkommen war ihm heilig: er ist der Demokrat auf dem Throne. Sein Eifer für das Nützliche hat oft einen komischen Beigeschmack: wenn er zum Beispiel selber auf der Straße dem nächsten Besten, der ihm mit geschwollenen Backen begegnete, die schlechten Zähne auszog, wenn er schnell bereit einer wassersüchtigen Frau das Wasser abzapfte. Er hämmerte, schmiedete, drechselte in einemfort. All sein Sinnen war aufs Materielle gerichtet; er rühmte sich, daß er vierzehn Handwerke verstehe; er suchte geschickte Degenschmiede, Bergleute, Stückgießer nach Russland zu ziehen, er kaufte Naturalien-Cabinete, anatomische Museen, er stiftete niedere und höhere Schulen, ließ A-B-C-

Sinn für das Nützliche.

[1]) La Garde, Fêtes et souvenirs, II, p. 291 ff.

Bücher und Katechismen drucken; doch blieben Heer und Flotte immer sein Hauptaugenmerk.

Widerstand der Russen. Seine Veränderungen verletzten sein gutmüthiges Volk tief. Es leistete, wo es konnte, wenigstens passiven Widerstand. Die Forderung, den Bart zu scheren, versetzte selber die Weiber in Harnisch; der Czar musste die Bärte stehen lassen und zufrieden sein, dass er eine Steuer für jeden Bart erheben konnte. Auch das Verbot der altrussischen Tracht und der Befehl, sich englisch zu kleiden — ließ er doch ein englisches Normalkleid an die Thore von Moskau annageln —, drang nicht durch. In Astrachan brach deshalb ein Aufstand aus. Peter griff zuweilen mit wilder Energie durch und der englische Gesandte berichtet nicht mit Unrecht, er habe die Moskowiter so niedergedrückt, dass er keine Empörung fürchte, solange sein Heer auf den Beinen sei. Ein Hang zur Grausamkeit bricht hin und wieder bei Peter durch. Nicht zu denken an die Hinrichtung der Strelzen, sei bloß sein Miss Makenzie. Urtheil über Miss Makenzie erwähnt. Diese war Ehrendame der Kaiserin, und Peter erfuhr, dass sie infolge eines verbotenen Liebesverhältnisses mehrere Kinder habe. Keine Fürbitte half etwas: Peter verurtheilte die Makenzie zum Tode, kündigte ihr unter Thränen das Urtheil an, begleitete sie selbst aufs Blutgerüst, umarmte sie zärtlich vor der Hinrichtung und küsste den Kopf, nachdem er gefallen war. Man hat Peter hin und wieder mit Karl dem Großen oder anderen edlen Herrschern verglichen, welche ihre Völker auf eine höhere Stufe der Cultur Vergleich mit Karl dem Großen. geführt haben. Der Vergleich fällt jedoch sehr zu seinem Nachtheile aus: Karl sah auf die Idee, Peter auf das Äußere, jener gieng von sicheren Grundlagen aus, dieser wollte auf einmal seinen Russen das abendländische Wesen aufzwingen. Karl suchte nach anstrengenden Arbeiten seine Erholung im Umgange mit Gelehrten, in Beschäftigung mit den Wissenschaften, Peter hingegen in den rohesten und gemeinsten Ausschweifungen, insbesondere im Branntweintrinken. Sehr oft war der ganze Hof betrunken, Gesandte und Damen mussten sich mitberauschen, wochen-Roher Ton am Hofe. lang wurde der ganze Hof nicht mehr nüchtern; wer sich weigerte zu trinken, der ward gezwungen, sich toll und voll zu saufen. Der Ton am Hofe war außerordentlich roh: nirgends war mehr Scham und alle benahmen sich wie rasend. Mentschikow. Wie roh Peter war, sieht man aus seinem Verhältnisse zu Mentschikow, dem Hephästion des neuen Alexander, der zu den höchsten Würden gelangte, obschon er nie lesen und schreiben lernte, und nur durch die gemeinste Pfiffigkeit und Charakterlosigkeit sich emporarbeitete: seine Bestechlichkeit überstieg alles Maß; wenn er es gar zu arg trieb, prügelte ihn der Czar durch, schlug ihn blutig. Mentschikow ertrug die Schläge geduldig, ja sah sogar einen Beweis der Zuneigung in den Ohrfeigen, die er von heiliger Hand empfieng, und übte bald darauf wieder seine dämonische Macht über den Czaren aus.

Katharina. Auch das Verhältnis zu **Katharina** zeugt von der Roheit Peters. Obschon er sie 1707 geehlicht, 1715 diese Ehe öffentlich anerkannt und ihr am 18. Mai 1724 in Moskau selber die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, so scheint sie ihm doch so wenig Treue bewahrt zu haben, als er ihr. 1714 überraschte er sie mit dem Kammerjunker Mons de la Croix nachts in einer Laube, prügelte sie, ließ ihren Geliebten und dessen Schwester knuten und zuletzt, angeblich wegen Bestechlichkeit, zum Tode verurtheilen. Katharina legte Fürbitte für den Verurtheilten ein, Peter schlug im Zorn darüber einen kostbaren venetianischen Spiegel zusammen, indem er sprach: „Sieh, es war ein verächtlicher Stoff, das Feuer hat ihn veredelt, er wurde eine Zierde des Palastes — ein Schlag meiner Hand, und er ist in den Staub zurückgekehrt.“ Mit hinreißender Zärtlichkeit erhob

Katharina die thränenfeuchten Augen zu Peter und sagte: „Ja, Sire, Sie haben den Spiegel zerbrochen, der die Zierde des Palastes war — ist dieser jetzt schöner geworden?“ Diese Worte beruhigten Peter, doch führte er Katharina unmittelbar nach der Hinrichtung unter den Galgen, an dem der Leib ihres Liebhabers hieng; die Kaiserin aber sagte ganz ruhig: „Welch ein Jammer, dass unter den Höflingen so viel Bestechlichkeit herrscht!“

Peter fühlte sich in der letzten Zeit seines Lebens sehr unglücklich, ihn drückte das Gefühl, er habe umsonst gearbeitet, sein ganzes Werk würde nach seinem Tode zusammenstürzen. Die Bestechlichkeit der Beamten war durch keine noch so furchtbare Strafe auszurotten; ein uneigennütziger Beamter, hieß es, sei so schwer zu finden, als ein vierblätteriges Kleeblatt, und die Großen, die über die Kleinen zu Gericht sitzen, stehlen und betrügen nicht minder, als die Verurtheilten. Es half nichts, soviel man auch knutete, köpfte und henkte. Selbst Große mussten das Blutgerüst besteigen. Die maßlosen Ausschweifungen hatten Peters Riesenkraft früh erschöpft, er wurde immer melancholischer und wilder, prügelte seine Officiere, sprach nicht mehr mit der Kaiserin; nur Geistliche, Hofnarren und der Arzt waren in seiner Nähe. Ihn drückte das Schicksal des Alexei; er klagte oft, dass er sein eigenes Blut geopfert habe. Am Feste der Epiphanie 1725 erkältete er sich und endete am 8. Februar 1725, ohne eine Verfügung über die Thronfolge zu hinterlassen. Der Ruhm bleibt ihm unbestritten, dass er ganz Russland umgestaltet, dass er die Grundlage zu allem gelegt, was in Russland seither in der Armee, bei der Flotte, in Justiz, in Kunst und Wissenschaft geschehen ist. —

Peters I. letzte Tage.

Peters Tod.

Katharina I. (1725—1727). Peter II. (1727—1730).

Katharina I.

Während Peter I. in den letzten Zügen lag, stritten sich die zwei Parteien, die alt- und neurussische, um die Gewalt. Jene wollte den erst neunjährigen Großfürsten Peter Alexejewitsch auf den Thron bringen und durch ihn das alte Russland wieder herstellen: diese wollte sich bei der Gewalt erhalten und durch Verfolgung ihrer Gegner sichern. Jene waren sehr zahlreich, aber Mentschikow handelte. Er versammelte die vornehmsten Officiere und einige andere einflussreiche Männer, der Kaiserin ließ man sagen: am Sterbebette nütze sie doch nichts mehr und die Versammlung könne ohne sie zu keinem Entschluss kommen. Katharina trat unter die Versammelten und erklärte, sie wolle den Prinzen Peter nicht von der Thronfolge ausschließen, sondern sie ihm vielmehr sichern. Geschenke und Versprechungen wurden nicht gespart. Der Erzbischof von Nowgorod [1]) wurde durch die Aussicht gewonnen, dass ihm alle seinem Stand verloren gegangene Rechte wieder eingeräumt

[1]) Büschings Magazin, IX, S. 240. — Herrmann, Geschichte des russischen Staates, IV, S. 467—507.

würden. Er schwor zuerst und hernach die andern, die Gemahlin Peters auf dem Thron zu erhalten. Auf den anderen Morgen wurden dann die Senatoren, Generäle und Großen berufen. Katharina trat unter sie: sie füge sich dem Willen ihres Gemahls und sei entschlossen, die schweren Sorgen der Regierung auf sich zu nehmen, um indessen in dem Großfürsten Peter einen würdigen Kaiser heranzuziehen. Mentschikow verlangte — natürlich bloß zum Schein — für eine so inhaltsschwere Erklärung eine freie Berathung. Hier wurde nun vorgegeben, Peter habe sein früheres Testament vernichtet, dagegen die Absicht gehabt, die Regierung der Kaiserin zu überlassen, was namentlich der Erzbischof von Nowgorod versicherte. Jetzt rief Mentschikow: „Ihr Zeugnis wiegt soviel als alle Testamente, es lebe unsere Monarchin, die Kaiserin Katharina!" Die altrussische Partei war überrascht und so ward Katharina I. Kaiserin. Die eigentliche Gewalt nahm Mentschikow in die Hand. Schnell gewann er Adel und Militär, und an die Garde-Regimenter allein wurden 50.000 Rubel vertheilt. Die Regierung Katharinas war also nur eine Fortsetzung der Regierung Peters I. Die Ukase ihres geheimen Rathes wurden vom Senat und Synod als czarische Ukase vollzogen. Diesen geheimen Rath bildeten Mentschikow, Apraxin, Golowkin, Ostermann, Tolstoi, Goliczin. Die da gehofft hatten, die Herrschaft werde milder sein in der Hand einer Frau, sahen sich bitter getäuscht.

Mentschikow.

Der Erzbischof von Nowgorod ward in seinen Erwartungen schmählich betrogen; als er deshalb gegen die neue Regierung Front machen wollte, wurde er gestürzt. Er klagte, dass die weltliche Macht den Geistlichen selbst das Beten anbefehle; zwar müsse er für den hingegangenen Peter I. beten, aber er zweifle, dass Gott sein Gebet erhören werde. Nun ward er in Untersuchung gezogen, er habe aus vielen Kirchen Heiligenbilder, Edelsteine und Perlen weggenommen und für sich verwendet, und in ein Kloster an der Dwina verbannt. In ähnlicher Weise wusste Mentschikow auch andere zu entfernen, die seiner Stellung gefährlich werden konnten, und seine Macht über die Kaiserin war so groß, dass er selbst den Ehrgeiz ihres Schwiegersohns niederzuhalten vermochte. Am 1. Juni 1725 war nämlich der Herzog Karl Friedrich von Holstein mit der siebzehnjährigen Anna Petrowna vermählt worden. Von da an war die Rede von einer holsteinischen Partei.[1])

Lohn des Erzbischofs.

Friedrich von Holstein.

Katharina war nicht glücklich auf dem Throne. Ein Zeitgenosse schreibt, wie der Kummer über die unglückliche Heirat ihrer Tochter an ihrem Herzen nage: „Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, dass ihr die schrecklichsten Vorstellungen des Nachts keine Ruhe lassen, und dass sie mit lauten Klagen ihrem Schmerz Luft zu machen sucht. Niemand wagt sich ihrem Palast zu nähern, niemand darf sich Hoffnung machen, die Kaiserin zu sehen und zu sprechen, die Parteihäupter hassen sich, und alles ist in der heftigsten Gährung." Nur wen Mentschikow begünstigte, der gelangte in die Nähe des Thrones. Über dieses Treiben war natürlich die Unzufriedenheit allgemein. Ein Zeichen desselben ist, dass zwei Betrüger, die sich jeder für den verstorbenen Alexei ausgaben, Anhang finden

Macht Mentschikows.

[1]) Bericht Le Forts bei Herrmann, l. c. V, S. 475 ff.

konnten — sie wurden zuletzt beide gefangen und hingerichtet. Le Fort schreibt: „Von Geschäften ist nicht die Rede, die Fähigsten und Gewiegtesten halten sich ferne, oder legen nur zum Scheine Hand an die Arbeit, Mentschikow ist die oberste Gewalt. Nichts widersteht ihm, ein jeder beeifert sich, seinen ehrgeizigen Gedanken zu huldigen." Der sächsische Gesandte schreibt: „Es sieht wunderlich aus, die Czarin legt die Hände in den Schoß und darf nichts sagen, Mentschikow ist alles in allem und thut, was er will, ohne dass die Czarin nur mucksen darf. Die Russen sind wie aufs Maul geschlagen und haben mehr Furcht vor Mentschikow, als sie vor Peter I. gehabt haben. Aber der Hass gegen ihn, zumal der alten Geschlechter, ist nicht geringer als die Furcht; er hat so viele Feinde, als Haare auf dem Kopf. Nur die Gunst der Czarin schützt ihn, und die Russen schämen sich, von diesem Verhältnis zu sprechen; wäre es möglich, sie würde ihn noch heiraten und ihn zum Czaren machen. Die Czarin verlegt sich stark auf den Trunk. Am Morgen früh schon fragt Mentschikow: ‚Was wollen wir trinken? Beliebt Euer Majestät eine Schale Brantwein?' Man ist wenig nüchtern, sondern allezeit schwindlich und dösig. Inzwischen lässt der Fürst viele Befehle ausfertigen unter dem Namen der Czarin und ohne ihr Wissen." Selbst der Czarewitsch klagte: „Ich muss zum Fürsten gehen, um meinen Bückling zu machen, damit ich auch etwas werden kann; sein Sohn ist schon Lieutenant und ich bin noch nichts, ich werde es wohl nie zum Fähndrich bringen." [1]

Katharina.

So zeigte sich denn Katharina ihrer hohen Stellung wenig würdig und überstieg der Ehrgeiz Mentschikows alle Schranken. Einmal wollte er Herzog von Kurland werden, als die kurischen Stände auf den 15. Juni 1726 einen Landtag zur Wahl eines Herzogs ausschrieben. Da trat ihm aber ein Mitbewerber entgegen, der selbst das Herz der verwitweten Herzogin Anna gewann, so dass sie gegen das Eheversprechen ihre Unterstützung verhieß. Es war der schöne und heldenmüthige Moriz von Sachsen, der einzige Sohn der berühmten Aurora von Königsmark und Augusts des Starken, eine Heldennatur: [2]) gieng er doch als zwölfjähriger Knabe seiner Mutter durch, um an der Belagerung von Lille theilzunehmen, zeichnete er sich doch bei der Belagerung von Tournay durch seine Tollkühnheit aus. Er kämpfte dann im Kriege seines Vaters gegen Schweden und bekam ein Regiment mit dem Rechte, alle Officiere selber zu wählen, und er wählte lauter entschlossene Leute, das Regiment ward aber auch in einem Gefecht bei Stadlbusch ganz zusammengehauen. Der Name Victoria entschied ihn bei einem Fräulein von Löben, sich mit ihr zu vermählen; die Ehe war nicht glücklich und wurde 1720 wieder gelöst. Im Krieg in Polen vertheidigte er mit 18 Mann ein Gebäude gegen 800 Feinde und entkam zuletzt unter Beweisen einer homerischen Tapferkeit. Der Friede in Deutschland ließ ihn in französische Dienste treten. Der berühmte Folard, mit dem er viel verkehrte, sagte ihm damals schon voraus, er werde einer der größten Feldherren werden. Jetzt kam er auf den Gedanken, sich um die Würde eines Herzogs von Kurland zu bewerben, und die gefeierte Adrienne Lecouvreur, die mit Leidenschaft an ihm hieng, verkaufte ihre Diamanten, als sie von seiner Geldbedürftigkeit hörte. Mentschikow kam selber zur Wahl, er drohte Kurland mit 20.000 Mann zu verheeren und die Mitglieder der Regierung nach Sibirien zu schicken, wenn die am 28. Juni auf Moriz gefallene Wahl nicht zu seinen Gunsten geändert werde;

Kurland. Moriz von Sachsen. Adrienne Lecouvreur.

[1]) Herrmann, l. c. S. 486 ff.
[2]) Weber, Moriz von Sachsen. Leipzig 1863.

er wollte Moriz selber in seiner Wohnung aufheben lassen, dieser aber schlug mit seinen wenigen Dienern die Gegner so entschieden zurück, dass 16 Mann getödtet und 60 verwundet wurden. Anna von Kurland reiste selber nach Petersburg und wusste durch ihre Thränen und Seufzer die Kaiserin zu ihren Gunsten zu stimmen; auch die holsteinische Partei wirkte Mentschikow entgegen, und dieser gab seine Absicht auf Kurland auf, weil er ein höheres Ziel zu verfolgen begann.

Infolge ihrer Ausschweifungen nämlich gieng das Leben der Kaiserin rasch seinem Ende entgegen. Mentschikow wollte auch nach ihrem Tode die Gewalt behaupten und seine Tochter dem Czarewitsch vermählen. Während die Großen schon einen Vergleich über die Art der künftigen Regierung geschlossen hatten, ließ am 17. Mai 1727 Mentschikow nach dem Tode der Kaiserin ein angebliches Testament von ihr verlesen, kraft dessen einfach Großfürst Peter zum Czaren von Russland ernannt war und sich mit einer Tochter des Fürsten Mentschikow vermählen sollte. Der Herzog von Holstein und Anna mussten dasselbe unterzeichnen und Mentschikow nahm alsbald wieder das volle Ansehen als Regent in Anspruch. Der geheime Rath, an dessen Spitze er stand, blieb in seiner vollen Gewalt. Der junge Czar schien anfangs mehr denn je fügsam.

Tod Katharinas I. 17. Mai

Peter II. Alexejewitsch.

Mit den Worten: „Heute habe ich einen Feldmarschall verloren", überreichte er Mentschikow seine Ernennung zum Generalissimus und verlobte sich am 3. Juni mit dessen älteren Tochter Maria. Seinen Sohn gedachte Mentschikow mit der Schwester des Czaren, mit der Großfürstin Natalie, seine jüngere Tochter mit dem unter seinem Einfluss zu ernennenden Herzog von Kurland zu vermählen. Dem Herzog von Holstein machte er das Leben so sauer, dass dieser beschloss, in seine Heimat zurückzukehren. Vom Vermächtnis für dessen Gemahlin, die Tochter der Kaiserin Katharina, strich Mentschikow eigenmächtig 100.000 Rubel zu seinen Gunsten weg, von den hinterlassenen Juwelen eignete er sich an, was ihm gefiel; die ganze Hofhaltung der kaiserlichen Familie setzte er herunter, dem Czaren warf er statt 700.000 nur 150.000 Rubel aus, seine Habsucht war ebenso unersättlich, wie sein Ehrgeiz. „Der frühere Despotismus," schreibt Lefort,[1] „ist nichts gegen den jetzigen, keine lebende Seele wagt auch nur zu athmen. Alles zittert vor Mentschikows Macht, er lässt Leute verhaften, nicht weil sie ein Staatsverbrechen begangen haben, sondern bloß weil er sie im Verdacht hatte, dass sie gegen seine unumschränkte Herrschaft etwas einzuwenden haben könnten. Selbst Peter II. soll er gedroht haben, es werde ihm schlecht gehen, wenn er sich dem Willen der verstorbenen Kaiserin nicht unbedingt füge."

Mentschikow regiert.

Doch der Bogen, allzu gespannt, brach zuletzt. Der junge Czar war eine äußerst leidenschaftliche und eigensinnige Natur. Seine Schwester Natalie, die ihn zärtlich liebte, mochte ihn auf das Missverhältnis aufmerksam machen; sein Erzieher, Ostermann, war ihm eine treue Stütze und benahm sich so klug, dass ihm Mentschikow nichts anhaben konnte. Der Czar und seine Schwester machten Gelübde für die Befreiung; bald äußerte jener, er möchte

Mentschikow fällt.

[1]) Sein Bericht, abgedruckt bei Herrmann, l. c. V, S. 509.

seinen künftigen Schwiegervater weder sehen noch hören und er gedenke sich nicht vor seinem fünfundzwanzigsten Jahre zu vermählen.

Mentschikow beschleunigte die Katastrophe durch seine Dreistigkeit. Als der Kaiser von einer Stadt seines Reiches ein silbernes Service zum Geschenk bekam und es seiner Schwester schenkte, ließ es Mentschikow von dieser für sich fordern. Da weigerte sich der Czar, wenige Tage darauf, am Geburtstage des Ministers, diesen zu besuchen, und seine Schwester sprang durch das Fenster, um den Verhassten nicht empfangen zu müssen. Der Czar schrieb an den hohen Rath, kein Befehl in Betreff der Finanzen sei zu beachten, wenn er nicht von ihm, dem Kaiser, unterzeichnet sei, und enthob zugleich Mentschikow seiner Stellung in der Armee. Am 19. September 1727 wurde ihm Hausarrest angekündigt. Mentschikow fiel in Ohnmacht, man musste ihm zu Ader lassen. Der allgemeine Jubel über den Sturz des Verhassten war unbeschreiblich. Der Hass der Gekränkten durchbrach von allen Seiten die Schleußen.

Man behauptete, er habe vom preußischen Hof eine Anleihe von zehn Millionen verlangt, mit dem Versprechen, das Doppelte zurückzuzahlen, sobald er den Thron bestiegen habe. Die kaiserlichen Cassen waren leer, die seinen gefüllt. Arge Dinge kamen an den Tag, noch ärgere wurden ihm zugemuthet. Auf dem Wege nach seinem Gute Oranienburg bei Moskau in Twer wurde er plötzlich an Händen und Füßen gefesselt und ihm angekündigt, dass er nach Beresow, einer Stadt in Sibirien, verbannt sei.

Mentschikows Charakter.

Dass ein tüchtiger Stoff in ihm sei, bewies Mentschikow durch die Standhaftigkeit und Würde, mit welcher er diesen Sturz von schwindelnder Höhe in die Tiefe des Elends ertrug. Er murrrte nie über sein Los. Seine brave Frau wurde wahnsinnig und starb auf der Reise. Der Anblick seiner Töchter, die bisher wie Fürstinnen, jetzt als gemeine Mägde gekleidet, alle Entbehrungen tragen und die armseligste Kost sich selbst zubereiten mussten, zerriss ihm das Herz; doch fand er Trost und Fassung, indem er sich in den Willen Gottes ergab. Von den zehn Rubeln, die ihm für den Tag angewiesen waren zur Bestreitung seiner Bedürfnisse, ersparte er sich soviel, dass er den Bau einer Kirche beginnen konnte — er selber arbeitete dafür, die Axt in der Hand. Deshalb sagt der Russe Bantisch-Kamenski in seiner „Geschichte des Zeitalters Peters des Großen“: „Mentschikow als Held auf dem Schlachtfelde von Pultawa ist bewundernswert; in seinem Unglück als Weiser, als Sieger über sich selbst, verdient er Altäre.“ — Mentschikow starb am 22. October 1729 am Schlagfluss.[1]) Kurz vor seinem Verscheiden empfahl er seinen Kindern, das üble Beispiel zu vergessen, das er ihnen auf der Höhe des Glückes, aber auch nie das Vorbild, das er ihnen in der Verbannung gegeben habe. Mentschikow war geboren 1670 und der Sohn eines Pastetenbäckers, trug kleine Pasteten umher und erregte durch sein kluges Gesicht die Aufmerksamkeit Leforts, welcher ihn in die von ihm eingeübte Compagnie aufnahm, die später der Kern der russischen Armee wurde. Peter machte ihn zu seinem Dentschik oder Adjutanten, und so war der junge, ehrgeizige Mann Tag und Nacht um seinen Herrscher, den er auf all seinen Ausgängen begleitete, in dessen Stimmungen und Pläne er vollkommen einzugehen wusste und der ihn

[1]) Leben und Tod des Fürsten Mentschikow. Frankfurt 1730. Mémoires secrets de Villebois. Paris 1852.

so lieb gewann, dass er nach dem Tode Leforts ihn mit all den Ehren überschütterte, die er auf den Genfer gehäuft hatte.

Ostermann. So fiel Mentschikow. Ostermann hatte dabei seine Hand im Spiele, weil er fürchtete, dass durch dessen Verwaltung das Reich zugrunde gehe. Aber seine Hoffnung, dass durch die Entfernung dieses Ehrgeizigen jetzt der böse Genius vom jungen Czaren entfernt sei, bewährte sich nicht. Andere traten an die Stelle des Gestürzten und wirkten ebenso nachtheilig auf Charakter und Gemüth des dreizehnjährigen Herrschers, der in seiner Jugend und Leidenschaftlichkeit nicht Stahlkraft genug besaß, die Last der Allmacht zu ertragen, und sich launenhafter Willkür überließ.

Lefort schreibt: „Ich weiß nicht, wer ihm die Meinung beibringen kann, Peter II. dass ein großer Herr weder Erziehung noch Aufsicht nöthig hat, noch Leute, die ihm Vorstellungen machen; aber er zeigt durch seine Handlungsweise, dass er das Schlechteste und Verkehrteste für erlaubt hält. Die Nacht macht er zum Tage und streicht mit einem Kammerherrn herum, um sieben Uhr Morgens geht er schlafen, nie setzt er einen Fuß in das Rathszimmer, und den ganzen Tag über findet man nicht einen Augenblick, wo er aufgelegt ist, einem Rede und Antwort zu geben. Der gebildeten Gesellschaft feind, nach seinen augenblicklichen Einfällen und Aufwallungen sich jeder Roheit überlassend, findet er nur daran Vergnügen, mit seinen Creaturen zu machen, was er will, und sie nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Es ist überraschend, wie schnell sich sein Charakter zum Schlechten fortentwickelt; niemand, als Ostermann, der aber nicht viel ausrichtet, wagt es, ihm Einwendungen zu machen. Dieser Tage drang er darauf, weil er durch seine Bitte doch nichts mehr vermöge, seiner Stelle enthoben zu werden. Der junge Czar wurde gerührt bis zu Thränen, aber noch denselben Abend konnte er es nicht unterlassen, sich bis zum andern Morgen in den Gassen in Schlitten herumzutreiben.“ [1])

Also war Peter II. auf dem besten Wege, ein Caligula zu werden, Allmacht und Kaiserwahnsinn, nur etwas mehr Gutmüthigkeit! Die Altrussen bemächtigten sich des Herrschers, besonders die Dolgoruki. Das alte Russland sollte wieder hergestellt, Peters Reformen sammt den Fremden erdrückt werden. Verbannte wurden zurückberufen und ihnen ihre Güter wieder zugestellt. Man bewog den Czaren, die Residenz nach Moskau zu verlegen, man nährte absichtlich seine Leidenschaft für die Jagd, man hielt ihn in allem in Unwissenheit. Das Ende vom Liede, schreibt ein Zeitgenosse, wird sein, dass sich die Russen die schwedische Aristokratie zum Muster nehmen. Die Dolgorukis beuteten ihre Stellung aus, der Kaiser musste sich mit einem Mitglied ihrer Familie verloben, andere bekamen die höchsten Stellen; der Prinzessin Elisabeth ließ man es am Nöthigsten, sogar an Salz für den Hausstand fehlen. Mit Bangen sahen Wohlmeinende der Zukunft entgegen. Das ganze Staatsgebäude schien unterzugehen im Meere der Gewinnsucht. Die Beamten konnten ebensowenig bezahlt werden, wie die Armee, alles war bedrückt. Da erkrankte der Czar am 19. Januar 1730 an den Blattern.

[1]) Bericht Leforts bei Herrmann, l. c. V, S. 519.

Ausschweifungen hatten den jugendlichen Körper erschöpft, kein Heilmittel wollte anschlagen. Peter II. starb vierzehn Jahre alt am 30. Januar 1730. Mit ihm erlosch der Mannsstamm Peters des Großen. Seine Schwester Natalie die ihn zärtlich liebte, war infolge einer Fahrt, die sie ihm zuliebe unternahm, zum Tode erkrankt und hatte im Todeskampf fünf Couriere an ihn senden müssen, nur um ihn noch zu sehen, aber nach wenigen Augenblicken verließ er sie und sie starb schon am 3. December 1729 allein und verlassen. —

Die Kaiserin Anna Iwanowna (1730—1740).

Die Großen versuchten nach dem Tode Peters II. alles, was in den letzten vierzig Jahren zur Umgestaltung Russlands geschehen war, dadurch rückgängig zu machen, dass sie dem Reich eine aristokratische Verfassung geben wollten. In dem Testament Katharinas war verordnet, dass ihr der Großfürst Peter Alexejewitsch nachfolgen solle, und nach dem Aussterben seines Hauses solle die Familie ihrer ältesten Tochter Anna Petrowna und nach dieser das Haus der Elisabeth Petrowna den Thron besteigen, jedoch mit dem Beding, dass der Mannesstamm stets den Vorzug vor dem weiblichen habe. Demnach gebürte der Thron jetzt, da Anna Petrowna 1728 gestorben war, ihrem am 11. Februar 1728 geborenen Söhnlein Karl Peter Ulrich, das sich aber noch in der Wiege und bei seinem Vater in Holstein befand. Der geheime Rath aber, welcher aus vier Fürsten Dolgoruki, dem Kanzler Golowkin, zwei Fürsten Goliczin und dem Vicekanzler Ostermann bestand, beschloss anders. Zwar Ostermann war nicht für diesen Beschluss, aber wo es sich um eine kühne Maßregel handelte, pflegte er sich zurückzuziehen und sich krank zu stellen, sein Gesicht mit Quitten einzureiben, um den Schein der Gelbsucht zu haben, und den Lehnstuhl oder das Bett nicht zu verlassen. Man suchte eine Person auf den Thron zu erheben, die sich anheischig mache, unter dem Einfluss des obersten Rathes zu regieren. Man glaubte, die Großfürstin Anna, die Tochter Iwans, damals verwitwete Herzogin von Kurland, werde umso eher einwilligen, als sie sonst gar keine Aussicht auf den Thron habe. Eine Botschaft gieng an sie ab mit den Bedingungen, nämlich: ohne Zustimmung des obersten Rathes, welcher nur aus acht Personen bestehen sollte, 1. nicht zu heiraten und keinen Nachfolger zu ernennen; 2. keinen Krieg anzufangen und keinen Frieden zu schließen; 3. keine Güter zu verschenken und kein Geld aus der Staatscasse zu nehmen; 4. keine Stelle bis auf den Obersten herab zu vergeben; 5. keinen Edelmann ohne rechtliches Erkenntnis seiner Güter zu entsetzen oder seine Ehre zu kränken; 6. das Volk nicht mit neuen Auflagen zu belasten; 7. die Garde und die Armee solle nur unter dem hohen Rathe stehen. Wenn Anna diese Bedingungen annahm, so war Russland das Eigenthum einiger Familien. Um das Volk

Testament Katharinas.

Aristokratie.

zu beschwichtigen, sagte man, die Kaiserin wolle nur unter diesen Bedingungen herrschen, und um Anna zur Unterschrift zu bewegen, sagte man ihr, diese Forderungen seien auf Verlangen des Volkes entworfen. Der Schluss derselben lautete: „Und wenn ich nach obbeschriebenen Punkten nicht thue, so werde ich verlustig des russischen Thrones.“ Es fehlte nicht an Warnungen für Anna und auf der andern Seite an Rathschlägen, sie möge nur unterschreiben, sie könne ja nachher thun, was sie wolle.

Unzufriedenheit.

Anna unterschrieb am 4. Februar 1730. Allein alsbald regte sich die Furcht, statt unter *einen* Herrscher unter acht Tyrannen zu kommen, die zuletzt im Kampf miteinander das Reich zerreißen würden. Die Abneigung des kleinen Adels gegen den großen kam dazu, und bald wurde kund, dass Ostermann und Andere gegen den Plan seien. Der Senat war verletzt, nicht minder der heilige Synod, die Geistlichkeit ließ für die Alleinherrscherin beten und man wartete nur die Ankunft der Kaiserin ab, um zur Ordnung, wie sie unter Peter I. bestand, zurückzukehren, zumal die Garden den Eid auf die Kaiserin und den hohen Rath nicht ablegen, sondern nur auf die Kaiserin schwören wollten.

Anna traf am 21. Februar in Moskau ein. Die sechs Großen wussten sie so zu umgeben, dass es nicht leicht war, die Stimme des Volkes zum Ohr der Kaiserin zu bringen. *Ostermann* wusste ihr jedoch gute Rathschläge insgeheim mitzutheilen, die öffentliche Meinung gab ihr Muth und machte den Sechsen bang. Sie wollten ihr jetzt die Souveränität anbieten, sie aber erklärte: „Von so wenig Personen für souverän erklärt zu werden, wolle nicht viel heißen.“

Absolutismus.

Am 8. März kamen Generale, Adelige, Bischöfe, Senatoren in den Kreml, und baten die Kaiserin, den Vertrag, den sie in Mietau unterschrieben, zu vernichten und statt des hohen Rathes wieder einen regierenden Senat mit 21 Mitgliedern herzustellen, wie er unter Peter bestand. Freudig erklärte *Anna*: „Ich habe seither irrig geglaubt, dass all meine Unterthanen die Einführung einer neuen Verfassung gerne sähen; ich weiß jetzt, dass ich mich getäuscht habe“, und riss damit den Vertrag in Stücke. So war also die Reform Peters gerettet. Ihre Gegner wurden bestraft, namentlich die Dolgorukis; sechs fanden allmählich den Tod durch die Hand des Henkers, andere wanderten nach Sibirien, dagegen erhielt Ostermann den Grafentitel und ein Gut in Livland. Noch wichtiger war, dass der Sitz der Regierung 1732 wieder nach Petersburg verlegt wurde. Damit war dem altrussischen Princip der Krieg erklärt. Ausländer, wie Ostermann, Münch, waren die einflussreichsten Rathgeber Annas, Biron, eigentlich Bühren, der Enkel eines Stallknechtes, ihr Liebling. — Anna war gutmüthig, um die Regierung kümmerte sie sich wenig. Die russischen Geschichtschreiber loben die drei ersten Jahre ihrer Regierung, weil sie da den Eingebungen ihres eigenen Verstandes und Herzens oder den Rathschlägen wohlgesinnter Männer gefolgt sei,[1] tadeln aber die letzten Jahre, wo alles nach dem Willen Birons geschah, und Russland durch dessen zügellose Leidenschaften gequält wurde. Um die Gründe dieses Lobes und dieses Tadels und die russische Politik in ihrem Einflusse auf Polen zu würdigen, müssen wir zunächst auf andere Ereignisse im Westen übergehen.

[1]) *Ustrialow*, l. c. II, S. 128—129.

Mittel- und West-Europa 1715—1740.

Der Krieg Venedigs und Österreichs gegen die Türkei (1715—1718).

Die Pforte fühlte wieder Kraft in sich und rüstete insgeheim zu einem Schlag, um verlorene Gebiete wieder zu gewinnen; gegen welche Macht aber derselbe zunächst geführt werden sollte, darüber waren im Divan noch die Stimmen getheilt. Gerne hätte man dem jetzt wieder schwachen Polen Kaminiec entrissen, gerne dem Kaiser Siebenbürgen und einen Theil von Ungarn wieder weggenommen, am meisten ärgerten die Venetianer als Besitzer von Morea. Man war überzeugt, die neuen Unterthanen der Signoria würden gerne wieder unter die Botmäßigkeit des Sultans zurückkehren; man hielt Venedig für zu schwach, um auf die Dauer einem heftigen Angriffe zu widerstehen, und den Kaiser für viel zu beschäftigt nach vielen Seiten, um Venedig nachhaltige Hilfe leisten zu können. Um Karl VI. zu beschwichtigen, erklärte ein außerordentlicher Gesandter in Wien, wie die Pforte zwar Gründe genug habe, um gegen Venedig den Krieg zu erheben, aber mit dem Kaiser in Frieden zu bleiben wünsche. Als von Wien aus aber bedeutet wurde, wie der Kaiser als Gewährsmann des Friedens von Karlowitz verpflichtet sei, zur Vertheidigung Venedigs die Waffen zu ergreifen, da leugneten die Türken diesen Grund, nannten die Venetianer Friedensstörer, die man züchtigen müsse, warnten den Kaiser, sich in diese Angelegenheit zu mischen, und gaben die Entscheidung dem Allmächtigen anheim, wenn er es doch thue.[1]) Es war dem Kaiser zunächst nicht möglich, den Krieg gegen die Türken zu beginnen, auch von anderer Seite waren die Venetianer verlassen, nur der Papst Clemens XI. forderte zu ihrem Beistand auf und bewilligte der Signoria von geistlichen Gütern eine außerordentliche Kriegssteuer; Frankreich dagegen arbeitete beharrlich am Untergange Venedigs und reizte die Pforte zum Krieg. Diese verleugnete den Zweck ihrer Rüstungen, bis dieselben vollendet waren. Dann erklärte der Großvezir am 8. December 1714 dem Bailo, die Republik

Grund zum Krieg.

Venedig steht allein.

[1]) Cappeletti, Storia della Republica di Venezia, XI, p. 151 ff. — Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, V, S. 461 ff.

habe durch Unterstützung der Montenegriner den Frieden gebrochen, überdies habe sich die Signoria wider alles Recht des Königsreichs Morea bemächtigt — das sei nicht länger zu ertragen.

Morea. In Venedig war die Bestürzung groß. Der erste Angriff galt Morea, und man war wenig gerüstet zur Vertheidigung. Die Bewohner waren den Venetianern abgeneigt, die vielen Beamten, welche die Republik ins Land sandte, wurden wie Blutsauger angesehen; nicht minder erbittert war man über die Bekehrungsversuche der Mönche, zumal die Moreoten den Patriarchen von Constantinopel als ihr Oberhaupt anerkannten. An Reibungen fehlte es nie, dabei war es Venedig nicht gelungen, den Peloponnes zu bevölkern; als es die Herrschaft antrat, belief sich die Einwohnerzahl kaum auf 100.000 Mann. Man suchte Einwanderer aus Rumänien, Albanien und den jonischen Inseln dahinzulocken, mit Mühe brachte man es zur Höhe von 200.000 Einwohnern, diese aber wollten keinen Zehnten bezahlen. Überhaupt stand es mit dem Steuerwesen schlecht, auch waren sie unzufrieden darüber, dass der Handel keinen rechten Aufschwung nahm, weil Venedig selbst sich zum Mittelpunkt alles Verkehrs machte. Morea trug nichts ein, die Vertheidigung war eine Last für die Republik, und Frankreich war in einemfort bestrebt, unter den 7000 Mann fremder Mietstruppen, welche die Besatzung der Insel bildeten, die Ausreißerei im Gange zu erhalten. Aus den Eingeborenen ließen sich keine Soldaten bilden, die sich mit Eifer für die Republik schlugen, und so war denn die Hoffnung der Türken, dass die Wiedereroberung von Morea leicht sein würde, in der That begründet.[1]) Während die Hauptmacht der Türken, 200.000 Mann stark, in kleinen Tagmärschen der Hauptstadt Korinth sich näherte, hatte Venedig nicht Mannschaft genug, um die Festungen des Peloponnes zu besetzen, und musste es sich entschließen, die Streitkräfte auf gewisse Hauptpunkte zusammenzuziehen und die übrigen Plätze zu räumen. Auch die Flotte stand an Zahl der Schiffe weit hinter der türkischen zurück, dazu kam das Unglück, dass ein schlechtes Beispiel gleich im Anfange gegeben wurde. Die Felsenburg zum Beispiel auf der Insel Tine, wo die Türken am 5. Juni 1715 Anker warfen, hätte sich lange halten können, der Befehlshaber verlor aber derart den Kopf, dass er auf die erste Aufforderung den Platz übergab. Korinth, vor welches sich der Großvezir legte, war stark befestigt und mit allem Nöthigen wohl versehen, dennoch schloss der Befehlshaber ohne Noth, schon nach fünf Tagen, einen schimpflichen Vertrag zur Übergabe. Jetzt gab auch der Befehlshaber von Ägina die Vertheidigung auf und die Eingebornen suchten natürlich sich mit dem Sieger gut zu stellen. Erst vor Napoli di Romania stießen die Türken auf ernstlichen Widerstand.[2]) Bono hieß der Befehlshaber, allein die Türken machten eine Bresche durch geschickt angelegte Minen und nahmen die Stadt im Sturm. Die Venetianer fanden einen rühmlichen Tod, die Türken wütheten namentlich gegen katholische Geistliche und Mönche und gewannen große Beute, denn Napoli war ein Stapelplatz des Handels. Neben Entmuthigung wirkte jetzt Meuterei. In Modon verweigerten die Soldaten jeden Widerstand und erbrachen selber die Thore. Auch das Castell von Morea fiel durch Meuterei, und Malvasia, ergab sich, ohne dass ein Schuss gethan wurde, während nachträglich der Kapudan-Pascha erklärte, er hätte dieses Felsen-

Unglück Venedigs.

Verlust Moreas.

[1]) L. Ranke, Die Venetianer in Morea 1685—1715. „Histor. polit. Zeitschrift". Berlin 1833—1836. II. Bd., S. 405 ff. — Zinkeisen, l. c. VI, S. 473—489, wo die französischen Berichte benutzt sind.

[2]) Diedo Giacomo, Storia della Rep. di Venezia. IV. Venezia 1751.

nest niemals einnehmen können, wenn die Besatzung auch nur einige Tage ausgehalten hätte. So gieng denn Morea schmählich verloren. Die Mainoten erklärten, sie könnten das Land unmöglich der Verwüstung durch den übermüthigen Feind preisgeben, und vertrugen sich mit den Türken. Auch die Flotte der Venetianer bewährte sich nicht, ihr Befehlshaber Delfino erklärte, er dürfe dem Unglück zu Land nicht auch noch ein Unglück zur See hinzufügen, seine erste Pflicht sei die Erhaltung der Flotte — und so kam es, dass die Türken auch Suda und Spinalonga, die letzten Besitzungen der Venetianer auf Candia, zum Fall bringen konnten. Die kleine Insel Cerigo wollte ihr Commandant auf Leben und Tod vertheidigen, aber die Besatzung verweigerte jeden Widerstand. Santa Maura schleiften die Venetianer selber, da sie nicht hofften, es gegen die türkische Übermacht vertheidigen zu können. Nur in Dalmatien wurde die Ehre der venetianischen Waffen gerettet und wurden 40.000 Türken, die verheerten und brandschatzten, zurückgeschlagen. Unglück. Dalmatien.

Man mag sich die Bestürzung in Venedig und den Jubel in Constantinopel leicht vorstellen. Die Türken sprachen schon wieder allen Ernstes von der Eroberung von Wien und Rom, man setzte im Übermuth sich über alle Rücksichten hinaus. Selbst die Genuesen mussten Constantinopel räumen. Gefangene Venetianer wurden zu Zwangsarbeiten verdammt, alle venetianischen Waren wurden im Gebiete des Reiches verboten. Ein schwerer Schlag für die Republik, die jetzt noch einmal nach allen Richtungen hin um Hilfe sandte, der aber nur Österreich die rettende Hand entgegenstreckte. Prinz Eugen drang auf Krieg gegen die Türken, deren Ehrgeiz wieder erwacht sei, die alles Verlorene wieder erobern wollten, deren Macht man ja nicht zur früheren Stärke anwachsen lassen dürfe; gehe Korfu verloren, so sei es den Türken leicht, sich Neapels zu bemächtigen und durch Mailand und Tirol in Deutschland einzudringen, während sie mit ihren Heerscharen zugleich Ungarn überschwemmen würden. So kam am 13. April 1716 zwischen dem Kaiser und Venedig ein Schutz- und Trutzbündnis zustande, eigentlich eine Erneuerung des heiligen Bundes vom 20. März 1684. Der Angriff auf Venedig wurde demnach für den Kaiser Veranlassung zum Krieg gegen die Türken, den er noch in diesem Frühjahre erklären und mit aller Kraft führen wollte. Auch den König von Polen und den Czar und alle Fürsten der Christenheit wolle man zum Bündnis mit einladen. Werde Neapel von den Türken angegriffen, so solle Venedig den Kaiser mit 6000 Mann zu Fuß und acht Kriegsschiffen unterstützen, dagegen werde der Kaiser Venedig, wenn es in seinen italienischen Besitzungen angegriffen werde, ein Hilfscorps von 12.000 Mann senden. Zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres wurde Eugen bestimmt, der denn auch mit seiner ganzen Thatkraft und seinem Scharfblick den Feldzug in Angriff nahm, nachdem die Pforte die Forderungen des Kaisers zurückgewiesen hatte.[1]) Siegesmuth der Türken. Österreich hält mit Venedig 1716.

[1]) Arneth, Prinz Eugen, II. S. 381—385. — Katona, Hist. critica regum Hungar., XXXVIII, p. 256 ff.

Rakoczy. Sie richtete ihr Augenmerk wieder auf Rakoczy, dem sie im Falle des Sieges das Fürstenthum Siebenbürgen und den Titel eines Königs von Ungarn verhieß. Die Siege Eugens hatten aber solchen Eindruck auf die Nation der Ungarn gemacht, dass sich nur Gesindel an Rakoczy anschloss, obschon der Sultan ihn seiner Gunst versicherte. Zum Feldherrn Venedigs wurde unter Vermittlung Schulenburg Eugens Baron Johann von der Schulenburg bestimmt, welcher sich in sächsischen Diensten oft hervorgethan hatte. Der Kaiser erhob ihn in den Reichsgrafenstand, Venedig ernannte ihn zum Feldmarschall mit einem Gehalt von 10.000 Zechinen; er war ein tüchtiger Soldat, aber er fand die Macht Venedigs sehr heruntergekommen; sie bestand aus 18.000 Mann, während er 30.000 bis 40.000 bedurfte. Auch die Flotte war unter seiner Erwartung. Zunächst galt der Angriff der Türken Korfu. Zum Glück für die Venetianer war Schulenburg kurz vorher dort eingetroffen und hatte rasch und einsichtig alles gethan, um die Festung in einen erträglichen Vertheidigungszustand zu setzen. Ohne Schulenburg Korfu. wäre Korfu, damals das Bollwerk Italiens, gefallen, denn die venetianische Flotte that ihre Pflicht nicht. Die Türken landeten ungehindert auf der Insel und unternahmen mit 30.000 Mann vom 1. August 1716 an einen Sturm nach dem andern auf die schwachen Werke, welche nur von 1500 Mann vertheidigt wurden. Ein Sturm allein kostete 5000 Mann an Todten und Verwundeten. Die ganze fünfundvierzigtägige Belagerung kostete den Türken 8000, nach anderen Berichten sogar 15.000 Mann. Am Morgen des 22. August waren die Türken wie verschwunden. Auch beim Abzug derselben leistete die venetianische Flotte nichts, entweder war Muthlosigkeit oder Neid auf die Verdienste des deutschen Feldherrn daran schuld, dem die Signoria ein Standbild im Geschmack der Zeit Ludwigs XIV. in Korfu setzen ließ, das noch auf dem großen Platze vor dem Schlosse dort steht, und den ganz Europa als den Retter von Korfu pries.[1]) Am raschen Abzug der Türken war die Weigerung der Janitscharen schuld, einen neuen Sturm zu versuchen, und dann die Nachricht, die von einem Schlage Eugens aus Ungarn eingetroffen war.

Es war wieder ein glänzender Feldzug aus einem Guss, wieder ein Beweis, was österreichische Soldaten zu leisten vermögen, wenn sie gut geführt sind. Eugen. Am 1. Juli 1716 verließ Prinz Eugen Wien, am 9. war er schon in Futak bei Peterwardein, der harte Nachwinter hatte die Eröffnung des Feldzuges so weit hinausgeschoben, die Feindseligkeiten hatten schon begonnen. Am 26. Juli setzte Eugen über die Save, sein Heer war 64.000 Mann stark, am 28. Juli traf der Großvezir beim Heere ein, das gegen 200.000 Mann zählte, darunter 40.000 Janitscharen. Ein größeres Reitergefecht, in welchem die Türken durch mehr denn dreifache Überlegenheit an Zahl die Österreicher unter Palffy zum Rückzug zwangen, erhöhte ihren Muth, und mit mehr denn 150.000 Mann umschloss der Großvezir Peterwardein und eröffnete am 3. August schon die Laufgräben.[2])

Trotz des bedenklichen Missverhältnisses in der Zahl verwarf Eugen den Rath, Peterwardein eine starke Besatzung zu geben, um sich über die Donau zurückzuziehen und abzuwarten, dass an dieser Festung der Ungestüm

[1]) Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg. Leipzig 1834. II. Bd.
[2]) Arneth, Prinz Eugen, II, S. 340—414.

der Osmanen sich breche. Er gab auf den 5. August 1716 die kühne Anordnung zum Sturm auf das türkische Lager. Prinz Alexander von Wirtemberg begann um sieben Uhr den Kampf auf dem linken Flügel glücklich, dagegen nahm der Kampf in der Mitte und auf dem rechten Flügel, wo die Befestigungswerke den raschen Aufmarsch verhinderten, eine minder glückliche Wendung, bis das Adlerauge Eugens einen Fehler der Türken bemerkte; er warf einige tausend Reiter dahin, wo der Feind sich eine Blöße gegeben hatte. Vor der schweren Reiterei sanken die dichten Reihen der Türken wie Binsen zusammen. Indessen hatte der rechte Flügel sich wieder geordnet und vollendete im mörderischen Ansturm die Niederlage der Feinde. Der Großvezir stürzte sich den Seinen entgegen, um die Flucht zu hemmen, fiel aber bald von einer Kugel zum Tode getroffen. Um zwölf Uhr standen die Kaiserlichen schon im Lager der Feinde. 156 Fahnen, 5 Rossschweife, 172 Geschütze, eine zahllose Beute fiel ihnen in die Hände. Allein an Todten hatten die Türken 6000 Mann verloren, aber auch den Kaiserlichen kam der Sieg theuer zu stehen, sie zählten 3000 Todte, 2000 Verwundete, aber dennoch war es ein glänzender Sieg, dessen Ruhm rasch durch Europa flog. Wie der gemeine Mann den großen Feldherrn hoch hielt, zeigt heute noch das damals entstandene Lied vom „Prinz Eugen, dem edlen Ritter".

Peterwardein.

Glänzender Sieg.

Papst Clemens XI. sandte Eugen, als dem Vertheidiger der Christenheit, einen perlbesetzten Hut und ein kostbares Schwert, die er mit eigener Hand geweiht hatte. Villars beglückwünschte den Prinzen und prophezeite ihm, dass erst das Schwarze Meer seinen Eroberungen ein Ziel setzen würde. Wie gerne hätte Eugen diese Prophezeiung erfüllt, wenn die politischen Verhältnisse es gestattet hätten! Lässig machte ihn dieser Erfolg nicht, auf Lorbeeren auszuruhen, war nicht seine Sache. Alsbald setzte er das Heer gegen Temesvar in Bewegung, um durch Eroberung dieser wichtigen Festung dem Kaiser die Erwerbung des Banats zu sichern. Am 26. August wurde die Stadt umschlossen, am 1. September die Anlegung der Laufgräben begonnen. 18.000 Mann Kerntruppen unter einem entschlossenen Anführer vertheidigten die Stadt aufs tapferste. Ein Versuch zum Entsatz, oder wenigstens um Lebensmittel in die Stadt zu werfen, scheiterte. Am 1. October wurde die Vorstadt erstürmt unter nicht geringen Verlusten. Schon rüsteten sich die Österreicher zum Sturm auf die eigentliche Stadt, als der Pascha am 12. October die Übergabe antrug. Sie kam am 13. October gegen freien Abzug der Besatzung nach Belgrad zustande, nachdem die Festung 164 Jahre im Besitz der Ungläubigen gewesen war. Die Übergabe kleinerer Plätze, wie Pancsowa, folgte bald. Eine tiefgehende Bewegung gieng durch die Bevölkerung an der unteren Donau; ein gewöhnliches Gebet war damals, dass doch Gott endlich einmal die Deutschen herbeiführen möge, um sie von dem furchtbaren Druck zu befreien, unter dem sie litten. 1714 hatte Sultan Ahmed III. gegen den Hospodar der Walachei, Brancovan, eine Ruchlosigkeit begangen, die allgemein Entsetzen erregte. Weil Fürst Kantemir mit den Russen sich insgeheim gegen die Türken verbunden hatte, so hegte der Sultan auch einen finsteren Verdacht gegen die Treue Brancovans, obschon dieser zwanzig Jahre hindurch als untadelhafter Vasall und wie ein Vater seines Volkes die Walachei regiert hatte. In Ketten

Temesvar.

Ahmed III.

Brancovan.

ward Brancovan nach Constantinopel in die sieben Thürme gebracht und, als die Gattin mit seinen vier Söhnen dahin kam, um ihn zu vertheidigen, so wurde über alle das Todesurtheil ausgesprochen, nur wollte man der Frau und den vier Söhnen das Leben lassen, wenn sie sich zum Islam bekennen würden. Dessen weigerten sie sich. Drei Söhne wurden vor den Augen der Eltern enthauptet; der jüngste, mit dem Blute der älteren bespritzt, verzagte und erbot sich zur Bekehrung. Der Sultan verachtete dieses Angebot und ließ ihn doch enthaupten. Der Vater endete mit Trauer im Herzen über den Abfall des Jüngsten, die Frau wurde erdrosselt.

Verhandlungen. Während des Winters 1716/17 unternahmen die Kaiserlichen mit mehr oder weniger Glück einzelne Streifzüge in das feindliche Gebiet. Auch fanden Friedensangebote statt. Montague, der britische Botschafter, besuchte Wien auf seiner Reise nach Constantinopel und bot seine guten Dienste an. Mit höflichem Danke wurde ihm aber bedeutet, die Pforte habe zuerst kaiserliches Gebiet feindlich überzogen und Österreich müsse durch Benutzung seines Sieges für die Zukunft sich sicherstellen. Der neue Großvezir Ali Pascha[1]) ließ seine Geneigtheit zum Frieden durch den kaiserlichen Residenten Fleischmann, welcher, bisher gefangen gehalten, gerade von ihm freigelassen war, kundgeben, mit der Bemerkung jedoch, Temesvar müsse zurückgestellt werden, dies verlange die Ehre der Pforte, sonst sei man entschlossen, es mit den Waffen in der Hand zu nehmen. Der Gesandte der Generalstaaten trug auf einen Waffenstillstand an, Eugen aber erklärte rundweg, dies hieße nur den Türken Zeit geben, sich zu erholen, damit sie den Kaiser nachher umso kräftiger angreifen könnten; nicht bloß Temesvar, sondern auch Belgrad müssten die Türken hergeben. Somit rüstete man sich auf beiden Seiten nach Kräften. Die Franzosen trieben den Sultan zu eifriger Unterstützung Rakoczys, dem es ein Leichtes sein werde, ganz Ungarn wider den Kaiser aufzubringen. Der Sultan machte einen tiefen Griff in seinen Schatz, um 200.000 Mann gegen den Feind zu führen. Er selber zog ins Lager, machte aber Halt in Sophia, während das Heer gen Belgrad sich in Bewegung setzte.

Belgrad. Es galt diesmal in der That Belgrad,[2]) dieser wichtigen Festung am Ausfluss der Save in die Donau. Eugen konnte die Schmach, dass es verloren gegangen, kaum verschmerzen. Das Vertrauen auf ihn beflügelte die Rüstungen, der Geist der Kreuzzüge schien wieder durch Österreich und Deutschland zu wehen. Das Reich verwilligte 50 Römermonate, die katholische Geistlichkeit gab ein Zehntel ihres Einkommens: die Erbstaaten wetteiferten in Opfern, Böhmen gab 3,100.000 fl. zum Krieg, Mähren 66.400. Schlesien 1,218.000. Auch Hilfsvölker aus Deutschland kamen: zuerst die Hessen unter dem Prinzen Maximilian, dann 6000 Bayern unter Maffei — zwei Kurprinzen giengen als Freiwillige mit. Auch aus Frankreich kamen Prinzen von Geblüt; es galt ja den Krieg kennen zu lernen unter Leitung eines der größten Feldherren und durch Theilnahme an einem Siege des Glaubens gegen die Ungläubigen den Ruhm der Ahnen zu vermehren. Eugen verließ

---

[1]) Theyls, Mémoires curieux. Leyde 1722. p. 279 ff.

[2]) Schels, Geschichte der Feldzüge 1716—1718 in der „Österr. milit. Zeitschrift." 1811—1834.

Wien am 14. Mai 1717. Der Kaiser gab ihm beim Abschied ein reich mit Diamanten besetztes Crucifix mit dem Bemerken, unter diesem Zeichen werde der Feldherr siegen. Eugen übergab dem Kaiser sein Testament zum Zeichen, dass er als Sieger oder gar nicht mehr heimkehren wolle. Die Anordnungen, die er traf, waren vorzüglich. Alles gieng rasch voran, obwohl er höchstens über 100.000 Mann zu verfügen hatte. Am 21. Mai war Eugen schon in Futak, am 14. Juni schon zu Pancsowa bei Belgrad, von wo er über die Donau übersetzte und die Festung von der Landseite völlig umschloss, wie nördlich durch Schiffe — ein Hamburger Fockgersen hatte ihm nach dänischem Muster leichte Schiffe gebaut, welche dennoch 42 Achtpfünder tragen konnten. In der Stadt waren 20.000—30.000 Mann Kerntruppen unter einem tüchtigen Führer, Mustafa Pascha. Es galt die Festung zu halten, bis das Entsatzheer mit dem Großvezir nahe. Allein Eugen hatte die Stadt bald vollständig umschlossen und sich gegen Ausfälle und Angriffe im Rücken gedeckt. Ein starker Ausfall am 17. Juli wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen. Bald waren die Festungswerke in Grund geschossen, die türkischen Batterien zerstört. Desungeachtet übergab Mustafa die Stadt nicht. Am 31. Juli brachen die Türken auf den Wällen in hellen Jubel aus, denn sie erblickten die Vorhut des Entsatzes, er nahte 200.000 Mann stark. Jetzt war Eugens Lage bedenklich. Die Türken hatte er vor sich und im Rücken. Das Entsatzheer bestand aus frischen Truppen, während das deutsche Heer nicht bloß durch Kämpfe, sondern auch durch Krankheiten auf 70.000 Mann herabgesunken war. Im Lager war kein Plätzchen mehr sicher vor dem feindlichen Geschütz. Der kühnste Plan war diesmal auch der sicherste — Eugen beschloss mit 70.000 Mann das Lager, in welchem 200.000 Türken standen, trotz ihrer 140 Kanonen und 35 Mörser im Sturm zu nehmen. Der Schlachtplan, ein Meisterstück, wurde am 15. August entworfen und in der Frühe des 16. ausgeführt. — Nur 4 Bataillone und wenige Dragoner blieben im Lager, die ganze übrige Streitmacht, das Fußvolk in der Mitte, die Reiterei auf den Flügeln, brach in der Frühe kaltblütig, siegesgewiss, stille gegen die türkischen Stellungen auf. Bei Todesstrafe war jedem geboten, bei dem ihm angewiesenen Posten zu bleiben, in enggeschlossenen Reihen, keiner solle auf eigene Faust eine Bewegung machen, jeder blindlings den Befehlen der Officiere folgen. Ein dichter Nebel begünstigte anfangs den Marsch, brachte aber nachher auch Gefahr, weil der rechte Flügel sich von der Mitte zu weit entfernte. Er stieß auf eine türkische Abtheilung, welche rasch gefasst zu den Waffen griff, und so gerieth das ganze türkische Heer in Bewegung. — Bald war der Kampf auf der ganzen Schlachtlinie entbrannt. Der Widerstand der Türken war hartnäckig. Um 8 Uhr zerriss ein Windstoß den Nebel, und das Geschick Österreichs wäre vielleicht ein anderes, hätte nicht Eugen die Lücke, die in seine Schlachtordnung gekommen war, mit Adlerblick erschaut, und rasch

entschlossen an die Spitze des zweiten Treffens sich gestellt und dieses im Sturmschritt gegen die in die Lücke eingedrungenen Türken geführt. Alsbald war die Schlachtordnung wieder hergestellt und nun gieng es unaufhaltsam voran. Am heftigsten war der Widerstand in der Mitte, welche 20.000 Janitscharen und 10.000 Sipahis mit 18 Kanonen aufs heldenmüthigste vertheidigten. Eugen ordnete den Sturm an: ohne einen Schuss zu thun, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, immer eng aneinander sich schließend, trotz jeder Lücke, welche die Kugeln einrissen, giengen die Kaiserlichen voran, bis sie das Bajonnett in die Brust ihrer Feinde stießen. Jetzt löste sich alles in wilder Flucht auf. Um 9 Uhr war der Sieg entschieden. Die Osmanen ließen 13.000 Todte, all ihr Geschütz, ihre Schätze, 57 Fahnen und 9 Rossschweife auf dem Schlachtfeld. Auch der Verlust der Kaiserlichen war stark: 5000 Todte, darunter viele hohe Officiere, 4000 Verwundete. Am 18. August ergab sich Belgrad, die Besatzung durfte mit Waffen und Gepäck frei abziehen. 600 Kanonen waren in der Stadt, eine Flotte von 15 Galeeren und 14 bewaffneten Booten fiel in die Hände der Kaiserlichen. Rasch hintereinander fielen die Festungen in der Nähe. Es war ein großer, ein glänzender Sieg.[1])

Der Großvezir hatte in Nissa kaum noch 30.000 Mann beisammen. Die Truppen aus Asien hatten auf der Flucht in die Heimat sich mit dem Schwert in der Hand Bahn gebrochen. Welche Aussicht für Österreich, sich Bosniens, der Moldau, der Walachei zu bemächtigen, den Weg zum Schwarzen Meer sich zu eröffnen, den Donaustrom zur Verkehrsader des Reiches zu machen und sich zwischen Russland und die Türkei einzuschieben und Russlands Pläne auf Constantinopel für immer abzuschneiden! Allein einmal leistete Venedig wenig und dann war Österreich unerwartet in seinen italienischen Besitzungen von Spanien bedroht.

Venedig. Venedig war durch diesen Krieg erschöpft, Schulenburg brachte mit Mühe 30.000 Mann zusammen, 14.000 davon wurden auf die Flotte verwendet, 10.000 zur Besatzung fester Plätze in Dalmatien und Albanien, nur 6000 standen zu freier Verfügung. Die Flotte zählte 26 Linienschiffe und 15 Galeeren. Der Papst hatte 4, Portugal 7, Toscana 2, der Malteser-Orden 5 Schiffe noch dazugestellt. Es war eine bedeutende Macht, die unter Flangini die 46 Segel starke Seekrieg. türkische Flotte zwischen Lemnos und Imbros angriff und bald darauf zwischen dem Cap Matapan und der Insel Cerigo einen verlustvollen, schweren Kampf bestand, so dass man schon eine Landung auf Santa Maura befürchtete und Schulenburg. die neu errichteten Festungswerke wieder sprengen wollte.[2]) Nur Schulenburg verhinderte es, welchem es auch gelang, Prevesa und Vonizza wegzunehmen. In Dalmatien wurde nur die kleine Festung Imoschi weggenommen. Venetien war also zu thatkräftiger Fortsetzung des Krieges nicht geeignet und wünschte den Frieden.

---

[1]) Arneth, Prinz Eugen, II, S. 415—453.

[2]) Schulenburgs Leben, II.

Eugen stellte hohe Forderungen für denselben. Er verlangte zur Entschädigung für die Kosten, zur Sicherung für die Zukunft ganz Bosnien, Serbien auf dem rechten, und die Walachei auf dem linken Ufer der Donau, und endlich alles Land zwischen der Moldawa und dem Dnjestr (15. Februar 1718). Der Sultan gerieth in Wuth darüber: solch ein Friede würde ein ewiger Schandfleck seiner Regierung sein. Er wollte selber nach Ungarn zu Feld ziehen; er empfieng zu Adrianopel Rakoczy als Fürsten von Siebenbürgen und erlauchte Bercsenyi Truppen anzuwerben. Davor hatte die kaiserliche Macht sich allerdings nicht zu fürchten. Eugen hoffte Nissa, Widdin und ganz Bosnien in kurzer Zeit in seiner Gewalt zu haben. Schulenburg wollte Eroberungen machen in Albanien. Es kam aber nur zu Scheinbewegungen, zu keiner großen kriegerischen That mehr. Die Verlegenheiten im Westen zwangen den Kaiser, seine Forderungen im Osten herabzustimmen. In Passarowitz begannen am 5. Juni die Friedensunterhandlungen auf Grundlage des „Uti possidetis, ita porro possideatis." Collyer vermittelte dabei für Holland, Sutten für England, Venedig war von Carlo Ruzzini und Österreich durch Virmont und Talman vertreten. Verhandlungen. Passarowitz.

Am 21. Juli 1718 wurde der Friede abgeschlossen.[1]) Belgrad, Parakin, Istolaz, Csacak, Bedka, Belina, Jessenowiz, Dubiza, Alt- und Neunovi blieben dem Kaiser. Die Aluta blieb nach der Walachei hin die Grenzscheide des österreichischen Gebiets. Die Pforte verpflichtete sich, die ungarischen Flüchtlinge von der Grenze fern zu halten und nach entlegenen Orten ihres Gebietes zu verweisen, ferner den Seeräubereien von Algier, Tunis, Tripolis und Dulcigno Ruhe zu gebieten, gegen Ein- und Ausfuhrzoll von drei Procent den Unterthanen des Kaisers den freien Handel nach allen Theilen des osmanischen Reiches, auch auf der Donau und nach den Häfen des Schwarzen Meeres zu gestatten. In allen Häfen und Plätzen des osmanischen Reiches dürfe der Kaiser Consuln, Agenten, Factoren, Dolmetscher mit denselben Freiheiten wie andere befreundete Nationen, eingeschlossen die freie Religionsübung innerhalb ihrer Behausung, anstellen, wogegen aber auch der Sultan überall in den Städten des Kaisers Consuln oder Sachwalter, Schabender, zu ernennen habe. Das Jurisdictionsrecht des Kaisers über alle österreichischen Unterthanen auf türkischem Gebiete wird aus diesem Artikel abgeleitet. Venedig verzichtete auf Morea, Tine, Suda, Spinalonga stillschweigend, dagegen erlangte es eine passende Gebietsabgrenzung in Albanien und Dalmatien. Es blieben ihm Imoschi, Iscowaz, Sternizza, Unista, Rolek, Erkano, Butrinto, Prevesa, Vonizza und die Inseln Cerigo und Cerigotto. Überdies erlangte es Handelsvortheile, eine Herabsetzung der Zölle von fünf auf drei Procent. Das Bündnis zwischen dem Kaiser, der Signoria und Polen sollte auch ferner fortbestehen.[2]) Friede.

[1]) Hammer, l. c. VII, S. 227 ff. — Vendramino Bianchi, Istorica Relazione della Pace di Passarowitz. Padova 1714.

[2]) Cappelletti, Storia della Repubblica di Venezia, XI, p. 188, 213.

Venedigs Verfall. Dies ist der letzte Krieg, den Venedig führte. 1732 setzte es die Erneuerung des Friedens von Passarowitz auf alle Zeiten durch, weil es fühlte, dass seine Kraft gebrochen sei. Die Pforte hielt ihr Versprechen. Die ungarischen Flüchtlinge wurden nur nothdürftig von ihr unterstützt und verkamen meist im Elend. Rakoczy starb 1735 in Rodosto. In Wien wie in Constantinopel wurden die beiderseitigen Gesandten glänzend empfangen. Die kräftigen Schläge Eugens hatten den Türken Friedenslust und Hochachtung vor ihrem Sieger eingeflößt. Der Sultan schickte an Eugen zwei prächtige Wüstenrosse, einen Säbel und einen Turban als Geschenk. „Großvezir der Christen," sprach der Bevollmächtigte, „mein erhabener Kaiser schätzt deine Tapferkeit und Weisheit, er wünscht deine Freundschaft und sendet dir als Probezeichen der seinigen diese symbolischen Geschenke: der krumme Säbel ist das Sinnbild deiner Unerschrockenheit in den Belagerungen und Schlachten; der Turban zeigt den Umfang deines Geistes, deiner tiefdurchdachten Pläne und deiner Ausführung. Ich wünsche dir Glück zu dem Ruhm, den du dir durch deine zwei letzten Feldzüge verdient hast. Du hast die osmanischen Armeen besiegt, welche an Zucht und an Anzahl die der übrigen Völker übertreffen und nur mit deinen bewunderungswürdigen Soldaten zu vergleichen sind."

Eugen und die Türken.

Gehen wir nun zu den Vorgängen im Westen über, welche den Eroberungen Österreichs im Osten Halt geboten. —

Frankreich. Der Regent. Law. Dubois.

Als es mit dem Leben Ludwigs XIV. zur Neige gieng, war in Frankreich von seinen ehelichen Nachkommen nur noch ein schwächliches Kind, sein Urenkel, Ludwig XV. am Leben, geboren den 15. Februar 1710, also noch nicht fünf Jahre alt. Es musste demnach für eine Regentschaft Sorge getragen werden. Kein Gesetz war vorhanden, wer in einem solchen Falle das nächste Anrecht zur Regierung habe.[1]) „Ehrgeiz, List oder Gewalt hatten früher entschieden. Über Philipp I. übte Balduin von Flandern, sein Schwager, die Vormundschaft, über Philipp II. ein anderer Graf von Flandern, als erster Baron des Königreichs. Noch wirrer waren die Zustände während der Regierung Karls VI. Für Ludwig den Heiligen regierte seine Mutter Blanca von Castilien, für Ludwig XIII. Maria von Medici, für Ludwig XIV. Anna d'Austria." Hätte die geistreiche und liebenswürdige Herzogin von Burgund, die Mutter Ludwigs XV., noch gelebt, der greise König hätte sie gewiss zur Regentin ernannt. Eine bestimmte Anordnung war umso wichtiger, als Ludwigs Sohn, Philipp V., König von Spanien, dessen Herz an Frankreich, an Versailles, an den Erinnerungen seiner Jugend hieng, gern die Vormundschaft übernommen hätte. Aber Ludwig durfte durch eine Verbindung beider Königreiche unter einer Hand nicht den Vertrag von Utrecht und durch ein Regieren seines Landes von Madrid aus nicht die Franzosen verletzen. Er

Frage der Vormundschaft.

[1]) Sismondi, Hist. des Français, vol. XXVII, chap. 42.

musste also einen Prinzen von Geblüt wählen. Da hatte den nächsten Anspruch der Sohn seines Bruders, Philipp, Herzog von Orleans, geboren den 2. August 1674, damals also 40 Jahre alt.

Philipp war eine reich begabte Natur; seine Gestalt war angenehm und kräftig, sein Gesicht offen, seine Auffassung rasch, sein Verstand scharf, sein Gedächtnis treu, sein Urtheil richtig. Er war reich gebildet in Künsten und Wissenschaften, er verstand sich auf Malerei, Musik, Mechanik, er war wohlbewandert in der Geschichte und in der Erdbeschreibung, namentlich für die Naturwissenschaften hatte er Sinn. Die Chemie, welche damals zur Wissenschaft sich zu erheben begann, war seine Liebhaberei. Aber sein Charakter war schwach, ohne wahre Liebe und Hass. Er war gutmüthig aus Gleichgiltigkeit, er war nicht offen, nicht treu. Seine eigene Mutter, Elisabeth Charlotte, die Tochter Karl Ludwigs von der Pfalz, die in ihrer Ehe mit seinem Vater nicht glücklich war und in Frankreich sich nie recht heimisch fühlte, schreibt über ihn das schmerzliche Geständnis:[1] „Die Feen haben meinem Sohne alle Talente gegeben, nur nicht das, einen guten Gebrauch davon zu machen.“ Es war keine Begeisterung in dieser Seele, nur Genussſucht. Aus lauter Verachtung der Frömmelei hatte sich Philipp dem Unglauben ergeben und dabei, was immer damit verbunden ist, dem Aberglauben: er suchte Rath bei Wahrsagerinnen, er gab sich Mühe, mit dem Teufel in einen Bund zu treten. Wein und Weiber waren seine Freude. Er glaubte nicht an die Tugend der Frauen und nicht an die Ehre der Männer. Am Abend schloss er sich mit seinen Günstlingen und mit verworfenen Frauen ein — seine eigene Tochter, die schöne und witzige Herzogin von Berry, war darunter — die Zeitgenossen zeihen ihn der Blutschande — und war für kein noch so ernstes Geschäft zu haben. Er verließ die Tafel nie ohne einen Rausch und richtete in diesem ausschweifenden Leben die Kräfte seines Leibes und seiner Seele zu Grunde. In Feldzügen hatte er richtiges Urtheil, Kaltblütigkeit in der Gefahr bewiesen. Als Führer des französischen Heeres in Spanien hatte er insgeheim mit den Engländern gegen Philipp V. unterhandelt. Philipp V. hasste ihn von da an. Ludwig XIV. fürchtete seinen Ehrgeiz; die ganze Bodenlosigkeit seines Wesens kannte übrigens der alte König nicht: denn er nannte ihn einen „Prahler mit Verbrechen“ (fanfaron des crimes). Doch wusste er genug, dass er einem solchen Manne das Schicksal seines Enkels und des Landes nicht unbedingt anvertrauen mochte.

Philipp von Orleans.

Elisabeth Charlotte.

Am liebsten hätte der König den Herzog von Maine, seinen und der Montespan Sohn, den er 1715 legitimiert, d. h. dem er im Fall des Aussterbens der Prinzen von Geblüt das Recht der Thronfolge gewährt hatte, zum Regenten ernannt. Maine war geboren 31. März 1670 und Liebling des Königs und der Maintonon, jenem gefiel sein Witz, dieser sein Talent der Unterhaltung, seine Beugsamkeit und seine Frömmigkeit: aber seine Seele hatte keine rechte Kraft und sein Leib war kränklich. Im Kriege hatte der Herzog sich so feig benommen, dass ihn der Vater nicht mehr zum Heere zu schicken wagte. Seine eitle und ränkesüchtige Gattin, eine Condé, beherrschte ihn so vollständig, dass er lächerlich wurde. Sein Bruder, der Graf von Toulouse, hatte Muth gezeigt, war gutmüthig und offen, hatte aber nur Sinn für gemeinen Genuss.

Maine.

Toulouse.

---

[1] Ihre Briefe, die sie in einer Art Heimweh an ihre Verwandten schrieb, sind eine wichtige Quelle für die Geschichte jener Zeit; einen Theil derselben gab Wolfgang Menzel in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart heraus, andere Ranke im 5. Band seiner französischen Geschichte.

Testament Ludwigs XIV.

Begreiflich, dass Ludwig lange in Sorgen war;[1]) wenn er Orleans vollständig ausschloss, wer stand ihm dafür, dass sein Testament nicht vollständig umgestoßen wurde? „Wir können alles, solange wir leben," sagte er zu Maria von Este, „was ist aus dem Testament meines Vaters und so vieler anderer geworden?" Fénelon wurde um Rath gefragt und schlug eine Regentschaft vor, um Orleans in Schranken zu halten. Torcy schlug vor, die Stände einzuberufen. Aber wer stand dafür, dass sie nicht bloß an diese, sondern auch an andere Fragen giengen?

So bestellte denn der König in seinem Testament den Herzog von Orleans zum Regenten, aber nur dem Namen nach: er solle an einen Rath von vierzehn Männern gebunden sein und nur bei Stimmengleichheit die Entscheidung haben. Dem Herzog von Maine aber übertrug er den Oberbefehl über das Heer und die Erziehung des Königs. Villeroy sollte den jungen König gleich nach seinem Tod ins Parlament führen, wo das Testament eröffnet werden müsse, dann ihn nach Vincennes bringen, wo Ludwig XV. bis zu seiner Volljährigkeit verbleiben solle. Fleury ward zu dessen Lehrer und Tellier zu dessen Beichtvater bestimmt. Das Testament sollte Geheimnis bleiben bis zur Eröffnung. Der König sagte vor seinem Tode noch zu Orleans: „Ich habe Ihnen alle Rechte Ihrer Geburt vorbehalten und diejenigen Einrichtungen getroffen, die ich für die weisesten halte!" Der Herzog kannte aber schon die Bestimmungen des Testamentes. Unter den Mitwissern hatten ihm mehrere das Geheimnis verrathen und sich Stellen dafür ausbedungen. Ludwig war von den Männern des Vertrauens noch während seines Lebens hintergangen.

verrathen.

Der Verrath hatte es Orleans ermöglicht, sich auf seine Rolle vorzubereiten. Am 1. September abends starb der König, am 2. September in der Frühe giengen Orleans und die Prinzen von Geblüt, die Legitimierten, die Herzoge und Pairs ins Parlament, wo das Testament des Königs verlesen werden sollte. Orleans sprach zuerst einige Worte der Trauer und des Lobes für den Hingeschiedenen und wie ihm dieser den Dauphin und das Königreich empfohlen habe; wenn es irgend an etwas fehle, so werde man die Missbräuche abstellen. Die Regentschaft, zu der er von Geburt und durch den Auftrag des Königs das Recht habe, werde er nur übernehmen, um dem armen Volke zu helfen, den Staatshaushalt zu ordnen, den Frieden im Innern und nach außen zu erhalten. Dies hohe Ziel zu erreichen, bedürfe er der Rathschläge dieser erhabenen Versammlung, welche seine Ansprüche prüfen möge, sobald das Testament vorgelesen sei. Mit diesen Worten gab Orleans dem Parlament das Recht, das ihm Ludwig XIV. entrissen hatte, sich nämlich in die höchsten Staatsangelegenheiten einzumischen, wieder zurück. Durch diesen klugen Streich war das Parlament gewonnen. Dann wurde das Testament des Königs rasch verlesen. Man sah in den Gesichtern der Zuhörer den Unwillen darüber. Orleans erhob sich wieder und betonte den Widerspruch, in welchem dieses Testament stehe mit den Äußerungen des Königs gegen ihn, und dass die Anordnung des Regentschaftsrathes im Widerspruch stehe mit seinem Recht, mit dem Gang der Dinge, und dass er als Regent unabhängig sein wolle

Eröffnung im Parlament.

---

[1]) Villars, Mémoires, p. 237. Edition Michaud.

in der Wahl seiner Räthe, denen er sein Vertrauen schenken wolle, und dass der Befehl der Truppen in einer andern Hand mit seiner Ehre und Sicherheit als Regent unverträglich sei. Der Herzog von Maine wollte das Wort ergreifen, Orleans aber hieß ihn schweigen, bis die Reihe an ihn komme. Maine wagte anfangs kein Wort zu erwidern und die Versammlung fühlte, wer ihr Herr sei. In der Nachmittagssitzung beschloss das Parlament einstimmig, der Befehl über die bewaffnete Macht stehe rückhaltslos dem Regenten zu. Orleans hatte dagegen schon dem Parlament das Recht der Gegenvorstellung zugestanden. Als Maine erklärte, wenn er den Oberbefehl über das Heer verliere, so könne er auch nicht mehr für die Sicherheit des Königs einstehen und höchstens die Aufsicht über dessen Erziehung auf sich nehmen, so entgegnete ihm Orleans: „Sehr gut, mehr braucht es nicht." Maine hatte damit auf die Gefahr des jungen Königs von Seiten dessen hingedeutet, dem die öffentliche Meinung die Vergiftung des Vaters und des Bruders zuschrieb, und den Thron bestieg, wenn das schwache Kind starb. Aber diese Warnung fand keinen Anklang. Orleans Regent

Orleans war Regent, erhielt sogar das Recht, den Regentschaftsrath zu wählen, als er erklärte: „Ich will frei sein, um das Gute zu thun, und die Hände nur für das Böse gebunden haben." Seine Macht war jetzt beinahe unbeschränkt. Das Testament keines Bürgers war je so leichtsinnig und ohne Widerspruch umgestoßen worden, wie das des stolzesten Selbstherrschers. Am 15. September wurde der junge König auf den Armen eines Hofcavaliers in das Parlament gebracht, um hier ein Lit de justice zu halten und alle Beschlüsse vom 2. September eintragen zu lassen. mit Vollmacht.

Orleans hatte also das Spiel gewonnen, die Macht lag in seiner Hand, man vergaß seine dunkle Vergangenheit und kam ihm mit Hoffnung entgegen. Anfangs scheint er auch das Gute ernstlich gewollt zu haben, seine ersten Verfügungen gefielen: er ordnete Ersparungen an, er ließ sich das Verzeichnis der durch königliche Verhaftsbefehle (lettres de cachet) Verhafteten überreichen und setzte die meisten in Freiheit. Unter denen, die aus der Bastille entlassen wurden, war ein Italiener, der schon fünfunddreißig Jahre gefangen saß, ohne dass er oder irgend jemand wusste, warum er gefangen war![1]) Auch gefiel, als Orleans an der Stelle der bisherigen Minister oder Staatssecretäre sechs Behörden und Räthe gründete (conseils) mit stimmberechtigten Mitgliedern und einem Präsidenten, der über die gefassten Beschlüsse im Regentschaftsrath Vorträge halten sollte, für Krieg, Finanzen, auswärtige Angelegenheiten, Flotte, Inneres und Handel. Die Last der Geschäfte sei zu groß für einzelne Minister, die Wahrheit dringe leichter zu vielen als zu wenigen. Erste Erlässe. Conseils.

Da die Zahl der Räthe zweiundsiebzig war, so hatte der Regent Gelegenheit, durch die Ernennung sich viele Männer zu verpflichten. Die neue Einrichtung hielt sich aber auf die Dauer nicht. Lemontey[2]) sagt: „Es waren dreierlei Arten von Die zweiundsiebzig Räthe.

[1]) Mémoires secrets de Duclos. Edition Michaud, p. 498.
[2]) Histoire de la Regence, I, p. 46.

Leuten, die, aus Schwäche oder aus Noth gewählt, diese Behörden bildeten. Zuerst vornehme Herren, ergraut in Ränken und neu in den Geschäften, weniger nützlich durch ihr Ansehen, als Verlegenheit herbeiführend durch ihr hochmüthiges Wesen und Kleinigkeitskrämereien, dann Freunde des Regenten, der Ausbund der Roués,[1] Tadelsüchtige und Verkehrte, unwissende und doch witzige Köpfe, mehr dazu gemacht, um die Regierung zu necken, als sie zu fördern — endlich unter sie zerstreut Staatsräthe, Rechnungsbeamte, Parlamentsmitglieder und rüstige und arbeitsame Männer, die aber nur den Beruf hatten, die Fehler wieder gut zu machen, welche die Unfähigkeit der ersten und die Unbesonnenheit der zweiten begangen hatten. Bald stellte sich heraus, dass die Vielheit der Mitglieder in einer Behörde die Verantwortlichkeit betäube, die Hingabe vermindere und die Kraft der Beschlüsse schwäche" — oder wie das deutsche Sprichwort sagt, dass viele Köche die Suppe verderben. Schon 1718 traten an die Stelle dieser Behörden wieder Minister oder Staatssecretäre.

Roués.

Wieder Minister.

Im ganzen ist die neue Regierung als ein Sieg des Gallicanismus und Jansenismus, des Liberalismus und der Zügellosigkeit in den Sitten zu bezeichnen. In der Politik brach man mit Spanien und schloss sich an England an. Ob aber der Regent etwas zu leisten imstande sei, das musste sich in den Finanzen zeigen. Hier war die große Verlegenheit. Man berechnete im allgemeinen die Höhe der Staatsschulden auf 2400 Millionen. Die beiden letzten Kriege Ludwigs XIV. hatten beiläufig 4000 Millionen gekostet. Das jährliche Deficit betrug 78 Millionen. Nicht bloß das Einkommen von 1715, sondern auch das von 1716 ward schon zum voraus verwendet. In den Cassen war kein Geld, die vorhandenen Summen reichten nicht für Bezahlung der unzufriedenen Truppen, nur auf einige Monate, aus.

Finanzen.

Geldnoth.

Bankerott?

Saint Simon[2]) rieth, offen Staatsbankerott zu erklären, denn der Nachfolger eines Königs sei nicht an die Schulden seines Vorgängers gebunden, und es würde infolge dieses Grundsatzes keinem künftigen Herrscher möglich sein, Geld aufzunehmen, das er nicht mehr zurückzahlen könne, und sich in verwegene und kostspielige Unternehmungen zu stürzen. Man solle die Stände einberufen, der Bankerott gelte weder dem Adel, der Geistlichkeit, noch dem Volke, sondern nur einigen Wucherern, die doch den Staat betrogen hätten. Andere erinnerten an die Unschuldigen, die darunter leiden, an die Versprechungen, die dadurch gebrochen würden. Der Regent entschloss sich zu mildern Maßregeln, die aber im Grund auch einen Staatsbankerott in sich schlossen, nur dass er langsamer verlief und schließlich doch nichts half. Der Herzog von Noailles, der die Leitung der Finanzen übernahm, suchte zu helfen durch Verminderung der Ausgaben für Hof und Heer, durch Beschränkung der Steuerbefreiung, durch Vereinfachung der Steuereinhebung, durch Aufhebung lästiger Zollschranken, durch Erleichterung der Aus- und Einfuhr. Er hat manche nützliche Maßregel eingeführt. Noailles hoffte, durch das System der Ersparung bei einer Politik des Friedens in fünfzehn Jahren Einnahmen und

[1]) So nannte Orleans seine Vertrauten, weil sie am Morgen nach den Gelagen bei ihm wie gerädert, oder weil sie so nichtsnutzig waren, dass sie verdienten gerädert zu werden (rouer).

[2]) Über die Schwierigkeiten der damaligen Finanzlage vergleiche: Mémoires politiques et militaires du Duc de Noailles. Edition Michaud, p. 261—266.

Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen. Aber wo war bei einem leichtsinnigen Manne, wie Orleans, und bei einem Kind, wie Ludwig XV., an Sparen und festes Durchführen strenger Grundsätze, wo war bei einem beweglichen Volke, wie das französische, an fünfzehn Jahre des Friedens und der Ruhe zu denken?[1]) Die Mittel, mit denen man sich aus der Noth half, waren zunächst eine leichtere Umprägung der Münzen: aus dem Louisdor von 14 Frank machte man 20 Franks, aus der Mark Silber, die 25 Franks wert war, prägte man 40 Franks. Man hatte von dieser Maßregel einen Gewinn von 200 Millionen erwartet, gewann aber nur 72; den größten Nutzen zog, wie meist bei Münzverschlechterung, das Ausland. Das zweite Mittel waren die Visa. Den Brüdern Paris, Söhnen eines Gastwirtes aus Grenoble, die durch Betriebsamkeit, Fleiß und Umsicht sich zu den ersten Banquiers emporgearbeitet hatten, übertrug man die Prüfung der Staatsschuldscheine — seit 1689, ob sie begründet seien oder nicht. Ein Gewinst von 337 Millionen ward nun durch Herabsetzung um ein Fünftel, ein Viertel, ein halb, drei Fünftel, sogar vier Fünftel erreicht. Statt der alten Staatsschuldscheine verschiedenen Ursprungs wurden neue ausgegeben und zu vier Procent verzinst. Ein drittes Mittel war die Anwendung des Schreckens gegen solche, die sich durch Wucher oder Handel mit Staatspapieren bereichert hatten. Im März 1716 wurde eine Kammer der Gerechtigkeit (chambre de justice contre les traitans) errichtet gegen die Pächter herrschaftlicher Gefälle, gegen die Beamten, welche zur Eintreibung außerordentlicher Steuern verwendet waren, gegen die Wucherer, die mit Staatspapieren gehandelt. Kein ehemaliger Agent oder Steuerbeamter durfte bei schwerer Strafe Paris verlassen. Schuldigen, die ihre Mitgenossen angeben würden, wurde Gnade verheißen, Unschuldigen ein Antheil am zurückzufordernden Gelde versprochen, Dienstboten durften unter falschen Namen gegen ihre Herren zeugen, Todesstrafe ward auf Medisance oder übles Gerede wider Angeber gesetzt. 4410 Personen wurden in Untersuchung gezogen, Galgen, Rad, Pranger angewendet. Der Schrecken war so groß, dass einige Angeklagte sich selber den Tod gaben. Man gedachte 200 Millionen auf diese Weise einzubringen. Man gewann nur 15 Millionen, denn die Höflinge, die Maitressen trieben Handel mit der Begnadigung. Das Volk sah anfangs diese Untersuchungen mit Freuden, später regte sich das Mitleid mit denjenigen, welche Strafe zahlen mussten, während andere durch Bestechung sich Schuldlosigkeit erkauften. Der Fehler lag am Leichtsinn des Regenten und an der Verdorbenheit der Höflinge.

Billonage. Visa. Chambre ardente.

Da konnte mit gewöhnlichen Mitteln nicht geholfen werden, und der Regent lieh nach langem Zögern einem Schotten sein Ohr, welcher versprach, die Schulden zu tilgen und Frankreich reich zu machen, wenn man sein System ins Leben führe. Noailles wurde 1717 entlassen. Argenson bekam die Leitung der Finanzen: er war aber nur die Hand, der Kopf des neuen Systems war der Schotte John Law. System nannte Law[2]) seine Lehre, weil sie im Gegensatz zum bisherigen Herkommen im Geldwesen sich auf einen Grundsatz stütze und denselben folgerichtig durchführe. Law bekannte sich zur Lehre des Cartesius.

Law.

[1]) Henry Martin, Histoire de France, vol. XV, p. 24—28.

[2]) Er selber vertheidigte in Schriften seine Theorien: Oeuvres de Law; die beste Vertheidigung des Mannes ist: Histoire de Law par A. Thiers. Paris, Collection Hetzel.

Dieser merkwürdige Mann, Johann Law von Lauriston, ist ein Schotte, geboren zu Edinburg 1671. Seine Mutter war eine Campbell aus dem berühmten Geschlecht der Argyle. Sein Vater war Goldschmied, und wie in jener Zeit gewöhnlich — zugleich Banquier, so daſs Law in seiner Jugend schon eine ziemliche Kenntnis des Geldwesens bekam. Law war vierzehn Jahre alt, als er den Vater verlor und ein nicht unbedeutendes Vermögen erbte, doch wollte er nicht Goldschmied werden. Das ruhige Leben widersprach seiner feurigen, beweglichen Natur. Sein reiches Talent hatte eine glänzende Ausbildung erhalten, dabei war er sehr schön, sehr gewandt, sehr beredt. Die Mathematik fesselte ihn vor allem und er war wie vom Gedanken besessen, daſs sich die Zufälle des Spiels zuletzt auf ein bestimmtes Gesetz zurückführen ließen, welches er zu ergründen trachtete. Er spielte viel und hoch, gerieth in Schulden und war schon daran, seine Güter zu verkaufen, als seine gute Mutter ihm das Gut Lauriston mit ihrem Vermögen rettete. In London bestand Law wegen einer Dame ein Duell, in welchem er seinen Gegner tödtete. Der Richter verurtheilte ihn zum Tod, der König schenkte ihm das Leben. Law entfloh nach Frankreich, damals war er vierundzwanzig Jahre alt. Dort sah er noch die Folgen der Wirksamkeit Colberts. In Amsterdam machte namentlich die Sicherheit der Bank, deren Credit selbst durch die Kriege Ludwigs XIV. nicht litt, auf ihn Eindruck. 1700 kehrte Law nach Schottland zurück. Die Armut seiner Heimat gegenüber dem Reichthum Hollands regte ihn zum Nachdenken an; er meinte, Holland sei das reichste Land der Welt, bloß weil es Überfluſs habe an Geld; besäße Schottland Geldmittel, so würden Ackerbau, Fabriken und Handel blühen. An die Stelle des baren Geldes könnte auch der Credit treten, bei dem aber die Einrichtung einer Bank nothwendig wäre. Laws Grundirrthum beruht darin, daſs er den Reichthum eines Landes in der Menge des Geldes sucht. „Aber das Geld[1]) ist nicht die Nahrung, wovon der Mensch lebt, nicht der Stoff, worin er sich kleidet, nicht das Werkzeug, das er zu seinen Arbeiten gebraucht, es ist nur ein Wertzeichen, gegen das er diese Dinge eintauscht. Würde man eine öde Insel mit allem Gold Amerikas, mit allen Bankzetteln Englands bedecken, man könnte doch nicht plötzlich Straßen, Canäle, bebaute Ländereien, Werkzeuge und Gewerbe hervorzaubern. Wenn man durch irgend ein Mittel in einem Land die Masse des Geldes vermehrte, ohne die Menge der kaufbaren Dinge zu vermehren, so würde man nur die Preise steigern, ohne den wirklichen Reichthum zu vermehren, weil die Menge des Geldes im Missverhältnis wäre zu den kaufbaren Dingen. In der Menge des Geldes beruht also nicht der eigentliche Reichthum, er ist nur die Folge davon, er wächst mit ihm. In dem Maß, als die Thätigkeit in einem Lande steigt, als Handel und Gewerbe sich mehr entwickeln, werden die Producte vervielfacht und häufiger und reicher ausgetauscht. Der Verkehr nimmt zu mit der Production. Das Geld, als Mittel des Tausches, nimmt zu, weil es sich immer dahin zieht, wo es nöthig ist. An die Stelle des mühseligen und kostspieligen Metallgeldes tritt nach und nach das Papier: es ist leichter zu tragen

[1]) Thiers, Hist. de Law, p. 20 ff.

und billiger zu versenden. Dann entstehen die Banken, sie sind die Folge eines vorangehenden Wohlstandes und dienen mächtig dazu, ihn zu heben, aber sie gehen nicht voraus." Man hatte damals Giro- oder Kreisbanken, in die man, als an einen sichern Ort, das Geld niederlegte; man schrieb die Summe in den Bankbüchern ab und zu. Die Bank stellte dann Zettel aus für die niedergelegten Metallmassen, die wie bares Geld angenommen wurden, und zahlte auf Vorlage die hinterlegte Summe dem Inhaber des Zettels aus. Bald kam man auf Escomptebanken. Hier wurden für Wertsachen Bankzettel ausgegeben. Die Bank musste aber eine gewisse Summe hinterlegt haben, um gegen Täuschungen zu sichern, und zwar so viel, um immer imstande zu sein, die Billette auszuzahlen. Bankwesen.

Law war eingenommen für die Einführung des Papiergeldes: es kann leichter gezählt, es kann leichter und sicherer versendet werden, sein Wert wechselt nicht. Er zog es dem Gold und Silber im Geschäftsleben vor, welches von Wucherern beschnitten, von Falschmünzern entstellt werden könne. Er verfiel nicht in den Irrthum, den man ihm vielfach zuschreibt, dass das Geld nur einen eingebildeten Wert habe und nur Tauschmittel sei; er wusste sehr wohl, dass es einen innerlichen, wirklichen Wert hat, wenn es auch nicht in Münzform ausgeprägt ist, und dass das Papier, wenn es aufhört, ein Bankbillet zu sein, diesen innerlichen Wert nicht hat. Aber er glaubte, dass eine Bank, welche einen Reservefonds hat, einem Papier wirklichen Wert verleihe. Von diesen Grundanschauungen ausgehend, baute sein combinierender Geist einen weitreichenden Plan. Die Tauschmittel vermehren, heißt den Handel vermehren, das Metall kann man nicht willkürlich vermehren, wohl aber das Papiergeld. Die Bankbillete vermehren, heißt also den Reichthum und die Macht eines Staates vermehren, wenn nämlich der Staat den Muth hat, eine Bank zur Staatsbank zu machen, welche in allen Provinzen ihre Töchterbanken besitzt, und so die Vortheile des Papiergeldes allgemein macht. Mit 100 Millionen in Metall kann eine Bank 200 Millionen in Billetten ausgeben und eine Staatsbank, die eine Milliarde Geld besitzt, kann zwei Milliarden in Bankzetteln ausgeben, und so die Tauschmittel verdreifachen. Der Staat muss Banquier werden. Bisher nahm der Staat und gab nicht wieder zurück, machte Anleihen und lieh nicht aus, bekam den Credit und gab ihn nicht, das muss jetzt anders werden. Die Erhebung der Steuern übertrug der Staat bisher den Steuerpächtern, die für sich große Geschäfte machten und die Steuerpflichtigen plagten: jetzt kann die Staatsbank sie auf sich nehmen und den bisherigen Gewinst der Generalpächter einziehen. Vorschüsse von den Steuerpächtern bekam der Staat bisher nur um Wucherzinse, jetzt kann die Staatsbank immer Vorschüsse ohne Interesse geben. Der Staat kann aber auch Handel treiben. Bisher haben alle Völker geglaubt, dass der Handel, wenn er auch von Einzelnen mit ihren beschränkten Betriebsmitteln und getheilten Interessen betrieben wird, zum großen Theil den Reichthum eines Staates ausmacht. Was wird erst geschehen, wenn mit all seinen Kräften der Staat Laws Theorie.

Handel treibt und die Misslichkeit der entgegengesetzten Interessen nicht zu fürchten hat. So wird nun die Bank im Leben des Staates sein, was das Herz im menschlichen Körper, der Mittelpunkt und die Triebkraft der Bewegung. Als Bank wird sie den Nutzen vom Wechseln, als Pächterin der öffentlichen Einnahme, als bevorrechtete Handelsgesellschaft wird sie alle Vortheile des Handels an sich ziehen und in Besitz eines unermesslichen Vorraths kommen, den sie in Actien ausgeben wird, welche das reichste Erträgnis gewähren. Die ganze Staatsschuld könne man zuletzt in solchen Actien auszahlen.

Das sind die Grundgedanken des Systems. Law bot schon 1700 seiner Heimat diesen Plan an, er wurde aber nicht angenommen, doch lenkte er die Aufmerksamkeit auf ihn. Law verließ nun Schottland und suchte sich auf Reisen zu bilden oder einen Staat zu finden, wo er sein System verwirklichen könne. In Paris gewann er wiederum durch Berechnung im Spiel große Summen und wurde vertraut mit dem jungen Herzog von Orleans. Ludwig XIV., schon damals in den Geldnöthen des spanischen Erbfolgekrieges, wollte nichts von Laws Plänen hören, und da dieser den Herren vom Hof große Summen abgewann, so bekam er plötzlich den Befehl, Paris binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Law begab sich nach Italien, in Genua und Venedig gewann er wieder im Spiel große Summen, man sprach von zwei Millionen. In Turin, in Wien brachte er seine Pläne vor, fand aber keinen Boden dafür.

Laws Reisen.

Der Tod Ludwigs XIV. lockte Law wieder nach Paris. Er traf gerade ein, als aller Credit geschwunden war. Law behauptete, man dürfe nicht verzweifeln, Frankreich sei sehr fruchtbar, sehr bevölkert, sehr arbeitsam: es sei an Vermögen England um das Dreifache überlegen. Um die Industrie zu heben und die Lasten zu erleichtern, unter denen es zu erliegen drohe, dürfe man nur das Vertrauen wieder herstellen und den Verkehr erleichtern. Die Lage war verzweifelt und der Regent für kühne Neuerungen damals noch empfänglich. Aber seine Räthe schraken vor den Plänen des Schotten zurück. Law schlug nun die Errichtung einer Bank vor und erbot sich, sie aus eigenem Vermögen zu gründen und, wenn sie nicht gelinge, den Verlust aus eigenen Mitteln zu decken. Der Regent gab am 3. Mai 1716 seine Genehmigung. Diese Bank, deren Grundstock sechs Millionen waren in 1200 Actien zu 5000 Livres, war bevollmächtiget, Wechsel auszutauschen, die Rechnungen der Kaufleute auszugleichen, Wechsel auszustellen, die auf Sicht zahlbar waren, in Thalern von Gewicht und Wert, wie die Münze am Tag der Gründung war. Dieser letztere Beisatz schützte vor der Unsicherheit im Münzwesen jener Zeit. Die Bank war in Laws eigenem Hause errichtet, Orleans, der Regent, nannte sich Protector derselben. Die Bank war ein Bedürfnis und gewann rasch Vertrauen. Die Buchführung war sicher, die Papiere auf Sicht wurden pünktlich ausbezahlt, sie übernahm Zahlungen gegen die geringe Abgabe von fünf Sous auf 1000 Bankthaler. Das Vertrauen stieg namentlich, als die Bankzettel bei allen Hauptsteuereinnehmern

Banque générale de France.

im Reich angenommen oder gegen bares Geld umgesetzt und auf den europäischen Handelsplätzen nicht zurückgewiesen wurden. Man hatte jetzt ein sicheres Papier, das jeden Augenblick in eine sichere Münze ausgewechselt werden konnte. Der Verkehr stieg, der Wucher nahm ab, Law hob sich in der Gunst des Volkes, wie des Regenten. Dieser suchte die Wohlthat der Bank durch ein Edict vom 12. April 1717 allgemein zu machen, wonach die Bankbillete zur Bezahlung der Steuern angenommen und bei allen Cassen ausgewechselt werden konnten. Bald war die Nachfrage nach den Bankbilletten außerordentlich groß, wie die Zunahme an barem Geld. Law gedachte sogleich die Schätze, die da lagen, zu verwenden, und zwar in einer mit der Bank verbundenen Handelsgesellschaft anzulegen. Eine Gesellschaft zum Anbau und zur Ausbeutung Louisianas sollte gegründet werden. Von Canada aus war ein Ritter Lassalle nach dem Süden vorgedrungen und auf einen Fluss gestoßen von seltener Breite, dessen Lauf er sich überließ, bis er im Meerbusen von Mexiko ankam. Es war der Mississippi. Lassalle nahm von dem Land, durch das er fuhr, feierlich im Namen seines Königs Besitz und nannte es Louisiana. Man beschloss eine Ansiedelung zu gründen. Ein kühner Handelsmann, Crozat, erhielt das Privilegium, dorthin zu handeln und dort eine Niederlassung zu gründen. Die Eifersucht der Spanier und Engländer, die Trägheit der Ansiedler, der Mangel an Zucht unter den Truppen hinderten den Erfolg. Crozat wurde der Sache müde und ward geneigt, sein Privilegium zurückzugeben. Law griff begierig zu und der Regent trat durch Erlass der mit der Bank verbundenen Gesellschaft des Occidents Louisiana und alles umliegende Land ab; bloß gegen die Verpflichtung der Treue gegen den König von Frankreich und einer dreißig Mark schweren Krone von Gold — sollte die Gesellschaft (Compagnie des Indes occidentales) das Recht haben, Truppen auszuheben, Schiffe zu bewaffnen, Festungen zu erbauen, Krieg zu führen, Frieden zu schließen, Land zu kaufen und zu verkaufen, Beamte und Richter einzusetzen, Bergwerke auszubeuten. Der Staat überließ ihr alle Schiffe, Festungen, Vorräthe, die der Gesellschaft Crozat gehört hatten, und gestand ihr das alleinige Recht des Handels mit Biberfellen in Canada zu. Das Capital der neuen Gesellschaft war auf 100 Millionen in 200.000 Actien, je eine zu 500 Livres angeschlagen. Zum Ankaufe solcher Actien musste man ein Viertel in barem Geld und konnte drei Viertel in Staatsschuldscheinen zahlen, die damals sehr nieder standen, zu 20 und 30 Procent. Begreiflich wollten jetzt viele die Staatsschuldscheine los haben, um Mississippi-Actien zu bekommen. Man übertrieb die Vorstellungen von der Fruchtbarkeit des Landes: es sei reicher an Bergwerken als Peru und Mexiko, man stellte sogar Untersuchungen an nach einem riesigen Smaragdfelsen, der im Flusse Arkansas stehen sollte.

Lassalle. Louisiana. Crozat. Mississippi-Gesellschaft. Überschätzung.

Law sprach vor einer Versammlung von Geldmännern mit solcher Be-

geisterung von der Zukunft Louisianas, dass einer der Anwesenden ausrief: „Spricht dieser Mann wahr, so muss ihm eine Statue errichtet werden.“

Rechte der Gesellschaft. Zu den Verpflichtungen der Gesellschaft gehörte auch, dass sie während ihres Privilegiums, welches auf fünfundzwanzig Jahre verliehen ward, jährlich wenigstens 6000 Weiße und 3000 Schwarze in Louisiana einführen solle, und zu den Vorrechten, dass alle Bewohner der Colonie von den Lasten des Mutterlandes befreit und alle Einwanderer katholischen Bekenntnisses den Franzosen gleich geachtet werden sollen. Jedes in den Häfen von Louisiana gebaute Schiff solle bei seiner ersten Ankunft in Frankreich Anspruch auf eine Prämie haben, die Einfuhr aller in der Colonie gewonnener Metalle frei sein.

Antisystem. Die Gesellschaft hatte ihre Gegner. Noailles erwartete sicher, dass Law sich mit dieser Compagnie zugrunde richte. Argenson hielt mit den Brüdern Paris gegen Law, verschaffte ihnen die Generalpacht gewisser Staatsgefälle und sie errichteten einen Actienverein, um diesen Generalpacht auszubeuten. Im Gegensatz zu dem System Laws ist diese Gesellschaft das Antisystem. Die Gegner trieben Law zu Schritten, welche auf Abwege führen mussten. Man griff zu einer Münzverschlechterung, um das Volk zum Ankauf der Staatspapiere anzueifern; das

Das Parlament. Parlament legte Widerspruch ein, der Regent erklärte ihn für ungiltig. Das Parlament verbot, die Verwaltung der Finanzen einem Ausländer zu übertragen, und erließ einen Verhaftbefehl wider den Schotten, als dieser der Ladung nicht Folge leistete. In einem Lit de justice verlor das Parlament das Recht der Gegenvorstellung und blieb das Münzedict in Kraft. Um endlich einmal aller Geldschwierigkeiten enthoben zu sein, erklärte der Regent am 4. December 1718 Laws

Staatsbank. Bank für eine Staatsbank. Er behielt den Grundstock der sechs Millionen gegen Vergütung zurück, übernahm dagegen die Auszahlung und Umwandlung der im Umlauf befindlichen Bankzettel. Die Staatsbank wurde am 1. Januar 1719 eröffnet. Der Regent wollte die Tilgung der öffentlichen Schuld erleben, die sich trotz aller Kürzungen noch auf 2400 Millionen Livres belief. Law hatte gute Hoffnung: kann der Kaufmann vermöge seines Credits sein Grundcapital verzehnfachen, warum sollte dies der Staat nicht noch vielmehr können mit seinen riesigen Mitteln? Es ist aber gegen diese Übertragung der Gesetze und Erfolge des Handelscredits auf den Staatscredit — und hierin beruht der Grundirrthum Laws, der es gut meinte — mit Recht eingewendet worden,[1]) dass der Credit des Kaufmanns sich nicht bloß auf das Grundcapital gründe, sondern auf die Waren, welche er gegen sein Papier erhält und die in seinen Händen nicht unfruchtbar verwendet werden, sondern durch Handel und Bearbeitung im Handel steigen; im Augenblick, wo die Ware verbraucht werden soll, hört auch der Handelscredit auf und die Zahlung der Münze beginnt. — „Der Staat ist kein Kaufmann und Producent, sondern er ist, gleich dem Privatmann, ein Verzehrer; wie trefflich er auch die geliehenen Werte für die Staatszwecke verwenden mag, immerhin werden diese Werte in der Benutzung verschwinden. Wollte der Staat, gleich einem Geschäftsmann, auf Credit Werte oder Waren entnehmen und mit denselben gewinnreiche Industriegeschäfte treiben, so würde er den Verkehr der

[1]) Kurtzel, Geschichte der Law'schen Finanzoperation — in Raumers Historischem Taschenbuch 1846.

Privaten, mithin überhaupt die Quellen seiner materiellen Kräfte, zerstören. Insoferne aber der Staat mit dem geliehenen Pfunde nicht wuchert, sondern dasselbe zu unfruchtbaren Zwecken verwendet, so ist sein Credit auch anderer Natur, als der des Kaufmanns, denn er gründet nicht auf das Vorhandensein materieller und durch den Verkehr wachsender Werte. Der Staatscredit beruht vielmehr, wie der des einfachen Consumenten, auf der moralischen Überzeugung des Gläubigers, dass die Vertreter des Staates den guten Willen und für die Zukunft die Mittel besitzen werden, die eingegangene Schuld zu tilgen. Gesetzt daher, ein Staat vermöchte das ganze bare Capital einer Nation in eine Bank oder Casse, und zwar gegen Creditscheine, zu vereinigen, so wird — zumal dieses Bankcapital selbst nur ein geliehenes ist — gewiss kein Grund vorhanden sein, warum die Nation dem consumierenden Staate noch zehnmal soviel an Wert borgen solle. Ebensowenig wird aber der consumierende Staat durch eine solche Aufnahme des baren Capitals in den Stand gesetzt werden, einer so unermesslichen Schuldenlast auch nur irgendwie die Spitze zu bieten, oder wohl gar aus derselben einen unbegrenzten Gewinn zu ziehen.[1]) Staats-credit.

So handelte Law in gutem Glauben, obschon er auch künstliche Mittel, wie den Zwangscours, die gänzliche Entfernung des Metallgeldes, die Ableitung der ungeheuren Papiermasse in das wüste Getriebe der Handelscompagnie und Agiotage oder das Börsenspiel nicht verschmähte. Der Regent unterstützte ihn mit allen Mitteln, die eine Regierung nur anwenden kann. In den Hauptstädten Frankreichs wurden Filialbanken errichtet, jede mit zwei Cassen, von denen eine die Zettel ausgeben, die andere auf Sicht bezahlen sollte. Alle Zahlungen über 600 Livres mussten in Bankzetteln geschehen. In kurzer Zeit wurden 110 Millionen solcher Bankzettel geschaffen. Die Bevölkerung kam den Maßregeln der Regierung hoffnungsfreudig entgegen und übertrug vollkommen das frühere Vertrauen auf die Law'sche Privatbank jetzt auf die Staatsbank. Filial-banken.

Orleans, der früher in Geldverlegenheiten war, hatte jetzt Mittel in Hülle und Fülle. Law hielt eben alles für möglich und in seinen Plänen spielte jetzt die Mississippi-Gesellschaft die Hauptrolle. Sie sollte der Centralpunkt des ganzen französischen Handels werden, jeder sollte sich nach seinem Vermögen als Actionär bei ihr betheiligen können, sie sollte aber auch den Credit und die Operationen der Bank unterstützen. Alle in Pacht gegebenen Staatsgefälle sollten mit der Compagnie vereinigt werden. Als die Kunde davon verlautete, stiegen die Actien der Mississippi-Gesellschaft reißend. Ein Schwindel bemächtigte sich auch der sonst Nüchternsten. Man theilte Louisiana, das damals noch ganz mit Urwald bedeckt war, schon in Herzogthümer und Marquisate. Um das Land rasch zu bevölkern, befahl der Regent den Gerichtshöfen, die Strafe so oft als möglich in Deportation übers Meer zu verwandeln. Ein Edict vom Mai 1719 befahl die Vereinigung der anderen Handelscompagnien mit der Compagnie d'Occident. Demnach wurde der Handel von Madagascar, Bourbon, Isle de France, von Persien, Mongolien, Siam, Japan mit der Compagnie d'Occident vereinigt, wofür diese Gesellschaft alle Schulden der beiden anderen Gesellschaften auf sich nahm. Der Name der Schwindel. Louisiana.

[1]) Kurtzel, l. c. S. 453—454.

neuen Gesellschaft war jetzt Compagnie des Indes. Um es ihr zu erleichtern, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, wurde ihr gestattet, 25 Millionen neuer Actien zu gründen, die nur mit Metallgeld erkauft werden dürften. Die Neigung, diese Actien zu kaufen, war so lebhaft, dass sie bald 150 über ihren Nominalwert stiegen, und um dem Wunsche des Publicums nach weiteren Actien nachzukommen, wurden immer neue Millionen von solchen Zetteln geprägt, der Stempel war in fortwährender Bewegung. Als am 20. Juli 1719 der Compagnie des Indes auch das Münzprivilegium auf neun Jahre ertheilt wurde, strömte das Metallgeld in die Cassen der Bank und ein wahrer Freudentaumel berauschte die Nation. Law erschien wie ein höheres Wesen, welches mit einem Zauberstabe in dem verarmten Frankreich Wohlstand hervorrief. Das Zutrauen zu Law wuchs, als der Versuch seiner Gegner, ihn zu stürzen, misslang. Massen von Banknoten wurden auf einmal vorgelegt, die Bank löste aber ihre Verbindlichkeit aufs glänzendste. Um dem armen Volke gleichfalls einen Antheil am allgemeinen Glück zu ermöglichen, wurden 10 Millionen Zettel zu 10 Livres geschaffen, und die Bank konnte kaum genug Bargeld einnehmen und genug Zettel ausgeben. Als die Compagnie imstande war, eine Dividende von 12 Procent zu zahlen für die Actie von 500 Livres, stieg das Verlangen nach diesen ins Fabelhafte. Bei dem immerwährenden Steigen derselben verlor niemand und warf der Papierhandel große Summen ab. Die Straße Quincampoix war der Hauptplatz des Verkaufs und der Mäkelei. Quartiere in derselben, selbst Schoppen und Keller, wurden mit ungeheuern Summen bezahlt; manche erhielten große Summen, nur dass sie ihren Rücken herhielten, um auf demselben Verkaufsurkunden zu schreiben. Ein Schuster wurde ein reicher Mann bloß dadurch, dass er den Geschäftsleuten Kiel und Feder anbot. Von Früh sechs Uhr an drängten sich die Erwerbsüchtigen in diese Gasse, insbesondere Juden, Italiener und Gascogner, aber auch Frauen, selbst aus hohen Ständen. Fabelhafte Gewinste wurden oft in einer Stunde gemacht. Frühere Kutscher wurden jetzt große Herren und hielten selber Wagen. Eine Dame ließ ihren Wagen absichtlich vor Laws Haus umwerfen, nur um seine Aufmerksamkeit zu erregen, damit sie ihn um Ausfolgung einiger Actien bitten könne. Selbst vornehme Leute verkleideten sich als Diener Laws, um rascher ihr Geld anbringen und Actien dafür bekommen zu können.

Steigen des Vertrauens.

Taumel in Frankreich.

Als die indische Handelsgesellschaft gar die Generalpacht aller Staatsgefälle bekam, als sie imstande war, dem König eine Anleihe von 1200 Millionen zu bieten, da stiegen die Actien von 500 bis auf 2000. Neue Actien wurden geschaffen, „um die Wohlthaten des Papiers noch mehr Unterthanen zuwenden zu können“. Jeder Monat brachte neue Erlasse, neue Actien. Law wurde vergöttert. Man muss es ihm aber zu seinem Ruhm nachsagen, dass er mitten in diesem Taumel einfach und bescheiden blieb. Herzoginnen rechneten es sich zur Ehre, zu einem Ball, den seine Tochter gab, Einladungen zu erhalten. Als man eine Herzogin suchte, um die Tochter des Regenten nach Genua zu begleiten, sagte er: „Schicken Sie nur zu Madame Law, dort werden Sie alle beisammen finden.“ Bald erbot sich die Compagnie sogar zur Rückzahlung der Staatsschulden, welche die Regierung ihr durch Ausgabe von 300.000 neue Actien gestattete. Das Volk warf sich mit Leidenschaft in diesen Handel. Das bare Geld sank den Papieren gegenüber

um 10 Procent. Jedermann wollte dasselbe sobald als möglich los werden. Die Regierung hatte die Mittel in Hülle und Fülle. Sie konnte Canäle, Landstraßen, Brücken, sie konnte die Kirche Saint-Roche in Paris erbauen. Sie stieg im Ansehen des Auslandes, England wurde eifersüchtig; ganz Europa staunte über die schnelle Herstellung Frankreichs, welches man durch die Regierung Ludwigs XIV. auf ein halbes Jahrhundert hin für zerrüttet hielt. Die Armee war wohl bezahlt und darum zufrieden. Die französischen Gesandten hatten Überfluss an Geld und konnten an fremden Höfen alle Minen springen lassen. Laws Pläne wuchsen mit seinen Erfolgen. Statt der alten Staatsgefälle sollte eine Grund- und Vermögenssteuer eingeführt, die Amtsgelder zurückbezahlt werden, an die Stelle der alten Körperschaften ein die Volksrechte darstellendes Parlament mit absetzbaren Beamten treten. Die Abgaben auf Öl, Talg und Spielkarten wurden unterdrückt. Auch andere lästige Abgaben sollten fallen. Fremde strömten herbei, man rechnete damals 300.000 Fremde in Paris. Die Preise der Lebensmittel, der Wohnungen stiegen. Im Anfang des Winters 1719 waren alle Läden mit kostbaren Stoffen ausgekauft. Man segnete Law, als verlautete, die Tranksteuer könne herabgesetzt werden. Ende 1719 stieg der Wert der Actien von 500 auf 2000. Schnelles Reich-werden.
Leute, die früher keine Schuhe getragen hatten, fuhren jetzt in Carossen und hatten Landgüter. Ein Kellner war so reich geworden, dass er jetzt täglich die Gäste, welche er früher bediente, frei bewirten konnte. Ein anderer dieser Mississippier — so nannte man diese schnell reich gewordenen Menschen — hatte den Ehrgeiz, nie ein Trinkgeld unter 1000 Livres zu geben.

Der Grund dieses Schwindels war die Lust, schnell und mühelos reich zu werden, und die übertriebene Vorstellung von dem Reichthume Louisianas. Louisiana.
Allerdings hob sich der Handel Frankreichs sehr schnell, insbesondere nach Asien. Im Frühjahr 1720 besaß die Compagnie 105 größere Fahrzeuge, allein die Niederlassungen am Mississippi wollten nicht gedeihen. Ein alter Soldat, der von da zurückkehrte, wurde in die Bastille gesteckt, als er den Wahn heilen wollte. Die Regierung hatte den Auswurf der Straßen und Gefängnisse nach Louisiana gesendet. 28 Salzschmuggler legten damals den Grund zu Neu-Orleans. Die Mädchen, welche man zuerst nach Louisiana Neu-Orleans.
sandte, waren der Auswurf ihres Geschlechtes und giengen meist im Elend zugrunde. Law suchte nun nach bessern Colonistinnen, denen er zugleich eine Ausstattung herrichtete, und ließ sie in Begleitung von Nonnen hinüberführen. Er zweifelte an der Fähigkeit der Franzosen zum Colonisieren und kaufte 12.000 Colonisten in der Pfalz, welche der Kern der Bevölkerung 12.000 Pfälzer.
Louisianas wurden.

Gegen Ende 1719 war das System in seiner Blüte. Zehn Monate Ernüchterung.
währte der süße Taumel; der Rückschlag musste naturgemäß bald eintreten. Viele große Speculanten wollten ihren Gewinst in Sicherheit bringen und

ließen sich je 10 bis 60 Millionen bei der Bank in barem Geld auszahlen. Dadurch ward der Markt mit Papieren überschwemmt und nahm der Barvorrath der Bank ab. Die Ausländer folgten dem Beispiele der großen Banquiers und nahmen 500 Millionen in Gold und Silber aus der Bank. Die Verordnungen, welche Law dagegen durch den Regenten ergehen ließ, wollten nicht ausreichen, so z. B. dass alle Wechselbriefe durch ganz Frankreich in Misstrauen. Bankzetteln bezahlt werden sollten. Misstrauen stellte sich allmählich ein. Die Vorsichtigen kauften für die Bankzettel Landgüter, die schnell einen vierfachen Wert erreichten, während die Actien trotz aller Bankmanövres Laws unaufhaltsam sanken. Die Bank war jetzt belagert von Harrenden, die ihr Papier in Metall umwechseln wollten. Was halfen da Münzveränderungen oder das Verbot, Gold und Silber zu transportieren, oder das Gesetz, dass kein Einzelner und keine Körperschaft mehr als 300 Livres Gold oder Silber besitzen dürfe, oder der Befehl, keine Zahlung über 100 oder gar über 6 Livres in Metall vorzunehmen. Man hatte kein Vertrauen mehr auf die Papiere, man versteckte sein bares Geld, der Verkehr fieng an zu stocken. Viele hielten jetzt das System für das größte Unglück und sahen mit Schrecken dem Ende der Katastrophe entgegen.

Vertrauen läßt sich nicht befehlen, alle Mittel, den Actien neuen Schwung zu geben, schlugen fehl. Während Einige, die schnell reich geworden waren, schwelgten, waren viele Familien, die ihr Vermögen in Gefahr sahen, verzweifelt. Der Regent versuchte einen letzten Schritt, um Law zu retten, er vereinigte die Bank mit der Compagnie, während sie bisher nur durch ihr Haupt, Law, verbunden waren. Den Vertrag dieser Vereinigung zu schildern, überschreitet die Schranken des Buches. Bald fühlte Law, dass die Vereinigung nichts half, dass die Lage der Bank und ihrer Zettel dadurch nicht besser, aber die Compagnie mit einer schweren Verantwortlichkeit belastet wurde, und griff zu harten Mitteln der Verzweiflung; der Wert der Münze wurde amtlich erhöht; allen Privatleuten wurde verboten, mehr als 300 Livres in klingender Münze bei sich zu führen; sogar die Fabrication von Gold und Silber wurde verboten. „Man wagte zu unterdrücken," sagte Saint-Simon, „was seit Abraham im Gebrauch war." Der Wert der Actien ward heruntergesetzt, der der Bankzettel um 10 Procent erhöht. Das Vertrauen nahm nun ebenso reißend ab, als es früher stieg. Law wurde der Gegenstand der Verwünschungen.

Laws Fall. Eine Revolution wäre ausgebrochen, wären die Gemüther nicht so sehr durch die Gewinn- und Genussſucht erschlafft gewesen. Den Todesstoß gab dem System ein Erlass vom 17. October 1720, wonach die Bankzettel allen Zwangscours im Verkehre verloren und bei Steuern gar nicht mehr angenommen wurden. Der Regent konnte Law nicht mehr halten, er ließ ihn am 27. März verhaften, Law vertheidigte sich aber glänzend. Seine Buchführung zeigte statt eines vermeintlichen Chaos eine bewunderungswürdige Ordnung. Er legte sein Amt als General-Controleur und Finanzminister nieder, blieb aber Director der Bank und der Compagnie; d'Aguesseau übernahm die Leitung der Finanzen. Mitte Juli 1720 war jedoch der Barvorrath der Bank an Metall erschöpft. Als sie nur noch imstande war, Zettel von zehn Livres auszuzahlen, wurde der Schrecken

ungeheuer. Die Menge drängte Tag und Nacht nach dem Bankhaus, mehrere Personen wurden zertreten. Jetzt wurde die Bank geschlossen, jede Zusammenrottung durch Militär unterdrückt. Der Erzbischof ordnete öffentliche Gebete an. Das Gefühl des Unglücks war allgemein. Die Regierung musste Law vor Misshandlung schützen: er entkam nach Brüssel. 100 Millionen, die er in Frankreich gewonnen, opferte er gern, nur zwei Millionen, die er dahin gebracht hatte, nahm er in Anspruch, erhielt sie aber nie wieder. Unredlichkeiten konnte man ihm nicht nachweisen; sein Fehler war, dass er den Credit im Verhältnis zum Metallgeld zu stark in Anspruch genommen und dass er den Staatscredit nach dem Credit eines Privaten bemessen hatte. Law starb 1729 in Venedig in Dürftigkeit. Flucht. Tod.

Ein neues Visa ward 1721 angenommen. Bankzettel, Actien, Staatspapiere wurden nach fünf verschiedenen Classen herabgesetzt. 747 Millionen wurden geradezu verworfen. 272 Personen, welche sich bei diesen Bankgeschäften insbesondere bereichert hatten, wurden verurtheilt, zusammen 191 Millionen zu zahlen. Die Bankzettel verloren derart an Wert, dass ein solcher von 18.000 Livres zuletzt für 6 Livres verkauft wurde. Die Staatsschulden stiegen außerordentlich. Dies war der zweite Bankerott seit sechs Jahren, Tausende von Familien waren zugrunde gerichtet. Der Bischof von Castres schreibt: „Es gibt keinen Handel mehr, kein Vertrauen, keine Hilfe: weder in Gewerben, noch in der Klugheit, noch in der christlichen Liebe." Riesig war der Verfall der Sitten. Alle Stände hatten sich am Schwindel betheiligt. Der Regent hatte hinter dem Rücken Laws Banknoten prägen lassen. Die Söhne der ersten Familien, deren Vorfahren nur für Ehre glühten, hielten es nicht unter ihrer Würde, sich durch das schmutzigste Börsenspiel ein Vermögen zu gründen. Zur Zeit des Taumels war Paris die Stätte der wildesten Schlemmerei und Unzucht, jetzt des Raubmords, der Verzweiflung, des Selbstmords. Frankreich war im Grund seines Lebens erschüttert und der Revolution um einen Schritt weiter entgegen gegangen.[1]) — Bankerott. Elend.

England. König Georg I. und der Aufstand in Schottland 1715.

Oben sahen wir, wie rasch nach dem Tode der Königin Anna der Kurfürst von Hannover als der einzige unzweifelhaft Berechtigte an der Krone von England erklärt wurde. Nicht bloß ein, sondern drei Königreiche wurden ihm angeboten. Im Verlaufe der Geschichte sahen wir so oft, wie gering begabte Männer nach einer auch minder glänzenden Herrschaft rangen und alles, selbst Verbrechen wagten, nur um einen Thron zu besteigen. Kurfürst Georg aber zögerte, nach England zu kommen, und schien nur ungern seine Residenz Herrenhausen zu verlassen. Wie lässt sich dies erklären? welche Bedenken mochte er haben?

---

[1]) Den raschen Wechsel schildert ein Couplet aus jener Zeit:

Lundi j'achetai des Actions;
Mardi je gagnai des Millions;
Mercredi j'arrangeai mon Ménage;
Jeudi je pris un Equipage;
Vendredi je m'en fus au Bal;
Et Samedi à l'Hôpital.

Verdienst Onno Klopps. Die Erklärung finden wir im III. Band der so viele neue Aufschlüsse über die Ereignisse des siebzehnten Jahrhunderts enthaltenden „Geschichte des Falles des Hauses Stuart und der Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland“. Hier sagt der so gelehrte und scharfsinnige Verfasser Onno Klopp, S. 646—648:

Bedenken Georgs I. „Georg I. nahm die Krone an, die so ihm dargeboten wurde, in dem Vollbewußtsein, daß er für ein Trachten nach derselben niemals einen Schritt gethan. Er, so wenig wie sein Vater oder seine Mutter, hatten im geringsten zum Sturze des Hauses Stuart beigetragen. Vielmehr hatte die unter ihnen zunächst betheiligte Persönlichkeit, die Kurfürstin Sophia, die Mutter Georgs I., zum wiederholtenmale ihre Stimme zu Gunsten ihrer Verwandten in St.-Germain erhoben, des Vaters wie des Sohnes. Sie hatte dies gethan im Jahre 1688, im Jahre 1700, und in ihren Wünschen noch sogar im Jahre 1708. War dem Hause Stuart ein Unrecht geschehen, so trugen weder Sophia noch Georg daran eine Mitschuld. Und auch ferner hatten sie sich an englischen Angelegenheiten nicht betheiligt. Sie hatten von Anfang an den Grundsatz aufgestellt, anzunehmen, was von Souverän und Parlamente gemeinsam ihnen dargeboten würde, jedoch keine Partei dort zu kennen, in keiner Weise sich in die inneren Angelegenheiten Englands einzumischen. Ungeachtet aller Bitten, Vorschläge, Mahnungen, Vorwürfe hatten sie an diesem Grundsatze unverbrüchlich festgehalten. Die Sache der Thronfolge war von Anfang an bis zur Eröffnung derselben eine lediglich englische Angelegenheit geblieben. Georg I. nahm die Krone an, obwohl nach allem mit Sicherheit gesagt werden kann, daß die Annahme seinen Neigungen und Wünschen nicht entsprach. Es handelte sich dabei nicht bloß um Neigungen und Wünsche persönlicher Art. Freilich dürfen auch diese nicht gering angeschlagen werden. Die Annahme legte dem vierundfünfzigjährigen Fürsten, der geehrt und geliebt von seinen Unterthanen, hoch angesehen unter den Mitfürsten im Reiche, fest und sicher daheim auf eigenem Boden saß, die Verpflichtung auf, hinüberzusiedeln in ein fremdes Land, die Regierung einer Nation zu übernehmen, deren Sitten und Gesetze er nicht kannte, deren Sprache er nicht redete, höchstens mangelhaft verstand, einer Nation endlich, die, wie damals seit siebzig Jahren die Dinge lagen, als die veränderlichste und unbeständigste in Europa galt. Wichtiger indessen war Gegengründe. die politische Seite der Sache. Der Vater, Ernst August, hatte mit Kraft und Ausdauer das Bestreben verfolgt, die Geltung seines Hauses und des sächsischen Volksstammes, den es im höheren Maße als irgend ein anderes Fürstenhaus vertrat und mit dem es seit sechs Jahrhunderten in Freud und Leid verwachsen war, im Reiche herzustellen. Georg I. hatte das Erbe auch dieses politischen Strebens seines Vaters übernommen und mit Erfolg. Nun aber trat diese englische Thronfolge an ihn heran. Sicherlich hatte Georg I. sich von Anfang an kein Hehl darüber gemacht, daß fortan England mehr als Hannover seine Thätigkeit in Anspruch nehmen und daß er in seinem Streben für dies sein Heimatland jenseits des Meeres auf Hindernisse stoßen würde. Dies umsomehr, da die Successions-Urkunde von 1701, also der Vertrag selber, durch welchen er die Krone übernahm, die Bestimmung enthielt: fortan solle keine Persönlichkeit, die zum Besitze der Krone gelange, den Boden der drei Länder England, Schottland, Irland verlassen dürfen ohne Einwilligung des Parlamentes.

„Der Kurfürst bedurfte nicht Englands, aber England bedurfte seiner. Die britische Nation setzte auf ihn das Vertrauen und die Hoffnung, durch ihn be-

wahrt zu bleiben vor dem Bürgerkriege, durch ihn den inneren Frieden, ihre Rechte, ihre Freiheiten gesichert zu sehen. Der Ruf dahin war, wie die Dinge lagen, einstimmig: es war der Ruf einer gesammten Nation. Es mochten Zweifel sich regen, ob die glatte Oberfläche dieser Einstimmigkeit nicht doch auch Elemente des Sturmes in sich berge; es mochten Bedenken laut werden, ob nicht die Abwesenheit im fremden Lande der Heimat zum Nachtheil gereiche. Die Annahme der Krone, die eine Nation in ihrer Gesammtheit durch ihre berufenen Vertreter entgegentrug, war eine Ehrenpflicht. Ehrensache.

„Und endlich war die Annahme eine Ehrenpflicht gegenüber dem übrigen Europa. Es war nur ein halbes Jahrhundert, dass die Herrschaft Ludwigs XIV. immer erneuten Krieg über die Völker gebracht hatte. Was seine Person betraf, so war, wie es sich dann bald herausstellte, der Krater nunmehr ausgebrannt: er hatte nur noch den Wunsch des Friedens für seine letzten Tage. Aber die Erinnerung an alle Noth und allen Jammer, den die Politik dieses einen Mannes über Europa brachte, war frisch und lebendig. Und aus derselben erwuchs die Furcht vor der Erneuerung des Krieges, wenn es Ludwig XIV. gelänge, den Sohn Jakobs II., den er im Jahre 1701 als König von England proclamiert hatte, auf den Thron von England zurückzuführen. Dies hatte vor allem die Republik der Niederlande zu fürchten. Denn wenn auch die Engländer geneigt waren, zu vergessen, dass die Waffen der Republik unter der Führung des Oraniers zuerst und hauptsächlich die Umwälzung von 1688 herbeigeführt, so war doch mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusehen, dass ein König Jakob III. des wirklichen Sachverhaltes von 1688 gegenüber der Republik genauer eingedenk sein werde."

Wie eifrig war alles in London, dem neuen König zu huldigen! Georg konnte kaum landen vor der Menge, die seiner kniend am Ufer harrte, konnte dann durch das Gewühl der Begrüßenden nur langsam vorankommen. Ein Sturm des Jubels brauste ihm entgegen. Nur langsam erreichte er den Palast der alten Könige. Und doch hören wir bald nach den Tagen des Willkomms von einem Aufstand für Jakob III., der zwar erliegt. Aber wie ist der sobald eintretende Aufstand zu erklären? Hier gibt uns ein Engländer Aufschluss, Lord Mahon in seinem gediegenen Werk über die „Geschichte Englands vom Frieden zu Utrecht bis zum Frieden von Versailles 1713 bis 1783". Hören wir auch ihn: Lord Mahon

„Der König war ein Mann von mehr Tugend als Gaben. Sein Privatcharakter — wenn bei einem König dies Wort gebraucht werden kann — war aufrichtig, ehrenhaft und wohlwollend. Er erinnerte sich weit länger an Dienste als an Beleidigungen — eine Eigenschaft, die in jeder Lebensstellung selten ist, und bei Fürsten am wenigsten getroffen wird. Er war in der Freundschaft beständig von gleichmäßiger Stimmung, in seinen Ausgaben sparsam und zuweilen geizig. Diese strenge Ökonomie erstreckte er auch auf seine Zeit, die er mit der Genauigkeit einer Uhr eintheilte und von der er den öffentlichen Geschäften keinen kleinen Theil widmete. Seine Friedensliebe verband sich mit geprüfter Tapferkeit wie mit militärischen Kenntnissen, und er liebte sein Volk so sehr, wie er überhaupt etwas lieben konnte. Aber unglücklicherweise waren seine Eigenschaften, wenn auch tüchtig, doch nicht glänzend. Seine schwerfällige Haltung, sein linkisches Benehmen, seine Abneigung gegen den Pomp der Monarchie, ja selbst gegen die über Georg I.

Zurufe, die ihn begrüßten, missfielen der Menge, während Männer von Erziehung sich unangenehm berührt fühlten, wenn sie sahen, dass er keinen Zweig der Wissenschaft, der Literatur und der schönen Künste — die Musik ausgenommen — liebte oder ermunterte. Politiker klagten über seine unbeugsame Hartnäckigkeit und seinen beschränkten Verstand. ‚Seine Ansichten und Neigungen', sagt Lord Chesterfield, ‚beschränken sich einzig auf den engen Kreis seines Kurfürstenthums; England war zu groß für ihn.'"

Eine wichtige Bemerkung macht Lord Mahon weiter: „Es erscheint vielleicht widersinnig, wenn wir zu den Fehlern dieses Fürsten rechnen, dass er, bereits vierundfünfzig Jahre alt, für deutsche Gebräuche eingenommen und des Englischen gänzlich unkundig war. Es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, dass es diese Umstände waren, welche ihn hinderten, gut zu regieren und sehr beliebt zu werden. Welches harte Schicksal, dass die Thronbesteigung eines Fremden das einzige Mittel war, unsere Gesetze und Freiheiten zu sichern! Fast ein Jahrhundert lang fremde Herrschaft! — das war die mittelbare, aber zweifelhafte Wirkung der großen Revolution; Karl und Jakob, von den einheimischen Unruhen vertrieben, erhielten eine französische Erziehung und befolgten eine französische Politik. Ihre Herrschaft wurde durch einen Holländer, durch Wilhelm gestürzt; Georg I. und Georg II. waren reine Deutsche und so war von 1660 bis 1760, als wieder ein echt englischer Monarch, der auf der Insel geborene Georg III., den Thron bestieg, die Regierung der Königin Anna die einzige Ausnahme von der Fremdherrschaft." [1]) —

Jakobiten 1715. Bei Manchen waltete das Gefühl, man sei von einer Partei beherrscht, und die Jakobiten dachten an eine Schilderhebung. Es ist dies die zweite unter

Bolingbroke. den drei großen, die sie wagten, 1689, 1715 und 1745. Bolingbroke war nach Frankreich geflohen; auf die Nachricht, dass er in der Heimat des Hochverraths schuldig erklärt worden sei, eilte er nach Commercy in Lothringen, wo Jakob III., oder auch der Ritter von Saint-George genannt, sich aufhielt, und wurde von ihm zu seinem Minister des Äußern und zum Grafen ernannt. Dort erfuhr er, dass die Schotten mit Ungeduld zum Aufbruch drängten, dass in England der Herzog von Ormond sich an die Spitze der

Plan des Aufstandes. Jakobiten stellen wolle, dass viele Officiere von ihm gewonnen seien, dass die Jakobiten aber nur dann losschlagen wollten, wenn von Frankreich aus ein Truppenkörper von wenigstens 3000 bis 4000 Mann mit Geld, Waffen und Kriegsbedarf ankomme. Ludwig XIV. konnte damals keinen neuen Krieg anfangen, sein Herz war aber für Jakob III. und er unterstützte ihn insgeheim mit Geld, vermochte auch den Hof zu Madrid, dass er Jakob III. eine Anleihe von 400.000 Kronen versprach. Der Prätendent kaufte damit 10.000 Gewehre, einige Schiffe wurden in Havre ausgerüstet. Berwick war zum Generalissimus bestimmt, Mar sollte Schottland in Aufruhr versetzen. Die ihn näher kannten, nannten ihn Schaukelhans. Auch Ormond war ein schwankender Charakter und diese Schwäche beider wurde verhängnisvoll für die Sache der Stuarts. Dann waren die Jakobiten in Paris zu wenig ver-

[1]) Mahon, l. c. I, p. 114—115.

schwiegen. Stair, der englische Gesandte, kam bald hinter alle ihre Geheimnisse. Im September 1715 sollte losgeschlagen werden, da waren Parlamentsferien. Jakob sollte mindestens 20.000 Gewehre, einen Geschützpark, 500 Officiere und eine beträchtliche Summe Geldes mitnehmen. Die französische Regierung versprach insgeheim Unterstützung. Bolingbroke hoffte aber, sie so in die Verwickelung hineinzuziehen, dass Frankreich bald offen feindlich gegen England auftreten müsse. Da starb Ludwig XIV. am 1. September 1715 und der Herzog von Orleans sah sich Philipp V. von Spanien und dem Herzog von Maine gegenüber in einer ähnlichen Lage, wie die Hannoveraner gegen die unglücklichen Stuarts. Stair versprach Orleans Englands Hilfe, damit er zur Gewalt gelange. Ein anderer Schlag für die Jakobiten war, dass Ormond im Augenblick, wo er losschlagen sollte, den Muth verlor, nach Frankreich entfloh, was die französischen Staatsmänner hinsichtlich des Gelingens bedenklich machte. Hindernisse.

So kam es, dass der Regent, als der englische Admiral Byng mit einem Geschwader vor Havre erschien, und die Auslieferung der für die Jakobiten ausgerüsteten Schiffe verlangte, das Geschwader des Prätendenten auflöste und die Waffen in die königlichen Magazine abliefern ließ. Darum war also für den Aufstand keine wesentliche Hilfe vom Festland zu erwarten. Dennoch soll Jakob III. den Befehl gegeben haben, loszuschlagen, und brach selber verkleidet am 28. October nach Saint-Malo auf. Hier traf ihn aber Ormond, der verkleidet nach England hinübergegangen war, weil jedoch sein Agent Macleans der Regierung alles verrathen hatte, seine thätigsten Freunde gefangen und den Aufstand vereitelt fand und wieder nach Frankreich zurückkehrte. Ormond rieth ab, mit England sei im Augenblicke nichts zu machen. Jakob III. aber wollte seine Schotten nicht im Stiche lassen und reiste in der Stille nach Dünkirchen, wo er Mitte December auf einem kleinen Schiffe von acht Kanonen und mit nur sechs Herren, die als französische Schiffs-Officiere verkleidet waren, nach dem Reiche seiner Ahnen abfuhr. Jakob III.

Indes hatte die Schilderhebung in Schottland im September schon begonnen. Mar war thätig und findig, nur kein Kriegsmann. Die schottischen Edelleute pflanzten am 6. November die weiße Fahne zu Kirk-Michael auf. Mar selber rief 600 seiner Vasallen unter die Waffen. Bald waren Hunderte von Reitern um ihn, ein Clan nach dem andern erhob sich. Schnell war das Land nördlich vom Tay in den Händen der Aufständischen. Auch in Edinburg regten sich die Jakobiten; sie hatten in der Stille drei Soldaten der Besatzung gewonnen, die ihnen in der Nacht vom 9. September zur Ersteigung des Schlosses behilflich sein sollten. Drei Schüsse sollten dann verkünden, dass das Schloss genommen sei, und Feuerzeichen von Berg zu Berg die Nachricht durch das ganze Land verbreiten. Allein nicht alle Verschworenen waren verschwiegen; von denen, welche die Burg ersteigen sollten, tranken sich einige zu lange zum Unternehmen Muth ein. Die Officiere der Besatzung kamen schon, die Wache abzulösen, und als die Verschworenen die Leiter anlegen wollten, riefen ihre Freunde vom Schlosse ihnen zu: „Ihr habt euch und uns zugrunde gerichtet!" Schottland.

Desungeachtet war die Lage der englischen Regierung gefährlich. Sie hatte nur 8000 Soldaten auf der Insel und geheime Feinde überall, aber

Die Regierung. sie war thatkräftig und verwendete ihre geringen Mittel bestens. Argyle sollte den Aufstand in Schottland niederschlagen, Southerland den Norden von England in Ruhe erhalten. Holland ward gemahnt, die 6000 Mann zu schicken, die es im Falle eines Aufruhrs nach Vertrag zu stellen verpflichtet war. 100.000 Pfund wurden auf Einbringen des Prätendenten, sei es todt oder lebendig, ausgesetzt. Der König wurde ermächtigt, verdächtige Personen verhaften zu lassen; alle Officiere auf Halbsold wurden zum Dienste einberufen und der Befehl gegeben, 21 Regimenter auszuheben.

Mar. Desungeachtet wäre der Aufstand in Schottland geglückt, wäre Mar ein tüchtigerer Anführer gewesen und hätten nicht Eifersüchteleien die schottischen Großen entzweit. Am 28. September zog Mar an der Spitze von 5000 Mann schon in Perth ein. Es gelang den Aufständischen, sich eines Schiffes der Regierung zu bemächtigen, das mit 300 Gewehren beladen war. Argyle aber, sein Gegner, fand in Schottland nur 1000 Soldaten zu Fuß vor und 500 Dragoner. Wenn Mar rasch vorgieng, so konnte er Argyle aus ganz Schottland vertreiben. Statt dessen harrte er wochenlang in Perth auf das, was die englischen Jakobiten unternehmen würden. Hier aber handelte die Regierung rasch und rücksichtslos. Sechs Mitglieder des Unterhauses, welche der Verschwörung verdächtig waren, wurden verhaftet. Bristol und Plymouth, wo die Jakobiten losschlagen wollten, wurden sorgfältig bewacht, Oxford, wo namentlich die Studenten eifrig auf die Gesundheit Northumberland. Jakobs tranken, besetzt und der Aufstand im Keime erstickt. In Northumberland schlugen Forster und Graf Derwentwater los und ließen in Warkworth Jakob III. unter Trompetenschall als König ausrufen. Das Landvolk, unter dem noch viel Liebe für den Katholicismus lebte, war geneigt, sich ihnen anzuschließen, aber es fehlte an Waffen. Sie sandten an Mar um Hilfe. Indes hatte auch im Südwesten Schottlands Lord Kenmure die Fahne Jakobs III. erhoben. Mar schickte Makintosh zuhilfe. Leider verzettelte Mar seine Truppen und zauderte, sonst wäre der Süden Schottlands rasch gewonnen und der Norden Englands in Flammen gesetzt worden. Edinburg schien nochmal in den Besitz der Aufständischen zu kommen. Schon hatte Makintosh Leith besetzt, da rettete Argyles Schnelligkeit die Hauptstadt für die Regierung. Es kam zu keiner rechten Vereinigung der Führer der Aufständischen. Zu spät brach Mar gegen Stirling auf, zur rechten Zeit aber erschien Argyle, es zu retten. Ein Theil der Jakobiten rückte nun in Preston. England ein. Bei Preston, wo Oliver Cromwell 1648 sich so glänzend geschlagen hatte, kam es zu einem ernstern Kampf. Forster verstand einen Pass nicht zu benutzen, durch den er leicht den Gegnern den Zugang zur Stadt hätte verwehren können; er zog sich in den Mittelpunkt des Ortes zurück und errichtete Barricaden. Die Königlichen versuchten sie am 12. zu stürmen, mussten sich aber mit Verlust zurückziehen. Als sie jedoch Verstärkung erhielten, verlor Forster den Muth und bot Unterhandlungen an. Wills, der Führer der Königlichen, erklärte jedoch, er unterhandle nicht mit Empörern; sie hätten so viele von den Unterthanen des Königs getödtet, dass sie sich auf ein gleiches Los gefasst machen müssten; wenn sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben, wolle er ihnen bloß dafür stehen, dass sie von seinen Soldaten nicht in Stücke gehauen würden, das weitere komme auf die Regierung an. Trotzdem die Hochländer mit dem Schwerte in der Hand sich den Weg in die Heimat bahnen wollten, beschlossen die Führer doch die Waffen zu strecken. So endete der Jakobitenaufstand in England; 1400

ergaben sich als Gefangene, viele waren entkommen, 17 waren im Kampfe gefallen. Die Königlichen zählten 70 Todte und gleich viel Verwundete. Mahon sagt bei dieser Gelegenheit mit Recht: „So hilflos sind selbst die tapfersten Männer, wenn sie keine Anführer haben!“ [1])

Am Tage darauf, am 13. November 1715, an einem Sonntag, wurde die Sache der Jakobiten in Schottland entschieden. Bei Dumblane, auf einer Ebene, die Sheriffmuir heißt, kam es zum Zusammenstoß zwischen Mar und Argyle. Die Hochländer schlugen sich glänzend. Der linke Flügel beider Armeen wurde geschlagen, der rechte siegte. Hätte man die unentschiedene Schlacht erneuert, so wären die Engländer vernichtet worden. Aber Mar zog sich nach Perth zurück, wo er wieder in seine Unthätigkeit verfiel. Jetzt verließen viele Clans seine Fahnen, theils um die Beute nach Hause zu bringen, theils weil sie keinen Erfolg mehr hofften. Mar begann mit Argyle zu unterhandeln, die Minister aber fühlten sich jetzt schon sicher und wollten den Aufstand mit der Wurzel ausrotten. Die 6000 Holländer waren schon auf dem Marsche nach Schottland. Sheriffmuir.

Indes war Jakob III. am 22. December in Peterhead gelandet. Am 6. Januar 1716 zog er an der Seite Mars, den er zum Herzog ernannte, in Dundy ein, am 8. Januar 1716 in Scone, dem alten Krönungsort der schottischen Könige. In einem Erlass berief er die Landstände ein, befahl die Aushebung aller wehrhaften Männer von sechzehn bis zu sechzig Jahren und bestimmte den 23. Januar zum Tage der Krönung. Die Schotten empfiengen ihren König mit Jubel und doch stellte sich rasch ein Gefühl gegenseitiger Enttäuschung ein. Sie hatten erwartet, dass er mit einem Heere, mit Kriegsbedarf und Waffen komme, — und er kam — allein. Er hatte ein Heer zu finden gehofft, Mar hatte ihm von 16.000 Mann geschrieben, die er beisammen habe, und er fand eine geringe Zahl. Die Hochländer hatten einen Helden erwartet, fanden aber einen blassen, milden, anmuthigen Mann, welchem die Kühnheit fehlte, die ein Wagnis gelingen macht. Jakob III. in Schottland.

„Ich sah ihn nie lächeln,“ schreibt einer der Rebellen, „sein Ansehen war immer gedrückt. Wenn er sich in uns täuschte, so täuschten wir uns zehnmal mehr in ihm. Einige sagten, dass die Umstände, in denen er uns gefunden, ihn niederdrückten. Ich sage, die Figur, die er spielte, drückte uns nieder. Hätte er uns bloß 5000 Mann guter Truppen geschickt und wäre nicht selbst gekommen, so hätten wir ganz andere Dinge verrichtet.“ [2]) Die Sache war verloren. Zum Unglück Jakobs kam sein Geldschiff in die Gewalt der Königlichen. Der zögernde Argyle wurde abberufen und Cadogan, einem der besten Officiere Marlboroughs, die Leitung anvertraut. Dieser brach rasch gegen die Aufständischen auf. Die Führer verloren den Muth, die Hochländer wollten sich schlagen. „Weshalb rieft ihr uns zu den Waffen? Damit wir davonlaufen sollen! Weshalb kam der König hieher? Um zu sehen, wie sein Volk vom Henker geschlachtet werde, ohne für sein Leben einen Schlag zu führen? Lasst uns wie Männer sterben, nicht wie Hunde.“ So die braven Schotten, aber die Führer verzagten. Jakob hatte den Muth, zu Ende des Aufstandes.

---

[1]) Mahon, History, chap. 5.
[2]) Ibid. chap. 6.

dulden, aber nicht zu wagen. Er wollte das Los der Armee theilen, aber seine Vertrauten sagten zu ihm, sie würden eher Begnadigung erlangen, wenn er nicht mehr im Lande sei. Das Geld, das er noch besaß, ließ er zur Vertheilung an die Armee zurück und ermächtigte zu Unterhandlungen mit dem Feind. In der Nacht vom 4. Februar 1716 entkam er mit Mar auf ein Schiff und landete nach sieben Tagen in Gravelingen. In Saint-Germain enthob er Bolingbroke seiner Stellung und beraubte sich damit der Dienste des fähigsten Mannes, gegen den man ihm wahrscheinlich Verdacht beigebracht hatte. Als Jakobs Mutter Bolingbroke bedeutete, sie wolle die Sache beilegen, antwortete dieser voll Unwillen: er sei jetzt ein freier Mann und eher solle sein Arm verdorren, eh er je wieder ihrem Sohne mit dem Schwert oder der Feder diene. Die Führer des Aufstandes entkamen meist nach Frankreich, die Gemeinen zogen sich in ihre Berge zurück. Der Aufstand war zu Ende.

Bolingbroke

Strafen.

Nun kam aber die Rache der siegreichen Regierung. Mehrere Officiere wurden als Ausreißer kurzweg erschossen; 500 gemeine Gefangene wurden deportiert, 6 Peers wurden nach London gebracht und zum Tode verurtheilt. Lord Nithisdale entkam in den Kleidern seiner Gattin, die für ihn im Gefängnis zurückblieb. Die Lords Derwentwater und Kenmure bestiegen am 24. Februar 1716 das Blutgerüst mit Muth und Festigkeit. Der erstere erklärte, er sterbe als Katholik und erkenne niemand, denn Jakob III., als seinen König; er habe ohne Selbstsucht durch sein Beispiel andere zur Pflicht führen wollen; er verzeihe den Ministern, den Hauptwerkzeugen seines Todes. Von Gemeinen wurden 22 in Lancashire und 4 in London gehenkt. Um ähnliche Vorgänge zu verhüten, wurden zur Verstärkung der protestantischen Interessen die Gesetze gegen die Katholiken verschärft. Selbst Lord Mahon äußert sich: „Das war in jenen Zeiten das große Heilmittel für jedes Übel.“

Septennialbill.

Wichtiger war, dass man das Gesetz von 1694 aufhob, welches drei Jahre für die Dauer eines Parlamentes ansetzte: es sollte fortan sieben Jahre dauern. Mit Recht bemerkte schon damals der Sprecher Onslow, das Siebenjährigkeitsgesetz sei der Anfang der Emancipation des Unterhauses — von seiner frühern Abhängigkeit von der Krone und vom Oberhaus. Lord Mahon bemerkt:[1]) „In der That konnte ein auf drei Jahre gewähltes Unterhaus nicht den Grad von Stabilität oder Zusammenhang haben, welcher ihm erlaubte, mit den Peers oder mit dem Könige erfolgreich zu wetteifern; durch die Furcht vor den nahen Wahlen gefesselt, konnte es selten die Macht entwickeln, oder den Ruf erlangen, welche nöthig sind, wenn man unabhängig sein will. Wir müssen auch bemerken, dass dieselbe kurze Dauer, welche, bei einer gewissen Stimmung des Volkes, das Unterhaus gegen den König und die Peers zu schwach macht, dasselbe, bei einer anderen Stimmung des Volkes, gegen eine heftige Demokratie zu schwach machen würde. In Verbindung mit einem System von Verpflichtungen und mit der Wahl dürftiger Abenteurer können dreijährige Wahlen die Würde der Volksvertretung gänzlich herabsetzen und sie in ein bloßes Werkzeug und Spielwerk der Volkslaune verwandeln.“ [1]) —

[1]) Mahon, History, I, chap. 6.

Dubois und Alberoni. Die Quadrupel-Allianz.

England und Frankreich, vor kurzem noch so erbitterte Feinde, giengen in ihrer Politik, während der Regentschaft, Hand in Hand miteinander. Der Urheber dieser merkwürdigen Wendung war der Lehrer, der Vertraute und später der allmächtige Minister des Regenten, Dubois.

Wilhelm Dubois ist geboren zu Brives la Gaillarde den 6. September 1656, als der Sohn eines armen Apothekers. Im zwölften Jahre kam er nach Paris in das College de Pompadour, wo er um eine Freistelle anhielt und zugleich der Diener des Directors dieser Anstalt wurde. Später wurde er Lehrer beim Sohne eines Kaufmanns, welcher hinwieder später sein Postillon wurde. Dann ward er Schreiblehrer beim Herzog von Chartres, der uns als Philipp von Orleans, jetzt als Regent Frankreichs schon bekannt ist. Er bildete den Geist seines Schülers, verdarb aber seinen Charakter und wurde so der Dämon des Hauses Orleans. In der Frühe sein Lehrer, war er abends sein Kuppler und besuchte mit ihm schlechte Häuser. Das sicherste Zeugnis hierüber liegt in der Warnung der Mutter des Regenten.[1] „Ich bitte dich, den Abt, diesen größten Schuft und Schelm auf Erden, nie zu gebrauchen" — und in mehreren Stellen ihrer Briefe: „Ich weiß von meinem Sohne selber, dass Dubois ihn eines Tages beim Eingang eines schlechten Hauses traf und lachend mit ihm hineingieng, statt ihn am Arme zu packen und nach Hause zu führen." — „Ich habe den Dubois anfangs gern gehabt, weil ich glaubte, er liebe meinen Sohn zärtlich und suche in allem nur sein Wohl und seinen Nutzen; aber als ich bemerkte, dass er ein treuloser Hund ist, der nur an seinen eigenen Vortheil denkt und nicht an die Ehre meines Sohnes, der ihn im Gegentheil ins ewige Verderben stürzt, indem er ihn den Ausschweifungen sich hingeben lässt, und dabei gar nicht dergleichen thut, als ob er's bemerke, da hat sich meine gute Meinung von ihm in Verachtung verwandelt." — „Wenn Dubois so viel Ehrgefühl und Religion hätte, als er Geist besitzt, so wäre er ein vortrefflicher Mensch; aber er glaubt nichts, er kümmert sich nicht um Anstand und nicht um Wahrheit. Er ist sehr unterrichtet, er hat auch meinen Sohn gut unterrichtet, ich wollte aber, er hätte ihn nie unterrichtet. Er gleicht einem jungen Fuchs, man sieht ihm die Falschheit an den Augen an." — Schüler und Lehrer wurden unzertrennlich. Jener begleitete diesen auch in die Feldzüge und selbst Luxemburg gestand bei Steinkirchen: „Dieser Mensch geht ins Feuer, wie ein Grenadier." Ludwig XIV. gab ihm die Abtei Saint-Juste zum Lohn dafür, dass er Orleans bewog, seine und der Montespan Tochter, die Mademoiselle de Blois, zur Gattin zu nehmen. Die Mutter warnte ihn vor dieser Verbindung, welche sie tief unter ihrer Ehre hielt, und als der Sohn trotzdem zusagte, gab sie ihm im aufwallenden Zorne vor dem Hof eine schallende Ohrfeige. Wegen seiner Gewandtheit gab der König Dubois dem Tallard bei, als er diesen als Unterhändler nach London sandte. In kurzer Zeit hatte Dubois sich der Verhandlungen so bemächtigt, dass Tallard seine Abberufung verlangte. Mit seinem Schüler zog er nach Italien, nur die Orsini war schuld, dass er mit ihm nicht auch nach Spanien kam.

Dubois

Lehrer Orleans'.

Die Mutter warnt vergebens.

---

[1] Saint-Simon, Mém., XIV. — Seine Briefe und Denkwürdigkeiten gab Sévelinges, Paris 1814, heraus.

Staatsrath. Unter der Regentschaft ward Dubois zuerst Staatsrath, wobei ihm aber sein Schüler sagte: „Ich bitte dich, mein lieber Abbé, sei jetzt ein wenig anständiger und ehrlicher." Man konnte sich keinen größeren Heuchler und Lügner denken, selbst wenn er auf der That ertappt wurde. Die Gefahr lag in seiner Begabung. Lémontey[1]) sagt von ihm: „Orleans liebte in Dubois den Geist der Wissenschaft, den originellen Witz, die riesige Kenntnis der Literatur und die schimpflichen Gefälligkeiten. Dubois stand hinter den Großen zurück, was seinen Ursprung anbelangt, er war ihnen gleich in seinen Sitten, er überragte sie an Kraft des Urtheils und an Beharrlichkeit in seinen Ansichten. Entgegen dem sonstigen Gange des Schicksals, hielten ihn seine Laster tief unten und erhoben ihn seine Talente hoch hinauf." — Kaum war er Staatsrath, so wollte Dubois Erzbischof werden. Er erzählte eines Tags dem Regenten, es habe ihm geträumt, er Erzbischof. sei Erzbischof von Cambray. „Was, du Schurke, wer wird denn niederträchtig genug sein, dich zu weihen!" rief Orleans. „O wenn kein anderes Hindernis da ist, es ist einer im Vorzimmer, der mich weiht." Er meinte den Bischof von Nantes, der niederträchtig genug war, am 9. Juni 1720 alle Weihen auf dieses verruchte Haupt auszugießen, denn Dubois trug bisher nur die Tonsur. Solche dämonische Macht hatte der Lehrer über den Schüler, dass dieser seinem Wunsch willfahrte, zumal Georg I. Fürbitte für ihn einlegte. Und Dubois wurde in der That Erzbischof von Cambray, wo vor kurzem noch die Tugenden Fénelons geglänzt hatten. Und jetzt zielte sein Ehrgeiz noch höher: nach der Würde eines Cardinal. Cardinals und ersten Ministers. Konnte Caligula sein Ross zum Consul ernennen, sagt ein Vers aus jener Zeit, warum soll man nicht aus einem Kuppler und Schulfuchs einen Minister und Cardinal machen können. Dubois hatte in London wichtige Verbindungen geschlossen und war namentlich mit Stanhope vertraut geworden, und diese benutzte er jetzt, um die Quadrupel-Allianz zu bilden.

Karl VI. und Philipp V. Die Quadrupel-Allianz galt der Eindämmung spanischer Vergrößerungspläne. Philipp V. und Karl VI. anerkannten in ihrem Herzen allein den Vertrag von Utrecht nicht von allen Mächten, die am spanischen Erbfolgekrieg betheiligt waren. Für Philipp war Kaiser Karl VI. nur ein Erzherzog und jener für diesen nur der Herzog von Anjou. Karl VI. nannte einen Sohn, der ihm 1716 geboren ward, Prinz von Asturien, und Philipp V. träumte nur von Wiederherstellung des spanischen Reiches in seiner alten Größe. Philipp hatte von Ludwig XIV. nur den Stolz geerbt, sonst war er träg, unentschlossen, schweigsam, ohne Freude an der Arbeit, unfähig zu einer Anstrengung, ohne Sinn für Lectüre oder edlere Unterhaltung. Er sah fast niemanden und gab sich mit Leidenschaft nur der Jagd hin. Beinahe neun Monate des Jahres brachte er seine Tage nur mit der Jagd zu. Er war ein Sclave seiner beiden Weiber.

Saint-Simon, der ihn im Jahre 1721 wieder sah, sagt von ihm:[2]) „Früher war sein Gesicht nichtssagend, aber jetzt lag noch viel weniger darin, als da er Frankreich verließ; es war lang geworden und verändert. Der Mann war gebückt, kleiner, das Kinn weit vorgeschoben, die Brust eingezogen, die Worte

[1]) Lemontey, Histoire de la Régence. Paris 1832. Chap. 4, p. 100.
[2]) Saint-Simon, l. c. XIX, p. 42.

waren gezogen, der Ton dumm, dass ich davon bestürzt wurde. Ein ganz gewöhnliches Kleid, ohne irgend eine Vergoldung, von braunem Tuch, wegen der Jagd, wohin er gerade gehen wollte, trug weder dazu bei, seine Miene, noch seine Haltung zu heben.“ Philipp V. war nicht glücklich in Spanien, sein Herz hieng an den Erinnerungen seiner Jugend, an Versailles. Bei der Nachricht vom Tode Ludwigs XIV. wollte er nach Paris ziehen, um die Regentschaft anzusprechen und König zu werden, sobald Ludwig XV. sterbe, denn niemand glaubte an eine lange Lebensdauer des Kindes. Mit Mühe hielten ihn[1]) seine Minister ab, denn die Vertragsmächte von Utrecht hätten sich sogleich gegen ihn erhoben. Philipp V. dachte nicht daran, ob Spanien Macht genug habe und welche Leiden ein neuer Krieg über seine Unterthanen bringe. Philipp V.

Philipps Kriegslust stachelte namentlich seine zweite Gemahlin Elisabeth von Parma. Nach dem Tode (14. Februar 1714) der ersten Königin, Maria Luise von Savoyen, soll sich die Orsini, welche mit ihrem überlegenen Geist bisher das Königspaar gelenkt und mit sicherem Blick zu einer nationalspanischen Richtung gedrängt hatte, einige Zeit mit der Hoffnung getragen haben, die Maintenon von Spanien zu werden. Furcht vor Vergiftung, wahrscheinlicher noch die steigende Abneigung Philipps gegen sie, vereitelte diese Hoffnung. Aber sie entschied über die Wahl — „Suchen Sie mir eine Frau!“ sagte Philipp V. zu ihr — und in ihrer Täuschung legte Alberoni den Grund zu seiner Macht. Elisabeth von Parma.

Julius Alberoni[2]) ist der Sohn eines Gärtners in der Nähe von Piacenza, geboren den 31. Mai 1664. Er musste seinem Vater helfen, lernte erst im vierzehnten Jahre lesen und wurde Kirchendiener in Piacenza. Dort besuchte er die Schule der Barnabiten und bewies hier reiche Befähigung und hohe Lernbegier. Seine Kenntnisse waren ausgebreitet, sein Geist lebhaft und kühn, sein Benehmen gefällig, seine Gewandtheit groß. Der Vicelegat von Ravenna, welcher Bischof von Piacenza war, lernte ihn hier kennen und brachte ihn nach Rom, wo er sich der französischen Sprache vollkommen bemächtigte. Diese Sprachkenntnis legte den Grund zu seinem Glück. Während des spanischen Erbfolgekrieges gebrauchte ihn sein Bischof als Dolmetscher im Verkehre mit dem Herzog von Vendôme. Der Bischof war empört über die Unsitte Vendômes. Alberoni, der fortan für ihn die Unterhandlungen führte, gewann den Herzog sogleich durch einen derben Witz und durch sprudelnde Laune, wie durch seine Kunst, parmesanische Kässuppe zu kochen. Vendôme nahm Alberoni als Kaplan und Secretär in seine Dienste. Die Gestalt des Mannes war nicht weniger seltsam als sein Geist: auf einem kleinen, runden Körper saß ein übermäßig großer Kopf mit einem ungewöhnlich breiten Gesicht. Sobald er aber ins Gespräch kam, vergaß man seine groteske Gestalt und war entzückt über den Reichthum seines Geistes, über die Eleganz seines Ausdrucks und die Anmuth seiner Stimme. Von Natur hatte Alberoni Hang zum Genießen und zur Trägheit, dennoch arbeitete er sechzehn Stunden des Tages und, als er auf der Höhe seiner Macht stand, war seine Tafel einfach, wie die eines Asceten. Mit Vendôme kam Alberoni nach Spanien, Alberoni.

[1]) Coxe, L'Espagne sous les Bourbons, II, chap. 25.
[2]) Rousset, La Vie d'Albéroni, La Haye 1719.

der berühmte Feldherr starb in seinen Armen, 11. Juni 1712. Der Herzog von Parma ernannte Alberoni zu seinem Gesandten in Spanien und erhob ihn in den Grafenstand. Aus Dankbarkeit schlug er der Orsini, als diese in Verlegenheit war wegen der Wahl einer Prinzessin für Philipp V., die Elisabeth Farnese von Parma vor. Eine Portugiesin oder eine Französin hätte sich schwer von der Orsini leiten lassen. Alberoni sagte ihr nun, die Tochter des Herzogs Odoardo von Parma sei ohne Ehrgeiz, lenksam, kenne die Welt nicht, sei fromm und einfach, nähre sich nur von Butter und Käse, sie könne nichts als stricken, nähen und sticken. Elisabeth war aber im Gegentheil kühn, stolz, sorgfältig erzogen, lebendigen Geistes, ehrgeizig und herrschsüchtig. Friedrich II.[1]) nennt sie in der Geschichte seiner Zeit stolz wie ein Spartaner, hartnäckig wie ein Engländer, schlau wie ein Italiener und lebhaft wie ein Franzose. Alberonis Schilderung gefiel der Orsini, denn sie hoffte die allmächtige Camarera mayor einer lenksamen Königin und eigentliche Regentin Spaniens zu bleiben.[2]) Sie begann schon am 30. August 1714 Unterhandlungen, befahl aber plötzlich abzubrechen, als sie von der Herrschsucht der Prinzessin hörte. Alberoni aber vermochte durch Drohung den Eilboten, sich einen Tag versteckt zu halten, und indes kam die Heirat per procurationem zum Abschluss, 17. September 1714. Philipp gieng seiner Braut bis Xadraque entgegen, die Orsini bis Guadalaxara, Alberoni aber noch weiter, bis Pampelona. Dort wurde das Spiel, das sich nun entwickelte, verabredet. Als die Orsini mit dem Ausdruck des Selbstgefühls die neue Königin, welcher sie die Krone verschafft, begrüßte, übergoss diese jene mit Ausdrücken des Zornes und der Entrüstung und befahl einem Officier, sie von diesem rasenden Weib zu befreien. Die Orsini ward ohnmächtig; leicht bekleidet, wie sie war, ohne Bequemlichkeit, wurde sie in einen Wagen geworfen und über die spanische Grenze gebracht. Ludwig XIV., der vielleicht im Einverständnis war, diese Gegnerin einer französischen Politik in Spanien zu entfernen, empfieng sie kalt, aber mit Achtung und wies ihr einen Gehalt von 40.000 Livres an. Die Orsini starb in Rom 1722 achtzig Jahre alt, aber noch immer frisch und lebendigen Geistes.[3])

Die Orsini — *fortgejagt*

Macht der Königin. Europa staunte über diese Behandlung. Philipp V. soll nicht gewagt haben, seine Braut nach dem Grund zu fragen, und in kurzer Zeit hatte Elisabeth die volle Herrschaft über ihn gewonnen. Sie besaß Anmuth; obschon ihr Gesicht stark blatternarbig war, hatte es doch einen Ausdruck von Güte und von Hoheit; sie sprach sehr fein das Französische. Ihre Herrschsucht wusste sie wohl zu verbergen unter dem Schein der Hingebung; sie verließ ihren Mann nicht bei Tag oder Nacht; bei der Arbeit, bei Audienzen, beim Gebet war sie an seiner Seite; sie widersprach ihm nie, sie schien leidenschaftlich für die Jagd wie er eingenommen, sie rühmte die Vorzüge seiner Persönlichkeit, sie schmeichelte seinem Ehrgeiz, sie schien nur für ihn zu leben. Als sie ihm, 20. October 1716, einen Sohn, Don Carlos, schenkte, sprach sie nur davon, dass dieser einst König von Frankreich werden müsse, während der Sohn erster Ehe König von Spanien bleiben könne. Aber auch für spätere Söhne wollte sie ein Stücklein Brot, d. h. Fürstenthümer, erwerben. Die Medici waren dem Aussterben nahe. Odoardo von Parma hatte keinen Sohn. Elisabeth meinte, auf beide Fürstenthümer gerechte Erbansprüche zu haben, obschon die italienischen Fürstenthümer nur nach der Schwert- und nie nach der Kunkelseite vererbt wurden.

[1]) Histoire de mon temps.
[2]) Combes, La Princesse des Ursins, Paris 1858.
[3]) Ihre merkwürdigen Briefe erschienen in Paris 1858: Lettres inédites.

Die Mittel für ihre Pläne verschaffte Alberoni, der, die Abneigung der Spanier gegen Fremde wohl kennend, anfangs andere Minister sein ließ, obschon er allein alles leitete. Rasch hob sich Spanien unter seiner Waltung: „Behalten Euer Majestät nur vier Jahre Frieden, so mache ich Sie zum mächtigsten Monarchen von Europa.“ Ordnung und Sparsamkeit kamen wieder in die Finanzen, Kriegszucht in die Armee. Bald hatte Spanien wieder eine Flotte. „Früher“, so bemerkt der englische Gesandte[1]) in Madrid, „waren die italienischen und flandrischen Besitzungen eine große Last; statt Vortheile zu bringen, mussten sie aus den Hilfsquellen Indiens und beider Castilien erhalten werden, während gegenwärtig diese Ausgaben enden. Die beiden Castilien zahlen mehr denn je, während der König aus Aragon und Catalonien, welche früher wenig oder gar nichts entrichteten, beträchtliche Hilfsquellen zieht. In der That betragen seine Einkünfte den dritten Theil mehr, als bei einem seiner Vorgänger, und seine Ausgaben sind auf die Hälfte gesunken, so dass er mit ein wenig Ordnung bald ein nützlicher Verbündeter sein wird.“ In der That wünschte Alberoni anfangs mit England Hand in Hand zu gehen; er gewährte 1715 den britischen Unterthanen dieselben Handelsvortheile, die sie unter habsburgischen Königen besaßen; er versprach, dass sie keine höhern Zölle, als die Spanier selber bezahlen sollten. Spanien hielt sich fern von einer Unterstützung des schottischen Aufstands. Stanhope, der während des Erbfolgekrieges in Spanien mit Alberoni vertraut worden war, beglückwünschte sein Emporkommen und prophezeite eine günstige Verbindung der beiden Höfe. Alberoni sagte einmal zu einem Engländer: „Zuerst blickt der König, mein Herr, auf Gott und dann auf Ihren Herrscher.“ Derselbe Engländer berichtete an seine Regierung: „Die unumschränkte Herrschaft über Spanien wird demjenigen gehören, welcher dem Sohn der Königin am meisten bietet.“ Alberoni äußerte aber damals einem Franzosen im Vertrauen: „Wenn die Königin, die den Teufel im Leib hat, einen guten General findet, wird sie ganz Europa in Verwirrung stürzen. Es ist ihr leicht, ihren Mann zu beherrschen, der, nachdem er mit schüchterner Stimme gesagt hat: ‚Ich muss Herr sein, ich‘, immer damit endet, dass er ihr gehorcht, der in seiner Nähe immer nur ein Weib oder einen Betschemel haben muss.“

Alberonis Waltung. — Er nähert sich England.

Auf einmal trat aber eine Wendung in der spanischen Politik ein. Der Minister fühlte sich verletzt durch das Schutz- und Trutzbündnis, welches Georg I. von England mit dem Kaiser 1717 geschlossen hatte. Hass gegen Österreich war die Leidenschaft Alberonis und der Königin. In dem Bündnis garantierten sich aber Georg I. und Karl VI. den Besitz ihrer Staaten und der Gebiete, die sie in Übereinstimmung noch erwerben könnten. Noch mehr schmerzte aber die Nachricht der Annäherung Englands an Frankreich. Dubois

Wendung.

[1]) Mitgetheilt von Mahon, History, chap. 8.

war Alberoni zuvorgekommen. Der Regent und Dubois glaubten ebensogut als Philipp V., dass es mit dem Kinde Ludwig XV. bald zu Ende gehen werde. Längst hatte Philipp V. auf sein Geburtsrecht verzichtet, und dann war Orleans, wenn der Königsknabe starb, rechtmäßiger Erbe des französischen Thrones. So standen sich also Orleans und Philipp in ihren Hoffnungen gegenüber, und arbeiteten also Alberoni und Dubois gegen einander. Orleans war überzeugt, dass England die Vereinigung Frankreichs und Spaniens nie zugeben könne, und rechnete daher sicher auf einen Bund mit Georg I. England war verletzt durch die Mardykefrage. Frankreich hatte nämlich im Frieden von Utrecht sich verpflichtet, den Hafen von Dünkirchen zu schleifen, hatte dies auch gethan, aber auch zugleich einen neuen Hafen bei Mardyke gegründet. Die Engländer meinten nun, der Vertrag sei umgangen. Orleans wollte nachgeben, um England zu gewinnen, und sandte den gewandten Dubois, der unter dem Vorwand, Bücher und Gemälde zu kaufen, zuerst im Haag, dann in Hannover mit Stanhope und mit Georg I. verhandelte und auch sein Ziel erreichte. Frankreich gab nach in der Mardykefrage. Es versprach, Jakob III., der damals in Avignon war, zu zwingen, sich nach Italien zu begeben; es versprach, keinem Feinde eines Königs von England Hilfe oder Zuflucht zu gewähren; es befreite Holland von dem Zoll von vier Sous bei eingeführten Waren; es gab den Generalstaaten den Titel „hochmögende“,[1] denen es ihnen bisher verweigerte; es duldete, dass der König von England sich König von Frankreich nannte und Ludwig XV. nur den Titel allerchristlichster König gab. Dafür versprach England, die Vereinigung der Kronen Frankreichs und Spaniens auf einem Haupt zu verhindern, mit andern Worten, für das Recht des Herzogs von Orleans auf den Thron nach dem bald voraus-zusehenden Tode Ludwigs XV. einzustehen. Am 28. November 1716 wurde dieser Vertrag in Hannover unterzeichnet; als Holland am 14. Januar 1717 ihm beitrat, bekam er den Namen Triple-Allianz.[2]

(Randnotizen: Frankreich. — Dubois. — Triple-Allianz.)

Alberoni. Gern hätte Alberoni noch länger Frieden gehalten, um seine Rüstungen zu vollenden, allein Österreich war damals in den türkisch-venetianischen Krieg verwickelt und dies gab Hoffnung: Spanien rüstete. Alberoni versprach dem Papst Clemens XI., 8000 Spanier auf einer Flotte zur Vertheidigung der Christenheit in das adriatische Meer zu senden. Damit bemäntelte er seine Rüstungen und erlangte vom Papst den Cardinalshut und mit diesem wollte er sich gegen die Eifersucht der Spanier decken. Aus Ärger über Georg I. ließ er jetzt die englischen Kaufleute plagen, statt den angebotenen Handelsvertrag auszuführen. Damals ließ England die Zurückgabe von Gibraltar, das nur viel Geld koste, unter der Hand anbieten, gegen Durchführung des Handelsvertrages.[3] Alberoni wies es aber schnell zurück. Die Kriegslust des spanischen Hofs kam zum Ausbruch, als Don

[1]) Hautes Puissances.
[2]) Dumont, Corps diplomatique, VII.
[3]) Mahon, l. c. chap. 8.

Joseph Molines, damals Gesandter beim Papst und General-Inquisitor in Spanien, auf der Rückkehr von Rom in seine Heimat, in Mailand verhaftet und seiner Papiere beraubt wurde. Österreich hatte nämlich Andeutungen von den Plänen Spaniens erhalten und wünschte dahinter zu kommen, und Molines war ohne einen österreichischen Pass durch österreichisches Gebiet gereist. Jetzt verlangte der König und die Großen Rache für diese Beschimpfung. Alberoni hätte gern den Krieg verschoben, allein es war unmöglich, gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen. Da er ihn nicht hemmen konnte, so betrieb der Minister jetzt den Krieg mit allem Eifer. Molines.

Zwölf Kriegsschiffe mit 8600 Mann verließen am 20. August 1717 den Hafen von Barcelona. Ihr Ziel war zunächst die Insel Sardinien, die damals dem Kaiser gehörte, ein schlecht bebautes, ungesundes Gebiet von einem halb wilden Volke bewohnt. Der erste Angriff galt Cagliari, das von einer wenig zahlreichen, aber tapfern Besatzung von Spaniern der österreichischen Partei vertheidigt wurde. Am 30. September 1717 musste es sich ergeben. Dann giengs zur Belagerung von Alghero und Castel Sardo, von welchem der Engländer Smith sagte, es fehle ihm den ganzen Sommer an Wasser, den ganzen Winter an Feuer und das ganze Jahr hindurch an der Gnade Gottes. Damit war Sardinien für den Kaiser verloren, aber für den König von Spanien wenig gewonnen. Lede, so hieß der spanische Anführer, ließ 3000 Mann Besatzung auf der Insel zurück und fuhr mit dem stark gelichteten Rest heim nach Barcelona. Den Winter 1717/18 über wurde verhandelt. Eroberung Sardiniens.

Die Mächte des Dreibundes machten dem Kaiser und Philipp V. das Angebot, der Kaiser solle allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie und Philipp allen Ansprüchen auf die italienischen Provinzen entsagen; der Kaiser solle für Sardinien Sicilien und der König von Spanien die Erbfolge in Parma und für seinen Sohn Don Carlos die Anwartschaft auf Toscana erhalten. Alberoni wollte, Victor Amadeus solle für den Verlust, den man ihm zumuthe, durch Abtretung mailändischer Gebiete entschädigt werden, Sardinien und Sicilien sollte aber für immer der Krone Spanien bleiben; der Kaiser habe sich in die Erbfolge von Toscana und Parma nicht einzumischen, er solle alle Ansprüche auf Reichslehen in Italien aufgeben. Karl VI. wies diese Angebote mit Entrüstung zurück. Orleans ließ in Wien anbieten, der Kaiser möge auf Spanien Verzicht leisten und dadurch Philipp V. jeden Anspruch auf etwaige Nachfolge in Frankreich benehmen und ihm, dem Herzog von Orleans, die Thronfolge in Frankreich gewährleisten: dann wolle Frankreich für Ausschließung Spaniens aus allen italienischen Besitzungen und für das Recht des Kaisers an Toscana und Parma einstehen. Es kam jedoch zu keinem Abschluss. Verhandlungen.

Beide Theile rüsteten, Alberoni mit seltenem und umsichtigem Eifer. Zugleich suchte er seinen Gegnern überall Feinde zu erwecken; er ermuthigte die Türken, den Krieg fortzusetzen; er stachelte Rakoczy zur Fehde an, er verband sich mit Görtz, dem Minister Karls XII., er suchte Unruhen in Frankreich hervorzurufen. England warnte vergebens. Alberoni drohte, der König, sein Herr, lasse Alberoni.

sich nicht wie ein König von Gips behandeln, die Hand Gottes sei nicht kürzer geworden, den Vertrag von Utrecht habe der Teufel gestiftet. Ende Juni 1718 verließ die spanische Flotte Barcelona mit 35.000 Mann. Wohin dieser Blitz sich entladen werde, war ein Geheimnis, selbst der Befehlshaber der Flotte wusste es noch nicht, seine versiegelten Befehle durfte er erst auf dem Meere eröffnen.

Sicilien. Das Ziel war Sicilien. Am 1. Juli 1718 ward in der Bucht von Solanto gelandet, vier Stunden von Palermo. Sicilien gehörte seit dem Vertrag von Utrecht Savoyen, die Regierung wusste sich aber auf der Insel nicht beliebt zu machen. Die Sicilianer waren für die Spanier. Bald waren diese im Besitze Palermos. Die Piemontesen waren in geringer Anzahl und Alberoni hielt sich des Besitzes von Sicilien sicher, denn die Mächte des Dreibunds hatten wohl den Kaiser und Spanien, aber nicht Savoyen in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen. Die Siegesnachrichten hoben die Stimmung in Madrid, so dass Alberoni, als ihm der englische Gesandte Stanhope mit Krieg drohte und ein Verzeichnis der englischen Schiffe überreichte, die zu diesem Zwecke schon im Mittelmeere seien, das Papier in Stücke riss und es mit Füßen trat: solang der Kaiser Herr von Sicilien sei, werde ganz Italien der Sclave der Deutschen werden und von allen europäischen Mächten nicht befreit werden können. Die Franzosen sollten sich nur in die Lombardei wagen, sie sei schon lang der Kirchhof der Franzosen. Vertraulich aber klagte er über die Hartnäckigkeit des Königs von Spanien, der Besitzungen in Italien wolle, und es ist nicht ohne Anschein von Grund behauptet worden,[1] Alberoni habe als Italiener eigentlich die Befreiung Italiens von fremder Herrschaft angestrebt, darum habe er den Piemontesen durch das Mailändische verstärken wollen; die spanischen Prinzen, die er auf den Thron des Königreichs beider Sicilien, Parma und Toscana bringen wollte, würden in kurzer Zeit vollständig Italiener werden. Alberoni gab unentschiedene Antwort, rüstete aber entschossen zum Kriege.

Doch die Engländer machten Ernst mit ihren Drohungen, seit sie einmal des Kaisers sicher waren. Orleans hatte durch seinen Gesandten St.-Aignan die Gegner Alberonis in Madrid vereinigt und dabei zeigte sich, dass Philipp V. wenig Freunde unter den Großen hatte. Der Herzog von Veraguas sandte damals eine Denkschrift nach Paris, in der es unter anderem heißt: „Von zwei Dingen eines, entweder kann der König die Leitung der Geschäfte nicht mehr führen, oder er steht unter der Herrschaft Alberonis und der Italienerin. Im letzten Falle muss man ihn von seiner Sclaverei befreien, und die Regierung in die Hände derjenigen bringen, welche ein Recht haben, das Steuer in die Hand zu nehmen, wenn der König selbst nicht regiert."[2] Philipp war nämlich damals krank und man glaubte nicht mehr an seine Wiederherstellung. Dubois aber brachte die Dinge in London zum Abschluss, wo er Georg I. so zu gewinnen verstand, dass er insgeheim eine Anweisung auf 40.000 Pfund jährlich erhielt.

Quadrupel-Allianz. Hier vertrug man sich zu vier Beschlüssen, denen der Kaiser beitreten sollte: 1. Der Kaiser entsagt seinen Ansprüchen an Spanien und Indien und überlässt Sardinien an den Herzog von Savoyen, wofür er Sicilien erhält, das mit dem Königreich Neapel vereinigt werden soll. 2. Parma und

[1] Sismondi, Hist. des Français, vol. XXVII, p. 434—435.
[2] Ibid. vol. XXVII, p. 318.

Toscana sind als Reichslehen zu betrachten und können nur unter dieser Bedingung nach dem Tode ihrer jetzigen Besitzer an die Kinder der Königin von Spanien kommen; bis dahin sollen Schweizer die Besatzung darin bilden. 3. Holland und Savoyen können diesem Vertrage beitreten und der Kaiser verspricht Spanien an Savoyen, insofern das Haus Philipps V. ausstirbt. 4. Wenn der König von Spanien sich weigert, denselben anzunehmen, sollen ihn die Verbündeten in kurzer Zeit dazu zwingen. Dies ist der Inhalt des Vierbundes oder der Quadrupel-Allianz. Sie war ein Stich in das Herz Alberonis, ein hoher Vortheil für Österreich, es war Hauptmacht in Italien. Ludwig XIV. hatte bei der Annahme des Testamentes Karls II. erklärt, es gebe keine Pyrenäen mehr. Durch diesen Vertrag entstanden die Pyrenäen wieder zwischen Frankreich und Spanien, d. h. während Frankreich Ströme von Blut vergossen, um Spanien mit sich zu vereinigen, trat es jetzt feindselig gegen Spanien auf. Im Staatsrath des Regenten erhoben sich denn auch gewichtige Stimmen gegen diesen Vertrag, allein Dubois unterzeichnete ihn am 2. August 1718 und, während Alberoni zu den verzweifeltsten Mitteln griff, um den Vierbund zu lähmen, nahmen die Dinge ihren raschen Verlauf. Es gibt doch wieder Pyrenäen.

Zunächst ward gekämpft in Sicilien. Das Volk erhob sich für die Spanier, welche im Juni 1718 die Belagerung von Messina begannen. Aber schon ankerten die Schiffe Englands in der Bai von Neapel. Der englische Admiral Byng bot dem Admiral Lede, dem Anführer der Spanier, einen zweimonatlichen Waffenstillstand an. Als dieser ihn höflich ablehnte, gieng Byng am 11. August auf die spanische Flotte bei Passaro los. Die Spanier waren schwächer an Zahl der Schiffe wie an Tüchtigkeit der Seeleute, ihre Soldaten schlugen sich jedoch mit hohem Muth. Ihre Flotte wurde vernichtet, nur zehn Schiffe fanden Schutz in La Valette. Die Nachricht machte tiefen Eindruck auf Alberoni; unter Trommelschlag wurde in Madrid verboten, von der Niederlage der Flotte zu reden. Philipp V. und sein Minister überboten sich an Ausdrücken der Entrüstung über das Verfahren der Engländer und der Entschlossenheit zum Kampfe. Seeschlacht bei Passaro.

Alberoni versuchte Holland vom Beitritt abzuhalten. Er stellte dem Herzog von Savoyen den Zug nach Sicilien nur als Vorsichtsmaßregel hin, um ihm als rechtmäßigem Eigenthümer die Insel zu bewahren. Er unterstützte den schwedischen Minister Görtz mit einer Million Thaler. Schweden und Russland sollten Frieden schließen und ihre Kräfte gegen England richten. Einen Hauptschlag gedachte er in Frankreich selber zu führen. Dort hatte der Regent viele Gegner. An ihrer Spitze stand der Herzog von Maine oder vielmehr, da er ein furchtsamer und schwacher Mann war, seine muthige und ränkevolle Gattin, die Enkelin des großen Condé: sie stand im Bunde mit dem spanischen Gesandten in Paris, mit dem Fürsten von Cellamare.[1] Alberonis Pläne gegen Frankreich.

[1]) Mémoires de Madame de Staal-Delaunay. Edit. Michaud, X.

Der Plan war, den Herzog von Orleans bei einer Ausfahrt in der Nähe von Paris insgeheim gefangen zu nehmen, und in einem Wagen nach Spanien zu bringen, die Generalstaaten zu versammeln, den König von Spanien, den nächsten Blutsverwandten, als rechtmäßigen Regenten auszurufen und den Herzog von Maine zu seinem Stellvertreter zu ernennen.

Verschwörung Cellamares. Schon waren die Proclamationen abgefasst und sammelten sich bewaffnete Banden an der Somme. Allein Dubois war ein schlauer Kopf, wachsam und thätig. Er ahnte derartige Pläne, er ließ seine Gegner schärfer beobachten und bald kam er in den Besitz von Beweisen. Die Verschworenen waren unvorsichtig. Eine Dirne, die im Solde der Regierung stand, entlockte dem Secretär des Gesandten das Geheimnis. Ein Eilbote Cellamares, der seinen Bericht über den Gang der Bewegung nach Madrid bringen sollte, wurde in Poitiers verhaftet und seiner Papiere beraubt. Jetzt beschloss der Regent, Cellamare zu verhaften. Der Herzog von Maine ward in ein Schloss der Picardie gebracht, die Herzogin nach Dijon. Auch andere Häupter wurden verhaftet oder verbannt und Cellamare an die spanische Grenze geführt.

Bruch in Madrid. Indes war es auch in Madrid zum Bruche zwischen dem französischen Gesandten und dem spanischen Minister gekommen. Saint-Aignan fürchtete Verhaftung und entkam unter Verkleidung. Alberoni wusste noch nichts von der Verhaftung Cellamares, schrieb ihm aber, er solle aus Paris abreisen, nachdem er zuvor Feuer an alle Minen gelegt habe. Dieser Brief gelangte in die Hände der französischen Regierung und nun kam es zum offenen Bruch. Am 25. December 1718 erließ Philipp einen Aufruf an alle Franzosen, sich gegen den Regenten zu erheben. Der Regent antwortete am 7. Januar 1719 mit einer Kriegserklärung. England hatte eine solche schon am 27. December erlassen. Spanien ward in diesen Manifesten angeklagt, den Vertrag von Utrecht und Baden gebrochen und Anlass zu einem Krieg gegeben zu haben, der ebenso blutig werden könne, wie der spanische Erbfolgekrieg. Da man nicht sicher sei, dass der Minister des Königs von Spanien seinen Ehrgeiz beschränke, und da es ungerecht sei, dass die Ruhe Europas von seinen geheimen Absichten abhänge, so hätten die Könige von Frankreich und England sich verbunden, den Fürsten, der die Ruhe störe, zum Frieden zu zwingen. Philipp V. lud in seiner Kriegserklärung die französischen Soldaten ein, ihn als den Enkel Ludwigs XIV. anzuerkennen, als den Beschützer ihres jungen Königs, als den, dem die Regentschaft von rechtswegen gebüre, wenn er auch zu Gunsten des Friedens auf die Krone von Frankreich verzichtet habe. Am 26. April 1719 brach Philipp in der That von Madrid auf, um sich an die Spitze der Armee zu stellen. Ohne Ahnung von der Umwandlung der Stimmung bei den Franzosen hinsichtlich ihres Königshauses, glaubte er in der That, die französischen Soldaten würden zu ihm überlaufen, sobald sie den Enkel Ludwigs XIV. in ihm erblickten, und Alberoni musste ihn einige Zeit im Gebirg irreführen lassen, nur damit Philipp seinen Plan nicht verwirkliche.

Kriegserklärungen. (margin note beside "zu erheben ... erklärung")

Philipp V. kriegslustig. (margin note beside "zum Frieden zu zwingen")

Alberoni ließ nun alle Minen springen: Karl XII. konnte nicht mehr nach Schottland ziehen, um dort einen Aufstand zu erregen, er lag um diese Zeit schon in der Gruft seiner Väter. Alberoni beschloss nun, den Prätendenten selber an die Spitze eines Zuges nach Schottland zu stellen; er lud ihn deshalb nach Madrid ein, und ließ für ihn zu gleicher Zeit ein Geschwader in Cadix ausrüsten. Jakob III. Jakob III., der sich bald in Rom, bald in Urbino aufhielt, seitdem er Frankreich hatte verlassen müssen, brach in der Stille sogleich auf, entkam den

Aufpassern, die überall auf ihn fahndeten, landete anfangs März 1719 in Rosas und wurde in Madrid empfangen als König von England. Das Geschwader gegen England bestand aus 5 Kriegsschiffen und 20 Frachtschiffen mit 5000 Soldaten, meist Irländern, und Waffen für 30.000 Mann. Ormond übernahm mit dem Titel eines Generalcapitäns des Königs von Spanien den Oberbefehl. Philipp V. versprach allen Engländern, die sich für die gerechte Sache ihres Königs erheben würden, im Falle des Misslingens sicheren Rückzug auf sein Gebiet, und allen Land- und See-Officieren, die zur Sache des wahren Königs übergiengen, Aufnahme in die spanische Armee mit demselben Rang, den sie in Großbritannien bekleideten. Die englische Regierung dagegen machte sich auf einen ernsten Kampf im Lande gefasst, die beiden Häuser versprachen dem König jegliche Unterstützung und setzten einen Preis von 10.000 Pfund auf den Kopf Ormonds. Sechs Bataillone Österreicher kamen aus Belgien und 2000 Holländer zur Hilfe nach England.[1]) Die Flotte setzte sich in Bereitschaft, die feindlichen Schiffe zu empfangen. (in Madrid.) (Geschwader gegen Schottland.)

Sie kamen aber nicht. Ein furchtbarer Sturm überfiel die Flotte des Prätendenten beim Cap Finisterre. Die Schiffe wurden in alle Richtungen zerschlagen und kehrten als elende Wracks in wenigen Tagen in den Hafen zurück. Nur zwei Fregatten erreichten Schottland. 300 Spanier setzten unter dem Grafen Marishall, Seaforth und dem Marquis von Tullibardine, am 16. April zu Kintail in Rosshire ans Land.[2]) Einige Hundert Hochländer erhoben sich für sie, aber vergebens harrten sie auf die Ankunft der andern Schiffe, und jetzt waren sie verloren. General Wightman griff sie am 10. Juli mit 1000 Mann am Eingang des Thales von Glenshiel an. Der Kampf war kurz. Die Hochländer flohen in die Berge, die Spanier mussten sich insgesammt auf Gnade und Ungnade ergeben. Die drei Anführer entkamen, sonst hätten sie das Blutgerüst besteigen müssen. Graf Marishall und sein Bruder Keith traten später in preußische Dienste. Keith fiel bei Hochkirch, Marishall starb als Statthalter in Neuenburg. (Sturm.) (Glenshiel.)

Wieder war eine Hoffnung der Stuarts wie eine Seifenblase zerronnen, Jakob III. kehrte nach Italien zurück, wo er sich mit Clementina Sobieski, einer Enkelin des Helden, vermählte. Alberoni war um eine Hoffnung ärmer. Bald kam ein anderer Schlag. In der Bretagne sollte eine Erhebung stattfinden. Dort hatten die Stände gegen das Verfahren der Regierung sich ausgesprochen und waren 1718 abgewiesen. Es bildete sich ein Bund unter dem Adel: jeder wurde für ehrlos erklärt, welcher nicht beitrat. Die Conföderierten setzten sich mit Philipp V. in Verbindung, Regierungscassen wurden geplündert. Im Frühjahr sammelten sich Banden Bewaffneter in den Wäldern. Die Ankunft einer spanischen Flotte sollte die Losung geben zu einem allgemeinen Aufstand. Allein die Bauern erhoben sich nicht massenhaft genug, die spanischen Schiffe kamen zu spät, statt eines ganzen Landes im Aufruhr trafen sie einige Flüchtlinge, die an Bord Schutz suchten. Viele Edelleute wurden gefangen genommen, vier enthauptet, der Name von sechzehn andern, die entflohen waren, an den Galgen geschlagen. Der Sieg der Regierung war vollständig.[3]) (Bretagne.)

Und nun begann der Kampf zwischen Franzosen und Spaniern an den Pyrenäen. 30.000 Mann überschritten unter Berwick die spanische Grenze. (Französisch-spanischer Krieg.)

[1]) Mahon, l. c. chap. 9.
[2]) Ibid. chap. 9.
[3]) Duclos, Mémoires. Edit. Michaud, X.

Der Sohn Jakobs II. kämpfte gegen die Sache seines Hauses, während Villars den Oberbefehl abgeschlagen hatte, in soldatischem Pflichtgefühl. Philipp V. wollte von Pampeluna aus ganz allein den Franzosen entgegen-

Philipp V. gehen und von ihnen als der rechtmäßige Regent Gehorsam fordern.[1] Alberoni hatte Mühe, ihn durch falsche Nachrichten in Thälern herumzuführen, wo er nicht auf Franzosen stieß, denn sie hätten ihn gefangen genommen, obschon der Krieg gegen Spanien in Frankreich nicht gefiel. Philipp V. aber sah nur Niederlagen der Seinigen — denn der Kern seiner Truppen stand in Sicilien — und zog sich zuletzt in tiefer Schwermuth nach Madrid zurück.

Der französische Unterbefehlshaber Silly nahm den Hafen Los Passages weg. Der englische Oberst Stanhope, welcher bei der französischen Armee war, übergab sechs spanische Kriegsschiffe, die man auf den Werften fand, sogleich den Flammen, und in gleicher Weise wurden alle Schiffsvorräthe und neuen Schiffe behandelt, wo Stanhope hinkam. Die Engländer sahen voll Eifersucht auf die aufkommende spanische Marine: Spanien sollte keine Schiffe haben, damit sie mit ihren eigenen Schiffen die Schätze beider Indien verführen könnten. Indes zwang Berwick Fuente Arabia, das tapfer vertheidigt wurde, am 18. Juni zur Übergabe, am 17. August San Sebastian. Bald war ganz Guipuzcoa in den Händen der Franzosen. Die Stände erboten sich sogar, die Herrschaft der Franzosen anzuerkennen, wenn ihnen ihre Rechte und Freiheiten bestätigt würden, denn Alberoni hatte die Bevölkerung durch Handelsbestimmungen gekränkt. Die Franzosen drangen dann in Catalonien ein, die Engländer besetzten 21. October Vigo, wo sie die Reste von Ormonds Ausrüstung und Schiffen in ihre Gewalt brachten.[2]

Krieg in Sicilien. Schlimme Nachrichten kamen aus Sicilien. Die kaiserlichen Truppen waren mit englischen Schiffen gelandet.[3] Messina war zwar am 25. December 1718 in die Hände der Spanier gefallen, in Melazzo aber hielten sich die Kaiserlichen den ganzen Winter hindurch gegen ihre Angriffe: der Freiherr Zumjungen stand an ihrer Spitze. Im Anfang 1719 übernahm Mercy den Oberbefehl über die Kaiserlichen in Sicilien. Victor Amadeus hatte sich dem Vierbund angeschlossen, in der Überzeugung, er sei von Alberoni nur betrogen, und es sei für ihn am vortheilhaftesten, mit dem Kaiser zu gehen, um Sardinien sammt dem Königstitel sicher zu haben, während das ferne Sicilien, wo die Bevölkerung den Piemontesen feindselig war, doch nicht behauptet werden könnte. Am 26. Mai 1719 landete Mercy mit 19.000 Mann bei Patti. Hätte man ihn von Wien und von Neapel aus, wo aber Daun durch einen minderbefähigten Statthalter ersetzt wurde, kräftiger unterstützt, so wären die Österreicher bald mit den Spaniern fertig geworden, obschon diese sich tapfer hielten. So aber fehlte es an Geld, an Kriegsbedarf,

Francavilla. an Mannschaft. Am 21. Juni kam es bei Francavilla zwischen Spaniern

[1]) Lémontey, l. c. chap. 8.
[2]) Saint-Simon. l. c. XVII.
[3]) Arneth, Prinz Eugen, III, S. 11—27.

und Österreichern zur Schlacht. Trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit vermochten die Österreicher die Spanier aus ihrer festen Stellung nicht zu vertreiben: sie zogen sich am Abend nach einem Verlust von 3000 Todten und Verwundeten in guter Ordnung zurück.

Die Spanier konnten aber keinen Nutzen aus diesem Siege ziehen und die Österreicher erholten sich schnell wieder und machten sich im Juli an die Belagerung von Messina. Am 9. August ergab sich die Stadt, am 13. August mehrere Castelle, bald kam 6000 Mann Verstärkung unter Bonneval über Genua, die ursprünglich zur Wiedereroberung Sardiniens bestimmt waren. Anfangs Mai 1720 standen sich beide Heere in der Nähe von Palermo zur Schlacht entgegen, als der spanische Feldherr Lede den Österreichern meldete, sein König sei dem Vierbund beigetreten und habe ihm geboten, Sicilien zu räumen, das jetzt unter österreichische Verwaltung kam. Wallis ward Ober-Commandant und Sicilien die Vormauer der Länder Italiens, die unter dem Scepter Österreichs standen. Messina.

Philipp V. hatte sich nur schwer zum Nachgeben entschlossen. Als eine Hoffnung nach der andern zunichte wurde, als auch der Aufstand in der Bretagne misslang, und vier Edelleute seinetwegen das Schafott besteigen mussten, da verfiel er in eine tiefe Schwermuth und sprach davon, die Krone niederzulegen. Das Misslingen warf einen Schatten auf Alberoni, welchem er grollte, seit dieser ihn verhindert hatte, sich allein den französischen Truppen vorzustellen, denn Philipp V. glaubte noch immer, die Franzosen wären zu ihm insgesammt übergegangen. Alberoni fühlte, dass der Boden unter ihm schwanke, und benutzte den Sieg bei Francavilla, um seine Geneigtheit zum Frieden zu erklären: Spanien sollte Sicilien und Sardinien behalten, den Engländern aber Gibraltar und Port Mahon zurückgeben. Marquis Scotti sollte diese Anträge nach Paris, nach dem Haag und nach London bringen. In Paris verweigerte ihm aber der Regent die Pässe zur Weiterreise und die englischen Minister waren der Meinung, da Alberoni es mit dem Frieden nicht ernstlich meinen und ihn nur benützen werde, um bei erster Gelegenheit Europa wieder in Unruhe zu setzen, und da er nie auf seine weitreichenden Entwürfe verzichten würde, so müsse man seine Absetzung zur unabweislichen Friedensbedingung machen. Philipp V. konnte auch den Krieg nicht fortsetzen.[1]) Ein neuer Angriff drohte von Seite Frankreichs und die Engländer rüsteten sich zu einem Angriff auf das spanische Amerika. So musste denn Alberoni fallen. Philipp V. gibt nach.

Die Großen Spaniens hassten ihn schon lange.[2]) Das Volk sah ungern einen Fremden an der Spitze der Regierung. Dubois wusste der Königin den Wink zu geben, dass ihre Kinder auch die Aussicht auf Parma und Toscana Alberoni fällt.

---

1) Mahon, l. c. chap. 10.
2) Ibid. chap. 10.

verlieren, wenn sie an Alberoni festhalte. Bei der Verschwörung Cellamares wurden Briefe Alberonis gefunden, in welchen er sich vertraulich bitter über die Unfähigkeit und Hartnäckigkeit seines Königs aussprach. Man sandte sie nach Madrid und ließ sie dem König vorlesen. Den Hauptschlag that aber der excentrische Peterborough, dessen Eigenthümlichkeiten wir im frühern Bande kennen lernten.[1]) Er kannte den Herzog von Parma, er reiste nach Italien und erlangte durch Glück und Geschick bei diesem, dass er seiner Nichte, der Königin Elisabeth, dringend zur schleunigen Entlassung Alberonis rieth.

Peterborough.

Am Abend des 4. December 1719 hatte Alberoni noch Vortrag beim König, ohne eine Veränderung an ihm zu bemerken. Am nächsten Morgen erhielt er ein Schreiben, das ihn aller seiner Stellen entsetzte und ihm strengstens befahl, in acht Tagen Madrid und in einundzwanzig das spanische Gebiet zu verlassen. Der König und die Königin waren für ihn nicht mehr zu sprechen, kein Schreiben wurde von ihm angenommen. Auf der Reise in Lerida that man ihm sogar den Schimpf an, sein Gepäck nach Papieren zu durchsuchen. Alberoni wandte sich nach Ligurien. Papst Clemens XI., den er getäuscht hatte, verlangte seine Auslieferung, auch hatten der König und die Königin über ihren Minister, der doch nur für sie gearbeitet hatte, beim Papst Klage geführt. Genua verweigerte die Auslieferung. Alberoni verbarg sich, niemand wusste, was aus ihm geworden sei. Erst nach dem Tod Clemens XI. trat er in Rom auf und spielte jetzt wieder eine Rolle. Man hielt eine Art Gericht über ihn, das ihn zu einer kurzen Haft verurtheilte. Nach dem Tode Innocenz III. erhielt er sogar zehn Stimmen bei der Papstwahl. Benedict XIII. war ihm abgeneigt, Clemens XII. aber ernannte ihn 1734 zum Legaten von Ravenna. Der frühere Thätigkeitstrieb war noch nicht erloschen, ja schien mit dem Alter zu steigen: Alberoni baute Straßen und Canäle, gründete verschiedene Wohlthätigkeits-Anstalten, übte gute Polizei und war unerbittlich gegen Räuber und Gesindel. 1739 machte er sogar einen Versuch, die Republik San Marino unter die Herrschaft des römischen Stuhls zu bringen. Der Papst aber erklärte, er wolle nicht der Herr, wohl aber der Schützer dieser Republik sein. Benedict XIV. versetzte ihn nach Bologna. Später zog sich Alberoni nach Piacenza zurück, wo er für talentvolle Jünglinge mit 600.000 Ducaten eine glänzende Erziehungsanstalt gründete. Er erreichte ein Alter von vierundachtzig Jahren und war bis zu seinem Tode wie die Orsini, die er in Rom wieder traf, geistig regsam. Über sein Verhalten in Spanien hat er eine Vertheidigung 1720 an den Cardinal Paulucci gerichtet, die zum Theil von Coxe in seinem Werk: „Spanien unter den Bourbonen" abgedruckt ist.[2]) Eine nicht minder tüchtige Vertheidigung in Form eines Schreibens ist seither bekannt geworden,[3]) und zur Beleuchtung der Lage sollen hier einige Stellen folgen. Der Cardinal spricht von sich in der dritten Person: „Er war schuld, dass Vendôme in Spanien einrückte und nach der Niederlage von Saragossa sich die Partei Philipps wieder aufrichtete, und kaum war er Minister, so war seine einzige Leidenschaft der Ruhm seines Fürsten, der Vortheil der Völker, der Glanz Spaniens. Beim ersten Blick fand er alles in Trümmern, die Einkünfte des Königs, den Handel, die Flotte, Indien seit dreißig Jahren der Raubsucht der Fremden preisgegeben, nirgends fand er Truppen, Waffen, Geschütz, Geld — auch

Alberonis Ende.

Alberonis Vertheidigung.

[1]) Vergl. Bd. X. S. 729—731, 741, 744 dieses Werkes.

[2]) Coxe, l. c. II.

[3]) Lettre écrite à M. le marquis N. N. à Gènes par un prélat de Rome, le 19 Juillet 1721 — in der „Biographie universelle", vol. I unter Albéroni, p. 558—560.

aus Indien kam es nicht mehr. Das Gewerbe lag darnieder, alles fehlte. Der königliche Schatz war derart leer (nicht zu reden von den unglücklichen Zeiten Karls II., welcher aus Mangel an Geld oft in der schönen Jahreszeit nicht aufs Land fahren, nicht einmal seinen Palast verlassen konnte, weil seine Kutscher, da er sie nicht zu bezahlen vermochte, sich in die Kirchen zurückzogen, und er eines Tages Mühe hatte, ein Mittagessen zu bekommen, während doch Europa an Spanien sich bereicherte), dass der Cardinal sich gezwungen sah, die Wagen, welche die verstorbene Königin in Paris bestellt hatte, abzubestellen, weil ihm 30.000 Francs fehlten, die darauf schuldeten. Als die neue Königin zum erstenmal aufs Land fahren wollte, musste man Geld zu 12 Procent aufnehmen. Kein Mensch wollte mehr dem König auf Credit Tuch zu Kleidern liefern. Mit 72.000 Pistolen, die der Cardinal einem Pariser Kaufmann entlehnte, machte er dem Scandal ein Ende. Jeder andere hätte den Muth verloren bei einer solchen Lage, der Cardinal aber gab dem König sein Wort, dass er ihn zum mächtigsten Monarchen zu Land wie zur See machen wolle, wenn er ihm vier Jahre Frieden gebe. Bei Ausführung dieses Versprechens, das anfangs eine reine Prahlerei zu sein schien, zog der Cardinal in Betracht, dass ohne Feuer und Eisen der kranke Staatskörper nicht wieder hergestellt werden könne, und fasste den Entschluss, den öffentlichen Hass auf sich zu nehmen, wenn es ihm nur gelinge, seinen König berühmt, die Monarchie kräftig zu machen und für ihren Vortheil, selbst wider den Willen der Spanier, zu sorgen. Das arme Spanien war einer Unzahl von Blutsaugern preisgegeben: der Cardinal schaffte sie weg, zunächst die große Anzahl unnützer Mäuler, die da Leibwächter hießen und die zugleich so schlechte Krieger waren, dass Vendôme öffentlich erklärte, er nehme sie auf keinen Feldzug mit sich. Bei diesen gab es so viele Stellen, dass sie zum voraus dem König sein Einkommen wegfraßen, während diesem nichts blieb. Die Beamten waren nicht bezahlt und der Bestechung preisgegeben. Der Cardinal sorgte dafür, dass ihre Gehalte sicher ausbezahlt wurden. Dafür mussten aber auch alle Behörden wenigstens drei Stunden vormittags und drei Stunden nachmittags an ihrem Platze und die Amtsstuben offen sein. Die Acten wurden aus dem Palast Uzeda in das Archiv Simancas gebracht, und der Palast Uzeda für die Behörden verwendet, während bisher jeder Secretär seine Amtsstube in seiner Wohnung hatte und höchstens eine Stunde vormittags zu sprechen war, und die Parteien monatelang ihre Angelegenheiten nicht vorbringen konnten und die wichtigsten Actenstücke oft den Gegnern mitgetheilt wurden. Um Gunst und Geld wurden bisher die wichtigsten Stellen vergeben, der Cardinal dagegen stellte nur kenntnisreiche und ehrenhafte Männer an alle wichtigen Plätze, und ließ sich selbst durch die Zumuthung des Königs und der Königin von diesem Grundsatz nicht abbringen.

Armut des Königs.

Blutsauger.

Schlechte Beamte.

„Wie viel Feinde er sich dadurch machen musste, ist leicht begreiflich. Spanien wurde jedes Jahr ärmer, weil es nichts hervorbrachte und alles aus dem Ausland bezog. Der Cardinal gründete Fabriken und gab zu diesem Zwecke dem Henares ein anderes Bett. Um eine Fabrik für seine Tücher zu gründen, ließ er 500 Familien aus Holland einwandern. Früher verkaufte Spanien die Wolle und bezog die Tücher aus dem Ausland um den vierfachen Preis, jetzt sind die Truppen des Königs mit Tüchern bekleidet, die nur in Spanien bereitet wurden. Früher bezog man die feine Leinwand aus Holland, jetzt wird sie in Madrid bereitet. Desgleichen wurde feines Glas, feines Papier jetzt in Madrid zustande gebracht — Flotte und Handel sind die Stütze und die Nahrung einer Macht.

Industrie

und Handel steigen.

Wie lag Spanien hier darnieder! Der Cardinal beschloss, Cadix zum ersten Hafen Europas zu machen. Werften, Waffenwerkstätten, Vorrathshäuser wurden gegründet. Der Cardinal sah ein, dass der Havanna-Tabakshandel dem König unter Umständen unsägliche Reichthümer eintragen könnte, während früher die Könige von Spanien um 400.000 Ducaten alles Recht auf den Tabak auf den canarischen Inseln verkauft hatten. Dies wurde dahin missbraucht, dass diese Inseln der Sitz des größten Tabakschmuggels wurden und der König vom Tabak der Havanna nichts bezog. Der Cardinal kaufte alsbald dieses Recht wieder zurück. Er gründete in Cadix eine Seeschule, wo 400 junge Leute in der Kunst der Seefahrt unterrichtet wurden, während man bisher in Spanien nur die Fremden gebrauchte. Die Kunst, Schiffe zu bauen, war in Spanien ganz in Vergessenheit gerathen, so dass es von Fremden Schiffe auslieh. Selbst Taue, Segel, ja sogar Schiffsbauholz bezog man aus Holland. Der Cardinal kaufte zunächst Kriegsschiffe vom Auslande. Dann ließ er Schiffe in der Havanna bauen, und 14 Linienschiffe in einem Jahre in Spanien selber machen. Taue, Segel, Holz, Masten, alles kam jetzt aus Spanien. In Galicien entstanden Fabriken für Segeltuch, in Catalonien und Andalusien wurden Taue fabriciert, und diese Provinzen fiengen an, den Hanf mit Eifer zu pflanzen. Amerika war ein fremdes Land für Spanien geworden; wenn der König Nachrichten von da bekommen oder Befehle dorthin senden wollte, musste er Schiffe vom Auslande mieten. Der Cardinal gründete acht Schiffe, die einen regelmäßigen Postdienst zwischen Amerika und Spanien vermittelten. Er sandte vier große Kriegsschiffe nach Südamerika, um den Schmuggel zu verhindern. Er machte Ordnung in der Regierung Amerikas, insbesondere im Bergwerkswesen; was gewonnen wurde, war so theuer, dass es mehr kostete, als es wert war. Auch machte er dem Missbrauch ein Ende, dass man die Indier in Ketten bei den Bergwerken verwendete. Mehr denn 10.000 dieser Unglücklichen giengen jährlich dabei zugrunde. Das Land wurde dadurch menschenleer und der Hass gegen die spanische Herrschaft stieg bei den Indianern.

Gegen Schmuggel. — Seeschule. — Neue Marine. — Sorge für Amerika,

„Was aber das Erstaunen Spaniens am meisten erregte, war die Neubildung der Armee. Der Cardinal, der früher auf dem Feldzug immer in der Nähe Vendômes gewesen, brachte eine solche Ordnung in das Fußvolk und die Reiterei, solche Zucht und Tüchtigkeit, solche Ersparung, während doch die Leute gut gekleidet und genährt waren, dass alles staunte. Mit dem Geschützwesen war es gar schlecht bestellt. In Pampelona, welches doch das Thor Spaniens ist, waren im ganzen nur 14 Geschütze und jedes von einem andern Kaliber. Jetzt sind dort 130 Kanonen, viele Mörser und viel anderes Geschütz, und so viel Lebensmittel, dass 8000 Menschen den Platz sechs Monate vertheidigen können. In ähnlicher Weise sind die andern Festungen Spaniens jetzt ausgerüstet, und dabei ist das Geschütz nicht eingerechnet, das nach Sicilien und Sardinien gesendet wurde. Früher hatte man die Flinten und das Geschütz in Frankreich gekauft, jetzt werden sie in Spanien selber zustande gebracht.

für das Heer,

„Aber woher nahm der Minister das Geld? Gewiss hat er die Völker mit neuen Auflagen bedrückt! Durchaus nicht! Spanien ist so groß, dass es all das zu leisten vermag, wenn ein Kopf an der Spitze steht. Keine neuen Schulden wurden gemacht, keine neuen Auflagen, im Gegentheil einige der lästigsten aufgehoben. Aber Ordnung kam in den Staatshaushalt, der Handel blühte, Ackerbau und Gewerbe hoben sich. Dieses Spanien, das kurz vorher so verachtet war, dass es beim Congress zu Utrecht sich geopfert sah, ohne

für die Finanzen.

den Mund aufmachen zu dürfen, dem man seine Besitzungen in Italien und Flandern wegnahm; dieses Spanien, das jetzt wieder zum Congress von Cambray geht, wie ein Opferthier mit Blumen geschmückt, dieses Spanien, das nicht einmal im Erbfolgekrieg Barcelona einnehmen konnte, welches doch nur von 4000 Mann vertheidigt war, dieses Spanien gewann auf einmal wieder eine andere Gestalt, konnte eine Flotte von 400 Segeln aussenden, Sardinien und Sicilien erobern, sah die Vertreter zweier großen Mächte in Madrid um Frieden bitten, hörte, wie der Vertreter Englands die Rückgabe Gibraltars anbot, und noch viele andere Dinge waren im Werk, wenn der Cardinal länger an seiner Stelle geblieben wäre! Er war daran, vier Erziehungshäuser für den spanischen Adel zu gründen. Die besten Arbeiter waren aus England und Lyon berufen, um Gold- und Silberstoffe, Flanell zu fabricieren, Strumpfwebereien zu errichten. Ein berühmter Ingenieur war berufen, um den Lauf des Manzanares zu regeln und ihn schiffbar zu machen, während jetzt noch immer Holz und Kohlen zwanzig Stunden weit her auf Mauleseln nach Madrid gebracht wurden. Zwei große Handelsgesellschaften sollten gegründet werden, eine für den Osten, die andere für den Westen. Begreiflich, dass das Ausland Spanien zu hassen anfieng. Stanhope sagte in Madrid: „Wenn Spanien auf dem Weg fortfährt, so wird es sich in kurzer Zeit allen Mächten Europas furchtbar machen.“ Wie viel Arbeit, Sorge und Schweiß hat all dies dem Cardinal gekostet! Man sah ihn nie ruhen, noch rasten, immer aufmerksam und unermüdlich. „Ich möchte lieber Sclave in Algier sein, als Alberoni am Hof zu Madrid“, sagte ein Kriegsmann zu ihm, und dabei sah man den Cardinal immer nüchtern. Er begnügte sich mit einem oder zwei Gerichten, er aß nie etwas zu Abend, und doch hat man diesen Mann, statt seine Verdienste zu belohnen, in Spanien verfolgt!“

Industrie und Handel.

Allerdings, Europa bedurfte der Ruhe. Alberoni verrechnete sich in zwei Dingen: er hielt Österreich für schwächer, als es war, und er glaubte nicht, dass es so schnell mit den Türken fertig würde. Eugen machte ihm den ersten Strich durch seine Rechnung, den zweiten machten ihm Dubois und der Regent: Dubois durch das Streben, die Verbindung Frankreichs mit England und die Ruhe in Europa aufrecht zu erhalten, und der Regent dadurch, dass er fester in seiner Stellung saß, als Alberoni glaubte.

Das ist das Ende des reichbegabten, unermüdlich arbeitenden Alberoni. Philipp V. glaubte mit dessen Aufopferung die Verantwortlichkeit für alle Fehler von sich abzuschütteln und stellte hohe Gegenforderungen für den Frieden: Gibraltar und Port Mahon, Sardinien und den Rückfall von Sicilien und die Absetzung des Dubois. Es wurde ihm entgegnet, entweder müsse er geradezu die Bedingungen annehmen, oder den Krieg fortführen. Da ließ Philipp plötzlich den Muth sinken und sein Gesandter Beretti-Landi unterschrieb am 17. Februar 1720 im Haag die Quadrupel-Allianz. Der Kaiser blieb im Besitz Siciliens, der Exkönig von Sicilien wurde König von Sardinien. Die Söhne Philipps V. und der Elisabeth Farnese hatten jetzt das Heimfallsrecht auf Parma und Toscana.[1] —

Philipp V gibt nach.

[1] Die Verhandlungen ausführlich bei Sismondi, l. c. XXVII, p. 432—444.

Cardinal Dubois und Orleans.

Dubois Cardinal. Dubois blieb Sieger. Am 16. Juli 1721 wurde er sogar Cardinal. Georg I., der Regent, der Kaiser, selbst der vertriebene Stuart wurden durch seine Geschicklichkeit bewogen, ihm den rothen Hut zu verschaffen. Selbst der König von Spanien arbeitete für ihn. Dubois vollbrachte hier sein Meisterstück in diplomatischer Schelmerei. Der römische Hof weigerte sich lange und gab erst dem Druck der vereinten Mächte nach. Acht Millionen verwendete Dubois, um die verschiedenen Federn in Bewegung zu setzen. Georg I. wusste er beizubringen, er allein halte die Verbindung zwischen Frankreich und England und er verlange den rothen Hut nur, um in seiner Stellung fester und unabhängiger zu sein. Philipp V. gewann er durch das Versprechen, dass Frankreich sich Spaniens beim Congress zu Cambray annehmen werde. In England war man verblüfft über diese plötzliche Annäherung beider Staaten. Dubois beschwichtigte aber das Misstrauen dadurch, dass er den König von Spanien am 13. Juli 1721 dazu bewog, den Engländern all die Handelsvortheile zuzugestehen, welche ihnen Alberoni früher um den Preis eines Bündnisses angeboten hatte, und dass er ihnen den Asiento, d. h. Negerhandel nach Amerika, und mehreren Handelsplätzen gestattete, jährlich ein Schiff nach Westindien zu schicken — es war ein wahres Zauberschiff: es wurde nie leer; in der Nacht kamen nämlich immer andere englische Schiffe und luden ein und aus.[1]

Asiento.

Spanien und Frankreich. Noch mehr, als über den Handelsvertrag, staunte die Welt über eine neue Familienverbindung zwischen der französischen und spanischen Dynastie. Man brachte Philipp den Plan bei, seine Tochter an Ludwig XV. zu verheiraten und seine beiden Söhne an Töchter des Regenten, an die Herzogin von Montpensier und an die Herzogin von Beaujolais. Philipp war erfreut, seine Tochter auf dem Throne Frankreichs zu sehen, d. h. in seinem Kinde Frankreich zu beherrschen, und gern gab er daher zu, dass sein ältester Sohn, der Prinz von Asturien, der vierzehn Jahre alt war, sich mit der Montpensier, der vierten Tochter des Regenten, die zwölf Jahre alt war, und Don Carlos mit der Beaujolais, der fünften Tochter des Regenten, vermählte. Er sah in diesen Ehen eine Bürgschaft für die Sicherheit seines Hauses. Der Regent gedachte in seiner willensstarken Tochter über den schwachen Prinzen von Asturien, d. h. über Spanien herrschen zu können. Da die Braut Ludwigs XV., geboren am 30. März 1718, also erst drei Jahre alt war, so konnte man auf einen Leibeserben aus dieser Ehe erst in vielen Jahren rechnen, und blieb also dem Hause Orleans, bei der schwachen Gesundheit des Königs, auf viele Jahre die Aussicht auf die Regierung gesichert.

[1]) Lémontey, l. c. chap. 12. — Coxe, l. c. chap. 31.

Ludwig XV. war damals zwölf Jahre alt, von Gestalt schön, aber kalt, seelenlos, ohne Heiterkeit, ohne Herz, nichts von seinem Urgroßvater. Desungeachtet schaute das Volk von Paris mit Hoffnung auf ihn und gerieth in Angst, sobald er kränkelte. Sein Obersthofmeister war Villeroi, der sich immer benahm, als wolle man den jungen König vergiften. Sein Lehrer war der alte, ehrwürdige Fleury, der durch Milde und Sanftmuth das Herz des Knaben gewann. 1721 wurde der König wieder bedenklich krank, und als er genas, drängte sich das Volk in den Palast. Dies war dem Königsknaben lästig,[1] er verbarg sich in einen Winkel. Villeroi zog ihn am Arme heraus und führte ihn bald zu den Fenstern, die auf den Hof und den Carousselplatz giengen, die sie ganz voll und sogar die Dächer bedeckt mit Leuten sahen, bald zu denen, die auf den Garten giengen, und zeigte ihm die unermesslische Menge, die seiner Genesung sich freue, mit den Worten: „Sire, all dies gehört Ihnen, Sie sind der Herr von allem. Sehen Sie doch die Leute ein wenig an, um sie zufrieden zu stellen, denn diese sind Ihnen alle gehorsam.“ Es war schwer, dem schweigsamen König die Zustimmung zu seiner Heirat zu entlocken. Als ihm der Herzog von Orleans davon sprach, fieng er an zu weinen, ohne weiter ein Wort zu erwidern. „Wohl, Sire,“ sagte Fleury, „man muss das gern thun“, und nach langer Mühe brachte man endlich ein trockenes Ja aus ihm heraus. Der Austausch der Prinzessinnen fand am 9. Januar 1722 auf der Fasaneninsel im Grenzflusse Bidassoa statt. Am 16. Februar 1723 war Ludwig XV. mündig. Aber kein königliches Gebaren war an ihm zu finden: nur kleinliche Beschäftigungen, er kochte sich seine Suppe selber, er hatte seine Freude an einer kleinen Kuh, die er selber molk, oder am Anblicke, wie Falken kleine Sperlinge zerrissen. Er war ein stilles und sauertöpfisches Kind, nur das Kartenspiel schien ihm Freude zu machen.[2] Wenn Ludwig mündig war, so konnte er mit einem Wort den Regenten seiner Macht entsetzen. Es galt darum, seine Umgebung ins Auge zu fassen. Villerois' Eifer, den König vor Vergiftung zu retten, während doch der Regent diesen Plan nie hegte, schien darauf hinzudeuten, dass er dereinst im Namen des Königs herrschen wolle, und er musste darum fallen. Am 10. August 1722 wurde er nach einem Zank mit dem Regenten verhaftet und nach Lyon verbannt. Fleury zog sich auch zurück, gleichsam als sei er in die Ungnade seines Schützers mitverwickelt. Der König war traurig und der Regent und Dubois unruhig. Man ließ den König zwei Worte an Fleury schreiben, und dieser kam wieder.

Ludwig XV. — *Villeroi* — *entlassen.*

Wenige Tage darauf bewies Dubois dem Regenten, dass er ihn zum ersten Minister ernennen müsse, und der Regent, der gebrochen durch seine Ausschweifungen, keine Kraft mehr hatte, zu widerstehen, bewilligte es (23. August 1722). Jetzt hatte Dubois eine Stellung wie Richelieu, er war der allmächtige Mann in Frankreich. Sein Schüler Philipp kümmerte sich um nichts mehr, er sagte damals zu Saint-Simon:[3] er frage nichts mehr nach den Frauen und der Wein ekle ihn an. Bei allem Geiste, aller Beredsamkeit, die er hin und wieder zeigte, hatte sich doch eine große Abspannung, Traurigkeit und Entmuthigung seiner bemächtigt. Am 25. October 1722

Dubois ministre-principal.

---

[1] Saint-Simon, l. c. XVIII, p. 393 ff.
[2] Lémontey, l. c. chap. 4. — Villars. 1722.
[3] Saint-Simon, l. c. XX, p. 279.

ließen sie den König krönen, am 16. Februar 1723 legte Philipp die Regentschaft nieder und ward Vorsitzender des Staatsraths. Da der König sich um nichts kümmerte, nie im Staatsrathe ein Wort sprach und nur mit seiner Katze spielte, und dem Regenten jede Beschäftigung zur Last war, so leitete Dubois das Äußere wie das Innere. Er war Erzbischof, Cardinal, erster Minister, Mitglied der Akademie, er besaß ein großes Vermögen, ein Jahreseinkommen von 1,500.000 Livres. Es war ihm nicht genug, und man hat nicht ohne Grund die Vermuthung ausgesprochen, dass er Papst zu werden gedachte, und dass seine Politik gegenüber Spanien vielfach nur das Ziel hatte, Stimmen im Cardinals-Collegium durch die Monarchen zu gewinnen.

Dubois' Tod. Da kamen über den Siebzigjährigen rasch die Folgen früherer Ausschweifung und jetziger riesiger Arbeit. Am 7. August 1723 erklärten ihm die Ärzte, dass eine gefährliche Operation nöthig sei. Der Cardinal fluchte gewaltig, ließ einen Franciscaner kommen, mit dem er eine Viertelstunde allein blieb. Den Empfang der Sterbesacramente verschob er, indem er nicht wisse, welche Ceremonien bei einem Cardinal nöthig seien. Ehe man es ihm sagen konnte, war er eine Leiche (10. August).

Nach den einen empfieng Orleans die Kunde davon mit Thränen, nach den andern mit Spöttereien. Orleans eilte nach Meudon zum König. Dieser bat ihn, die Leitung der Geschäfte wieder vollständig zu übernehmen und ernannte ihn zum ersten Minister. Einen Augenblick leuchtete die Lebensflamme im Regenten wieder auf, er trug sich mit großen Plänen, aber nur einen Augenblick. Angestrengte Thätigkeit war ihm nicht mehr möglich. Ausschweifungen hatten die Kraft seines Geistes und Leibes gebrochen. Saint-Simon erzählt, wie er bei seinem Anblick eines Morgens von der Veränderung erschreckt wurde:[1] „Sein Kopf war gesenkt, sein Gesicht purpurroth, der Ausdruck dumpf. Er sah mich nicht, seine Diener nannten mich ihm. Da drehte er langsam den Kopf gegen mich, ohne ihn zu erheben, und fragte mich schwerfällig, was mich zu ihm führe. Und einer seiner Diener sagte mir, es sei jeden Morgen so, dass er lange nicht rede und sich erheben könne." — Sein Arzt sagte ihm offen, wenn er länger derart fortlebe, so werde er entweder an der Wassersucht oder am Schlage sterben. Orleans zog die letztere Todesart als die schnellere und schmerzlosere vor und schloss sein vergeudetes Leben am 2. December 1723 in den Armen einer seiner Dirnen, neunundvierzig Jahre alt. „Einer der liebenswürdigsten Menschen," wie sein Zeitgenosse Duclos sagt,[2] „voll Geist, voll Talent, voll kriegerischen Muthes, voll von Güte und rein menschlicher Gesinnung, aber einer der schlechtesten Fürsten, das heißt einer, der am wenigsten fähig war, zu regieren." — Dem Manne fehlte das Pflichtgefühl und die Kraft des Willens. Er wollte nur genießen, ganz in der Gegenwart aufgehen; Entwürfe, Entschlüsse für die Zukunft konnten ihn im Genusse nur stören. Er glaubte nicht an Gott, nicht an Unsterblichkeit, nicht an Tugend. In Dubois fand er die Willenskraft, die ihm fehlte, und dies gab letzterem seine Macht über den erstern. Was Dubois wollte, wollte er stark und beharrlich — und so kam er empor: „Mit seinem lebendigen Geist gewann er rasch die Übersicht der Lage, und bei den Verhandlungen im Haag staunten ge-

Der Regent.

Tod Orleans' 2. Dec. 1723.

[1]) Saint-Simon, l. c. XX, p. 419.
[2]) Duclos, Mémoires. Edit. Michaud, p. 604.

wiegte Diplomaten über den ehemaligen Bedienten und Hofmeister mit der zerrütteten Gesundheit, dem gemeinen Benehmen und der unflätigen Zunge, wie er rasch und mit Anstand zu repräsentieren und den Ansichten seiner Regierung Geltung zu verschaffen wusste." Solche, die seine Depeschen, welche noch nicht herausgegeben sind, einzusehen Gelegenheit hatten, rühmen die Schärfe und die Lebendigkeit des Ausdrucks.[1]) Wo das Herz sprechen konnte, sprach es beim Regenten besser als bei seinem Lehrer. Eine Pest, die ein türkisches Schiff aus Saida (Sidon) gebracht haben soll, räumte 1720 im Süden Frankreichs, insbesondere in Marseille, auf. Was fliehen konnte, floh, die Krankenhäuser waren ohne Wärter, die Richterstühle ohne Richter, so dass am 21. Juli 1720 Todesstrafe auf Flucht aus der Stadt gesetzt wurde. Es half nicht, Verzweiflung, Hunger, Schrecken, Raub und Gewaltthat hausten in der unglücklichen Stadt. Nur der Bischof Belzunce bewies wahren Heldenmuth, er tröstete die Sterbenden, er sorgte für Beerdigung der Todten, die auf den Straßen und öffentlichen Plätzen aufgehäuft lagen, er verkaufte, was er besaß, um die Dürftigen zu unterstützen und in die Seelen derer, die verzweifeln wollten, Trost zu gießen. Das Beispiel des Bischofs begeisterte seine Standesgenossen. 26 Franciscaner, 18 Jesuiten, 43 Kapuziner wurden ein Opfer ihres Eifers in der Krankenpflege. Fünf Monate in der Regel verheerte die Krankheit einen Ort. Man fand kein Heilmittel dagegen. Trunkenheit der Freude zeigte sich bei denen, die sie überlebten. Auf die erste Nachricht sandte der Regent Ärzte, Truppen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, Geld, Getreide und andere Nahrungsmittel. Auch der Papst Clemens XI. sandte drei Schiffe mit Getreide. Dubois, der dem heiligen Vater grollte, weil er ihn nicht zum Cardinal ernennen wollte, gab Befehl, die Schiffe anzuhalten, denn der Papst setze Frankreich herab und schwärze die Regierung an. Die Schiffe giengen dennoch ab, wurden aber von einem Seeräuber weggenommen; als der Moslem hörte, wofür sie bestimmt waren, gab er sie wieder frei. Sie erreichten glücklich Marseille und Belzunce vertheilte das Getreide unter die Armen.

Pest in Marseille.

Belzunce.

Clemens XI.

Allgemein waltete das Gefühl, dass Frankreich verfalle. So sehr man sich auch gefreut hatte über den Tod Ludwigs XIV., so war man doch überzeugt, es sei jetzt noch schlimmer als in den üblen Tagen des spanischen Erbfolgekrieges, wo die Folgen der Fehler des einst so gefeierten Königs über Frankreich gekommen waren. Damals war die Noth groß, aber durch den Geldschwindel unter der Regentschaft waren die Vermögensverhältnisse derer, die den Kern des Volkes ausmachten, erschüttert. Unter Ludwig XIV. herrschte wenigstens äußerlich noch Anstand, jetzt aber trat die Zügellosigkeit und das Laster offen zutage. Es wurde Mode, sich berauscht zu zeigen. Es galt für eine Schande, keine Maitresse zu haben. Der Zweifel wurde Mode, nicht jener, der aus ernster Beschäftigung mit geistigen Fragen hervorgeht, sondern jener, welcher seine Wurzel in der Verdorbenheit des Herzens hat. Wenn das Gewissen dann wieder erwachte, so suchten es manche mit religiösen Übungen zu betäuben, um kurz darauf sich wieder mit Leichtsinn dem Laster hinzugeben.

Verfall Frankreichs.

---

[1]) Vergl. Carné, La Régence et le Régent, Revue des deux mondes, 1858. T. XV.

Die Lieblingstochter des Regenten mag als Beispiel dienen, wie rasch der Verfall im Frauengeschlecht vor sich gieng. Saint-Simon schildert[1]) uns die Herzogin von Berry, die 21. Juli 1719, vierundzwanzig Jahre alt, den Folgen ihres Leichtsinnes erlag, mit den Worten: „Von Natur mit überlegenem und, wenn sie wollte, gleich anmuthigem und liebenswürdigem Geiste und mit einer Gestalt ausgestattet, die Eindruck machte, und an der das Auge mit Freuden hieng, sprach sie mit einer Anmuth ohnegleichen, mit einer einzigen Beredsamkeit, die leicht und frisch aus ihr sprudelte, und mit einer Richtigkeit des Ausdrucks, die überraschten und entzückten. Was hätte sie mit so viel Talent nicht leisten können, wenn die Fehler des Herzens und des Kopfes nicht so viel schöne Gaben in das gefährlichste Gift verwandelt hätten! Maßlosen Hochmuth, beharrliche Falschheit hielt sie für Vorzüge, mit denen sie groß that, und der Unglaube, mit dem sie ihren Geist zu schmücken wusste, gab ihrer Verderbtheit die Vollendung!" — Sie ergab sich zuletzt dem Trunk und allen Ruchlosigkeiten, die derselbe zur Folge hatte, dann konnte sie wieder tagelang zu den Carmeliterinnen hingehen, alle strengen Übungen durchmachen und fasten, um dann schnell das zügellose Leben von neuem zu beginnen. —

Heinrich von Condé, Regent, und die Marquise de Prie. Don Luis, König in Spanien (1724).

Unter Orleans gieng es schlecht, unter seinem Nachfolger aber noch schlechter. Es war eine Fortsetzung der Regentschaft ohne Geist. Derselbe Leichtsinn, dieselbe Verschwendung, aber ohne die Genialität eines Dubois. Eine stolze Aristokratie wie in den Zeiten der Fronde war nicht mehr vorhanden. Der Adel hatte seine politische Bedeutung verloren, er war zum Theil verarmt. Wenn er aber auch Reichthum hatte, so besaß er doch keine Macht mehr. Alle Gewalt war beim König, und da dieser ein sauertöpfischer schweigsamer Knabe war, der bei seiner schwankenden Gesundheit nur an sich dachte und keinen eigenen Willen hatte, so hieng alles von dem ab, der ihn leitete. Dies war damals sein Lehrer Fleury.

Fleury. André Hercule de Fleury, geboren den 22. Juli 1653 zu Lodève, war der Sohn eines Steuereinnehmers, hatte seine Studien in Paris unter den Jesuiten gemacht, hatte die Augen des Cardinals de Bonzi auf sich gezogen und war durch dessen Empfehlung Aumonier der Königin und dann des Königs geworden. Seine anmuthige Gestalt, sein gemessenes, bescheidenes, verständiges Benehmen machten ihn in höheren Kreisen beliebt. Unter Ludwig XIV. wurde er Bischof von Frejus, dann Lehrer des Dauphin, in welcher Eigenschaft er seine Unabhängigkeit Dubois und dem Regenten gegenüber zu wahren wusste. Dieser wollte ihn zum Erzbischof von Rheims machen und damit zum Pair, Fleury aber erklärte mit Bestimmtheit, dass er kein Amt annehmen wolle, welches ihm die Sorgfalt, die er dem König widmen müsse, erschweren könne. Nach dem Tode des Regenten hätte er leicht die Gewalt in seine Hand nehmen können,

[1]) Saint-Simon, l. c. XVII, p. 381.

seine Freunde mahnten ihn auch daran; allein Fleury rieth dem König, dem nächsten Prinzen von Geblüt, Ludwig Heinrich, Herzog von Bourbon, aus der Linie der Condé, geboren 1692, damals also einunddreißig Jahre alt, die Leitung der Geschäfte zu übertragen. Er täuschte sich in dem Prinzen, der, statt sich von Fleury leiten zu lassen, sich von seiner Geliebten, einer Marquise von Prie, vollständig beherrschen ließ, die in ihrer Gewalt zuletzt so übermüthig wurde, dass, als man Bittprocessionen 1725 wegen des Gedeihens der Ernte hielt und die Gebeine der heil. Genofeva herumtrug, sie hohnlachend ausrief: „Dieses dumme Volk weiß nicht, dass ich Regen und Sonnenschein in Frankreich mache!“ — Bourbon hatte wenig Herz und noch weniger Geist, war aber herrschsüchtig und argwöhnisch. Umso begabter war die Marquise de Prie; sie war auch überzeugt, dass sie Geist genug habe, um für den Regenten auszureichen. Mit ihren Lieblingen berieth sie jede Angelegenheit, ehe man sie dem Herzoge vorlegte: sie machte ihn dann auf dieses oder jenes aufmerksam, und, wenn er dann bei der Entscheidung der Angelegenheiten selber diese Bemerkung nachsagte, so zeigten sich die andern wie hingerissen von Erstaunen über seinen Scharfsinn, und Bourbon pries sich dann im Herzen glücklich, dass er in seiner angebeteten Geliebten eine so nützliche Rathgeberin, eine zweite Egeria gefunden habe. Sie war schön, wie Duclos sagt, mehr als schön, aber bei so viel Anmuth des Geistes und der Gestalt, barg sie unter dem Schleier der Natürlichkeit die gefährlichste Falschheit; ohne den geringsten Begriff von Tugend, die in ihren Augen ein leeres, sinnloses Wort war, war sie keck im Laster, leidenschaftlich unter einem Anscheine von Liebe, zügellos aus Temperament. Rücksichtslos betrog sie ihren Geliebten, selbst wenn er mit eigenen Augen das Gegentheil sah. Um Frankreich auch unter dem neuen Minister im Fahrwasser der englischen Politik zu erhalten, verlieh die englische Regierung den Jahresgehalt von 40.000 Pfund, den Dubois bisher von ihr bezogen hatte, der Marquise de Prie, gemäß dem Grundsatz Walpoles, dass durch Bestechung alles zu haben sei.[1])

Bourbon und die de Prie.

Der neue Minister gefiel sich in der Ausübung der Macht, während der eigentlich Mächtige ein kleines, schlecht ausgestattetes Zimmer bewohnte und durch seine Bescheidenheit den Neid und den Argwohn von sich abwehrte und sich im Vertrauen des Königs befestigte. Der Regent hatte nie den Orden des heiligen Geistes vergeben, Bourbon ernannte an einem Tage 58 Ritter, an einem andern Tag ernannte er 8 Marschälle von Frankreich. So sehr er sich in seiner Stellung gefiel, so sehr hasste er jeden, der ihm hierin gefährlich werden konnte. Vor allen war ihm verdächtig der Sohn des Herzogs von Orleans, Ludwig, geboren 1703, damals erster Prinz von Geblüt, und Oberst in einem Infanterie-Regiment. Der zwanzigjährige Herzog hatte jedoch wenig Ehrgeiz und lag, als der Regent starb, in den Banden einer Opernsängerin.[2]) Die Nachricht vom Tode seines Vaters erschütterte ihn tief und erweckte das religiöse Gefühl wieder, das sein Lehrer früher in ihm gepflegt hatte. Er bereute bitter seine Verirrungen und lebte fortan nur theologischen Studien und der Übung der Werke christlicher Frömmigkeit. Er heißt daher le dévot, der Fromme

Ludwig von Orleans.

Wenn Ludwig XV. starb, so bestieg dieser Orleans den Thron. Dieser Gedanke war dem Herzog von Bourbon unerträglich und er sandte deswegen

[1]) Duclos, Mémoires secrets.
[2]) Ibid. p. 604.

an Philipp von Spanien Botschaft ganz im Sinne der Verschwörung Cellamares und der Herzogin von Maine; sein außerordentlicher Gesandter war der alte Marschall Tessé. Zu gleicher Zeit gieng in Madrid etwas vor, was auf ähnliche Gedanken von Seite des spanischen Hofes schließen ließ. Am

Philipp V. dankt ab.

10. Januar 1724 machte Philipp V. dem Rath von Castilien die Mittheilung, er habe sich entschlossen, die Regierung niederzulegen und den Besitz all seiner Staaten, Königreiche und Herrschaften, seinem ältesten Sohne, Don Luis, zu überlassen, um in San Ildefonso in Zurückgezogenheit mit der Königin zu leben, die ihn gern dahin begleite, um frei von jeder andern Sorge, sich ganz dem Dienste Gottes hinzugeben, über das andere Leben nachzudenken und für das ewige Seelenheil zu sorgen. Bei Philipp V. wirkten ganz gewiss religiöse Beweggründe: er war sehr fromm und sehr schwermüthig und stets quälte ihn Furcht vor den ewigen Strafen, dabei hegte er in der letzten Zeit Zweifel an der Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft, und glaubte er, die Entsagung seiner Großmutter auf das ganze spanische Erbe sei rechtsgiltig gewesen. Wahrscheinlich wirkte das Heimweh noch mit zu diesem Entschluss und die Hoffnung, wenn er dem spanischen Thron entsagt habe, so könne er umso leichter König von Frankreich werden; denn die Nachrichten über das Befinden Ludwigs XV. lauteten derart, dass man jeden Tag der Botschaft von seinem Tode entgegensah. Philipp V. war in Spanien nicht glücklich: unter dem schönen Himmel seiner Heimat hoffte er seine Gesundheit und seine Seelenruhe wieder zu finden. Der Königin war Spanien und seine Bevölkerung zuwider und sie hinwieder den Spaniern. Selten fuhr sie durch die Straßen Madrids, ohne dass sie nicht den Zuruf hören musste:

Elisabeth Farnese.

„Es lebe der König und die Savoyardin!" („Viva el rey y la Savoiana!") Die Savoyardin[1]) war aber ihre Vorgängerin, von den Spaniern ebenso geliebt, als sie selber verabscheut war. Wie gern wäre sie erst Königin von Frankreich geworden! Darum gieng sie gern mit nach San Ildefonso, sie war Frankreich dadurch näher. In Madrid aber sollte nach ihrem Willen

Don Luis.

fortregiert werden. Don Luis, der neue König, sollte nur nach den Weisungen von San Ildefonso handeln. In diesem Sinne wurden lauter unselbständige Köpfe als Räthe gewählt. Der einzige fähige Mann, Grimaldo, ein Biscajer, begleitete den alten König in die Zurückgezogenheit, um stets mit seinem Rathe bei der Hand zu sein. Mit dem Vorsatz, sich nur mit dem Gedanken an die Ewigkeit zu beschäftigen, stimmte der große Jahresgehalt nicht überein, welchen Philipp V. sich ausbedang und welcher den Staatsschatz drückte. Der alte König täuschte sich in seinem Sohne, der verschlossen und schweigsam war, wie Ludwig XV. So sehr der Vater die Franzosen liebte, so sehr hasste sie Don Luis. Das Benehmen der jungen Königin, die

[1]) Coxe, l. c. III, chap. 33. — Duclos, l. c. p. 608.

so ausschweifend war und so sehr alle Rücksichten außeracht setzte, dass der König sie einige Zeit einsperren ließ, ihre Kammerfrauen und Liebhaber von ihr entfernte und sich mit dem Plane der Ehescheidung trug, mag zu diesem Hass gegen die Franzosen nicht wenig beigetragen haben. Diese Abneigung gegen alles Französische gefiel aber gerade den Spaniern. Don Luis war kein fremder König, sondern in Castilien geboren und, obschon er noch weniger Fähigkeiten hatte als Ludwig XV., war er doch der Stern ihrer Hoffnungen. Seine Umgebung reizte ihn bald gegen den König und die Königin in San Ildefonso. Der Marschall Villars spricht in seinen Denkwürdigkeiten die Befürchtung aus, die Räthe in Madrid würden Don Philipp keinen Piaster mehr auszahlen lassen und der König sich glücklich schätzen müssen, wenn er sicher sein Mittags- und Abendessen bekomme.[1]) Philipp schien sehr bald nach Frankreich reisen zu wollen, was zunächst dem Bourbon unangenehm war, obwohl er damals mit dem Gedanken umgieng, Philipps Entsagung auf den Thron Frankreichs für ungiltig erklären zu lassen. Polignac und Rohan verhandelten damals schon in Rom mit Alberoni darüber, dass er die Leitung der Geschäfte wieder übernehmen solle, im Falle dass der Herzog nach dem Tode Ludwigs XV. aus Spanien den Fürsten herbeiziehen wolle, welcher ihm für die Regierung Frankreichs am geeignetsten schiene. Alberoni fühlte sich zwar geschmeichelt durch den Antrag, meinte aber, die Castilianer würden nichts von ihm wissen wollen: „Spanien ist ein Leichnam, dem ich wieder einmal Leben eingehaucht habe, jetzt ist er aber in sein Grab zurückgesunken." — All diesen Plänen machte der Tod des jungen Königs Luis ein Ende. Er starb am 21. August 1724 an der Blatternkrankheit, nachdem er noch seinen Vater zu seinem Erben eingesetzt und ihn hatte bitten lassen, wieder die Regierung zu übernehmen.

Die junge Königin. *Alberoni.* *Don Luis † 21. Aug. 1724.*

Blieb die Entsagung in Kraft, so musste Philipps und der Savoyardin zweiter Sohn, der zehnjährige Infant Ferdinand, den Thron besteigen. Das wünschte das spanische Volk in seinem Hasse gegen alle Fremde, das wünschte der Regentschaftsrath, weil er für den Knaben herrschen wollte. Dazu rieth Don Philipp sein eigener Beichtvater Bermudez; er habe gelobt, ganz nur der Religion zu leben, weltliche Sorgen würden ihn von dem Ewigen abziehen. Philipp V. war auch dieser Ansicht. Auf die Mahnung, schon seiner Kinder wegen müsse er wieder regieren, entgegnete er: Gott werde schon für sie sorgen. Die Königin war aber des Lebens in der Zurückgezogenheit schon satt: sie nannte Bermudez wegen seines Rathes einen Verräther und Judas. Auch die Amme des Königs, die bei ihm in hoher Geltung stand, Sennora Luisia, sagte ihm keck: es sei schändlich, dass er seinen Sohn einem Regentschaftsrath überlasse, der bald die königliche Macht auf ein Nichts herabsetzen würde. Sie wurde so heftig, dass die Königin, welche bemerkte, der König werde bleich darüber, zu ihr sagte: „Schweigen Sie; wenn der König stirbt, so tragen Sie

Don Ferdinand. *Elisabeth Farnese.* *Sennora Luisia.*

[1]) Villars, Mémoires (1724), éd. Michaud, p. 302.

die Schuld!" — „So mag er sterben," antwortete das muthige Weib, „es geht dann nur ein Mensch zugrunde, wenn er aber die Regierung nicht übernimmt, so gehen seine Völker, seine Kinder und das Reich zugrunde." Fünf Tage schwankte der König, bis ihm der päpstliche Nuntius Aldobrandini sein Bedenken ausredete. Am 5. September 1724 unterzeichnete er den Erlass, durch welchen er den Wiederantritt der Regierung ankündigte. Villars schrieb damals:[1] „Die Charakterschwäche des Königs ist eine sehr gefährliche Sache, aber die Regierung der Junta während der Regierung Don Ferdinands hätte das Reich zugrunde gerichtet." Darum vernahm der französische Hof mit Freude, dass das Unglück ferne gehalten wurde. Elisabeth drang nun in den Herzog von Bourbon, die Ansprüche ihrer Söhne auf Parma und Piacenza bald geltend zu machen, und brachte ihn dadurch in nicht geringe Verlegenheit, denn der Papst machte darauf als auf Lehen des Heiligen Stuhles Anspruch; Gaston klagte, dass man über sein Großherzogthum verfüge, ohne ein Recht darauf zu haben, und der Kaiser wollte sein Recht als oberster Lehensherr anerkannt wissen.

Philipp V. wieder König.

Bourbons Walten.

Was während Bourbons Leitung der Geschäfte geschah, zeigt die Unfähigkeit des Mannes. Von der Heilung des beschädigten Finanzwesens verstand er nichts. Man überließ sie einem der Brüder Paris, Duverney, einem der Günstlinge der de Prie: bisher ein Gegner des Systems, wollte er durch systematisches Wesen dem kranken Geldwesen aufhelfen; er minderte den gesetzlichen Wert des Geldes, er wollte die Preise der Lebensmittel, die während des Papierschwindels eine ungemeine Höhe erreichten, gewaltsam herabsetzen. Durch das System waren eine Menge Menschen um ihr Vermögen gekommen und die Bettelei erreichte eine unerträgliche Höhe. Man zählte allein in Paris 30.000 Bettler. Nun erschienen harte Verordnungen gegen die Bettelei, 17. Juli 1724. Zugleich wurde verordnet, bei jedem Spital solle für Dürftige eine Zufluchtsstätte sein und ein Gefängnis für Landstreicher und Bettler und Arbeitshäuser für beide. Der Befehl aber ergieng, ehe die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, man drängte die Unglücklichen, ohne Kleidung und Lebensmittel, in den engen Raum der Spitäler zusammen. „Legt sie auf das Stroh und gebt ihnen Brot und Wasser," hieß es, „sie werden wenig Platz brauchen." Man brandmarkte die Bettler. Mitleid und Unwille regten sich. Die Behörden ließen die Gefangenen entschlüpfen. Die Soldaten machten sich eine Ehrensache daraus, keinen Bettler zu fangen. Als die Regierung ein Schützencorps errichtete, um auf die Bettler zu fahnden, griffen die Truppen, welche diese Leute ersetzen sollten, sie mit blanker Waffe an. Als die Regierung Todesstrafe für Hausdiebstahl anordnete, galt jeder für ehrlos, der einen Dieb anzeigte. Noch mehr regte sich die Stimmung, als die strengen Gesetze gegen die Calvinisten erneuert wurden. Man hatte ihre Ausführung in den letzten Zeiten Ludwigs XIV. unterlassen, unter der Regierung des Herzogs von Orleans war die Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen zu groß. Jetzt drang Lavergne de Tressan, Erzbischof von Orleans, bloß um sich hervorzuthun, der unter Dubois aufgekommen war, und geradeso wenig Glauben besaß als dieser, auf strenge Durchführung, weil die geheimen Versammlungen der Hugenotten wieder zahlreicher würden. Am 14. Mai 1724 wurde eine Reihe von strengen Gesetzen wieder erlassen. Es gab Bischöfe, die sich bitter darüber beklagten, es gab Behörden, die sie unbeachtet ließen; andere vollzogen sie, viele Calvinisten wanderten aus. Das menschenarme Schweden lud sie ein

Bettelei in Paris.

Calvinisten.

---

[1]) Villars, Mémoires.

und gewährte ihnen Land und Schutz. Die öffentliche Meinung sprach sich stark gegen diese Verfolgung aus, die Regierung nahm die Verordnung nicht zurück, weil sie ihren Fehler nicht eingestehen wollte, verbot aber insgeheim jedes Vorgehen gegen Rückfällige.

Das Hauptabsehen Bourbons war jedoch, ein Gelangen des Herzogs von Orleans auf den Thron zu verhindern. Noch immer war der König schwach. Die Ärzte riethen als Mittel, die Gesundheit zu stärken, die Beschäftigung mit der Jagd an. Der Herzog lehrte nun den jungen König die Freuden der Jagd kennen. Ludwig fand bald solches Gefallen daran, dass er ein gewaltiger Nimrod wurde. Sein Aussehen besserte sich. 1725 bekam er aber plötzlich infolge einer Überladung des Magens Fieber. Niemand war ängstlicher als Bourbon: „Wenn er stirbt, ist's aus mit mir; kommt er davon, so muss er heiraten!“ [1]) Ludwig XV. war schon in den Jahren, wo man Nachkommenschaft von ihm erwarten konnte; starb er dann, so konnte Bourbon für den minderjährigen Sohn die Regierung fortführen. Also der König sollte heiraten, aber seine Braut, die Infantin, war noch zu jung. Von jetzt an wurde der Plan berathen, die Infantin wieder zurück zu schicken [2]) und den König mit einer andern zu vermählen. Ludwig XV. jagt, erkrankt,

Es war das aber eine Beschimpfung für Philipp V., die zu einer Kriegserklärung führen konnte. Man wollte zuerst durch Tessé auf Philipp V. wirken, sein Gewissen rühren: Ludwig XV., der jetzt stark und kräftig geworden sei, könnte die Beute der Verführung werden, wenn er sich nicht bald vermähle. Tessé aber ließ sich lieber abberufen, als dass er diesen Auftrag übernahm. Nun suchte Bourbon unter der Hand nach heiratsfähigen Prinzessinnen. Man fand deren 99, darunter 55, die katholisch waren. Unter ihnen wurden, aus diesem oder jenem Grund, alle bis auf zwei für unmöglich erklärt. Die eine war die Prinzessin Anna von England, und die andere die Herzogin von Vermandois, die leibliche Schwester des Regenten, auf welche letztere es eigentlich abgesehen war. Wurde Bourbons Schwester Königin, so blieb er bei der Abneigung des Königs gegen jede Beschäftigung außer Jagd und Spiel, im Besitze der Gewalt. Der Plan mit der Engländerin war nicht ernstlich gemeint, und Georg I. erklärte auch das, was man erwartete, dass der Glaube ein unumstößliches Hindernis sei, d. h. dass seine Tochter um den Preis einer Glaubensveränderung nicht Königin von Frankreich werden solle. Also schien der Vermandois die Krone sicher. Sie war zwar fünf Jahre älter als der König, aber sehr schön und geistvoll. Aber die de Prie machte alles wieder rückgängig; sie wollte eine fügsame Königin haben. Die Marquise reiste unter falschem Namen in das Kloster, wo die Prinzessin weilte, um sich zu vergewissern, was sie für sich zu erwarten habe, musste aber, als sie auf sich selber die Rede brachte, von der Prinzessin, die in edlen Grundsätzen erzogen war, vernehmen, welchen Abscheu sie vor der Ehebrecherin hege, mit der ihr Bruder lebe. Mit Mühe beherrschte sich die Marquise, beim Hinausgehen sagte sie vor sich: „Du sollst nie Königin von Frankreich werden.“ Die Vermandois blieb auch im Kloster. soll heirathen, die Vermandois. Georg I.

[1]) Villars, Mémoires, 1725.
[2]) Duclos, l. c. p. 609

Russisches Angebot. Eine andere wichtige Verbindung wurde damals angeboten.[1]) Russland suchte mehrmals sich Frankreich zu nähern; wäre der Minister ein Mann von wahrer politischer Begabung gewesen, so hätte es vielleicht zu einem Bund zwischen Russland, Frankreich und Italien gegen die Seemächte und den Kaiser kommen können. Die Kaiserin Katharina I. wünschte ihre Tochter Elisabeth, die spätere Kaiserin, mit Ludwig XV. zu vermählen und bot dem Bourbon ihre Verwendung bei der Königswahl in Polen an. Um sich zu verstärken durch die Partei des Stanislaus Leczinski, sollte Bourbon sich mit dessen Tochter Maria Leczinska vermählen. Aber die Marquise de Prie wollte ihren Geliebten nicht in Polen und nicht vermählt wissen. Man lehnte also die Russin höflich ab, die Franzosen würden nie meinen, dass es der Prinzessin Elisabeth mit ihrer Glaubensänderung Ernst sei!

Stanislaus Leczinski. Maria Leczinska sollte Königin von Frankreich werden. Stanislaus Leczinski lebte, seit er durch den Tod seines Beschützers, Karls XII., auch Zweibrücken verloren hatte, von einem Gnadengehalt der französischen Regierung in Weißenburg ziemlich dürftig und immer in Sorgen, auf Befehl Augusts von Sachsen oder von seinen früheren Gegnern in Polen aufgehoben oder ermordet zu werden. Wenn die de Prie seine Tochter aus der Noth auf den Thron Frankreichs erhob, so meinte sie, wohl auf Dankbarkeit und Willfährigkeit rechnen zu dürfen und dass die Königin an der Ehebrecherin aus bürgerlichem Stand keinen Anstoß nehmen werde. Den Herzog von Bourbon machte die Marquise glauben, dass jede Prinzessin aus einem andern Hause die Orleans begünstige und eine Verbindung des Königs mit der Vermandois werde ihm, dem Staatslenker, als Eigensucht gedeutet werden und sicher eine Kriegserklärung von Seite Spaniens zur Folge haben. So wurde denn an Stanislaus Leczinski ein Bewerbungsschreiben gesendet, das er eben erhielt, als er von der Jagd kam. „Knien wir nieder und danken wir Gott!“ rief er, als er in das Wohnzimmer trat. „Bist du auf den Maria Leczinska. Thron von Polen zurückberufen, Vater?“ fragte seine Tochter Maria. „O nein, meine Tochter, Gott ist noch viel gütiger gegen uns, du wirst Königin von Frankreich.“[2]) Man kann sich die Freude der armen Familie leicht vorstellen, die da lange meinte, es schwebe ihnen ein Traumbild vor. Maria wäre bisher stolz darauf gewesen, einem der Großen des Hofes angetraut zu werden. Wir begreifen, dass ihr Vater gern versprach, nie die Hilfe Frankreichs in Anspruch zu nehmen, um wieder auf den Thron von Polen zu kommen. Die Leczinska war keine Schönheit,[3]) aber eine edle anmuthige Gestalt, sowie wohlwollend und edlen Sinnes. „Sie gefällt mir über alles, was ich sagen kann“, schrieb der Hofmann, welcher zuerst abgesandt wurde, um Bericht über ihre Persönlichkeit Königin von Frankreich. zu geben. Am 2. September 1725 wurde sie in der Kathedrale zu Straßburg getraut. Die Stelle des Königs musste Orleans vertreten: so wollte es die Bosheit der Marquise oder des Herzogs, denn diese Vermählung machte ja allen Hoffnungen der Orleans auf den Thron ein Ende. Am 4. September kam sie mit dem König zusammen. Villars schreibt:[4]) „Ich fand sie sehr liebenswürdig und sagte ihr: ‚Die Zufriedenheit über diese Vermählung ist allgemein und alle, die Ihre edlen Eigenschaften kennen, wünschen, dass Sie volle Herrschaft über den Geist des Königs erringen.‘“ Dieses offene Bekenntnis ist merkwürdig. Die Vertrautesten

[1]) Duclos, l. c. p. 609.
[2]) Ibid. p. 610.
[3]) Villars, Mémoires, p. 311.
[4]) Ibid. p. 316.

hielten also Ludwig für einen Menschen, der nie selbständig werden würde. Übrigens war Maria Leczinska sechs Jahre älter als Ludwig.

Vor der Vermählung musste die Infantin zurückgeschickt werden (5. April 1725). Am spanischen Hof hatte man Wind von diesem Plan; der Gesandte ließ in Paris die Drohung durchblicken, man werde sich mit dem Kaiser verbinden gegen Frankreich. Das Tagebuch Villars läßt uns deutlich die Lage erkennen.[1]) Der König und die Königin von Spanien wollten von einer Auflösung des Bündnisses aus Gewissensbedenknissen nichts wissen. Da überbrachte ihnen Abbé Libri das Absagungsschreiben auf den Knien, Thränen in den Augen. Die Majestäten ließen es unberührt liegen und beherrschten sich, aber am andern Tag brach der Sturm los. Die Königin riss ein Armband mit dem Bildnis Ludwigs XV. vom Arme, warf es zu Boden, trat es mit Füßen und schrie: „Diese Bourbonen sind treulos — mit Ausnahme Euer Majestät.“ — Zum englischen Gesandten Stanhope sagte Philipp V. „Sie sehen, wie man uns behandelt.“ Noch ärger äußerte sich die Königin über den Regenten. „Dieser Schurke, dieser meineidige Trunkenbold! Weil der König den Mann seiner Dirne, der de Prie, nicht zum Granden von Spanien hat machen wollen (das hatte Bourbon in der That verlangt, da er nicht wagte, ihn zum Pair von Frankreich zu ernennen), so schickt er uns die Infantin zurück. Das ist ein Schimpf, der nur im Blut abgewaschen werden kann.“ Alsbald musste der Vertreter Frankreichs Spanien verlassen und wurde die Witwe des Don Louis und die Beaujolais, die Verlobte des Don Carlos, zur Bidassoa geschickt, wo die Prinzessinnen zum zweitenmal ausgetauscht wurden. Die Infantin wurde später Königin von Portugal! —

Bruch mit Spanien.

Annäherung Spaniens an den Kaiser. Ripperda. Die Handelsgesellschaft von Ostende. Die pragmatische Sanction.

Nach dem Bruch mit dem bisherigen Freunde suchte die Königin von Spanien jetzt umso eifriger eine Verbindung, welche sie bisher am leidenschaftlichsten bekämpft hatte, mit dem Kaiser. Der Vermittler war ein politischer Abenteurer aus der Schule Alberonis, Baron Johann Wilhelm Ripperda, geboren 1690 zu Gröningen. Der Abkömmling einer spanischen Familie, die sich nach Holland geflüchtet, hatte er sich früh dem Soldatendienste gewidmet und schon 1712 ein Infanterie-Regiment befehligt. Als tüchtiger Soldat im holländischen Kriegsdienst, wurde er während des spanischen Erbfolgekrieges mit Eugen bekannt. Daneben lernte er mit Eifer fremde Sprachen, verstand sich auf Handel und Fabriken, auf politische Fragen und galt namentlich für geschickt in allem, was National-Ökonomie anlangte. Er war ein Mann

Ripperda.

[1]) Villars, l. c. p. 309.

von Muth und Geist, der aber auch seiner Einbildungskraft gern die Zügel schießen ließ, mehr wie jeder andere geeignet, Philipp V., der in seinem Stolze und Größenwahn alles für möglich hielt, und die Königin mit fortzureißen, die an der Liebe zu ihren Kindern ihren Ehrgeiz entzündete. Ein Auftrag seiner Regierung führte ihn 1715 nach Madrid, wo er Alberoni kennen lernte. 1718 kehrte er dahin zurück, um sich in Spanien niederzulassen, wurde katholisch und von Alberoni verwendet, um die Flotte und den Handel Spaniens zu heben. In Alberonis Sturz nicht verwickelt, stieg er in der Gunst des Königs und der Königin, indem er ihnen versprach, Spanien zu seiner alten Größe und seinem Reichthum zu erheben, ihnen aber auch beharrlich rieth, sich Österreich zu nähern: der Kaiser sei ein zu guter Katholik, als dass er nicht die Verbindung mit einer Macht wie Spanien wünschen und der Allianz mit den häretischen Mächten, die ihn nur getäuscht hätten, überdrüssig sein müsse. In der That war damals eine Spannung eingetreten zwischen dem Kaiser und den Seemächten. Der Grund war die Handelsgesellschaft in Ostende.

Ostendische Hansa. Karl VI. hatte Sinn und Eifer dafür, durch Begünstigung von Handel und Gewerbe den Reichthum seiner Unterthanen zu heben — er hat z. B. viel für Triest gethan, welches früher nie neben Aquileja und dann nie neben Venedig hatte aufkommen können, aber erst unter Österreich zu wahrer Bedeutung emporgestiegen ist. Der Handel lag aber besonders darnieder in den ehemals spanischen Niederlanden, die durch den Frieden von Utrecht an Österreich gekommen waren, und die Holländer verlangten darin, dass die Schelde geschlossen bleiben müsse und die Flammänder sich nicht weiter in Ostindien ausbreiten dürfen. Das einst so reiche und tüchtige Antwerpen lag nun als ein Opfer Amsterdams traurig darnieder. Karl VI. wünschte den rührigen Belgiern aufzuhelfen und durch Hebung ihres Wohlstandes ihre Liebe zu gewinnen. Die Schelde, wie später Kaiser Joseph II., gewaltsam wieder zu eröffnen wagte Karl VI. nicht. Prinz Eugen[1]) rieth zur Vorsicht; dass aber der Genuss der Handelsfreiheit als ein Recht der Natur allen Völkern gestattet sei, lag doch auf der Hand. In Belgien war noch ein anderer Hafen von Bedeutung, Ostende. Jakobitische Kaufleute aus England hatten sich da niedergelassen und gedachten hier eine Handelsgesellschaft zu gründen, wie eine ähnliche zu Zeiten der Elisabeth von England entstanden war und andere zu Zeiten Colberts in Frankreich. Johann Kerr. Johann Kerr von Kerrsland, ein durch Geist und Muth hervorragender Kaufmann, reiste nach Wien, um dem Kaiser einen Plan vorzulegen, und dieser versprach, die Schiffe, welche die Belgier zur weiten Seefahrt auszurüsten gedächten, mit aller Macht zu schützen. Unternehmende Männer brachten ein Capital von 2,400.000 Gulden zusammen, sandten zwei Schiffe nach Ostindien, welche 1716 mit reichem Gewinne nach Ostende zurückkehrten. Ihnen folgten andere und man gab sich in Belgien der Hoffnung hin, bald den Wohlstand früherer Zeiten zu erreichen. Mit Eifersucht sahen aber die Holländer auf dieses Beginnen: sie nahmen ein Schiff

---

[1]) Arneth, Prinz Eugen, III, S. 125—137.

an der Westküste von Afrika weg, ein zweites an der Küste Guineas, ein drittes wurde feindselig in der Capstadt behandelt. Eugen drang darauf, Genugthuung zu verlangen. Das holländische Schiff, welches ein belgisches aufgebracht hatte, wurde wieder von einem belgischen aufgehalten und als gute Prise nach Ostende geführt. Eugen, der damals Statthalter in den Niederlanden war, glaubte, der Kaiser dürfe seine Flagge nicht beschimpfen lassen und nicht auf halbem Wege stehen bleiben, er müsse die errungenen Vortheile festhalten, und rieth nun selber, obschon er früher vor einer Handelsgesellschaft wegen Eifersucht der Seemächte gewarnt hatte, zur Gründung einer Hansa, bei der jedermann sein Geld vortheilhaft anlegen, durch welche Handel und Gewerbe sich heben und der Wohlstand über das ganze Land sich ausbreiten werde. Holland. Eugen.

Der Plan einer Handelsgesellschaft wurde nun entworfen. Schon am 22. August 1719 war vom Großmogul die Bewilligung zu einer Niederlassung im Hafen von Koblong, drei Meilen von Madras, an der Küste von Koromandel ertheilt worden. Am 16. Juni 1722 genehmigte der Kaiser die Gründung einer Handelsgesellschaft nach Ost- und Westindien und nach den afrikanischen Inseln unter dem Namen „Ostendische Handelsgesellschaft." Der Kaiser ertheilte ihr das Recht, sein Wappen und seine Flagge zu führen, das Versprechen des kräftigsten Schutzes gegen jedwede Beeinträchtigung; dafür solle er erhalten eine sechsprocentige Abgabe beim Ergebnis der Warenverkäufe und das Geschenk eines goldenen gekrönten Löwen, zwanzig Mark schwer, welcher das Wappen der Compagnie in seinen Klauen hält — ein solcher Löwe solle jedem seiner Nachfolger beim Regierungsantritt als Zeichen der Huldigung von der Gesellschaft übergeben werden. — Das Vorrecht des Handels nach Ost- und Westindien und den afrikanischen Inseln war der Gesellschaft zunächst auf dreißig Jahre ertheilt. Das Stammcapital, zu sechs Millionen gerechnet, ward in 6000 Actien, je zu 1000 Gulden vertheilt. Nach dem Vorbild der englischen und französischen Handelsgesellschaften erhielt auch die ostendische ihre unabhängige Verwaltung und das Recht, mit den Fürsten Indiens und Afrikas Verträge zu schließen. Am 22. September 1722 wurde der Erlass des Kaisers veröffentlicht. Der Jubel darüber war groß in Belgien. Bald waren alle Actien vergriffen, zumal nicht bloß Kaufleute, sondern auch der reiche Adel sich daran betheiligten; denn weise hatte der Kaiser, wie einst Colbert, erklärt, dass der Beitritt zur Gesellschaft dem Rang und den Vorrechten des Adels keinen Eintrag thue. Der Aufschwung der Gesellschaft war rasch und glänzend; sie sandte Schiffe nach Bengalen, nach Sina, und diese kamen mit reichen Ladungen zurück; in kurzer Zeit stieg der Wert der Actien um das Doppelte. Umso wilder war aber auch die Eifersucht der Holländer und Engländer. Jene erklärten, der Friede von Westfalen und von Utrecht sei verletzt, weil sie nicht allein den Gewinn vom Handel nach Asien in die Tasche stecken konnten. Beim Congress zu Cambray wurde rücksichtslos die Aufhebung der neuen Handesgesellschaft verlangt. Hansa zu Ostende. Statuten. Der Adel Belgiens.

Dieser Congress von Cambray, welcher den von der Quadrupel-Allianz erzwungenen und nur in großen Umrissen bestimmten Frieden in den einzelnen Bestimmungen durchführen sollte, kam 1722 zusammen und tagte bis 1724 — er ist einer der flauesten. Congress von Cambray.

Zuerst wurde mit Streitigkeiten über den Vorrang die Zeit durchgebracht, dann mit Klagen über die Handelsgesellschaft. Voltaire, welcher damals durch

Cambray kam, schrieb höhnisch über die großen und vielen Gastmähler, über die langen Perücken und die Köche der Gesandten und dass die Vertreter Englands mehr Couriere nach der Champagne, als nach London schickten. Bald wurde die Überzeugung allgemein, dass der Congress eher den Krieg, als den Frieden zustande bringe. Villars[1]) klagt in seinem Tagebuch, dass die Gesandten des Kaisers einen unerträglichen Stolz zeigten, oder besser gesagt, dass sie ein würdiges Selbstgefühl an den Tag legten, und erzählt, dass die französischen Gesandten die Weisung bekommen hätten, die Sache so zu drehen, dass, wenn der Friede scheitere, in der Meinung der Welt die Schuld des Krieges auf den Kaiser falle, während Holland, England und Frankreich daran schuld waren. Ein anderer Punkt wurde hier zum erstenmal zur Sprache gebracht und von den Mächten benutzt, dem Kaiser Verlegenheiten zu bereiten und Zugeständnisse zu fordern, nämlich die pragmatische Sanction.

Pragmatische Sanction.

Vom Habsburgischen Mannsstamm war damals nur noch Karl VI. vorhanden: wenn er kinderlos starb, so konnte um das herrliche Österreich ein Kampf entstehen, blutig und nachhaltig, wie um das spanische Erbe. Die Schrecken dieses Krieges, in welchem er selber eine so bedeutsame Rolle spielte, hatten Karl VI. hinlänglich belehrt, wie wichtig eine wohlgeordnete Thronfolge für das Glück der Völker sei. Schon 1713 arbeitete der Kaiser[2]) mit seinen Räthen das Gesetz aus, wonach die österreichischen Länder untheilbar sein sollten, und dass zunächst auf die männlichen Nachkommen des Kaisers, und in Ermangelung von Manneserben, auf dessen Töchter nach dem Alter, und in Ermangelung von Töchtern, auf die Töchter des Kaisers Joseph I., auf deren männliche und weibliche Nachkommenschaft das Erbrecht fallen solle. Zwar hatte Leopold I. festgesetzt, dass die Töchter Josephs I. den Töchtern Karls VI. vorangehen sollten, aber Karl nahm das Recht, ein Grundgesetz des Reiches aufzustellen, gleichfalls in Anspruch, zumal er die Zustimmung aller Stände seiner Länder und nach und nach auch der meisten Cabinette Europas erhielt. Die Töchter Josephs I. entsagten vor ihrer Vermählung feierlich auf jeden Anspruch an das Erbrecht vor den Töchtern Karls VI. Der Name pragmatische Sanction, welchen der Kaiser diesem Gesetze gab, ist ein sehr alter für Gesetze von unwiderruflicher Natur, welche wichtige Verhältnisse für immer ordnen sollten. So erließ schon Kaiser Justinian I. eine pragmatische Sanction, so nannte Karl IV. das Gesetz, worin er 1438 die gallicanische Kirche ordnete, pragmatische Sanction. Als Don Carlos III. 1759 das Königreich beider Sicilien auf seinen dritten Sohn übertrug, nannte er diese Verordnung gleichfalls pragmatische Sanction. Karl VI. hatte noch keine Kinder, als er derart über die Erbfolge bestimmte. Erst am 13. April 1716 ward ihm ein Sohn, Erzherzog Leopold, geboren, der aber schon 4. November des gleichen Jahres starb. Fortan wurden ihm

[1]) Villars, l. c. p. 305 ff.
[2]) Kaiser Karl VI. und die pragmatische Sanction.

nur Töchter geboren: Maria Theresia am 13. Mai 1717, welche einen so glänzenden Ruhm sich erwerben sollte, Maria Anna, welche die Gemahlin Karls von Lothringen wurde. Es trat also hier der in der pragmatischen Sanction vorgesehene Fall ein, dass an die Hand der ältesten Tochter des Kaisers die vielen und schönen Länder, welche der letzte Habsburger besaß, geknüpft sein sollten. Wenn ein spanischer Prinz die Hand der Maria Theresia gewann, so war ja die höchste Sehnsucht der Elisabeth Farnese befriedigt. Ripperda machte sie auf dieses lockende Ziel aufmerksam und versprach, es zu erreichen, wenn man ihn mit den nöthigen Vollmachten nach Wien sende, und mit gewohnter Leidenschaft warf sich die habsüchtige Königin, zumal von Frankreich die schwere Beleidigung im Zuge war, auf eine Aussöhnung mit Österreich. — Töchter Karls VI.

Das Wiener Bündnis von 1724. Gegenbund zu Hannover 1725.

Im November 1724 traf Ripperda, als wäre er auf der Durchreise nach Russland, in Wien ein, mit Vollmacht versehen, mit dem Kaiser Frieden zu schließen und über eine Heirat zwischen Don Fernando und der jüngsten Erzherzogin zu unterhandeln, wenn sie die Niederlande und die italienischen Länder des Kaisers als Mitgift bekäme. Überdies hatte er den Auftrag, die Anwartschaft auf Toscana und Parma für Don Carlos von neuem zugesichert zu erhalten und für ebendenselben um die Hand der ältesten Erzherzogin, Maria Theresia, zu werben. Sinzendorff gieng auf diese Pläne ein, Eugen warnte vor einer zu nahen Verbindung mit Spanien, andere staunten darüber, dass man Österreich zu einer spanischen Provinz machen wolle. Die Kaiserin zitterte für ihren Plan, ihre Tochter mit Franz von Lothringen zu vermählen. Karl VI. aber, der an Spanien hieng, hörte gerne von den Vortheilen des Bundes sprechen, wie der König 80.000 Mann auf den Füßen habe und fünfzig Millionen Einkünfte beziehe, und wie er bereit sei, all seine Macht und seine Schätze für Österreich aufzubieten, und dass jetzt oder nie Gelegenheit geboten würde, den Franzosen nicht bloß das Elsass und Straßburg, sondern auch die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun zu entreißen; nur müsse der Kaiser für solche Vortheile sich aufs innigste mit Spanien verbinden: drei Erzherzoginnen sollten sich mit drei Söhnen des Königs, mit Don Fernando, Don Carlos und Don Philipp vermählen. Eugen und Starhemberg warnten wiederholt vor allzugroßen Opfern, welche die spanische Freundschaft nicht wert sei, und so wurde auch Ripperda entgegnet, eine Verbindung aller Erzherzoginnen mit spanischen Prinzen werde ganz Europa in Aufregung bringen; auch zeige die Rücksendung der Infantin aus Paris, wie schädlich es sei, Prinzessinnen in ihren Kinderjahren schon zu

Ripperda in Wien. Heiratspläne. Bund mit Spanien.

Wiener Bündnis. verloben. Dagegen kam am 23. April 1725 das Wiener Bündnis zustande, worin, auf Grundlage der Quadrupel-Allianz, der Kaiser auf seine Ansprüche an Spanien verzichtete, Philipp V. ihm dagegen den Besitz von Mailand, Neapel und Sicilien gewährleistete. Karl VI. anerkannte die Anwartschaft auf Parma, Piacenza und Toscana, Philipp V. dagegen verhieß die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction. Beide Herrscher sollten die Titel, welche sie bisher geführt, auch ferner führen, und die Ehren und Würden, welche sie während des beiderseitigen Krieges ihren Unterthanen ertheilt, giltig bleiben. An diesen Vertrag wurde am nächsten Tag ein geheimer angeknüpft, ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Karl VI. und Philipp V., welches die Höhe der Truppen, mit welchen ein Staat dem andern zuhilfe kommen sollte, genau bestimmte. Karl versprach Spanien seine guten Dienste zur Wiedergewinnung von Gibraltar und Port Mahon. Spanien aber versprach dem Kaiser, seinen Unterthanen im Handel die gleichen Rechte, wie den Engländern und Holländern zuzugestehen, und der Ostendischen Handelsgesellschaft jegliche Begünstigung einzuräumen. Sollte Georg I. von England den Absichten beider Mächte entgegentreten, so versprach der Kaiser seine Unterstützung, um die Stuarts nach England zurückzuführen.

Freude Philipps V. Die Freude über diese Nachricht war groß am Hofe zu Madrid, die Zuversicht maßlos. Grimaldo forderte sogleich vom englischen Gesandten Gibraltar und verlangte von Bourbon, daſs er nach Madrid komme und den König für die Beschimpfung um Verzeihung bitte. Um Portugal auf die Seite der Verbündeten zu ziehen, wurde eine doppelte Familienverbindung geschlossen. Den Stuarts wurden Hoffnungen gemacht, und um auch dem spanischen Volke eine Freude zu gewähren, wurden wieder Stiergefechte gestattet, welche seit dem Regierungsantritt Philipps V. verboten waren.

Geheimhaltung wäre beim neuen Bund vor allem nöthig gewesen! Das drohende Auftreten Philipps jedoch machte das englische wie das französische Cabinet sorgsam. Richelieu wurde nach Wien gesandt, um durch Bestechung und in seiner Eigenschaft als Raufbold durch Drohung, hinter das Geheimnis zu kommen, welches der englische Gesandte, Saint-Saphorin, jedoch bald ergründet zu haben scheint.[1]) Sicher ist, Georg I. hatte bald genaue Kunde vom Abschluſs der Verhandlungen. Ripperda war nichts weniger als ein Mann, der von seinen Erfolgen schwieg. Auf seiner Rückkehr in Barcelona prahlte er vor den Officieren der Besatzung: der Kaiser halte 150.000 Mann in Bereitschaft, die im Handumdrehen marschieren könnten. Prinz Eugen habe versprochen, im Falle eines Krieges binnen zwei Monaten noch einmal soviel zu stellen; man solle nur Widerstand wagen, so werde Frankreich von allen Seiten geplündert, der König von Preußen durch den Kaiser und Georg I. durch den Prätendenten aus seinem Lande vertrieben werden. Bei einer anderen Gelegenheit prahlte Ripperda, er habe sechs gute Freunde: Gott, die heilige Jungfrau, den Kaiser, die Kaiserin und den König und die Königin von Spanien.[2]) Dem

Ripperdas Unbesonnenheit.

[1]) Bericht Stanhopes bei Mahon l. c. chap. 14. 1726.

[2]) Don Joseph del Campo Raso, Memorias politicas y militares para servir de continuacion a los Commentarios de San Felipe. I, p. 7.

englischen Gesandten machte Ripperda dagegen die friedlichsten Zusicherungen: er sei König Georg ergeben, wie es nur der beste Unterthan sein könne; wenn er hin und wieder anders rede, so sei dies nur, um seinen Glaubenseifer zu bethätigen, da er als früherer Protestant immer noch im Geruch der Ketzerei stehe und er fürchten müsse, in die Hände der Inquisition zu fallen. Der englische Gesandte zog aber aus seiner Rede nur den Schluss, dass ihm nicht zu trauen sei und dass er nur Zeit gewinnen wolle, bis die Rüstung vollendet und die Silberflotte aus Westindien sicher in Spanien angekommen sei. Die englische Regierung fürchtete einen Jakobiten-Aufstand, denn die Grundsätze wie der Muth der Hochländer waren ungebrochen; man hatte vergebens gesucht, sie zu entwaffnen, man hatte 1715 das Clangesetz erlassen, wonach, wenn ein Lehensmann in einem Aufstand die Waffen ergreife, sein Eigenthum auf seinen Lehensherrn übergehe, wenn dieser ruhig bleibe, umgekehrt aber der treue Vasall eines rebellischen Lehensherrn Freisasse werde. Die Schotten waren aber nur geneigt sich zu erheben, wenn hinlänglich fremde Truppen da wären, einen Aufstand zu unterstützen. Darum handelte es sich eben bei den Höfen von Wien und Madrid, beide aber waren dadurch verletzt, dass Jakab III. damals von seiner Gattin Clementina Sobieski geschieden lebte. Es war ein eigener Fluch des Geschlechtes der Stuarts, dass sie gerne ihre Gunst Unwürdigen verschenkten und jede Vorstellung gegen dieselben als Beleidigung gegen sich annahmen. Damals wurde ein Inverneß Minister Jakobs, und seine Gattin war, wie andere treue Anhänger, gegen denselben, so dass sie drohte, sich in ein Kloster zurückzuziehen, wenn er diesen Minister nicht entferne: er sei Gott nicht treu, wie könne er seinem König treu sein? Clementina Sobieski verwirklichte ihre Drohung und gieng im November 1725 in ein Kloster zu Rom. Der Bruch wurde nun offenkundig, und machte auf die treuen Anhänger des Prätendenten einen peinlichen Eindruck.[1]

Jakobiten. Jakob III. Clementina Sobieski.

Die englischen Minister handelten rasch in Sorge um die Lage. Frankreich stand ohnehin auf ihrer Seite und durch Versprechungen von Hilfe zu Erwerbung von Berg und Jülich gelang es ihnen, auch den König von Preußen in einen Bund gegen Spanien und den Kaiser hineinzuziehen, der am 3. September 1725 zu Hannover[2]) abgeschlossen wurde. Auf fünfzehn Jahre gewährleisteten sich die drei Mächte ihre Besitzungen und all ihre Rechte. Für den Fall, dass eine von ihnen angegriffen würde, sollten England und Frankreich je 12.000 Mann, Preußen 5000 Mann stellen. Zur Erhaltung des gegenseitigen Vertrauens sollte keiner der Verbündeten einen Vertrag mit einer fremden Macht eingehen; wenn ihm von gegnerischer Seite deshalb Anträge gemacht würden, sollte er sie sogleich dem andern mittheilen. Andere Staaten, wie Holland, wollte man zum Eintritt in das Bündnis einladen. Hannover und Preußen versprachen, ihr Contingent nicht zu stellen, wenn der Kaiser den Reichskrieg gegen Frankreich erkläre. Es gelang den beiden Verbündeten, Friedrich Wilhelm derart ins Feuer zu bringen,

Bund zu Hannover. Preußen.

[1]) Mahon, l. c. chap. 14.

[2]) Ibid. chap. 14. — Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, III, S. 539. — Dumont, VIII, P. II, p. 127.

dass er 40.000 bis 50.000 Mann ins Feld zu stellen versprach, wenn man den Kaiser über den Haufen werfen wolle; er würde ihm dann Schlesien nehmen und 40.000 Franzosen oder Engländer sollten durch einen Angriff auf Brabant oder am Rhein ihn unterstützen. Aber weder Georg I. noch Bourbon wollten Preußen größer machen, sie wollten es nur auf ihrer Seite haben gegen den Kaiser, denn, sagt Villars,[1]) er hat 70.000 Mann auf den Beinen und 50 Millionen im Schatz und ist so mächtig wie alle anderen Kurfürsten zusammengenommen und hat daher die Entscheidung über Krieg und Frieden in seiner Hand. England hatte damals wohl die Macht, einen Krieg zu führen, nicht aber Frankreich. Die Finanzen waren in der höchsten Unordnung, das Elend des Volkes groß, man musste das Parlament zwingen, einen Erlass einzuregistrieren, der die bisher Steuerfreien zwang, ein Fünfzigstel des Ertrages ihrer Güter einzuliefern. Bourbon konnte in einem Kriege nur gestürzt werden; gieng er mit dem König zur Armee, so kam seine Unfähigkeit an den Tag; ließ er ihn in Versailles zurück, so konnte der König den nächsten Tag bewogen werden, den verhassten Minister abzusetzen. Übrigens musste gerüstet werden und außer dem stehenden Heere wurde eine Miliz errichtet.

England. Frankreich.

Europa schien also wieder einem großen Kriege entgegenzugehen. Die Lage des Kaisers wurde ernst: man wollte mit überlegener Macht die deutschen Erbländer anfallen, man wollte ihn zur Aufhebung der Handelsgesellschaft von Ostende zwingen. Philipp V. und der Kaiser mussten sich deshalb noch mehr nähern. Karl VI. musste für die beiden Söhne der Elisabeth zwei Erzherzoginnen versprechen, er musste Verwendung oder Hilfe zusagen zur Wiedergewinnung Gibraltars; Spanien hingegen verpflichtete sich zu einer jährlichen Subsidie von drei Millionen. Ripperda war der Vermittler, er hatte in Wien die Hilfsmittel Spaniens größer beschrieben, als sie waren; er hatte in Madrid die Hoffnung gesteigert, dass die Söhne der Königin durch die Vermählung mit den Erzherzoginnen in den Besitz der österreichischen Länder kommen würden. Indem der Kaiser zwei Erzherzoginnen versprach, dachte er an die beiden jüngsten, nicht an die älteste, Maria Theresia. Auch hatte er noch immer die Hoffnung auf einen Sohn nicht aufgegeben; hierin lag die Schwäche des Bündnisses, welche man anfangs übersah.[2])

Karl VI. und Philipp V.

Ripperda schilderte die Erfolge, die er in Wien errungen, in Madrid derart, dass er mit Gunst überhäuft, ja sogar zum Herzog ernannt wurde. Bund und Gegenbund suchten sich zu verstärken. Frankreich reizte die Türkei, mit dem Kaiser zu brechen. Victor Amadeus von Sardinien bot seinen bewaffneten Beistand an, wenn Karl VI. ihm das mailändische Gebiet zwischen dem Tessin, Po und der Adda abtrete, und sich verpflichte, ihm für Sar-

1) Villars, Mémoires. 1726.
2) Arneth, Prinz Eugen, III, Cap. 9.

dinien eine andere Besitzung zu verschaffen. Man entgegnete jedoch, der Kaiser sei gesonnen, seine Erbländer zu erhalten, nicht aber Stück für Stück zu verschenken.[1]) Wichtiger war für den Kaiser, dass Russland sich ihm näherte. Am 6. August 1726 kam das Bündnis zustande, worin Russland dem Kaiser den Besitz seiner Länder verbürgte und im Falle eines Angriffs mit 30.000 Mann zuhilfe zu kommen und je nach Umständen dem Angreifer selber den Krieg zu erklären und nicht eher Frieden zu schließen versprach, bis der Kaiser damit einverstanden sei. Karl VI. hingegen gewährleistete Russland den Besitz seiner Staaten und versprach eine gleich starke Hilfe, wenn die Türkei an Russland den Krieg erkläre.[2]) Die geistlichen Kurfürsten waren für den Kaiser, bald auch Bayern und Pfalz, obschon Frankreich dem Kurfürsten Karl Albrecht die Kaiserkrone und die Theilung der österreichischen Länder in Aussicht stellte. Hessen-Kassel versprach England um Geld beträchtliche Streitkräfte, desgleichen Dänemark und Schweden, Portugal schloss sich an Spanien an. So war denn ganz Europa in zwei große Heerlager gespalten, überall wurde gerüstet; England wollte drei große Flotten aussenden, eine in die Ostsee, eine ins Mittelmeer, eine nach Westindien. Don Philipp erbat sich Starhemberg als Befehlshaber seines Heeres. So sehr Eugen vor dem Bund mit Spanien abgerathen, so sehr drang er jetzt, nachdem er einmal abgeschlossen war, auf kräftige Durchführung und würdige Beharrlichkeit. Indes fiel derjenige, welcher den ganzen Streit entzündet hatte, Ripperda.

Russisches Bündnis 1726.

Türkei.

Er hatte in Wien und Madrid gelogen; Spanien konnte die Summe nicht zahlen, die er versprochen, und der Kaiser wollte Maria Theresia nicht an Don Carlos vermählen. Seine Prahlereien hatten England in Harnisch gebracht und Spanien in Verlegenheit. Philipp V. fieng an sorglich zu werden und die Königin ihren Günstling, der sie getäuscht, zu hassen. Am 14. Mai 1726 erhielt Ripperda, während er aus dem Gemach der Königin heraustrat, ein Schreiben des Königs, welches ihn augenblicklich all seiner Stellungen enthob, ihm jedoch einen Gnadengehalt von 3000 Pistolen aussetzte. Madrid jubelte über den Sturz des verhassten Fremdlings. Ripperda war wie vom Donner gerührt und verlor derart den Kopf, dass er vor Angst im Hause des englischen Gesandten Zuflucht suchte, und diesem in der größten Todesangst und unter strömenden Thränen all die Einzelheiten des geheimen Vertrages mittheilte, ja noch mehr sagte, als verabredet war: so, es sei auf eine Vertilgung des protestantischen Glaubens abgesehen, König Philipp habe geäußert, für einen solchen Zweck verkaufe er alles, sogar sein letztes Hemd. Der spanische Hof sah in diesem Schritte mit Recht das Verbrechen des Hochverraths und verlangte seine Auslieferung von Stanhope, der sie aber standhaft verweigerte. Da wurde Ripperda mit Gewalt aus der Wohnung des Gesandten abgeführt. Stanhope erklärte es vergebens als Verletzung des Völkerrechts. Ripperda kam als Gefangener in das Schloss Segovia; am 2. September

Ripperdas Sturz.

1) Arneth, l. c.
2) Herrmann, l. c. — Arneth, l. c.

Flucht, 1728 aber gelang es ihm zu entfliehen und wohlbehalten Opporto zu erreichen, von wo er unter dem Namen Mendoza nach England sich einschiffte. Hier wurde er gut aufgenommen, solange der Streit mit Spanien währte. Nachher ließ man den Abenteurer fallen: 1731 gieng Ripperda nach Holland, wo er sich wieder zum protestantischen Glauben bekannte. Hier ließ er sich von einem protestantischen Renegaten Perez bereden, in die Dienste des Kaisers von Marokko zu treten. Er gieng nun zum Islam über, wurde Pascha und führte eine Armee gegen die Spanier. Nach einigen Erfolgen aber wurde er bei Ceuta geschlagen
Ende. und nach Tetuan verbannt, wo er 1737 starb. In seinen letzten Jahren suchte er eine Weltreligion zu gründen, in welcher er Juden, Mohammedaner und Christen vereinigen wollte. Er nannte Moses, Elias, David, Jesus Christus und Mohammed Propheten, der Messias habe aber erst noch zu kommen. Die Juden irrten, dass sie auf Jesus und Mohammed zu wenig, die Christen und Mohammedaner, dass sie auf dieselben zuviel hielten. So endete dieser grundsatzlose Abenteurer.[1] —

Cardinal Fleurys Staatsverwaltung.

Fall Bourbons. Bald nach Ripperdas Sturz trat auch in Frankreich ein Wechsel der Regierung ein — diesmal zum Nutzen des Landes. Heinrich von Bourbon, der in der französischen Geschichte nur Monsieur le Duc heißt, wurde seiner Stellung beim jungen König enthoben.

Der Zeitgenosse Duclos[2]) erzählt den Sturz Bourbons also: „Der Herzog und die Marquise de Prie fanden in der Königin in der That bald die Erkenntlichkeit und die Gefälligkeit, welche sie sich von ihr versprochen hatten. Diese Fürstin, bloß geleitet von der Sehnsucht, dem König zu gefallen, dachte gar nicht an die Geschäfte, und der König, der sich mit der Jagd, den Festlichkeiten oder Fahrten nach Chantilly, Rambouillet oder Marly zerstreute, hätte sich durch die Einzelheiten der Regierung, der Geschäfte oder der politischen Verhandlungen sehr belästigt gefühlt. So leitete denn der Herzog mit seiner Geliebten und ihren Freunden unbedingt alles. Wie früher der Regent, machte Bourbon jeden Tag dem König seine Aufwartung, sprach mit ihm oberflächlich über die Geschäfte, wie wenn er mit ihm oder in seiner Gegenwart arbeiten wollte. Der
Fleury. Bischof von Frejus ermangelte nie, sich als Dritter dabei einzufinden. Dieser ewige Dritte belästigte den Herzog und missfiel sehr der Marquise, welche noch immer bedauerte, dass sie die geistlichen Stellen nicht zu vergeben habe. Der Bischof hatte nämlich[3]) früher dem Herzog bescheiden, aber fest erklärt, er mische sich nicht in die weltlichen Angelegenheiten, sein Gewissen gestatte ihm aber nicht, die geistlichen preiszugeben. Auch wäre dies nur eine Erleichterung für den Herzog von Bourbon, nur ein Mann der Kirche verstehe geistliche Angelegenheiten vollkommen. Sei es, dass Bourbon die Bedeutung dieses Geschäftszweiges im Augen-

---

[1]) Auch Ripperda hat seine Biographen: Vie du Duc de Ripperda. Amsterdam 1739. — Moore, Lives of Cardinal Alberoni and the Duke of Ripperda. Lond. 1806. II.

[2]) Mémoires secrets de Duclos, 1726, éd. Michaud, p. 622.

[3]) Duclos, l. c.

blick nicht gehörig würdigte, oder dass er einen Mann, der beim König so beliebt war, nicht zu verletzen wagte, er überließ Fleury vollkommen die geistlichen Angelegenheiten. Die Marquise de Prie aber war rasend darüber. Sie hätte gar zu gern auch die geistlichen Stellen vergeben, zumal sie auch sonst alles in Frankreich unter dem Namen ihres Liebhabers 2½ Jahre lang leitete. Jetzt dachte sie über ein Mittel nach, den Bischof aus dem Sattel zu heben: sie entwarf einen Plan, der ihr die Macht Fleurys und den Eintritt in den Staatsrath verschaffen sollte. Sie überredete ihren Liebhaber, er solle den König verleiten, dass er, um zu arbeiten, zur Königin komme, welche Ludwig XV. damals wenigstens noch mit jener Zuneigung liebte, die jeder junge Mann für seine erste Frau fühlt. Da der Lehrer nicht bei der Königin Unterricht zu geben hätte, so könnte er auch seinem Schüler nicht dahin folgen und so würde er langsam und sachte von seiner Stelle heruntergleiten und auf dem Boden sitzen. Durch die Güte der Königin würde dann die Marquise als Vierte dazu kommen und so den Staat lenken. Das Mittel schien ihr unfehlbar. Der Herzog lud also eines Tages den König ein, bei der Königin zu arbeiten, und der Bischof von Frejus, der nichts davon wusste, begab sich zur bestimmten Stunde in das Gemach des Königs. Nach einigen Augenblicken, da der Herzog nicht kam, gieng der König, ohne ein Wort zum Bischof zu sagen, hinaus, und blieb bei der Königin, zu der der Herzog sich begeben hatte. Der Bischof blieb allein und wartete. Eine Stunde vergieng und mehr. Er wurde jetzt überzeugt, man wolle ihn loshaben. Nun schrieb er dem König einen Brief, wie ein verletzter Mann, aber in zartem, eindringlichem Tone, worin er Abschied vom König nahm und ihm erklärte, er ziehe sich in die Einsamkeit zurück, um sich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Er zog sich in ein Kloster beim Dorf Issy zurück. Als Ludwig in sein Gemach trat, übergab ihm der Kammerdiener den Brief. Der Abschied that ihm weh, in seinen Augen waren Thränen. Um seinen Schmerz seinen Dienern zu verbergen, eilte er in sein Schlafzimmer, wo er drei Viertelstunden sitzen blieb, ohne ein Wort zu sprechen. Der Kammerdiener sagte es dem ersten Edelmann, dem Herzog von Mortemart, der den König ganz trostlos fand, aber Mühe hatte, aus ihm herauszubringen, worüber er sich gräme. „Ei, Sire," sagte er ihm dann, „sind denn nicht Sie der Herr? Sie dürfen ja nur befehlen und der Herzog muss den Bischof von Frejus kommen lassen und Sie werden ihn wieder haben." — Da der König in Verlegenheit war, wie er den Befehl geben solle, so nahm Mortemart die Sache auf sich und übergab dem Herzog von Bourbon den Befehl. Dieser war anfangs wie vom Himmel gefallen, machte dann aber Schwierigkeiten. Mortemart, der jedoch fühlte, dass es sich jetzt um seine eigene Stellung handle, führte eine feste Sprache und der Herzog musste den Bischof einladen, wieder zu kommen. Bourbon hielt mit der Marquise und ihren Vertrauten alsbald eine Berathung über ihre Lage. Einer schlug vor, den Bischof auf dem Wege von Issy nach Versailles festzunehmen, ihn in sein Bisthum zu verbannen und dem König zu sagen, er habe sich geweigert, zu gehorchen. Der Streich war kühn und wäre vielleicht gelungen, denn schwerlich hätte jemand gewagt, gegen die Behauptung des Ministers dem König die Wahrheit zu sagen, und der König, der noch ganz jung und damals viel mit der Königin beschäftigt war, hätte vielleicht bald seinen Lehrer, wenn er ihn nicht mehr sah, vergessen. Zum Glück für Frankreich, welches damals die Beute eines tollen Weibes war, kam der Bischof beim König an, während diese noch beriethen, und wurde von diesem aufgenommen, wie wenn er sein Vater wäre." Von allen fremden Gesandten besuchte damals nur Horace

Marquise de Prie.

Plan zum Sturze Fleurys.

Ludwig XV.

Mortemart.

Bourbon.

Walpole. Walpole, der Bruder des englischen Ministers, den Bischof in Issy, denn er sah seine kommende Macht voraus, und von da stimmt die innige Verbindung zwischen ihm und dem Minister und zwischen der französischen und englischen Regierung.[1])

Nun war es klar, wer beim König am mächtigsten war. Bourbon begann den Bischof mit größter Ehrfurcht zu behandeln und der Bischof missbrauchte seinen Sieg nicht und zeigte keinen Hochmuth. Wahrscheinlich hätte er sich mit dem Wesen der Macht begnügt und dem Herzog von Bourbon den Schein gelassen, wenn dieser sich von der de Prie und Duverney hätte trennen können, welche den öffentlichen Hass auf sich geladen hatten. Mehrmals verlangte Fleury deren Entlassung von Bourbon. Die Königin. Villars[2]) sagt, die Königin habe ihm vertraulich über die Zurückhaltung des Königs gegen sie geklagt, und er habe sie mit den Worten getröstet: „Madame, das Herz des Königs ist weit entfernt von dem, was Liebe heißt, aber lassen Sie Ihre Leidenschaft nicht zu sehr durchblicken, damit niemand bemerkt, dass Sie eine Verminderung seiner Zuneigung befürchten. Bedenken Sie, wie viele schöne Augen sich immer auf ihn richten, welche leicht seine Veränderung, wenn sie es wüssten, benützen könnten." Die Königin klagte über diese Veränderung auch Fleury, der die kurze Antwort gab: „Ich kann nichts dafür!" Der Sturz des Herzogs wurde beschlossen: Am 16. Juni sagte der König, ehe er nach Rambouillet fuhr, zu Bourbon: „Lassen Sie mich zum Abendessen nicht auf Sie warten!" — Kaum war aber Ludwig XV. aus Versailles fort, so überreichte ein Hauptmann der Garde dem Herzog ein Bourbon fällt. Schreiben, das also lautete: „Ich befehle Ihnen bei Strafe des Ungehorsams, sich nach Chantilly zu begeben, und dort zu bleiben, bis auf einen weiteren Befehl von mir." So fiel Bourbon in das Nichts zurück, aus dem er nie hätte emporsteigen sollen. Er lebte noch bis 1730, vergessen, fern vom Hofe. Sogar dessen Mutter gab der König, als sie für den Sohn um Erlaubnis zur Rückkehr bat, kalte, ablehnende Antwort. Die Marquise de Prie ward nach der Normandie verwiesen, dort starb sie dreizehn Monate später, von Ehrgeiz und Kummer gequält, und nahm Gift, um ihrem Jammer ein Ende zu machen. Paris Duverney kam in die Bastille, wohin er und die de Prie ihre Gegner früher gesendet hatten. In Frankreich war der Jubel groß über den Sturz der Verhassten. Der Königin aber schrieb Ludwig XV. den kalten Befehl: „Madame, ich bitte Sie, und nöthigenfalls befehle ich es Ihnen, alles zu thun, was Ihnen meinerseits der Bischof von Frejus sagen wird, als hätte ich es Ihnen selber befohlen."

Fleury am Ruder. Damit beginnt die Staatsverwaltung Fleurys, die siebzehn Jahre hindurch, bis zu seinem Tode dauerte, und eine Wohlthat für das erschöpfte Frankreich wurde, denn der neue Minister suchte nicht den Glanz, sondern die Wohlfahrt des Landes. Kriegerischen Ruhmes hatte Frankreich genug, nur ein langer Frieden konnte jedoch seine Wunden heilen und beharrliche Sparsamkeit den zerrütteten Staatshaushalt wieder in Ordnung bringen. Fleury gieng mit dem guten Beispiel selber voran: er lehnte den Titel eines ersten Ministers ab und ließ den König erklären, dass er selber regiere und keinen ersten Minister mehr brauche. Seine Haushaltung war die einfachste,

---

[1]) Duclos, Mémoires secrets, ed. Michaud, p. 623.
[2]) Mémoires du Maréchal de Villars, ed. Michaud, p. 320—325.

seine Tafel die mäßigste. Nie war ein französischer Machthaber weniger eigennützig. Ein Bürger mittleren Ranges in Paris hinterließ bei seinem Tode mehr, und der Nachlass des Cardinals war kaum imstande, ein Zehntel der Kosten der Bestattung zu decken. Duclos schreibt: „Sein Tod könnte an die Zeiten des Alterthums erinnern, wo die Bürger, nachdem sie dem Staate gedient hatten, so arm starben, dass das Vaterland sie auf seine Kosten begraben lassen musste.“ Die strengste Sparsamkeit wurde im Staatshaushalte Sparsamkeit. durchgeführt, und in kurzer Zeit war der Minister imstande, dem hartgedrückten Volke jährlich an den Steuern nachzulassen. Viele, die jetzt keine Griffe mehr in die Staatscasse thun konnten, klagten allerdings, Fleury sehe alles von einem gemeinen Standpunkte an, es fehle ihm die Höhe und Weite der Anschauung; „aber“, meint Duclos,[1]) „die Bauern und Bürger, das heißt der zahlreichste und nützlichste Stand im Lande, der seine Kraft und Stärke ausmacht, konnten nur Gott für einen Minister danken, der den Staat lenkte wie eine Familie. Welchen Vorwurf man ihm auch machen mag, der Staat konnte nur wünschen, einen Nachfolger zu haben von seinem Charakter mit Edler Sinn. einem so unbedingten Ansehen, wie er besaß. Was in der Sache den Ausschlag gibt, man hat sich nie mehr nach der Regentschaft zurückgesehnt, man hat die Staatswaltung des Herzogs von Bourbon verflucht, aber man wäre jetzt froh, wenn man Fleury wieder aus dem Grabe erwecken könnte.“ Ohne Prunk, mit bescheidenem Auftreten, zog Fleury die Wirklichkeit der Macht dem Scheine derselben vor und besaß eine unbedingtere und weniger bestrittene Macht als Mazarin je durch seine Schleichwege und Richelieu dadurch erlangte, dass er seine Gegner aufs Schafott sandte. Seine siebzehnjährige Staatswaltung war eine Zeit des Glückes, da alle Macht in seiner Hand war. Niemand wagte gegen ihn aufzutreten, nicht einmal die Königin. Einmal[2]) wagten junge Edelleute, die Fleury zur Aufheiterung des Königs mit ihm vertraut werden ließ, diesem Bemerkungen über den Cardinal zu machen. Sie hofften dadurch selber zur Gewalt zu kommen. Fleury erfuhr alles, wahrscheinlich durch den König. Richelieu hätte ohne Zweifel diese un- Les marmousets. besonnenen jungen Leute wegen Hochverrath vor Gericht stellen und ihre Köpfe fallen lassen. Nicht so Fleury. Er behandelte sie als Kinder, schickte die gefährlichsten auf ihre Güter, damit sie erst bei ihren Vätern etwas lernten, die andern wusste er lächerlich zu machen. Man nannte dies die Fratzenverschwörung, la conjuration des marmousets. Seine vertrautesten Rathgeber waren nicht ehrgeizige und verschwenderische Große, sondern sein Fleurys Rathgeber. alter Beichtvater Polet, ein Dorfpfarrer in der Nähe von Paris, und sein Kammerdiener Barjak, ein Greis wie er, wohlwollend und mit der Stimmung des Volkes vertraut, endlich der englische Gesandte Stanhope, der Bruder

[1]) Mémoires secrets de Duclos, ed. Michaud, p. 625.
[2]) Duclos, l. c. p. 626.

des Ministers, der nach den gleichen Friedensbestrebungen die englische Politik leitete.

Saint-Simon erzählt:[1] „Ich beschwerte mich bei ihm, dass die giftigsten Feinde, nämlich die Engländer, Frankreich leiteten. ‚Sie verstehen das nicht,‘ sagte er zu mir mit anmuthigem Lächeln, ‚Horace Walpole ist mein persönlicher Freund, der einzige, der mich in Issy besucht hat, als ich mich zurückziehen wollte. Er setzt alles Vertrauen in mich. Würden Sie es glauben, dass er mir immer die Befehle zeigt, welche er von seiner Regierung bekommt, und die Berichte, die er ihr gibt, dass ich sie ausbessere und ihm oft in die Feder dictiere? Ich weiß wohl, was ich thue. Sein Bruder, der Minister, setzt dasselbe Vertrauen in mich. Mögen die Leute sagen, dass ich mich den Engländern ganz überlasse, in Wahrheit mache ich aus England, was ich will. Ich leite das englische Cabinet.‘“ Duclos[2]) meint, Fleurys Vertrauen auf Walpole und seine Sparsamkeit sei schuld, dass er die französische Marine verfallen ließ. — Bei aller Thätigkeit und Macht zeigte sich der Minister nie hochmüthig und mürrisch. Voltaire[3]) sagt: „Wenn es auf Erden je einen glücklichen Mann gab, so war es Fleury. Er galt bis zum dreiundsiebzigsten Jahre für einen der liebenswürdigsten und geselligsten Männer und erwarb sich in diesem Alter, in dem man sich gewöhnlich zurückzieht, den Ruf des weisesten Mannes. Von 1736 bis 1742 gieng beinahe alles durch seine Hand, und fast bis zu seinem neunzigsten Jahre blieb sein Geist klar, scharf und zu den Geschäften geeignet.“ — Durch Verwendung des Königs wurde Fleury am 6. September 1726 vom Papst zum Cardinal ernannt. Als er mit dem Barett in der Hand zum König kam, um ihm dafür zu danken, umarmte ihn dieser vor dem ganzen Hof und zeigte selber ebenso große Freude über diese Würde, als nur Fleury darüber haben konnte.[4])

Horace Walpole.

Fleurys Glück.

Über die Folgen von Fleurys Wirksamkeit für das Land schreibt Lady Montague[5]) 1739 bei einer Reise durch Frankreich: „Man kennt Frankreich fast nicht mehr. Die Straßen sind alle neu hergestellt, und für die Sicherheit ist gesorgt, dass man mit der Börse in der Hand durch das Land reisen kann. Noch mehr als ihre Straßen haben sich die Franzosen verändert. Statt bleicher, gelber Gesichter, die sich in Bettücher hüllten, sieht man jetzt in den Dörfern rothbackige, heitere Bauern, in guter Wäsche und reinen Kleidern einhergehen, und es ist unglaublich, welch ein Schimmer von Zufriedenheit und Überfluss über das Land ausgebreitet ist.“ —

Philipp V. und Elisabeth Farnese.

Fleury und Spanien.

Fleury suchte den Frieden zu erhalten und wieder gute Beziehungen mit Spanien anzuknüpfen. Dies war jedoch sehr schwierig bei der Leidenschaftlichkeit der Königin und dem Stolz und der Schwermuth des Königs. Philipp V. wurde in der That gemüthskrank.

---

1) Saint-Simon, l. c. Bd. XVI, S. 404.
2) Duclos, l. c. p. 625.
3) Siècle de Louis XIV, T. XVIII, Chap. 3.
4) Duclos, l. c. p. 626.
5) Mahon, l. c.

Duclos[1]) schildert den Zustand des Königs nach Gesandtschaftsberichten also: „Ohne irgend ein zutage tretendes Übelbefinden hütete der König oft sechs Monate lang das Bett, ohne dass er sich den Bart abnehmen, noch die Nägel schneiden oder die Wäsche wechseln ließ. Und wenn dann das Hemd an ihm verfaulte, nahm er ein anderes nur, wenn es die Königin zuvor getragen hatte, aus Furcht, vergiftet zu werden. Er aß, er verdaute, er schlief gut, aber nie zur bestimmten Zeit. Die heilige Messe ließ er an einem Tage ganz früh in seinem Gemache, am andern spät Abends lesen. Im Winter ließ er nicht einheizen und die Fenster weit aufmachen. Im Sommer ließ er sie schließen und man konnte es vor Hitze kaum aushalten, während er drei Flanelldecken auf sich hatte. Er beichtete, so lange er im Bette war, nie, sondern murmelte nur hin und wieder Gebete; wenn er dann aufstand, so konnte er kaum vor Schmerz gehen, den ihm die langen Nägel verursachten. Mit seinen langen Fingernägeln zerkratzte er sich oft während des Schlafes und behauptete dann beim Erwachen, man habe ihn verwundet oder es seien Scorpione im Bette. Bisweilen glaubte er, er sei schon gestorben, und fragte dann, warum man ihn nicht begrabe. Mehrere Tage konnte er ein düsteres Schweigen beobachten, dann brach er auf einmal in Wuth aus, schlug und kratzte die Königin, den Beichtvater, den Arzt und alle, die ihm nahe kamen, und biss sich unter entsetzlichem Geschrei in die Arme. Fragte man ihn dann, was er habe, so sagte er: ‚Nichts!' und fieng an zu singen oder wieder in seine Träumereien zu verfallen. Bisweilen stand er mitten in der Nacht auf und wollte im bloßen Hemd oder barfuß ausgehen. Eilte die Königin herbei, um ihn zurückzuführen, so schlug er sie so, dass sie oft mit blauen Mälern bedeckt war. Wenn er oft Monate im Bette gelegen war, so wollte er sich wieder Monate gar nicht ins Bett begeben und schlief in seinem Lehnstuhl, so dass ihm die Füße anschwollen. Da er sich wenig bewegte und immer sehr nahrhafte Speisen zu sich nahm, so wurde er sehr dick. Er machte aus Tag Nacht und aus Nacht Tag. Er konnte um zehn Uhr vormittags sich in das Bett legen und um fünf Uhr abends eine heilige Messe verlangen. Bisweilen schlief er vierzehn Stunden hintereinander und dann wieder nur einige Minuten, und bei all dieser Trübung des Seelenlebens behielt er ein vortreffliches Gedächtnis. Als man ihm eines Tages eine Maßregel vorschlug, sagte er: ‚Ich hab' mich ja schon seit einem Jahr dagegen ausgesprochen.' Hatte er die Königin mit Unrecht geschlagen, so musste sie ihn noch um Verzeihung bitten, als habe sie Unrecht. Viele Äußerungen zeigten nicht nur, dass sein Geist irre, sondern dass auch sein Herz verbittert war. Obschon er all seine Kinder liebte, so sagte er doch oft vor der Königin, Ferdinand, ein Sohn erster Ehe, sei das beste von allen. Als dieser Prinz von einer Krankheit genas, bezeugte ihm die Königin vor dem König große Freude darüber. Der König aber winkte ihm bedeutsam mit dem Auge und rief: ‚Sie ist unerhört falsch!' Sie hasste in der That den Infanten Ferdinand, obschon er ihr sich sehr unterwürfig zeigte. Sein Unrecht bestand darin, dass er vorhanden und bestimmt war, einst über ihre Söhne und über sie selber zu herrschen. Seit dem Tode seines Erstgeborenen Luis wünschte Philipp wiederum abzudanken. Im Mai 1729 schrieb er an den Rath von Castilien, er solle sich versammeln, um seine Thronentsagung zu vernehmen und dem Infanten Ferdinand zu huldigen. Die Königin warf sich ihrem Gemahl zu Füßen und bewog ihn unter einem Strom von Thränen, doch wenigstens den Marquis von Brancas zu berathen, welcher

[Philipp V. gemüthskrank.]

[Infant Ferdinand.]

[1]) Duclos, l. c. p. 627—30.

Frankreich in Madrid vertrat. Dieser beschwor ihn im Namen des Königs von Frankreich, die Krone zu behalten, und Philipp, der immer große Achtung vor dem Haupte des Hauses hatte, ließ sich das Schreiben an den Rath von Castilien wieder bringen und zerriss es in Stücke. Seit diesem Sturm ließ die Königin dem König weder Feder noch Tinte, wohl aber kleine Spielereien, um ihn zu unterhalten. Aber der Wunsch, die Krone niederzulegen, blieb in ihm und über diese Frage war zwischen beiden immer Streit. Wie alle schwachen Fürsten war Philipp V. nachsichtig in großen Dingen und eigensinnig in kleinen. Wenn seine Minister zur raschen Erledigung einer Frage ihm ein Actenstück obenauf legten, so legte er es unter die andern oder gab es ihnen zur nochmaligen Überarbeitung zurück."[1]) Die Königin schildert Duclos[2]) mit den Worten: „Von Natur aus besaß sie Geist, der aber wenig gebildet war und den die Leidenschaft oft irreführte. Indem sie immer ihren Vortheil suchte, täuschte sie sich bei vielen Gelegenheiten und schlug falsche Wege ein, um zu ihrem Ziele zu kommen. Sie hatte Ehrgeiz, aber keinen Seelenschwung. Zu andauernder Arbeit war sie nicht fähig, zumal es ihr auch an Kenntnissen fehlte, und da beruhte dann ihre ganze Geschicklichkeit in Misstrauen und Verdacht. Sie hatte all die Schliche und Pfiffe gemeiner Menschen. Heftig von Charakter, verstand sie nicht, sich zu beherrschen, wenn es ihren Vortheil galt: listig oder ehrlich, je nachdem es ihr am meisten Vortheil brachte, nahm sie zum voraus von jedermann an, er wolle sie betrügen, weil sie selber diese Absicht hatte. Sie hatte ihre Freude an geheimen Berichten und infolge dessen war ihr Hofstaat voll von Angebern." Elisabeth gab ihre Pläne schwer auf. Sie glaubte an Sieg: Spanien allein kann es mit ganz Europa aufnehmen, wenn nicht Frankreich gegen dasselbe ist.

Elisabeth Farnese.

Preußen.

Damals war es dem Kaiser gelungen, den König von Preußen wieder auf seine Seite zu ziehen. Seckendorff war es, welcher durch seine Gewandtheit das Vertrauen des Königs und durch sein Geld die Mitwirkung seiner Minister gewann. Friedrich Wilhelm war ohnehin allem französischen Wesen abgeneigt und seinem Schwager Georg I. wegen seines hofmeisternden Wesens nie zugethan. Am 12. October 1726 kam nun in dem königlichen Lustschlosse zu Wusterhausen[3]) der Vertrag zustande, worin der König von Preußen die pragmatische Sanction anerkannte, und dem Kaiser ein Hilfscorps von 10.000 Mann bereit zu halten versprach, beide sich gegenseitig ihre Länder gewährleisteten, der Kaiser, im Falle Preußen angegriffen werde, ihm 12.000 Mann zuhilfe zu senden verhieß und gelobte, nach Kräften dahin zu wirken, dass nach dem Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg mit der Linie Pfalz-Sulzbach ein gütlicher Vergleich zustande gebracht werde, durch welchen das Herzogthum Berg sammt der Grafschaft Ravenstein an Preußen gelange. Wenn binnen sechs Monaten nach Abschluss des Vertrages es dem Kaiser nicht gelungen sei, Pfalz-Sulzbach zur Zustimmung zu bewegen, so solle der Vertrag als nicht geschlossen angesehen werden. Der Vertrag trat nie in Rechtskraft,

Vertrag zu Wusterhausen.

[1]) Duclos, l. c. p. 627.
[2]) Mémoires secrets de Duclos, p. 630, ed. Michaud.
[3]) Der Vertrag zuerst unverfälscht in Forsters Urkundenbuch zur Geschichte Friedrich Wilhelms, I. Theil, II, S. 159.

denn der Kurfürst von der Pfalz verweigerte hartnäckig die Zustimmung, er war aber dennoch nicht ohne Bedeutung, weil er einen Riss in den Bund von Hannover brachte. Der französische Gesandte meldete aus Berlin:[1]) der Krieg stehe unaufhaltsam bevor. Frankreich möge doch ja schnell die Fürsten am Rhein angreifen, um sie zu verhindern, sich nach dem Beispiel des Preußen dem Kaiser anzuschließen.

Die Königin von Spanien war gewiss nicht schuld, dass nicht ein allgemeiner Krieg ausbrach. Während alle Mächte noch zauderten, das blutige Kampfspiel zu beginnen, dessen Ende sich nicht absehen ließ, gab Elisabeth den Befehl, den „Prinzen Friedrich", ein Schiff der englischen Südsee-Gesellschaft in Vera-Cruz, mit Beschlag zu belegen und mit 25.000 Mann Gibraltar[2]) zu belagern. Eugen rieth dieses Unternehmen ab. Der gewandte Königsegg, der österreichische Gesandte, besaß damals das Vertrauen der Königin, aber in ihrer Leidenschaft hörte sie nicht auf Gründe. Der tüchtigste spanische General, der Marquis Villadarias, lehnte den Oberbefehl ab, denn es sei unmöglich, Gibraltar einzunehmen, wenn die Engländer das Meer beherrschen. Eher, als er nutzlos Menschenleben opferte, legte Villadarias lieber alle Stellen nieder und lebte in der Armut. Der Graf Las Torres dagegen prahlte, binnen sechs Wochen wolle er Spaniens Fahne auf dem Felsen von Gibraltar aufpflanzen, und erhielt den Oberbefehl. Am 11. Februar 1727 wurden die Laufgräben eröffnet, allein die Engländer waren schon bereit; weder der Stadt, noch der 6000 Mann starken Besatzung, welche unter Graf Portmore das Felsennest vertheidigte, thaten die vielen Bomben, welche die Spanier in die Stadt warfen, wesentlichen Schaden. Ludwig XV. kränkelte damals wieder. Das spanische Königspaar hegte noch einmal die Hoffnung, den Thron Frankreichs zu besteigen. Man sieht dies aus den Denkwürdigkeiten des Abbé Montgon,[3]) der in ihrem Auftrage damals nach Paris reiste. „Wenn, was Gott verhüte," heißt es hier, „mein Neffe ohne männliche Nachkommen sterben sollte, so will und muss ich ihm als nächster Verwandter auf den Thron folgen." Montgon hatte Vollmachten vom König für das Parlament in Paris, um sogleich ihn nach dem Tode Ludwigs XV. als König von Frankreich ausrufen zu lassen, und sollte von Fleury nur drei Monate Zeit verlangen, um indes Gibraltar einzunehmen; dann, meinte die Königin, wird Georg I. fallen und die Stuarts werden den Thron Englands besteigen und alles ist gewonnen. Fleury versprach in der That zu zögern, ließ aber der Königin sagen, in welcher Verlegenheit er sei, und dass der Schein nicht länger dauern könne.[4]) Nach einiger Zeit ließ er aber in Wien erklären, dass jetzt ernstliche Schritte bevorständen, und dass die Fortdauer des Friedens von einer Aufhebung der Handelsgesellschaft von Ostende auf sieben Jahre abhänge.

Spanien beginnt den Krieg.

Gibraltar.

Ludwig XV.

Fleury.

Jetzt hieng der Entscheid über einen Weltkrieg von Karl VI. ab. Zwar Eugen hatte gerüstet, aber die Lage war verändert: Spanien vermochte nicht einmal eine Festung auf seinem Boden einzunehmen und die versprochenen Hilfsgelder zu zahlen. Zwei Millionen von den drei waren bestimmt für die

Lage Karls VI.

[1]) Mémoires du maréchal de Villars, p. 321, ed. Michaud.
[2]) Mahon, l. c. chap. 14.
[3]) Mémoires de l'abbé de Montgon, T. III, p. 70.
[4]) Michelet, Louis XV. 1724—1757. Paris 1866, p. 53—54.

deutschen Fürsten, welche zur Sache des Kaisers übergiengen. Da diese Summen aber nicht eintrafen, so war auf die Hilfe der Fürsten auch nicht zu rechnen. Der König von Preußen schwankte wieder und die Hilfe Russlands stand in Frage durch den Tod Katharinas I. Brach der Krieg aus, so galt der erste Angriff Belgien und Ostende und wurden die Handelsschiffe weggenommen.

So gab denn der Kaiser mit schwerem Herzen nach. Am 31. Mai 1727 wurden in Paris mit England, Frankreich und Holland Friedenspräliminarien unterzeichnet, worin ein Waffenstillstand von sieben Jahren verabredet und die Ostendische Handelsgesellschaft für gleiche Zeit außer Wirksamkeit gesetzt wurde. Binnen zwei Monaten sollte in Aachen ein Congress zusammenkommen, Wiener Vertrag. um die übrigen Streitigkeiten zu schlichten. Der Wiener Hof ließ dem Madrider diese Verhandlungen eröffnen und der spanische Gesandte unterzeichnete in Wien gleichfalls diese Präliminarien. Von Wien gieng wiederum nach Madrid der Rath, die Belagerung von Gibraltar aufzuheben.[1])

Aber so leicht gab die Königin von Spanien ihre Pläne nicht auf. Das Schiff „Prinz Friedrich" wurde nicht ausgeliefert. Die Belagerung von Gibraltar wurde nicht aufgehoben, sondern nur in eine Blockade verwandelt. Bolingbroke kam damals in die Nähe Georgs I. und man erwartete sicher eine Änderung Tod Georgs I. der englischen Politik. Doch am 3. Juni 1727 erlag der König einem Schlaganfall auf der Reise nach Hannover. „Osnabrück, Osnabrück!" waren seine letzten Worte. Sein Herz hieng an Hannover, für England hatte er nie eine eigentliche Zuneigung gefühlt. Der Engländer Thakeray in seinen „Vier Georgen"[2]) bezeichnet das Verhältnis Georgs I. zu England mit den Worten: „Er war schon über fünfzig Jahre alt, als er zu uns kam; wir nahmen ihn, weil wir ihn brauchten, weil er in unsern Kram passte, und lachten über sein ungeschlachtes deutsches Wesen — und er nahm unsere Loyalität für das, was sie war, und steckte so viel Geld ein, als er konnte. — Übrigens hielt er seinen Vertrag mit den englischen Unterthanen, und wenn er ebensowenig wie andere Menschen und Monarchen frei war von den Lastern seines Zeitalters, so müssen wir ihm dankbar sein, dass er die Freiheiten des unserigen bewahrte und überlieferte. Er war allerdings kein großer, stolzer Monarch, er war kein Gönner der schönen Künste, aber er war auch kein Heuchler, er war nicht rachsüchtig, nicht verschwenderisch. In England war er gemäßigter Herrscher. Sein Zweck war, es sich so viel als möglich selbst zu überlassen und so oft als möglich außerhalb desselben zu leben. Es finden sich Flecken in seinem Bilde, aber Gerechtigkeit, Muth und Mäßigung gehören unter die edleren Züge desselben."

Georg II. Georg II., der ihm nachfolgte, geboren 1683 und seit 1705 mit der geistreichen Prinzessin Karolina von Anspach vermählt, war klein von Gestalt, liebte die Jagd und die Flasche, war sonst sparsam. Zu seinen guten Eigenschaften gehörte Rechtssinn und persönlicher Muth. Bald nahm auch er Walpole zu

---

[1]) Arneth, Prinz Eugen, III, S. 225—226.
[2]) The four Georges, Chap. 12.

seinem Minister und der Thronwechsel hatte also zunächst keine Änderung der äußeren Politik zur Folge. Viele Jakobiten hegten Hoffnung. Der Prätendent[1]) entließ jetzt schleunigst den verhassten Inverneß, versöhnte sich mit seiner Gemahlin und brach nach Lothringen auf, um von da sich zu einer Schilderhebung nach Schottland zu begeben. Allein aus England trafen entmuthigende Nachrichten ein. Die Schotten wollten sich nur erheben, wenn der Prinz mit einem Heere komme. Der Herzog von Lothringen bekam von der französischen Regierung die dringende Aufforderung, den Prätendenten aus seinem Gebiet zu verweisen, und seine Lage Frankreich gegenüber war so, dass er seinen Gast bitten musste, binnen drei Tagen sein Land zu verlassen. Jakob III. gieng nach der päpstlichen Stadt Avignon, musste aber auf Andrängen der französischen Regierung sogleich nach Italien zurückkehren.[2]) Jakobiten.

Also auch die Hoffnung auf einen Jakobitenaufstand erwies sich als eitel. Elisabeth rechnete jetzt noch darauf, Frankreich loszuschälen von England. Fleury hatte nämlich seinem König gerathen, zum Zwecke einer Wiederannäherung an Spanien den ersten Schritt zu thun. Am 25. Juli 1725 genas die Königin eines Söhnleins, Luis Anton, das später Erzbischof von Toledo wurde. Ludwig richtete ein zärtliches Schreiben an den König und die Königin und sandte den Grafen von Rothenburg als außerordentlichen Gesandten nach Madrid, um dem Neugebornen den Orden vom heiligen Geist und dessen Mutter seine Glückwünsche darzubringen. Rothenburg, so wird erzählt, warf sich vor dem König und der Königin auf die Knie und bat um Verzeihung dafür, dass die Infantin zurückgeschickt worden sei. Die Königin schien mit einer Stickerei beschäftigt und würdigte ihn keines Blickes. Philipp V. aber, in welchem die Klänge der Heimat auch die Liebe zur Heimat wieder erweckten, hob den Gesandten wohlwollend empor und führte ihn zur Königin und drückte ihm seine besten Wünsche für Frankreich und dessen König aus. Die Königin entlud nach einigem Schweigen ihren Groll in Schimpfreden gegen England: „Also Ihr habt Euch ganz den Engländern ergeben", wiederholte sie mehr als zwanzigmal. Noch im Vorzimmer hörte Rothenburg, wie die Königin ihren Gemahl ausschalt: „Wie können Ihre Majestät wieder Ihrer Familie vertrauen, nachdem Sie so oft getäuscht worden sind?" Fleury opferte einige höhere Beamte, die für die Zurücksendung der Infantin gestimmt hatten, steuerte aber desungeachtet Frankreich im Fahrwasser der englischen Politik. Der Congress zu Soissons (Fleury zulieb hatte man ihn von Aachen dahin verlegt) wurde zwar am 14. Juni 1728 eröffnet und waren fast alle europäischen Staaten dabei betheiligt, allein es wollte nicht vorwärts gehen mit den Fragen. Man beschäftigte sich mit Formsachen. Spanien verlangte Gibraltar zurück und wollte den Engländern das Fällen von Blauholz in der Campeche-Bai nicht gestatten. Philipp meinte, seine Ehre sei an Gibraltar geknüpft, und war im Besitze eines Briefes, worin ihm Georg I. Aussicht auf die Rückgabe der Festung gemacht hatte. — Ludwig XV. und Philipp V. Rothenburg. Congress zu Soissons.

[1]) Mahon, l. c. chap. 15.
[2]) Villars und Duclos, l. c.

Der Vertrag von Sevilla 1729.

In Wien aber verlangte Elisabeth jetzt bindende Zusage wegen der Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit ihrem Sohne Don Carlos,[1]) zumal in jener Zeit die dritte und jüngste Tochter des Kaisers gestorben war und das Wiener Bündnis besagte, dass zwei Erzherzoginnen mit zwei Infanten vermählt werden sollten. Der Kaiser aber verweigerte jetzt schon bestimmte Zusagen. Damals schien Philipps Tod nahe; wenn derselbe eintrat, so war die Macht der Königin gebrochen; denn der Kronprinz Don Ferdinand hasste seine Stiefmutter, war also die Erzherzogin und das riesige Erbe geopfert, ohne dass Österreich irgend einen Vortheil davon hatte. Was Eugen voraussagte, geschah jetzt: die Königin machte eine Schwenkung und verband sich mit England und Frankreich. Am 9. November 1729 wurde der

Vertrag von Sevilla.

für Frankreich höchst vortheilhafte, für Österreich höchst nachtheilige Vertrag von Sevilla[2]) geschlossen: England, Frankreich, Spanien, später trat auch Holland bei, gewährleisteten einander den Besitz ihrer Staaten. Spanien widerrief alle Handelsvorrechte, die es im Vertrage von Wien den österreichischen Unterthanen gewährt hatte, dagegen stellte es den englischen Handel mit Amerika auf den alten Fuß, gab alle Prisen heraus und gewährte der englischen Südsee-Gesellschaft von neuem den Asiento, das heißt das Vorrecht des Handels mit Negersclaven. Die Handelsgesellschaft von Ostende ward nicht länger anerkannt, dagegen bestimmte der Vertrag, dass zur Sicherung der Erbansprüche des Infanten Don Carlos 6000 Spanier die Besatzung von Porto Ferrajo, Livorno, Parma und Piacenza bilden sollten, wo bisher neutrale Truppen des Vierbundes gelegen hatten. Gibraltar war im Vertrage gar nicht genannt, also den Engländern überlassen, obschon es früher geheißen hatte, ohne Rückgabe dieser Festung sei kein Frieden mit England möglich.

Österreich rüstet.

Beim Kaiser erregte der Vertrag von Sevilla die höchste Entrüstung: Eugen meinte, der Fall sei unerhört, dass Mächte, die auf die Quadrupel-Allianz gedrungen, jetzt den Kaiser betrogen, weil er an ihr festhalte. Königsegg wurde aus Spanien abberufen, Österreich rüstete mit aller Anstrengung, bald stand ein kaiserliches Heer zwischen Mantua und Mailand zum Kampf bereit. Mercy war zum Anführer bestimmt, mehrere wichtige Punkte an der Küste wurden besetzt. Zu gleicher Zeit suchte der Kaiser, der zum Krieg entschlossen war, Bundesgenossen. Zum Glück für ihn war der leichtsinnige Peter II. damals nicht mehr am Leben, die Czarin Anna Iwanowna dagegen äußerte sich entschlossen, zur Unterstützung des Kaisers ein Heer abzusenden, und bat sogar um österreichische Befehlshaber.[3]) Besonders eifrig für die Sache des Kaisers

---

1) Arneth, Prinz Eugen, III, S. 234 ff.
2) Arneth, l. c. III, S. 239. — Dumont, l. c. VIII, II, p. 158—160.
3) Arneth, l. c. III, S. 250.

zeigte sich damals Friedrich Wilhelm I., er verschwor sich hoch und theuer, seinen Kindern Pistolen und Degen in die Wiege zu legen, um die fremden Völker von Deutschlands Boden abzuhalten.[1]) Außer einem Rest von Anhänglichkeit an Kaiser und Reich leitete den König hiebei seine Abneigung gegen Georg II. von England. Preußische Werber hatten Gewaltthätigkeiten gegen hannöverische Unterthanen begangen und darüber entspann sich ein solcher Streit, dass Friedrich Wilhelm seinen Schwager zum Zweikampf herausfordern wollte, um Mann gegen Mann den Strauß auszufechten. Endlich wirkte beim König Verehrung für den Prinzen Eugen. Am 23. September 1728 kam es zwischen Österreich und Preußen zu einer geheimen Verbindung, worin beide Fürsten in ein ewiges Bündnis zu einander traten und einander für sich selbst und ihre Erben den ungeschmälerten Besitz ihrer Länder gewährleisteten, Friedrich Wilhelm noch besonders die Erbfolge-Ordnung kraft der pragmatischen Sanction. Im Falle eines Krieges versprachen beide einander zu unterstützen, der Kaiser den König mit 12.000 Mann, der König den Kaiser mit 10.000 Mann. Beide verpflichteten sich, in Bezug auf Polen und den Regensburger Reichstag gemeinschaftlich zu handeln, und einander mitzutheilen, was sie mit Russland abschließen würden. Hinsichtlich der Nachfolge in Jülich und Berg wolle man alles zunächst im gegenwärtigen Zustande lassen, beim Aussterben des Mannsstammes von Pfalz-Neuburg jedoch solle der Kaiser seine Ansprüche an Berg und Ravenstein dem König von Preußen und diejenigen an Jülich an das Haus Sulzbach abtreten. Der König von Preußen versprach noch, im Falle der Kaiser keine männlichen Erben hinterlasse, demjenigen Prinzen, welcher des Kaisers älteste Tochter heiraten würde, bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme zu geben. Berliner Vertrag.

Der Preuße suchte zunächst Friedrich August den Starken zu gewinnen, und besuchte diesen deshalb im Lager bei Mühlberg. Der Sachse hingegen suchte den Preußen, jedoch vergebens, vom Kaiser abwendig zu machen. Auch auf der in der Geschichte seines Sohnes so wichtigen Reise nach Süddeutschland benahm sich Friedrich Wilhelm I. überall als wahrer Freund des Kaisers. Während der Sachse in Unterhandlung mit Frankreich stand, zeigten sich andere Reichsstände eifrig und boten sogar die dreifache Reichshilfe. Auch Bayern stand in geheimer Unterhandlung mit Frankreich, aber der Bruder des Kurfürsten, Clemens August von Köln, wurde für den Kaiser gewonnen. Im ganzen erlangte dieser die Oberhand im Reiche. Kaiser und Fürsten.

Elisabeth drängte die Verbündeten von Sevilla, jetzt den Kaiser mit Waffengewalt zur Annahme des Vertrages von Sevilla anzuhalten. Frankreich sollte die österreichischen Niederlande und die Erbländer des Kaisers, England Sicilien angreifen. Allein das englische Cabinet hatte die Handelsvortheile erreicht, welche es wollte, und wurde eifersüchtig auf Frankreichs Einfluss; es wünschte wieder eine Annäherung an den Kaiserhof und versprach, die pragmatische Sanction zu gewährleisten, wenn Karl VI. das Einrücken fremder Besatzung in Toscana und Parma gestatte. Eugen sprach für eine Wiederversöhnung mit England, denn man schäle es dadurch von Frankreich los, welches seine Kräfte, sobald es sich einmal erholt habe, doch nur

[1]) Stenze, l. c. S. 569 ff.

zur Schwächung Österreichs wieder benutzen werde. Der Kaiser hielt die Erbfolge seiner Tochter und die Ungetheiltheit seiner Staaten für gesichert, wenn auch die Seemächte dieselbe gewährleisteten. So kam es denn am 16. März 1731 zum zweiten Wiener Vertrag: der Kaiser versprach, der Abführung von 6000 Spaniern in die Festungen von Toscana und Parma keinen Widerstand entgegenzusetzen und die Handelsgesellschaft von Ostende für einige Zeit aufzuheben. England dagegen gewährleistete die pragmatische Sanction, aber unter der Bedingung, dass die Erzherzogin, welche zur Erbfolge in den österreichischen Staaten berufen wäre, weder einem Prinzen aus dem Hause Bourbon, noch einem solchen vermählt werde, dessen Macht das europäische Gleichgewicht stören könnte. Am 22. Juli 1730 gewährleistete auch Holland die pragmatische Sanction.

Zweiter Wiener Vertrag.

Jetzt machte auch die Königin von Spanien Versuche, sich Österreich zu nähern, wenigstens die jüngere Erzherzogin hoffte man für Don Carlos zu gewinnen, um einst durch ihre Hand alle Besitzungen des Kaisers in Italien zu erwerben. Deshalb wurde der Herzog von Liria, den als Sohn Berwicks, um die Verdienste des Vaters zu ehren, Philipp V. zum Granden von Spanien erhoben und dem er die Herzogthümer Liria und Quirica im Königreich Valencia verliehen hatte, nach Wien gesendet. Er war gewandt und bei Eugen beliebt. Allein der Kaiser hatte zu schlimme Erfahrungen mit dem spanischen Bündnis gemacht, er durchschaute zu klar die Absichten der Königin, er hegte zu sehr den Wunsch, all seine Länder in einer einzigen Hand ungetheilt zurück zu lassen, als dass die Sendung Lirias hätte einen Erfolg haben können. Karl VI. erklärte sogar, dass er seine zweite Tochter nicht anders, als in dieselbe Familie, wie ihre ältere Schwester verheiraten werde, damit Maria Theresia vom Gatten ihrer Schwester niemals eine Störung ihres rechtmäßigen Besitzes zu befürchten habe![1]) Zu gleicher Zeit wünschte der Kaiser in guten Beziehungen zu bleiben mit England. —

Liria in Wien.

Wie Elisabeth Farnese für ihre Söhne Toscana, Parma, Neapel und Sicilien zu gewinnen sucht.

Im November 1731 kamen 6000 Spanier auf englischen Schiffen nach Livorno und nahmen Besitz von Porto Ferrajo, Parma und Piacenza im Namen des Don Carlos als Herzogs von Parma und Erben von Toscana. Gaston von Medici trat am 21. September 1731 dem Vertrag von Wien bei. Spanien anerkannte am 6. Juni 1731 nochmals die pragmatische Sanction. So hatte denn Elisabeth nach dreizehn Jahren gehässiger Intriguen, welche einmal über das andere Europa mit einem Krieg bedrohten, ein Stück Brot für Don Carlos, nämlich Parma und Toscana, herausgeschlagen. Aber ein Ziel erreichen war bei Elisabeth Farnese so viel, als die Wünsche steigern und die Ziele erweitern.

[1]) Arneth, l. c III, S. 299—302.

Ihr Sohn Don Carlos, ein dreizehnjähriger Jüngling, hübsch gewachsen und geistig geweckt, der fähigste unter allen spanischen Bourbonen, schlug jetzt seinen Wohnsitz in Florenz auf,[1]) nannte Johann Gaston Vater und dieser nannte ihn Sohn, natürlich gieng diese Benennung keinem sehr von Herzen. Don Carlos konnte diesen Vater nur verachten, welcher infolge seiner Ausschweifungen immer das Bett hüten musste. Johann Gaston klagte über seinen Sohn und Erben, den ihm die Mächte, ohne um seinen Willen zu fragen, aufgezwungen hätten. Alsbald gab es Händel mit dem Kaiser, welcher verlangte, dass der Infant die Lehenshoheit des Reiches anerkenne, was aber der Königin von Spanien gar nicht in den Kopf wollte. Sie vermehrte die Zahl der spanischen Truppen in Italien gegen den Vertrag. Sie ließ schon 1732, ohne Kaiser und Reich zu befragen, ihren Sohn für mündig erklären, und für ihn in Florenz die Erbhuldigung fordern. Der Kaiser ließ als oberster Lehensherr im December 1732 dies für ungiltig erklären. Da sann Elisabeth schon wieder auf Krieg gegen den Kaiser: auch Neapel und Sicilien, auch Mailand sollte ihm entrissen werden, und begann mit Frankreich und Sardinien wegen eines Bündnisses gegen den Kaiser zu unterhandeln. Ein glücklicher Feldzug in Nordafrika steigerte den Muth des spanischen Cabinettes. Es wäre schon 1732 zu einem Krieg in Italien gekommen, hätte nicht Fleury zähe der Kriegspartei widerstanden und wäre nicht Philipp V. wieder geisteskrank geworden.

Don Carlos. — *Philipp V.*

In den Denkwürdigkeiten des Marschalls Villars[2]) ist der Inhalt einer Reihe von Berichten mitgetheilt, welche der französische Gesandte Rothenburg nach Paris sandte. Wir sehen daraus, wie leidenschaftlich die Königin zum Krieg drängte, weil ihre Söhne keine Aussicht mehr hatten auf die Hand der Erzherzogin, wie sie, einen baldigen Tod Philipps V. und strenge Zurückgezogenheit einer Königin-Witwe in Spanien fürchtend, daran dachte, bei einem ihrer Söhne in Italien ihre letzten Tage zuzubringen. Ihre Hilferufe fanden aber lange kein Ohr in Frankreich. Aussicht auf den französischen Thron hatte sie verloren, seit Maria Leczinska einen Sohn geboren hatte. Endlich regte sich eine Kriegspartei in Frankreich, der alte Villars an der Spitze. Es war nahezu zwanzig Jahre seit dem Frieden von Utrecht und Rastadt. Die alten Soldaten wollten neuen Ruhm, die Jugend kannte die Schrecken des Krieges noch nicht und klagte, dass der Cardinal die Ehre Frankreichs dahin schwinden lasse, und jetzt drängte die Kriegspartei in Paris auf raschen Abschluss eines Bündnisses in Madrid. Aber die Berichte von da sprechen nur davon, dass der König wieder krank sei, sein Bett nicht verlasse, dass der Palast von seinem Geschrei ertöne, dass er abdanken wolle, dass es zu heftigen Scenen zwischen ihm, der Königin und dem Prinzen von Asturien komme, dass der König seiner Gemahlin misstraue, dass er dagegen die wichtigsten Dinge einem alten Kammerdiener aus Frankreich vertraue: z. B. er könne die Königin mit sammt ihren vier Evangelisten nicht leiden, worunter

Kriegslust in Frankreich.

---

[1]) Carlo Botta, Storia d'Italia, T. VIII, L. 38. — Muratori, Annali d'Italia, 1731.

[2]) Mémoires du maréchal de Villars. 1732.

er den Minister Patinno, ihre Amme, ihren Beichtvater und einen anderen Rathgeber verstand. Der alte Kammerdiener wurde vom Grafen Rothenburg gewonnen, dadurch, dass er dessen Bruder, einem armen Pfarrer in Frankreich, jährlich 600 Francs aussetzte. So gewann das französische Cabinet einen Weg, auf welchem es mit Philipp V. verkehren und auf ihn wirken konnte, wenn er sich auch von aller Welt abschloss.

Victor Amadeus. Ein anderer Grund der Zögerung lag in Turin. Der schlaue, thatkräftige, immer nur auf Erwerb sinnende Victor Amadeus II. war nicht mehr König, er, der immer zu der Partei übergieng, von welcher er neuen Gewinn hoffte und nach dem Grundsatz handelte, Italien müsse man wie eine Artischoke verspeisen, indem man ein Blatt nach dem andern herunterbreche; sondern sein weniger befähigter Sohn Karl Emanuel III., welcher anfangs friedliebend und gewissenhaft schien, bald aber gleich rücksichtslos in den Bahnen seines Vaters wandelte.

Victor Amadeus versammelte nämlich 3. September 1730 seine Familie, seine Großen in seinem Schlosse Rivoli, legte vor ihnen die Krone nieder und ernannte seinen Sohn Karl Emanuel III., den er früher hart behandelt, seit dem Tod des hochbefähigten Erstgebornen aber in die Geschäfte einzuweihen begonnen hatte, zu seinem Nachfolger. Karl Emanuel III.

Obschon fünfundsechzig Jahre alt, war nämlich Victor Amadeus von Leidenschaft für den Geist und die Anmuth einer Marquise von San Sebastian, einer Kammerfrau seiner Schwiegertochter, ergriffen worden; er hatte sich am 12. August zur linken Hand mit ihr trauen lassen und hoffte nun seine alten Tage in Ruhe und Glück zuzubringen; er behielt sich nur ein Schloss in Chambery, einen Jahresgehalt von 50.000 Thalern vor und reiste schon am nächsten Tag nach seinem neuen Ruhesitz ab. Die Regierung führte er im großen ganzen jedoch auch von Chambery aus. Jeden Tag erhielt er Berichte und gab Entscheidungen. Sein Sohn war mit seinen Werkzeugen umgeben. Eine Krankheit unterbrach jedoch diese Thätigkeit: als er genas, fragte man nicht mehr um seine Entscheidung. Dieser Mangel an Rücksicht, das Bedürfnis nach Thätigkeit und wahrscheinlich die Aufstachelung der Marquise, die durch ihn Sardinien regieren wollte, ohne Zweifel auch Lockung von Seite Frankreichs, welches mit der Hingebung des neuen Königs an Eugen nicht zufrieden war, erregte in Victor Amadeus den Gedanken, seine Abdankung zu widerrufen und selber wieder das Scepter in die Hand zu nehmen. Ormea reizte dagegen den jungen König auf, er wollte nicht länger zwei Herren dienen. Eine Zusammenkunft beider Könige im Sommer 1731 endete mit gegenseitigen Vorwürfen. Plötzlich kam Victor Amadeus nach Montcalieri. Auf die Nachricht davon eilte Karl Emanuel nach Turin und versammelte seinen Staatsrath: der Vater handele nur noch nach den Eingebungen seiner ehrgeizigen Frau, wolle den Thron wieder besteigen; allgemeine Verwirrung werde die Folge davon sein. Der Staatsrath beschloss, und der Sohn unterschrieb den Befehl der Verhaftung des alten Königs. In der Nacht vom 28. auf den 29. September 1732 drangen Grenadiere in das Schlafgemach des Victor Amadeus. Die Marquise, die laut aufschrie, wurde ohne Umstände in einen Wagen und in ein Kloster nach Carignano gebracht. Der König, der den Befehl

Amadeus dankt ab, bereut es, wird verhaftet.

für ungiltig erklärte, wehrte und weigerte sich aufzustehen, sich anzuziehen, wurde deshalb in die Betttücher gewickelt, in einen Wagen geworfen und nach Schloss Rivoli geführt. Vergebens suchte er hier mit den Wachen, mit den Wärtern zu sprechen, jede seiner Fragen wurde mit einer stummen Verbeugung beantwortet und man entzog ihm jede Möglichkeit eines Verkehrs nach außen. Die Folge eines solchen Verfahrens auf einen so stolzen Mann, der immer gewohnt war zu befehlen und dass man ihm gehorche, waren leicht voraus zu sehen. Anfangs tobte der alte König wie ein Rasender und ein neuer Schlaganfall kam. Die Erschöpfung und das Zureden zweier Geistlichen machten ihn endlich ruhig, — er ergab sich. Jetzt wurde auch die Behandlung milder, man brachte ihn wieder nach Montcalieri, gab ihm seine Frau und seine Diener zurück. Aber die Lebenskraft des Mannes war gebrochen, rasch verfiel seine Gesundheit. Der alte König wünschte nur noch seinen Sohn zu sehen:[1]) er werde ihm keinerlei Vorwürfe machen, er wolle ihn nur noch umarmen, ihm seinen Segen geben und ihm ein wichtiges Geheimnis mittheilen. Der Sohn aber kam nicht mehr zum Vater; wahrscheinlich hinderten ihn seine Minister. Victor Amadeus starb am 31. October 1732.[2])

Die Hoffnung, dass Karl Emanuel eine Österreich freundliche Politik einschlagen werde, sollte sich schnell als nichtig erweisen. Der neue König von Sardinien ließ sich bald mit der Kriegspartei in Spanien und Frankreich in Unterhandlungen ein wegen eines Angriffs auf des Kaisers Besitzungen in Italien. Übrigens hätten diese Unterhandlungen noch lange im stillen, ohne Wirkung nach außen fortgehen können, hätte nicht die Erledigung des polnischen Thrones den europäischen Frieden von neuem gestört, und der Kriegspartei frischen Muth gegeben. —

Die polnische Königswahl und ihre Folgen. Der Kampf um Lombardien, Neapel und Sicilien. Der Krieg am Rhein. Lothringen und Toscana.

Die Gesundheit Augusts des Starken, eines der stattlichsten Männer jener Zeit, war seit einiger Zeit im Verfalle, und legte die Frage, wer ihm nachfolgen sollte in diesem unruhigen Lande, den Cabinetten nahe. „Ein Haus in einer Straße," sagte ein Engländer, „aus dem der Rauch beständig durch das Dach schlägt, ist keine angenehme Nachbarschaft." Österreich, Russland und Preußen hatten deshalb wohl dafür zu sorgen, dass, wenn Polen in Brand gerathe, ihr Haus nicht mit angezündet werde. August selber gedachte die Thronfolge seinem Hause zu sichern und aus dem Wahlreich ein Erbreich zu machen. Da der Sachse sich fortwährend weigerte, die pragmatische Sanction anzuerkennen, mit andern Worten, da er auf eine Zertrümmerung der österreichischen Monarchie nach dem Tode des Kaisers hoffte und auf Erwerbung

August von Polen.

[1]) Villars, Mémoires, p. 426.
[2]) Muratori, Annali d'Italia 1730, 1731, 1732. — Carlo Botta, Storia d'Italia, VIII, L. 38.

einiger Theile derselben rechnete, so hatte der Kaiser keinen Grund, die Wahl seines Sohnes zum Polenkönig zu befördern oder dazu beizutragen, seinen Feind stärker zu machen. Ohne fremde Hilfe konnte aber August sein Ziel nicht erreichen, deshalb unterhandelte er längst insgeheim mit Frankreich, und bot zugleich Preußen und Österreich den Besitz polnischer Provinzen an,[1]) wenn sie seinen Plan, die polnische Verfassung zu stürzen und an ihre Stelle eine unumschränkte Erballeinherrschaft zu setzen, fördern wollten: Preußen wurde Großpolen und Kurland in Aussicht gestellt, der Kaiser sollte die Landschaft Zips bekommen. Der Preuße gieng gierig auf die Unterhandlungen ein, der Kaiser erklärte solch einen Ländergewinn für unehrenhaft. Der Gegenbewerber, welchen die nationale Partei in Polen dem Sohne Augusts des Starken entgegenstellen wollte, nämlich Stanislaus Leczinski war jedoch dem Kaiser aus wichtigen Gründen gleichfalls nicht genehm: er war der Schwiegervater Ludwigs XV.; — auf den polnischen Thron erhoben, würde er wohl aller Voraussicht nach, wie ein französischer Statthalter in Warschau, seine Politik nach den Winken von Paris aus, also feindselig gegen Österreich, leiten. Man kannte in Wien seine Verbindungen mit Rakoczy und Bonneval und der ganzen Partei, welche stets zu einem Krieg wider Österreich in der Türkei hetzte.[2]) Aus den gleichen Gründen konnte die Wahl des Stanislaus Leczinski auch Russland nicht angenehm sein. Beide Cabinette vereinigten sich daher dahin, ihren Einfluss für die Wahl eines fremden Prinzen zu verwenden, des Infanten Don Emanuel von Portugal, welcher, vom König Johann V., seinem Bruder, beleidigt und verfolgt, seine Heimat verlassen, unter Eugen den letzten Feldzug gegen die Türken mitgemacht und vor kurzem nach Russland sich begeben hatte, um da sein Glück zu suchen. Beide Mächte wollten die Wahl nicht mit den Waffen erzwingen, wohl aber Truppen an der Grenze aufstellen, um eine Einmischung in die freie Königswahl von anderen Seiten zu verhindern. Auch der Preuße schloss sich dieser Anschauung an, und so kam es, dass der russische Oberstallmeister, Graf Löwenwolde,[3]) im September 1732 zu Berlin mit dem österreichischen Gesandten Seckendorff und den preußischen Ministern einen Vertrag unterzeichnete, durch welchen die drei Mächte sich verpflichteten, jedem Candidaten entgegenzutreten, welchen Frankreich unterstütze, namentlich dem Stanislaus Leczinski, und dem Infanten Don Emanuel zur Krone zu verhelfen und ihn deshalb mit Truppen und 36.000 Ducaten zu unterstützen. Dafür wäre beim Erlöschen des Herzogshauses in Kurland dort die Wahl auf einen preußischen Prinzen zu lenken, und dem König von Preußen das Herzogthum Berg nebst Düsseldorf zuzusagen und hinsichtlich Russlands dahin zu wirken, dass die muthmaßliche

Stanislaus Leczinski.

Don Emanuel.

Löwenwoldescher Vertrag.

---

1) Arneth, l. c. III, S. 357.
2) Arneth, Prinz Eugen, III, S. 358.
3) Schöll, l. c. II, S. 224. — Arneth, l. c. III, S. 360 und 584.

Erbin dieses Reiches, die Prinzessin Anna von Mecklenburg, mit dem Prinzen Ulrich von Braunschweig-Bevern vermählt werde. Der Kaiser weigerte sich jedoch, den Löwenwoldeschen Vertrag zu unterzeichnen und die Wahl des Infanten mit Waffengewalt zu erzwingen: es sei dies den Verträgen mit der Republik und dem Völkerrechte zuwider, er wollte nur die Wahl des Stanislaus Leczinski verhindern. Eugen warf Seckendorff vor, einen großen Fehltritt begangen zu haben. Auch Russland genehmigte den Vertrag nicht, der nur zur Vergrößerung Preußens beigetragen hätte. August bekam Wind von dem Vertrag und machte in Berlin neue Anerbietungen und der König sandte zur Verhandlung seinen Minister Grumbkow an die Grenze. Bei der Zusammenkunft mit August gab es ein großes Trinkgelage, bei dem jeder den andern auszuholen suchte. Der Preuße überstand die Sache, August aber starb am 1. Februar 1733 zu Warschau.[1]) Tod Augusts.

Die Frage wurde nun brennend. Bald zeigte sich, dass der Infant von Portugal keine Aussichten habe, dass aber die Partei des Stanislaus Leczinski die stärkste im Lande sei. Wurde er König, so war er viel gefährlicher als August II., stieß man diesen zurück, so stand die Gefahr nahe, dass er sich in die Arme Frankreichs werfen und dann doch ein Werkzeug französischer Politik auf dem Throne Polens würde, voll Hass gegen den Kaiser, der seinem Streben entgegengetreten war. Auf der anderen Seite bewarb sich der Sachse jetzt eifrig um die drei Mächte und schickte im März 1733 eine eigene Gesandtschaft nach Wien und bat unter Versicherung der Treue und Ergebenheit um die Hilfe des Kaisers. England befürwortete die Bitte des Sachsen und so versprach denn am 16. Juni 1733 der Kaiser, gegen Anerkennung der pragmatischen Sanction, Hilfe und Vorschub, damit der Sachse auf den polnischen Thron gelange. Zu gleicher Zeit versprach die Kaiserin Anna dem Sachsen ihren Beistand zu seiner Gelangung auf den polnischen Thron: wogegen August gelobte, sich alsdann der Ansprüche Polens auf Livland zu begeben und in Kurland nach dem Tode des Herzogs Ferdinand eine freie Wahl zu gestatten und das Land immer als Herzogthum fortbestehen zu lassen, das heißt Annas Liebling, Biron, sollte Herzog von Kurland werden. Der Preuße suchte seine Hilfe so theuer als möglich zu verkaufen und machte für seine Unterstützung hohe Forderungen, die der Sachse nicht bewilligen konnte oder wollte, weil er nicht gegen die Rechte Polens und der übrigen sächsischen Häuser verstoßen mochte. Nun wurde Friedrich Wilhelm kalt, es regte sich Eifersucht gegen den Sachsen in ihm und er wurde sogar geneigt, für Stanislaus Leczinski Partei zu ergreifen, zumal ihm der französische Gesandte große Versprechungen machte. August II.

Frankreich trat jetzt in der polnischen Frage thätig auf. Die Kriegspartei in Paris wünschte, dass Stanislaus gewählt, und dass eine Flotte in Frankreich.

[1]) Stenzl, l. c. III, S. 649.

die Ostsee gesandt werde, um ihn zu unterstützen und eine Heeresabtheilung ans Land zu setzen, sobald Russen, Österreicher oder Sachsen in Polen einrückten. Fleury wünschte den Frieden. Dieses kühne offene Auftreten war ihm zuwider, auch hatte der Schwiegervater des Königs ja versprochen, daß er niemals Frankreichs Hilfe zur Erlangung der polnischen Krone verlangen werde. Chauvelin schlug vor, man solle Stanislaus bewegen, die polnische Krone nicht anzunehmen, und August II. von Sachsen unterstützen, unter der Bedingung, daß er die Freiheiten der Nation nicht antaste; dagegen solle Frankreich alles aufbieten, um Polen wieder mächtig zu machen, so schäle es den Sachsen von Russland und Österreich wieder los, und mache ihn zum Freund und Vorkämpfer französischer Politik im Osten; den Pfälzer, den Bayern, den Kölner habe Frankreich ohnehin schon für sich, und so sei Österreich auf die Dauer gelähmt. Doch der Staatsrath beschloss, Stanislaus zu unterstützen. Die öffentliche Meinung sprach sich sehr lebhaft für ihn aus. Der König hatte kein persönliches Interesse an der Frage, wurde aber damals durch die Nesle, mit der er während der Krankheit der Königin Umgang hatte,[1]) von der Kriegspartei geleitet. Er erklärte im März, daß er die Freiheit der polnischen Königswahl schützen werde, und daß er jedes Unternehmen gegen die freie Wahl als einen Angriff auf den Frieden Europas ansehe. Der Primas von Polen hatte nämlich zu Gunsten der Unabhängigkeit den Schutz Frankreichs angerufen und der Reichstag erklärte im Mai 1733, ermuthigt durch das Wort Ludwigs XV., jeden Fremden von der Wahl ausgeschlossen. Fleurys Fall schien nahe, Berwick und Villars stiegen immer höher. Fleury gab nach, aber zögernd, statt ein Heer sandte er nur 1800 Mann auf Schiffen in die Ostsee. Es wurde verbreitet, Stanislaus sei auf der Flotte, in der That war darauf nur ein Herr von Thianges, der ihm sehr ähnlich sah, während Stanislaus selber, als Kaufmann verkleidet, unerkannt durch Deutschland reiste, und am 12. September auf dem Wahlfeld bei Wola erschien, wo 60.000 Edelleute versammelt waren. Er wurde mit Jubel aufgenommen, die französischen Agenten hatten gut für ihn gearbeitet mit Geld und Versprechen: es hieß, der König von Frankreich werde seinen Schwiegervater nie ohne Hilfe lassen. Nur einer der Wähler legte Veto ein gegen seine Wahl, nahm es aber auf allgemeines Bitten wieder zurück. Einstimmig war jetzt Stanislaus zum König gewählt, 12. September 1733.

Chauvelin. — Ludwig XV. — Stanislaus gewählt.

Aber sein Reich war von kurzer Dauer. Schon am 2. October rückten die Fremden ins Land, nicht die Österreicher, der Kaiser zog nur ein Lager in Schlesien zusammen, sondern die Russen, welche Schlösser und Dörfer verbrannten. Die Edelleute eilten von Warschau weg, um ihre Heimat zu

---

[1]) Michelet, Louis XV., p. 122 ff. — Villars, Mémoires.

vertheidigen, bewiesen in kleinen Gefechten große Tapferkeit, vermochten aber, weil vereinzelt, das Vorschreiten der russischen Heeresmasse nicht aufzuhalten. Stanislaus floh nach Danzig am 2. October. Eine kleine Anzahl polnischer *Gegenwahl Augusts II.* Edelleute rief am letzten Tage der Wahlfrist, nicht in Wola, sondern in einem Walde bei Warschau, August zum König aus, 5. October 1733. Es waren ihrer etwa nur 3000, aber die russische Armee stand hinter ihnen. Während August dann in Krakau, 17. Januar 1734 gekrönt wurde, umschlossen Russen und Sachsen Danzig.[1])

Feldmarschall Münnich leitete die Belagerung. Sein Heer stieg nach und nach auf 50.000 Mann. Die alte Hansastadt nahm sich der Sache des Stanislaus *Danzig.* sehr warm an, die Vertheidigung war tapfer, ein Sturm am 9. Mai 1734 wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen. Zwei Versuche der französischen Flotte, der Stadt Verstärkung und Lebensmittel zuzuführen, scheiterten jedoch. Danzig war nun nicht mehr zu halten, es ergab sich am 9. Juli 1734 und huldigte dem König August.[2]) Stanislaus Leczinski hatte als Fruchthändler verkleidet *Leczinski.* am 27. Juni 1734 die Stadt verlassen und war unter Gefahren aller Art glücklich nach Marienwerder gelangt, und von da nach Königsberg, wo er unter preußischem Schutze lebte. Friedrich Wilhelm I. schwankte in einemfort. August bot ihm Vortheile für die Auslieferung des Flüchtlings, der französische Gesandte dagegen drohte in solchem Falle mit Krieg. Im Herzen war der Preuße damals gegen den Sachsen. Er trank öfter auf die Gesundheit des Stanislaus, er nannte voll Verachtung König August wegen seines steifen Wesens nur den „Dresdener Mantelsack", den „dummen Teufel".[3]) Der Kronprinz Friedrich hatte nach Abschluss des Löwenwoldeschen Vertrages gerathen, sogleich loszuschlagen; der alte König aber war kein Mann der That, er zögerte, schwankte, verlor so alle Vortheile, die er aus der Gunst der Lage hätte ziehen können. —

Der Bund zu Turin 1733 gegen den Kaiser. Der Krieg in Italien und am Rhein 1733—1735.

Die polnische Frage war mit der Einnahme Danzigs entschieden. Die Folgen derselben hatte jedoch der Kaiser zu tragen. Ludwig XV. erklärte, der Kaiser habe in der Vertreibung des Stanislaus Leczinski die Ehre Frankreichs gekränkt. Am 7. September 1733 wurde zwischen Frankreich, Spanien *Vertrag zu Turin.* und Sardinien in Turin so geheim, dass selbst der kaiserliche Gesandte nichts davon erfuhr, ein Vertrag unterzeichnet, nach welchem die Österreicher aus Italien verjagt werden sollten, und sollte Don Carlos auf die Fürstenthümer Parma, Piacenza und Toscana zu Gunsten seines jüngeren Bruders Don Philipp verzichten, dagegen Neapel und Sicilien als eigenes Königreich erhalten. Zu diesem Zwecke sollten 40.000 Franzosen über die Alpen rücken

---

[1]) Massuet, Histoire de la dernière guerre. Amst. 1737, I.
[2]) Flassan, l. c. V.
[3]) Stenzel, l. c. III, S. 629 ff.

und 18.000 Piemontesen zu ihnen stoßen. Den Oberbefehl solle der König von Sardinien und zugleich eine französische Unterstützung von 3,600.000 Livres jährlich haben und das Mailändische bekommen, dagegen Savoyen an Frankreich abtreten, wenn er auch Mantua erobert habe. Flassan behauptet,[1] Chauvelin, von dem man damals sagte, er habe dem Cardinal den Krieg aus dem Sack gestohlen, während später ihm der Cardinal den Frieden heimlich weggenommen habe, soll eigentlich nur die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft angestrebt haben, indem er glaubte, die beiden neuen spanischen Dynastien würden bald italienisch-national werden. Darum habe er auch nichts in Italien für Frankreich verlangt. Piemont, im Besitze des Mailändischen, war nach seiner Ansicht stark genug, um die Alpen zu schließen. Die vielen kleinen Staaten Italiens waren nicht stark genug, um zu erobern, wohl aber um zu vertheidigen.

Am 14. October 1733 wurde dem österreichischen Gesandten in Turin die Kriegserklärung zugestellt. Der Kaiser war überrascht, nicht minder Eugen, er hielt das Verfahren seines königlichen Verwandten für unpolitisch: „Wenn es Frankreich und Spanien gelänge, uns aus der Lombardei zu vertreiben, wer
Sardinien. würde mehr dabei verlieren, als der König von Sardinien, der sich von allen Seiten von dem Hause Bourbon umringt sähe, während wir außerstand gesetzt wären, ihn gegen die Bedrückungen in Schutz zu nehmen, die sicher nicht ausbleiben werden?“[2] Aber nicht bloß überrascht war der Kaiser, er stand auch
Der Kaiser. allein. Anna glaubte, in Polen genug gethan zu haben, Holland wollte sich in keinen Krieg einlassen, und England nicht, weil Holland nicht wollte; es nahm zum Vorwand, ihm genüge die Erklärung Frankreichs, es werde Belgien nicht angreifen. Vergebens betonte Eugen, dass das europäische Gleichgewicht in Gefahr sei, wenn das Haus Bourbon, nachdem es sich bereits der spanischen Monarchie bemächtigt, auch noch eine dritte Krone in Italien erringe. Der König von Preußen meinte, man solle Stanislaus auf dem polnischen Throne lassen, und gab, statt als Reichsführer sein Heer sogleich in Bewegung zu setzen, den wohl-
Das Reich. feilen Rath: „Lasset euch die Lombardie und Parma geben; gebt Sicilien und Neapel an Don Carlos, etwas muss auch der Schelm Sardinier bekommen, weil ihr es versprochen habt in der alten Allianz, alsdann profitiert ihr noch.“[3] Die Kurfürsten von Bayern, Köln und der Pfalz legten Verwahrung dagegen ein, dass das Reich den Krieg wider Frankreich erkläre, und der König von Preußen gab zu einer Kriegserklärung des Reiches nur unter dem Vorbehalt seine Zustimmung, dass er weder jetzt noch künftig zu einer Leistung, weder an Geld noch an Truppen, verbunden sei.

Krieg 1733 am Rhein, in Italien. So schlimm die Lage des Kaisers war, so rasch entwickelten sich die Ereignisse. Ein Heer unter Berwick setzte sich gegen den Rhein zu in Bewegung, besetzte am 12. October Nancy und umschloss Kehl, das sich am 28. October 1733 ergeben musste. Ein anderes Heer unter Villars brach nach Italien auf. Der alte Marschall[4] schildert in seinen Denkwürdigkeiten, wie er zum Kriege

[1] Flassan, Histoire de la diplomatie française, T. V, p. 71.
[2] Arneth, l. c. III, S. 380.
[3] Ibid. III, S. 396.
[4] Mémoires du Maréchal de Villars, p. 439.

trieb. „Ganz Europa,“ sagte er in einer Versammlung zu Paris, „ganz Europa also kann glauben, dass der Herr Cardinal wegen seiner Frömmigkeit und wegen seines leicht begreiflichen Wunsches, die Süßigkeiten des Friedens den Schrecken des Krieges vorzuziehen, den König vom Kriege fernhält. Sicher in seinem Herzen wohnt zunächst die Frömmigkeit, aber nach dieser muss doch der Ruhm des Königs und der Ruhm Frankreichs ihn wünschen lassen, dass alle Fürsten Europas des Königs Freunde sind und dass seine Feinde zittern müssen. Ich sah, wie der selige König 500.000 Mann auf den Beinen hatte, ohne die Flotte dazu zu rechnen. Unser König hat 230 Millionen Livres Einkünfte. Ich habe, Gott sei Dank, dreimal die französischen Fahnen bis jenseits der Donau getragen und dieselben Fahnen werden entweder unter mir oder einem andern wieder dort flattern, wenn unsere Freunde darum bitten, oder wenn unsere Feinde unsern Hass unserer Freundschaft vorziehen.“ Weiters gab Villars den Rath, das beste Mittel, das Reich im Zaume zu halten, sei, ihm Furcht einzujagen, und erzählt, wie in der letzten Stunde noch, statt den Befehl zum Aufbruch zu geben, Fleury bloß Sardinien und Bayern mit Geld unterstützen wollte. Diese Worte kennzeichnen die Lage. Beim Abschiede sagte noch Villars zum Cardinal: „Sagen Sie dem König, dass er über Italien verfügen kann, ich gehe jetzt, es ihm zu erobern.“ Drei Königinnen schmeichelten noch seiner Eitelkeit, jede sandte ihm eine Cocarde für seinen Hut und er meinte, dies werde ihn glücklich machen in seinen Unternehmungen für die drei Kronen! Villars.

In Italien gieng es anfangs wider Erwarten gut. Die vereinigten Franco-Sarden überschritten am 27. October 1733, 58.000 Mann stark, die Sesia. Nicht 16.000 Mann hatte der kaiserliche Feldmarschall Wirich Daun ihnen entgegenzustellen. Man hatte eben an die Treulosigkeit des Sarden nicht geglaubt, ihm sogar noch Getreide geliefert. Überdies herrschte Zwiespalt im kaiserlichen Lager. Daun, ein tüchtiger General, aber jetzt alt und bedächtig, wollte nur die Festungen stark besetzen, damit der Gegner sich an Belagerungen aufhalte. Der General der Cavallerie, Prinz Friedrich von Wirtemberg dagegen wollte dem Feinde mit noch so geringer Macht sogleich im offenen Felde entgegentreten. Was Daun wollte, musste geschehen — und nun war keine Festung stark genug bewaffnet. Vigevano ergab sich am 27. October, Pavia sandte am 31. die Schlüssel, Mailand bat am 3. November um Schonung, und am 4. hielt Karl Emanuel hier seinen feierlichen Einzug und gab prächtige Feste.[1] Pizzighetone wurde nach wenigen Tagen übergeben; rasch nacheinander fielen nun Cremona, Novara, Tortona, binnen drei Monaten war die ganze Lombardie für den Kaiser verloren, bis auf Mantua, wohin sich Daun zurückgezogen hatte. Daun verliert die Lombardie.

Er wurde abberufen und Mercy erhielt den Oberbefehl; kaiserliche Truppen sammelten sich in Südtirol; Villars trieb, sie rasch zu zersprengen; das beste Mittel, die bisherigen Eroberungen zu schützen, sei weiter zu gehen. Aber Karl Emanuel traute der Königin von Spanien nicht und suchte sich im Mailändischen festzusetzen, in der Furcht, Elisabeth Farnese werde ihm dieses Land nicht lassen, sondern ganz Italien für Spanien haben wollen. Villars hatte gehofft, mit der Eroberung Italiens seine kriegerische Laufbahn glänzend zu schließen, jetzt gerieth er mit dem Sarden über den Kriegsplan in Zwiespalt. Er verlangte seine Abberufung und erhielt sie. Karl Emanuel behandelte ihn mit Undank. Krieg 1734.

---

[1]) Muratori, Annali d'Italia, 1733. — Botta, Storia d'Italia, VIII.

Ihm geschah Recht — warum hatte er zu diesem ungerechten Kriege getrieben! Villars hatte sich raschen Soldatentod nach einem Siege gewunschen, jetzt erkrankte er auf der Rückkehr in Turin und schloss daselbst am 17. Juni in demselben Zimmer, in welchem er vierundachtzig Jahre zuvor als Sohn des französischen Gesandten geboren worden war, sein reichbewegtes Leben. Er war der letzte der großen Heerführer aus der Zeit Ludwigs XIV.

Villars' Tod.

Schlacht bei Parma.

Am 29. Juni wurde ihm bei Parma eine blutige Leichenfeier veranstaltet. Mercy griff mit ungefähr gleichen Kräften die Franco-Sarden bei Parma an. Die Tapferkeit der Österreicher war ohne Vergleich: sie wollten den Feind von Parma wegtreiben und in die Sümpfe am Po werfen. Die ersten Reihen der Franzosen wurden zurückgedrängt, der Canal überschritten, aber die hintern Reihen hielten die Österreicher auf. Da wurde Mercy von einer Stückkugel todt niedergestreckt. Prinz Ludwig von Wirtemberg, der den Oberbefehl übernahm, kannte den Plan nicht genau und so entstand eine Verwirrung. Der Kampf dauerte mit Erbitterung bis abends fort, wo die Österreicher sich in Ordnung bis zur Secchia zurückzogen. Die Österreicher zählten 6000 Todte und Verwundete, sie hatten aber keine Gefangenen, keine Fahne verloren. — Königsegg wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Am 15. September überraschte er bei Guistello die Franzosen. Broglie, der mit Coigny den Befehl theilte, entkam kaum im Hemd. Sein Sohn, sein Gefolge wurden gefangen genommen. Der rechte Flügel der Franzosen wurde auf die Mitte geworfen, bei Guistello nahmen die Österreicher das Geräth, die Kriegscasse, das Silberzeug des Sarden weg. Doch gelang es ihnen nicht, sich zwischen die Franzosen und Piemontesen hineinzuschieben. Bei Guastalla ordneten sich die Feinde wieder. Am 17. und 18. September wurde der Kampf fortgesetzt bei Luzzara; am 19. September versuchten die Österreicher vergebens die gedeckte Stelle der Feinde bei Guastalla zu durchbrechen. Am Abend musten sie sich mit einem Verlust von 6000 Mann zurückziehen. Viele Officiere waren gefallen, unter ihnen der Prinz Friedrich von Wirtemberg. Sieben Bataillone hatten zusammen nur noch einen Hauptmann. Königsegg zog sich gegen Borgoforte zurück und nahm Stellung zwischen Po und Oglio. Im Süden des Po bezogen die Franzosen Winterquartiere. Krankheiten räumten jetzt in beiden Heeren, die sich ungefähr das Gleichgewicht hielten, nicht weniger auf, als bisher die Schlachten.[1])

Mercys Tod. — *Königsegg.* — *Guistello.* — *Luzzara.*

Die Spanier in Neapel.

Glücklicher als die Franco-Sarden waren die Spanier 1734 unter Don Carlos in Unteritalien. Neapel und Sicilien giengen für Karl VI. unwiederbringlich verloren.[2]) Zur selben Zeit, wo die Franzosen über die Alpen giengen, landete spanisches Fußvolk in Genua und zog Reiterei und Tross zu Land nach Antibes und kreuzte eine spanische Flotte an der italienischen Küste. Graf Montemar leitete in Wirklichkeit diese Streitkräfte, die Ehre des Oberbefehls hatte aber Don Carlos. „Beide Sicilien", schrieb ihm seine Mutter, „werden zu einem selbständigen Reich erhoben, Dein Eigenthum. Geh denn und siege; die schönste Krone Italiens wartet Deiner." Karl war damals siebzehn Jahre alt, vom Recht an das Königreich, das sein Vater besessen, vollkommen überzeugt, sonst ein Jüngling, bei dem Kopf

Don Carlos.

---

1) Muratori, Annali d'Italia, 1734. — Botta, Storia d'Italia, VIII.
2) Colletta, Storia di Napoli, Bd. I, Cap. 2.

und Herz an der rechten Stelle waren, ein Freund kriegerischer Übung, hochgewachsen und von gefälligem Äußern. In Perugia hielt er im März 1734 Musterung über seine Streitmacht, 16.000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter.

Im Kirchenstaate fand er sehr gute Aufnahme. Der damalige Papst wünschte die deutsche Herrschaft nicht auf beiden Seiten des Kirchenstaates, die Bewohner aber hatten bald über die Raubsucht der Spanier zu klagen, welche sie bisogni = Nimmersatte nannten. Bald stand das Heer an der Grenze von Neapel. Die Flotte begleitete dasselbe entlang der Küste. In Neapel war Vicekönig Julius Visconti, Befehlshaber der Truppen Graf Traun: sie suchten das Volk zum Widerstand gegen die Spanier zu entflammen, aber ohne Erfolg. Die Neapolitaner waren den Deutschen abgeneigt und wünschten eine selbständige Regierung. Traun beschloss, die Truppen in die Festungen zu vertheilen und den Feind zu vielen Belagerungen zu nöthigen, den Krieg so in die Länge zu ziehen und indes Verstärkungen aus Deutschland abzuwarten. In den Engpässen von Mignano schlug er ein verschanztes Lager auf. In Neapel und anderen Städten wurden Bürgerwehren errichtet. Traun.

Zuerst erschien die spanische Flotte vor Procida und Ischia, deren Bewohner sich für Don Carlos erklärten, dann näherte sie sich Neapel. Eine Proclamation Philipps V. vom 7. Februar 1734 aus dem Lustschlosse Pardo ward in der Hauptstadt verbreitet, worin der alte König betheuerte, die Unternehmung gegen das Königreich beider Sicilien sei aus Liebe zu den durch die Härte und Habsucht der Deutschen unterdrückten Völkern beschlossen worden. Wie sie einst ihn selber empfangen, so möchten sie jetzt mit derselben Treue seinen Sohn als König annehmen. Vergeben und vergessen sei, was gegen ihn gefehlt worden. Don Carlos werde die Rechte des Königreiches aufrecht erhalten, die lästigen Auflagen der Deutschen abschaffen und wie ein Vater über sein treues Volk regieren. Namentlich gefiel die Erklärung des jungen Königs, dass er die bestehenden Gerichte um kein weiteres vermehren, d. h. dass er die spanische Inquisition nicht einführen werde. Traun hatte die Stellung bei Mignano für unangreifbar gehalten. Bergbewohner von Sesto aber führten sicher und unbemerkt 400 Spanier in die Flanke und den Rücken der Deutschen, so dass Traun sich genöthigt sah, das Lager abzuschlagen, das schwere Geschütz zu vernageln, und sich eiligst in der Nacht in die Festung Capua zurückzuziehen. Die Kunde von diesem Misserfolg wirkte in Neapel, der Pöbel ward frech und trotzig, zumal die spanische Flotte angreifen zu wollen schien. Am 3. April verließ der Vicekönig mit den Deutschen die Hauptstadt und schlug den Weg nach Apulien ein. Indessen rückte Don Carlos gegen Neapel vor, bald überreichten ihm Abgeordnete die Schlüssel der Hauptstadt, wünschten ihm Glück und gelobten ihm Treue. Überall auf dem Wege suchte der junge Sieger durch Auswerfen von Geld das Volk zu gewinnen. Seine Mutter hatte ihm einen Theil der Schätze aus Mexiko zu diesem Zwecke gesandt. Widerstandslos rückte Marsillac mit 6000 Mann in Neapel ein, die Forts ergaben sich bald, Elmo am 25. April, Del Ovo am 2. Mai, das Neue Castell am 6. Mai. Am 10. Mai zog Don Carlos selber unter dem Jubel der Bevölkerung mit königlichem Gepränge in die Hauptstadt ein. Alles geschah, um das Volk zu gewinnen, die Vorrechte der Stadt wurden bestätigt, Don Carlos warf Silber- und Goldstücke unter die Menge, er erbat sich den Segen vom Erzbischof, er öffnete die Gefängnisse, er hieng der Bildsäule des heil. Januarius ein kostbares Halsband von Rubinen und Diamanten um. Aufruf Philipps V. Mignano. Neapel. Don Carlos.

Don Philipp V. veröffentlichte ein Decret vom 15. Juni 1734, worin er seinem Sohne Karl seine alten und neuen Rechte auf beide zu einem selbständigen Reiche vereinigten Sicilien abtrat. Der neue König nannte sich Karl, von Gottes Gnaden König beider Sicilien und von Jerusalem, Infant von Spanien, Herzog von Parma, Piacenza und Castro, Erbgroßherzog von Toscana. Feste wurden dem Volke gegeben, Tanucci wurde zum Justizminister ernannt: früher Advocat und Professor des Staatsrechts in Pisa, dann Karls Lehrer, kam er bei diesem ob seiner Fähigkeiten und seiner Arbeitskraft bald zu solcher Gunst, dass er die ganze Regierung leitete, während der König sich mit Leidenschaft den Freuden der Jagd hingab.

Das Reich beider Sicilien. — *Tanucci.*

Indes wurde der Krieg fortgeführt. Die Kaiserlichen hielten noch immer Apulien besetzt, sie bezogen ihre Bedürfnisse aus Sicilien. Bei Manfredonia erwartete man die Ankunft von 6000 Kroaten. Montemar zog mit 12.000 Mann nach Apulien. Bei Bitonto kam es am 27. Mai 1734 zur Schlacht. Die österreichische Reiterei gerieth in Unordnung und floh. Das brachte Entmuthigung unter die übrigen Truppen. Am Abend zogen sich die Österreicher mit einem Verluste von 1000 Mann zurück. Statt sich in die treffliche Festung Pescara zu werfen und hier seine noch jungen Truppen einzuüben, zog Belmonte zwei Monate lang unthätig in Apulien umher. In kurzer Zeit fielen alle festen Schlösser, außer Brindisi und Lecce, in die Gewalt der Spanier. 3400 deutsche Kriegsgefangene traten in die Dienste Karls. Montemar kehrte nach Neapel zurück. „Was gibt es Neues?" fragte ihn Karl. „Das Neueste", entgegnete Montemar, „ist, dass Ihre Feinde vor Ihnen haben weichen müssen und entweder todt oder gefangen sind; dass also Ihr Sieg umso glänzender ist. Ihre Truppen haben alle sich gleich brav gehalten, doch über die Wallonen geht nichts in der Welt." [1])

Bitonto.

Das Kriegsglück blieb den Spaniern treu. Am 6. August ergab sich die wichtige Festung Gaëta, welche nur von 500 Neapolitanern und 1000 Österreichern vertheidigt und von 16.000 Spaniern unter dem Herzog von Liria angegriffen war. Die kaiserliche Fahne wehte jetzt nur noch auf den Mauern von Capua, welches Traun heldenmüthig vertheidigte. Der Erfolg gab dem König Muth zu einem Unternehmen auf Sicilien. Hier war Vicekönig der Marquese Rubbi und Befehlshaber der Truppen der Fürst Lobkowitz. Auch in Sicilien war die kaiserliche Macht zu schwach, um es bei der für die Spanier günstigen Stimmung der Bevölkerung auf eine offene Feldschlacht ankommen zu lassen. Man beschloss deswegen, die Festungen zu behaupten, Lobkowitz sollte Messina, Orsini Syrakus, Carera sollte Trapani vertheidigen. Montemar fuhr mit 14.000 Mann August 1734 nach der Insel, er selber steuerte gegen Palermo, Marsillac gegen Messina. Sowie er nahte, erhob sich das Volk. Die Deutschen fanden Zuflucht in einem der Castelle. Mehrere feste Plätze ergaben sich bald. Indes musste am 24. November Traun auch Capua übergeben: er hatte das Mögliche gethan, kühne Ausfälle, viele Gefangene gemacht, viele Feinde getödtet, aber er konnte keine Lebensmittel in die Stadt bringen. Die Vorrathshäuser waren leer und die Krankenhäuser voll. Die Besatzung sollte nach Triest eingeschifft werden. 2000 Deutsche traten jedoch unterwegs in die Dienste Karls. Bald darauf fiel auch die Citadelle von Messina. Am Anfang

Gaëta. — *Sicilien.* — *Palermo.* — *Capua.*

[1]) Colletta, l. c I, cap. 2.

Juli 1735 war Karl im vollständigen Besitz des Königreiches beider Sicilien. Am 3. Juli 1735 fand in Palermo der feierliche Einzug statt. So entstand im Süden der Halbinsel das Königreich beider Sicilien unter einer neuen Dynastie.[1]) Wenden wir uns jetzt zum dritten Kriegsschauplatz, an den Rhein!

Berwick war hier der Befehlshaber des französischen 100.000 Mann starken Heeres, nachdem er acht Jahre in Studien, im Umgang mit Gelehrten auf seinem stillen Landgut Fitz-James zugebracht hatte. Unter ihm befehligte Moriz von Sachsen, welcher nach dem Tode seines Vaters wieder in französischen Dienst getreten war, und widmete zur selben Zeit Ludwig XV. seine Kräfte, wo dieser den Bruder vom polnischen Throne zu stoßen versuchte. Moriz war es, der die Brücke über den Rhein schlug und Kehl wegnahm. Auf Kehl und Philippsburg hatten es die Franzosen zunächst abgesehen. Beide waren Städte des Reiches. Ludwig XV. aber ließ dem Reichstag erklären, er wolle in Frieden mit den Fürsten leben, nur die Noth zwinge ihn, sich Kehls zu bemächtigen, um sich den Übergang über den Rhein zu sichern und den Kaiser zu bekämpfen, unter dessen Druck sie alle schmachteten. Auch bei Hüningen schlugen die Franzosen eine Brücke und drangen auf dem rechten Rheinufer bis Stollhofen vor. Sie hatten es offenbar auf einen Zug nach der Donau abgesehen, wo sie sich mit den bayrischen Truppen vereinigen wollten. Am 11. November kehrten sie aber auf das linke Rheinufer in ihre Winterquartiere zurück.[2])

Krieg am Rhein 1733. Berwick. Moriz von Sachsen. Kehl. Hüningen.

Den Feldzug 1734 wollte Berwirck früh beginnen. Er traf deshalb schon am 30. März in Straßburg ein, fand aber nichts vorbereitet. Der Graf Belleisle, der sich in den Augen Fleurys als militärisches Genie beliebt zu machen wusste, hatte neben ihm ein Commando erhalten[3]) und umschloss Trarbach. Die Kräfte, welche ihm zur Verfügung gestellt wurden, minderten das Armeecorps, mit welchem Berwick gegen Philippsburg aufbrach. Er konnte erst am 3. Juni die Laufgräben eröffnen. Indes traf in den Ettlinger Linien Eugen ein, um seinen letzten Feldzug zu beginnen; einunddreißig hatte er schon mitgemacht, mehrmals war er lebensgefährlich verwundet worden. Der Zauber seines Namens war so groß, dass man Siege von ihm erwartete, obschon er einem Heere von 100.000 Mann und einem Berwick gegenüber nur 29.000 Mann zur Verfügung hatte. Und was für Soldaten! ungeübte, aus aller Herren Länder, die einander und ihre Officiere nicht kannten. Die Kernscharen, mit denen er seine Siege in Italien und den Niederlanden gegen die Franzosen und im Südosten gegen die Türken davongetragen hatte, waren theils auf den Schlachtfeldern gefallen oder in den Spitälern zugrunde gegangen — denn mit dem Feldarzneiwesen war es damals so schlecht bestellt, dass man sagte, es sei gleich, ob ein Soldat im Kampfe getödtet oder verwundet werde, im letzteren Falle sterbe er nur langsam — oder sie standen in der Lombardie, in Neapel und Sicilien. Neue Lorbeern zu den bisherigen konnte unter solchen Verhältnissen Eugen nicht erwerben, wohl aber seinen alten Ruhm aufs Spiel setzen, und wenn er bei so schlechten Mitteln dennoch den Oberbefehl übernahm, so that er dies nur in wahrhafter Selbstverleugnung und in Treue gegen seinen Kaiser und in Hingabe an das Reich, dem er von seiner Jugend an seine seltenen Kräfte gewidmet hatte.

Feldzug 1734. Belle-isle. Philippsburg. Eugen.

---

[1]) Colletta, Storia di Napoli, I, cap. 2.
[2]) Sismondi, Histoire des Français, vol. XXVIII, p. 100 ff.
[3]) Mémoires de Berwick, p. 306.

Eugen täuschte sich nicht über seine Lage, er vertraute nur auf die Gerechtigkeit der Sache und daſs die Unwürdigkeit, mit der Frankreich Kaiser und Reich behandle, den Zorn und die Thatkraft der Deutschen aufstacheln werde.[1]) Mit Begeisterung empfiengen ihn die Soldaten, als er am 24. April 1734 im Lager von Waghäusel erschien. Aber was konnte er mit 29.000 Mann gegenüber 100.000 machen! Die mächtigsten Fürsten hatten ihre Truppen noch nicht gesendet. Flehentlich schrieb er nach allen Seiten um Zuzug. Von zwei Seiten wollten die Franzosen die Ettlinger Linien bezwingen und giengen deshalb in zwei Abtheilungen, bei Kehl und Fort-Louis, über den Rhein. Eugen, der sonst immer gewohnt war, kühn voranzudringen, muſste sich jetzt zurückziehen, zuerst nach Bruchsal, am 9. Mai nach Heilbronn. „In so vielen Feldzügen befand ich mich nie in einer so gefahrvollen Lage", schrieb Eugen damals an den Kaiser. „Ich werde alles thun, was menschenmöglich ist, um von keinem Unglück betroffen zu werden; ob dies aber dann, wenn ein Mann wider vier oder fünf zu streiten hat und von allen Seiten mit öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben ist, sich bewirken läſst, insbesondere da ein groſser Theil der bei mir befindlichen Truppen in neuer und unerfahrener Mannschaft besteht, dafür, glaube ich, kann niemand sich verbürgen, der sich in solcher Lage befindet."[2]) Er stellt deshalb alles der göttlichen Allmacht anheim, welche eine gerechte Sache nicht zugrunde gehen lasse, und tröstet den Kaiser damit, daſs es nicht das erstemal sei in der Geschichte des durchlauchtigsten Erzhauses, daſs die äuſsern Umstände anfangs das schlimmste Ansehen hatten und dann zu dessen Ruhm und Vortheil ausschlugen.[3])

Deutsche Fürsten. Die heimlichen Feinde, von denen er redet, waren die Kurfürsten von Bayern, Köln und der Pfalz. Der Bayer war der feindseligste — mit der zweiten Bayern. Tochter Kaiser Josephs I. vermählt, grollte er dem Kaiser, daſs dieser durch die pragmatische Sanction seine vermeintlichen Ansprüche auf das österreichische Erbe zunichte gemacht habe, und wollte sich nur versöhnen lassen, wenn der Kaiser Maria Theresia mit dem Kurprinzen vermähle. Allein Maria Theresia war zehn Jahre älter als der Kurprinz, und dieser bei den Stürmen, die drohten, nicht imstande, ihr eine feste männliche Stütze zu sein. Der Bayer stellte nicht bloſs als Reichsfürst sein Contingent nicht, sondern sammelte mit französischem Gelde Truppen, um sich mit den Franzosen zu vereinigen, wenn es diesen gelänge, Eugen über den Haufen zu werfen. Auch der Kölner hatte sich mit Ludwig XV. eingelassen, der Pfälzer hatte einen unüberwindlichen Posten in der Neckarau ohne Schuſs räumen lassen und so den Franzosen den Übergang über den Fluſs erleichtert. Französische Barbarei. Die Franzosen hausten auf dem rechten Rheinufer in empörender Weise, so daſs Eugen Berwick auffordern muſste, Mannszucht zu halten: „Ihre Soldaten begehen Dinge, von denen die Geschichte nicht ähnliche aufzuweisen hat; sie achten weder die Kirche, noch die geweihten Hostien, welche sie zur Erde werfen, nicht die Priester, die sie nackt an die Thüren und Fenster der Häuser binden, nicht die Frauen, welche sie mit den Händen an Bäume nageln und miſshandeln, bis sie sterben, nicht die unschuldigen Kinder, welche sie in gräſslichster Weise verstümmeln."

In dieser Lage konnte Eugen nur Mannschaft sammeln und sie einüben,

---

[1]) Arneth, Eugen, III, p. 404.
[2]) Ibid. p. 408.
[3]) Ibid. p. 404.

nicht aber die Belagerung Philippsburgs verhindern. Die Festung ward tapfer und umsichtig, wenn auch hoffnungslos, von Wutgenau vertheidigt. Ihren Fall erlebte übrigens Berwick nicht mehr. Als er am 12. Juni, wie gewöhnlich, die Laufgräben besuchte und eine erhöhte Stelle hinter der Brustwehr bestieg, um die Arbeiten zu übersehen, riss ihm eine Kanonenkugel, man weiß nicht, ob von den Franzosen oder den Deutschen abgeschossen, den Kopf weg. So endete Berwick, unter den großen Generalen Ludwigs XIV. derjenige, welcher den reinsten Ruf hinterließ. Mit ihm giengen große Pläne ins Grab.[1]) Asfeld übernahm den Oberbefehl und setzte den Kampf gegen die Festung fort, deckte sich aber zugleich im Rücken gegen einen Angriff Eugens. Dieser verstärkte sich nach und nach. Endlich kamen auch die Preußen: sie waren die bestgedrillten Truppen, sie begiengen aber im Würzburgischen solche Greuel, dass die Bauern sich gegen sie erhoben. Man glaubte, es sei von ihrem Befehlshaber angeordnet worden, um den Bischof von Würzburg dafür zu strafen, dass er als Reichskanzler es mit Georg II. hielt und sich die Übergriffe der preußischen Werber nicht hatte gefallen lassen. Am 14. Juli 1734 fühlte sich Eugen stark genug, sein Heer gegen Philippsburg zu führen, um die Stadt zu entsetzen. Es kam zu Kämpfen: die französischen Schanzen waren aber zu gut angelegt, als dass ein Sturm hätte gelingen können. Eugen beschloss, den Rhein in das feindliche Lager zu leiten. Die Arbeit gieng gut voran, schon trat das Wasser in das französische Lager, allein es fiel der Rhein plötzlich in dem Maß, als er früher angeschwollen war, und jetzt war Philippsburg verloren. Wutgenau capitulierte am 18. Juli 1734, die Besatzung erhielt freien Abzug nach Mainz.

Berwicks Tod.

Die Preußen.

Philippsburg fällt.

Eine allgemeine Schlacht wollte Eugen umsoweniger wagen, als, wenn dieses Heer geschlagen war, der Kaiser kein anderes mehr hatte. Eugen suchte nun bloß die Folgen der Einnahme Philippsburgs zu schwächen, was ihm auch gelang. Die Franzosen vermochten keine Früchte aus ihrem Sieg zu ziehen; Eugen nahm fortwährend solche Stellungen, dass die Feinde weder Breisach noch Mainz zu belagern wagten. Damals traf der Kronprinz von Preußen in Eugens Lager ein. Friedrich sollte unter Anleitung eines so großen Feldherrn sich im Kriegshandwerk ausbilden — er nannte sich auch später mit Stolz einen Schüler Eugens und erhielt von ihm den weisen Rath, die Geschichte der frühern Feldzüge zu durchdenken, sich die Lage der Generale zu vergegenwärtigen und so in seinem Geist die Fähigkeit auszubilden, in dringenden Augenblicken das rechte Mittel zu ergreifen. Eugen erkannte wohl die Fähigkeiten des Kronprinzen; er schrieb an den Kaiser: „Unendlich viel liegt daran, diesen jungen Herrn zu gewinnen, welcher dereinst mehr Freunde in der Welt als sein Vater sich machen und viel Schlimmes und Gutes thun kann."[2])

Friedrich II.

Nachdem er im October die Armee in Winterquartiere verlegt und dem Herzog Karl Alexander von Wirtemberg den Oberbefehl übergeben hatte, kehrte Eugen nach Wien zurück. Der Kaiser bedurfte seines Rathes und der Feldherr rieth dringend zum Frieden. Drei verbündeten Mächten, Frankreich, Spanien, Sardinien gegenüber, ohne die Geldunterstützung der Seemächte sei der Kaiser nicht imstande, zu widerstehen. England verharre darauf, ohne Mitwirkung Hollands nichts für den Kaiser zu thun, und das letztere wolle sich nicht an dem

Eugen in Wien.

---

[1]) Sein Enkel gab seine Mémoires 1778 in zwei Bänden heraus, Montesquieu verfasste ein Eloge historique du Duc de Berwick.

[2]) Arneth, l. c. III, S. 432 ff.

räth zum Frieden. Kriege betheiligen. „Im deutschen Reiche wächst die Zahl derer, die zur Neutralität zwischen dem Kaiser und Frankreich hinneigen, von Tag zu Tage. Der sächsische Hof thut nichts, weder für sich selbst, noch für den Kaiser. Das Leben des Königs von Preußen verspricht nur noch eine kurze Dauer. Die Kurfürsten von Bayern und Köln verstärken ihre Truppen durch höchst beträchtliche Aushebungen. Ihr Subsidien-Tractat mit Frankreich ist abgeschlossen, sechs Monate davon sind bezahlt und Bayern beginnt sich über jede Schranke hinwegzusetzen und Maßregeln zu ergreifen, welche nur zu leicht noch während des Winters uns mit ihm in offenen Kampf bringen könnten. In der Türkei ist nur mehr der einzige Großvezir gegen den Krieg mit uns; alle übrigen sind durch den französischen Botschafter und durch Bonneval gewonnen.“ [1]) Auch Königsegg rieth dringend zum Frieden. Die Seemächte traten im Februar 1735 mit Friedensvorschlägen auf — doch konnte der Kaiser noch zu keinem Entschluss kommen.

Feldzug 1735. Im Mai 1735 begab sich Eugen, obschon leidend, wieder zum Heer an den Rhein. Seine Ankunft war im höchsten Grade nöthig. Der größte Zwiespalt herrschte unter den Führern: die einen wollten nur ihrem Monarchen und nicht dem Herzog von Wirtemberg gehorchen, andere verließen, ohne sich um einen Befehl zu kümmern, geradezu das Heer. Militärische Zucht und Ordnung war vollständig im Verfall, nur Eugens Ansehen konnte die Unordnung abstellen. Die Franzosen machten eine Menge Scheinbewegungen, namentlich gegen Mainz. Eugen durchschaute ihren Plan, ihn irre zu führen und nach Bayern durchzubrechen, blieb auf guter Hut und deckte vollkommen das rechte Rheinufer. Zum Dank dafür, dass er den Feind verhindert, in das Innere des Reiches einzudringen, bewilligte ihm der Reichstag jährlich einen Römermonat (ungefähr 80.000 fl.): mehr als das Geld galt ihm der Ausdruck des Dankes, er habe sich „außerordentliche Verdienste um die ganze Christenheit im allgemeinen, um das römische Reich insbesondere durch unzählbare heldenmüthige Thaten und ruhmvolle Siege erworben.“ [2]) Eugen wartete Verstärkung ab, um zum Angriff überzugehen. Die deutschen Fürsten thaten ihre Pflicht nicht, nur die Czarin

Russen am Rhein. hielt ihr Wort. Ein russisches Heer war auf dem Marsch nach dem Rhein, wenn es auch spät kam. Bayern verlangte nun, dass die russischen Truppen in kleinen

Bayern. Abtheilungen durch die Oberpfalz ziehen, ohne Zweifel, um sie anzugreifen. Man trieb aber die Russen, beisammen zu bleiben, zugleich machten die Truppen in Tirol eine Bewegung gegen Bayern. Eugen rieth, den Kurfürsten zu entwaffnen und einmal Ernst zu zeigen oder ihn für immer dadurch zum Freund zu machen, dass man seinen Sohn mit Maria Theresia verlobe. Am 26. August 1735 trafen 13.000 Russen im Lager bei Bruchsal ein — die ersten Russen am Rhein. Ein anderes Heer war auf dem Marsch. Jetzt wurde der Bayer sorglich, er wollte sein Contingent stellen. Eugen aber, der fürchtete, dass bei der Entscheidung die Bayern zu den Franzosen übergehen, antwortete in einem spitzigen Schreiben, der Kurfürst möge lieber seine Truppen bei sich behalten, dass sie bei der schon vorgerückten Jahreszeit ohnehin von keinem Nutzen seien. [3]) Eugen lieferte keine Schlacht mehr, er eilte nach Wien, um dem Kaiser mit seinem Rathe beizustehen, Friedensunterhandlungen waren im Zuge. Um sie zum raschen Abschluss zu bringen; griff Seckendorf bei Klausen in der Nähe von Trier mit 44 Bataillonen

[1]) Arneth, Prinz Eugen, III, S. 448.
[2]) Ibid. III, S. 467.
[3]) Ibid. III S. 475.

und 81 Schwadronen ein französisches Heer von 69 Bataillonen und 105 Schwadronen unter Belleisle am 20. October 1735 an und warf es zurück. Wie er auf Trier losrücken wollte, traf ihn die Botschaft, der Friede sei schon abgeschlossen. Gefecht bei Klausen.

Unterhandlungen waren in der That schon länger im Zuge. England rüstete. Eugen und der Kaiser hofften anfangs, dass die Eifersucht auf das Anwachsen der Bourbonen England zum Krieg fortreißen werde, allein die Handelsvortheile, die England durch einen Krieg mit Spanien verlieren würde, dann die eigenthümliche Stellung Walpoles der Opposition gegenüber, waren schuld, dass der Minister es bloß bei Vermittlungsvorschlägen bewenden ließ. Die Königin Karoline schrieb ausdrücklich der Kaiserin, dass England sich in den Krieg nicht einmischen dürfe. Die Seemächte schlugen vor: 1. Stanislaus solle den Titel König von Polen und seine Güter behalten, aber auf die Krone verzichten, und all seine Anhänger von August amnestiert werden; 2. Don Carlos solle als Karl VI. König von Neapel und Sicilien sein, aber auf Parma, Piacenza und Toscana verzichten, welche an den Kaiser als Entschädigung zu fallen hätten mit Ausnahme von Livorno, welches Freihafen werden solle; 3. solle der Kaiser Mailand wieder bekommen, mit Ausnahme zweier Provinzen, die an Sardinien fallen; 4. sollen die drei Mächte, die jetzt mit dem Kaiser in Krieg seien, die pragmatische Sanction anerkennen.[1] Der Kaiser, den Eugens dringende Vorstellung für den Frieden mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, auf Neapel und Sicilien zu verzichten, nahm diese Vorschläge als Grundlage einer Unterhandlung an, wenn die Czarin damit zufrieden sei, die sich jedoch gegen eine allgemeine Amnestie in Polen aussprach. Frankreich vermisste in diesen Vorschlägen eine Entschädigung für Stanislaus Leczinski, für den es doch den Krieg unternommen habe, den es aber in der That preisgegeben hatte. Indes ließ Fleury, welcher den Frieden wünschte, dem Kaiserhof durch Dritte anzeigen, nicht durch Vermittelung der Seemächte, sondern durch unmittelbare Verständigung der beiden katholischen Cabinette könne der Frieden am leichtesten erzielt werden. Eugen rieth zu. Am 6. August 1735 trafen in Wien, in aller Stille, drei Unterhändler ein, darunter ein Franzose La Baume, den Fleury schon mehrmals zu wichtigen Sendungen verwendet hatte. Im Kloster der Trinitarier, in der Alservorstadt, fanden im tiefsten Geheimnis die Verhandlungen statt. Am 3. October 1735 kam man zum Abschluss; der Sieg bei Klausen beschleunigte die Ratificationen; sie wurden am 7. November 1735 ausgewechselt. Der Wiener Frieden enthält folgende Abmachungen:

Unterhandlungen.

Vorschlag der Seemächte.

1. Stanislaus Leczinski verzichtet auf die polnische Krone zu Gunsten Friedrich Augusts, erhält jedoch alle Ehren eines Königs und seine Güter und die seiner Gemahlin. Die Rechte und Freiheiten Polens, namentlich die freie Königswahl werden von neuem gewährleistet. 2. Stanislaus erhält als Entschädigung die Herzogthümer Bar und Lothringen, Bar sogleich und Lothringen, sobald Toscana nach dem Tode Gastons an Franz von Lothringen anheimgefallen sein wird. Er erhält jedoch beide Herzogthümer nur für die Dauer seines Lebens, nach seinem Tode fallen sie an Frankreich, welches jedoch auf Sitz und Stimme der beiden Herzogthümer am deutschen Wiener Frieden.

[1] Flassan, Histoire de la diplomatie française, V, p. 80.

Reichstag verzichtet. 3. Das Großherzogthum Toscana fällt nach dem Tode Gastons an das Haus Lothringen für die Gebiete, welche dieses an Stanislaus Leczinski abtritt; bis zum Tode Gastons erhält Franz Stephan von Frankreich jährlich 4,500.000 Livres. 5. Neapel und Sicilien, nebst den Presidi oder spanischen Küstenplätzen, kommen als eigenes Königreich an Don Carlos. 6. Der Kaiser erhält Parma und Piacenza und behält die Lombardei, mit Ausnahme der Kreise Novara und Vigevano, die an den König von Sardinien fallen. 7. Frankreich gibt dem Kaiser und Reich die gemachten Eroberungen zurück und anerkennt die pragmatische Sanction. Zu einem Congresse, welcher die einzelnen Friedenspunkte näher bestimmen wird, sollen die Seemächte, die Czarin und König August eingeladen werden.[1])

Chauvelin. Chauvelins Plan, die Österreicher ganz aus Italien zu verdrängen, war also gescheitert. Fleury hätte sich mit Bar begnügt, Chauvelin zwang ihn aber, auch Lothringen zu verlangen. Dieser Zwang war die Ursache seines Sturzes. Fleury bekam Briefe in die Hände, in welchen Chauvelin, ohne des Cardinals Wissen, mit dem spanischen Minister Patinno über die einzuhaltende Politik verhandelt hatte. Der Cardinal betrachtete dies als Missbrauch des Vertrauens und als Staatsverbrechen und schrieb Chauvelin: „Sie haben gefehlt gegen den König, gegen das Volk und gegen sich selbst." Am 20. Februar 1737 ward Chauvelin auf seine Güter verwiesen.

Stanislaus Leczinski. 1737 kam Stanislaus in den Besitz von Bar und von Lothringen, obschon Gaston noch nicht gestorben war. Wiewohl Lothringen bisher die herzogliche Familie ungern scheiden sah, so hatte es doch fortan bessere Tage: wenn Frankreich einen Krieg gegen Deutschland begann, so überzog es immer zuerst Lothringen und saugte das Land aus. So war auch jetzt wieder Lothringen seit 1733 von den Franzosen besetzt. Fortan wurde das Land geschont, am 3. April 1737 nahm Stanislaus Besitz davon, nachdem er am 28. Jänner 1736 in Königsberg feierlich der polnischen Krone entsagt hatte. Durch seine Weisheit und die Milde seiner Regierung machte er sich bei seinen neuen Unterthanen beliebt. Man nannte ihn bald nur den Wohlthäter (le bienfaisant). Er verminderte die Steuern, er hob den Ackerbau, gründete Schulen, 1750 die königliche Akademie zu Nancy. Für ein kleines friedliches Land war der wohlwollende Mann der beste Regent, zum König über das unruhige Polen fehlte ihm die Stahlkraft. Wie er den wahren Weisen schildert, so war er selber. „Der wahre Philosoph", sagt er, „ist frei von Vorurtheilen, erkennt den Wert der Wahrheit und schätzt die großen Dinge im Leben nicht mehr, als sie wert sind, und die geringen nicht niedriger, als sie es verdienen; er genießt das Vergnügen, ohne sein Sclave zu werden, und die Reichthümer, ohne sich daran zu klammern, und die Ehren, ohne dadurch hochmüthig zu werden. Immer gleich, im Glück oder Unglück, immer ruhig und heiter, ohne Verstellung, muss er in allem die Ordnung lieben und beobachten." Stanislaus war auch Schriftsteller.[2]) Die merkwürdigste seiner Schriften bekämpft den Unglauben von Seiten des gesunden Menschen-

---

[1]) Flassan, l. c. V, p. 92.

[2]) Seine Werke sind gesammelt unter dem Titel: Oeuvres du philosophe bienfaisant. 4 Bände. Paris 1763.

verstandes.[1]) Abbé Maury hielt ihm eine Lobrede.[2]) Nancy und Lüneville verdanken ihm ihre Verschönerung. 1831 errichtete ihm „das dankbare Lothringen" in der Hauptstadt ein Standbild. Stanislaus Leczinski starb 1766.

Für die Opfer, welche der Kaiser gebracht hatte, anerkannte Frankreich in der feierlichsten Weise die pragmatische Sanction: „Der König nimmt feierlich die Verpflichtung auf sich, die Thronfolge, wie sie in Österreich durch die pragmatische Sanction vom 19. April 1713 festgestellt ist, zu schützen, und verspricht für sich und seine Erben in der feierlichsten Weise sie aufrecht zu halten gegen jeden Angreifer, wer es auch sei." Pragmatische Sanction.

Der König und die Königin von Spanien schrien über Frankreichs Verrath und wollten den Frieden lange nicht unterzeichnen. Im Frühjahr 1735 war Montemar mit seinen Spaniern nach dem Norden Italiens gezogen, um zunächst die deutschen Besatzungen aus den Küstenplätzen von Toscana zu vertreiben. Im April nahm er Porto Ercole und Orbittello. Im Mai stand er mit 20.000 Mann im Modenesischen. In Parma kam er dann mit Noailles und dem König von Sardinien zusammen. Alle drei waren einig darin, man müsse den Österreichern Mantua wegnehmen und sie nach Tirol werfen; er verletzte aber durch seinen Stolz den Franzosen, und der Sardinier war schon lang geneigt, mit Spanien zu brechen, weil er wohl wusste, dass die Königin ihm das Mailändische nicht lassen und auch Mantua haben wolle. Königsegg, welcher mit bloß 20,000 Mann gegen die drei verbündeten Armeen das offene Feld nicht halten konnte, warf eine starke Besatzung nach Mirandola und Mantua und zog sich mit dem Rest des Heeres in die Berge von Tirol zurück. Montemar drang darauf, man müsse diese Festung nehmen, ja er prahlte sogar, er werde sie allein einnehmen, man solle ihm nur das Geschütz überlassen, bis sein eigener Artilleriepark aus dem Süden angekommen sei. Der Sardinier aber verweigerte jede Kanone und die Franzosen meinten, Montemar solle einmal zeigen, was er allein könne. Montemar machte sich an Mirandola und bezwang es in der That am 31. August 1735. Dann rückte er vor Mantua, das er aber nicht einzunehmen vermochte.[3]) Schon brachen die Österreicher wieder aus den Bergen Tirols hervor, als am 16. November 1735 die Nachricht vom Abschluss des Friedens ihnen Halt gebot. Ungern zog sich Montemar zurück. Spanien. Krieg in Italien 1735. Montemar.

Elisabeth von Spanien machte eine Schwierigkeit um die andere.[4]) Erst am 5. Januar 1737 erfolgte der Austausch der Entsagungsurkunden zwischen dem Kaiser und dem König beider Sicilien. Noch immer gab aber Elisabeth nicht alle Hoffnung auf, dem Kaiser Toscana und Parma wieder zu entwinden. Sie rechnete auf Chauvelins Absicht, die Österreicher ganz aus Italien zu verdrängen, und auf den Tod des Cardinals. Aber Chauvelin wurde gestürzt, der Cardinal blieb am Leben. Edelleute in der Umgebung Ludwigs waren für Elisabeth und Chauvelin. Der König versprach ihnen, Chauvelin zu halten, zeigte sie aber nachher wie ein schwacher Knabe Fleury an und schwieg zum Sturze Chauvelins. De la Tremouille hatte dann den Muth, Ludwig ins Gesicht zu Elisabeth.

[1]) L'incrédulité combattue par le simple bon sens.
[2]) Éloge du feu roi Stanislas le bienfaisant. Paris 1766.
[3]) Muratori, Annali d'Italia, a. 1735.
[4]) Henry Martin, Histoire de France, XV, p. 202, 204.

sagen: „Ich bin zwar Ihr Unterthan, aber ich will nichts von Ihrer Freundschaft wissen."

Am 9. Juli 1737 starb Gaston, und der Fürst von Croy nahm der Signoria den Eid der Treue für Franz von Lothringen ab — und jetzt war es aus mit den Hoffnungen der Königin von Spanien. —

Franz von Toscana.

Die Großherzoge von Toscana aus dem Hause der Mediceer.

Die letzten Mediceer. Alexander. Lorenzino.

Mit Gaston starb die zweite Linie der Mediceer aus. Die Geschichte der ersten Linie wurde im VII. und VIII. Bande geschildert.[1]) Alexander Medici wurde 1. Mai 1532 von der Signoria zum Herzog mit aller Macht eines Fürsten ernannt. Nach ihm sollten seine Nachfolger dieselbe Würde bekleiden. Der neue Herzog benahm sich derart, dass die Florentiner bald den Verlust ihrer Freiheit bedauerten.[2]) Sein Vetter Lorenzino Medici, aufgereizt von dem Republikaner Philipp Strozzi, befreite sie von dem Tyrannen, den er in der Nacht vom 5. Januar 1537 in sein Haus lockte und mit Hilfe eines Banditen erdolchte. Strozzi gab ihm dafür den Ehrennamen „Brutus von Toscana". Von maßlosem Ehrgeize beherrscht hatte der kleine Lorenzo früher schon einmal den herostratischen Gedanken gehegt, sich durch irgend eine gute oder schlechte That einen unsterblichen Namen zu machen, und darum allen Statuen am Triumphbogen des Constantin den Kopf abgeschlagen. Damals musste er aus Rom fliehen und jetzt aus Florenz. Unstät weilte er bald in Bologna, bald in Venedig, in Constantinopel, in Paris, dann wieder in Venedig, wo ihn ein von Cosimo I. gedungener Bandit 1548 erdolchte.

Cosimo I.

Alessandros Nachfolger als Herr von Florenz wurde Cosimo I., der durch seinen Vater Giovanni, den bekannten Anführer der schwarzen Banden, von dem alten Lorenzo (1395—1440), dem Bruder Cosimos und Sohn des Giovanni, der Gründer der Macht dieses Hauses, abstammte. Cardinal Cibo und andere Freunde dieses Hauses beriefen ihn am 9. Jänner 1537 als Haupt der Stadt Florenz und ihrer Besitzungen zur Macht, die aber durch einen Rath beschränkt sein sollte, und bestimmten zugleich die Summe, die er aus dem Staatsschatz zur Wahrung seines fürstlichen Ranges beziehen könne. Sie hofften den jungen Mann zu leiten, täuschten sich aber in ihm, wie einst der römische Senat in Octavian: unter einem bescheidenen, einschmeichelnden Benehmen verbarg er den maßlosesten Ehrgeiz und die tiefste Verstellung. Jede Theilung der Macht wies er eifersüchtig zurück.[3]) Zwar das Versprechen, das er dem Cardinal Cibo gab, hat er pünktlich gehalten, nämlich streng das Recht zu handhaben, nichts gegen die Macht des Kaisers zu thun und den Tod seines Vorgängers zu rächen; aber er hasste diejenigen am allermeisten, die ihm zur Macht verholfen hatten, und er suchte sich ihrer zu entledigen. Philipp Strozzi suchte ihn an der Spitze der Republikaner zu stürzen, wurde aber im Treffen von Murlo, 2. August 1537, geschlagen, gefangen und gab sich im Gefängnis selber den Tod, nachdem er noch den Vers Virgils an die Mauer geschrieben: Exoriare aliquis nostris ex

---

[1]) Vergl. Bd. VII, S. 490—500, 510—511, 513—514, 531, 593, 594—595, 638, 740—742; VIII, S. 158, 642, 648, 657, 662, 672, 676, 684, 725—726 dieses Werkes. Die Genealogie der Mediceer, Bd. VII, S. 495.

[2]) Sismondi, Histoire des républiques Italiennes, vol. XVI, p. 82—97.

[3]) Ibid. XVI, p. 103—203.

ossibus ultor! Der Sieger wüthete mit Folter und Schwert gegen die bedeutenden Männer unter den Gefangenen, den andern verzieh er. Karl V. bestätigte ihn in seiner Würde, und gab ihm gegen ein Geschenk von 150.000 Thalern die Citadellen von Florenz und Livorno heraus, welche er seit 1530 noch besetzt hielt, und überließ ihm Piombino. Aus Livorno machte Casimo I. einen Freihafen und zog durch Begünstigung viele Fremde dahin. Nach der Weise seiner Vorfahren that er vieles für Kunst und Wissenschaft. Die Universität Pisa, welche seit dem Zuge Karls VIII. aufgelöst war, ließ er am 1. November 1543 wieder eröffnen, nachdem er durch ganz Italien berühmte Lehrer hatte zusammen suchen lassen. Unter den Lehrstühlen, die er hier gründete, war auch einer für Botanik. Desgleichen ließ er in Florenz die berühmte Bibliotheca Laurentiana, die der alte Cosimo gegründet hatte, wieder eröffnen, und gab ihr unter andern höchst wertvollen Geschenken die Handschrift des Virgil, welche für die älteste in Europa gilt. 1549 stellte er in Florenz selber die Universität her, an die er berühmte Lehrer der lateinischen und griechischen Literatur, der Philosophie und anderen Wissenschaften berief. Ein lebhafter Eifer ward namentlich für griechische Literatur rege, und, um ihn zu steigern, ließ er den Lorenz Torentin, den Buchdrucker, und Anton von Harlem aus Flandern kommen. 1557 erkaufte Cosimo von Philipp II. den Besitz von Siena, mehrere feste Plätze, nämlich: Orbitello, Porto Ercole, Telamone, Monte Argentaro und San Stefano,[1]) aber die sogenannten Städte degli Presidi behielten die Spanier. 1564 übertrug Cosimo einen Theil der Geschäfte seinem Sohne Franz Maria, er selber behielt sich nur den Titel eines Herzogs und die Wahl des Admirals der Flotte und des Obergenerals der Truppen vor, und lebte als Privatmann der Jagd, dem Fischfang und seiner Liebe zu Bauten und zur Chemie. Die Academia de la Crusca und eine Akademie für Malerei entstanden gleichfalls durch seinen Schutz in Florenz, sowie ein Staatsarchiv, in welches Abschriften aller wichtigen Urkunden des Landes gebracht wurden. Er soll wohlriechende Essenzen, Gegengifte und die Kunst erfunden haben, den Stahl so zu schärfen, dass er selbst Porphyr schneidet. Unter seiner Regierung genoss Toscana der Ruhe und des Wohlstandes: die Staatsschuld wurde vollkommen getilgt, die Häfen von Livorno und Porto Ferrajo erweitert, Sümpfe wurden ausgetrocknet, Flüsse eingedämmt, Straßen gebaut, Handel, Gewerbe, Ackerbau blühten, das Staatseinkommen stieg jährlich auf eine Million Ducaten. Cosimo erhielt von seinen Anhängern den Namen des Großen. Er strebte nach dem Titel Großherzog. Der Kaiser verweigerte ihm, Papst Pius V. verlieh ihm denselben am 1. September 1569, ohne Zustimmung des heiligen Collegiums, während die Gesandten im Namen ihrer Herrscher dagegen Verwahrung einlegten. Im folgenden Jahre verlieh er ihm feierlich in Rom Krone und Scepter. Unter die Stiftungen dieses Großherzogs gehört auch der Ritter-Orden von Sanct Stephan 1560 zum Schutz der Küsten Italiens gegen die Seeräuber. Der Hauptsitz des Ordens war auf Porto Ferrajo in Elba.

Universität Pisa. — Universität Florenz. — Presidi. — Akademie. — Staatsarchiv. — Großherzog.

Franz Maria (1574—1587), sein Sohn, erhielt von seinem Schwager, Kaiser Maximilian II., die Anerkennung der Ehren und Titel eines Großherzogs, 24. Januar 1576, als er aber infolge dessen auch den Vorrang vor allen Fürsten Italiens verlangte, erklärten die Kurfürsten am 23. August 1582, dass dieser Vorrang dem Herzog von Savoyen als Vicar des Reiches in

Franz Maria.

[1]) Hist. de Jacques Aug. de Thou, II, Liv. XV, und XVIII.

Italien gebüre. Franz Maria hatte von seinen Vorfahren den Handelsgeist geerbt und war eigentlich Großhändler, unterstützte übrigens Gelehrte und Künstler. Sein Hof galt für den glänzendsten in Italien, 1580 gründete er die Gallerie von Florenz. Er starb an Gift 1587.[1])

Ferdinand I. Sein Nachfolger war sein Bruder Ferdinand (1587—1609), der zwar seit 1563 Cardinal war, aber auf die Nachricht vom Tode des Großherzogs sogleich von Rom nach Florenz eilte, wo man seine edlen Eigenschaften kannte und ihn als Herrn mit Jubel aufnahm. Er war in allem das Gegenbild seines gestrengen, wollüstigen, erwerbsüchtigen Bruders. Die großen Summen, die er in dessen Schatz fand, verwendete er alsbald zum gemeinen Besten. Er war mild, leicht zugänglich, gefällig, wo er es nur sein konnte, aufrichtig, fest in seinen Entschließungen, muthig und groß in der Ausführung seiner Entwürfe, er handhabte strenge Gerechtigkeit; Ruhe und Wohlstand herrschten im Lande. Sein Vorgänger lebte ganz nur unter dem Schutze Philipps II., Ferdinand dagegen wusste geschickt alle Spanier aus dem Lande zu bringen. Während unter seinem Vorgänger das Banditenwesen überhand nahm, wusste Ferdinand I. dasselbe vollständig auszurotten. Seine Flotte schützte die Küsten Italiens; sie war 1607 nahe daran, Famagusta in Cypern wegzunehmen, und eroberte 1608 Bona an der Nordküste Afrikas, das alte Hippo, und zerstörte es.[2])

Cosimo II. Sein Nachfolger war sein und Christinens von Lothringen Sohn Cosimo II. (1609—1621), ein tüchtiger Fürst, unter dem Toscana so wohlgeordnet war, dass er hin und wieder 20.000 Mann unter Waffen halten konnte, ohne eine neue Steuer aufzulegen. Florenz wetteiferte damals mit Rom an Glanz, an Zahl der Fremden, die dahin kamen, die berühmten Professoren zu hören und die Kunstsammlungen zu besuchen. Als Gemahl der Erzherzogin Maria Magdalena half Cosimo II. 1629 dem Kaiser Ferdinand II., der von den aufständigen Böhmen bedrängt war. Welch hohe Pläne er in Syrien, in der Unterstützung des Kurdenhäuptlings Fachreddin verfolgte, ist im X. Bande dieses Werkes Seite 377—380 gezeigt worden. In seinen letzten Jahren hütete Cosimo II. fast immer das Bett. Als er starb, wurde sein Verlust vom ganzen Lande betrauert: er war der beliebteste unter allen Mediceern und liebte auch wahrhaft seine Unterthanen.

Ferdinand II. Auch sein Sohn Ferdinand II. (1621—1670) hatte die guten Eigenschaften der Mediceer, Liebe zu Kunst und Wissenschaft, die er großmüthig unterstützte — 1657 entstand in Florenz die Academia del Cimento für Experimentalphysik. Der berühmte Maler Peter von Cortona war einer seiner Lieblinge. An väterlicher Sorge für sein Volk stand Ferdinand II. keinem seiner Vorgänger nach. Dabei galt er für einen der staatsklugsten Fürsten seiner Zeit und wurde oft als Vermittler in Streitigkeiten von anderen Staaten mit Erfolg zur Hilfe gerufen.

Cosimo III. Unter seinem Sohne, Cosimo III., der von 1670—1723 regierte, trat aber eine Wendung im merkwürdigen Glücke der Mediceer ein. Zwar Muratori[3]) nennt ihn hochherzig, nach edlem Ruhme strebend, fromm und weise, voll Liebe für Kunst und Wissenschaft, aber sein Unglück war seine Ehe mit Margaretha Louise von Orleans, der Tochter des Gaston de France:[4]) sie

[1]) Galuzzi, Storia del Granducato di Toscana, vol. III.
[2]) De Thou, l. c. Liv. XXII.
[3]) Annali d'Italia.
[4]) Galuzzi, Storia del Granducato di Toscana, VIII.

liebte den Prinzen Karl von Lothringen, wurde aber ein Opfer der Politik und gab nur unter Thränen der Wuth ihre Zustimmung zu dieser Ehe. Vom ersten Augenblicke, wo sie ihren keineswegs schönen Mann zu Gesichte bekam, hasste sie ihn und sah Toscana als ihr Gefängnis und Cosimo als ihren Henker an. Florenz und die Welt unterhielten sich vom Streite und der Wiederversöhnung und neuem Streit in dieser fürstlichen Familie. 1655 entfloh sie nach Frankreich und drang auf Ehescheidung, während Cosimo voll Eifersucht sie auch in der Ferne bewachen ließ. Schön, geistreich, aber leidenschaftlich und leichtfertig, suchte sie aus der Ferne die Eifersucht ihres Gatten nur noch mehr zu reizen und schrieb ihm einmal, sie sei entschlossen, mit dem Teufel einen Bund zu schließen, um ihn als Kobold quälen zu können, fürchte aber nur, dass, wenn sie in die Hölle komme, sie auch dem Großherzog noch da begegne.

Der Sohn dieser Ehe, Johann Gaston (1723—1737), wurde gleichfalls unglücklich durch seine Gattin, eine Prinzessin Anna Maria von Lauenburg: sie war hässlich, eigensinnig, herrschsüchtig. Gaston floh vor ihr, wie seine Mutter vor seinem Vater nach Paris, und ergab sich hier dem Spiel und den Ausschweifungen, die rasch seine Gesundheit zugrunde richteten. Das Haus Medici war am Aussterben. Schon sein Vater hatte deshalb mit dem Gedanken sich getragen, die Republik wieder herzustellen, und darüber mit England und Holland unterhandelt. Als Gaston die Regierung antrat, begannen unter den Mächten schon die Unterhandlungen, wer als Erbe die Herrschaft der Mediceer antreten solle. Gaston war nur noch Nutznießer. Er sah keine Zukunft mehr vor sich und dachte nur noch, die wenigen Jahre, die er, gebrochen durch sein leichtfertiges Leben, meistens im Bette zubringen musste, so heiter als möglich zu durchleben. Spassmacher waren seine liebste Umgebung; wie sie die Dinge ansahen, so erließ er Befehle — und das Land kam dabei herunter. Der alte Wohlstand verfiel, die Richter verkauften das Recht, die Straßen waren unsicher. Gaston hatte nur einen Wunsch, kein trauriges Gesicht in seiner Nähe zu sehen. So elend endeten die Mediceer! Erst unter Franz von Lothringen, namentlich unter seinem Sohne Leopold, lebte das Land neu wieder auf.

Johann Gaston.

Ende der Medici.

Die Lothringer fanden, von der Eroberungssucht Frankreichs in einemfort bedrängt, beim Kaiserhofe Schutz und der Kaiser in ihnen Vorkämpfer für die gerechte Sache des Reiches. Die innigste Verbindung zwischen Lothringen und Habsburg bildete sich naturgemäß. Franz Stephan, der Enkel des gefeierten Feldherrn Karl von Lothringen, geboren 1708, kam als frischer, blühender, heiterer Jüngling 1723 nach Wien, wo er wie ein Mitglied der Familie am Kaiserhof empfangen wurde und die Neigung der Maria Theresia gewann. 1732—1735 war er Statthalter in Ungarn. Der Verzicht auf sein Herzogthum, den ihm der Wiener Friede auferlegte, ward ihm schwer, als ihm aber Bartenstein sagte: „Kein Verzicht, dann auch keine Erzherzogin“, gab er nach. Am 31. Januar 1736 warb er feierlich um die Hand der Erzherzogin, am 12. Februar ward er in der Hofkirche der Augustiner mit ihr vermählt. Am 11. April des gleichen Jahres verzichtete er auf sein Stammland Lothringen, am 9. Juli 1737[1]) erhielt er dafür das Großherzogthum

Franz Stephan.

[1]) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre, I, S. 7—34, 46—48.

Toscana mit dem Titel: „Königliche Hoheit". Am 9. Juli 1737 starb Johann Gaston, am 20. Januar 1739 zog Franz Stephan mit Maria Theresia in Florenz ein. Toscana war glücklich unter der neuen Dynastie, es wurde wieder der Garten Italiens. —

Prinz Eugens Tod 1736.

Eugens Tod.

Der große Feldherr und Staatsmann, dessen Genie und Treue Österreich in den schwersten Drangsalen erhalten, Prinz Eugen, überlebte diese Verbindung, durch welche an die Stelle von Habsburg jetzt Habsburg-Lothringen trat, nicht lange. Man fand ihn am Morgen des 21. April 1736 leblos im Bette, er war an einer Lungenlähmung verschieden. Der heitere Ausdruck seiner Züge bewies, dass sein Tod nicht schmerzhaft war. Prinz Eugen ist einer der größten Feldherren der Weltgeschichte. Zenta, Peterwardein, Turin, Malplaquet, Ramillies, Hochstädt, Belgrad sind Namen, die an die glänzendsten Siege erinnern, Granit, wie Napoleon sagt, an denen der Zahn des Neides und der Zeit nichts hinwegnehmen kann. Seine Schlachtpläne sind wahre Meisterstücke der Kriegskunst. Die höchste Gefahr entlockte seinem Genius die schönsten Pläne, und weckte in ihm die höchste Heldenbegeisterung. Er war tapfer als Soldat, wie groß als Taktiker und Strateg. Er besaß eine Eigenschaft, deren auch Napoleon sich rühmt, dass er seine Siegeszuversicht seinen Soldaten einzuflößen, dass er sie zu Helden zu machen wusste, dass sie unter ihm sich für unüberwindlich hielten, dass sie mit Begeisterung in den Tod giengen. Aber er war nicht bloß ein großer Feldherr, sondern auch ein edler Mensch, ein reiner Charakter, frei von den Schwächen, die so viele glänzende Talente getrübt und sie verdorben haben. Er war ohne Falsch, ohne Eigennutz, er hasste die Schmeichelei, er anerkannte gern fremdes Verdienst, die Frauen hatten keinen Einfluss auf ihn. Bei all seiner Größe war er bescheiden und gerade in dieser Bescheidenheit wieder groß. Offenen Blickes sah er auf das Wesen der Dinge, nicht auf sich selber. In makelloser Treue gegen den Kaiser und sein neues Vaterland, hatte er zugleich den Muth, seinem Herrn die Wahrheit zu sagen. Er war ein Feind alles Prunkes, in seinem einfachen grauen Überrock war er aber doch der Gegenstand, auf den sich aller Augen richteten; denn die Zungen der Thaten, sagt der Orientale, sind beredter als die Zungen der Worte, und Zungen der Schwerter sind beredter als Zungen der Federn. Verstand und Herz waren bei ihm im Gleichgewichte. Er war ein klarer Kopf und war ein frommer Christ. „Die Ansprache von göttlichen Dingen fand bei ihm nie ungeneigtes Gehör", heißt es in seiner Leichenrede. „Den Gebrauch der heiligen Sacramente hatte er zu gebotener Zeit nie übergangen; gewöhnlich hatte er noch, bevor er ins Feld zog, die Aussöhnung mit Gott schon vorgenommen, obgleich dieselbe oft auch mitten im Kriege nicht unterblieb. Falsche Lehrgründe und Sätze der Gottlosigkeit hat er verachtet. Zweier geistlicher Bücher hat er sich täglich bedient."

Eugen liebte aber auch Kunst und Wissenschaft. Mit dem größten Philosophen seiner Zeit, mit Leibnitz, verband ihn die innigste Freundschaft. Beide arbeiteten für das gleiche Ziel, für die Größe des Reiches; jener suchte das Rechte zu erforschen, dieser es geltend zu machen. Wie Alexander die Ausgabe des Homer für seinen höchsten Schatz hielt, so Prinz Eugen die „Monadologie", in welcher

ihm Leibnitz den Inbegriff seines Systems zusammengestellt hatte. Man hat die Freundschaft zwischen Leibnitz und Eugen mit dem Bunde zwischen Aristoteles und Alexander verglichen. Aristoteles und Leibnitz sind Geister vom weitesten Umfange und haben das Wissen ihrer Zeit umspannt und weiter befördert. Alexanders Siege waren aber leichter als die des Eugen und letzterer hat sich nie wie Alexander vom Erfolg berauschen lassen, und nie vergessen, dass der Sieger auch menschlich bleiben muss. Wie Leibnitz, so wurde auch Montesquieu von Eugen während seines Aufenthaltes in Wien als Gast und Freund behandelt und gefördert. Mit den hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit stand Eugen in brieflichem Verkehr. Den Dichter Johann Baptist Rousseau überhäufte er mit Beweisen der Freundschaft und Liebe, und dieser schreibt: „Ich finde den Prinzen im Privatleben noch bewunderungswürdiger als an der Spitze der Heere. Nie habe ich in einem Manne so viel Größe und Einfachheit vereinigt gesehen. Sein Urtheil ist von einer wunderbaren Richtigkeit und in allem ist er unterrichtet. Er ist ein kriegerischer Philosoph, der seine Würde und seinen Ruhm mit Gleichgiltigkeit betrachtet und die Fehler, die er gemacht hat, mit derselben Offenheit erzählt, als ob von einem andern die Rede wäre. Kalt bei der ersten Begegnung, äußerst vertraulich bei längerem Umgange, ein weit größerer Bewunderer der Tugend an andern, als seiner eigenen." Eugen sammelte eine glänzende Bibliothek und Rousseau meint: „Sollte man es wohl glauben, dass ein Mann, der fast allein die Last der öffentlichen Angelegenheiten von ganz Europa trägt, welcher General-Lieutenant und erster Minister des Kaisers ist, dass ein solcher Mann Zeit gewinnt, ebensoviel zu lesen, als jemand, der nichts anderes zu thun hat?" [1]) Das beste Gegenbild von Eugen im Alterthum ist der sittenreine Anhänger der pythagoräischen Philosophie, der geniale Feldherr und große Staatsmann, der Thebaner Epaminondas. —

Leibnitz.

Der Krieg zwischen Genua und Corsica. König Theodor.

Um diese Zeit lagen auch Corsica und Genua miteinander im Streite, welcher zuletzt damit endete, dass Corsica in den Besitz Frankreichs gelangte.

Corsica.

Der Insel Corsica wurde in diesem Werke bereits mehrmals gedacht. [2]) Dieselbe hat einen Flächeninhalt von 178 Quadratmeilen und ist, namentlich im Innern, reich an Gebirgen. Das Klima ist im ganzen mild, und im Sommer mäßigen Seewinde die Hitze, der Schnee bleibt, die Hochgebirge ausgenommen, selten im Winter über einen Tag liegen. Das Land hat keine großen schiffbaren Flüsse, nur Wildbäche rollen von den Bergen herunter, an der Ostküste häufen sich kleine Seen und Sümpfe. Die Insel ist fruchtbar, doch wenig bebaut, die Heimat edler Südfrüchte, reich an Eichen- und Fichtenwäldern. Der Corse betreibt wenig den Ackerbau, er zieht die Viehzucht, die Jagd und den Fischfang vor. Die Insel ist nur schwach bewohnt, man zählt 180.000 bis 200.000 Bewohner. Ihre alte Geschichte ist dunkel. Der erste Name ist Corsica, der spätere Kyrnos. Der Name Corsica wird aus dem Keltischen abgeleitet und als Binsenland gedeutet, da die Binsen sehr zahlreich sind in den Sümpfen der Ostküste. Der Name

[1]) Arneth, Prinz Eugen, III, S. 60—81.

[2]) Vergl. Bd. I, S. 423, 425, 498, 500; Bd. II, S. 668, 672, 690, 867; Bd. III, S. 5, 607, 669, 682, 715 dieses Werkes.

Kyrnos wird aus dem Phönikischen erklärt von Keren (das Horn), wegen der vielen ins Meer springenden Vorgebirge. Nach den Andeutungen der Alten sind bald Ligurer, bald Kelten, bald Iberer, bald Libyer die Ureinwohner, bald Etrusker. Die Insel lag Ligurien, lag Gallien, lag Spanien nahe, konnte leicht von Nordafrika und Etrurien befahren werden. Seneca, der selber spanischer Abkunft ist und einige Zeit auf Corsica in der Verbannung lebte, erzählt von der Ähnlichkeit der Lebensweise der Corsen mit den Cantabrern: es fänden sich dieselben Kopfbedeckungen, dieselben Fußbekleidungen, selbst manche Worte, aber die ganze Sprache habe durch den Umgang mit Griechen und Ligurern ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt. Solche, die Corsica besuchten,[1]) sagen, die Gesichtsbildung der heutigen Corsen erscheine als eine keltisch-liturgische, während das düstere, melancholisch-cholerische Naturell auf Mischung mit Iberern hinweise. Herodot erzählt, dass die Phokäer auf Corsica die Stadt Alalia gründeten, und als sie der Perser Oberherrschaft unter Kyros sich nicht unterwerfen wollten, Habe und Gut auf ihre Schiffe brachten und nach Corsica fuhren, von dort aber hätten sie ihre Nachbarn mit Plünderung und Raub heimgesucht und darum einen Kampf gegen Etrusker und Karthager zu bestehen gehabt.[2]) Infolge dessen verließen sie die Insel wieder und gründeten später Massilia. Die Etrusker bezogen aus der Insel Honig, Wachs und Schiffsbauholz. Als ihre Macht sank, kamen die Karthager in den vollen Besitz der Insel, verloren sie aber nach dem ersten punischen Krieg an die Römer, welche viele Kämpfe mit den wilden und tapfern Bewohnern zu bestehen hatten und des Innern niemals Meister wurden. Der Corse ist in den Klüften und Felsen und Wäldern fast unangreifbar; einfach, stolz und freiheitsliebend sind die Bewohner zu allen Zeiten gewesen. Von Lucius Cornelius Scipio sagt die berühmte Inschrift an seinem Sarge, er habe Corsica und Aleria bezwungen. Über hundert Jahre stritten die Corsen gegen die Römer. Erst Scipio Nasica unterwarf die Insel völlig, 162. Die Corsen zahlten zuerst einen Tribut von 100.000 Pfund Wachs, dann von 200.000. Marius legte eine Colonie an. In den Bürgerkriegen heißt es vom kühnen Flibustier Sextus Pompejus, er habe Corsica, Sardinien und Sicilien an sich gerissen. Plinius der ältere spricht von dreiunddreißig Städten auf Corsica.[3]) Der nüchterne Strabo[4]) schreibt: „Kyrnos heißt bei den Römern Corsica. Es ist schlecht bewohnt wegen seiner Rauheit und Unzugänglichkeit an mehreren Stellen, so dass die Bergbewohner, die vom Raube leben, roher sind als wilde Thiere. Wenn daher die römischen Feldherren ihre festen Plätze überfallen und viele Sclaven machen, so kann man in Rom mit Staunen bemerken, wie ihre thierische, viehische Natur hervortritt; denn entweder bringen sie sich ums Leben oder sie leben in Gefühllosigkeit dahin, so dass es einen reut, wie wenig man auch für einen solchen Sclaven gegeben haben mag. Dennoch gibt es einige bewohnbare Gegenden und Städte, unter andern Blesino, Charax, Enikonia und Vapanes." Diodor[5]) spricht von der Einfachheit der Lebensweise der Bewohner: „Sie leben von Milch, Honig und Fleisch. Die Natur bietet alles in Fülle. Die Corsen sind gerecht unter sich und menschlicher als alle andern Barbaren anderswo,

---

[1]) Wie Gregorovius, Corsica. Stuttgart 1854.
[2]) Vergl. Bd. I, S. 499—500 und Bd. XIII dieses Werkes.
[3]) Hist. nat., V, Cap. 3
[4]) Strabonis Geographica, V, 3.
[5]) Diodor, l. c. V, 14.

denn findet man in den Bäumen der Berge Honigwaben, so gehören sie ohne Widerstreit dem ersten Finder. Die Schafe, durch gewisse Merkmale gezeichnet, bleiben ihrem Herrn, auch ohne dass er sie hütet. Auch in der übrigen Lebensordnung bewahrt ein jeder die Regel des Rechtthuns auf bewunderungswürdige Weise. Doch ungewöhnlich und neu ist bei ihnen zumal die Sitte bei Kindergeburten; denn um ein gebärendes Weib trägt man keinerlei Sorge, sondern ihr Mann legt sich wie krank und leibesangestrengt an Stelle der Gebärenden für einige Tage ins Bett. Es wächst dort auch viel Buchsbaum, und zwar nicht gemeiner. Davon schreibt sich die große Bitterkeit des Honigs her."

Von der römischen Besitznahme und der Flucht vieler Italiener in den Stürmen der Völkerwanderung nach der Insel stammt die heutige Sprache der Corsen, ein italienischer Dialect. Belisar vertrieb die Vandalen von der Insel und 200 Jahre beinahe waren die Byzantiner Herren über dieselbe. Seit die Mauren Herren Spaniens wurden, kamen Saracenen nach Corsica. Karl der Große sandte einen seiner Grafen, um die Insel gegen die Saracenen zu vertheidigen. 833 übertrug Ludwig der Fromme dem toscanischen Markgrafen Bonifacius Corsica als ein Lehen, Kaiser Otto II. verlieh die Insel dem Markgrafen Hugo von Toscana. Es waren schlimme Zeiten. Ein trotziger Adel suchte Herrschaften zu begründen, Saracenenschwärme belästigten die Einwohner, sie flohen in die Berge. Da heißt es, dass die Corsen in Morosaglia sich versammelten, und den tapfern Sambucuccio von Alando zu ihrem Haupte wählten, und alles Land von Aleria bis Brando zu einer freien Gemeinde unter dem Titel Terra del Commune sich bildete. Jedes Thal war ein Gemeindebezirk und jede Gemeinde wählte ihren Ortsvorstand oder Podestà und zwei oder mehrere Väter auf ein Jahr, welche Frieden stiften und die Schwachen beschirmen sollten. Wir finden also hier ein demokratisches Gemeindeleben. Jeder Corse ist frei und gleichberechtigt, es gibt keine Sclaven und keine Leibeigenen. Die Zeit des Sambucuccio lässt sich nicht mehr genau bestimmen. Gewiss ist nur, dass nach seinem Tode Barone wieder ihre Herrschaft zu begründen suchten und dass die Corsen beim toscanischen Markgrafen Malaspina Schutz suchten gegen die Vergewaltigung, dass dieser ungefähr um das Jahr 1020 kam, die Barone überwand und dass die Malaspina bis 1070 Rectoren der Terra del Commune blieben. Es scheint dies mit Einwilligung der Päpste geschehen zu sein. Gregor VII. und Urban II. stellten die Insel als ein Lehen für ewige Zeiten unter das Bisthum von Pisa, und so wurden die Pisaner Herren der Insel, die sie weise und gerecht regierten. Sie bauten Straßen, Städte, Kirchen, Brücken, pflegten den Ackerbau und Handel. Alle zwei Jahre schickte die Republik Pisa einen Beamten hinüber, der unter dem Namen eines Richters (Giudice) Recht und Gesetz handhabte.[1])

Mittelalter.

Sambucuccio.

Malaspina.

[1]) Gregorovius, Corsica.

Genua. Nun wurden aber die Genuesen neidisch auf die Macht Pisas und mischten sich in die Angelegenheiten der Insel. Die Genuesen sind Ligurer.[1])

Ligurer. Strabo[2]) sagt von ihnen bei der Schilderung des schmalen Landes am Meer: „Hier wohnen die Ligurer, die sich größtentheils von Herden, von Milch und Gerstentrank nähren, in den Gegenden am Meere und noch mehr auf den Bergen. Die dasigen Wälder liefern viel Schiffbauholz und haben so große Bäume, dass man bei einigen einen Durchmesser von acht Fuß gefunden hat. Manches Holz ist wegen seiner schönen Masern zu Tischlerarbeiten so brauchbar als das Cedernholz. Dieses bringen sie nach ihrem Handelsplatze Genua, ebenso Vieh, Häute und Honig, und nehmen dagegen Öl und Wein aus Italien. Denn bei ihnen gibt es wenig Wein, dazu hat er einen Pechgeschmack und ist herbe. Hier sind auch die Pferde und Maulesel zu Hause, die man Gegenische nennt; ferner die ligurischen Röcke und Mäntel; bei ihnen findet sich auch das Ligurium im Überfluss, das einige Bernstein (Electrum) nennen. Sie dienen nicht gern zu Pferd, dagegen sind sie gute schwer- und leicht bewaffnete Fußgänger. Daher, dass sie eherne Spitzen an ihren Lanzen haben, hat man beweisen wollen, dass sie Griechen seien."

Genuesen. Die Genuesen gelten für echte Nachkommen der alten Ligurer. Ihr Dialect, der den Namen Zeneise führt — sie nennen nämlich ihre Stadt Zena[3]) oder Zeina — ist den übrigen Italienern hart und schwer verständlich. Mariotti[4]) bemerkt, sie seien nicht nur unter den Italienern, sondern auch unter allen andern Völkern, unter welche sie sich mischen, nach mehreren Generationen an ihren eckigen und lebendigen Zügen, ihren kleinen schwarzen Augen, ihrer kleinen und gewandten Gestalt, ihrem harten und wahrhaft barbarischen Dialect zu erkennen. Sie sind nüchtern, ausdauernd und unermüdlich, vereinigen aber desungeachtet Neigung zu Prunk und Glanz mit ihren sparsamen Gewohnheiten und ihrem sprichwörtlichen Geiz. Von den alten Ligurern heißt es, dass ihre Verfassung demokratisch war, dass es bei ihnen keine Sclaven und keine Hörigen gab, dass ihre Vertheilung auf Bergen und in Thälern schuld war, dass sie trotz ihrer Tapferkeit und ihres zur Vertheidigung so günstigen Landes den Römern erlagen. Freude an der Unabhängigkeit, Streitlust, ein rastloses, erwerbsüchtiges Wesen war ihnen zu allen Zeiten eigen. Verrufen waren sie in der Zeit Virgils, Dantes und Alfieris, als verwegen, derb, von Neigung zu Hohn und Grausamkeit geleitet. Genua wurde lange Zeit der große Geldmarkt Europas, eine der wichtigsten Handelsstätten. Es hat tüchtige Seefahrer, tüchtige Krieger, aber nie große Schriftsteller oder Künstler wie Florenz hervorgebracht. Der Italiener spottet über Genua: es habe ein Meer ohne Fische, es sei ein Land ohne Bäume, es habe Männer ohne Treue und Glauben und Weiber ohne Schamhaftigkeit.[5])

[1]) Geographica, V, p. 6.
[2]) Vergl. Bd. I, S. LXXI, 425 f., 499 dieses Werkes.
[3]) Ersch und Gruber, unter Genua.
[4]) Italien, I, S. 1.
[5]) Mare senza pesce — montagne senza alberi — uomini senza fede — e donne senza vergogna.

Als Hauptort des ligurischen Stammes erscheint zum erstenmal Genua in der Geschichte im Jahre 222, wo es durch Marcellus an die Römer kam und zu Gallia togata geschlagen wurde; von da an blieb es in den Händen der Römer bis zum Untergang des Reiches. In der Kaiserzeit wurde es ein Municipium. Es war der Haupthandelsplatz für Ligurien. Die Eingebornen brachten von den Bergen Schlachtvieh, Häute, Honig, schöne Holzarten und tauschten dafür Öl, Wein und andere Dinge ein. Genua wird übrigens wenig genannt. Als Belisar 538 die Ostgothen im Rücken fassen wollte, schickte er eine Truppenabtheilung zur See dahin. Die Ostgothen aber riefen den Frankenkönig Theodebert zuhilfe, welcher Oberitalien entsetzlich verheerte und Genua gänzlich verwüstete. Als die Langobarden Italien verheerten, flüchteten Geistliche, Adel, Bürger von Mailand nach Genua. Dadurch stieg die Zahl der Einwohner und die politische Bedeutung der Stadt. Erst König Rothari (636—662) vermochte sie den Byzantinern zu entreißen. 774 wurde sie durch Karl zum fränkischen Weltreich geschlagen und erhielt einen Gaugrafen. Unter Pipin, dem König von Italien, sollen die Genuesen den ersten Seezug nach Corsica unternommen haben gegen die Saracenen, die sich dort niedergelassen hatten. 936 dagegen wurde die Stadt von den Saracenen überrumpelt, wurden die Männer größtentheils niedergehauen, die Weiber und Kinder in Sclaverei fortgeschleppt. Genua brauchte lange Zeit, um sich von diesem Schlage wieder zu erholen. Erst in den Zeiten der Kreuzzüge tritt es als kräftiges Gemeinwesen wieder hervor.

Zuerst im Verein mit den Pisanern eroberten die Genuesen 1016 Sardinien, 1021 kämpften sie dort vereint wieder gegen die Saracenen.[1]) 1088 eroberten sie zwei große Städte an der Küste Nordafrikas und machten unermesslicher Beute und sandten auf 300 Segeln 30.000 Mann ins Feld — eine bedeutende Macht. Der Geburtstag der Freiheit und der Macht Genuas fällt jedoch über ein Jahrhundert früher auf den 18. Juli 958, an welchem Berengar II. und Adelbert, die Könige von Italien, verfügten, dass kein Markgraf oder Herzog die Stadt Genua betreten solle. Es gab fortan keine andere Obrigkeit darin, als den Bischof, und die Bürgerschaft kam unter dieser milden Herrschaft zu rascher und reicher Blüte.[2]) Handelsgesellschaften, freie Vereine der Bürger, sogenannte Compagnien, haben die großen Unternehmungen Genuas ins Werk gesetzt. Da die Unternehmungen großen Gewinn abwarfen, gab es immer neue Verbindungen und zuletzt waren bloß Mitglieder der Compagnien befähigt, die höhern Ämter des Staates zu bekleiden. Aus den Compagnien gieng eine demokratische Verfassung hervor und diejenigen, welche sich weigerten, auf Einladung einer solchen Gesellschaft beizutreten, wurden schließlich wie Schutzlose behandelt! Consuln hießen diese republikanischen Behörden. Die Kreuzzüge gaben diesen Handelsgesellschaften erst den rechten Aufschwung. Ihre Schiffe führten die Pilger ins heilige Land, und brachten Waren mit reichem Gewinn zurück. Frömmigkeit, Er-

Beginn genuesischer Macht

und Freiheit.

Compagnien.

[1]) Ibn Chaldun, Histoire des Berbères, traduite par le Baron de Slane, II, p. 24.

[2]) Gfrörer, Byzantinische Geschichten, I, S. 578—593.

werbluſt, Eroberungsgeiſt giengen Hand in Hand miteinander. Die Freundſchaft mit Piſa hörte jedoch auf, als Papſt Urban II. 1091 Corſica den Piſanern zu Lehen gab und Gelaſius II. auch die Bisthümer von Corſica dem Erzbisthum Piſa unterordnete. Das Mittelmeer ſchien ein piſaniſches Gewäſſer zu werden und die Genueſen fiengen 1119 gerade deshalb den Krieg mit Piſa an. Der Kampf währte lange und ward bitter und wurde zuletzt wild und grauſam geführt. Als Papſt Calixtus II. 1123 auf dem lateraniſchen Concil, wohin der Streit um Corſica zwiſchen Genua und Piſa gebracht wurde, den Piſanern den Lehensbeſitz der Inſel wieder abſprach und Innocenz II. Genua vom Erzbisthum Mailand frei machte und zum eigenen Erzbisthum erhob und Corſica in weltlicher und geiſtlicher Hinſicht zwiſchen Genua und Piſa theilte, hatte dies die Folge, daſs Piſa fortan dem Papſtthum entſchieden feindlich und ein Hauptort der Gibellinen und Genua mit Eifer welfiſch wurde.

Piſa.

Die Machtentwicklung Genuas gieng jetzt raſch voran. Kämpfe nach außen und Kämpfe im Innern: wenn jene die Kräfte der geſammten Bürgerſchaft in Anſpruch nahmen, ſo war in der Regel im Innern Ruhe, und waren die Kräfte nicht nach außen beſchäftigt, ſo gab es Revolutionen im Innern; einmal in vier Jahren (1390—1394) nicht weniger als zehn. Der Geburtsadel als ſolcher galt wenig mehr. Der Edelmann muſste Handel treiben, die Küſten und Kauffahrer ſchützen; Anſehen gewann man nur durch großen Handel und große Thaten.[1]) Ausgezeichneter Reichthum, große Tapferkeit und Einſicht bildeten eine neue Nobilität, welche ſchließlich auch die mächtigen Handelsgeſchlechter vom Lande anerkannten und welche die Statthalter in den Colonien und die Befehlshaber zur See ſtellten. Den Beſchlüſſen von Roncaglia fügten ſich die Genueſen nicht,[2]) verhießen dagegen die ſüdlichen Küſten des Reiches und der chriſtlichen Staaten von Rom bis Barcelona mit ihren Flotten gegen die Saracenen zu ſchützen. Barbaroſſa gab gegen eine Leiſtung von 1200 Mark Silber nach und Genua wurde ſo ziemlich ſelbſtändig vom Reich. — Der Kaiſer leiſtete ſogar ihren Plänen auf Sardinien Vorſchub. Aus den Kämpfen der Staufer mit den Päpſten wuſste Genua nur Vortheile zu ziehen, namentlich als der Genueſe Sinibald da Fieschi als Innocenz IV. den päpſtlichen Stuhl beſtieg. Die Genueſen bemächtigten ſich größentheils des Handels im weſtlichen Mittelmeere; ſie faſsten Fuß auf Majorca, in Marokko, auf Sicilien, im ſüdlichen Frankreich. Namentlich gaben die Kreuzzüge ihrem Handel großen Aufſchwung; ſie erwarben eigene Stadttheile in den wichtigſten Handelsplätzen des Oſtens, ſie ließen ſich nieder an der Mündung des goldenen Horns in Conſtantinopel, ſie befuhren das Schwarze Meer und traten in Verbindung mit den Völkern Südruſslands und mit Kolchis. Hier geriethen ſie in Streit mit den Venetianern und Handelseiferſucht war ſchuld, daſs ſie die Paläologen begünſtigten. Als die Byzantiner 1261 wieder in den Beſitz von Conſtantinopel kamen, erhielten die Genueſen die Vorſtadt Galata ſammt Pera förmlich eingeräumt, und gegen das Verſprechen, den Kaiſer wider ſeine Feinde

Adel in Genua.

Genua und das Reich.

Ausdehnung des Handels.

Stellung im Orient.

[1]) Leo, Italien, I, S. 446 ff.
[2]) Ibid. II, S. 84.

mit fünfzig Schiffen zu unterstützen, keine Waren fremder Kaufleute ein- und kein Gold und Silber aus dem Land auszuführen, erhielten sie das Recht, in allen Städten des Reiches Niederlassungen zu gründen, Freiheit von allen Abgaben, und nebst Pisa das ausschließliche Privilegium, nach dem Schwarzen Meere Handel zu treiben. Smyrna, Phokäa in Kleinasien, Kaffa auf der Insel Krim wurden Hauptstapelplätze des genuesischen Handels. Einzelne Familien erlangten fürstliche Herrschaften,[1] so die Doria das Herzogthum Ainos, die Justiniani Chios. Trapezunt[2]) war ein Hauptstapelplatz ihres Handels; dahin kamen die Waren aus dem Innern Asiens. In Galata und Pera aber erhielten die Genuesen das Recht eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit und das Recht, sich zu befestigen. Pisa sank vor der aufsteigenden Macht Genuas, 1258 entsagte es seinen Ansprüchen auf Corsica, 1229 überließ es den Genuesen auch Sassari auf Sardinien. Mit den Venetianern aber kam es zu schweren Venedig.
Kämpfen, in denen bald die Königin der Adria, bald die Königin des Mittelmeeres siegte. Wie Handelseifersucht die Hauptursache dieser Kriege war, in denen beide Staaten große Flotten zum erbitterten Kampf absandten, ersieht man aus den Friedensbedingungen von 1355, worin es unter andern heißt, kein Genueser Schiff darf in das adriatische Meer, kein Venetianer in das ligurische Meer fahren. Im Kriege von Chiozza stürzten die Genuesen die Venetianer in die höchste Gefahr: sie brachten den Schlüssel der Lagunen in ihre Gewalt, sie gaben auf die Friedensvorschläge die schnöde Antwort: „Erst dann kann von Frieden die Rede sein, wenn Genua den Bronzepferden auf dem Marcusplatz den Zügel angelegt hat." In der Verzweiflung fanden die Venetianer Muth zu einem letzten Schlag und siegten. 1381 gaben die Genuesen alle Gefangenen zurück und wurden die alten Verträge zwischen beiden Staaten erneuert.

Bei allem Wachsen des Handels und des Reichthums brachten es die Genuesen doch im Innern nie zu ruhigen Verfassungszuständen, bei denen Verfassung.
es den Bürgern auf die Dauer hätte behaglich werden können. Die Eigensucht und die Leidenschaftlichkeit waren zu groß. Da war ewiger Streit zwischen den Popolanen und den Nobili, zwischen Welfen und Gibellinen. Ihre Podestàs holten sie oft von außen her. 1339 wählten sie zum erstenmal in der Person des Simon Boccanera einen Dogen, der sich aber nicht lange behauptete.

Wie Andrea Doria in den Zeiten Karls V. eine dauernde Ordnung zu Doge.
schaffen suchte, wurde früher auseinandergesetzt.[3]) 1. Von 1576 an stand nur auf je zwei Jahre ein Doge an der Spitze der Verwaltung. Er musste wenigstens dreißig Jahre alt sein, wohnte im Regierungspalast zugleich mit zwei Senatoren aus der Signoria, welche alle vier Monate abwechselten.[4]) Nur in ihrer Gegenwart durfte er Audienzen ertheilen und Briefe eröffnen. Wenn er nach zwei Jahren abtrat, ward er auf Lebenszeit Mitglied des Collegiums der Procuratori. Erst nach fünf Jahren konnte er sich wieder um das Ducat bewerben. 2. Die Signoria bestand aus zwölf Signori oder Gobernatori, welche vierzig Jahre alt Signoria.

[1]) Leo, l. c. III, p. 38. — Sismondi, Hist. des Républiques italiennes, III.
[2]) Finlay, Medieval Greece and Trebizond, p. 327—329, 444.
[3]) Vergl. Bd. VII, S. 737—739 dieses Werkes.
[4]) Leo, l. c. V, S. 546.

sein mussten. Sie blieben zwei Jahre im Amte und hatten in Staats- und hohen Justiz- und Polizei-Angelegenheiten die höchste Entscheidung. 3. Das Collegium

Procuratori. der Procuratori del Comune bestand aus allen gewesenen Dogen und acht Procuratori, die vierzig Jahre alt sein mussten. Unter Vorsitz des Dogen leiteten sie die innere Verwaltung und die Finanzen. Diese beiden Collegien

Concilio minore. hatten alle Tage Sitzung unter Vorsitz des Dogen. 4. Das Concilio minore, der kleine Rath, bestand aus hundert Mitgliedern, aus Nobili, die vierzig Jahre alt sein mussten und nur auf ein Jahr ernannt wurden: sie beschlossen über Krieg, Frieden und Bündnisse, vier Fünftel der Stimmen waren zu einem Be-

Concilio maggiore. schlusse nöthig. 5. Der große Rath, Concilio maggiore, bestand aus vierzig Nobili, die mindestens zweiundzwanzig Jahre zählen mussten, nicht Priester sein, keinem Ritterorden angehören, in Diensten keines fremden Monarchen stehen durften,[1]) sie hatten unter Vorsitz des Dogen gesetzgebende Gewalt und ernannten

Syndaci. alle Beamten des Staates. 6. Die Supremi Sindaci oder Censori, fünf an der Zahl, auf vier Jahre erwählt, wachten wie die Ephoren in Sparta über die Thätigkeit des Staates und darüber, dass kein Beamter seine Befugnis überschritt. — Die Rota war das Criminalgericht. Die Inquisitori di Guerra führten, wie die holländischen Felddeputierten, die Oberaufsicht im Kriege. Ein

Bank des heiligen Georg. Staat im Staate war die Sanct-Georgs-Bank, deren Mitglieder die Gesammtheit der Staatsgläubiger bildeten. An ihrer Spitze standen acht Protectori, die von den Inhabern der Luoghi gewählt wurden und nach niemand zu fragen hatten, als in wichtigen Fällen nach einem Rath von hundert Interessenten der Bank, welche von der Gesammtheit der Staatsgläubiger gewählt wurden. An ihrer Spitze stand der Protectore della Casa di San Giorgio. Die Compera di San Giorgio, oder Bank von Sanct Georg (es war der Schutzpatron der Republik), wurde 1346 gegründet und blieb in allen Stürmen der Verfassung unangetastet.[2])

Verfall Genuas. Der Umstand, dass die Genuesen auf die Dauer nie einen geordneten Staatszustand ertragen konnten, schwächte die Kraft der Republik, dann das Aufsteigen der türkischen Macht; trotz ihres zweideutigen Benehmens bei der Eroberung Constantinopels verloren die Genuesen Pera. Sie zogen sich nach Chios zurück. 1474 gieng Kaffa, welches Klein-Constantinopel hieß, gleichfalls an die Türken verloren und war der Staat schon so heruntergekommen, dass er der Bank von Sanct Georg die Vertheidigung der Colonialländer übergeben musste. Die Auffindung des Seewegs nach Ostindien gab ihrem Handel den Hauptstoß. Früher wurde gezeigt, wie die Republik unter die Oberhoheit Frankreichs, dann unter Karl V. kam, sich an Spanien anlehnte und wie ihr die Markgrafen von Montferrat ein Stück des Gebiets nach dem andern entrissen.[3]) Dann sahen wir, wie Ludwig XIV. sie misshandelte.[4]) Im achtzehnten Jahrhundert war ihre Hauptschwierigkeit Corsica, mit dem sie eigentlich niemals zu Ende kam.

[1]) Ersch und Gruber, Genua, S. 451 ff.
[2]) Leo, l. c. V, S. 778.
[3]) Vergl. Bd. VII, S. 398, 505, 509, 522, 541, 580, 594, 596, 598, 696, 710, 713, 727, 729, 736—739 dieses Werkes.
[4]) Vergl. Bd. X, S. 529—530 dieses Werkes.

In Corsica war ein Aufstand nach dem andern zu bekämpfen, jeder Frieden war nur ein Waffenstillstand. An der Glut ihrer Liebe zur Unabhängigkeit stiegen die Fähigkeiten der Corsen. Der Hass gegen Genua schien unsterblich zu sein und gab den Corsen eine Beharrlichkeit im Widerstand, eine Kühnheit im Angriff, eine Umsicht im Plan, eine Höhe der Opferwilligkeit, eine Größe im Sterben, die bewunderungswürdig sind. Filippini[1]) hat diese Kämpfe beschrieben, in welchen die Genuesen zuerst mit den Baronen, dann, als diese besiegt waren, mit dem eigentlichen Volk der Corsen es zu thun hatten. Was das arme Volk litt, ist unsäglich und doch war die Liebe zur Heimat so groß, dass sie nie auf den Gedanken kamen, auszuwandern. Diese Berge und Wälder, in denen ihre Vorfahren sich vertheidigten, sollten auch ihnen Schutz gewähren; dieser Boden, der das Blut ihrer Ahnen getrunken, sollte auch ihr Blut trinken; Jahrhunderte hindurch ist die Geschichte Corsicas ein steter Kampf gegen die Genuesen. Helden von antiker Größe stellten sich immer wieder an die Spitze. Corsica.

So ein Arrigo delle Rocca 1392, ein Vincentello d'Istria, der 1420 den jungen König Alfonso von Aragon bewog, einen Versuch auf die Insel zu unternehmen. 1443 wählte das Volk den Mariano da Gaggio, 1453 übernahm die Bank des heil. Georg die Oberhoheit über die Insel. 1464 wählte das Gemeinland den Sambucuccio da Alando, einen Nachkömmling des ersten Gesetzgebers, zu seinem Vorkämpfer. Dann spielte um 1487 Giampolo da Lecca eine Rolle im Kampf gegen Genua, 1507 ein Renuccio della Rocca. Allmählich sank der Adel der Insel in diesem Kampfe vor der Macht Genuas zusammen. Die Bank von Sanct Georg suchte väterlich zu regieren und hin und wieder gelang es ihr, auf einige Zeit Ruhe zu erhalten. Sie sandte jährlich einen Gobernatore[2]) nach der Insel, welcher in Bastia residierte und die höchste richterliche und militärische Gewalt in seiner Hand vereinigte. In den Hauptorten hatte er Stellvertreter, von deren Entscheidung man sich an ihn berufen konnte. Zum Schutze der Rechte des Volkes waren sechs Syndaci, drei vom Adel und drei aus dem Volk, drei aus den Corsen und drei aus den Genuesen, gewählt, welche Klage gegen jeden Beamten führen konnten, und vor welchen sich selbst der Statthalter verantworten musste. Zwölf Männer, sechs aus dem Land diesseits, sechs aus dem Land jenseits der Berge, vertraten in der Umgebung des Statthalters die Rechte des Volkes: ohne ihre Zustimmung durfte er nichts anordnen, ändern oder schmälern. Auch die Verfassung des Gemeindelandes dauerte fort: zu wichtigen Veränderungen musste der Statthalter die Volksversammlung in Bicuglia um Rath fragen. Bank von St. Georg. Verfassung.

Bei dieser Anordnung der Bank von Sanct Georg hätte Corsica Jahrhunderte hindurch ruhige und behagliche Zustände haben können, wäre der Charakter der Genuesen und der Corsen ein anderer gewesen; jene waren derb, erwerbsüchtig, hochfahrend, arglistig, diese wildtrotzig, rachsüchtig, der

[1]) Filippini, Storia di Corsica, 5 voll. Pisa 1832. Das Werk enthält auch die früheren Chroniken. Filippini starb gegen Ende des 16. Jahrhunderts.
[2]) Gregorovius, Corsica, S. 32–33.

geringste Funke konnte das ganze Land in Flammen setzen. Kein Corse mochte in den Kriegsdienst Genuas treten, wenn Ruhe war, wohl aber giengen sie in die Kriegsdienste Frankreichs, des Papstes oder Toscanas. Frankreich hatte ein Corsenregiment, der Papst eine Corsengarde. Im Auslande vergaßen sie nie die Heimat. Wenn das Vaterland rief, sandten sie bereitwillig, was sie erworben hatten, am liebsten kamen sie selber.

Sampiero. So diente ein Ornano, bekannter unter dem Namen Sampiero, zuerst unter den schwarzen Banden des Medici, dann trat er in die Dienste Frankreichs und Bayard sagte von ihm, am Tage der Schlacht sei Sampiero soviel als 10.000 Mann wert. 1547 holte er aus der Heimat Vanina, die einzige Tochter des reichsten und mächtigsten Gutsbesitzers der Insel, des Franz Ornano, als Weib heim. Der Statthalter fürchtete ihn und setzte ihn gefangen. König Heinrich II. erzwang aber seine Freilassung von der Republik. Sampiero glühte, diesen Schimpf zu rächen. Das Volk war damals gereizt, weil Genua alle Schutzwehren seiner Freiheit ihm wieder entrissen hatte, das Syndicat, die Zwölfmänner, die alte Gemeindeobrigkeit. Frankreich grollte Genua ob seiner Verbindung mit Spanien und versprach Sampiero Unterstützung. Er erschien 1553 bei Bastia, das Volk erhob sich allenthalben. Die Genuesen verloren eine Burg nach der andern, nur Calvi behaupteten sie noch; sie sandten den sechsundachtzigjährigen Seehelden Andreas Doria. Sampiero entwickelte wunderbaren Widerstand im kleinen Kriege. Die Insel schien für die Genuesen verloren und unter die Hoheit Frankreichs zu kommen: schon hatte der König einen Orsini zum Statthalter bestimmt. Da opferte Frankreich im Frieden zu Cateau-Cambresis 1559 die Corsen und lieferte den Genuesen alle Plätze wieder aus. Ohne fremde Hilfe hielt Sampiero allen Widerstand für nutzlos, und vier Jahre zog er an den fremden Höfen umher, um Theilnahme für sein armes Vaterland zu erwecken. Er war in Florenz, in Paris, in Constantinopel, dann in Algier bei Barbarossa. Hier
Vanina. hörte er, dass auf Anstiften Genuas der Lehrer seiner Söhne Vanina, die er unter dem Schutze Frankreichs in Marseille zurückgelassen hatte, verleite, sich nach Genua zu begeben. Genua fürchtete in der That die Thätigkeit Sampieros und suchte im Besitz seiner Gattin und Kinder eine Bürgschaft gegen ihn. Man machte Vanina besorgt um die Zukunft ihrer Kinder und ließ sie hoffen, dass sie als Vermittlerin in Genua diesen ihr Erbe retten und selbst Sampieros Glück begründen könne. Nach langem Schwanken bestieg das arme Weib mit ihren Kindern ein Schiff, welches aber auf der Höhe von Antibes von einer Brigantine ihres Mannes eingeholt wurde. Sie kam in den Schutz des Bischofs von Antibes, dann in den des Parlaments von Aix. Dort holte sie Sampiero ab und führte sie nach Marseille. Als er sein Haus mit ihr betrat, kam der Schimpf, den sie durch die Flucht seiner Ehre und seinem Vaterlande angethan, ihm so schrecklich vor, dass er ihr kalt erklärte, sie müsse sterben, und nach kurzer Frist zur Vorbereitung zum Tode sie mit seiner Schärpe erdrosselte. Sie war sich bewusst, gefehlt zu haben, und in Aix, wo man sie schützen wollte, hatte sie erklärt, sie wolle keinen Schutz, als den ihres Mannes, der über sie verfügen möge, wie er es für recht halte. In Paris empfieng man Sampiero kalt, Hilfe erhielt er keine. Desungeachtet landete er 1564 in Corsica und rief das Volk zum Aufstande auf. Ein wilder Kampf begann. Die Genuesen richteten gegen den Mann nichts aus, ihre besten Feldherren wurden geschlagen, nur durch Verrath konnten sie Sam-

piero überwältigen. Sie bestachen seinen Waffenmeister, sie verlockten ihn durch gefälschte Briefe zum Zug durch einen Pass, wo er sich plötzlich durch Übermacht umschlossen sah. Sampiero hatte nur noch Zeit, seinem Sohn zur Flucht zu verhelfen, damit dieser dem Vaterland erhalten bleibe. Dann stürzte er sich in die Mitte seiner Feinde, suchte und fand den Tod, 17. Januar 1567. In Genua läutete man voll Freude mit allen Glocken. Alfonso aber, Sampieros Sohn, obschon erst siebzehn Jahre alt, wurde vom Volke zum Anführer gewählt, weil der Geist des Vaters in ihm ruhe und er des Waffenhandwerks Meister sei. Zwei Jahre führte er den Kampf fort. Genua musste 1569 allgemeine Amnestie gewähren und Erlaubnis jedem, der es wollte, auszuwandern. Ein Georg Doria hatte den Frieden hergestellt. Das Land aber glich einer Wüste: die Bewohner nährten sich von Eicheln, mehr denn ein Jahrhundert lag es an der Erschöpfung darnieder, jedoch sein Hass schien unsterblich. Alfonso.

1729 brach bei einem geringen Anlass wieder ein allgemeiner Aufstand los, eine Volksversammlung in Corte legte den Schwur ab, nie mehr das Joch Genuas zu tragen. Die Geistlichkeit erklärte, da Genua dem Volke das Recht verweigere, so sei der Krieg Nothwehr und das Volk seines Unterthaneneides entbunden. Spanien rüstete damals, um den Aufstand dazu zu benützen, den Kaiser aus den italienischen Besitzungen überhaupt zu verjagen. Darum bewilligte Kaiser Karl VI. die Bitte Genuas um Hilfe: 8000 Mann giengen unter General Wachtendonk 1731 nach der Insel hinüber. Aber ein ganzes Volk, wenn es einmüthig ist, lässt sich schwer bezwingen. Der kaiserliche General machte selber bald den Fürsprecher für die Corsen bei Karl VI. und 1732 wurde zu Corte ein Frieden dahin abgeschlossen, dass Genua allgemeine Amnestie zu gewähren, auf alle Kriegskosten zu verzichten, alle schuldigen Steuern zu erlassen habe, dass alle Corsen Zutritt hätten zu allen Ämtern, dass sie das Recht hätten, Collegien mit Lehrfreiheit zu gründen, dass das Collegium der Zwölfmänner und der Sechsmänner wieder hergestellt und eine Behörde errichtet werden müsse, welche die Vergehen der öffentlichen Beamten darzulegen habe. Als die Genuesen widerrechtlich diejenigen Corsen, welche den Vertrag abgeschlossen, gefangen nahmen, erzwang der Kaiser ihre Freilassung. Dies rührte die Corsen derart, dass sie dem Kaiser die Insel als Besitzthum anboten und, als dieser ablehnte, dem Prinzen Eugen, aber auch Eugen lehnte ab, er wollte keine Krone, die seinen Kaiser in einen Krieg mit Frankreich und Spanien gestürzt hätte. Jetzt stellte sich das Volk unter den Schutz der heiligen Jungfrau, deren Bild in die Fahnen des Landes aufgenommen wurde, und ernannte Jesus Christus zum Gonfaloniere oder Bannerträger. Die Deutschen zogen ab. Als bald darauf zwei Schiffe, von unbekannter Hand gesendet, Lebensmittel und Waffen brachten, glaubte das Volk, die heilige Jungfrau habe sie gesendet, und läutete mit allen Glocken. Genua aber bot alle Kräfte auf, um dem Aufstand rasch ein Ende zu machen, und die Corsen setzten ihren Widerstand nur noch mit dem Muthe der Verzweiflung fort.

Neuer Aufstand. Karl VI. hilft Genua. Vertrag. Eugen. Neuer Krieg.

In dieser höchsten Noth erschien in der Frühe des 12. März 1736 ein Schiff mit englischer Flagge vor dem Hafen von Aleria. Das Volk strömte der Küste zu, die angesehensten Männer der Insel begaben sich aber an Bord und bald stieg in ihrer Begleitung ein Fremdling ans Land von feierlichem Wesen, in theatralisch-königlicher Tracht. Der Fremde stammte aus einem deutschen Rittergeschlechte in Westfalen; sein Vater Leopold Wilhelm von Neuhof, Besitzer der Grafschaft Mark, hatte sich mit einer Bürgerlichen aus Viset in der Mark verheiratet, was zur Trennung von seiner Familie und zur Auswanderung nach Frankreich führte. In Metz erhielt er das Commando über ein Fort. Dort wurde Theodor geboren; ein Graf Montagne verschaffte ihm eine Stelle in der Cavallerie zu Paris, wo er sich aber durch das Spiel ruinierte und darum nach Schweden entfloh. Theodor Neuhof,[1] ward also in Frankreich gebildet, als er ein Werkzeug oder ein Helfer des Grafen Görtz wurde, der ihn nach Spanien entsendet, wo er ein Liebling Alberonis wurde und viel Geld gewann. Nach dessen Sturz hielt ihn Ripperda hoch und verschaffte ihm eine Frau in einer Kammerdame der Königin. Doch diese Ehe war nicht glücklich, die Frau sehr eigensinnig, weshalb Neuhof mit ihren Juwelen nach Frankreich durchgieng. In Spanien ein Günstling Alberonis, dann wieder in Frankreich bei Law in Finanzsachen betheiligt, dann in der Türkei ein Verbündeter Rakoczys und Bonnevals, schließlich in Gunst beim Dey von Tunis, war er zuletzt in Toscana thätig, um als kaiserlicher Spion die Spanier zu überwachen. Neuhof hatte vieles gesehen, vieles erlebt, es war die Zeit politischer Abenteurer und er selber war von einem kühnen Ehrgeiz beseelt. So war er in Genua mit einflussreichen Corsen in Verbindung gekommen. Was sie ihm erzählten, weckte, wie der Ehrgeiz seiner Natur, in ihm den Gedanken, der Befreier der Corsen zu werden. Seine Erzählungen, seine Versprechungen machten auf die corsischen Häuptlinge in ihrer verzweifelten Lage solchen Eindruck, dass sie ihm gern versprachen, ihn zu ihrem König zu krönen, wenn er mit wirksamer Hilfe komme. Und nun setzte Neuhof alles in Bewegung, unterhandelte insgeheim mit England, mit Holland, und die Seemächte unterstützten ihn, aber nicht geradezu, sondern durch Kaufleute, denn sie wollten es weder mit Genua, noch mit Frankreich verderben. So ward es Neuhof möglich, in den Besitz eines Schiffes und von Kriegsvorräthen zu kommen. Er brachte 16 Kanonen, 4000 Flinten, 7000 Säcke mit Mehl und Pulver und, was vor allem wirkte, ein Fässchen mit Goldstücken. Er erklärte, der Dey von Tunis habe ihm dies mitgegeben, es komme aber noch viel mehr nach, denn er sei in bester Verbindung mit den Höfen Europas, die ganz anders auftreten würden, wenn er als Fürst an der Spitze stehe. Er begehrte also die Krone. Die Noth war groß, ein

Baron. Neuhof.

[1]) Histoire des Révolutions de l'Ile de Corse. La Haye 1738. — Gregorovius, Corsica. Rheinischer Antiquarius. III. Abth., I. Bd., S. 691 ff.

Theil der Vornehmen war im Einverständnis und am 15. April wählten die Vertreter der Gemeinden, die Abgeordneten der Geistlichkeit in Alesani Theodor Neuhof zum König von Corsica: er solle einen Rath von vierundzwanzig vom Volk gewählten Männern an seiner Seite haben, ohne ihre Zustimmung keinen Beschluss fassen, keine Auflage erheben, kein Amt an einen Fremden verleihen, Gesetz gebe nur das Volk. Mit Zuruf wurden diese Bestimmungen angenommen, Theodor beschwor sie, wurde in die Kirche geführt, vor ihm die Vornehmen, die ihm in Ermangelung einer Krone einen Kranz von Lorbeer und Eichenlaub aufsetzten. Der Fremde nannte sich jetzt Theodor I., König der Corsen, daneben Grande von Spanien, Lord von Großbritannien, Pair von Frankreich und Fürst des römischen Reiches. Diese Würden waren übrigens alle erschwindelt; denn er war weder das eine noch das andere, sondern hatte in Frankreich, England und Spanien nur als geschickter Handlanger den jeweiligen Ministern gedient. König Theodor I.

Übrigens wusste Theodor I. seine Rolle tüchtig zu spielen. Die Ehrgeizigen zu gewinnen, war er verschwenderisch mit Titeln und Würden: den einen ernannte er zum Großmarschall des Palastes, den andern zum Generalinspector seiner Truppen, jenen zum Grafen, diesen zum Baron, zum Großkanzler des Reiches, zum Marquis. Der neue König war thätig. Er wusste den inneren Kriegen ein Ende zu machen und die Ruhe herzustellen, brachte ein Heer zusammen, legte Waffenfabriken an und Salinen, suchte Fremde ins Land zu locken, rüstete Kaperschiffe gegen die Genuesen aus, entriss diesen Porto Vecchio und Sartene, ließ Münzen schlagen mit seinem Namen (Pro bono et libertate), aber er vermochte den Genuesen nicht Bastia zu nehmen. Das Geld, das er mitgebracht, gieng allmählich auf die Neige. Theodor versprach das Erscheinen einer befreienden Flotte, aber diese wollte nicht kommen. Als die Noth stieg, versammelte er am 2. September ein Parlament, dem er erklärte, dass er die Krone niederlegen werde, wenn bis Ende October keine Hilfe da sei, auf dem Festlande hoffe er aber dann die Ankunft der Hilfe zu beschleunigen. Der Vorschlag gefiel, das Parlament genehmigte eine Vermögenssteuer und König Theodor I. machte sich auf, sein Reich zu bereisen. Er wurde festlich empfangen, er schuf, um den Ehrgeiz zu befriedigen, einen neuen Orden, den von der Befreiung (della liberazione), der in kurzer Zeit 400 Mitglieder zählte, die Mehrzahl waren Ausländer und mussten ihre Titelsucht mit 1000 Zechinen bezahlen. Es war zugleich eine gelungene Finanzspeculation. Reges Thun. Schwierigkeiten. Will Hilfe holen.

Aber auch dieses Geld half nicht lange; Steuern giengen wenig ein, die Corsen wurden misstrauisch, eine Partei, die der Indifferenten, bildete sich gegen den König, welchen die Genuesen in ihren Pamphleten als Schuldenmacher und Glücksritter brandmarkten. In einem Gefechte gegen die Indifferenten zogen seine Truppen den kürzern. Theodor war von Sorgen Indifferenten.

gequält, so glänzend auch der äußere Pomp des Königthums war, und versammelte deshalb am 5. November 1736 seinen Staatsrath und erklärte, dass er abreisen wolle, um Hilfe zu holen. Er ernannte eine Reichsregentschaft

Theodors Abreise. und schiffte sich am 11. November nach siebenmonatlicher Regierung in Aleria unter französischer Flagge ein, um nicht von den Genuesen gekapert zu werden. Als Abbé verkleidet landete Theodor in Livorno, besuchte von da, immer incognito, Florenz, Rom, Neapel, Amsterdam, wo er wegen Schulden verhaftet, aber durch Vermittlung jüdischer Wechsler wieder freigelassen wurde.

Genua. Die Republik Genua wurde sorglich über seine Thätigkeit und setzte einen Preis von 2000 Genovinen auf seinen Kopf aus, vermochte aber weder seine Thätigkeit zu hemmen, noch das Volk von Corsica zum Gehorsam zu bringen. Gerade das gemeine Volk hielt treu zu König Theodor, während die Vornehmen, die nicht an seine Rückkehr mehr glaubten, unterhandeln wollten.

Vertrag mit Frankreich. In der Noth rief Genua die Hilfe Frankreichs an, welches, um weder England noch Holland in Corsica Fuß fassen zu lassen, dem Freistaat am 2. Juli 1737 versprach, sechs Bataillone zu senden, um die Rebellen auf der Insel zu unterwerfen. Genua versprach dafür an Frankreich 700.000 Livres zu zahlen und zwei Millionen, wenn Frankreich mehr Truppen senden müsste. Die Corsen waren bestürzt. Sie hatten von Frankreich alles eher als Hilfe zu ihrer Unterdrückung erwartet, aber sie gaben den Widerstand nicht auf und erklärten, dass sie nie und nimmer unter Genuas Herrschaft zurückkehren wollten. Als die Franzosen 2000 Mann stark in Corsica landeten, riefen Feuerzeichen auf den Bergen die ganze Bevölkerung wach. Sechs Monate unterhandelte der französische Heerführer, Graf Boissieux, doch vergebens.

Baron Droste. Eben sollte der Kampf beginnen, da erschien im August ein Neffe des Königs Theodor, Baron Droste, mit Kriegsmaterial von seinem Oheim gesandt, und brachte die Nachricht, dass der König selber in kurzer Zeit landen werde, und in der That hatte der rastlose Mann die Regierung und die Geldleute in Holland für sein Unternehmen zu gewinnen verstanden und

Rückkehr Theodors I. landete jetzt, von drei holländischen Kriegsschiffen geleitet, mit Bombardierschaluppen und Transportschiffen, am 15. September 1738 in Aleria. Er brachte 27 Kanonen, 8000 Flinten, 2000 Pistolen, Pulver, Eisen, Granaten in Menge. Das Volk war für ihn, aber die Vornehmen erklärten, sie seien

Die Franzosen. an einen Vertrag mit Frankreich gebunden. In diesem Vertrage anerkannte die Insel die Herrschaft Genuas, dieses aber bewilligte vollkommene Amnestie und gewährte den Corsen eine eigene Regierung, nur sollten sie die Waffen abliefern. Dessen weigerte sich das Volk und jetzt kam es zum Kampf mit den Franzosen: sie wurden nach Bastia zurückgedrängt, Boissieux starb am 2. Februar 1739. Maillebois kam mit Verstärkung als sein Nachfolger. König Theodor verließ während des Kampfes Corsica, um Hilfe zu suchen. Sein Neffe blieb zurück und zeichnete sich im Kriege aus. Bald kam ein

anderer Neffe mit etlichen Vorräthen und glänzte ebenfalls als tapferer Soldat. Was verzweifelte Tapferkeit im Kampfe vermag, leisteten die Corsen, allein sie erlagen der Übermacht und der geschickten Kriegsführung. Am 10. Juli 1739 verließen zweiundzwanzig der angesehensten Corsen ihr Vaterland, die Nutzlosigkeit des Widerstandes einsehend und von Maillebois, der ein strenges, aber gerechtes Regiment aufrecht hielt, gemahnt, dass ihre Entfernung zur Ruhe Corsicas nöthig sei. Unter ihnen war Hyacinth Paoli mit seinem vierzehnjährigen Sohne Pasquale: sie wurden auf französischen Schiffen nach Neapel gebracht und dort vom Volk und König aufs Beste aufgenommen. Andere Corsen, die im Kampf sich hervorgethan und keine Lust hatten, unter genuesischer Herrschaft zu leben, giengen in die Dienste Frankreichs und bildeten ein Regiment Royal Corse.

Bruch des Vertrags. 1741 verließen die Franzosen Corsica. Aber jetzt hielten die Genuesen den Vertrag nicht und der Aufstand und der kleine Krieg begannen von neuem auf der Insel. Da erschien 1743 König Theodor wieder, diesmal mit englischen Kriegsschiffen. Der Unermüdliche hatte englische Capitalisten und die englische Regierung zugleich für sich zu gewinnen gewusst. Er theilte Waffen aus und schickte Aufrufe ins Land. Allein das Volk war entmuthigt. Niemand erhob sich mehr für ihn. Das Reich König Theodors war zerronnen — traurig kehrte er auf englischen Schiffen zurück. In London ließen ihn seine Gläubiger verhaften, sieben Jahre schmachtete er im Gefängnis, bis der Minister Walpole eine Geldsammlung für ihn veranstaltete. Theodor starb in London 11. December 1755. Auf seiner Grabschrift heißt es: „Das Glück gab ihm eine Krone, aber verweigerte ihm Brot.“[1]

Theodors Ende.

Fortdauer des Krieges. Der Kampf auf Corsica dauerte fort. Die Genuesen mochten den Vertrag nicht halten und die Corsen hatten kein Vertrauen und keine Neigung zu den Genuesen. Das Volk ernannte drei Männer, Gaffori, Venturini und Alerius Matra zu Protectoren des Vaterlandes und zu Generalen, und sie führten den Kampf nicht unglücklich weiter. Da bat aber der genuesische Senat von neuem Frankreich um Hilfe, und dieses sandte 1745 wiederum 2000 Mann, diesmal unter Cursay. Menschenfreundlich und wohlwollend gewann dieser die Herzen der Corsen, dass diese geneigt wurden, Frankreichs Vermittlung anzunehmen, und der Vertrag, den er entwarf, sicherte auch die Rechte und die Nationalität der Corsen. Allein die Genuesen wussten den Mann in Paris anzuschwärzen, Cursay wurde abberufen und gefangen gesetzt und die Corsen begannen von neuem den Kampf. Gaffori leitete den Widerstand, und die Genuesen wussten kein besseres Mittel, ihn zu brechen, als Gaffori in einem Hinterhalt 1753 meuchlings ermorden zu lassen. Seine Gattin führte ihr Söhnlein in die Kirche und ließ es am Altare ewigen Hass gegen Genua schwören, wie einst Hamilkar den jungen

Frankreich.

Gaffori.

[1] Fate pour'd his lesson on his living head, Bestow'd a kingdom and deny'd him bread. Theodors Sohn Friedrich lebte seit 1754 in London vom Unterricht im Italienischen, 1768 gab er Mémoires pour servir à l'histoire de Corse heraus, 1797 jagte er sich am Portal von Westminster eine Kugel durch den Kopf, um seiner Noth ein Ende zu machen. Mémoirs of Horace Walpoles.

Hannibal. Kampf auf Leben und Tod war jetzt die Losung. Fünf Männer wurden gewählt, um die Angelegenheiten des Landes zu leiten, die aber bald, die Nothwendigkeit einheitlicher Führung erkennend, den jungen Pasquale Paoli ins Vaterland zurückberiefen.

Paoli Pasquale Paoli[1]) landete am 29. April 1755 in Aleria. Er war neunundzwanzig Jahre alt. Er hatte in seiner Verbannung in Neapel, welches damals Geister, wie Vico, Giannone, Filangieri, Galiani, Genovesi in seinen Mauern barg, glänzende Studien gemacht, darauf als Officier in Diensten des Königs bei einem Aufstand in Calabrien sich hervorgethan. Er misstraute sich selbst, als der Ruf aus der Heimat an ihn kam, aber sein Vater mahnte ihn: „Gehe, mein Sohn, thu deine Pflicht und werde der Befreier des Vaterlandes."

Paoli war der rechte Mann, von edler Gestalt und festem und doch mildem Geist, vor allem aber von edlem Herzen. Das Volk verwarf seine Bitte, ihm einen Rathgeber zur Seite zu stellen, und übertrug ihm allein

gewinnt Macht. 17. Juli 1755 die Leitung des Vaterlandes. Es war eine schwere Aufgabe, aber die Liebe gab Muth! Während die Blutrache sonst unzählige (einmal in dreißig Jahren 28.000) Opfer kostete, wusste Paoli sie abzustellen. Prediger dagegen durchzogen das Land und Paoli vollzog die Strafe, die er auf die Vendetta setzte: Tod durch Henkershand und Errichtung einer Schandsäule, unerbittlich selbst an einem Freunde. Dem inneren Kriege wusste er ein Ende zu machen, die Staatseinnahmen zu ordnen, Ackerbau und Gewerbe zu heben.

Verfassung. Eine Verfassung auf demokratischer Grundlage verlegte die eigentliche Gewalt in die Hände aller Bürger, die über fünfundzwanzig Jahre alt waren. Sie wählten Abgeordnete, auf je 1000 Seelen einen, zur Generalversammlung, die mit zwei Drittel Stimmen über Abgaben, Krieg, Frieden und Gesetze entschied und einen obersten Staatsrath aus neun Männern, einen für jede Provinz, ernannte. Der Präsident derselben war der General der Nation, aber mit dem Staatsrathe dem Volke und seiner Vertretung verantwortlich. Die Staatsräthe wurden auf ein Jahr, die Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. Jeder Corse vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahre war zum Kriegsdienst fürs Vaterland berufen. Stehendes Militär, mit Ausnahme von 800 Mann zur Besetzung der festen Plätze, mochte Paoli nicht leiden. Staatsausgaben und Einnahmen waren sehr einfacher Art. Paoli hob aber nicht bloß den Ackerbau, sondern auch das Schulwesen. Am 3. Januar 1765

Universität. wurde eine Universität in Corte eröffnet, an welcher Philosophie, Theologie, Mathematik, Recht und Philologie gelehrt wurden. Zur Errichtung einer medicinischen Facultät fehlten noch die nöthigsten Instrumente. — Das Volk zeigte Hochsinn, arme Schüler wurden auf öffentliche Kosten verpflegt, die Prüfungen am Ende jeden Jahres fanden vor den Mitgliedern der Generalversammlung und der Regierung statt. Kurz, es fehlte nicht an

[1]) Sein Leben beschrieb Arrighi, Vie de Pascal Paoli.

Klugheit, noch an Seelenschwung, um Paoli des Titels eines Vaters des Vaterlandes oder eines neuen Solon würdig zu machen.

Anfangs lächelte ihm auch das Glück, er schuf eine kleine Flotte, Corsica sollte eine Seemacht werden. Es gelang ihm 1767, sich der Insel Capraja zu bemächtigen, trotz alles Widerstandes der Genuesen; sie war, wenn auch unfruchtbar, doch ein wichtiger Haltpunkt für Schiffe. Als die Genuesen nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens auf Bitten Spaniens eine große Anzahl von Vätern Jesu in Ajaccio landeten, nahm dies die französische Regierung als Beleidigung auf, und zog ihre Truppen von der Insel zurück. Jetzt verzweifelten die Geuesen daran, Corsica je wieder zu erobern, und boten Frankreich den Kauf ihrer Rechte an dasselbe an. Choiseul griff mit beiden Händen zu. Der Engländer Lord Mahon sagt mit Grund: „Es läßt sich schwer sagen, ob dieser Handel dem Käufer oder dem Verkäufer mehr Schande machte.“ [1]) Die Insel war ein zu wichtiger Haltpunkt im Mittelmeere. Der Abtretungsvertrag wurde am 15. Mai 1768 in Versailles abgeschlossen, nur behielt sich Genua seine Rechte auf Corsica vor, wenn es je wieder in den Stand käme, die Kosten abzutragen, welche Frankreich durch die Besetzung auf sich genommen. Corsica französisch.

Paoli berief auf das erste Gerücht von diesem Vertrage eine Versammlung auf den 22. Mai 1768 nach Corte: hier verwahrte er sich vor ganz Europa gegen das Unrecht, das Frankreich und Genua an Corsica begiengen. Einmüthig wurde der Widerstand bis auf den letzten Mann beschlossen. Marbeuf und Chauvelin sollten nur zu bald erfahren, dass es viel schwieriger sei, ein freies und tapferes Volk zu unterjochen, als man in Versailles glaubte. Die Franzosen wurden in verzweifelten Kämpfen zurückgeworfen, namentlich die Erstürmung von Borgo am 1. October 1768 war eine glänzende Waffenthat der Corsen. Selbst Frauen thaten sich hervor. Die Franzosen verloren das ganze Land, bis auf die festen Plätze, 700 Mann wurden kriegsgefangen, Marbeuf verwundet. Devaux kam mit 45 Bataillonen, 4 Reiterregimentern und vielem schweren Geschütz. Paoli hatte sich nach England um Hilfe gewendet, aber die Regierung that nichts für die Corsen; dann hatte er Frankreich einen Vergleich angeboten: die Corsen wollten den König anerkennen, wenn man ihnen ihre Verfassung lasse, und wollten den Genuesen eine Entschädigung geben — vergebens! Nur einzelne begeisterte Männer zogen den Corsen zuhilfe, diese aber wurden geschlagen am 9. Mai 1769 in der unglücklichen Schlacht von Pontenuovo. Entmuthigung nahm überhand, Paoli wollte nicht ein unnützes Blutvergießen fortsetzen und schiffte sich mit 300 seiner Landsleute am 11. Juli auf einem englischen Fahrzeug ein, zunächst nach Pisa. Der Großherzog Leopold von Toscana gewährte ihm

Widerstand der Corsen, sie erliegen.

---

[1]) Geschichte von England 1713—1783, V. Bd., S. 236.

die glänzendste Aufnahme, Alfieri weihte ihm sein Trauerspiel „Timoleon“, Kaiser Joseph II. äußerte die feurigste Theilnahme, das Volk von England nahm den unglücklichen Helden mit Begeisterung auf. Vom 12. Juni 1769 an ist Corsica französisch. Das Schicksal aber gab dem Volke von Corsica noch in seinem Sturze die Genugthuung, dass es „in unerschöpfter Heroenkraft am 15. August des gleichen Jahres Napoleon Buonoparte gebar, den Vernichter Genuas, den Unterjocher Frankreichs, den Rächer seines Volkes, und so die Heldentragödie versöhnend abschloss.“ [1])

Paolis Ende. Noch einen Blick auf Paolis Ende. Er blieb fortan in England, 1789 sandte er an die Nationalversammlung in Paris die Bitte um eine selbständige Regierung für Corsica. Mirabeau unterstützte den Antrag. Corsica ward für einen untrennbaren Bestandtheil Frankreichs erklärt und der geächtete Paoli zurückberufen und zum Statthalter der Insel ernannt. Allein der Gang der Revolution zur Republik hin, und was dieselbe im Gefolge hatte, war Paoli zuwider und auf der andern Seite regten sich Ankläger gegen ihn. Den 2. April 1793 sollte er verhaftet werden, er erwehrte sich aber seiner Gegner und forderte zur Lostrennung von Frankreich auf. Am 7. Juli 1793 ward er geächtet, dagegen bot er jetzt König Georg III. von England die Oberhoheit der Insel an. Georg III. ernannte Elliot zum Vicekönig und schrieb Paoli: „Ihre Gegenwart beunruhigt Ihre Feinde und macht Ihre Anhänger zu verwegen. Kommen Sie also nach London, wo wir Ihre Treue belohnen können und Ihnen einen Platz in unserer eigenen Familie anweisen werden.“ In London blieb Paoli bis zu seinem Tode 1807 in innigem Verkehr mit Sheridan und anderen Häuptern der Opposition, mit Schriftstellern und Künstlern.

---

[1]) Gregorovius, l. c. S. 104. — Arrighi, Vie de Pascal Paoli, Paris 1843. — Auch Klose beschrieb sein Leben. Braunschweig 1853.

Persien. Die Türkei. Russland. Österreich.

Die letzten Jahre Karls VI. wurden durch einen unglücklichen Krieg gegen die Türken getrübt. Unternommen wurde derselbe infolge des Bündnisses mit Russland vom Jahre 1726, in welchem der Kaiser, im Falle eines Krieges gegen die Türken, Russland mit 30.000 Mann zu unterstützen versprochen hatte. Die Russen selber wurden in den Krieg mit den Türken durch die Wendung der Dinge in Persien fortgerissen. Wir müssen daher zunächst der Geschichte Persiens gedenken.

Den großen Schah Abbas I.[1]) haben wir früher kennen gelernt, und die unglücklichen Kriege gegen Sultan Murad IV.[2]) Von allen Nachkommen des Schah Abbas hatte keiner seinen Geist und seine Thatkraft. Fast ein Jahrhundert gieng ohne ein wichtiges Staatsereignis vorüber. Die Nachrichten sind spärlich. Die Herrscher fröhnten meist dem unmäßigen Genusse des Weines. Die Großen entarteten, das Volk war bedrückt, die Prinzen wurden nicht mehr im Lager, sondern im Harem erzogen. Schah Abbas hatte seine vier Söhne seiner Eifersucht geopfert, sterbend ernannte er Sephi I., den Sohn seines gemordeten Sohnes, Sephi Mirza, zu seinem Nachfolger: „Es ist mein Wille, dass ihr auf sein Haupt die Krone setzet, die seinem unglücklichen Vater gebürt hätte." Man holte den siebzehnjährigen Sephi aus dem Harem, 1628, und setzte ihn auf den Thron als Sephi I.[3])

Persien.

Schah Abbas.

Schah Sephi I. 1628 bis 1642.

Er ist der Nero der Perser. Im Rausche gab Sephi Befehl, viele Große hinzurichten, selbst die eigene Mutter, als sie ihm Vorstellungen gegen sein Gebaren machte, ja sogar die Lieblingskönigin. Als er wieder zu sich kam und sah, was er gethan hatte, gab er sich maßlosem Schmerze hin, und befahl, alle Weinflaschen im Reiche zu zerbrechen. Mit dem Opfer fielen oft dessen Kinder, damit sie den Vater nicht rächen könnten. So der berühmte Feldherr Imam Kuli, welcher die ganze Provinz Fars erobert und mit Hilfe der Engländer den Portugiesen Ormuz weggenommen hatte. Chavardon nennt dies systematische Staatsklugheit. Abbas hatte die Großen für seine Pläne benützt, ihren Übermuth wusste er

---

1) Bd. VIII, S. 217—218; Bd. X, S. 375, 381 dieses Werkes.

2) Bd. X, S. 381—388 dieses Werkes.

3) Malcolm, Geschichte Persiens, Cap. XIII, übersetzt von Dr. Becker, Bd. II, S. 60—63. Eine andere Form seines Namens ist Ssaffi.

niederzuhalten, sein Enkel aber fürchtete und vernichtete sie. Trotz dieser Handlungen, die sich auf Rausch, Furcht und Eigensinn zurückführen lassen, regierte Sephi vierzehn Jahre lang; wahrscheinlich bewirkte das Ansehen Abbas des Großen, dass man die tyrannischen Launen des Enkels huldigte.

Schah Abbas II. Ihm folgte sein Sohn Abbas II. (1642—1666), noch nicht zehn Jahre alt, als er den Thron bestieg. Wie verhängnisvoll ein Rausch des Fürsten werden könne, hatten die Hinrichtungen Sephis I. in allzu schrecklicher Weise gezeigt. Darum machten die wackeren Männer, welche den Knaben erzogen und für ihn regierten, den Versuch, die Lebensweise am Hofe und beim Volke zu verbessern. Der Wein wurde verboten, Trunkenbolde kamen aus dem Dienste, nur Wassertrinker wurden angestellt. Strenger, frommer Sinn war die beste Empfehlung zu allen höheren Ämtern. Als der Schah aber älter wurde, bekam er dennoch Geschmack am Weine, und wenn er betrunken war, zeigte er sich voll Launen, grausam und ungerecht, so dass die Großen vor einer Einladung, mit dem Schah zu trinken, bebten, denn vom Trinkgelage weg wurde mancher zum Tode geführt, wenn ein unbesonnenes Wort den Unmuth des Herrschers weckte. Wenn er nüchtern war, so zeigte sich Abbas II. mild und sanft und war Ehre, Vermögen und Leben seiner Unterthanen sicher. Europäer, namentlich Künstler und Gelehrte, waren an seinem Hofe willkommen. Fern von der üblichen Unduldsamkeit seiner Vorfahren, bewies er den Christen sogar Wohlwollen: „Über die Gewissen," pflegte er zu sagen, „hat Gott und habe nicht ich zu richten. Ich werde mich nie in Dinge mischen, die vor den Richterstuhl des großen Schöpfers und Herrn des Weltalls gehören." [1])

Schah Soliman. Sephi Mirza, der älteste Sohn von Schah Abbas II., mit dem Beinamen Soliman, regierte 1666—1694. Die Großen fürchteten, er möchte ihre Macht einschränken, und wollten seinen jüngeren Bruder Mirza, ein Kind von sieben Jahren, unter dem Vorwande, Sephi sei blind, auf den Thron erheben, um an der Stelle des Kindes zu herrschen. Der Erzieher dieses Kindes, ein Verschnittener, Aga Mubaruk, der dadurch am allermeisten gewonnen haben würde, gab aber der Wahrheit die Ehre und rettete dem älteren Krone und Leben, übrigens zum Unglücke Persiens, denn Soliman war schwach, unkriegerisch, ausschweifend, nur den Freuden der Tafel und des Harems hingegeben. „Der König," so schreibt der Geschäftsführer der Ostindischen Handelsgesellschaft in Ispahan, „übernimmt sich stets im Weine, und dies läßt mich fürchten, dass er mir, wenn ich mich das nächstemal an ihn wende, befiehlt, einen guten Zechbruder abzugeben, und vermuthlich nach einer Probe von unseren Weinen verlangen wird, die ihm gewiss behagen, wenn sie gut sind. Sendet mir daher drei Kisten mit Flaschen, eine mit Sect, eine mit Claret, eine mit Rheinwein von bester Art, ihm ein Geschenk zu machen." [2]) Enthaltsamkeit war in den Augen dieses Fürsten ein Verbrechen. Dem tugendhaften und frommen Scheik Alichan, seinem unbestechlichen Schatzmeister, sagte der Schah eines Tages: „Deine nüchterne Lebensweise tadelt mich, ich kann sie nicht länger dulden. Gleich auf der Stelle musst du dich mit uns betrinken, entweder in Wein oder in Opium; wähle, was du am liebsten hast, aber schlucken musst du eine Portion, dein König befiehlt es und verlangt Gehorsam!" — Der Arme verschluckte eine Gabe Opium und sank alsbald bewusstlos nieder. Jetzt glaubte der König über die

[1]) Malcolm, l. c. II, S. 60—64.
[2]) Ibid. II, S. 71—74.

Tugend seines Ministers zu triumphieren und ließ den ganzen Hof zusammenberufen, dass er den gerühmten Mann berauscht am Boden liegen sehe, ließ ihm, was für den Orientalen die höchste Beschimpfung ist, den Bart abscheren, und schickte ihn so nach Hause. Empört über seine Schmach gieng der Alte vier Monate nicht mehr an den Hof. Als aber der Herrscher im Rausche befahl, einem Tonkünstler die Hände abzuhacken, und dann, weil man seinen Befehl nicht sogleich befolgt hatte, den Künstler und denjenigen, welcher den Befehl nicht ausgerichtet hatte, zum grausamen Tode verurtheilte, kam Alichan an den Hof, um Gnade für sie zu erflehen. — „Gut," sagte der Schah, „ich vergebe ihnen um deinetwillen. Tritt dein Amt wieder an und ich verspreche dir, in Zukunft dich und mich mehr zu achten, als es bis jetzt geschehen ist." Sonst liebte der Schah Glanz und Pracht, Europäer fanden Ermunterung und Schutz. Sterbend sagte Soliman zu seiner Umgebung: „Wenn ihr es gut haben wollt, so setzt Hussein Mirza auf den Thron; liegt euch der Ruhm des Landes nahe, so erhebt Abbas Mirza darauf." Die Großen wählten den fünfundzwanzigjährigen Hussein vor Mirza Abbas, obschon dieser der ältere Sohn Solimans war.

Hussein regierte 1694—1721, nicht zum Glücke Persiens. Er war zwar nicht heftig und grausam, aber schwach und ein Frömmler. Nur Gottesgelehrte wurden von ihm zu hohen Ämtern befördert. Man mag es als Zeichen seines Eifers anerkennen, dass er allen Wein und alles Rosenwasser wegzugießen befahl, welches der Vater hinterlassen hatte, dass er alle nach seiner Ansicht dadurch verunreinigten Gefäße zu zerbrechen gebot, die es enthielten, aber er ließ auch alle verfolgen, die nicht seiner religiösen Ansicht waren, namentlich die Sophis oder Deisten. Der große Schah Abbas hatte die unbändigen Stämme des Reiches mit seiner Klugheit und Kraft niedergehalten, sein Ansehen war so gewaltig, dass diese Völker auch unter seinen Nachfolgern lange ruhig blieben. Husseins Schwäche dagegen gab allen Unzufriedenen wieder Muth. — Schah Hussein.

Die Afghanen erobern Persien und beherrschen es sieben Jahre.

Am gefährlichsten wurden die Stämme der Afghanen,[1]) die zwischen Chorassan und dem Indus wohnen, Mohammedaner, die unter Häuptlingen standen, und immer eine gewisse wilde Freiheit genossen, immer gefährliche Unterthanen und unruhige Nachbarn waren. Afghanen.

Die Afghanen nennen sich Puschtaneh, in der einfachen Zahl Puschtun, in Indien heißen sie Patanen. Ihre Sprache heißt Puschtu, ihre gemeinsamen Gewohnheiten und Sitten Puschtunwulle. Die Zahl der eigentlichen Afghanen ist 4,500.000. Die Einwohner des ganzen Landes werden auf 14 Millionen geschätzt, darunter nahezu 6 Millionen Hindus, 1,300.000 Tartaren, 1,500.000 Tadschiks, 1 Million Balutschen. Das Land ist sehr gebirgig. Die Höhen sind

[1]) Neumann, Persien seit dem Niedergang der Sefi. In Raumers Historischem Taschenbuch, 1855.

drei bis vier Monate mit Schnee bedeckt, die Ebenen sind heiß, die Thäler sehr fruchtbar. Die alte Religion der Afghanen soll die des Zoroaster, nach andern soll es die des Buddha gewesen sein. Im elften Jahrhundert wurden sie von dem Beherrscher Gasnis überwunden und nahmen den Koran an, welcher jetzt noch religiöses und bürgerliches Gesetzbuch ist. Daneben besteht das alte Gewohnheitsrecht. Das Volk leitet sich von einem Stammvater Afghan ab und zerfällt in viele Stämme. Ein Hauptstamm heißt Uluß, ein Zweig Chail. Das Oberhaupt des Uluß heißt Chan, das Oberhaupt des Chail heißt Mallik, der Vorstand einer Unterabtheilung des Chail heißt Maschir. Wenn der Chan sich mit den Malliks versammelt, so heißt dies Dschirga: hier werden Streitigkeiten entschieden und Gemeinsachen berathen. Die Zustände der Afghanen erinnern uns an die der alten Germanen, als Cäsar auf sie stieß und Tacitus sie beschrieb. Ihre Tugenden sind männlicher Sinn, Tapferkeit, Offenherzigkeit, Gastfreundschaft; ihre Laster Raubsucht, Rachsucht, Faustrecht. Die Regierung ist patriarchalisch oder demokratisch. Der Fremde ist rechtslos, wenn ihn nicht das heilige Gastrecht schützt. Erbliche Fürsten kennen sie nicht. In Zeiten der Noth kann ein Dictator gewählt werden. Das Gericht findet in der Volksversammlung statt: sie wird mit einem Gebet begonnen und beendigt und die Berathung hebt mit dem Ausrufe an: „Gott gebürt die That, den Menschen nur der Rath." — Zur Sühne des Mordes werden oft Mädchen an den beleidigten Stamm verheiratet; der Mord eines Mannes z. B. wird mit zwölf Mädchen gesühnt. Die Afghanen sind Hirten oder Ackerbauer. Grund und Boden wird unter alle Familien eines Stammes gleichmäßig vertheilt, und diese Vertheilung von Zeit zu Zeit von neuem vorgenommen, um die Gleichheit zu erhalten. Der Afghane liebt Freiheit und Ungebundenheit und fügt sich ungern der Zucht. Das Weib wird hochgeschätzt im Hause des Mannes. Die Sitten sind einfach.

Unter Abbas dem Großen fühlte sich der Stamm der Gildschi durch Statthalter gedrückt und klagte bei Hof. [1]) Abbas gewährte die Bitte, ernannte den Abgesandten Subu zum Ältesten des Stammes und befahl, dass diese Wahl erblich sein solle. Seine Nachkommen hießen Subuzy, oder Söhne Subus, und standen in so hohem Ansehen, dass es für gottlos galt, auch nur das Schwert gegen sie zu zücken. Unter Hussein zeigten sich die Afghanen ziemlich unruhig, im Gefühl, dass sie die Wage hielten zwischen Indien und Persien, und die Minister des Schah beschlossen, um diesen Geist der Empörung zu bändigen, ihnen einen gestrengen Statthalter zu Dschurdschi. schicken, in der Person des Dschurdschi-Chan, eines Fürsten von Georgien, welcher mit 22.000 Persern nach Kandahar kam und die Afghanen wie besiegte Feinde behandelte. Klagen darüber wurden bei Hof nicht beachtet und den angesehensten Afghanen, der für den Anstifter aller Vorstellungen beim König galt, den Mir (Emir) Wais, sandte der Statthalter gefangen nach Ispahan: des Reiches Sicherheit erheische, dass Mir Wais nie mehr nach Kandahar zurückkehre.

[1]) Hanway, Beschreibung der neuesten Reichsveränderungen in Persien. — Forsters Reisen aus Bengalen nach England. — Mountstuarts Elphinstones Geschichte der englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul ihm Jahre 1808, übersetzt von Rühs.

Dies erwies sich später als die größte Unklugheit, denn Mir Wais war so verschmitzt und gewandt, dass er bald Boden am Hof gewann, ja einer der Lieblinge des Schah wurde. Die ganze Schwäche der Regierung war ihm bald klar; sein Streben, den Statthalter zu stürzen, wusste er fein zu verhüllen, und als ein Gesandter Peters des Großen — ein Armenier, Israel Orii, den Peter I. wegen seiner Kenntnis der orientalischen Sprachen und einiger diplomatischen Dienste hochschätzte, der aber ein Ränkeschmied war und um Geld zu gewinnen sich für einen Nachkommen der alten Könige von Armenien ausgab — nach Persien kam, wusste er dem Schah Angst zu machen vor einer großen Verbindung der Christen und Dschurdschi-Chan als die Seele dieses gefährlichen Planes darzustellen. Husseins Rathgeber fürchteten sich jetzt vor dem Statthalter, den sie über die Afghanen gesetzt hatten, und sandten 1708 Mir Wais als ein Gegengewicht in seine Heimat zurück. Dschurdschi-Chan aber beschloss, dem Hof zu trotzen und Mir Wais zu demüthigen, und forderte geradezu dessen schöne Tochter, eine edle Jungfrau, für seinen Harem. Dies zündete bei den Afghanen, welche auf die Ehre ihrer Frauen sehr eifersüchtig sind. Sie versprachen Mir Wais ihren Beistand, wenn er die Fahne des Aufruhrs erheben wolle. Er nahm ihnen den Eid des Gehorsams ab und versprach ihnen schreckliche Rache, nur müsse er den geeigneten Augenblick abwarten. Sie schworen den feierlichsten Eid: beim Brot und Salz, das sie aßen, bei den Säbeln, die sie trugen, und beim Koran, den sie verehren. Mir Wais täuschte den Statthalter, indem er ihm ein anderes Mädchen sandte, welches die Rolle seiner Tochter spielen musste. Dschurdschi-Chan wurde überlistet und ließ sich von Mir Wais zu einem Mahl auf seinem Landhaus einladen, wurde aber bei der Tafel mit seinen Officieren von den Afghanen ermordet, welche in derselben Nacht noch vor das Schloss Kandahar rückten und im Namen des Statthalters Einlass forderten und erlangten. So kam die Hauptfestung des Landes in den Besitz der Afghanen und Mir Wais rief jetzt seinen ganzen Stamm zur Freiheit auf: die verweichlichten und tyrannischen Perser seien zugleich Ketzer, und er wies zugleich gegen sie als Schiiten eine Bannbulle aus Mekka auf, welche er 1708 während einer Wallfahrt in Mekka in der Stille erlangt hatte und welche besagte, dass jeder Sunnite die Schiiten des Gutes und Lebens berauben müsse, damit die Ketzerei vertilgt werde und der rechte Glaube siege. Die Gildschi riefen Mir Wais als Landesherzog aus.

Mir Wais.

Der Aufstand

Der Hof in Ispahan wurde ängstlich und fieng an zu unterhandeln, allein auf alle Angebote entgegnete Mir Wais: „Die Stunde der Rache ist gekommen, die tapfern Afghanen sind auserwählte Werkzeuge Gottes, die ketzerischen Perser zu strafen. Unsere Schwerter sind gezogen und sollen nie wieder in die Scheide kommen, bis euer König vom Thron gestoßen und euer Land erobert ist." Jetzt musste das Schwert entscheiden. Aber ein per-

siegt.

sisches Heer nach dem andern wurde von Mir Wais geschlagen und schließlich Kandahar zum unabhängigen Königreich erhoben.[1]) Schon wollte Mir Wais mit seinem Heer gegen Ispahan aufbrechen, als er 1715 einer Krankheit erlag.

Kandahar.

Mir Abdullah.

Sein Bruder **Mir Abdullah** oder **Abdalisis-Chan** folgte ihm, da des Mir Wais beide Söhne noch zu jung waren; der älteste, Mahmud, war erst achtzehn Jahre alt. Doch Mir Abdullah hatte nicht den kühnen Geist seines Bruders, er war furchtsam und unterhandelte mit den Persern. Vergebens warnten ihn die Häuptlinge: „Lade doch nicht unsere Feinde ein, die Fesseln wieder zu bringen, deren Vernichtung unsere Ehre ist. Zeige nicht durch freiwillige Unterwerfung, dass wir der Freiheit unwürdig sind.“ Mir Abdullah beschloss, den Persern die Oberhoheit gegen drei Bedingungen wieder zu überlassen: dass der sonst bezahlte Tribut aufhöre, dass kein fremder Krieger ins Land komme, dass die Regierung über Kandahar in der Familie Mir Abdullahs erblich bleibe. Als die Kunde von dieser Verhandlung verlautbarte, war die Erbitterung allgemein. **Mahmud**, der seinen Oheim ohnedies als Räuber seines Geburtsrechtes hasste, fasste dadurch Muth, drang mit vierzig Freunden in den Palast Abdullahs und machte ihn mit eigener Hand nieder. Mir Abdullahs Schicksal galt als ein verdientes, und Mahmud wurde von den Häuptlingen als König von Kandahar ausgerufen.

Mahmud

Mahmud war kühn und beschloss die Pläne seines Vaters durchzuführen, zumal fast alle Stämme des Reiches sich regten: streiften doch die Kurden 1719 bis Ispahan, die Lesghier 1721 durch ganz Schirwan, nahmen doch die Tataren Chorassan, wurde doch der beste Feldherr des Perserreiches, Luft-Ali-Chan, der ihn zweimal zurückgedrängt hatte, durch Befehl des Schahs infolge von Verleumdungen geblendet und seines Vermögens beraubt. Der Religionshass der Sunniten gegen die Schiiten war ein mächtiges Hilfsmittel. Unter diesen Umständen brach Mahmud nur mit 30.000 Mann, meist Reitern, gegen Ispahan auf.[2]) Dort ahnte man das Schlimmste. Außerordentliche Naturerscheinungen schienen den Untergang des Reiches vorzubedeuten: Tebris ward durch ein Erdbeben gänzlich zerstört, die Sonne blieb zehn Tage lang im Nebel, der Horizont hatte eine blutige Farbe: all das wurde auf den Untergang Ispahans gedeutet. Der Schah verließ mit seinen Vornehmen die Stadt und lagerte unter Zelten. Priester forderten das Volk auf, Buße zu thun, geistige Getränke aller Art wurden verboten. Allen sank der Muth. In diesem Augenblicke rückte Mahmud gegen die Hauptstadt heran. Guebern in Kerman, die treu an der Lehre Zoroasters hiengen, hatten sich ihm unterwegs angeschlossen in der Hoffnung, dass durch seinen Sieg dem Druck, den sie so lange erduldet, ein Ende gemacht werde.

zieht gegen Ispahan.

[1]) **R. F. Neumann**, Geschichte des englischen Reiches in Asien, S. 314 ff.
[2]) **Malcolm**, l. c. II, S. 106—108.

Desungeachtet hatte Mahmud nicht mehr als 30.000 Mann und kein Belagerungsgeschütz, nur Feldschlangen, die von Kameelen getragen wurden, war also nicht im Stande eine Stadt mit 600.000 Einwohnern, die mit einer Mauer umgeben und von einem Fluss gedeckt war, einzunehmen, wenn die Vertheidigung mit Muth und Verstand geführt wurde. Allein gerade daran fehlte es. Statt sich auf die Vertheidigung zu beschränken und den Erfolg von Krankheiten im Heere des Feindes abzuwarten, wurde beschlossen, vor den Thoren der Hauptstadt den Afghanen eine Schlacht zu liefern.

50.000 Perser in prachtvollem Waffenschmuck rückten mit 24 Kanonen gegen die Afghanen aus, die in Lumpen gehüllt, von der Sonne verbrannt waren, den Feinden jedoch muthig, wenn auch in der Minderzahl, entgegentraten. Mahmud hatte ihnen die Plünderung Ispahans als Beute verheißen, ihnen aber auch auseinandergesetzt, wie es für sie keinen Rückzug gebe, wenn sie geschlagen würden.[1]) Ein Flügel der Afghanen wurde durchbrochen, ihr Feldgeschütz aber war so geschickt gerichtet, dass die Perser in Verwirrung kamen, 2000 Mann fielen, ihr Heer löste sich auf. Statt sich nun zurückzuziehen und die Kräfte des Reiches zu sammeln, beschloss Hussein zu bleiben und sich zu vertheidigen. Mahmud verwüstete die Umgebung der Stadt und schnitt ihr die Zufuhr ab. Dann nahm er Stellung vor den Thoren, und jetzt folgten lange Kämpfe vom April bis zum November 1721. Die Feigheit auf der einen Seite, wo man Hilfsmittel besaß und sie nicht zu verwenden wusste, ist eben so erstaunlich, als die Kühnheit auf der andern, mit einem kleinen Heere ohne Feldgeschütz, mitten in einem feindlichen Lande die Hauptstadt zu belagern. Bald wüthete der Hunger in Ispahan. Die Einwohner umringten vergebens den Palast des Fürsten und verlangten, dass er sie zur Schlacht hinausführe — der Schah verzagte und ließ nur Mahmud sagen, er nehme die Bedingungen an, die er früher verworfen hatte. Bei einem zurückgeschlagenen Angriff hatte nämlich früher Mahmud den Frieden angeboten, wenn er Kandahar, Chorassan und Kerman als unabhängiges Königreich erhalte und dazu eine Tochter des Schah zur Ehe, mit einer Aussteuer von 500.000 Tomans (= 100.000 Pfund). Jetzt war der Schah geneigt, dies zu gewähren. Aber der stolze Afghane gab jetzt die Antwort: „Der Monarch von Persien bietet mir nichts an, was sein ist, er und sein ganzes Haus sind in meiner Hand; er ist jetzt nicht mehr Herr der drei Provinzen, die er mir so großmüthig zu verleihen wünscht. Jetzt handelt es sich um sein ganzes Königreich.“ Die Hoffnung auf Entsatz schlug fehl. Wachang V. von Georgien weigerte sich, für den Schah das Schwert zu ziehen. Die Türken freuten sich des Sieges der Sunniten und die Heere des um Hilfe angerufenen Russen waren zu fern. Mahmud brauchte nicht mehr zu kämpfen, er ließ den Hunger wirken. Pferde, Kameele, Maulesel waren in Ispahan schon längst verzehrt. In der Noth verzehrten jetzt die Perser Hunde, Blätter, Baumrinde, zuletzt Menschenfleisch. Tausende starben täglich dahin. In Trauerkleidern zog der Schah am 21. October 1722 aus seinem Palast durch die Hauptstraße, laut beklagend, dass er bösem Rathe gefolgt und unter Thränen seinen Entschluss kund gebend, die Regierung niederzulegen.[2])

Siegt. — Kampf um Ispahan. — Unterhandlungen. — Noth in der Hauptstadt.

[1]) Malcolm, l. c. II, S. 109.
[2]) Ibid. II, S. 110.

Hussein dankt ab. Am 22. October wurde der Vertrag der Übergabe abgeschlossen, am 23. zog Hussein mit seinen Großen in das Lager der Afghanen; nachdem er noch die Demüthigung erleben musste, lange vor dem Zelte des Siegers zu warten, weil dieser noch schlafe, wurde er endlich in die große Halle des Palastes Ferrahabad geführt, wo der Sieger auf dem Throne saß. Hussein redete[1]) den stolzen Afghanen an: „Sohn, da der große Herr der Welt nicht will, dass ich lange regieren soll, und der Augenblick gekommen ist, den er zu deiner Besteigung von Persiens Thron ausersah, so trete ich dir das Reich ab und möge deine Regierung glücklich sein.“ Dann nahm er den Turah oder königlichen Federschmuck vom Turban und heftete ihn als Abzeichen der höchsten Gewalt an den Turban des Siegers mit den Worten: „Regiere in Frieden!“ Jetzt erst würdigte Mahmud seinen Gefangenen einer Anrede: „So ist die Unbeständigkeit der menschlichen Größe; Gott verfügt über Reiche, wie es ihm gefällt; er nimmt sie dem einen, verleiht sie dem andern. Allein ich verspreche dir, dich stets als meinen Vater anzusehen und nichts zu thun ohne deinen Rath.“ — So endete die Herrschaft der Sofis nach einer Dauer von 223 Jahren. Am Tage darauf huldigte der abgesetzte Herrscher im Palaste zu Ispahan mit allen Großen dem Afghanen und wurde dann in einem kleinen Palast gefangen gehalten, wo er noch sieben Jahre lebte.

Sultan Mahmud. Mahmuds Regierung nahm einen guten Anlauf; er suchte die Leiden der Bewohner Ispahans zu mildern, er ließ die persischen Beamten in ihren Stellen, weil er ihre Erfahrung brauchte, und gab ihnen nur Amtsgenossen aus dem eigenen Volk, um sich ihrer Treue zu versichern. Die europäischen Handelsgesellschaften in Ispahan und Bunder-Abbas wurden in ihren Rechten bestätigt. Die christlichen Missionäre erhielten völlige Freiheit, öffentlich die Gebräuche ihrer Religion zu üben. Erster Richter in Ispahan wurde ein Afghane, dessen Frömmigkeit und Rechtlichkeit auch die Perser rühmten.

Bisher hatte Mahmud alle Hindernisse überwunden, jetzt traten aber Schwierigkeiten ein, über die er nicht Herr zu werden vermochte, und im Kampf wider dieselben wurde der stolze Afghane schwermüthig, misstrauisch, zuletzt rasend. Während der Belagerung von Ispahan war es dem vierten Tahmasp. Sohne Husseins, Tahmasp Mirza, gelungen, mit 500 auserlesenen Reitern durchzubrechen und in die nördlichen Provinzen zu entkommen. In Kasbin fand er Aufnahme; sobald sein Vater Hussein die Krone niedergelegt hatte, ließ sich Tahmasp zum Schah ausrufen. Zwar war der Anhang, den er fand, anfangs gering, allein die Pforte und Peter der Große hatten schon längst die Wirren in Persien scharf ins Auge gefasst, um von dem zerfallenen Peter I. Reich einige Provinzen zu ihrem Gebiet zu schlagen. Peter I. hatte schon 1715—1718 die westlichen Ufer des kaspischen Meeres genau untersuchen

[1]) Malcolm, l. c. II, S. 111—112.

lassen, 1718 einen Handelsvertrag mit Persien abgeschlossen und Hilfe gegen die Afghanen angeboten, die aber Schah Hussein ablehnte. Da gab ihm ein Einfall der Lesghier in die Provinz Schirwan, wo sie dreihundert russische Kaufleute ermordeten, ihnen Waren von mehreren Millionen im Werte wegnahmen, Anlass, einzuschreiten. Er verlangte von Hussein, dann von Mahmud Genugthuung und brach mit einem Heere auf, als sie ihm nicht geleistet wurde. Eine Flotte von 442 Segeln fuhr im Juli 1720 von Astrachan nach der Mündung des Terek aus, wo 30.000 Mann auserlesene Truppen ausgeschifft wurden. Der Czar erklärte in einem Aufruf an die Bewohner von Derbend, Schamachi und Baku, dass er nicht komme, um Eroberungen zu machen, sondern nur um sich Genugthuung zu verschaffen, und den Schah gegen die Tyrannei der Afghanen zu schützen. An Widerstand war nicht zu denken. Daghestan wurde besetzt, in Derbend ließ Peter eine Heeresabtheilung zurück, am 4. October war er wieder in Astrachan.

Russen am kaspischen Meere.

Die Pforte wurde empfindlich über dieses Vordringen der Russen: sie sandte damals einen Gesandten nach Ispahan, um genaue Erkundigungen über den Stand der Dinge einzuziehen. Achtzig Jahre war man jetzt im Frieden mit Persien, der Gesandte wurde glänzend aufgenommen, wie der persische Gesandte in Constantinopel, wo man dem Schah Schutz für seine Unterthanen bei der Pilgerfahrt nach Mekka und Medina versprach und ungehinderte Durchfuhr persischer Waren nach dem Abendlande. Zugleich sandte der Sultan ein Schreiben an Peter den Großen, worin er ihm ernstlich bedeutete, die Lesghier seien genugsam gezüchtigt und die Pforte könne nicht gestatten, dass ihre Glaubensgenossen unter russische Herrschaft kommen.[1]) Als das Haupt der Lesghier, Daud-Chan, den Schutz der Pforte nachsuchte, wurde er mit Schwert und Keule als Chan von Derbend belehnt, auch der Fürst von Georgien unter den Schutz der Pforte genommen und erklärt, der Friede mit Russland könne nur fortdauern, wenn der Czar seine Truppen aus Daghestan zurückziehe. Der Czar hielt den osmanischen Bevollmächtigten an seinem Hofe zurück, während im Sommer 1723 seine Russen Baku besetzten, und sandte ihn mit der Erklärung zurück, er fürchte den Krieg nicht, aber es wäre vortheilhaft für beide Mächte, sich über eine Theilung persischer Provinzen zu verständigen. Während der Divan über diesen Vorschlag noch berieth, schloss Peter am 23. September 1723 mit einem Abgesandten des Tahmasp einen Vertrag ab, worin der Russe versprach, die Ruhe in Persien herzustellen und die Afghanen zu vertreiben, und der Perser ihm als rechtmäßiger Schah die Städte Derbend und Baku sowie die Provinzen Ghilan, Mazenderan und Astarabad für ewige Zeiten abtrat. So gewann der Czar hochwichtige Gebiete.

Ahmed III.

Peter I. und Tahmasp.

---

[1]) Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, V, S. 583—606.

Aufstände in Persien.

Mahmud konnte das Vordringen der Russen nicht abhalten. Einmal erhob sich die Stadt Kazbin gegen die afghanische Besatzung, nachdem sie vergebens um Hilfe gegen die Ungerechtigkeiten der von ihm eingesetzten Beamten gebeten hatte. Am 8. Januar brach ein allgemeiner Aufstand aus, 2000 Afghanen wurden erschlagen, der Rest der Besatzung musste sich nach Ispahan zurückziehen. Dem Beispiele Kazbins folgten Konsar und andere Städte. Überall wurden die Afghanen geschlagen und zogen sich nach Ispahan zurück — ein Beweis, welche tüchtige Kräfte im Lande schlummerten, hätte Hussein sie zu benützen gewusst. Mahmud hatte damals nur 13.000 Mann in Ispahan beisammen — wenn sich auch die Hauptstadt mit 600.000 Bewohnern gegen ihn erhob, so war er sammt diesem Häuflein verloren. Die Angst davor führte zu einer furchtbaren That: er ließ alle persischen Minister und angesehenen Männer zu einem Feste einladen — gegen 300 kamen — und alle auf ein Zeichen niedermetzeln, selbst einen zwölfjährigen Knaben darunter. Die Leichname der Ermordeten wurden auf dem großen Platze vor dem Palaste ausgestellt, damit die Einwohner sie sehen und zittern möchten. Damit aber nicht aus den Söhnen dieser Großen Rächer heranwachsen, ließ Mahmud ihre Kinder aus der Schule holen und auf dem Felde vor der Stadt unbarmherzig niedermetzeln. „Das aber ist der Fluch der bösen That, dass", wie der Dichter sinnreich sagt, „sie fortwährend Böses muss gebären." Mahmud hatte die Leibwächter Husseins, 3000 Mann, in seine Dienste genommen; vielleicht dass sie Theilnahme für die Opfer geäußert, kurz, Mahmud misstraute ihnen. Er ließ sie zu einem Mahl im Hofe des Palastes einladen, auf einmal drangen Afghanen ein, welche alle ermordeten. Der Herrscher lud Kurden ein, in Ispahan zu wohnen und bei ihm Dienste zu nehmen. Von den Städten, die sich erhoben hatten, wurde Schiras eingenommen, aber vor Bunder-Abbas mussten die Afghanen sich zurückziehen. Die Afghanen wurden entmuthigt. Aus der Heimat war der Zufluss an Kriegern spärlich, denn Afghanistan hat wenig Wasser und darum wenig Fruchtbarkeit und darum keine zahlreiche Bevölkerung. Zudem wurde dort verbreitet, Mahmud sei geizig geworden und vernachlässige seine Krieger, auch nehme er im Herzen die Ketzerei der Schiiten an.

Mahmuds Verlegenheit.

Grausamkeit.

Überhaupt fiengen die Afghanen an, sich von Mahmud abzuwenden. Eschref[1], sein Vetter, der Sohn des von ihm ermordeten Abdullah, kam endlich mit einem Haufen Afghanen, aber jetzt musste ihn Mahmud, so sehr er ihn auch hasste, zu seinem Nachfolger ernennen, denn ein kräftiger Führer war in diesen Tagen nöthig und Mahmud galt für wahnsinnig. Gewissensbisse trieben den Schuldbeladenen bald in die Einsamkeit, um durch Kasteiungen Ruhe und göttliche Hilfe zu erlangen. Vierzehn Tage lebte Mahmud in einer Höhle des Gebirges, fastend, den Namen Gottes anrufend, Verzeihung für seine Grausamkeit erflehend, aber sein Herz ward nicht erleichtert; mager, bleichen Antlitzes, stieren Blickes kam er aus der Höhle heraus. „Alles hat sich zu meinem Untergange verschworen, schrie er auf, und deshalb will ich auch alles ermorden." — Selbst wenn seine besten Freunde ihm nahe kamen, schreckte der Tyrann zusammen, meinend, man wolle ihn ermorden. In diesem Zustande hörte er, der älteste Sohn Husseins, Sephi Mirza, sei aus Ispahan entflohen. Augenblicklich gab er den Befehl,

Mahmud wahnsinnig.

---

[1]) Der Name ist aus El oder Al Scherif entstanden und bedeutet einen Adeligen, einen angesehenen Mann. Neumann, Persien seit dem Niedergange der Sefi — bei Raumer, Taschenbuch 1885, S. 455.

alle männlichen Glieder des Königshauses, Schah Hussein ausgenommen, zu vernichten. Neununddreißig Prinzen von Geblüt wurden im Hofe des Palastes niedergehauen. Die zwei jünsten Söhne Husseins suchten Schutz in den Armen ihres Vaters; Mahmud stieß nach dem einen und verwundete den alten Schah. Der Anblick des Blutes, das dieser vergoss, stimmte ihn weicher; er hatte ja versprochen, ihn wie seinen Vater zu ehren, und es war ja sein Stolz, ein gegebenes Versprechen zu halten. Die Kinder wurden geschont, aber Mahmuds Seele hatte jetzt keinen Halt mehr — er wurde rasend. Er riss sich Stücke aus seinem eigenen Fleisch. Kein Arzt wusste ein Heilmittel. Man bat armenische Priester, heilige Bücher ihm auf das Haupt zu legen und über ihn zu beten; es half nicht. Die eigene Mutter soll befohlen haben, ihn zu ersticken, um den Leiden des Hoffnungslosen ein Ende zu machen. Die Noth drängte, die Feinde nahten. Die Häuptlinge riefen Eschref als Sultan aus; er wurde aus dem Kerker geholt, wohin ihn Mahmuds Verdacht geworfen hatte, erklärte aber, die Würde nur anzunehmen, wenn ihm vorher Mahmuds Haupt gebracht würde, denn er müsse Blutrache nehmen am Mörder seines Vaters; und so wartete man denn nicht auf das nahe Ende dieses Unglücklichen, sondern schlug ihm das Haupt ab und warf es vor den Thron des neuen Herrschers 22. April 1725. Mahmud war erst sechsundzwanzig Jahre alt, tapfer und kühn, aber das rasche Glück hatte seiner Seele den Halt genommen, die Gefahr ihn grausam, die Gewissensbisse hatten ihn wahnsinnig gemacht. Mahmuds Ende.

Eschrefs Lage war nicht minder schwierig und auch er suchte sich nur durch Vernichtung seiner Gegner zu helfen. Russland und die Türkei schritten ein: ein türkisches Heer hatte schon 1724 die Festung Choli in Aderbeidschan im Sturm genommen, ein anderes war in Eriwan vorgedrungen. Hamadan war vom Pascha von Bagdad bezwungen worden; 1724 war der Theilungsvertrag zwischen der Pforte und Peter abgeschlossen worden, wonach die Provinz Daghestan und ein Theil von Schirwan mit den Städten Derbend und Buka Russland verbleiben sollten[1]) bis zum Einfluss des Kur in den Araxes. Dagegen solle eine von da über Ardebil bei Tebris vorbei und über Hamadan bis Kermanschahan sich hinziehende Linie die Grenze zwischen dem persischen und osmanischen Reiche bilden. Es blieben also der Pforte die Städte Tebris, Hamadan, Eriwan mit ihrem Gebiet. Beide Mächte versprachen, wenn Tahmasp sich dem Theilungsvertrag widersetzen wollte, ihn mit Waffengewalt zur Anerkennung zu zwingen oder einen anderen passenden persischen Prinzen auf den Thron zu setzen; nehme aber Tahmasp den Vertrag ohne Weigerung an, so verpflichteten sich beide Mächte, ihn als rechtmäßigen Herrscher anzuerkennen und ihm zur Eroberung Ispahans und zur Verjagung der Afghanen behilflich zu sein. Es war die letzte Erwerbung Peters des Großen, sein bald darauf erfolgender Tod hemmte die Durchführung der Grenzbestimmung. Eschref. Russland und die Pforte.

Zu gleicher Zeit sandte Eschref, nachdem ihm ein Versuch, Tahmasp nach Ispahan zu locken, misslungen war, nach Constantinopel und verlangte An-

[1]) Zinkeisen, l. c. V, S. 604.

Eschref und die Pforte. erkennung seiner Herrschaft. 1725 nahmen die Türken nach schweren Kämpfen den Persern Tebris weg, drangen in Georgien siegreich ein und waren am Ende des Jahres im Besitze dessen, was ihnen der Theilungsvertrag zugesprochen hatte. Von Seite Russlands geschah 1725 nichts von Bedeutung. 1726 kam wieder ein Gesandter Eschrefs nach Constantinopel und beschwerte sich, dass der Padischah Krieg führe gegen Rechtgläubige zu Gunsten von Christen und Ungläubigen: solch ein Bündnis sei verbrecherisch. Viele Türken huldigten dieser Zweiter Imam. Ansicht, zumal Eschref nur die Ehren des zweiten Imam ansprach, um an der Stelle des Sultans die Ketzer zu vernichten. Um die Stimmung in Persien für sich zu gewinnen, sprach Eschref laut seinen Abscheu vor den Grausamkeiten Mahmuds aus, zwang dessen Mutter, eine Nacht bei den Leichen der ermordeten Prinzen zuzubringen, und ließ die Opfer dann mit fürstlichem Gepränge Hussein. begraben. Er ließ Hussein kommen, legte die Krone zu dessen Füßen, und ersuchte ihn, den Thron wieder zu besteigen. Dieser aber traute sich nicht und sagte, er sei in der Einsamkeit glücklicher, als früher auf dem Throne, und zwang den Afghanen, sich das Diadem wieder auf das Haupt zu setzen.

All das wirkte in Constantinopel. Der Krieg gegen Eschref war nicht volksthümlich. Um dieser Stimmung entgegenzutreten, musste der Mufti erklären: Eschref sei schon darum ein Feind, weil er sich weigere, den Padischah als das geistige Oberhaupt aller Mohammedaner anzuerkennen, ein zweiter Imam sei Tahmasp und die Pforte. nicht zulässig. Der Krieg ward an Eschref erklärt, zumal Tahmasp den Theilungsvertrag anerkannte. 1726 rückte ein türkisches Heer gegen Ispahan vor.

Der Afghane bewährte Umsicht und Thatkraft; nachdem er ein festes Schloss in Ispahan als Zufluchtsort für seine Familie und seine Afghanen erbaut hatte, rückte er in Eilmärschen auf den Feind los, und hieb eine Ab-Eschref gegen die Türken, theilung von 2000 Türken zusammen, die sich durch einen Fehler des Führers vom Hauptheer entfernt hatten. Dies hob die Zuversicht der Seinigen, die Feinde aber entmuthigte er durch gewandte Sendlinge, welche den Kampf gegen ihn als einen Rechtgläubigen zu Gunsten ketzerischer Schiiten als ungerecht, als brudermörderisch bezeichneten. Schon sprachen die gemeinen Türken davon, dass sie nicht gegen ihr Gewissen und die Gesetze ihrer Religion kämpfen würden. Der Pascha suchte rasch eine Schlacht, nur um einem Ausbruch allsiegt bei Andschedan, gemeiner Unzufriedenheit zuvorzukommen. In der Ebene von Andschedan, zwanzig Stunden von Hamadan, kam es am 20. November 1726 zur Entscheidung. Die Afghanen siegten, obschon sie nur halb so viel Mannschaft und Geschütz hatten als ihre Gegner. 12.000 Türken blieben auf der Walstatt. Eschref verbot die Verfolgung des geschlagenen Feindes, er verbot, die Nachzügler zu plündern, er sandte die erbeuteten Schätze zu den Flüchtigen nach Bagdad, er ließ die Gefangenen frei, denn er sei ein Fürst und kein Räuber, er wolle keinen Vortheil über irregeleitete Brüder davontragen, nur die Noth habe ihn zum Kampfe gezwungen. Diese weise Mäßigung machte gewinnt die Türken. ihn in der ganzen Türkei beliebt, das Volk murrte über den Krieg gegen Rechtgläubige, die Niederlage sei eine gerechte Strafe des Himmels. Die Regierung kam in Verlegenheit, der Schatz war erschöpft, in Arabien und

Ägypten regte sich das Volk für Eschref — wie, wenn er als Imam aller Rechtgläubigen ausgerufen wurde! Die Truppen, die man wider ihn in den Krieg führen wollte, weigerten sich geradezu, die Grenze von Persien zu überschreiten. So ward denn am 3. October 1727 Frieden mit den Afghanen geschlossen. Der Sultan wurde darin als Haupt aller Gläubigen und Nachfolger der Chalifen anerkannt, er blieb im Besitze aller Eroberungen, er bekam seine in der letzten Schlacht verlorenen Geschütze und Feldzeichen zurück. Dagegen anerkannte er Eschref als rechtmäßigen Beherrscher von Persien, welcher als solcher neben dem Sultan in den öffentlichen Gebeten genannt werden dürfe und das Recht habe, Münzen auf seinen Namen zu schlagen und jährlich eine eigene Pilgerkarawane nach Mekka zu senden.[1]) Eine türkische Gesandtschaft kam nach Ispahan und anerkannte den Gildschifürsten als den rechtmäßigen Gebieter im Perserreiche. — Friede.

Nadir-Schah.

So hatte denn der Afghane einen mächtigen Gegner durch seine Klugheit beschwichtigt. Eine größere Gefahr trat ihm von der anderen Seite entgegen; nicht von Russland, denn mit diesem schloss der Afghane einen Frieden und Freundschaftsvertrag, in welchem die Gebietsabtretung, welche endgiltig 1727 mit den Türken vereinigt war, jetzt auch von ihm anerkannt wurde. Die Gefahr kam von Seite des Tahmasp, der, lange auf Mazenderan beschränkt, auf einmal bedeutsam wurde, als ein mächtiger Häuptling für seine Sache eintrat. Tahmasp.

Nadir Kuli war es, geboren 1687, der Sohn eines Hirten,[2]) wie er sich selber später nannte, der Sohn des Schwertes. Nadir verhehlte seine geringe Herkunft niemals: als sein Sohn sich mit einer Tochter des Großmoguls von Delhi vermählen wollte und dieser die Nachweisung von sieben Ahnen verlangte, rief der Eroberer: „Sagt ihm, dass er ist der Sohn Nadirs-Schah, der Enkel des Schwertes und so fort, bis sie einen Abkömmling von siebzig statt von sieben Geschlechtern haben." Sein persischer Biograph[3]) gesteht gleichfalls seine niedere Herkunft zu, indem er sagt: „Der Diamant verdankt seinen Wert dem eigenen Glanz und nicht dem Felsen, auf dem er gewachsen ist." Nadir verfertigte in seiner Jugend Pelzmützen und Pelzröcke. Eine Schule hat er nie besucht, seine Bildung hat er nur im Umgange mit gebildeten Menschen gewonnen. Er besaß aber einen durchdringenden Verstand, frei von Vorurtheilen, ein wunderbares Gedächtnis, ein kühnes Herz, eine Unerschrockenheit in der Gefahr ohnegleichen, zu all dem hat ein tiefer Glaube an Gott und an das Schicksal ihn emporgehoben. Nadirs Jugend.

[1]) Hammer, l. c. VII. S. 335 ff. — Zinkeisen, l. c. V, S. 616.

[2]) Aus dem Clane Kirklu des türkischen Affcharenstammes. Diese Affcharen wohnten ursprünglich jenseits des Oxus, flüchteten aber, um dem Joche der Mongolen zu entgehen, nach Aderbeidschan und zogen später in die Gegend von Merw. Neumann, l. c. S. 456.

[3]) Mirza Mehdi. Vergl. Malcolm, l. c. Cap. XV.

Vor jedem Kampfe pflegte er niederzuknien und mit der Stirn den Boden zu berühren und einige Augenblicke im Gebete zu verweilen. Doch hat ihn dieser Glaube an Gott nicht vor Verbrechen bewahrt und in einer wildbewegten Zeit hat er durch große Thaten und rücksichtsloses Handeln sich emporgearbeitet. Im siebzehnten Jahre wurde er mit seiner Mutter von den Usbeken gefangen; seine Mutter starb in der Gefangenschaft, ihm selbst gelang es im vierten Jahre, seine Flucht zu bewerkstelligen. Dann trat Nadir in den Dienst eines kleinen Häuptlings seiner Heimat Chorasan, des Babubeg, der ihm seine Tochter gab. Nadir ermordete seinen Schwager und wurde dann der Anführer einer Räuberbande. Der Statthalter gewann ihn zum Kampf gegen die Usbeken, gegen die er tapfere Thaten vollbrachte, doch benahm er sich gegen seinen Oberen wieder so unbändig und hochfahrend, dass dieser ihn mit der Bastonade züchtigte. Darauf gieng er in das Schloss Kelat, wo sein Oheim Befehlshaber war, der aber erschreckt über seine Gewaltlust und seinen Ehrgeiz ihn zwang, wieder abzuziehen. Nadir Kuli wurde wieder Räuberhauptmann und stand bald an der Spitze von 3000 Mann, mit denen er Chorasan steuerpflichtig machte, das Schloss Kelat einnahm und seinen Oheim ermordete. In ähnlicher Weise bemächtigte er sich bald der Festung Meschd. Da bekam er 1726 den Antrag, in die Dienste des Schah Tahmasp zu treten und gegen die Afghanen zu kämpfen. Mit Freude nahm er ihn an, nachdem er vorher Straflosigkeit für all seine Vergehen zugesichert bekommen hatte. Er brachte dem Schah einen Zuwachs von 3000 Mann. Ein anderer Häuptling schloss sich mit 5000 dem Schah an, wurde aber bald von Nadir aus dem Wege geräumt, unter dem Vorwand, er wechsle Briefe mit dem Feinde. Diese 8000 Mann bildeten den Kern des Heeres, mit welchem jetzt der Kampf gegen die Afghanen begonnen wurde 1727.

Aufsteigen, hilft Tahmasp.

Der tapfere und nüchterne, unermüdliche Nadir wusste den Persern wieder Muth einzuflößen und sie von Sieg zu Sieg zu führen. Sie leugnen nicht, dass sein Ruf befleckt ist, aber sie sprechen doch mit Dank und Verehrung von ihm und er verdient den Namen Nadir, der Wundervolle, wegen der Gewalt, die er über die Menschen ausübte. Bald huldigte ganz Chorasan wieder dem Tahmasp, welcher dafür den Feldherrn zum Anführer seiner Leibwache erhob und ihm den Titel Chan gab, und Nadir nannte sich jetzt Tahmasp-Kuli-Chan, Sclave des Tahmasp. In der That war er der Herr, der aber noch den Schein mied, dass er alles leite. Nadir wusste einen Afghanenhäuptling für sich zu gewinnen, und die Gefahr erschien Eschref auf einmal so groß, dass er mit 30.000 Mann nach Chorasan aufbrach, um diesen mächtigen Feind zu vernichten. In der Ebene von Dangun stellte sich Nadir mit 25.000 Mann zur Schlacht am 2. October 1729; die Seinen hielten den stürmischen Angriff der Afghanen standhaft aus, und setzten sich dann gegen sie in Bewegung, die nach dem heftigsten Widerstand geworfen wurden und mit Verlust alles Geschützes und Gepäckes das Weite suchten. Eschref floh nach Ispahan, wo er ein neues Heer sammelte, nachdem er die Schätze und die Frauen in die neue Festung geworfen hatte. Schon wollte Tahmasp nach Ispahan aufbrechen, aber Nadir beredete ihn, wegen seiner persönlichen Sicherheit in Dangun zu bleiben, denn er allein wollte den Ruhm

Nadir siegt bei Dangun,

als Befreier ernten. In der Nähe von Ispahan kam es am 13. November zu einer zweiten Entscheidungsschlacht, diesmal hielten sich die Afghanen in einer Verschanzung und ließ Nadir stürmen. Die Afghanen ließen 4000 Mann auf dem Platz und flohen abends nach Ispahan. Dort wurden die Schätze gepackt, Weiber und Kinder auf Kameele gesetzt und am andern Morgen der Rückzug nach Schiras zu angetreten. siegt bei Ispahan.

Vorher wurde noch der unglückliche Schah Hussein getödtet. Nadir ließ nach seinem Einzug alle Afghanen ermorden, die noch getroffen wurden, mit Ausnahme derer, für welche die Einwohner selbst Fürbitte einlegten. Das Grabmal des Tyrannen Mahmud wurde zerstört, der Leichnam der Beschimpfung des Pöbels preisgegeben. Jetzt zog Tahmasp selbst in seine Hauptstadt ein, Thränen entstürzten seinen Augen, als er den einsamen Palast seiner Ahnen durchwandelte; der Vater, die Brüder, die Verwandten waren alle von den Afghanen hingeschlachtet worden; er wusste nicht, was aus der Mutter geworden sei. Da stürzte sich schluchzend ein altes Weib an seine Brust und nannte ihn ihren Sohn.[1]) Es war in der That seine Mutter, die, um dem Schicksal der andern Sultaninnen zu entgehen, bei der Einnahme der Stadt durch Mahmud Sclavenkleider angezogen und seither sieben Jahre hindurch als Magd im Palast unerkannt die niedrigsten Dienste verrichtet hatte. Husseins Tod. Tahmasp und seine Mutter.

Tahmasp wünschte die Vernichtung der flüchtigen Afghanen, Nadir aber, der schon zum Statthalter von Chorasan ernannt war, verlangte vorher noch das Recht, auf seinen Namen Münzen zu prägen. Tahmasp musste es zugestehen, obschon er fühlte, dass dieses Vorrecht verleihen so viel heiße, als die Herrschaft abtreten. Dann brach Nadir auf: es war harter Winter, sein Heer litt entsetzlich. Bei Schiras schlug er am 15. Januar 1730 die Afghanen zum drittenmal. Eschref bot Zurückgabe aller Frauen des königlichen Hauses, aller Schätze und Kronjuwelen an, wenn ihm Nadir gestatte, mit Geschütz und Gepäck in die Heimat abzuziehen. Der Sieger aber erklärte, er werde alle Afghanen niederhauen lassen, wenn sie ihren Fürsten nicht auslieferten. Schon beriethen die Häuptlinge über diesen Antrag, als Eschref mit 200 Begleitern entfloh. Da löste sich das Heer der Afghanen auf, sie suchten auf verschiedenen Wegen die Heimat zu erreichen, aber überall waren ihnen die Reiter Nadirs auf den Fersen, das Volk erhob sich überall gegen die Flüchtigen und jagte sie wie wilde Thiere. Die Afghanen ermordeten unterwegs ihre Weiber, Kinder und Eltern, um sie nicht in die Hände der Sieger kommen zu lassen. Eschref wurde in der Wüste mit zwei Begleitern getödtet. Vernichtung der Afghanen. Ende Eschrefs

Der Kopf nebst einem großen Diamanten, der im Ring an seiner rechten Hand gefunden war, wurde als Geschenk dem Tahmasp geschickt, welcher den Ring dem Überbringer und ein Ehrenkleid demjenigen schenkte, der ihn erschlagen hatte. So endete Eschref, der beste unter den Tyrannen, wie ihn die Perser nennen. Die anderen Afghanen giengen durch das Schwert oder in der Wüste

[1]) Malcolm, l. c. Cap. XIV.

und seiner Afghanen.

zugrunde, keiner erreichte die Heimat wieder. Mehrere wurden gefangen und endeten in harter Sclaverei ihr Leben: ein Neffe Eschrefs als Wasserträger, ein anderer in einer Ziegelhütte. So endete die Herrschaft der Afghanen über Persien nach siebenjähriger Dauer. Dass ihrer nur 30.000 ein so großes Reich wie Persien und sieben Jahre hindurch behaupten konnten, ist ein Beweis ihrer Tapferkeit und ihres Geschickes. Sie erlagen, weil sie keinen Nachschub aus der Heimat bekamen, wie alle deutschen Stämme in den Zeiten der Völkerwanderung erlagen, welche nach dem Süden zogen und nicht immer Zufluss aus der Heimat erhielten. Die sieben Jahre ihrer Herrschaft über Persien hat diesem mehr als eine Million Menschen gekostet.

Nadirs Lohn.

Groß war der Lohn, den der Befreier vom Schah erhielt: vier der schönsten Provinzen des Reiches, Chorasan, Mazenderan, Seistan, Kherman, der Titel Sultan und ein reich mit Juwelen besetztes Diadem. Nadir lehnte schlau den Sultanstitel ab, da dieser Neid erregen würde, ohne Nutzen zu schaffen. Zwei Monate rastete Nadir in den Winterquartieren, dann brach er 1730 gegen Hamadan auf, schlug die Türken, nahm Hamadan, Khermanschahan, Tebris und Ardebil, und würde die Söhne Osmans jetzt schon aus allen eroberten Gebieten verdrängt haben, hätte ihn nicht sein bedrängter Bruder zuhilfe gerufen, so dass er rasch nach Herat aufbrach.

Zieht gegen die Türken,

gegen Herat.

Dort hatte Hussein, ein Bruder des ermordeten Sultans Mahmud, ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen allen Stämmen geschlossen, um die Selbständigkeit Afghanistans zu sichern. Ibrahim, Nadirs Bruder, wurde von ihm in die Flucht geschlagen. Die Gefahr schien Nadir so groß, dass er augenblicklich nach dem Südosten aufbrach; nach schweren Kämpfen nahm er Herat und Furrah und zwang die Afghanen zur Unterwerfung und zum Gelöbnis, für das persische Reich immerdar Kriegsdienste zu leisten. Die Häuptlinge mussten ihre Söhne als Geiseln ausliefern.

Nachdem sein Heer durch 70.000 Mann verstärkt war, brach Nadir nach dem Westen auf, um die Türken zum Frieden zu zwingen und das Diadem sich selber aufs Haupt zu setzen. In Constantinopel hatte die Nachricht von der Niederlage und dem Verlust bedeutender Städte in den Herzen der gutgesinnten Muselmänner tiefen Unmuth erweckt.[1]) Das Bündnis mit den Russen schien empörend, noch empörender, dass man den rechtgläubigen Eschref hatte fallen und schließlich sich von den Schiiten hatte schlagen lassen. Volk und Heer verlangten Krieg gegen Tahmasp. Der Sultan schien aber zu zaudern; er begieng den Fehler, das Heer bei Scutari müßig lagern zu lassen. Bald hieß es, es sei ihm mit dem Krieg kein rechter Ernst. Die Truppen hatten Haus und Herd verlassen und die Kosten der Ausrüstung bestritten, und nun sollte alles umsonst sein. Dies führte zum Aufstand.

Stimmung in Stambul.

Aufruhr.

Patrona.

Ein gemeiner, aber hochbegabter Janitschar, ein Albanese, Patrona Chalil, der früher mit alten Kleidern gehandelt hatte, grollte besonders, weil

[1]) Zinkeisen, l. c. V, S. 625. — Hammer, l. c. VII, S. 381.

er seine letzten 200 Piaster hatte ausgeben müssen, um sich nutzlos zum Krieg zu rüsten. Am 28. September 1730 versammelte er seine Gesinnungsgenossen auf dem Atmeidan: nicht gegen den Sultan, sondern gegen seine schlechten Rathgeber wurde hier gelärmt; dann wurden Waffenläden geplündert, Kerker geöffnet. Patrona leitete die Bewegung, welche die Behörde überraschte und dem Volke gefiel. Anstatt den Aufruhr gleich im Keime zu erdrücken, ließ sich der feingebildete und gutmüthige Ahmed III. in Unterhandlungen mit den Empörern ein; diese verlangten die Köpfe des Mufti, des Großvezirs, des Kaimakams und des Kapudan-Pascha, dem Sultan selber hätten sie nichts vorzuwerfen. Als Ahmed gegen diese übermüthigen Empörer die grüne Fahne des Propheten aufpflanzen ließ, war es schon zu spät. Niemand scharte sich um sie, der Geist der Meuterei hatte schon die Truppen ergriffen. Nun wurde der Sultan rathlos, er verbannte den Mufti nach Lemnos, er ließ die drei Minister ins Gefängnis setzen. Aber das genügte den Meuterern nicht, sie bestanden auf den vier Köpfen. In seiner Schwäche ließ Ahmed die Unglücklichen im Gefängnis erdrosseln, um auf der einen Seite den Rebellen zu genügen und auf der andern Seite seine Freunde nicht den Martern in den Händen des Pöbels preiszugeben. Auf einem mit Ochsen bespannten Wagen wurden die Leichen der Opfer nach dem Atmeidan gebracht. Aber diese Schwäche des Sultans steigerte den Übermuth der Verschworenen: sie sahen, dass sie alles wagen könnten, und auf einmal hieß es, der Fürst habe das Volk getäuscht, es sei nicht die Leiche des Großvezirs, sondern eines armenischen Ruderknechtes; der Sultan müsse abdanken, die Armee anerkenne ihn nicht mehr als Padischah.

Aufruhr. — Ahmed III. — zeigt sich schwach.

Um das Leben seiner Kinder zu retten, gab der friedliebende Ahmed III. nach. In der Nacht des 1. October 1730 gieng Ahmed nach dem Prinzengemach, küsste als Sultan seinem Neffen Mahmud die Stirne, dann auch die Hand, um zu zeigen, dass er jetzt sein Unterthan sei, führte ihn mit einigen wohlmeinenden Rathschlägen auf den Thron und begab sich dann in das Prinzengemach, wo er ruhig bis 1736 lebte. 1703 hatte ihn ein Aufstand der über den Frieden von Karlowitz gegen Mustafa II. Unzufriedenen auf den Thron gebracht. Ahmed III. war ein wohlwollender Mann, die Türken konnten ihm aber das Bündnis mit den Russen zur Beraubung Persiens nicht verzeihen.

muss abdanken.

Der neue Sultan, Mahmud V., hatte einen schweren Stand den übermüthigen Meuterern gegenüber: er musste ihr Haupt, Patrona, der die Rolle eines Volksrächers spielte, im Serail empfangen und ihm bei der Asche seiner Vorfahren schwören, ihm nie ein Leid anzuthun, denn, sagte Patrona, diejenigen, welche Sultane machen, sterben nicht in ihren Betten. Der Sultan stellte ihm frei, sich zu erbitten, was er wolle, und der schlaue Albanese verlangte nichts für sich, wohl aber die Abschaffung einer verhassten Steuer. Dies machte ihn noch beliebter. Er war der eigentliche Gewalthaber und der Sultan nur sein Spielzeug.

Mahmud V. — Patrona.

Patrona forderte, dass ein Kamerad von ihm, der ihm früher Fleisch auf Credit gegeben hatte, Hospodar der Moldau werde, und der Sultan musste

diesen zum Fürsten ernennen. Patrona war es, welcher den Sultan 7. October in die Ejub-Moschee führte, wo er mit dem Säbel Othmans umgürtet wurde. Das eingezogene Vermögen der ermordeten Minister war so reich, dass bedeutende Beträge unter die Truppen und die Theilnehmer am Aufstande vertheilt wurden.

Übermuth. Patrona überhob sich im Gefühl seiner Macht, er kam immer mit seinen beiden Vertrauten Ali und Musli bewaffnet in den Divan; er vertheilte eigentlich die Ämter; er forderte für sich die Stelle eines Kapudan-Pascha, für seine beiden Kameraden nicht minder hohe Würden; er wollte die äußere Politik leiten und verlangte, dass den Russen als Verbündeten der Perser sogleich der Krieg erklärt werde. Aber er konnte wohl einen Aufstand hervorrufen, war aber nicht imstande, die Herrschaft zu behaupten. Ein Franzose bemerkt richtig: „Die Kühnheit reicht aus für einen Tribunen, aber nur die Bildung macht einen Staatsmann." Die Volksgunst ist Stimmung eines Augenblicks, sie lässt ihre Lieblinge ebenso eigenwillig fallen, als sie dieselben emporhebt. Bald bildete sich selbst unter den Janitscharen eine Partei gegen Patrona. Dies gab der Regierung

Sturz. Muth, diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen. Patrona fühlte, dass der Boden unter ihm schwanke, aber neue Zugeständnisse gaben ihm wieder das Gefühl der Sicherheit. Am 25. November kam er mit den andern Rebellenhäuptern und einem Gefolge zur Sitzung. Das Gefolge wurde unter einem anständigen Vorwande im Vorzimmer zurückgehalten.[1]) Während der Sitzung selber wurde Patrona mitgetheilt, der Sultan habe ihn zum Beglerbeg von Rumelien und Musli zum Beglerbeg von Anatolien ernannt und beide sollten je mit 30.000 Mann sogleich zum Kriege gegen die Perser aufbrechen; Ali sei zum Janitscharen-Aga mit drei Rossschweifen ernannt. Patrona fühlte sogleich, dass man ihn von Constantinopel, dem Sitze seiner Macht, entfernen wollte, und erklärte zornig, er nehme nur die Stelle eines Oberbefehlshabers der Janitscharen an, und ergoss sich in Schmähungen gegen den Sultan. Das war, was die andern wollten: „Nieder", riefen sie, „mit den Feinden des Großherrn und des Reiches!" Der starke Mustafa Aga stieß dem Patrona

Ende der Meuterer. seinen Säbel bis an das Heft durch die Brust: „So mögen alle Feinde des Sultans und des Reiches zugrunde gehen!" — Zu gleicher Zeit wurden Musli und Ali und das Gefolge im Vorsaal niedergehauen. Die Leichen wurden zwei Stunden vor dem Serail ausgesetzt und dann ins Meer geworfen. Binnen drei Tagen wurden dann noch bei 7000 Empörer aufgegriffen und ohneweiters hingerichtet. Die Truppen, die sich treu bewährten, wurden reich beschenkt. Am 28. November konnte der Sultan eine Amnestie erlassen. Doch glimmte der Aufstand noch immer unter der Asche: in der Nacht vom 24. März 1731 loderte er nochmals empor. Diesmal aber handelte die Regierung rasch und entschlossen. Die Fahne des Propheten wurde aufgepflanzt und die Meuterer auf dem Atmeidan niedergehauen oder verjagt. Und nun ward gründlich aufgeräumt: im ganzen sollen

50.000 Opfer. bei 50.000 Menschen in diesen Aufständen das Leben verloren haben. Monate lang schwammen jeden Morgen die Leichen der Erdrosselten im Bosporus oder im Marmarameer. Der Hass gegen den Großvezir Ibrahim sprach sich aber so laut aus, dass der Sultan ihn als Statthalter nach Negroponte schicken musste.

Topal Osman. Topal Osman, oder Osman der Hinkende, eine thatkräftige Natur, wurde an seiner Stelle zum Großvezir berufen. Er hatte sich bei Peterwardein durch Muth hervorgethan; in seiner Jugend schon Beglerbeg, war er von einem

---

[1]) Hammer, l. c VII, S. 398.

spanischen Corsaren zur See gefangen und nach Malta gebracht worden. Auf das Schiff kam ein Franzose Arnaut. Der junge Türke bat, er möge ihn loskaufen, wenn er einer guten That fähig sei, er werde sich dankbar erzeigen. Der Franzose erlegte 600 Zechinen für ihn, nahm ihn mit nach Marseille, pflegte ihn, bis seine Wunden geheilt waren, und entließ ihn dann auf sein Versprechen der Rückzahlung des Ausgelegten. Der Türke zeigte sich in der That dankbar. Jedes Jahr schickte er Arnaut und seiner Familie reiche Geschenke nach Marseille. Jetzt war Osman Großvezir und ließ seinem Wohlthäter sagen, er möge schnell nach Constantinopel kommen, weil ein Großvezir auf seinem Posten nicht alt werde. Arnaut kam und wurde glänzend empfangen. Der Vezir rühmte vor den Großen: „Ich war Sclave, mit Ketten belastet, mit Wunden bedeckt. Dieser Franzose hat mich gekauft, gepflegt und gerettet; er hat mein Lösegeld gezahlt, ohne mich zu kennen; er hat mich auf mein Wort entlassen und vertraute mir sein eigenes Fahrzeug an. Welcher Muselmann wäre einer so hohen Großmuth fähig gewesen!" — Die Gunst, die Topal Osman den Christen erwies, machte die Türken misstrauisch, so dass er schon nach sechs Monaten seine Stelle niederlegte, um in den Krieg gegen die Perser zu ziehen.[1]

Schicksale.

Dankbarkeit.

Schah Tahmasp hatte sich selber an die Spitze des Heeres gestellt, aber ohne Glück. Er war kein Feldherr. Er hatte aus den Schlägen, die seine Familie getroffen, überhaupt nichts gelernt. Ali Hazin, der ihm oft von Ausschweifungen abgerathen, schrieb um diese Zeit: „Fürsten wären nothwendig ausgerüstet mit Macht, mit Einsicht und Klugheit, die sich geraume Zeit mit den Zuständen jeder Stadt, jedes Dorfes beschäftigen mögen, um mit verständiger Strenge die Willkür zu brechen und das Recht zu handhaben. Wo ist aber solch ein Fürst auf der ganzen Erde zu finden? Es fehlen ihnen sämmtlich die nothwendigen Eigenschaften eines Fürsten, sie haben weniger Selbstbeherrschung als die meisten ihrer Unterthanen. So habe ich sie wenigstens gefunden."[2] Tahmasp stand mit 20.000 Mann 1731 vor Eriwan, wurde aber von den Türken zurückgeschlagen, bald darauf wieder bei Ostaba und noch einmal in der Nähe von Hamadan besiegt, so dass er sich nach Kazbin zurückziehen musste. Trotzdem wünschten die Sieger Friedensunterhandlungen, weil sie die Ankunft Nadirs fürchteten. Tahmasp schloss bei Hamadan im Januar 1732 einen Frieden dahin ab, dass der Araxes fortan die Grenzscheide zwischen dem türkischen und persischen Reiche bilden sollte. Demnach gaben die Türken Tebris, Ardelan, Kermanschahan, Hamadan und Loristan auf. Beide Mächte versprachen, ihre Streitkräfte zur Vertreibung der Russen aus den westlichen Küstenländern des Schwarzen Meeres zu vereinigen.[3]

Tahmasp.

Friede zu Hamadan.

Der Friede missfiel in Constantinopel, noch mehr aber in Persien. Nadir rückte gerade aus dem besiegten Afghanistan mit seinen siegesmuthigen Truppen heran. Während der Schah eine glänzende Gesandtschaft nach Con-

Nadir dagegen.

[1] Hammer, l. c. VII, S. 129—133.
[2] Neumann, l. c. S. 383.
[3] Malcolm, l. c. Cap. XV.

stantinopel schickte, um dem Sultan zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, erließ sein Feldherr die Botschaft an den Sultan: „Gib alle Marken Aderbeidschans heraus oder bereite dich zum Krieg."

In einem Aufrufe an alle Perser erklärte Nadir: „In den Augen der Weisheit erscheint dieser Frieden wie ein Bild im Wasser; war doch nicht einmal die Freiheit der persischen Gefangenen ausbedungen; dieser Friede ist gegen den Willen des Höchsten und streitet mit dem Wohle des Reiches. Wir werden uns nicht dabei beruhigen. Von der Vorsehung geleitet und unter dem Schutze ihrer unschätzbaren Scharen werden wir ohne Verzug uns an die Spitze der tapferen Heere stellen, der Löwen im Kampfe." An einen Freund schrieb er: „Rechne sicher auf meine Ankunft; denn bei der Gnade des Höchsten, ich werde sogleich mit einem Heere aufbrechen, das vom Siege stolz, in Belagerungen erfahren, zahlreich wie Ameisen, tapfer gleich Löwen ist und die Kraft der Jugend mit der Klugheit des Alters vereint." [1])

entthront Tahmasp. In der That kam Nadir rasch nach Ispahan. Dem Schah machte er die bittersten Vorwürfe über den reichsverrätherischen Frieden und verlangte die Entfernung derer, die ihm dazu gerathen. Der Schah musste es hinnehmen, denn er war ohnmächtig seinem Feldherrn gegenüber. Nadir lechzte nach der höchsten Gewalt, aber das alte Herrscherhaus hatte doch noch zu viel Anhang, als dass er sogleich das Diadem aufs Haupt sich setzen konnte. Gesunken war der Schah in der Achtung durch den Friedensschluss. Nadir rechnete darauf: er lud den Schah zu einem Festmahle ein, während desselben versicherte er sich des Tahmasp, der sich betrank, erklärte in einer feurigen Rede an die Reichswürdenträger den Schah für unwürdig und setzte erhebt Abbas III. Mirza. das sechs Monat alte Söhnlein desselben, Abbas III. Mirza, auf den Thron 15. August 1732. So war auf der einen Seite der Grundsatz der Legitimität gewahrt, auf der andern erlangte Nadir als Regent die höchste Gewalt.

Tahmasp in Haft. Der alte Schah wurde nach Chorasan geschickt und dort in ehrbarer Haft gehalten, „damit er seinen Geist an Unterwerfung gewöhne und den Rest seiner Tage dem Herrn der Welt widmen möge". [2]) Übrigens genoss Tahmasp alle Bequemlichkeiten, und gestattete man ihm all seine Frauen mitzunehmen. Dies geschah Mitte August 1732. Alsbald wurde eine Kriegserklärung an die Türken erlassen, der Befreier Persiens nahe, und gegen Bagdad aufgebrochen. Von Die Russen Seite der Russen hatte Nadir nichts zu fürchten: sie hatten Frieden mit ihm geschlossen, sie räumten das Gebiet am kaspischen Meer; ihr Vortheil schien es zu fordern, dass die Pforte von Nadir gedemüthigt werde. Die Kaiserin Anna begnügte sich mit der Gewährleistung gewisser Handelsvortheile. [3]) Die Russen vertrugen sich schwer mit dem Klima und starben wie Mücken dahin. Man berechnet, dass seit Besitznahme der Länder am kaspischen Meer über 130.000 Mann daselbst an Krankheiten erlegen waren. Wie Münnichs Tagebuch besagt, warteten die Russen bloß auf eine Gelegenheit, diese Gebiete mit guter Art

[1]) Neumann, Geschichte des englischen Reiches in Asien, S. 335.
[2]) Ibid. S. 386—387.
[3]) Herrmann, Geschichte Russlands, IV, S. 576—694.

und ohne Vortheil für die Türken wieder los zu werden. Ja es wurde sogar ein Schutz- und Trutzbündnis zu Raetsche in Ghilan zwischen Persien und Russland abgeschlossen am 21. Januar 1732 und der Gesandte Nadirs in Petersburg glänzend empfangen. Der Schah sandte reiche Geschenke und die Russen überließen ihm einige geschickte Genie- und Artillerieofficiere. schließen Frieden mit Persien.

Nadir hatte es also nur mit den Türken zu thun. Im Februar 1733 entriss er ihnen Kermanschahan, warf alle Heeresabtheilungen, die sie ihm entgegenstellten, auseinander und lagerte im April vor Bagdad, das jedoch von 20.000 Mann tapfer vertheidigt wurde. Nadir besaß kein Feldgeschütz und konnte also bloß auf Aushungerung der Stadt hoffen. Indes nahte Topal Osman mit 100.000 Mann zum Entsatz. Nadir ließ 12.000 vor Bagdad und rückte ihm in die Ebene von Kerkuk entgegen. Hier kam es am 19. Juli 1733 bei Duldscheilik zu einer riesigen Schlacht, welche neun Stunden dauerte, zuerst den Persern günstig war, indem ihre Reiterei die türkische auseinander sprengte, dann aber einen üblen Ausgang für sie nahm, weil das türkische Fußvolk aushielt, während die Perser fast vor Hitze und Durst verschmachteten. Beide Feldherren überboten sich in persönlicher Tapferkeit. Topal Osman, der vom Alter gebrochen, bisher in einer Sänfte sich tragen ließ, hielt mit jugendlichem Feuer in der Mitte seines Heeres zu Pferd die Schlacht aus. Nadir stürzte zweimal mitten unter den Feinden, weil sein Pferd erschossen wurde, und sein Fahnenträger floh, da er ihn für todt hielt. Gegen Abend löste sich das persische Heer in wilde Flucht auf, 30.000 Todte ließ es auf dem Schlachtfelde. Nicht minder groß war der Verlust der Türken, aber sie waren vollkommen Sieger. Bagdad, das sich nur noch wenige Tage hätte halten können, wurde entsetzt, erst auf der Ebene von Hamadan vermochte Nadir die Flüchtlinge wieder zu sammeln. Nadir gegen die Türken, vor Bagdad, besiegt bei Duldscheilik,

Aber gerade im Unglücke zeigte Nadir sich tüchtig: er lobte seine Krieger, er ersetzte ihren Verlust, er flößte ihnen wieder Muth ein, sie dürsteten nach Rache am Feinde. Aus allen Theilen Persiens eilte frische Mannschaft zu seinen Fahnen, während Topal Osman durch die Ränke seiner Neider keine Unterstützung erhielt. Schon im October erschien Nadir wieder mit 100.000 Mann im Felde. Bei Aronia griffen die Perser Topal Osman in fester Stellung an, mussten sich aber mit einem Verluste von 400 Mann zurückziehen. Am 26. October 1733 durchbrach Nadir an der Spitze von 26.000 Mann auserlesener Truppen die Reihen der Türken. Topal Osman fiel im dichtesten Schlachtgewühl. 40.000 Türken blieben auf der Walstatt oder auf der Flucht, sämmtliches Geschütz und Gepäck wurde die Beute der Perser. siegt bei Aronia.

Nadir sandte in Ehrerbietung vor dem Helden die Leiche Topal Osmans nach Bagdad zur Auslieferung an seine Verwandten. Hammer[1]) sagt über

[1]) Geschichte des osmanischen Reiches, VII, S. 429.

Topal Osman Topal Osman: „Von bald 200 Großvezieren verdient er unsere Aufmerksamkeit, weil in seinem ganzen Leben eine der schönsten Tugenden des Türken hervorleuchtet, nämlich die Dankbarkeit, für welche der Perser und Türke kein anderes Wort, als das der Rechterkenntnis, haben, Dankbarkeit des Moslem selbst gegen den Giaur. Dankbarkeit ist nach den Begriffen des Persers und Türken die Erkenntnis der Schuld gegen den Wohlthäter, als Erkenntnis von Wahrheit und Recht, dessen Name dem Araber eins ist mit Gott, welcher die ewige Wahrheit und das ewige Recht ist. Thäten des Mordes und des Raubes, wie die Lebensgeschichte Nadirs beut, verwandeln das Gebiet morgenländischer Geschichte in einen großen Blutacker, in ein weites Feld der Verödung, und glücklich ist der Geschichtschreiber, wenn ihm auf demselben ein reiner Quell edler Gesinnung entgegenspringt, an welchem eine Palme sittlichen und tugendlichen Ruhmes grünt, wie der von Topal Osmans Dankbarkeit."

Entscheidung Der Schreck über die Niederlage war in Constantinopel ebenso groß, als früher die Freude über den Sieg. Abdullah Köprili sollte die Ehre des osmanischen Namens retten. Man rechnete auch auf einen Aufstand in Schiras zu Gunsten des Schah Tahmasp. Allein mit Blitzesschnelle schlug Nadir diesen nieder und besetzte dann im Frühjahre 1734 Georgien und warf die Lesghier in die Berge zurück. 1735 wurde am 11. Juni die bei Baghavund. Entscheidungsschlacht in der Ebene von Baghavund bei Eriwan geschlagen. Die Türken hatten 80.000 Mann, Nadir nur 35.000, aber er sagte seinen Kriegern, dies solle nur ein Reiz für sie sein zu ehrenvoller Anstrengung, sie kämpften unter dem Schutze des mächtigen Gottes, welcher die Schwachen zum Ruhme erhebe und die stolzen Unterdrücker zu Boden werfe. Er selbst führte die Seinen zum Sturm und der Angriff war unwiderstehlich. Abdullah Köprili fand den Heldentod, 20.000 Türken wurden erschlagen. Das ganze Heer löste sich in Flucht auf, nur 8000 Mann retteten sich nach Kars.

Es war ein riesiger Sieg. Erzerum, Eriwan, Tiflis und andere Städte ergaben sich ohne Schwertstreich, alle entrissenen Provinzen wurden jetzt wieder mit dem persischen Reich vereinigt, auch Bagdad wollte jetzt Nadir noch haben und Ersatz der Kriegskosten. Man fürchtete in Constantinopel schon, die Perser bald am Bosporus zu sehen, und begann daher eiligst um Frieden zu unterhandeln.

Ende Abbas III. Indes starb das Kind Schah Abbas III. im Januar 1736 natürlichen Todes oder an Gift. Der Thron war also erledigt. Nadir berief auf den persischen Neujahrstag, den 10. März 1736, die Großen, die Gesetzkundigen Persiens zu einer Versammlung auf der üppigen Ebene von Moghan oder Magier-Ebene, an der Mündung des Kur, wo er sie mit Glanz und Pracht Königswahl. bewirtete, aber auch zur Königswahl aufforderte: „Schah Tahmasp und Schah Abbas waren Sophi-Könige. Die Prinzen aus ihrem Blute sind die Erben des Thrones. Wählet einen Sprößling aus ihrem Geschlechte oder sonst einen tapferen und tugendhaften Mann zu ihrem Beherrscher. Wir

genügt es, dass ich dem Throne seine Ehre wieder gegeben und das Vaterland vor den Afghanen, Türken und Russen befreit habe. Jetzt will ich zum Gastmahl gehen, zu Haus mich erholen und Ruhe und Friede genießen." Da riefen die Großen insgesammt: „Nieder mit unseren Häuptern in den Staub des Landesherrn! Rechtmäßiger König ist Nadir, welcher mit flammendem Schwert die Feinde verjagt, mit leuchtenden Blitzen ihr Dasein vernichtet. Wir sind entschlossen, unsere Augen nicht abzuwenden von seines Hofes Staub." Nadir entgegnete: „Das Verlangen nach Thron und Diadem wird sich niemals meines Herzens bemächtigen." Diese Komödie dauerte einen ganzen Monat, immer forderte Nadir die Großen auf, sich einen König zu wählen, immer erklärten sie, er allein verdiene die Krone, immer leugnete er jeden Wunsch nach derselben ab, obschon sein Auge mit Sehnsucht daran hieng. Endlich schien er nur dem Drängen nachzugeben: er nahm an, aber gegen ein großes Zugeständnis: „Ich muss darauf bestehen, dass, da ich so viel für Persien opfere, die Bewohner desselben aus Achtung für einen Mann, der nur ihre Ruhe vor Augen hat, den von Schah Ismael, dem Gründer der Sophi-Dynastie, eingeführten Glauben aufgeben und wieder die gesetzmäßige Herrschaft der vier ersten Chalifen anerkennen, die mit solchem Glanze regierten, dass die Reiche Indien, Anatolien und Turkestan ihre Oberhoheit anerkannten. Seit die Irrlehre vorherrscht, ist das Land in stetem Zwist. Dies wird aufhören, wenn wir alle Sunniten werden. Die Sunna herrsche allein im Reiche Iran, sie allein beherrsche die Erde! die Schiitenketzerei ist der Grund des Verderbens, der Schwäche mohammedanischer Völker. Allein, da jede Volksreligion ein Oberhaupt haben muss, so lasst den heiligen Imam Dschaffer, der aus dem Hause des Propheten ist, das unserige sein." [1] Nach dem Berichte Hanways stand der erste Priester auf und rieth Nadir, sich auf zeitliche Dinge zu beschränken und sich in Religionssachen nicht einzumischen, man habe ihn aber am andern Morgen todt gefunden und dies habe die andern belehrt, dass es nicht leicht sei, dem Schah zu widersprechen. Die Versammelten stimmten bei und Nadir zog unter dem Vorwande das Kirchengut der Schiiten ein, ihre Gebete und ihr Almosen hätten nicht Persien gerettet, sondern nur seine Krieger, die deshalb für auserlesene Werkzeuge Gottes zu halten wären, zu deren Unterhalt man fortan den Reichthum verwenden müsse. Nadir war früher eifriger Schiite, wenn er jetzt dieses Bekenntnis, das in Persien die Mehrzahl für sich hatte, unterdrückte, so ist dies einerseits ein Beweis dafür, welche Macht er über dieses Volk, das begabteste und geistesstolzeste unter allen Bekennern des Islam, errungen hatte, auf der andern Seite, dass er Pläne hegte, die weit über Persien hinausreichten. Vielleicht trug er sich mit der Hoffnung, alle Bekenner des Islam unter

Nadir-Schah.

Persien sunnitisch.

[1] Malcolm, l. c. Cap. XV.

seinem Scepter zu vereinigen. Sicher entriss er der Regierung in Stambul mit der Unterdrückung des Schiitismus nur ein Mittel, die Bevölkerung gegen ihn zum Kriege aufzustacheln. Sicher ist, dass der Abschluss des Friedens mit der Türkei jetzt rascher vor sich gieng. Am 17. October 1736 wurden die Friedensurkunden ausgetauscht. Die Pforte verzichtete auf alle im Kriege gemachten Eroberungen, nur Bagdad blieb in ihrem Besitze, sie anerkannte Nadir Schah als den rechtmäßigen Beherrscher Persiens; sie gestand ihm das Recht zu, eine eigene Pilgerkarawane nach Mekka zu senden, und in Stambul einen alle drei Jahre wechselnden stehenden Botschafter zu unterhalten. Nadir dagegen verzichtete auf den Ersatz der Kriegskosten. Der Friede war demüthigend für die Pforte. Man tröstete das Volk mit dem Siege der Rechtgläubigkeit in Persien.[1]

Friede mit der Pforte.

Nadir Schah aber wurde am 10. März 1736 als Schah ausgerufen. Eine Denkmünze hatte die Aufschrift: „Das Gepräge dieses Goldstückes verkündet der Welt die Herrschaft Nadirs, eines gebornen Persers und des Monarchen, welcher die Erde besiegt."

Auf Lorbeeren auszuruhen, entsprach übrigens weder seinem Charakter, noch seinem Grundsatz, man müsse das Heer stets in Thätigkeit erhalten.

Neue Feldzüge. Buchtiari.

Zunächst bezwang er die wegen ihrer Raubzüge gefürchteten und wegen ihrer Wohnungen in Felsen in den Bergen von Ispahan bis Schuster für unüberwindlich gehaltenen Buchtiari. Nadirs Krieger jagten diese Räuber aus den Höhlen auf und von Klippe zu Klippe. Der Häuptling des Stammes wurde hingerichtet, die Tüchtigsten unter Nadirs Regimenter gesteckt, leisteten ihm im Kriege gegen Kandahar, zu dem er jetzt aufbrach, die besten Dienste. Dahin brach er jetzt auf, um die Afghanen für das büßen zu lassen, was sie den Persern angethan. Aber die Felsenburg war schwer zu bezwingen. Ein ganzes Jahr, vom März 1737 bis zum 24. März 1738 lag Nadir mit seinem Heere vor dieser Stadt; wo der Kern seines Heeres lag, entstand 1737 eine eigene Stadt, Nadirabad, auf welche nach Zerstörung der alten Stadt der Name Kandahar übergieng. Der Versuch, die Afghanen auszuhungern, schlug fehl, denn sie waren auf lange mit Lebensmitteln versehen. Erst als seine Krieger die umliegenden Höhen genommen hatten und mit ihrem Geschütze die Festungswerke niederschmetterten, ergab sich die Stadt. Der Befehlshaber wurde zu Gnaden angenommen. Überhaupt wusste Nadir die Afghanen jetzt durch Güte an sich zu fesseln. Viele ihrer Krieger stritten fortan am allereifrigsten für seine Sache.[2] — Riza-Kuli-Chan, Nadirs hochbegabter Sohn, hatte indessen Balkh erobert und die Usbeken gezwungen, sich über den Amu zurückzuziehen, und wandte seine Waffen jetzt gegen die Fürsten Bocharas. Nadir aber sann schon auf einen Zug gegen Indien, der wichtiger war, als ein Kampf in Bochara; er rief also Riza Kuli zurück und sandte dem König des Landes freundliche Zuschrift, sein Sohn habe ohne sein Vorwissen gehandelt, er sehe wohl, dass die Länder des Amu den Mongolen gehören.

Kandahar. Usbeken.

---

[1] Hammer, l. c. VII, S. 460 ff. — Zinkeisen, l. c. V, S. 651.
[2] Malcolm, l. c. XV.

Afghanen waren vor Nadir nach Indien geflohen und er hatte auf sein Verlangen, der Großmogul von Delhi solle den Statthaltern der nördlichen Provinzen befehlen, den Feinden Persiens keine Zuflucht zu gewähren, keine genügende Antwort erhalten; hatte doch Kandahar selbst einst zum Reiche des Großmoguls gehört.[1]) Die Afghanen haben in Hindostan den Namen Rohilas = Bergbewohner. Am Hofe von Delhi unterschätzte man die Bedeutung Nadirs; man glaubte, er werde an den Felsen Kandahars sich den Kopf zerbrechen; dass er selber kommen könnte, um „den Herrn und die allgemeine Zuflucht des Weltalls" zu demüthigen, daran dachte Mohammed-Schah, der regierende Kaiser, auch im Traume nicht. Zug nach Indien. Mohammed-Schah.

Er war ein leichtsinniger, ausschweifender Mann; ein Zeitgenosse erzählt, dass er nie ohne eine Geliebte im Arme und einen Becher Wein in der Hand gewesen sei. Wie der Schah, so war sein erster Minister dem Vergnügen ergeben und hasste die Arbeit. Sein Nebenbuhler um die Gunst des Herrschers, der Vicekönig oder Subadah von Dekhan, Nizam-ul-Mulk, soll aus Eifersucht insgeheim den Perser eingeladen haben, nach Indien zu kommen. Nasch entschlossen brach Nadir auf. Die Pässe waren entweder nicht besetzt, oder öffneten sich vor dem Schrecken seines Namens, der Statthalter von Gasnhi brachte ihm die Huldigung entgegen, Kabul leistete gar keinen Widerstand. Von hier aus sandte Nadir noch einmal Botschaft: er wolle keine Provinzen von Hindostan erobern, man möge aber abstehen vom Schutz der Feinde des persischen Reiches. Am Hof von Delhi lachte man aber über Nadir und seine Rothmützen.[2]) Einer der Abgesandten wurde mit sammt seiner Begleitung erschlagen. Nizam-ul-Mulk.

Racheglühend brachen die Perser jetzt auf. Dschelahabad wurde erstürmt und zerstört, Peschawer nach kurzem Widerstande genommen, Atock leistete keinen Widerstand. Bei Lahore sprengt Nadir das Heer des Statthalters auseinander und eilt den Flüchtigen bis vor die Stadt nach, die schnell die Thore öffnete.[3]) Jetzt geht es unaufhaltsam auf Delhi los. Endlich erwacht Mohammed aus seinem Taumel und zieht bis vier Stunden vor seine Hauptstadt nach Karnal den Persern entgegen. Ein befestigtes Lager wurde geschlagen, es war reich mit Kanonen gespickt, die mit Ketten an einander gebunden wurden. Am 16. Januar 1739 entschied ein Vorpostengefecht. Nadir schreibt darüber an seinen Sohn: „Zwei volle Stunden lang wüthete die Schlacht gar heftig. Dann brachen unsere Kämpfer wie Löwen durch die feindliche Linie und jagten sie nach allen Seiten. Gegen 20.000 Feinde wurden getödtet, und eine viel größere Zahl gefangen. Ein unermesslicher Schatz, eine Menge Elephanten, ein Theil des kaiserlichen Geschützes war der Lohn unseres Sieges. Wir umzingelten das kaiserliche Lager und trafen Maßregeln, das Heer abzuschneiden." — Der Großmogul ist geschlagen. In seinem Lager herrscht die entsetzlichste Verwirrung. Desungeachtet zeigt Nadir Mäßigung. Durch einen gefangenen Fürsten Saadut-Chan sendet er an Mohammed, der im Gefechte verwundet und seitdem wie niedergeschmettert war, die Botschaft: „Ich bin bereit, Frieden zu schließen und in meine Staaten Die Perser in Pendschab. Schlacht bei Delhi.

---

[1]) Meadows Taylor, A Students Manuel of the history of India. Lond. 1871. Chap. 31.

[2]) Neumann, Persien seit dem Niedergange der Sefi, S. 397—401.

[3]) Malcolm, l. c. Cap. XV.

zurückzukehren, wenn mir zwei Kror Rupien (24 Millionen Gulden) gereicht werden. Ist für die sichere Bezahlung dieser Summe gesorgt, so stecke ich den Säbel in die Scheide und ziehe von dannen." Indes sieht sich der Großmogul genöthigt, den Sieger in seinem Lager zu besuchen, 19. Februar 1739. Nadir schreibt darüber:[1] „Als der Kaiser sich näherte, wir aber von einer Turkomanen-Familie sind und Mohammed-Schah ein Turkomane, ein Seitenabkömmling des Hauses Gurgan ist, so sendeten wir unsern theuern Sohn, Nassir-Ali-Chan, über des Lagers Bereich hinaus, ihn zu empfangen. Der Kaiser kam in unsere Zelte und wir überlieferten ihm unser Reichssiegel. Er blieb diesen Tag als Gast in unserem königlichen Zelte. Indem wir seine Verwandtschaft als Turkomane in Betracht zogen und auch auf die Ehre Rücksicht nahmen, die einem König der Könige zukommt, erwiesen wir solche dem Kaiser und befahlen, seine Zelter, Familie, Edlen zu schonen, auch haben wir ihn in gleicher Art in seine große Würde eingesetzt."

Alles schien glatt abzulaufen. Da mahnte Saadut-Chan, aus Eifersucht auf Nizam-ul-Mulk, welcher den Vertrag abgeschlossen hatte und Hausmaier des Kaisers geworden war, den Sieger, er habe zu wenig gefordert: „Wollen Sie wirklich für diese Kleinigkeit alle Ihre Eroberungen aufgeben? Zwei Kror sind in einem Land, wie Indien, nichts, gar nichts; solche Summen könnte ich aus meinem eigenen Vermögen aufbringen. Im kaiserlichen Lager, in seinem Palast sind ungeheure Schätze aufgehäuft. Dies alles würde den Persern zutheil werden, überdies die Reichthümer der Großen, der Wechsler und Kaufleute in der Hauptstadt. Sie dürfen nur geraden Wegs auf Delhi ziehen, es sind nur einige Stunden dahin." — Nadir staunte und wurde in der That anderen Sinnes und verlangte vom Unterhändler eine nochmalige Zusammenkunft mit dem Padischah, denn er habe noch einige Punkte ins reine zu bringen. Mohammed kam, sah sich aber bald, trotz aller Ehre, wie ein Gefangener behandelt. Nun hieß es, sein Hofstaat und seine Weiber sollten auch zu ihm kommen, damit es ihm an keiner Bequemlichkeit fehle, und zugleich wurde im indischen Lager verkündigt, jeder Soldat könne gehen, wohin er wolle. Alsbald zerstreute sich das Heer. Der Padischah war in der Gewalt Nadirs, der jetzt mit seinem hohen Gefangenen nach Delhi aufbrach.

Der Großmogul gefangen.

Nadir in Delhi.

Beide wohnten in der Burg, welche durch Verrath in die Hände der Perser gekommen war, die übrigens strenge Mannszucht hielten. Am 27. März 1739 verbreitete sich jedoch das Gerücht, Nadir sei nicht mehr am Leben. Augenblicklich begann ein wüthender Angriff auf die Perser, die als Schutzwachen in der Stadt zerstreut waren. Bei 7000 Mann wurden erschlagen, selbst die indischen Großen lieferten die persischen Schutzwachen, die sie vom Sieger erbeten hatten, dem Volke aus. Nadir stieg zu Pferde, um zu zeigen, dass er lebe; als er aber durch die Straßen ritt und sah, wie viele seiner Tapfern erschlagen seien und seine Gegenwart den Kampf nicht zu stillen vermochte, und er selbst

Blutbad in Delhi.

[1]) Malcolm, l. c. Cap. XV.

einen Schuss in die Hand bekam, da entbrannte sein Zorn und er befahl seinen Truppen, die bisher strenge Mannszucht gehalten hatten, ohne Rücksicht einzuhauen. Delhi erfuhr nun alle Schrecken einer Stadt, die im Sturm genommen wird. Einen ganzen Tag dauerte das Blutbad. Auch die kleine Christengemeinde, 700 Seelen stark, fand dabei ihren Untergang.[1]) Da stürzte Mohammed-Schah, von zwei Ministern begleitet, dem schrecklichen Sieger, der in düsterer Stimmung und schweigend in einer Moschee saß, mit den Worten zu Füßen: „Schone mein Volk!" — „Der Kaiser von Indien darf nie vergebens bitten", antwortete Nadir und gab sogleich Befehl, dem Morden Einhalt zu thun, und augenblicklich wurde gehorcht. So streng war die Zucht in seinem Heere.

Aber schwere Kriegssteuer mussten die Bewohner erlegen. Die Masse an Gold und Silber und Kleinodien, welche Nadir-Schar aus Indien mitnahm, belief sich nach Hanway auf nicht weniger als 87,500.000 Pfund.[2]) Nadir blieb achtundvierzig Tage in Delhi. Während dieser Zeit fand die Vermählung seines zweiten Sohnes mit der Prinzessin aus dem Timuriden-Hause statt. Mohammed gab ein großes Gastmahl, bei welchem die Vornehmsten seines Reiches die Speisen auftrugen. Am Schlusse desselben hieß Nadir alle Großen einen Kreis bilden, führte den Kaiser in dessen Mitte, überreichte ihm eine kostbare Tiara und mahnte sie, ihrem Kaiser ja treu zu bleiben, sofern sie sein Wohlwollen schätzten, oder seine Rache fürchteten. In ähnlicher Weise schrieb er den abwesenden Statthaltern über die Pflicht der Treue gegen ihren Kaiser, mit dem er ein Herz und eine Seele sei: „Sollte Nachricht mir zu Ohren kommen, dass ihr wider euren Kaiser aufgestanden seid, so wollen wir euch aus dem Buche der Schöpfung streichen!" Mit anderen Worten: Nadir-Schah steht über dem Kaiser von Delhi und dieser ist sein Schützling, sein Vasall. — Dem Kaiser gab er gute Rathschläge, wie er seine Macht bewahren könne, alles Land aber westlich vom Indus, mit allen Städten und Festungen, musste an Persien abgetreten werden. Unruhen, Anfang Mai 1739 in der Heimat, trieben den Sieger zur Rückkehr: er nahm viele Handwerker und Künstler nach Persien mit und nicht weniger als 300 Elephanten, 10.000 Pferde und ebensoviele Kameele.

Beute.

Der Kaiser ein Vasall.

Rückkehr.

Der nächste Kampf galt den Usbeken jenseits des Amu. 1740 ward Bochara und Chuaresmien bezwungen. Der König von Bochara ward mit zwanzig seiner Großen gefangen und hingerichtet. Seine Schätze barg Nadir in der Festung Kelat auf einem steilen Felsen: es war der Lieblingsaufenthalt von seiner Jugend her, dessen Besitznahme die Grundlage seiner Macht gebildet hatte. Alles geschah, um den Ort unüberwindlich und den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen. In Meschd schlug Nadir seine Residenz auf. Drei Monate vergiengen in Siegesfesten. Auf drei Jahre wurden alle Abgaben erlassen.

Bochara.

Kelat.

Meschd.

Dann wurde gegen die Lesghier aufgebrochen. Im Kampfe gegen sie

Lesghier.

---

1) Malcolm, l. c. Cap. XV, S. 170.

2) Tavernier schätzt allein den berühmten Pfauenthron auf 6,000.000 Pfund, Meadows Taylor auf 2,000.000. A Students Manuel of India, p. 386.

war Nadirs Bruder Ibrahim, ein tapferer Krieger, gefallen. Auf dem Marsche dahin traf Nadir im Wald die Kugel eines Meuchelmörders in die Hand, welcher sich hinter einem Baum versteckt hatte. Nadirs Sohn, Riza Kuli, sprengte nach der Stelle, wo der Schuss fiel, vermochte aber den Thäter, welcher sich im Dickicht verbarg, nicht zu erreichen[1]) Nadir fasste deshalb Verdacht gegen seinen eigenen Sohn. Dieser soll während seiner Abwesenheit in Indien selbst nach der Herrschaft getrachtet haben; gewiss ist, dass er den unglücklichen Schah Tahmasp mit seiner ganzen Familie hinrichten ließ. Nach Hanway war Riza Kuli tapfer, talentvoll, aber auch heftig und tyrannisch und war der Verdacht des Vaters gegründet, dass der Meuchelmörder, der auf ihn schoss, vom Sohne gedungen sei; Nadir habe ihn in milden Ausdrücken zur Rede gestellt, ihm Verzeihung angeboten, wenn er sein Verbrechen gestehe und Besserung gelobe, — Riza Kuli aber hatte sich trotzig seines Versuches gerühmt, die Welt von einem Tyrannen zu befreien. Ganz anders sagt aber der Mönch Bazin,[2]) welcher 1741—1747 Arzt bei Nadir-Schah war: Riza Kuli sei unschuldig und nur durch schändliche Menschen beim Vater verleumdet gewesen. Der Schah ließ den Sohn blenden: „Deine Verbrechen haben mich zu dieser schrecklichen Maßregel genöthigt!" — fuhr er ihn an. — „Nicht meine eigenen, sondern die Augen Persiens lässest du ausstechen!" — antwortete der Unglückliche, der Verlust der Augen macht nämlich in Persien zur Regierung unfähig. Kaum war die That vollbracht, so schien Nadir sie zu bereuen, denn er ließ fünfzig Edle, welche Zeugen der Blendung gewesen waren, hinrichten, weil sie eher hätten ihr Leben zum Opfer bringen sollen, um die Augen des Prinzen zu retten, welcher der Ruhm des Landes sei.

Riza-Kuli-Chan. *Schah Tahmasps Ende.*

Nadir sinkt.

Fortan sinkt Nadir. Er ist reizbar und finster, sein Geist wie getrübt. Die Lesghier vermochte er nicht vollständig zu bezwingen, nur wenige Stämme unterwarfen sich, die Mehrzahl hielt zusammen und warf die Perser auf Derbend zurück. Die Beziehungen zu Russland wurden durch diesen Kampf gegen die Lesghier gespannt, obschon Nadir eine Botschaft, aus 2000 Personen bestehend, mit 10 Elephanten zum Geschenk nach Petersburg sandte. Um sich nicht in einen Krieg mit Russland zu verwickeln, zog er 1743 seine Truppen aus Daghestan zurück. Dagegen kam es zum Krieg mit der Türkei, obschon Nadir gleichfalls eine Gesandtschaft aus 2000 Köpfen mit 9 Elephanten und reichen Geschenken nach Stambul geschickt hatte, denn er verlangte die Rückgabe aller Provinzen und Städte, die einst zum persischen Reiche gehörten, also ganz Kleinasien, Ersatz der Kosten des letzten Krieges und die Gleichstellung der Perser mit den Osmanen in Benutzung der heiligen Stätten.

will Kleinasien.

Kampf mit den Türken.

Da griff die Pforte lieber gleich zum Schwerte: 1743 begann der Kampf. Die Perser lagerten vor Bosra und Bagdad, doch vermochte Nadir hier nichts auszurichten. Auch Mosul widerstand. Das alte Glück, der Geist des Sieges und der Thatkraft fehlte. Bei Kars kam es 1744 zu einem heftigen Zusammenstoß. Die Pforte stachelte die Lesghier zu neuer Schild-

[1]) Malcolm, l. c. II, Cap. XV.
[2]) Lettres édifiantes, IV, p. 294.

erhebung. Kars ward von den Persern vergebens belagert. 1745 kam es am 3. August bei Eriwan zu einer großen Schlacht, die erst am Mittag sich entschied, als Nadir an der Spitze seiner Tapfersten die feindlichen Reihen durchbrach. Das türkische Heer, welches 130.000 Mann stark war, löste sich in wilde Flucht auf, und ließ 20.000 Todte am Platz. Nadir hatte 80.000 Mann in den Kampf geführt, sein Verlust belief sich auf 8000. Trotz dieses riesigen Sieges mäßigte Nadir seine Forderungen. Er verlangte nur noch die Abtretung von Wan, Kurdistan, Bagdad, Bassra, Nedscheff und Kerbela. Die Pforte antwortete mit Kriegsrüstungen. Desungeachtet kam am 4. September 1746 der Friede zustande auf Grundlage des vor hundert Jahren abgeschlossenen Friedens zwischen Murad IV. und Sam Mirsa, nur gestanden die Osmanen den Persern gleiche Rechte zu hinsichtlich der Pilgerfahrt nach Mekka. Herad und Aderbeidschan blieben bei Persien.[1] Zur Ausgleichung entstehender Zwistigkeiten senden sich die Türkei und Persien alle drei Jahre Gesandte und werden die Gefangenen ausgetauscht. Vor Nadir beachteten die Timuriden in Delhi persische Botschafter und Gesandte mit ihren Anträgen gar nicht und dies war bisher ein Hauptgrund zu steten Kriegen. Jetzt aber war der Schahinschah von Iran der Lehensherr des Padischah von Delhi.

Sieg bei Eriwan.

Friede.

Vielleicht dachte Nadir bei einer anderen Gelegenheit günstigere Bedingungen zu erringen, jetzt musste er Frieden schließen, denn in fast allen Provinzen seines Reiches loderten Aufstände empor. Nadir war selber schuld daran: obschon er riesige Schätze in Kelat aufgehäuft hatte, so wollte er immer noch mehr haben und legte seinen Unterthanen unerträgliche Steuern auf. Er glaubte, schiitische Geistliche ständen an der Spitze, und verfolgte nun unerbittlich dieses Bekenntnis, welchem dennoch im Herzen die Mehrzahl der Perser huldigte. Zuletzt verließ er sich nur noch auf die Fremden in seinem Heer, auf Afghanen und Tataren. Zuerst ließ er persische Generale hinrichten, dann wüthete er gegen alle Perser überhaupt. Die Einwohnerschaft ganzer Städte wurde niedergemetzelt. Durch ein sonderbares Geschick, sagte Malcolm,[2] schien Persien verurtheilt, durch dieselbe Hand den Tod zu empfangen, welcher es einige Jahre vorher das Dasein verdankte. Aber Nadir war durch Verbrechen empor gestiegen und solchen Männern verleiht Gott nicht den reinen Ruhm, das Glück ihres Volkes zu begründen. Sein Misstrauen, seine Wildheit artete zuletzt in Wahnsinn aus, seine Vertrautesten fürchteten die Opfer seiner Raserei zu werden. Es bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze sein eigener Neffe Ali-Kuli-Chan stand. Am 7. Juni 1747 drangen die Verschworenen in der Nacht in sein Zelt. Nadir erwachte, wehrte sich wie ein Löwe, machte zwei der Großen nieder, erlag

Nadir wahnsinnig.

Nadirs Ende.

[1] Hammer, l. c. VIII, S. 64—79.
[2] Malcolm, l. c. Cap. XV.

aber der Übermacht. „Du kanntest kein Erbarmen und sollst auch kein Erbarmen finden!" — schrien sie ihm zu.

Charakter. Nadir war neunundfünfzig Jahre alt,[1] er galt für den schönsten Mann seines Reiches; seine Gestalt war majestätisch, über sechs Schuh hoch, sein Blick im Zorn ebenso schrecklich, als fesselnd, wenn er gnädig sein wollte. Nadir war ein Sohn des Volkes; als er zur höchsten Macht kam, gedachte er lange Zeit der Noth des gemeinen Mannes und suchte ihr zu steuern. Er schrieb in der *Sorge für die Armen.* guten Zeit seiner Regierung an einen Statthalter: „Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, dass wir niedrige Personen nur deshalb von der ewigen Vorsehung mit Macht und Ehren ausgerüstet sind, damit wir die Sorgen und Kümmernisse wo möglich vom Haupte des armen und bedrängten Mannes verscheuchen. Die Regierten zu beschützen, ist Pflicht der Regenten. Unsere Aufgabe ist es, des Schwachen Feinde zu bekriegen, Empörungen, sowie allen anderen Krankheitsstoff im Staate, auszumerzen und unser Ohr dem hilflosen Angstgeschrei nicht zu ver- *Strenge.* schließen." Strenge hielt Nadir auf Ordnung, und schwer wurde Raub bestraft. Die Räuber zitterten vor der Strenge des Schahs. Als ein Kaufmann,[2] der von Kabul nach Ispahan reiste und bei Nischapur beraubt wurde, darüber beim König klagte, fragte Nadir, ob außer den Räubern niemand es gesehen habe. Der Kaufmann antwortete: Es war nur ein großer einzeln stehender Baum da, unter dessen Schatten ich ruhte, als man mich angriff." Da gab der Herrscher zornig den Befehl, zwei Henker sollten alle Morgen den Baum durchpeitschen, bis er entweder das geraubte Eigenthum herausgegeben oder die Namen der Räuber entdeckt habe. So geschah es. Die Henker hatten aber noch nicht acht Tage den Baum gepeitscht, als eines Morgens alle gestohlenen Güter an seinem Fuße lagen. Solche Angst hatten die Räuber vor den schrecklichen Strafen, die ihrer warteten, wenn sie entdeckt wurden, da selbst ein lebloses Wesen, welches den Raub nicht zu verhindern wusste, solche Schläge bekam. „Ich wusste ja, dass das Peitschen des Baumes helfen würde!" rief Nadir.[3]) Mit seinem Land- *Flotte.* heer war er überall siegreich. Auch eine Flotte wollte er sich schaffen, um den Handel zu beleben und sein Land reicher und mächtiger zu machen. Ein Engländer, Elton, baute ihm Schiffe am kaspischen Meere; auch am persischen Meerbusen befahl er Schiffe zu bauen. Da aber kein Holz in der Nähe war, so ließ er es aus den Wäldern von Mazenderan, mehr als 600 Meilen vom persischen Meerbusen entfernt, durch seine Länder schleifen.[4]) Noch war aber kein Schiff fertig gebaut, als ihn der Tod überraschte.

Religion. Nadir wollte, dass auch die Christen gerne in seinem Reiche blieben. Der Erzbischof von Armenien musste sein Schwert segnen und ihn damit umgürten, und Nadir erklärte, die Armenier sollten aus allen Ländern, wo sie unter dem Drucke leiden, sich nach Persien zurückziehen, da würden sie vom neuen Schahinschah mit Freude aufgenommen und gut behandelt werden.[5]) Nach seiner Rückkehr aus Indien befahl er die vier Evangelisten ins Persische zu über-

---

[1]) Hauptquellen für sein Leben sind: Hanway, Revolutions in Persia 1753. — Fraser, History of Nadir-Chah. — Neumann, l. c. S. 411.

[2]) Aus den Asiatic Researches, X, 534 bei Neumann, Geschichte des englischen Reiches in Asien, S. 358.

[3]) Diesen Zug theilt Malcolm, l. c. Cap. XV, S. 187 nach einer persischen Handschrift mit.

[4]) Malcolm, l. c. Cap. XV, S. 184.

[5]) Neumann, Die Sefi.

setzen, desgleichen ließ er Rabbiner und mohammedanische Mollas vor seinen Thron kommen. Die Übersetzer hatten aber, um die Bibel mit dem Koran und Talmud in Übereinstimmung zu bringen, Fabeleien in die Übersetzung verflochten, und so kam Nadir nicht zur reinen Erkenntnis des Lebens und der Lehre des Erlösers. — Er hob diese Sitzungen der Theologen mit der Erklärung auf: wenn ihm Gott das Leben schenke, wolle er selber eine Religion machen, die besser sei, als jede andere, welche die Menschen je gekannt hätten. Über Nadirs Schicksalsglauben erzählen die Perser, es sei eines Tages ein Pfeil in sein Gemach geschossen worden, mit der Aufschrift: „Wenn du ein König bist, so pflege und schütze dein Volk; bist du ein Prophet, so zeige uns den Pfad des Heiles; bist du ein Gott, so habe Gnade gegen deine Geschöpfe!" — Nadir gab sich Mühe, den Urheber dieser Worte zu ermitteln; zuletzt ließ er seine Antwort in Abschriften im ganzen Lager verbreiten: „Ich bin weder ein König, meine Unterthanen zu schützen; noch ein Prophet, den Weg des Heiles zu lehren; noch ein Gott, die Gabe der Barmherzigkeit zu üben, — sondern der, den der Allmächtige in seinem Zorne sandte, die Welt der Sünder zu züchtigen."

Glaube ans Schicksal.

Nadirs Ermordung rief in Persien die größte Verwirrung hervor, die fremden Truppen, Afghanen und Tataren, waren wie rasend über den Tod des Feldherrn, der sie zum Sieg zu führen gewohnt war. Gräßliche Tage kamen über Persien. Alle Prinzen seines Hauses kamen im Gewirre rasch ums Leben, nur der dreizehnjährige Enkel Schah Roth wurde erhalten. Das Blut floss in Strömen; ein Aufstand folgte dem anderen. Mahadi, der Verfasser der „Geschichte Nadir-Schahs",[1] sagt bei der Ermordung Nadirs: „Von dieser Zeit an hat es die Vorsehung gewollt, dass die Häupter verschiedener Provinzen die Standarten der Unabhängigkeit emporhoben, dass sie vom Weine des Stolzes und ihrer eigenen Entwürfe benebelt, den stützenden Stab des Verstandes und ihrer Klugheit aus ihren Händen fallen ließen, dass sie fortfuhren, sich einander zu entkräften, den Schwachen und Unglücklichen unterdrückten und unzählige Aufstände erregten, dass also das betrübte Vaterland keinen Augenblick Ruhe genossen hat, keinen einzigen Augenblick von Elend und Unterdrückung frei geworden ist." Wie aber der Römer, trotz der Schrecken, welche Marius über sie brachte, dennoch in Erinnerung an seine Siege über Kimbern und Teutonen sagt: „Ewig sei Marius gepriesen, Rom hat nicht zu bereuen, dass er sein Sohn ist", so hängen die Perser heute noch am Andenken Nadirs, denn die Schmach, von den rohen Afghanen beherrscht zu werden, schien ihrem Stolze die empfindlichste. Die Revolutionen in Persien hatten aber große Folgen für Russland, die Pforte und Österreich. —

Folgen von Nadirs Tod.

[1]) Sie erschien 1773 in Greifswalde.

Der russisch-österreichische Krieg gegen die Pforte bis zum Frieden von Belgrad im Jahre 1739.

Grund zum Krieg. Die neuen Grenzverhältnisse zwischen der Pforte und Russland infolge des persischen Theilungsplanes, dann das Schutz- und Trutzbündnis Russlands mit Persien führte zur Spannung zwischen Petersburg und Stambul. Die Niederlagen der Türken erweckten Hoffnung bei den Russen. Auch war die Lage der Dinge unter der Kaiserin Anna derart, dass ihre vertrautesten Räthe, die Deutschen, meinten, man müsse der Armee und der Nation auswärts etwas zu thun geben, um im Innern Ruhe zu haben. War so Geneigtheit zum Kriege in Petersburg vorhanden, so verfehlte die Pforte nicht, den Russen Anlass. einen Vorwand an die Hand zu geben: so als im Jahre 1732 die Türkei durch Nadir in die höchste Gefahr kam und den Tataren in der Krim befahl, auf dem kürzesten Wege, nämlich durch Dhagestan, nach Persien aufzubrechen, so gab sie dem russischen Gesandten erwünschten Anlass, über Verletzung russischen Gebietes und über Bruch des Friedens zu klagen. Die russischen Tataren. Truppen standen nämlich damals noch in Dhagestan. Die Tataren überschritten im Frühjahre 1733 wirklich den Terek. Die Russen griffen sie in den Engpässen an und warfen sie zurück. 1000 Tataren und 400 Russen fielen in einem Gefechte am 11. Juni 1733. Der Krieg schien ausgebrochen, doch wurde die Sache noch beigelegt, da die Pforte erklärte, die Tataren seien nur gegen die Perser geschickt worden, und da die Russen zugaben, sie hätten nicht gegen die Türken, sondern nur gegen Tataren gekämpft. Der Argwohn, dass die Russen im Vereine mit Nadir gegen Constantinopel vordringen wollten, steigerte den Unmuth der Pforte, dann das Einschreiten der Polen. Russen in Polen gelegentlich der Wahl Augusts II. Die Pforte geberdete sich, als liege ihr die freie Königswahl in Polen ganz besonders am Herzen. Nur die Leere in den Cassen, nur die Sorge vor Gährung in Constantinopel, nur die Angst vor den Persern hielten sie von einer Kriegserklärung gegen Russland zurück. Zwei Franzosen redeten damals beständig einem Krieg gegen Russland und Österreich das Wort. Der eine war der Gesandte Ludwigs XV. in Stambul, Villeneuve, der andere war der berüchtigte Bonneval.

Bonneval. Claudius Alexander Graf von Bonneval, aus einer der ersten Familien in Limousin abstammend, geboren 1675, trat schon als eilfjähriger Knabe in die Marine und gab, als der Admiral Tourville bei einer Besichtigung der Flotte voll Verwunderung fragte: „Was soll uns dieses Kind, ich werde es nach Haus entlassen", die kecke Antwort: „Man schickt keinen Bonneval nach Haus!" Keckheit und Prahlerei waren die Hauptfehler, die seine reiche Begabung schändeten.[1])

[1]) Michelet (Louis XV., S. 116) sagt: „Was Geist, Kühnheit, Tapferkeit, scharfen Blick und rasche Entschlossenheit anlangt, ist er ein wahrer Musterfranzose. Fast alle Geschichtschreiber haben sein Leben unwürdig entstellt." — Richtiger bezeichnet ihn Arneth (Eugen, III, S. 21): „Ohne sittliche Grundsätze, meineidig nicht nur dem kriegerischen Banner,

Bald trat Bonneval unter das Fußvolk, 1701 befehligte er schon ein Regiment. Er machte den spanischen Erbfolgekrieg unter *Catinat* und *Vendôme* mit, zeichnete sich namentlich bei Luzzara aus, gewann die Freundschaft Vendômes, kam aber wegen der Verwendung von Geldern in Untersuchung, wobei ihm der Kriegsminister *Chamillart* einen derben Brief schrieb. Bonneval antwortete keck: „Ich muſs Sie darauf aufmerksam machen, daſs der hohe Adel des Königreiches gern sein Vermögen und sein Leben für den Dienst des Königs opfert, daſs wir ihm aber nichts gegen die Ehre schuldig sind. Wenn ich binnen drei Monaten nicht anständige Genugthuung von Ihnen bekomme für den Schimpf, den sie mir angethan, so gehe ich in die Dienste des Kaisers, dessen Minister alle Leute von hoher Geburt sind und wissen, wie man ihresgleichen behandelt." — Nach einem solchen Mangel an Disciplin konnte Bonneval in der französischen Armee nicht bleiben, er verließ seine Fahne, hielt sich ein Jahr in Venedig auf und trat 1706 in die Dienste des Kaisers in der Eigenschaft eines Generalmajors. Eugen erwies einem Landsmann, dessen Belesenheit, dessen lebhaftes, geistreiches, entschlossenes Wesen ihm gefiel, manchen Dienst, erntete aber nur Undank davon. Bonneval that sich bei *Turin*, bei *Tortona*, dann beim Zug in die *Provence*, endlich 1710 bis 1712 in *Flandern* hervor. Als echter Raufbold duellierte er sich während der Verhandlungen zu Utrecht mit einem Franzosen für die Behauptung, daſs Ludwig XIV. nach der Weltherrschaft strebe, und dann mit einem Preußen, daſs Ludwig nicht danach strebe. Auch im Kriege gegen die Türken that er sich hervor. Unter der Regentschaft durfte Bonneval 1717 auf Bitten seiner Mutter nach Paris zurückkehren. Dort vermählte er sich mit einer *Biron*, einem Mädchen von den edelsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Zehn Tage darauf reiste er ab, unter dem Vorwande, Belgrad sei in Gefahr, und sie sah ihn nie wieder. Ihre Briefe, ihre Bitten an ihn, zurückzukehren, die in dem Buch des Fürsten von *Ligny* mitgetheilt werden, sind rührend. Bonneval zeichnete sich bei Belgrad aus, bekam dann ein Commando in Sardinien und Sicilien, wobei er aber immer in Streit mit seinen Oberen lag, und fieng an, Eugen mit Haſs und Verleumdungen zu verfolgen, als dieser ihn nicht zum Commando von *Messina* und später von *Essegg* vorschlug, während Eugen bloß aus Gewissenhaftigkeit so handelte. Bonneval sang mit Gesinnungsgenossen Spottlieder gegen Eugen in den Wirtshäusern Wiens. Als er dann mit seinem Regiment nach Brüssel kam, forderte er den Statthalter unter dem Vorwande, dessen Gattin habe die Königin von Spanien geschmäht, zum Zweikampf heraus, kam aber dafür auf die Citadelle von Antwerpen. Das Ziel, welches er durch seine Schmähungen zu erreichen suchte, als Vertheidiger einer französischen Prinzessin und Königin von Spanien die Gunst der Höfe von Paris und Madrid und eine entsprechende Stellung in der französischen oder spanischen Armee zu erlangen, erreichte er nicht; man kannte seinen Charakter zu gut, und hielt sein Benehmen für verächtlich.

Lügner und Prahler, Raufbold, undankbar, Keckheit.

Aus der Haft in Antwerpen gegen sein Ehrenwort entlassen, daſs er auf dem kürzesten Weg nach Brünn auf den Spielberg gehen werde, hielt Bonneval sein Versprechen nicht, gieng nach dem Haag, wo er Ränke gegen die österreichische

---

welchem er zugeschworen, sondern allen, denen er Treue gelobt hatte, seinen Glauben nicht ausgenommen, einem thörichten, selbstgeschaffenen Phantome der Ehre nachjagend und gleichzeitig alles dasjenige mit Füßen tretend, was in der Wirklichkeit einen Mann von Ehre ziert." Die „Mémoires de Bonneval" sind ein Roman; die „Mémoires sur le comte de Bonneval" vom Fürsten von Ligny (Paris 1817) sind hingegen brauchbar.

Regierung anzettelte, reiste dann nach Nussdorf, wo er aber auf Befehl des Kaisers verhaftet und auf den Spielberg gebracht wurde. Ein Jahr büßte er hier, dann wurde er nach Wien berufen, um sich zu verantworten, floh aber nach Venedig, statt zu gehorchen: hier konnte er sich aber nicht ruhig halten und musste 1729 fliehen. Er gieng in die Türkei und wurde Muselmann, General der Artillerie, Pascha von zwei Rossschweifen, mit einem Gehalt von 30.000 Gulden und dem Namen Achmed-Pascha. Glühend von Hass gegen Eugen und den Kaiser, suchte er die Pforte zu einem Krieg gegen Österreich aufzureizen, wobei er selber eine bedeutende Rolle zu spielen gedachte: die Pforte solle sich mit Frankreich verbinden, dieses eine Armee von 50.000 Mann durch Italien nach Bosnien schicken, und zugleich mit einer andern Armee den Kaiser in Italien bedrängen, während der Kurfürst von Bayern die Staaten des Kaisers von Westen angreife. Allein der vorsichtige Großvezir wollte nichts von einem Kriege gegen Österreich hören, äußerte doch ein Staatsschreiben der Pforte, dass Österreich von jeher in der Freundschaft fest, in der Beobachtung des Friedens in Wort und That redlich gehandelt habe, dass die Mäßigung und Geradheit desselben seit Jahren erfahren und gelobt worden sei.[1]) Auch mahnten die Seemächte beständig zum Frieden — eine weitere Schwächung der Pforte, und diese nahmen sie bei einem ferneren Kriege als sicher an, konnte nur ihren Handel schädigen!

auf dem Spielberg, wird Türke, reizt zum Krieg.

In Petersburg wurde aber schon 1732 der Krieg gegen die Pforte beschlossen, und zwar sollte er mit einem Angriff auf die Krim und Assow begonnen werden.[2]) Nur die polnische Frage verzögerte noch den Ausbruch. Da gab 1733 die Pforte einen neuen Anlass zur Beschwerde; wieder sollten die Tataren auf dem kürzesten Weg durch Daghestan gegen Persien aufbrechen, wieder verwahrte sich Russland dagegen, als einen Friedensbruch. Der Großvezir erklärte aber kalt, er wolle davon nichts weiter hören, sein Herr habe es einmal befohlen. In Petersburg machte man aber mit der Drohung Ernst, zumal die Pforte noch im Kriege mit Persien begriffen war und die Vertheidiger der Krim meist in Asien zu Felde standen.

Russland. Tataren. Feldzug 1735.

Nur hielt ein Streit über die Ausführung des Planes die Russen zu lange zurück. Erst Anfang October drangen sie aus der Ukraine in die Steppen vor. Alle Tatarenhorden, die ihnen begegneten, wurden bewältigt, es schien alles gut zu gehen. Da kam Mitte October Schneefall und Kälte, in einer Nacht giengen 1000 Pferde zugrunde, es fehlte an Lebensmitteln, man musste umkehren; Mitte November waren die Russen mit einem Verlust von 9000 Mann wieder in ihren Winterquartieren. Die Tataren, welche gegen Persien zu Felde standen, waren auf die Kunde der Gefahr, welche die Krim bedrohte, sogleich umgekehrt, um sie zu retten. Aber auch ihnen hatte das Unwetter geschadet, sie sollen 10.000 Mann und 50.000 Pferde verloren haben. Im ganzen war jedoch das Unternehmen der Russen gescheitert. Sie ließen in Stambul erklären, der Zug habe nur den Tataren gegolten, nicht den Türken. In Petersburg herrschte Entmuthigung, Ostermann rieth zum Frieden.

Verluste durch den Winter.

[1]) Hammer, l. c. VII, S. 486.
[2]) Zinkeisen, l. c. V, S. 652—669.

Aber Graf Münnich setzte durch, dass man 1736 den Angriff mit größeren Mitteln wieder begann. Assow und die Krim sollten zu gleicher Zeit angegriffen werden. Bis die Truppen an Ort und Stelle waren, wurde verhandelt; eine geschickte Denkschrift Ostermanns setzte alle Beschwerden der Russen auseinander, und wie sie mit unsäglicher Geduld lange himmelschreiendes Unrecht ertragen hätten, und dass die Kaiserin ungern, nur um ihre Unterthanen gegen Unbill zu schützen, und weil es ihr das Natur- und Völkerrecht gebiete, zum Schwert greife. Zu gleicher Zeit mit dieser Note traf in Stambul die Nachricht ein, die Russen ständen schon vor Assow.[1] Feldzug 1736.

Die Vorwerke dieser wichtigen Festung, welche den Zugang zum Assow'schen Meere beherrscht, wurden schnell weggenommen und schon am 24. März begann Münnich die Beschießung. Ende März überließ er die Fortsetzung der Arbeiten dem General Lewatschef, bis Feldmarschall Lascy, der den Krieg am Don zu führen hatte, ankomme; er selber brach auf zum Heere, das in die Krim einfallen sollte — es bestand aus 54.000 Mann. Am 7. Mai erfolgte bei Kasikermen der erste Zusammenstoß mit den Tataren, die geworfen wurden. Am 17. Mai standen die Russen bei den Linien von Perekop; sie durchschneiden die schmale Landzunge, welche die Halbinsel Krim mit dem Festlande verbindet. Ein Graben, zwölf Klafter breit und fünfzehn tief, geht vom Todten bis zum Faulen Meer, im ganzen drei deutsche Stunden lang. Hinter dem Graben ist eine fünfzig Schuh hohe Brustwehr aufgeworfen, der Graben ist nicht gerade, sondern bildet einen Winkel, in dessen Mitte das von Stein erbaute und mit Kanonen besetzte Thor ist, der einzige Eingang in die Insel. Die Linie ist von sechs steinernen Thürmen geschützt, hinter derselben steht Orkapu oder Perekop, ein längliches Viereck, von den Genuesen erbaut, mit engen Gassen, wie in Genua. Damals war es mit 4000 Türken besetzt, während die Tataren hinter den Linien standen. Am 18. Mai begann Münnich die Beschießung des Thores und der Festung. Es war aber nur blinder Lärm, Münnich wollte den Stier nicht bei den Hörnern fassen. In der Nacht schickte er den Generalmajor Stoffel gegen das Schwarze Meer zu, um den vortheilhaften Platz auszuforschen, wo man die Linien angreifen könne, um dann Perekop von Süden zu nehmen. Um keinem Überläufer Zeit zu lassen, den Feinden Nachricht von dem Plane zu geben, theilte ihn Münnich seinen Generalen erst am 19. Mai abends mit, kurz vor dem Aufbruch. Am 20. Mai früh drei Uhr stiegen die Russen an einer Stelle, wo die Feinde es gar nicht erwarteten, in den Graben hinab und an der Brustwehr hinauf. Ein Deutscher, Rechenberg, pflanzte die erste Fahne auf dem Walle auf; ein Pope winkte den Aufsteigenden von der Höhe mit einem Kreuz: es sei Gottes und der Kaiserin Sache! Die Tataren waren überrascht und dachten nur an Flucht statt an Vertheidigung. Hinter einem Walle zu kämpfen, war ohnehin nicht die Sache dieser Söhne der Steppe. Die Übersteigung der Linien kostete die Russen nur 7 Todte und 170 Verwundete. Der Chan der Tataren verlor den Kopf und floh in das Innere. In Perekop fanden die Russen reiche Beute: am 21. Mai capitulierte der Janitscharen-Aga, am 23. Mai räumten die Türken die Festung. Beim Vorschreiten in das Innere der Insel fand Münnich wenig Widerstand. Baktschiserei, eigentlich der Gartenpalast, die alte Residenz

Assow. Zug in die Krim. Die Linien von Perekop. Einnahme von Perekop.

[1] Aus Münnichs Tagebuch, S. 195. — Zinkeisen l. c. V, S. 657—681.

Baktschiserai. der Chane der Krim,[1]) wurde am 28. Juni 1736 nach kurzem Widerstande genommen, 2000 Häuser und der weitläufige Palast des Chan, auch die Bibliothek der Chane und die der Jesuiten giengen in Rauch auf. Desgleichen die Stadt Akmeschid oder die weiße Moschee, die Residenz des Sultans Kalgha. Die alte berühmte Festung Koslow wurde ohne Schwertstreich besetzt. Hier hatte 988 Wladimir I. das Christenthum angenommen und sich mit der Tochter des Kaisers Romanus, Anna Porphyrogeneta, vermählt.

Gern hätte Münnich auch Kaffa eingenommen, allein, weil seine Russen überall nur zerstört hatten, so fehlten die Lebensmittel, es fehlte das Wasser und Futter für die Pferde; am 26. Juli trat darum Münnich den Rückzug an. Assow. Indes hatte Leontiew Kinburn eingenommen und war Assow am 4. Juli übergeben worden. 4000 Mann Besatzung wurden hineingelegt, Münnich zog sich Kalmüken. dann an die Ufer der Ssamara in die Winterquartiere zurück. Der Kalmückenfürst, Donduk Ombo, hatte im gleichen Sommer die Tataren am Kuban bezwungen. 200 ihrer Myrsen oder Stammeshäupter leisteten mit ihrem Sultan den Eid der Treue für die Kaiserin. Vor dem Feinde waren nur 2000 Russen gefallen, dennoch zählte ihre Armee einen Verlust von 30.000 Mann durch das unerträgliche Klima und Krankheiten. Trotzdem war der Jubel über diese Erfolge in Petersburg groß. Eine Denkmünze pries die Besiegung der Tataren und die Befreiung des Don, und dass der Doppeladler nach Osten wie nach Westen schaue. Der Geschichtschreiber Castelnau, der Lehrer Kaiser Alexanders,[2]) bemerkt jedoch mit Recht: „Dieser Feldzug macht Russland keine Ehre, Verheerung. denn das Land wurde den Flammen preisgegeben. In den Zeiten der Barbaren hätte ein solches Verfahren sich durch ihre Unwissenheit rechtfertigen lassen, aber im achtzehnten Jahrhundert Städte verheeren, Kunstdenkmäler umstürzen, Tempel niederreißen, öffentliche Schulen aufheben und Finsternis verbreiten, indem man Bibliotheken vernichtet, in welchen unwissende Völker ihre Aufklärung zu suchen beginnen, und Greise, Weiber und Kinder in den allgemeinen Untergang hineinziehen — das heißt nicht Krieg führen, das heißt ein Volk morden." Münnich. Münnich hatte doch so viele Gegner in Petersburg, dass ihn die Kaiserin zur Verantwortung dorthin berufen musste. Das Kriegsgericht sprach ihn aber frei und Anna schenkte ihm große Ländereien in der Ukraine zum Lohn für seine Verdienste.

Feldzug 1737. In diesem Winter entwarf Münnich noch den Plan für den Feldzug 1737: Oczakow sollte diesmal das Hauptziel sein. Große Rüstungen wurden mit Eifer betrieben, aber auch alle Kräfte des Reiches angespannt, auch Österreich gemahnt, die Hilfe zu stellen, welches es gemäß des Schutz- und Trutz-Österreich muss mitmachen. bündnisses von 1726 zu senden verpflichtet war; und so wurde Österreich mit in diesen Krieg hineingezogen, trotz der Friedensliebe des Kaisers, trotz der Leere in seinen Cassen, trotz des gesunkenen Zustandes der Armee und der bisherigen freundnachbarlichen Beziehungen zur Pforte.

Bonneval. Jetzt bekam Bonneval Wasser auf seine Mühle: „Rakoczy ist hier," heißt es in seinen Denkwürdigkeiten,[3]) „ich habe ihn schon mehrmals gesehen; wir vereinbaren uns über die Mittel, die Pforte zum Krieg zu bestimmen, den

[1]) Hammer, l. c. VII, S. 475.
[2]) Ibid. VII, S. 476—477.
[3]) Mémoires, II, p. 298.

wir beide gleich wünschen, er — wegen der Wiederherstellung seines Hauses, und ich, um mich zu rächen, nicht am Kaiser und den Christen, die ich nicht hasse, sondern am Hofkriegsrath, der mich niederträchtig geopfert hat. Das ist, was mir wieder Leben gibt; ich denke mir schon, ich stehe an der Spitze eines türkischen Heeres, und lasse es den Deutschen fühlen, dass man dem Grafen Bonneval entweder hätte verzeihen, oder ihn außerstand setzen sollen, ihnen zu schaden." Bald darauf bemerkt er, der Sultan habe ihm vor dem Divan ein Commando über 40.000 Mann in Ungarn versprochen. Dort, sagt er in einer Denkschrift an die Pforte, sei der eigentliche Schwerpunkt des Krieges; seit Jahrhunderten seien die Umstände für die Pforte nicht so günstig gewesen.

In der Verlegenheit suchte Österreich zuletzt die Rolle eines Vermittlers zu spielen, aber die Pforte verlangte Genugthuung für die Angriffe Russlands und das Cabinet von Petersburg verlangte Assow, die freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere, die Zinspflichtigkeit der Krim, Ersatz der Kriegskosten, Anerkennung seiner Herrschaft über die Tataren. Bei solcher Schroffheit der Gegensätze hatte die Vermittlung wenig Aussicht, und um für alle Fälle gerüstet zu sein, schob Österreich 30.000 Mann an die türkische Grenze, ließ jedoch in Stambul erklären, es beabsichtige keinen Bruch mit der Pforte, worauf der Sultan antwortete, er betrachte den Kaiser fortan nur als Bundesgenossen Russlands.[1]) Die Stimmung unter den Türken war kriegerisch, das Volk schrie laut über Assow, und verlangte die Kriegserklärung gegen Russland und gegen den Kaiser. Der Divan beschloss, dass man Assow nie aufgeben dürfe: der Ton gegen den österreichischen Gesandten wurde immer stolzer, die Pforte sei imstande, all ihren Feinden die Spitze zu bieten, es sei gleichgiltig, ob der Hof in Wien Freund oder Feind der Pforte sei. Jetzt musste Österreich handeln; man berieth aber, ob man Russland bloß mit 30.000 Mann unterstützen oder den Türken gerade den Krieg erklären solle. Seckendorf und Palffy waren für die erste, Schmettau und der Prinz von Hildburghausen für die zweite Ansicht, denn die Pforte werde, wenn sie könne, Österreich gleichfalls mit allen Kräften angreifen, auch werde der Krieg für Österreich nur vortheilhaft sein. Man könne leicht Bosnien, Serbien und einen Theil der Walachei gewinnen. Indes hatte aber schon der österreichische Gesandte in Petersburg, Graf von Ostein, am 9. Januar 1737 den Bundesvertrag von 1726 mit der Änderung erneuert, dass der Kaiser Russland im Nothfall auch mit 50.000 Mann zuhilfe kommen werde. Also war die Theilnahme am Krieg entschieden.

Österreich vermittelt, beschließt Krieg.

Doch für den Handel der Seemächte stand zu viel in Frage, wenn das türkische Reich allzusehr geschwächt wurde, als dass sie nicht für den Frieden hätten wirken sollen. Ein Congress wurde vorgeschlagen auf neutralem Gebiet zu Nimirow in Polen. König August, den die Pforte jetzt anerkannte, versprach in der ehrenvollsten Weise den Wirt zu machen, sein Kronfeldherr Potocky musste

Congress zu Nimirow.

[1]) Zinkeisen, eingehend über diese Verhandlungen, l. c. S. 687—705.

Wohnungen und alle Bequemlichkeiten in Bereitschaft halten. Am 16. August 1737 wurden die Sitzungen eröffnet, aber Russlands Forderungen zeigten, dass es Krieg wolle. Es verlangte außer freier Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere nach dem Archipel, jetzt die volle Abtretung der Krim, und die Anerkennung der Moldau und Walachei als unabhängiger Fürstenthümer unter Russlands Schutz. Österreich forderte eine Grenzerweiterung nach der Moldau, Walachei und Serbien hin und die Festung Widdin. Die Türkei aber verlangte vom Kaiser Schadenersatz, weil er den Frieden von Passarowitz gebrochen, nämlich Temesvar, Belgrad und zehn Millionen Gulden. Bei solchen Gegensätzen konnten die Verhandlungen nur scheitern und musste das Schwert entscheiden. Viele in Europa glaubten damals, die letzte Stunde der Türkei sei gekommen.

Alberoni. Der alte Alberoni[1]) verfasste eifrig eine Denkschrift über die Theilung der Türkei unter die christlichen Mächte: Russland solle Assow und die Krim bekommen, dagegen Finnland an Schweden zurückgeben; der Kaiser solle Bosnien, Serbien, Slavonien und die Walachei erhalten, Frankreich Tunis, Spanien Algier, Portugal Tripolis, England die Insel Candia und Smyrna; die Niederlande sollen Rhodus und Aleppo bekommen, Preußen das Eiland Negroponte, Polen die Moldau, Venedig Morea, Genua Livadia, Bayern solle dagegen eine Gebietserweiterung gegen die böhmische Grenze hin erlangen; Toscana solle zu Sicilien, Mailand zu Sardinien geschlagen werden, welchem man noch Cypern dazugeben könne. Holstein solle an Dänemark kommen, dafür aber der Herzog von Holstein-Gottorp Kaiser von Constantinopel werden. Also eine neue Karte von Europa, bei der von der Überzeugung ausgegangen war, das osmanische Reich verdanke seine Haltung nur noch der Eifersucht der europäischen Mächte, weil keine der andern die Beute gönne, und jede fürchte, dass der Besitz Constantinopels der andern die Übermacht verleihe! Wenn man aber einen wenig mächtigen Kaiser in Constantinopel einsetze, wie den Herzog von Holstein, so habe Österreich nichts von ihm zu befürchten, und ließen sich die Interessen der Mächte ganz gut ausgleichen. Es wäre den christlichen Mächten ganz leicht, ein Landheer von 370.000 Mann und eine Fotte von 240 Segeln zustande zu bringen und damit die Osmanen aus Europa zu verjagen. Man sieht aus diesem Plane nur, welchen Verwicklungen Europa entgegengegangen, wenn Alberoni länger am Ruder geblieben wäre.

Österreich und die Türkei. Es kam ganz anders! Das türkische Reich erwies sich stärker, als man glaubte. Der Friede mit Persien kam zustande, die Pforte konnte die im langen Kampfe geschulten Krieger aus Asien nach Europa zurückrufen; die Türken hatten aus den Niederlagen gelernt, die Österreicher aber waren verwöhnt durch die Siege Eugens: sie giengen mit unzureichenden Mitteln in den Kampf. Der Kaiser brachte nur ein Heer von 122.000 Mann zusammen, die Kräfte des Reiches waren erschöpft, das Selbstvertrauen des Heeres vom letzten Kriege her gesunken. Es fehlte vor allem an Geld, obschon die Stände der Erbstaaten sich sehr willfährig zeigten — nur die Siebenbürger erklärten, sie seien so heruntergekommen, dass sie nicht einmal die laufenden Abgaben

[1]) West und Nord im dritten Stadium der orientalischen Frage — in Raumers Historischem Taschenbuch, 1858.

abtragen könnten, geschweige denn einen außerordentlichen Kriegsbeitrag. Der Kaiser wandte sich an den Reichstag zu Regensburg; statt hundert wurden jedoch nur fünfzig Römermonate, ungefähr drei Millionen Gulden bewilligt. Eifrig zeigte sich der Papst: er bewilligte 600.000 Scudi und, solange der Clemens XII. Krieg gegen die Türken währe, einen außerordentlichen Zehnten von den geistlichen Gütern in seinen Staaten, den man jährlich auf eine Million Gulden berechnete. Der Versuch, Polen und Venedig zur Theilnahme am Kriege fortzureißen, misslang jedoch. — Der Signoria fehlten Lust und Mittel.

Zum kaiserlichen Feldherrn wurde Friedrich Heinrich Freiherr von Seckendorf. Seckendorf ernannt,[1]) den wir oben als Sieger bei Klausen kennen lernten. Er war ein protestantischer Edelmann aus Franken, hatte unter den baireuthischen Truppen den spanischen Erbfolgekrieg mitgemacht, dann in sächsischen und kaiserlichen Diensten sich hervorgethan und sich in zwanzig Feldzügen und bei siebzehn Belagerungen Ruhm erworben, endlich als kaiserlicher Gesandter am preußischen Hof, durch eine Mischung von Keckheit und Feinheit, Friedrich Wilhelm I. von manchen Österreich feindlichen Schritten abgehalten. Kurz vor Ausbruch des Krieges erhielt er den Antrag, in den preußischen Dienst zu treten, den er aber mit den Worten ablehnte: „Ich will nirgends etwas werden, weder Vicekönig, noch Marschall, noch Premier-Minister, sondern regierender Herr von Meuselwitz sein," — so hieß sein väterliches Gut in Franken — „das ist mein ganzer Ehrgeiz; ich habe in dieser Welt genug gethan. Es muss zwischen dem Leben und Tod ein Zwischenraum bleiben." — Kurz vor seinem Tode hatte der Prinz Eugen auf die Frage des Kaisers, wer nach ihm zum Oberfeldherrn zu wählen wäre, die Antwort gegeben: er könne Seckendorf gewissenhaft vorschlagen, wenn die Religion nicht in Betracht komme. Seckendorf war nämlich eifriger Protestant.

Der Kaiser berief 1736 den Grafen nach Wien. Dieser wollte aber, bevor er den Oberbefehl übernehme, das Herr, die Festungen, die Kriegsvorbereitungen erst besichtigen. Seckendorf fand alles in trostlosem Zustande, das Heer verwahr- Zustand der Armee. lost, die Grenzplätze ohne das nöthige Geschütz und was dazu gehört, ohne Pferde und Brückengeräthschaften. Es fehlte in den letzten Zeiten des gutmüthigen Kaisers an durchgreifender Aufsicht. Unter den höheren Officieren war einer wider den andern und die meisten dachten nur an sich, statt an den gemeinen Mann, der am Nöthigen Mangel litt. Seckendorf schrieb aus Ungarn: „Diese bedrückten Anstalten lassen mit Grund den Verlust so vieler schöner Königreiche und Länder mit eben der Schnelligkeit fürchten, wie es in Welschland geschehen. Noch ist zu helfen, aber es muss keine Zeit verloren und die Einrichtung anders, als bisher gemacht werden, denn der Hofkriegsrath vermag nicht von Wien aus zu beurtheilen und zu entscheiden über Dinge, die er nicht gesehen hat und zum Theil auch nicht hat verstehen können." — Dem Kaiser erklärte Seckendorf nach seiner Rückkehr: diejenigen, denen die Beachtung seines Interesses obliege, hätten mehr ihr eigenes im Auge; auf den wichtigsten Posten befänden sich unfähige, durch Gunst hervorgehobene Leute. In die Provinzen gehörten Statthalter nicht, um zu jagen und sich zu erlustigen, sondern um das Land zu sehen. — Seckendorf lehnte den Oberbefehl ab, zumal er fürchtete, dass er viele Gegner und wenige Freunde im Lande habe. Karl VI. versicherte ihn aber, er solle sich nur auf ihn

[1]) Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Seckendorf, II, S. 42 ff.

verlassen und sich unmittelbar an ihn wenden, und schloss ihn in die Arme. Dieser damals außerordentlichen Gunstbezeugung vermochte Seckendorf nicht zu widerstehen, er nahm an.

Franz von Lothringen.

Mit ihm gieng der Gemahl Maria Theresias, Franz von Lothringen, zur Armee. Nach der eigenhändigen Anweisung des Kaisers sollten ihm, als kaiserlichem Eidam, alle einem obersten Anführer gebürenden Ehren erwiesen, er von allen Vorgängen und beabsichtigten Unternehmungen in Kenntnis gesetzt, ihm die Ursache, warum ein jedes geschehe, wohl erläutert, im Kriegsrathe ihm der Vorsitz überlassen und besonders darauf gesehen werden, dass derselbe nicht etwa seine Person einer Gefahr aussetze. Der Kaiser befahl ferner, Seckendorf solle unter Generalen und Officieren keine Parteiungen dulden; es sei ein Kampf gegen den Feind der Christenheit. Um den Krieg zugleich als einen religiösen zu bezeichnen, wurden Gebete für den Sieg und das Läuten der Türkenglocke jeden Morgen um sieben Uhr angeordnet, bei deren Klang jeder, wo er sich befinde, auf die Knie niederfallen und den Segen des Himmels auf die kaiserlichen Waffen herabflehen solle. Seckendorf wollte die Kriegsmacht beisammenhalten, um starke Schläge in Serbien zu führen. Es wurde aber anders beschlossen: während er selber in

Kriegsplan.

Serbien eindringe, solle ein zweites Armeecorps unter dem Banus von Kroatien, Esterhazy, von der Save aus in Bosnien einfallen und ein drittes unter Wallis durch Siebenbürgen gegen die Walachei und Moldau vordringen. Das Gefährliche dieses Planes lag darin, dass die Kräfte des Kaisers verzettelt und zu einem großen, wirksamen Schlag unfähig gemacht wurden.

Österreichischer Feldzug 1737.

Desungeachtet schien anfangs das Glück den kaiserlichen Waffen zu lächeln. Am 12. Juli 1737 brach die Armee unter Seckendorf, da Überschwemmungen einen Angriff auf Widdin verhinderten, gegen Nissa auf, am 2. August schon musste sich diese wichtige Festung ergeben. 144 Kanonen, große Vorräthe fielen in die Hände der Kaiserlichen. Desgleichen gelang ein Streifzug des Obersten Lentulus in die Landschaft Kassowa im südwestlichen Serbien; die dortigen Christen sehnten sich nach Befreiung von osmanischer Herrschaft. Novi Bassak wurde besetzt. Aber damit hörte auch das Glück auf. Lentulus musste alles

Unglück.

wieder aufgeben vor der Übermacht der Osmanen, die herannahten; eine Reiterabtheilung, die ihm zuhilfe kommen sollte, wurde von den Türken zusammengehauen. Mit Übermacht kamen von allen Seiten her die Türken, der Angriff Seckendorfs auf Widdin misslang. Hildburghausen hatte die Belagerung von Banyaluka unternommen, wurde aber nach einem mörderischen Gefechte wieder zurückgeworfen. Schon fürchtete man in Wien, dass die türkische Macht durch Bosnien in die Steiermark, in Kärnten und Krain einfalle, und Seckendorf, welcher das Felsenschloss Ussicscha eingenommen hatte, bekam Befehl, die

Nissa.

Linie an der Save zu decken. Jetzt kam aber Nissa wieder in Gefahr, welches nur eine Besatzung von sieben Bataillonen hatte und gegen welches 120.000 Türken unter dem Pascha von Rumili, Ahmed Köprili, heranrückten. Seckendorf vermochte keine Hilfe zu bringen, der Commandant Doxat, ein Schweizer, verlor den Kopf und übergab schon am 18. October die Festung für freien Abzug mit militärischen Ehren.

Die Nachricht vom Fall dieses wichtigen Postens wirkte niederschlagend in Wien: statt der erwarteten Siege also überall Niederlagen, ein Einbruch der Türken in Ungarn oder Steiermark bevorstehend, die Armee zerstreut und entmuthigt! Doxat wurde wegen vorschneller Übergabe des ihm anvertrauten Postens von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und vom Kaiser, trotz aller Für-

bitten nicht begnadigt. Seckendorf wurde nach Wien berufen, verhaftet und ein gerichtliches Verfahren gegen ihn eingeleitet. Als neue Unglücksbotschaften eintrafen, wollte das Volk in Wien Rache an Seckendorf nehmen; um sein Leben zu sichern, brachte man ihn in der Nacht und in aller Stille auf den Schlossberg nach Graz. Erst der Regierungsantritt Maria Theresias gab ihm seine Freiheit und Ehren wieder. Bei der Armee übernahm an seiner Stelle Feldmarschall Philippi den Oberbefehl. Es kam jedoch nur noch zu kleinen Gefechten, die Winterquartiere wurden alle auf österreichischem Boden bezogen. Seckendorf in Haft.

Günstiger verlief das Jahr 1737 für die Russen. Münnich stand am 11. Juli mit 70.000 Mann und vielem Geschütz vor Oczakow am Schwarzen Meer. Nach zwei Tagen schon hatte er die Stadt, in der 20.000 Mann lagen, in Brand geschossen. Das Pulvermagazin flog in die Luft und 6000 Mann wurden unter den Trümmern begraben. Der Befehlshaber steckte die weiße Fahne auf und verlangte einen Waffenstillstand von vierundzwanzig Stunden. Münnich gewährte nur eine Stunde Bedenkzeit. Indes drangen die Kosaken schon durch die Bresche und ein schreckliches Blutbad begann. Man zählte auf den Wällen 17.000 Leichen. 3500 Mann ergaben sich auf Gnade und Ungnade. 300 Fahnen, 100 Kanonen kamen in die Hände der Russen. Die Russen 1737. Oczakow.

Aber die Festung war eigentlich zerstört und es fehlte an Lebensmitteln. Münnich ließ eine kleine Besatzung unter dem ausgezeichneten Stoffeln zurück und suchte dann seine Winterquartiere in Pultawa auf. Lascy war mit 40.000 Mann von Assow aus über die Meerenge von Arabat hinter den Rücken der Tataren, die ihn in den Linien von Perekop erwarteten, in die Krim eingedrungen. Karasbasar wurde eingenommen und geplündert, mehr als 1000 Flecken, Dörfer und Weiler verheert, darauf kehre Lascy in die Winterquartiere am Don zurück. Um Oczakow wieder zu gewinnen, unternahmen die Türken einen Winterfeldzug; am 27. October 1737 begann die Beschießung der Verschanzungen, in die sich die Russen zurückgezogen hatten. Ein Sturm wurde nach dem andern versucht, Stoffeln vertheidigte sich aber so glänzend, dass die Türken, nachdem sie 20.000 Mann verloren hatten, missmuthig wurden und am 12. November wieder abziehen mussten. Der Verlust der Russen belief sich auf 2000 Mann. Stoffeln erhielt zum Lohn seiner Verdienste große Güter in der Ukraine. Der Congress zu Nimirow hatte sich indessen im October aufgelöst. Stoffeln.

Im December 1737 wurde Jegen Mohammed Großvezir, ein kriegslustiger, stolzer Mann. Der Sultan hatte um die Vermittlung Frankreichs nachgesucht und Fleury den Gesandten Villeneuve damit beauftragt. Der Kaiser erhob keine Schwierigkeiten, aber die Czarin verlangte, dass die Seemächte mit hinzugezogen würden. Die Vermittlung war schwer, denn der Großvezir hoffte mehr durch besondere Friedensschlüsse zu gewinnen und erklärte darum den französischen Gesandten, der Großherr werde die Waffen nicht eher niederlegen, bis er Oczakow, Kinburn und Assow wieder gewonnen, Temeswar und Belgrad erobert und Rakoczy die Herrschaft von Siebenbürgen und Ungarn verschafft habe. Frankreich vermittelt, ohne Erfolg.

Joseph Rakoczy. Wie eine gefährliche Kriegsfahne wurde auf einmal der Name Rakoczy wieder aufgepflanzt, um dem Kaiser Verlegenheiten zu bereiten. Es war nicht Franz Rakoczy, der schon 1735 gestorben war, sondern sein Sohn Joseph, welchen der Kaiser in Wien standesgemäß hatte erziehen lassen, dem er öfter beträchtliche Schulden bezahlt hatte, der aber 1734 aus Wien entflohen war, zunächst nach Venedig, dann nach Rom und 1736 nach Constantinopel. So lange Friede war, hatte ihn die Pforte in Rodosto festgehalten, jetzt ließ sie ihn nach Constantinopel kommen, nahm ihn wie einen Fürsten auf, bewilligte ihm Taggelder und einen Vertrag mit der Pforte. Hofstaat und schloss am 8. Januar 1738 mit ihm einen Vertrag ab, worin sie ihn als Fürsten von Siebenbürgen und Herzog von Ungarn anerkannte, vorbehaltlich der Wahl der Stände, und ihm alle Orte in Siebenbürgen zu überlassen versprach, die mit den Waffen erobert würden, wozu sie ihm ein Heer von 80.000 Mann stellen wollte. Rakoczy hingegen versprach, der Pforte jährlich 40.000 Piaster zu bezahlen und ein Heer von 100.000 Mann in Waffen zu unterhalten. Sollte die Eroberung Siebenbürgens nicht gelingen, so versprach die Pforte ihm und seinen Anhängern beim Zustandekommen des Friedens Rückgabe aller seiner Güter.[1]) Rakoczy begab sich nach Widdin und erließ von hier Aufrufe an die Ungarn und Siebenbürger, jedoch ohne Erfolg. Nur Gesindel sammelte sich um ihn, der Kaiser ächtete ihn als Vaterlandsverräther und Majestäts-Rakoczys Ende. verbrecher. Papst Clemens XII. sprach über ihn und seine Anhänger den Bann aus als Feinde des christlichen Namens.[2]) Damit war seine Sache aus. Er erlag, achtunddreißig Jahre alt, am 10. November 1737 einer Krankheit. Mit ihm sanken auch die Hoffnungen seiner Partei ins Grab.

Feldzug 1738. Da die Unterhandlungen am Beharren Russlands und an der Sprödigkeit des Großvezirs scheiterten, so solle 1738 wieder das Schwert entscheiden. Des Kaisers Heer erreichte eine Höhe von 172.000 Mann, 50.000 sollten an der Donau vordringen unter Franz von Lothringen, 30.000 sollten unter Lobkowitz von Siebenbürgen gegen die Moldau ziehen. Die kaiserlichen Waffen hatten aber kein Glück: Ussicscha war schon während des Winters genommen worden, Mehadia musste sich im März den Osmanen ergeben. Bei Kronia kam es am 4. Juli zu einem mörderischen Gefecht, in welchem Wallis und Neipperg zwar das Schlachtfeld behaupteten, aber nur mit großen Verlusten. Mehadia kam zwar wieder in den Besitz der Österreicher, gieng aber mit Semendria und Orsowa bald wieder an die Türken verloren. Krankheiten räumten im kaiserlichen Heere schrecklich auf, so dass es früh in die Winterquartiere sich zurückziehen musste.

Die Russen. Auch die Russen hatten im Jahre 1738 wenig Glück. Münnich zog mit 50.000 Mann den Dnjepr herab, überschritt den Bug, bestand ein hitziges Gefecht bei Kodima, erreichte dann den Dnjestr, wagte aber nicht, denselben zu überschreiten, als er am andern Ufer ein überlegenes türkisches Heer erblickte, zog sich dann unter beständigen Gefechten mit den Tataren in die Ukraine zurück. Kinburn und Oczakow wurden von den Russen geschleift und gänzlich verlassen, weil sie wegen der Fieberluft und Pest allzuviel Truppen kosteten. Lascy umgieng wieder die Linien von Perekop und drang vom Meere von Assow her Krim. in die Krim ein und nahm Perekop, das wieder von den Türken besetzt war, nach einem Widerstande von zwei Tagen. Ins Innere der Insel vermochte er

---

1) Hammer, l. c. VII, S. 615.
2) Katona, Hist. crit. Reg. Hungariae, T. 38, p. 774—782.

jedoch nicht vorzubringen, weil es an Lebensmitteln fehlte. Er ließ deshalb Perekop schleifen, die Linien dem Boden gleich machen und kehrte in die Ukraine zurück.

Die Wendung der Dinge war über Erwarten schlimm. Franz von Lothringen verließ die Armee und erklärte dem Kaiser offen, bei der geringen Anzahl von Truppen und dem Mangel an Kriegsbedarf könne der Krieg keinen besseren Verlauf nehmen. Zwischen Petersburg und Wien herrschte keine Übereinstimmung mehr, Münnich und Franz von Lothringen hatten Vollmachten von ihrem Hof, ein besonderes Abkommen mit der Pforte zu treffen. Von Wien wünschte man, Münnich solle auf Bender oder Choczim losziehen, die Kaiserin gab auch den entsprechenden Befehl, aber Münnich gehorchte nicht: auch mit Aufopferung des ganzen Heeres sei die Ausführung dieses Befehles unmöglich. Nun verlangte der Kaiser 30.000 Mann russische Hilfstruppen nach Ungarn. Die Kaiserin war geneigt, sie zu stellen, aber Münnich wusste durch seine Vorstellungen sie wieder davon abzubringen. Der Großvezir bot jeder der beiden Mächte besondere Friedensverhandlungen an, was aber nur bewies, dass Zusammenhalten in ihrem Vortheile liege. Wegen Assow, meinten die Türken,[1] ließe sich ein Übereinkommen treffen, es habe beständig seinen Herrn gewechselt, wie eine Buhlerin, man solle nun jeder Macht eine rechtmäßige Frau geben, die Russen und die Türken sollten ihr Assow haben. Auch mit Schweden ward damals unterhandelt: für das Geld, das Schweden von Karl XII. her der Pforte noch schuldig war, stellte es ein Kriegsschiff und 30.000 Flinten. Bonneval, in seinem Hasse gegen Österreich, drang auf Abschluss eines Schutz- und Trutzbündnisses, aber Villeneuve wollte, um seine Vermittlung nicht rückgängig zu machen, nichts davon hören. Indes fiel der Großvezir Jegen Mohammed und der friedliebende Elhadsch Mohammed bekam das Reichssiegel. Der Krieg war aber schon im Gange und so kam es noch 1739 zu Kämpfen.

Österreich und Russland.

Schweden.

Die Pforte hatte 200.000 Mann unter den Waffen, der Kaiser wenig über 100.000. Den Oberbefehl an der Donau hatte diesmal Wallis. Im Juni überschritt er die Donau zwischen Pancsowa und Semlin, am 23. Juni kam es bei Krozka zur Schlacht. Wallis begieng große Fehler: er glaubte es mit dem türkischen Vortrab von 12.000 Mann zu thun zu haben und wusste nicht, dass der Großvezir mit dem Hauptheere in der Nähe stehe. Vier Wege führten nach Krozka, Wallis wählte einen Hohlweg und sandte die Reiterei voraus. Sowie es in die Ebene kam, fand das Regiment Palffy-Kürassiere die Türken in Schlachtordnung vor sich und wurde gänzlich vernichtet; zersplittert wurden die einzelnen Regimenter in den Kampf oder vielmehr ans Messer geführt. Die Österreicher schlugen sich heldenmüthig, aber unglücklich. Dieser unheilvolle Tag kostete sie 20.000 Mann, darunter 15.000 Todte. Die Türken stellen diesen Tag dem von Mohacs an die Seite. Neipperg erbot sich, in der Nacht mit seinem Corps über die Donau zu kommen, damit am andern Tage die Schlacht fortgesetzt werden

Feldzug 1739.

Krozka.

[1] Zinkeisen, l. c. V, S. 761.

könne. Allein unter dem Eindrucke der Niederlage dachte Wallis nur an sichern Rückzug über die Donau und bezog eine feste Stellung am Temes bei Pancsowa, und nun war Belgrad bloßgestellt, welches die Türken alsbald umschlossen. Zwar hatte es 20.000 Mann Besatzung, aber der Commandant, Succow, verlor bald den Muth und nichts geschah, um die Stadt zu entsetzen. — Vergebens bot Schmettau die richtigen Wege dazu an. Wallis sandte einen Unterhändler um Frieden in das Lager des Großvezirs und bot für denselben das geschleifte Belgrad an. Aber die Sprache der Türken war jetzt stolz, und wie der Krieg ungeschickt geleitet war, so jetzt die Friedensverhandlung. Neipperg kam gleichfalls mit Vollmachten als Unterhändler in das türkische Lager, dort war auch Villeneuve, welcher eine theilweise Schleifung der Festungswerke in Vorschlag brachte.

Belgrad.

Unter dem Eindrucke der Siege der Türken und in Sorge, dass diese, wenn er länger zögere, noch stolzere Forderungen machten, und ohne Ahnung von dem, was Schmettau durchzusetzen behauptete, schloss Neipperg am 1. September im Zelte des Großvezirs die Grundlagen des Friedens ab, durch welche die Frucht der letzten Siege Eugens verloren gieng. Belgrad und Sabacs sollten nach vorhergegangener Schleifung der neuen Werke den Türken ausgeliefert werden, Serbien und die österreichische Walachei an sie abgetreten, Orsowa geräumt und geschleift werden. Eilfertig übernahm Villeneuve im Namen seines Königs die Gewährleistung dieses Friedens und vergaß Neipperg die Genehmigung des Kaisers zur Bedingung desselben zu machen. Der Eindruck dieser Nachricht war niederschlagend in Wien. Der Kaiser klagte in einem Manifest über Wallis und Neippergs Eilfertigkeit, er müsste sich aber in das Geschehene fügen. Gewissenhaft versprach er, alles zu erfüllen, was der Pforte zugestanden sei. Am 18. September fand die Unterzeichnung der eigentlichen Friedensurkunden wieder im Zelte des Großvezirs statt.

Friede zu Belgrad.

Auch Russland schloss am 18. September 1739 den Frieden ab, sein Bevollmächtigter, Cagnoni, war im Lager vor Belgrad. Aber Russland konnte sich eines glänzenden Sieges rühmen. Mit nur 65.000 Mann und 259 Geschützen war Münnich im Mai von Kiew aufgebrochen und hatte im Juli den Bug und Dnjepr überschritten; bei Stawutschane stieß er auf 90.000 Türken, die in einem durch Natur und Kunst gleich stark befestigten Lager standen, während Tatarenschwärme den Russen die Lebensmittel abschnitten. Münnichs Lage wurde gefährlich, nur ein glänzender Sieg konnte ihn retten. Münnich wagte einen Streich der Verzweiflung, er führte am 28. August 1739 sein ganzes Heer zum Sturme auf das türkische Lager. Er gelang. Am Abend war das türkische Heer in wilder Flucht, 48 Geschütze, 1000 Zelte, unermessliche Vorräthe fielen in die Hände der Russen; am Tage darauf rückte er mit 30.000 Mann vor das wichtige Choczim, das sich am 30. August ergab; denn dem Befehlshaber war die Besatzung vor Schrecken durchgegangen. 179 Geschütze, reiche Vorräthe waren in der Festung. Am 10. September überschritten die Russen den Pruth, am 14. hielt Münnich seinen Einzug in

Münnich siegt bei Stawutschane, erobert Choczim,

besetzt Jassy,

Jassy; die Bevölkerung huldigte der Kaiserin. Schon rüstete sich der Feldherr, in das Herz des türkischen Reiches einzudringen, als die Nachricht vom Abschlusse des Friedens ihm Halt gebot.

zürnt über den Frieden.

Münnich war wie rasend darüber. „Die Türken", schrieb er, „verdanken diesen Frieden Mohammed, Neipperg und Villeneuve. Gott verzeihe es dem Wiener Hofe, dass er um einen so schlechten Erfolg so ungeheure Summen verschleudert hat." — „Die Russen", schrieb er klagend an Lobkowitz, „erobern Fürstenthümer, die Kaiserlichen treten den Türken ganze Königreiche ab. Die Russen bringen den Feind bis auf äußerste, die Kaiserlichen gewähren ihm alles, was er will und was seinem Stolze schmeicheln kann. Auf Seiten der Russen setzt man den Krieg fort, auf Seiten der Kaiserlichen macht man Waffenstillstand und schließt Frieden. Was wird also aus diesem unauflöslichen Bündnis?" — Allerdings äußerte Karl VI., er würde den Krieg fortgesetzt haben, hätte er einen Münnich an der Spitze des Heeres gehabt. Aber auch die Türken meinten, hätten sie Münnich zum Feldherrn, so möchten sie ihm die Hälfte des osmanischen Reiches abtreten. Die russischen Soldaten aber nannten ihn den Falken und die Säule des Reiches.

Friede bei Belgrad.

Die wesentlichen Bestimmungen,[1] unter welchen Russland mit der Pforte abschloss, waren: Assow wird geschleift und bleibt unbewohnt und eine Schiedsmauer zwischen beiden Reichen, dagegen darf Russland am Don und die Pforte an der Grenze von Kuban Festungen errichten; das geschleifte Taganrok darf nie wieder befestigt werden. — Russland darf auf dem Meere von Assow und auf dem Schwarzen Meere keine Flotte unterhalten, den Handel auf dem Schwarzen Meere darf es nur mit Schiffen treiben, welche den Türken gehören. Den Pilgerfahrten der Russen nach Jerusalem und den übrigen heiligen Stätten darf übrigens kein Hindernis in den Weg gelegt werden; die große und die kleine Kabardei behalten ihre Freiheit und Unabhängigkeit, doch steht es Russland und der Pforte zu, von ihnen für ihr ruhiges Verhalten Geiseln zu verlangen und sie im Falle eines Friedensbruches zu züchtigen. Die russischen Vertreter bei der Pforte sollen all die Rechte und Freiheiten genießen, deren die Gesandten der am meisten begünstigten Mächte sich zu erfreuen haben. Die Ausführung der Grenzbestimmungen zog sich in die Länge, die mit Österreich kam erst im Januar 1744 zum Abschlusse, die mit Russland 1741. Der unglückliche Verlauf dieses Krieges nagte am Leben des Kaisers, Karl VI. starb am 20. October 1740, (Tod Karls VI.) im sechsundfünfzigsten Jahre seines Alters und im dreißigsten seiner Regierung. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des ruhmreichen habsburgischen Geschlechtes. —

[1] Zinkeisen, l. c. V, S. 797.

Die Kaiserin Anna. Biron. Anna Karlowna. Iwan III.

Annas Regierung

Furcht vor Gährungen im Innern und Sorge um die Sicherung der Thronfolge waren es, die das russische Cabinet trotz der Siege zum raschen Abschlusse des Friedens trieben. Das russische Volk war damals in hohem Grade mit der Regierung unzufrieden.

Unzufriedenheit mit Anna und Biron.

Im Schreiben [1] eines russischen Officiers an den englischen Gesandten in Stockholm heißt es: „Das ganze Volk, namentlich aber die höheren Classen, sind empört über die Regierung. Seit fünf oder sechs Jahren beklagt man sich zunächst über die blinde Zuneigung der Kaiserin zum Herzog von Kurland; dann über das hochmüthige und unerträgliche Benehmen dieses Günstlings, welcher Männer von Stand wie Lumpen behandelt; drittens über den Liebling des Herzogs, den Juden Liepmann, den Hofbanquier, welcher den russischen Handel zugrunde richtet; viertens über die Verschleuderung riesiger Summen, theils um die Launen dieser Frau zu befriedigen, theils um die Güter dieses Herzogs schuldenfrei zu machen und prachtvolle Paläste darauf zu erbauen; fünftens über die Aushebung von je drei Mann auf vier, um sie zu Soldaten zu machen und wie das Vieh abschlachten zu lassen. Die Ländereien des Adels werden dadurch entvölkert und außer Stand gesetzt, die Steuern aufzubringen. Endlich grollt man über den gänzlichen Verfall der Flotte, für welche Peter der Große so hohe Summen ausgegeben hat."

Altrussen.

Es war eigentlich der Groll der altrussischen Partei über die deutschen Günstlinge, welche damals allerdings Russland beherrschten und mit ihren Fähigkeiten emporhoben, während die Eingebornen nur ihr Blut und Geld hergeben und sich mit untergeordneten Stellen begnügen mussten.

Deutsche.

Der erste dieser Günstlinge war Ernst Johann Büren oder Buren, der Sohn eines Stallmeisters, geboren 1690, welcher durch Bestuschew als Edelmann an den Hof der Anna Iwanowna, damals verwitweten Herzogin von Kurland, gekommen war. Seine schöne Gestalt, sein einschmeichelndes, gewandtes Benehmen und eine gewisse Keckheit gewannen ihm bald die volle Gunst seiner Herrin. Sie vermählte ihn damals mit einer Dame aus einer der ersten Familien des Landes, jedoch gegen den Willen der Verwandten derselben. Als sie den Wunsch aussprach, dass Büren in das Verzeichnis der Ritter des Landes aufgenommen werde, wiesen dies die stolzen Herren mit Hohn zurück. Unter den Bedingungen, unter welchen der russische Adel 1730 Anna den Thron anbot, war auch die Entfernung Birons. Anna unterschrieb alles, Biron begleitete sie auch nicht nach Russland, folgte ihr aber nach, sobald sie den Vertrag mit den russischen Großen zerrissen hatte. Bald nach ihrer Krönung ernannte ihn die Kaiserin zum Großkämmerer, zum Grafen, verlieh ihm ansehnliche Güter und den Andreas-Orden, und fortan beherrschte eigentlich Biron das russische Reich. Es wird erzählt, dass die Kaiserin ihn selbst auf den Knien um Gnade für die Verurtheilten bat; so gewaltigen Einfluss übte er auf die Herrscherin. Als 1737

Biron.

[1] La cour de Russie, il y a cent ans, 1725—1783. Extraits des dépèches des ambassadeurs anglais et français. Troisième édition. Berlin 1860, p. 56.

der Stamm der Kettler, die seit 1571 mit dem Herzogstitel Kurland beherrscht hatten, ausstarb, wählte der kurische Adel den ehemaligen Stallmeister, dem er früher die Aufnahme unter die Adelsmitglieder verweigert hatte, zum Herzog — allerdings unter dem Drucke russischer Waffen und infolge der Mahnungen Augusts II., welcher an Russland, in welchem Biron damals allmächtig war, einen Halt gegen den unzufriedenen polnischen Adel suchte. Biron regierte sein Herzogthum ebenso gestreng wie Russland, und wehe dem, der nur gegen ihn muckste. Das alte Geschlecht der Biron in Frankreich anerkannte, dass der ehemalige Büren sich Biron nannte und sein Wappen führte. Sogar deutschen Fürstenrang erhielt er. Biron war thätig, aber die Hauptarbeit der Regierung lag auf zwei anderen Deutschen, Münnich und Ostermann.

Burkhard Christoph Münnich war der Sohn eines Edelmannes in Oldenburg, geboren zu Neuhundorf 1683. Unter seinem Vater, welcher die Aufsicht über die Deiche hatte, lernte er, außer dem Latein, Französischen und der Mathematik, die Kunst der Wasserbauten. Siebzehn Jahre alt, gieng Münnich als Ingenieur in französische Dienste, die er aber bei Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges verließ, um nicht gegen sein Vaterland kämpfen zu müssen. Er wurde Hauptmann in der Armee des Landgrafen von Hessen, nahm an den Feldzügen Eugens in Italien und auch in Flandern Antheil, that sich bei Oudenarde hervor und wurde Oberst bei Malplaquet. Bei Denain wurde er verwundet und in der Gefangenschaft mit Fénelon bekannt und erinnerte sich später immer noch mit Dankbarkeit an den Empfang, den er bei dem edlen Kirchenfürsten gefunden. 1696 trat er in die Dienste und in die Gunst des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, der hohen Wert auf seine Erwerbung legte und ihn zum Generalmajor und Befehlshaber der Leibwache ernannte. Flemings Neid machte ihm die Stellung unangenehm. Da bot ihm 1721 Peter der Große die Stelle eines General-Lieutenants an, und fortan blieb Münnich im russischen Dienste. Er vollendete den Canal, der den Ladoga-See mit der Newa vereint, welchen Pissarew nicht zustande zu bringen vermochte, in kurzer Zeit zu großer Zufriedenheit des Czaren, welcher ihn mit den Worten dem Senate vorstellte: „Ich hatte in meinem Dienste noch nie einen Fremden, der sich so gut darauf verstand, ein großes Unternehmen zu entwerfen und durchzuführen." Münnich wurde zum Grafen erhoben und erhielt von Peter II. die Statthalterschaft über drei Provinzen. Unter Anna wurde er Feldmarschall für alle ihre Truppen. Seine Anordnungen im Kriegswesen erlangten auch den Beifall Eugens, insbesondere die Schule, die er gründete, um tüchtige Officiere zu bilden. An Neidern fehlte es ihm nicht. Nach der Einnahme von Choczim bewarb er sich um den Fürstenrang, doch die Kaiserin legte sein Gesuch mit den Worten bei Seite: „Ich dachte, Herr von Münnich würde mich bitten, ihn zum Großfürsten zu ernennen!" — Außer glühender Ehrsucht war Habgier sein Fehler. Noch geldgieriger war seine Frau, von deren Bestechlichkeit man sich arge Dinge erzählte. Münnich.

Johann Heinrich Friedrich Ostermann war ein Westfale, der Sohn des lutherischen Geistlichen zu Bochum, geboren 1686. Ein Duell, in welchem er seinen Gegner tödtete, zwang ihn, von der Universität Jena zu fliehen. In Amsterdam stellte ihn der Viceadmiral Cruys, ein Holländer in russischem Dienste, 1704 als seinen Secretär an, empfahl ihn dem Czaren, der ihn in gleicher Eigenschaft in seinen Dienst nahm, zumal der fleißige junge Deutsche sich in kurzer Zeit der russischen Sprache vollkommen bemächtigte. Ostermann wurde Ostermann.

Vicekanzler:[1]) er war es, der den Frieden am Pruth abschloss, dann den Frieden von Nystadt, infolge dessen er in den Adelsstand und zum Geheimen Rath erhoben wurde. Katharina I. ernannte ihn zum Erzieher Peters II. und zum Mitglied des Regentschaftsrathes. Anna erhob ihn in den Grafenstand, unter ihr leitete er die äußeren Angelegenheiten.

Altrussen. Unzufrieden über diese Begünstigung der Fremden hofften die Altrussen, die sich selber die gleiche Fähigkeit zuschrieben, den Staat zu lenken, und andere Pläne verfolgt wissen wollten, wieder emporzukommen, wenn Münnich gegen die Türken eine Niederlage erleide. Sie rechneten dabei zugleich auf Einverständnisse in Schweden und auf den unzufriedenen Adel Polens. 30.000 Mann Schweden sollten in russisches Gebiet einfallen, sobald die Niederlage Münnichs eingetroffen wäre. Zu gleicher Zeit wollten dann die Unzufriedenen, an deren Spitze die Dolgoruki standen, einen Aufstand beginnen, die Kaiserin in ein Kloster sperren, Biron umbringen, die Prinzessin Anna und ihren Gemahl auf ein Schiff packen und nach Deutschland schicken. Zu gleicher Zeit wollte man über die Deutschen herfallen, einige der einflussreichsten sollten erschlagen, die andern alle aus Russland verjagt werden. Elisabeth, Peters I. Tochter, sollte als Kaiserin ausgerufen werden und mit einem Fürsten Naryschkin sich vermählen.

Verschwörung. So war der Plan der Verschwörung. Man wartete nur die Nachricht von der Niederlage Münnichs ab, um sogleich loszuschlagen. Da aber bei Unternehmungen dieser Art, wenn sie verschoben werden, das Geheimnis kaum bewahrt werden kann, so erhielt die Regierung bald Kunde von der Gefahr, in der sie schwebte. Die verdächtigen Leute wurden festgenommen; ihre Pläne waren übrigens schon gescheitert an den Siegen Münnichs und an dem Frieden mit den Türken. Frankreich suchte jeden Verdacht von sich abzuwälzen, Schweden rührte sich nicht, die Gefangenen machten Geständnisse und wurden hingerichtet. Diesmal erzeigten weder die Czarin, noch ihre Rathgeber Barmherzigkeit.[2]) Die Verbannung, selbst nach Sibirien, schien ihnen nicht genügend, um so viel Verwegenheit zu bestrafen. Dolgoruki. Drei Fürsten Dolgoruki wurden in Nowgorod enthauptet, Iwan, der Freund Peters II., vorher gerädert; beide Feldmarschälle Dolgoruki wurden zum ewigen Gefängnis verdammt. All das geschah im Monate November 1739.

Einer der unbarmherzigsten Verfolger der in diese Verschwörung Verwickelten war der Minister Artemon Wolinski, aber nicht aus Eifer für seine Herrin, sondern um durch Vernichtung von Nebenbuhlern sich die Bahn zum Throne offen zu erhalten. Neben der ersten Verschwörung gieng, von ihr nicht geahnt, eine zweite, viel gefährlichere, von Wolinski geleitete, einher.[3]) (Wolinski.)

[1]) Hempl, Leben und Fall des Grafen Ostermann. Frankfurt 1742.
[2]) La cour de Russie, il y a cent ans, 1725—1783, p. 58.
[3]) Ausführlicher Bericht nach den Briefen des Gesandten Petzold bei Herrmann, Geschichte des russischen Staates, V, S. 607—625.

Artemon Wolinski stammte aus einem altadeligen Geschlecht, welches Jugend. mit der jüngeren Linie der Romanows verwandt war. Den Staatsdienst begann er als gemeiner Soldat in der Garde unter Peter I. Durch seine Findigkeit, Munterkeit, Regsamkeit gefiel er dem Kanzler Schaffirow, der ihn beförderte, dafür aber nur Undank und Verdächtigungen einerntete. Wolinski war von einem maßlosen Ehrgeize beseelt, Dankbarkeit, Rücksichten waren Dinge, die seine Seele nicht kannte, alles war ihm nur Mittel zum Zwecke. Früh Statthalter in Astrachan, begieng Wolinski Räubereien, bei welchen man ebensosehr über die Keckheit, als über das Unmaß von Habgier und Erbarmungslosigkeit staunen musste. Schurkereien. 1720 als Gesandter an den Schah geschickt, suchte er die Verlegenheit und die Angst der Perser auszubeuten; er versprach, gute Berichte an den Czaren einzusenden, wenn sie ihm 400.000 Rubel geben. Die Orientalen waren aber listiger als er, sie gaben ihm eine Anweisung an den Statthalter von Schirwan, bedeuteten diesem jedoch insgeheim, dass er sich mit der Leerheit der Casse entschuldigen solle. Wolinski hatte die günstigsten Berichte schon abgesendet, bekam aber dafür keinen Heller. Um sich zu rächen, schrieb er nun dem Czaren, wie er mit einigen tausend Mann die glänzendsten Eroberungen machen könnte. Dadurch ward die Kriegslust in Peter I. erweckt, er kam mit einem Heere, fand aber Peter I. alles viel schwieriger und kam dabei auf die zahllosen Betrügereien seines Statthalters. Fast rasend vor Zorn ertheilte der Czar dem Schuldigen so viele Stockschläge, dass dieser Jahr und Tag das Bett hüten musste. Auf die Mahnung Katharinas, er möge den Schuldigen vor Gericht stellen und die Bestrafung anderen Händen überlassen, entgegnete Peter I. immer: „Wolinski ist mein Verwandter, darum muss ich ihn selber prügeln.“ Dennoch wusste Wolinski unter Anna wieder zu Gnaden zu kommen, obschon seine Schurkereien fortdauerten. Er schmeichelte sich durch endlose Aufmerksamkeiten und durch seine Beredsamkeit Ränke. und Fähigkeit in der Feder beim eigentlichen Träger der Gewalt, bei Biron, ein, den man vergebens vor ihm warnte. Der Herzog äußerte immer, er wisse wohl, was Wolinski für Fehler habe, aber unter den Russen sei kein besserer und geschickterer zu finden. Wolinski bekam die Leitung der kaiserlichen Stutereien, dann das Oberjägermeisteramt, und wusste, trotz zahlloser Unterschlagungen, immer ungestraft durchzukommen. Jaguschinski sagte 1736 von ihm, er sehe voraus, dass Wolinski durch seine Schmeicheleien und Ränke noch Minister werden würde, es gehe aber höchstens zwei Jahre, dann werde man ihn hängen müssen. Wirklich Wolinski hängenswert, wurde Wolinski Minister, sein Einfluss stieg mit jedem Tag. Die Kaiserin wurde nur bedenklich, als ihr Kurakin eines Tages sagte, obschon sie sonst in allem die Regierung im Geiste Peters I. fortsetze, so lasse sie sich in einer Angelegenheit eine Versäumnis zuschulden kommen: Peter I. habe nämlich den Grafen Wolinski bereits auf so schlechten Wegen angetroffen, dass er ihm den Strick um den Hals gelegt; wenn also die Kaiserin, da doch Wolinski nicht besser geworden, den Strick nicht vollends zuziehe und ihn aufhängen lasse, so scheine es, dass wenigstens in dieser Beziehung des Kaisers Absicht nicht vollführt werde. Anna lachte darüber; als ihr aber der Herzog von Kurland eines Tages erklärte, mit Wolinski werde er nicht weiter zusammen dienen, einer von beiden müsse weichen, da wurde Wolinski zuerst das Cabinet der Kaiserin verboten, dann erhielt er Hausarrest. Der Schlaue war seiner Meisterschaft so sicher, dass er getrost der will Czar werden, Zukunft entgegensah und sich nicht einmal die Mühe nahm, seine Papiere zu verbrennen. Die Untersuchungs-Commission fand aber zu ihrem Staunen in seinen Papieren die Beweise einer gefährlichen, dem Ausbruche nahen Verschwörung.

in Haft, In der Nacht vom 24. April 1740 wurde Wolinski gefesselt nach Schlüsselburg gebracht.

Es war in der That höchste Zeit: durch das ganze Reich waren Verbindungen angeknüpft, Officiere und gemeine Soldaten, Reiche und Arme, waren von ihm ins Netz gezogen! Die Zahl der Mitschuldigen schien unübersehbar, insbesondere war der Hass der Russen gegen die Deutschen von ihm benutzt. Im Sommer 1740 sollte die Kaiserin auf ihrem wenig bewachten Lustschloss Peterhof *der Verschwörung* von den Verschworenen überfallen, Biron, Münnich, Ostermann, Löwenwolde ermordet, der Pöbel in den Städten Russlands zur Niedermachung der Deutschen und zur Plünderung aufgerufen werden. Wolinski wollte dann der Czarin seine Hand anbieten, gehe sie nicht darauf ein, so solle Anna in ein Kloster gesteckt werden. In diesem Falle wollte Wolinski der Tochter Peters I., Elisabeth, seine Hand anbieten, lehne sie ab, so solle auch sie zur Nonne geschoren werden. Auf einem Stammbaum, den man unter seinen Papieren fand, war oben eine Prinzessin von Volhynien abgebildet, die einen Großfürsten von Russland geheiratet hatte, welche auf den unten im Kaiserornat stehenden Grafen Wolinski hindeutete. Je weiter die Untersuchung gieng, umso größer erschien die Zahl der Verschworenen. Ministerstellen waren den Hauptheilnehmern verheißen, Eichler, der Secretär der Kaiserin, welcher Wolinski jeden Tag hinterbrachte, was sie gesprochen, was sie unterschrieben, was sie im Plan habe, sollte die Güter der Dolgoruki bekommen. Namentlich war aber auf die Raublust der gemeinen Russen gerechnet. Schon 1737 waren in den Hauptstädten Russlands furchtbare Brände entstanden, wahrscheinlich durch Anstiftung Wolinskis, welchem kein Mittel zu schlecht war, wenn es galt, das Volk mit der Regierung unzufrieden zu machen. Aus Bosheit gab anfangs Wolinski seine Gegner am Hofe als Mitverschworene an, man konnte ihn *überwiesen,* aber aus seinen eigenen Schriften widerlegen und ihm alles beweisen. Um ihn für seine Bosheit zu züchtigen, wendete man die Knute an und, um der Marter ein Ende zu machen, gestand Wolinski zuletzt alles. Am 8. Juli bestieg er das *hingerichtet.* Schaffot. Den Zuspruch des Geistlichen wies er zurück, das Vaterunser zu beten sei unnöthig, weil er seinen Schuldigern zu vergeben nie begehrt habe und es auch noch nicht begehre. Er bereue nicht das Unternehmen, sondern nur seine Unvorsichtigkeit, durch welche es misslang und für die er allerdings den Tod verdient habe. Mit Wolinski wurden zwei andere enthauptet, Eichler kam mit Verbannung nach Sibirien davon.

Diese Vorgänge zeigten, auf welchem Vulcan die deutsche Partei stand, und waren eine dringende Mahnung für sie, die Ordnung der Thronfolge in ihrem Sinn zu betreiben, da die Czarin keine Kinder hatte und von ihrem Willen allein die Thronfolge abhieng, seit dem oben angeführten Erbfolge-*Thronfolge.* gesetz Peters I. Die Verwandten, welche in Frage kamen, waren: der Sohn der Anna Petrowna, der ältesten Tochter Peters I. und Katharinas I. aus der Ehe mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, Karl Peter *Elisabeth.* Ulrich, welcher aber erst dreizehn Jahre alt war. 2. Die Prinzessin Elisabeth, eine Tochter Peters und Katharinas I., damals dreißig Jahre alt, die sehr begabt und sehr schön war; für sie waren die Altrussen thätig, aber gerade deshalb waren die Deutschen gegen sie. Zum Vorwand nahmen letztere das unregelmäßige Leben der Prinzessin, die mit gewöhnlichen Leibgardisten sich

einließ. Der französische Gesandte schrieb 1730 an seinen Hof:[1]) „Die Prinzessin führt ein sehr ausschweifendes Leben, das ist gewiss, und dass sie sich in der öffentlichen Meinung zugrunde richtet, scheint der Czarin nicht zu missfallen. Betrachte ich die Schönheit und den Geist dieser Prinzessin, so muss ich mich ärgern, dass sie sich selbst so sehr herabwürdigt, denn mit der Zeit muss das unter die Leute kommen. Sichere Nachrichten über sie hat mir im größten Vertrauen ihr Leibarzt Lestocq mitgetheilt." Die Czarin war gegen den Holsteiner, gegen Elisabeth, dagegen sehr für ihre Nichte, die Tochter ihrer älteren Schwester Katharina Iwanowna und des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg. Elisabeth Katharina Christina hieß diese Nichte, welche 1718 geboren, am Petersburger Hof erzogen war und bei ihrem Übertritt zum griechischen Bekenntnis der Czarin zu Ehren den Namen Anna angenommen hatte. Bei der aufrichtigen Zuneigung der Czarin zu Anna galt diese bald für die voraussichtliche Thronfolgerin. Zum Unterschiede von der Czarin Anna Iwanowna heißt sie Anna Karlowna oder Lepoldowna. Anna Karlowna.

Nun kam aber die wichtige Frage, wer ihre Hand gewinnen und mit ihr den Thron besteigen werde. Biron war nicht zufrieden mit dem Herzogthum Kurland, er wünschte seinen Sohn mit der Thronfolgerin vermählt zu sehen. Sein Einfluss auf die Czarin war gewaltig. Der französische Gesandte schreibt 1741:[2]) „Biron unternimmt ein großes Wagnis in Anbetracht dessen, was er noch vor wenigen Jahren war, doch seit er Herzog und durch die Gunst der Kaiserin allmächtig ist, so kann man nicht voraussehen, wohin die Gunst der Kaiserin ihn noch bringen wird, wenn er bei der Majestät in Gnade bleibt. Eines der größten Hindernisse für seinen Plan ist die Jugend seines Sohnes. Peter von Kurland ist erst dreizehn Jahre alt, Anna von Mecklenburg dagegen zwanzig, und wenn nicht sehr schön, so doch hübsch." Bei seiner nahen Verbindung mit dem russischen Hofe hatte der Wiener längst auf Ordnung der Thronfolge gedrungen und den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern vorgeschlagen, den Neffen des Kaisers und Schwager Friedrichs II. von Preußen. 1733 kam dieser Prinz nach Petersburg, fand bei der Czarin, die ihn zum Obersten eines Kürassierregimentes ernannte, die beste Aufnahme und bewies Muth im Kriege gegen die Türken, so dass Münnich seines Lobes voll war. Aber die Prinzessin schien ihm abgeneigt, und von der Czarin wusste man, dass sie ihrer Nichte freie Wahl lassen wolle. Darauf rechnete Biron. Er und sein Sohn suchten die Gunst der Prinzessin zu gewinnen, aber vergebens. Sie hasste den alten Biron wegen seines herrschsüchtigen Wesens und bewies Widerwillen gegen den Sohn. Wenn sie nur zwischen dem Herzog von Braunschweig und dem Herzog von Kurland wählen durfte, so gab sie dem ersten den Vorzug. „Er ist im letzten Feldzuge groß geworden", schreibt der französische Gesandte,[3]) „und ist ein hübscher Mann. Ich glaube, dass der Herzog von Kurland sich zuletzt ergeben hat gegen die Bedingung, dass der Bevern seinem Sohne eine seiner Schwestern zur Gattin geben muss." Am 3. Juli 1739 ward Anna mit dem

Biron. Braunschweig-Bevern. und Anna Karlowna.

[1]) La Russie, il y a cent ans, 1725—1783, p. 49.
[2]) Ibid. p. 51.
[3]) Ibid. p. 55.

Prinzen von Bevern vermählt, am 23. August 1740 gebar sie einen Sohn, welcher in der Taufe den Namen Iwan empfieng.

Iwan.

Biron hoffte auf anderem Wege zu seinem Ziele zu kommen. Auf einmal bestimmte die Czarin, deren Leben zur Neige gieng, den jungen Iwan zu ihrem Nachfolger. Die Garden, die Minister, die Beamten, der Clerus mussten diese Thronfolge-Ordnung beschwören. Aber die Czarin hatte noch nicht bestimmt, wer Vormund und Regent für das Kind sein sollte. Biron wünschte beides zu werden, und schlug nun, sei es, dass er von der Nation hiezu gedrängt erscheinen wollte, sei es, dass Anna mit ihrer Entscheidung zögerte, wie es Sterbende gern thun, folgendes schlaue Verfahren ein.

Bestuschew.

Bestuschew hatte Birons Glück begründet und dafür zum Dank von diesem die Stellung Wolinskis im Ministerium erlangt. Bestuschew war Biron treu und zugleich sehr geschickt und holte jetzt für ihn die glühenden Kohlen aus dem Feuer. Anna, sagte er, kann man die Vormundschaft nicht übertragen, sie hat den rachsüchtigen Charakter ihres Vaters, auch könnte ihr Mann, durch seine Beziehungen zu Wien und Berlin, allzusehr geneigt sein, Russland in das Fahrwasser der Politik jener Höfe hineinzuziehen. Sie versteht Russland und die Geschäfte nicht, noch weniger ihr Mann. Sie durch einen Regentschaftsrath binden, gehe nicht an, denn nur ein entschiedener Wille könne Russland leiten, und in dieser Noth könne nur der unerschrockene, kluge und des russischen Wesens so kundige Biron aushelfen. Die russischen Minister stimmten zu und sandten Bestuschew an Biron, ob er auch die Regentschaft annehmen wolle, falls ihm die Majestät sie anvertraue. Biron sagte anfangs, diese Last gehe über seine Kräfte hinaus. Da beschwor ihn aber Bestuschew, er dürfe Russland in dieser Noth nicht verlassen, wo er ihm den wichtigsten Dienst erweisen könne und wo das Wohl des Reiches und seines Herzogthums von seiner Wahl abhänge und ihm das Vertrauen der ersten Männer des Reiches entgegenkomme. Nach langer Weigerung zum Schein erklärte sich Biron bereit, die Bürde auf sich zu nehmen.[1]) Nun ließen die russischen Minister Ostermann kommen und baten ihn um seine Meinung, der aber in seiner gewohnten Art in dieser heiklichen Sache nicht recht mit der Sprache heraus wollte: er sei ein Ausländer, die Russen müssten darüber entscheiden. Die Russen aber drückten ihr Erstaunen aus, wie er sich noch als Fremden betrachten könne, da er seit Jahren doch das Ministerium des Äußeren leite; er sei dadurch nicht bloß Russe, sondern wiege 20.000 Russen auf. Allmählich merkte Ostermann, wie die Sache stand, sprach sich jetzt auch für die Regentschaft des Herzogs von Kurland aus und wurde deshalb aufgefordert, die Urkunde in Betreff der Thronfolge Iwans und eine zweite in Betreff der Regentschaft Birons auszufertigen und von der Czarin unterzeichnen zu lassen. Ostermann gieng zur Herrscherin, welche aber nur die erste Urkunde unterzeichnete und hinsichtlich der Regentschaft erklärte, dass man nach ihrem Tod das Nöthige schon geordnet finden werde. Eine Verschlimmerung der Krankheit ließ den raschen Tod der Czarin befürchten, noch ehe sie über die Regentschaft des Herzogs von Kurland entschieden habe. Da unterzeichneten alle höheren Beamten und Officiere eine Urkunde, worin sie sich für die Regentschaft des Herzogs von Kurland aussprachen, im Falle die Kaiserin sterbe, ohne sie angeordnet zu haben. Offenbar wollte Biron dadurch nur beweisen, dass er der Mann der Nation sei. Dass die Czarin die nöthigen Anordnungen schon getroffen habe, war er sicher.

Ostermann.

---

[1]) La Russie, il y a cent ans, 1725—1783, p. 64.

Am 28. October 1740 abends starb die Kaiserin; am nächsten Morgen giengen die Großen in den Palast, um die Gemächer zu versiegeln. Eine Kammerfrau erklärte, die Verstorbene habe ihr eine wichtige Urkunde versiegelt anvertraut, es war das Testament, welches den Herzog von Kurland zum Regenten bestimmte, bis Iwan III. das siebzehnte Jahr erreicht habe. Biron Regent.

So schien denn Biron auf eine Reihe von Jahren die Herrschaft über das ungeheure Reich gesichert. Ohne ein Zeichen der Missbilligung wurde die Anordnung der verstorbenen Herrscherin hingenommen, der englische Gesandte Finch[1]) schrieb damals nach London: „Man ist allgemein froh, dass die Regierung dieses Landes in den Händen eines Mannes ist, welcher bisher so viele Beweise von Muth und Klugheit gab."

Aber zwei Personen konnten diesen Schmerz nur schwer verwinden, Anna und ihr Gemahl. Jene hatte lange auf die Krone sicher gerechnet, und als diese Hoffnung fehl schlug, doch wenigstens auf die Regentschaft an Stelle ihres Söhnlein Iwan. Wie mochte sie Biron hassen wegen des Unrechtes, das nach ihrer Überzeugung ihr angethan wurde! — Doch wusste sie ihren Schmerz noch zu verbergen und Biron suchte ihr keinen weiteren Grund zur Klage zu geben und wies ihr einen Gehalt von 200.000 Rubel an. Aber ihr Gemahl ließ sich von seiner Umgebung öfter auseinandersetzen, dass er eigentlich Regent sein sollte, dass ohne Zweifel die Anordnungen der Kaiserin gefälscht seien, dass man einen Schlag wagen müsse, und hatte nicht Schweigen geboten. Als Biron dies hörte, stellte er Braunschweig zur Rede: obschon er Vater des Kaisers sei, so höre er doch nicht auf, dessen Unterthan und zum Gehorsam gegen den verpflichtet zu sein, den die Kaiserin zum Regenten bestimmt habe. Braunschweig-Bevern entschuldigte sich, er habe auf solche Reden nicht geachtet und werde in Zukunft keinen Grund zur Beschwerde geben. Anna aber erklärte, sie habe gar nichts davon gewusst, und suchte den Zorn des Regenten zu beschwichtigen. Desungeachtet wurde ihr Gemahl am nächsten Tag vor den Staatsrath berufen und über seine Pläne befragt, und unter Thränen soll der Herzog von Braunschweig eingestanden haben, er habe sich mit dem Plane einer Schilderhebung getragen. General Uschakow, der bei der Untersuchung den Vorsitz führte, sagte ihm darauf: „Prinz, alle Welt wird Sie als den Vater unseres Kaisers behandeln; wenn Ihr Benehmen uns aber dazu zwingt, so werden wir Sie als den Unterthan unseres Kaisers behandeln und im Nothfalle gegen Sie als Hochverräther wider ihren eigenen Sohn, den Kaiser, mit derselben Strenge, wie gegen den geringsten seiner Unterthanen, einschreiten." — Der Regent erklärte dann, wie er mit gutem Fug die Gewalt in Händen habe, sie aber gerne niederlege, wenn die Versammelten den Prinzen für fähiger hielten, worauf die Anwesenden ihn beschworen, an der Spitze zu bleiben, zum Wohle Russlands! Ostermann setzte auseinander, dass die Urkunde, welche Biron zum Regenten bestellte, vollkommen richtig sei und Giltigkeit habe. Auch Braunschweig musste diese Erklärung unterschreiben und galt fortan für vollkommen entwaffnet.

Anna Karlowna. — Bevern vor Gericht bloßgestellt.

Wiederum schien die Gewalt des Herzogs von Kurland fest begründet. Biron glaubte, durch Schmeicheleien verwöhnt, er sei allgemein angebetet; nur die Prinzessin Elisabeth schien bei ihrer Beliebtheit ihm noch gefährlich; er gab ihr

[1]) La Russie, il y a cent ans, p. 67.

Elisabeth. darum Geld, so viel sie wollte, weil er wusste, dass sie keinen Ehrgeiz habe und nur ihrem Vergnügen nachgehen wolle. Anna suchte sich mit dem Regenten gutzustellen, und ihr Gemahl war so gedemüthigt, dass er gar nicht mehr seine Wohnung verließ. — „Der Regent“, schreibt der englische Gesandte,[1] „widmet sich mit großem Eifer den Geschäften; wenn er so fortfährt, wie er angefangen hat, so hat Russland den Vortheil und er den Ruhm davon. Ein Glück, dass Wolinski nicht mehr lebt, der hätte sicher Russland an allen vier Enden in Brand gesteckt. Übrigens ist die Zukunft dennoch sehr unsicher; der junge Czar kann sterben, die Prinzessin kann noch andere Kinder bekommen, sie hat letzthin gesagt, sie sei noch zu anderen Sachen gut, als nur um das Geschlecht fortzupflanzen. Der französische Gesandte begünstigt Elisabeth, der preußische und österreichische begünstigen Anna.“

Münnich Eine unerwartete Wendung der Dinge führte der Feldmarschall Münnich herbei, der in seinen Erwartungen nicht befriedigt, Biron mit einem kühnen Schlag am 22. November 1740 zu Fall brachte.

Der englische Gesandte berichtet darüber:[2] „Der Regent ließ sich durch Schmeicheleien in eine falsche Sicherheit einwiegen und war überzeugt, er sei höchst beliebt beim Volke, und so sicher seiner Macht, dass er zu Anna am 17. November sagte: ‚Ich kann Sie und Ihren Gemahl nach Deutschland schicken, es gibt noch einen Herzog von Holstein, den ich nach Russland kommen und zum Kaiser machen kann.‘ — Nun wusste Anna, dass für sie die höchste Gefahr sei. Unter Thränen klagte sie am 18. November dem Grafen Münnich, wie der Regent sie behandle und dass ihr nichts übrig bleibe, als Russland zu verlassen, und bat ihn, er möchte doch alles aufbieten, damit sie ihr Kind mitnehmen könne und es sicher sei vor den Gefahren, welche russische Herrscher bedrohen, und damit sie es nicht in den Händen eines Mannes lassen müsse, der ihr Todfeind sei. Münnich fragte, ob sie je von solchen Dingen mit einem anderen Mann gesprochen habe. ‚Mit keiner Seele‘, entgegnete Anna. Da versprach er, sie vom Tyrannen stürzt Biron, zu befreien, sie musste ihm aber das Versprechen strengster Verschwiegenheit geben. Am 20. November war Münnich beim Regenten zur Tafel geladen. Biron war an diesem Tage sehr niedergeschlagen, wie wenn er eine Ahnung hätte von Gefahren. Auf den Straßen hatte er gefunden, die Leute sähen so düster aus; seine Gäste beschwichtigten ihn, es komme dies vom allgemeinen Schmerz über den Tod der Kaiserin. Münnich gieng von ihm weg zu Anna und sagte ihr, heute Nacht müsse sie sich gerüstet halten, es sei keine Zeit zu verlieren, denn am nächsten Tage solle sein Regiment, auf das er sich verlasse — und mit dem er den Schlag führen wolle, abziehen. Anna war anfangs wie betäubt und wollte seinen Plan wissen. Münnich aber erklärte, den müsse er bei sich behalten, er verlange nur, dass Anna in der Frühe gegen drei Uhr bereit sei. ‚Wohlan,‘ rief sie, ‚ich vertraue mich, meinen Mann und mein Kind Ihnen an. Möge Gottes Vorsehung Sie geleiten und uns alle schützen.‘ Münnich gieng zum Abendessen zum Regenten, der jetzt noch viel schwermüthiger war und kaum ein Wort sprach. Der Feldmarschall meinte, es sei dies wahrscheinlich Folge einer Verkühlung, die durch einen guten Schlaf sich heben werde, saß aber auf Nadeln, als einer der Gäste ihn fragte, ob er auch schon bei Nacht ein Unternehmen gewagt habe; doch fasste

[1]) La Russie, il y a cent ans, p. 75.
[2]) Ibid. p. 76.

er sich schnell und sagte: ‚Ich entsinne mich nicht, aber es war stets mein Grundsatz, günstige Gelegenheiten zu benützen.‘“

Um zehn Uhr verließ er den Regenten, um zwei Uhr begab er sich mit dem General Manstein in den Winterpalast, wo Anna wohnte, und gieng mit einigen Officieren zu ihr. Sie klagte über ihre unglückliche Lage und gab ihnen Befehl, den Regenten zu verhaften und in allem Münnich zu gehorchen. Mit einer bereit gehaltenen Abtheilung seines Regimentes gieng Münnich dann zum Palaste, wo der Regent wohnte und befahl den Officieren der Wache, Manstein zu geleiten. Kein Mann wagte den Befehlen des Feldmarschalls zu widersprechen. Manstein gieng mit zwölf Mann in das Zimmer des Regenten, der in ruhigem Schlaf lag; man weckte ihn unsanft auf; als er mit der Faust um sich schlug, wurde er gebunden und geknebelt, mit seiner Gattin in die Bettdecken gewickelt und in einem Wagen in den Palast der Anna gebracht. Seine Verwandten und Bestuschew wurden gleichfalls verhaftet, nach Schlüsselburg gebracht und eine Untersuchung gegen sie eingeleitet. Als die Herzogin von Kurland erfuhr, wer alles angeordnet habe, schrie sie laut auf, sie hätte eher geglaubt, dass der allmächtige Gott sterben, als dass Münnich sich so gegen sie benehmen könne. Die Garden und alle Stände der Gesellschaft legten den Huldigungseid ab, vor allen die Prinzessin Elisabeth. In einem Manifest erklärte Anna, dass sie als Großfürstin von Russland für ihren unmündigen Sohn Iwan III. die Regentschaft übernommen habe; ihr Gemahl wurde zum Generalissimus und Mitregenten, Münnich zum ersten Minister ernannt. Ostermann behielt die auswärtigen Angelegenheiten.

Biron wird verhaftet. Anna, Großfürstin.

Derart verfügten Fremde über Russland. Dieser Mangel an Selbstbestimmung bei diesem Volke kann in Erstaunen setzen, wenn man nicht in Erwägung zieht, dass den Russen im Mittelalter der geistiges Leben weckende Kampf zwischen Staat und Kirche fehlte, dass sie ferner lange unter mongolischer Herrschaft standen, von deren Folgen der Geschichtschreiber Karamsin mit Recht sagt: „Den Nationalstolz vergessend, erlernten wir die niedrigsten Ränke der Sclaverei, welche bei den Schwachen die Stärke ersetzen. Die Tataren betrügend, betrogen wir uns gegenseitig; uns mit Geld loskaufend von der Barbaren Gewaltthätigkeit, wurden wir habsüchtig; der Niedertracht fremder Tyrannen unterworfen, wurden wir gefühllos gegen Beleidigungen und Schande. Der Russe zu Jaroslaws Zeiten kannte Schläge nur bei Raufereien. Der Mongole brachte uns körperliche Strafen: Brandmarkung für den ersten Diebstahl, für Staatsverbrechen die Knute.“ [1])

[1]) Karamsin, Geschichte Russlands, V, S. 297.

Kunst und Wissenschaft in England, Frankreich und Deutschland.

England.

Die Könige aus dem Hause Hannover haben das Verdienst, dass sie die Verfassung nicht antasteten, dass unter ihnen das Volk seiner Freiheiten sich erfreute, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe, im Reichthum große Fortschritte machte.

Wie der Anblick Englands erhebend auf Fremde, namentlich auf Franzosen wirkte, zeigt einer der Briefe Voltaires, die er nach dreijährigem Aufenthalte auf der Insel veröffentlichte: „Das englische Volk ist das einzige auf der Erde, das dahin gelangt ist, durch seinen Widerstand die königliche Gewalt zu regeln, und das sich durch eine Reihe von Anstrengungen endlich diese weise Regierungsform gegeben hat, wo der Fürst alle Macht besitzt, Gutes zu thun, während ihm für das Üble die Hände gebunden sind; wo die Adeligen groß sind ohne Übermuth und ohne Vasallen, und das Volk an der Regierung Antheil hat ohne Unordnung. Die Regierung Englands ist nicht auf Glanz berechnet; ihr Zweck ist nicht, Eroberungen zu machen, sondern zu verhindern, dass ihre Nachbaren solche machen. Dieses Volk ist nicht bloß auf seine eigene Freiheit eifersüchtig, sondern auch auf die der anderen Völker. Es hat etwas gekostet, allerdings, die Freiheit in England zu begründen, es sind Ströme von Blut geflossen, worin das Götzenbild des Despotismus ersäuft worden ist; aber die Engländer glauben ihre Freiheit nicht zu theuer erkauft zu haben. Die anderen Nationen haben nicht weniger Blut vergossen, aber das Blut, das sie für die Sache ihrer Freiheit vergossen haben, hat nur zum Kitt ihrer Knechtschaft gedient."

Was nun zunächst die Dichtung anbelangt, so ist zu bemerken, dass darin das Verständige, das lehrhaft Betrachtende vorwiegt. Es ist die Zeit der großen Satiriker, der Romane und Zeitschriften zum Zweck der Belehrung. —

Die Satiriker Swift, Steele, Addison.

Der gefürchtetste Satiriker dieser Zeit ist Jonathan Swift, eigentlich mehr Pamphletist, als Dichter, geboren 30. November 1667 in Dublin, der Sohn eines in Irland ansässigen Engländers, von unvermischtem englischen Geblüte: auf die Irländer sah er sein ganzes Leben hindurch als auf eine fremde, der Sclaverei verfallene Kaste herab. Swift war ein frühreifes Kind: mit drei Jahren konnte er schon lesen, mit sechs lernte er Latein, mit sechzehn bezog er die Hochschule. An der Universität zu Dublin machte Swift seine Studien durch; Noth trieb ihn zur Theologie, für die er kein Talent und kein Herz hatte. Als er die Universität 1686 verließ, erhielt er mit Mühe und nur mit besonderer Gnade den Grad eines Bacalaureus. Wie Swift in dem satirischen Aufsatz über das Schicksal eines Geistlichen durchblicken läßt, war sein Talent zur Poesie und ein kleines Spottgedicht auf einen durch seine Dummheit berüchtigten Lehrer schuld daran, in Wahrheit jedoch scheint sich Swift nur durch sein unordentliches Leben und seine schlimmen Streiche ausgezeichnet zu haben. Der Bürgerkrieg in Irland 1688 vertrieb ihn nach England; er war weitläufig verwandt mit William Temple und fand Zuflucht auf dessen Landsitz Moorpark und wurde dessen Secretär. Dem strengen Staatsmann gegenüber zeigte er sich sehr zahm und sprach nur im Tone eines Bedienten zu ihm; „in Wahrheit war aber der demüthige Diener im Herzen der hochmüthigste, hochstrebendste, rachsüchtigste und gewaltlustigste Mensch und war seine Zahmheit lediglich die, womit ein gefangener, eingesperrter, halbverhungerter Tiger sich dem Wärter unterwirft, der ihm Futter bringt. Wenig träumte sich Temple,[1]) daß das plumpe Äußere seines Untergebenen ein für Politik ebenso wie für Literatur berufenes Genie verhülle, ein Genie, welches bestimmt war, große Königreiche zu erschüttern, das Lachen und die Wuth von Millionen zu erregen und der Nachwelt Denkmäler zu hinterlassen, welche nur mit der englischen Sprache untergehen können.“ Dort lernte Swift auch Esther Johnson, ein schönes Kammermädchen, kennen, die später unter dem Namen Stella in seinem Leben eine so traurige Rolle spielt. Swift hatte einen unersättlichen Ehrgeiz, die Stellung im Hause Temples war ihm drückend, so bekam er die Pfarre Kilroot in Irland. Dort fühlte er sich aber vereinsamt und kehrte zu Temple zurück und blieb in Moorpark bis zu dessen Tod 1691. Wieder ward Swift Dorfpfarrer, allein für diese Stellung war er nicht geschaffen: sein Ehrgeiz verlangte nach einem großen Schauplatz, auf dem er sein satirisches Talent geltend machen konnte, obschon er auch als Pfarrer nur Satiren predigte. Zur erfreulichen Thätigkeit als Dorfpfarrer hatte Swift zu wenig Glauben und zu wenig Liebe zu seinen Mitmenschen; er ist eine negative, hochmüthige Natur. 1701 übergab er seine Pfarre einem Verweser und eilte nach London, schloß sich den Wighs an, wurde ihr eifrigster und witzigster Vorkämpfer, schrieb Lobreden auf Somers, von dem er damals behauptete, es gebe keine Tugend des öffentlichen oder Privatlebens, die der edle Lord nicht in der einen oder anderen Lebenslage auf der Weltbühne vorgeführt hätte. Swift verlangte von den Whigs einen Bischofssitz; als sie ihm denselben nicht zu verschaffen vermochten, brach er mit ihnen, nannte Somers einen Mann, der alle ausgezeichneten Eigenschaften besitze, nur keine Tugend. Die Whigs hatten alles für ihn gethan, allein Swift war sich selber durch sein „Märchen von der Tonne“ in den Weg getreten; es ist

Swift. Lebensgang. Bei William Temple. Stella. Pfarrer. Warum er nicht Bischof wird.

[1]) Macaulay, Essay on William Temple.

The tale of a tub. dies die schneidendste Satire auf die katholische, lutherische und calvinische Confession. Der Verfasser thut, als ob er das Christenthum von den Confessionen trenne, allein Voltaire meint mit Recht, man könne den Vater nicht verehren und dabei seinen Kindern Ruthenstreiche geben. Die Seeleute, sagt Swift in der Vorrede, pflegen, wenn sie einem Walfisch begegnen, eine leere Tonne auszuwerfen, um ihn damit zu locken und zu verhindern, dass er das Schiff angreife. So soll demnach das „Märchen von der Tonne" die Feinde der Kirche von einem Angriff auf die Religion abhalten. Eine solche Fülle satirischen Geistes ist in diesem Buche, dass später Swift, als er einmal wieder das Märchen zur Hand nahm, ausrief: „Guter Gott, wie gewaltig war damals mein Geist!"

Der Vorkämpfer der Whigs gieng 1710 vollständig zu den Tories über: Rache für getäuschte Erwartungen und Hoffnungen auf ein Bisthum trieben ihn zu dieser Treulosigkeit. Übrigens leistete er Bedeutendes für seine neue Partei; The Examiner. seine Zeitschrift „The Examiner" wurde eine fürchterliche Waffe gegen seine ehemaligen Genossen. Unerbittlich griff er z. B. Marlborough an. Die Minister behandelten ihn wie ihresgleichen, dennoch konnten auch sie ihm kein Bisthum verschaffen: die Königin Anna traute dem Verfasser vom „Märchen von der Tonne" nie; nur die einträgliche Dechantei von St. Patrick in Dublin erwirkten sie ihm. Als Anna starb, verloren die Tories die Herrschaft, Swift musste auf seinen Posten, ward aber in Dublin vom Volke mit Steinwürfen empfangen. Auch die Folgen seiner Doppelliebe zu Stella und Vanessa (letztere ist eine Mistress Vanhombrig) verbitterten sein Leben. Stella hatte er Liebe und Ehe versprochen, sie war mit nach Irland gezogen, bei seinem zweiten Aufenthalte in London schwor er aber auch Vanessa, die von Stella nichts wusste, Liebe und Treue; auch sie zog ihm nach Irland nach. Die Wahrheit kam an den Tag; zuerst tödtete der Gram Vanessa, dann Stella. In die Zeit dieser Gemüthsverbitterung fallen die Drapiers letters. „Briefe eines Tuchhändlers", welche ihn schnell zum gefeierten Liebling der Iren machten und die Regierung zwangen, ein Münzpatent zurückzunehmen. Jedermann wusste, dass Swift der Verfasser sei, allein die Regierung konnte ihn doch nicht angreifen, da er seinen Namen nicht genannt hatte. Die neue Regierung kannte jetzt die Macht des Mannes, der aber wiederum charakterlos genug war, auch ihr seine Dienste für einen Bischofssitz anzubieten. Aber auch jetzt erreichte Swift das Ziel seiner ehrgeizigen Sehnsucht nicht und von neuem enttäuscht, kehrte er nach Dublin zurück.

Die ganze Glut seines Innern entfesselte Swift sofort in „Gullivers Reisen". „Ich verfolge", sagte er einst zu Pope, „in meinen Schriften eher den Zweck, die Welt zu quälen, als sie zu unterhalten, und wenn ich diesen Zweck ohne Gefährdung meiner Person und meines Vermögens erreichen könnte, würde ich der unermüdlichste Schriftsteller sein, den Ihr Euch denken könnt." Diesen Hass gegen die Menschheit, diese schadenfrohe Menschenverachtung zeigt denn auch Travels by Gulliver. die Geschichte des reiselustigen Matrosen Gulliver. Dieser kommt zuerst nach der Insel Lilliput zu einem zwergenhaften Geschlecht, unter denen er als Riese dasteht; dann auf die Insel Brobdignag, wo lauter Riesen wohnen, unter denen Gulliver als der kleinste Zwerg, als eine Merkwürdigkeit betrachtet wird. In den Pygmäen, wie in den Riesen zeichnet Swift handgreiflich das englische Leben mit seinen Gebrechen. Gulliver kommt dann auf die Insel Laputa, das Land der Mathematiker, die so zerstreut sind, dass man sie bei jeder wichtigen Angelegenheit durch einen Schlag auf den Mund oder das Ohr aus ihrer Zerstreutheit wecken muss. Newton und die Societät der Wissenschaften werden hier ge-

geißelt. Gulliver kommt dann in das Land der Hauyhuns, das Land der edlen und weisen Pferde, die ihn selber für eine Abart der Yähus, der auf der Insel lebenden Affen halten. Und mit dem Gedanken, dass die Menschen ein widerwärtiges Affengeschlecht und dass die Thiere eigentlich weiser und edler als die Menschen sind, und dass man von den Menschen eigentlich nichts erwarten dürfe, schließt die Erzählung, die mit solcher Anziehungskraft geschrieben ist, dass man sie für wahr halten möchte, mit solcher Ernsthaftigkeit und Umständlichkeit, als ob die Geschichte wirklich erlebt wäre. Die Kraft der Darstellung ist gewaltig, allein das Herz des Dichters ist voll kalter Menschenverachtung. Aus den letzten Zeiten Swifts sind nur noch Schmähschriften gegen Walpole und gegen die Dissenters vorhanden. Swifts Gemüth verbitterte sich immer mehr; zuletzt verfiel er in einen Zustand von Wahnsinn: in den letzten zwei Jahren sprach er kein Wort mehr. Sein Vermögen hatte er einem Irrenhaus vermacht. Swift starb am 19. October 1745.[1]) Dass er sich in die Kirche eindrängte, für welche er nicht passte, war Swifts Unglück; er selber sagt einmal ganz richtig: „Niemand hat jemals eine schlechte Figur gespielt, der seine eigenen Talente kannte, niemand eine gute, der sie verkannte."

Der andere große, aber edlere Satiriker ist Joseph Addison,[2]) geboren 1672; sein Vater Lancelot Addison war Militärgeistlicher in Tanger und schrieb nach seiner Rückkehr über die rabbinische Theologie und die Berberei ein sehr gutes Buch. Addison machte schon im fünfzehnten Jahre ausgezeichnete Verse. Er bekam ein Stipendium in Oxford und blieb zehn Jahre lang dort; er gab die „Metamorphosen" mit guten Noten heraus, war in den lateinischen Dichtern mehr bewandert, als in den Prosaikern, und in der lateinischen Literatur mehr als in der griechischen. Die lateinischen Verse die er schrieb, zeichnen sich durch Reinheit des Stils und leichten Fluß aus — so die „Schlacht der Kraniche und Pygmäen".[3]) Im zweiundzwanzigsten Jahre richtete er einige huldigende englische Verse an Dryden, durch den er mit Lord Montague bekannt wurde. Es war Politik dieses Staatsmannes und Somers, Männer von Talent durch die stärksten Bande des Interesses und der Dankbarkeit an die Whigpartei zu knüpfen. Die Literaten hatten großes Gewicht im Staate, bekamen aber in England im Staate nie den Einfluss wie in Frankreich nach 1830, weil England eine uralte Aristokratie hatte. Addison sollte ins Staatsleben kommen und eine Reise nach Frankreich machen, um sich auszubilden; er erhielt deshalb eine Jahrespension von 300 Pfund. Das Magdalenen-Collegium legte Verwahrung dagegen ein. „Ich gelte für einen Feind der Kirche," schrieb Somers zurück, „ich will ihr aber nie etwas anthun, als dass ich ihr Addison entziehe." Addison.

Addison gieng nach Paris und von da einige Jahre nach Blois, weil keine Engländer dort waren und sehr gut französisch gesprochen wurde. Von da kam er wieder nach Paris und wurde von Malebranche und Boileau höchst freundlich aufgenommen. Die spanische Erbschaft machte damals die Franzosen ungemein eitel, dies verleidete dem Engländer Paris, und er gieng nach Italien. das er nach allen Richtungen durchstreifte. Auf dem Heimwege schrieb er auf dem Mont-Cenis seine Epistel an Montague. Der Tod Wilhelms benahm ihm alle

[1]) Walter Scott, Memoires of Swift. — Thakeray, The english humorists. — Swifts Werke gaben Nichols (London 1808, 19 vol.) und Walter Scott heraus (Edinburg 1824, 10 vol.).

[2]) Macaulay, Critical and historical essays.

[3]) Musarum Anglicarum Analecta, vol. II.

Hoffnung auf Anstellung: er ward nun Führer eines reichen englischen Reisenden durch Deutschland. Hier schrieb er eine lateinische Abhandlung über alte Münzen. 1703 kehrte Addison nach England zurück, von allem entblößt, sein Gehalt war gestrichen. Doch sollte dieser Zustand der Armut nicht lange dauern.

Ein Torycabinet war zwar am Ruder, aber es regierte nach whigistischer Politik; Talente wurden gesucht. Godolphin besuchte den Dichter in seinem bescheidenen Dachstübchen und bat ihn um ein Lied über die Schlacht von Blenheim; es erschien und ward mit höchstem Beifall aufgenommen; Addison verließ die homerische Methode der Schlachtschilderung, die für unsere Zeit durch und durch unwahr ist und legte den Hauptaccent auf Marlboroughs Energie, Geist und Ruhe in der Gefahr. Das Bild vom Engel, der den Sturm lenkt und damals gefiel, ist mit Rücksicht auf den Orkan gewählt, der Britannien 1703 verheerte.[1]) — Addison bekam dafür eine Pension von 200 Pfund und Versprechen auf mehr. Bald darauf erschien seine „Reisebeschreibung über Italien", welche die Erwartung nicht befriedigte, weil sie nichts Politisches, sondern nur Erinnerungen des classischen Alterthums enthielt, später aber umso höher geschätzt wurde.

Die Dinge wurden den Wighs immer günstiger, sie kamen ins Ministerium. 1707 wurde Addison Unter-Staatssecretär, 1708 kam er ins Parlament. Er war zu schüchtern und sprach nur einmal, verlor aber darum seinen Einfluss nicht; denn damals standen schriftstellerische Talente in höherem Preise als rednerische, weil keine Geschwindschreiber im Parlamente waren und das Volk nur durch kritische Aufsätze die Reden seiner Abgeordneten kennen lernte; hierin war Addison aber ein Meister. Zugleich war es die Anmuth und die Bescheidenheit, die von dem Emporkömmling den Neid abwendete; seine Conversation gewann ihm aller Herzen, sie war die feinste und fröhlichste, Terenz und Catull zu gleicher Zeit. Addison war aber eingeschüchtert, wenn Fremde da waren. „Es gibt nichts, was über wirkliche Conversation gienge, aber zwischen zwei Personen."[2]) 1708 wurde Addison erster Staatssecretär in Irland und trat im irischen Parlament mehrmals eingreifend auf.

Steele. England hatte damals nur Zeitschriften für Politik und Theologie. Steele begann 1709 eine moralische Wochenschrift „The Tatler", den „Plauderer", herauszugeben, worin die Sitten geschildert, die Charaktere gezeichnet, die Laster gegeißelt und Verkehrtheiten mit dem Tone des Witzes und der Ironie behandelt werden sollten. Der leichte und fröhliche Ton des Blattes gefiel, der Erfolg war glänzend, aber Steeles Erfindungskraft reichte für den Bedarf nicht mehr aus, er bat Addison um Hilfe und dieser versprach sogleich Beiträge. „Es gieng mir", sagte Steele, „wie einem bedrängten Fürsten, der einen mächtigen Nachbar zuhilfe ruft. Ich wurde durch meinen Bundesgenossen vernichtet. Wie ich ihn einmal herzugerufen, konnte ich nicht mehr unabhängig vor ihm bestehen." — Addison hatte den Reichthum seines Geistes noch nicht gekannt, er hatte Blei mit Silber gefunden, jetzt stieß er auf eine unerschöpfliche Ader des feinsten Goldes in seinem Bergwerke. Addisons Aufsätze sind classisch durch Anmuth, Grazie und Leichtigkeit der Sprache und einzig durch den Inhalt. Addison steht als moralischer Satiriker ohne Nebenbuhler da. Keinem steht er an Witz nach, keinem an Erfindung; nur Shakespeare und Cervantes haben lebensvollere Bilder. Sein Humor ist beispiellos, der Reiz derselben unerklärlich, wir fühlen ihn, wir geben uns ihm hin.[3]) Von

Genie und Sittlichkeit.

[1]) Macaulay, Addison.
[2]) Ibid.
[3]) Ibid.

der Schönheit seiner Sprache sagt Johnson: „Jeder Schriftsteller, der einen wahrhaft englischen Stil schreiben will, frei ohne zügellos zu sein, edel ohne Pomp und Schwulst, muss Tag und Nacht Addison lesen.“ — „Dieser leistete der Sittlichkeit den größten Dienst. Genie und liederlich hielt man für gleichbedeutend. Addison verscheuchte diesen Irrthum. So wirksam wandte er den Spott, der vorher gegen die Tugend gebraucht worden war, gegen das Laster, dass von da an in England die offene Verletzung der Schicklichkeit als das Zeichen eines Thoren angesehen wurde. Diese heilsamste Revolution hat er vollbracht ohne eine einzige persönliche Spottschrift.“

Die Whigs wurden gestürzt; Addison verlor seine Stelle, aber nicht seinen Sitz im Parlament; er blieb beim Volke beliebt. Steele verlor seine Stelle, der „Tatler“ hörte auf. Addison gründete 1711 den „Spectator“; in der ersten Nummer schilderte er sich selbst. Der Plan ist originell und sehr glücklich. Jede Nummer bildete ein Ganzes und doch gehören alle zusammen, seine Erfindungskraft ermattet nicht, sein Wein hat keinen Bodensatz, drei Siebentel des Werkes sind von ihm. Der „Spectator“ hatte einen für jene Zeit ungeheuren Erfolg, von einigen Stücken giengen 20.000 Exemplare ab. 1712 hörte der „Spectator“ auf und der „Guardian“ erschien, an dem aber Addison wenig arbeitete und der bald aufhörte. Addison war mit seinem „Cato“ beschäftigt, der mit allem Glanz (Cato trug ein Perücke, die siebzig Guineen gekostet hatte) zuerst auf dem Drurylane-Theater gegeben wurde. Unter dem donnernden Beifall des reichgefüllten Hauses sank der Vorhang. Einen ganzen Monat hindurch wurde „Cato“ jeden Tag in London aufgeführt. Mit Shakespeare, mit Schiller hält das Stück keinen Vergleich aus; es enthält im Dialog, in der Rhetorik viel Treffliches, ist aber nach französischen Mustern gemodelt. Dennis griff aus Neid das Stück an, Pope vertheidigte es; Voltaire schrieb darüber: es sei die erste genießbare Tragödie, die ein Engländer gedichtet habe, ganz im Geiste Corneilles, nur habe sie gebildete und sehr freiheitliebende Zuhörer nöthig. In der That preist Cato auch in glänzender Rede nur die Grundsätze der Whigs.

The Spectator.

Cato.

Anna starb, Georg I. kam auf den Thron; die Whigs kamen auf, Addison wurde wieder erster Staatssecretär in Dublin, wo er mit seinem Gegner Swift oft zusammenkam. Swift war verhasst und verfolgt, und Addison nahm sich seiner an. 1715 verließ Addison Irland und nahm einen Sitz im Handelsamte. Sein Lustspiel „Der Trommler“ erschien, das manche gute Stelle enthält. 1715 gab er den „Freeholder“ heraus; er enthält etliche ernstgehaltene Aufsätze. 1716 vermählte er sich mit der verwitweten Gräfin von Warwick; 1717 wurde er erster Staatssecretär, gab jedoch dies Amt bald auf, da seine Gesundheit angegriffen war. Seine Ehe war nicht glücklich; auch Streit mit Steele verbitterte seine letzte Zeit. Mit dem Sinn eines Christen erwartete er den Tod; er starb 17. Juni 1719, achtundvierzig Jahre alt.

„Addison“, sagt Macaulay,[1] „ist ein fleckenloser Staatsmann, ein durchgebildeter Gelehrter, der Meister reiner englischer Beredsamkeit, der vollendete Maler des Lebens und der Sitten, ein großer Satiriker, der, ohne eine Wunde zu schlagen, eine große sociale Reform bewirkte, und der Geist und Tugend nach langer unheilvoller Trennung, während deren der Geist durch Sittenlosigkeit und die Tugend durch Fanatismus irregeleitet wurden, wieder versöhnte.“

Macaulay charakterisiert Addison, indem er die drei ausgezeichnetsten

[1]) Essay, V. p. 119, Tauchnitz edit.

Meister der Kunst des Scherzens während des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht, Addison, Swift und Voltaire: „Voltaire ist der Fürst der Possenreißer. Seine Lustigkeit ist ohne Verhüllung oder Zwang. Er springt, er grinst, er schüttelt seine Seiten, er zeigt den Finger, er rümpft die Nase, er streckt die Zunge heraus. —
Swift. Swifts Manier ist dieser sehr entgegengesetzt. Er erregt Gelächter, aber er nimmt nie daran Theil. Er erscheint in seinen Werken, wie er in der Gesellschaft erschien. Die ganze Gesellschaft wälzt sich vor Lachen, während der Dechant, der Urheber dieser ganzen Fröhlichkeit, eine unbesiegbare Ernsthaftigkeit und selbst ein saures Aussehen bewahrt und die ausschweifendsten und spaßhaftesten Einfälle mit der Miene eines Mannes hören läßt, welcher kirchliche Flüche verliest. — Addisons Manier ist so entfernt von der Swift'schen, wie von der des Voltaire. Er lacht weder auf, wie der französische Witzbold, noch legt er, wie der irische Witzgeist, eine doppelte Portion Strenge in sein Gesicht, während er innerlich lacht, sondern er bewahrt ein im ganz eigenthümliches Aussehen, ein Aussehen gesetzter Heiterkeit, nur durch einen schelmischen Blitz des Auges, eine fast unmerkliche Erhebung der Stirne, ein fast unmerkliches Zucken der Lippen unterbrochen. Sein Ton ist jederzeit weder der eines Hanswursts, noch der eines Cynikers. Er ist der eines Gentleman, bei welchem der schärfste Sinn für das Lächerliche beständig durch gute Gemüthsart und gute Erziehung gemäßigt wird. — Wir gestehen, daß der Humor Addisons, unserer Meinung nach, von köstlicherem Geschmack ist, als der Humor sowohl Swifts als Voltaires. Soviel wenigstens ist gewiß, daß sowohl Swift als Voltaire mit Glück nachgeahmt worden sind, und daß noch niemand bisher imstande gewesen ist, Addison nachzuahmen. Der „Brief des Abbé Coyer an Pansophe" ist Voltaire über und über und täuschte lange Zeit die Pariser Akademiker. In Arbuthnots satirischen Werken gibt es Stellen, die wir wenigstens von dem Besten, was Swift geschrieben, nicht unterscheiden können. Aber von den Vielen, welche Addison zu ihrem Muster genommen, haben zwar mehrere seine Sprache mit gutem Erfolge copiert, aber keiner ist imstande gewesen, den Ton seines Scherzes zu treffen."

„Was aber hauptsächlich Addison von Swift, von Voltaire, von fast allen den großen Meistern des Komischen unterscheidet, ist die Grazie, das Edle, die sittliche Reinheit, die wir selbst in seinem Scherze finden. Strenge, die sich allmählich in Misanthropie verhärtet und verdunkelt, bezeichnet die Werke
Voltaire. Swifts. Voltaires Naturell war zwar nicht inhuman, aber er hatte für nichts Ehrfurcht. Weder in den Meisterstücken der Kunst, noch in den reinsten Beispielen der Tugend, weder in der großen Grundursache, noch in dem grauenvollen Räthel des Grabes konnte er irgend etwas sehen, als Stoff zum Spaßmachen. Je feierlicher und erhabener das Thema, desto affengleicher wurde sein Grimassenschneiden und Zähnefletschen. Swifts Scherzen ist das Scherzen des Mephistopheles, Voltaires Scherzen ist das Scherzen Pucks. Wenn, wie sich Soame Jenyns wunderlich einbildete, ein Theil des Glückes der Seraphim und der vollkommen gewordenen gerechten Menschen aus einer ungemeinen Empfänglichkeit für das Komische fließt, so muß ihr Scherz sicher kein anderer sein, als Addisons Scherz; ein Scherz, der sich mit zartem Mitleid für alles, was schwach ist, und mit tiefer Ehrfurcht vor allem, was erhaben ist, verträgt. Nichts Großes, nichts Liebenswürdiges, keine sittliche Pflicht, keine Lehre der natürlichen oder geoffenbarten Religion ist jemals von Addison mit irgend einer herabsetzenden Idee gepaart worden. Seine Humanität war ohnegleichen in der Literaturgeschichte. Es ist die höchste Probe der Tugend, grenzenlose Macht zu besitzen, ohne sie zu

missbrauchen. Keine Art von Macht ist furchtbarer, als die Macht, Menschen lächerlich zu machen, und diese Macht besaß Addison in grenzenlosem Maße. Wie gröblich diese Macht von Swift und Voltaire gemissbraucht worden, ist wohlbekannt. Von Addison aber kann zuversichtlich versichert werden, dass er keines Menschen Ruf geschwärzt hat, ja dass es schwierig, wenn nicht unmöglich gefunden werden würde, in all den Bänden, die er uns überlassen hat, einen einzigen Spott zu finden, welcher ungroßmüthig oder unfreundlich genannt werden könnte. Gleichwohl hatte er Verleumder, von deren Bosheit es scheinen konnte, als rechtfertige sie eine so schreckliche Rache, wie sie Männer, die ihm an Genie nicht überlegen waren, an Bettesworth oder an Frank de Pompignan übten. Er war ein Staatsmann, er war der beste Schriftsteller seiner Partei, er lebte in Zeiten heftiger Aufregung, in Zeiten, wo Personen von hohem Ruf und Stellung sich zu einer Possenreißerei erniedrigten, wie sie jetzt nur von den schlechtesten der Menschen geübt wird. Gleichwohl konnte ihn keine Herausforderung und kein Beispiel bestimmen, Schmähen mit Schmähen zu vergelten." —

Daniel Defoe. Pope. Samuel Johnson.

Wir kommen nun an den Meister der Belehrung in erzählender Weise. Die neue Lehre von der Entstehung des Staates ist in dem vielgelesenen Romane „Robinson Crusoe" dargestellt.

Defoe.

Sein Verfasser ist der merkwürdige Daniel Foe oder Defoe, geboren 1661 in London, der Sohn eines wohlhabenden Fleischers, auch sorgfältig erzogen. Wie sein Vater, ein eifriger Dissenter, ist Defoe in die Parteikämpfe jener Zeit tief verwickelt, so dass er über der Theilnahme an den Fragen der Zeit sein Geschäft — er war Strumpfwarenhändler — vernachlässigte und bankerott wurde; doch hat er später seine Gläubiger gewissenhaft entschädigt. Früh schrieb er gegen die verfolgungssüchtige Hochkirche unter Karl II. das „Speculum crapegownorum". eine bittere Satire gegen das Treiben der Anglikaner. Als Monmouth zum Sturze Jakobs sich erhob, kämpfte Defoe in den Reihen seiner Streiter und durchzog dann als Flüchtling Spanien, Frankreich und Deutschland. Sobald Jakob II. die Indulgenz-Erklärung erließ, beschwor Defoe die Presbyterianer, sich mit der Hochkirche zu vereinigen und des Königs Pläne, die er scharfsinnig durchschaute, zu vereiteln. Seine Glaubensgenossen, die ihn nicht verstanden, sagten sich feierlich von ihm los. Der Erfolg zeigte, dass er im Rechte war. Wilhelms III. Gunst erwarb sich Defoe durch seinen berühmten „Essay on projects", ein neues System der Volkswirtschaftslehre — Defoe ist der Begründer der öffentlichen Banken, der Sparcassen, der Hagel- und Feuerversicherungen — und 1701 durch sein Gedicht „The true born englishman", worin er gegen die Vorwürfe, Wilhelm von Oranien sei ein Fremder, witzig den Satz durchführte, dass ja die Engländer durch und durch ein Mischvolk seien. Wilhelm schenkte ihm seine volle Gunst und verwendete ihn zu wichtigen Arbeiten. Als unter der Königin Anna die Hochkirche die Dissenters verfolgte, schrieb Defoe 1703 seine Satire „Über die kürzesten Maßregeln gegen die Dissenters": Galgen und Galeere müsse man gegen sie anwenden, mit Gewaltmitteln sie in die Hochkirche treiben. Hochkirchenmänner

Vater der Versicherungen.

waren durch den Ton der Schrift so getäuscht, dass sie dieses Buch für das wertvollste nächst der Bibel hielten, wurden aber wüthend über den Verfasser, als sie endlich merkten, dass nur ihre Verfolgungssucht darin verhöhnt sei. Ein Gericht, aus lauter Gegnern zusammengesetzt, verurtheilte Defoe zu einer Geldstrafe von 200 Mark, zu siebenjährigem Gefängnisse und dreimaligem Stehen am Pranger. Defoe stand am Pranger, das Volk aber bewarf ihn mit Blumen, und der Ruhm des Verfolgten stieg so hoch, dass ihn 1706 die Regierung aus dem Gefängnisse entließ und zu den wichtigsten Angelegenheiten verwendete. Defoe war es, der durch seine Beredsamkeit und seine Kenntnisse der Handels- und Verkehrsverhältnisse die Union mit Schottland, deren Geschichte er auch schrieb,[1] zur Zufriedenheit aller Parteien zum Abschluss brachte. Der hochbegabte Mann stand damals auf der Höhe seines Ruhmes und seines Ansehens. Als Annas Leben zur Neige gieng und viele für die Rückkehr der Stuarts arbeiteten, schrieb Defoe drei Flugschriften zu Gunsten des Hauses Hannover. Dieses kam auch auf den Thron Englands, hat aber den bescheidenen Verfasser, der seine Verdienste nicht geltend zu machen wusste, nie belohnt.[2]) Defoe ward arm und suchte durch Schriftstellerei sein Leben zu fristen. Sein „Hauslehrer", sein „Frommes Hauswesen" wurden Familienbücher. 1719 veröffentlichte er sein berühmtes Buch über das „Leben und die seltsamen Abenteuer Robinson Crusoes".[3]) Eine wahre Begebenheit liegt diesem Romane zugrunde: die Geschichte eines schottischen Matrosen Alexander Selbcraig, eines wilden Burschen, der in Abenteuerlust seine Heimat verließ und lange einsam auf der Insel Juan Fernandez lebte. Allein die Geschichte dieses Abenteurers gab nur den Anlass zu dem Meisterwerke Defoes, das mit bewunderungswürdiger Kunst der Kleinmalerei, der Naturwahrheit und psychologischer Charakterzeichnung darstellt, wie der Mensch nach und nach aus dem rohen Naturzustande zur Bildung gelangt, und gibt eine Art von Geschichtsphilosophie. Der alte Geistliche prediget im neuen Staate, den Robinson gründet, die Lehre der religiösen Duldsamkeit, für die Defoe sein ganzes Leben eingestanden ist. Nur auf ein tüchtiges tugendhaftes Leben soll man sehen, nicht auf die Unterscheidungslehren der verschiedenen Glaubensbekenntnisse. Das Buch, für welches Defoe kaum einen Verleger finden und nur zehn Pfund Honorar erhalten konnte, hatte einen wunderbaren Erfolg: es wurde das Buch aller Stände, aller Länder, aller Zeiten; es war nicht bloß in kurzer Zeit in der Hand auch des Ärmsten in England, sondern es machte seine Reise um die Welt, es wurde in die Sprachen aller gebildeten Völker übersetzt, selbst bei den Arabern wurde es unter dem Titel „Die Perle des Oceans" ein Lieblingsbuch.[4]) Es gab nicht bloß zahllose Bearbeitungen (erlebte doch die „Campesche" allein fünfzig Auflagen), sondern auch Nachahmungen: es gab bald einen brandenburgischen, böhmischen, fränkischen, schlesischen, französischen, dänischen, holländischen, griechischen, englischen, irländischen, sogar einen jüdischen Robinson. Rousseau empfahl in seinem „Emil" das Buch als ein Werk, das allein einen Bücherschatz bilde und ein Prüfstein sein solle, an dem er die Urtheilskraft seines Zöglings erproben könne. In den vielen Bearbeitungen ist freilich sehr oft nur die glänzende Detailschilderung beibehalten und die Lehre von der Entstehung des Staates und von der nöthigen Gleichberechtigung der Bekenntnisse übersehen. Selbst Defoe ist in der

Robinson Crusoe.

[1]) History of Adresses, der bald A general History of trade folgte.
[2]) Appeal to the honour and justice.
[3]) Life and surprising adventures of Robinson Crusoe.
[4]) Hettner, Robinson und die Robinsonaden. Berlin 1854.

Fortsetzung, die er dem „Robinson" folgen und worin er ihn noch große Reisen nach Sina und Sibirien machen läßt, von der Höhe des philosophischen Grundgedankens zu der reinen Unterhaltung herabgesunken. Auch in seinen späteren Romanen[1]) fehlt vielfach der tiefe Gehalt, doch geißeln die „Denkwürdigkeiten eines Cavaliers" den weltlichen und geistlichen Despotismus. Defoe starb 1731 aus Gram über seinen Sohn, der seinen Vater, welcher ihm das mühsam erworbene Vermögen abgetreten hatte, darben ließ.

Der gefeiertste Dichter dieser Zeit ist Pope, der Fürst des Reimes und der große Verstandesdichter, wie ihn die Engländer heute noch nennen.[2]) Er ist edler Herkunft, geboren am 22. Mai 1688, der Sohn katholischer Eltern. Sein Vater zog sich, verdrossen über den Gang der Dinge, nach der Revolution von 1688 nach Benfield in den Wald von Windsor zurück. Hier verbrachte Alexander seine Jugend unter Büchern. Er war schwächlich, so daß er nach den Worten seines Biographen Johnson[3]) immer eine Wärterin brauchte, sehr empfindlich für die Kälte und so klein und gebrechlich war, daß er neben dem Riesen Johnson wie ein Zwerg erschien. Das sitzende Leben, zu dem ihn seine Schwächlichkeit zwang, machte ihn früh zum Hypochonder, der über die Armseligkeit der Welt schrieb und für den doch diese Welt ein Bedürfnis war. Die Bücher waren für ihn, was die Natur für andere, und er las durcheinander, was ihm in die Hände fiel. „Ich war wie ein Kind," sagt er, „das im Wald und Feld Blumen pflückt, wie es sie auf dem Wege findet." — Was er las, reizte ihn zum Nachahmen, Bücher in fremden Sprachen regten ihn zur Übersetzung an. „Ich that das alles, bloß um mich zu unterhalten, und ich lernte die Sprachen, indem ich die anziehenden Erzählungen, die ich in den fremden Dichtern las, wiedergab, statt daß ich die Bücher las, um die Sprachen zu lernen." Pope ward zum Dichten angeregt, er hatte eine rege, aber minder schöpferische Phantasie, er mußte sich immer entzünden am Feuer anderer, seine Gedanken sind meist nur Verarbeitung fremder, aber er versteht, fremde Erfindungen zu verschönern; er hat mehr Verstand, als Phantasie, mehr Witz als Ideen, mehr Feinheit als Tiefe, mehr Lehrgabe als gestaltende Kraft: er ist empfänglich für die Schönheiten der Natur, aber er empfindet doch nur nach Erinnerung aus großen Dichtern und schildert sie allerdings meisterhaft, aber nach den Farben, die andern entlehnt sind — er ist ein Anempfinder von feinem Geschmack. Pope entwickelte sich sehr früh und galt schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre für den ersten Dichter in England; 1709 erschienen seine „Schäfergedichte" (Pastorales, Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter), 1711 sein „Versuch über die Kritik" (Essay on Criticism) und seine „Ode an den Messias", 1712 sein „Lockenraub" und sein „Tempel des Ruhmes" (The temple of fame). Jener ist ein Meisterstück komisch-epischer Poesie, das reizendste Erzeugnis seines Geistes, in welchem ein heiterer Einfall den andern jagt, und der Gegensatz der epischen Maschinerie zu der Geringfügigkeit des Gegenstandes erheiternd wirkt. Lord Petre schnitt in der Gesellschaft verstohlen der schönen Miß Arabella Fermor eine Locke ab. Darob entstand Streit zwischen beiden Familien. Ein Freund bat Pope, ein Scherzgedicht darüber zu machen, welches eine Versöhnung herbeiführen könnte. In vierzehn Tagen war Pope mit seinen zwei Gesängen fertig, in denen alle guten und bösen Geister,

Pope.

The tape of the Lock.

[1]) The life and piracies of captain Singleton. A new voyage round the world. History of Duncan Campbell.

[2]) The prince of rhyme and the grand poet of reason.

[3]) The lives of the english poets.

Sylphen und Gnomen in Bewegung sind, bis die Haarlocke geraubt und schließlich unter die Sterne versetzt wird. Popes Einbildungskraft ist namentlich reich im Einzelnen, die anmuthigsten Scherze, die zartesten Bilder sind in den leichtesten und zierlichsten Versen wiedergegeben. 1713 erschien der „Wald von Windsor“,

Übersetzung Homers.

1715 die ersten Gesänge seiner Übersetzung der „Iliade“, welche 1730 vollendet wurde, großen Beifall fand und ihm reichen Lohn eintrug, obschon Pope eigentlich nicht der Mann war, die einfache Schönheit der homerischen Gedichte durchzufühlen und wiederzugeben. Die Engländer jener Zeit fanden diese Arbeit bewunderungswürdig, weil sie bezaubert waren durch die Kraft und Schönheit, durch die Abgemessenheit und den Wohlklang seiner Verse, in denen aber der ursprüngliche einfache Ausdruck und die Frische der Bilder Homers verschwindet. Die Gedanken sind dieselben, aber ihr Ausdruck, das Kleid, in das sie sich hüllen, ist ein anderes. Das ist, wie ein französischer Kritiker bemerkt, der einzige Fehler am Werk, der aber leider auf jeder Seite vorkommt.[1] 1725 begann Pope die Übersetzung der „Odyssee“, welche derselbe Vorwurf trifft. 1731 erschien der „Brief über den Geschmack“, 1733 und 1734 der „Versuch über den Menschen“.

Essay on Man.

Pope ist Meister in der didaktischen Poesie und behandelt hier das Verhältnis des Menschen zu Gott und zur Welt. Die philosophischen Gedanken haben ihr poetisches Fleisch, der Dichter versucht diese Welt als die bestmöglichste darzustellen und den Satz durchzuführen, dass alles, was ist, gut ist — alle Gebrechen sind nur Dissonanzen, die sich zuletzt in Harmonien auflösen. Tugend und Glück beruhen in der Eintracht mit Gottes Weltordnung. Pope hatte die Ideen zu diesem gut ausgearbeiteten Gedichte im Umgang mit Bolingbroke geschöpft, welcher nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Twickenham lebte, wohin auch Pope sich zurückgezogen hatte. Die Folgesätze dieser Lehre, welche auf den Pantheismus Spinozas hinauslaufen, erfasste Pope nicht. Er ist sonst im Leben seinem religiösen Bekenntnis nicht untreu geworden. Crusaz in Genf griff die Dichtung an, weil ihr Gehalt unchristlich sei; Warburton vertheidigte sie, weil sie die schönsten religiösen Grundsätze enthalte. Pope erklärte, er habe ungläubig gedichtet, ohne ungläubig zu sein; dem jüngeren Racine sagte er, er sei ein strenggläubiger Katholik.

Dunciade.

Die letzte seiner Arbeiten war die „Dunciade“, das Lied von den Dummköpfen. Der Hauptheld war ein Lewis Theobald, weil dieser die Pope'sche Ausgabe Shakespeares angegriffen hatte. Pope hat aber in diesem Gedichte mehr sich selber, als seinem Gegner geschadet. Das Lob machte ihn eitel und jeder Schein eines Gegensatzes brachte ihn in Aufregung. Sein Charakter hat viele Gebrechen und gefeierte Stimmen haben sich hart über ihn ausgesprochen. Macaulay[2]) nennt

Charakter.

ihn niedrig, argwöhnisch und boshaft, er sei ganz Dolch und Maske gewesen, habe sich selbst gelobhudelt und Feinde unter erdichtetem Namen geschmäht: beleidigen, beschimpfen, und vor den Folgen der Beleidigung und Beschimpfung durch Lüge und Zweideutigkeit sich zu sichern, sei die Gewohnheit seines Lebens gewesen. Manches müssen wir daraus ableiten, dass sein Leben eine lange Krankheit war und im kranken Körper eine kranke Seele wohnte, die geneigt war, sich für die Unfreundlichkeiten der Natur an der Gesellschaft zu rächen. Kränkliche Personen zeigen sich oft selbstsüchtig, argwöhnisch. Es ist dies das Gefühl des Missbehagens, der Hunger nach vollem Leben. Bei Pope kamen noch Wunden

---

[1]) Villemain, Cours de littérature française, Tableau du XVIII. siècle III. leçon.

[2]) In seinem Essay über Addison, gegen Ende.

des Herzens dazu. Lady Montague hatte ihm begeisterte Briefe über seine Dichtungen gesendet und nach ihrer Rückkehr aus dem Orient ihm die lebhafteste Theilnahme für seinen Geist und seinen Ruf bezeugt: Popes Herz wurde warm, er wagte zu glauben, dass diese gefeierte Dame über der Schönheit seines Geistes vergessen könne, dass sein Leib höckerig, zwerghaft und kränklich sei. Ihr Lachen, als er von Liebe zu sprechen anhub, verwundete sein Herz aufs tiefste. Er veröffentlichte Spottgedichte über sie und leugnete sie ab, als man sie ihm vorhielt, und Lady Montague nannte ihn fortan nur die Wespe von Twickenham. Auch seine Zuneigung zu Martha Blount, einer Jugendfreundin, fand keine Erhörung, desungeachtet setzte Pope sie zur Erbin seines Vermögens ein. Als ihn 1744 einer seiner Freunde mahnte, ob er nicht in der Religion seines Vaters sterben und einen Priester haben wolle, meinte Pope, es wäre sehr nützlich, und er dankte, dass man ihn daran erinnert habe, gleich darauf verschied er sanft. Bei den Engländern steht Pope wegen der Kraft und Schönheit seiner Sprache heute noch in Ehren, auch seine Briefe sind stilistische Meisterstücke. Seine Nachahmer sind Mathew Prior (1664—1721) in Liedern und satirischen Lehrgedichten und John Gray in Idyllen und komischen Gedichten; sein eifrigster Lobredner ist Samuel Johnson, der meint, es möge wohl ein Jahrtausend vergehen, ehe wieder ein Mann auftrete, der in Kraft des Reimes sich mit Pope vergleichen dürfe. Wenn Pope kein Dichter sei, so lasse sich überhaupt kein Dichter finden.

Wunden des Herzens. — Prior. — Gray.

Johnson[1]) war der größte Kritiker der Zeit und ist den Engländern jetzt noch lieb, obschon seine „Grundsätze der Kritik" längst für veraltet gelten, aber sein „Wörterbuch der englischen Sprache" hat jetzt noch ein wahrhaft canonisches Ansehen. Doch ist Johnson den Engländern noch mehr lieb wegen der Mannhaftigkeit seines Charakters. Carlyle und Macaulay haben dessen Schilderung in neuerer Zeit ihre glänzende Feder gewidmet. Carlyle betont die Selbständigkeit in Johnsons Wesen: unter den Menschen sei meist wenig Eigenthümlichkeit, ein Leben sei gewöhnlich sclavisch die Nachahmung des andern, der alte Sang gesungen von einer neuen Stimme mit mehr oder weniger Kraft, hie und da ein Triller als Zierat und falsche Noten genug. Neben der Masse, die nachahmt, gebe es aber immer auch Leute, die da glauben und handeln, nicht weil es andere so thun, sondern weil es recht ist, und das seien die großen Männer, die Führer des Haufens, die da nicht den Schein, sondern den Kern wollen, die da nicht nach dem Hörensagen gehen, sondern nach der klaren Anschauung. Zu dieser Art von Männern gehöre Johnson: er zähle nicht zu den höchsten; so vieles habe ihn umgeben, was jeden andern gebeugt hätte, was aber ihn nur gespornt habe, die Fesseln zu brechen. Die Gegensätze in seinem Leben seien außerordentlich schroff: mit einer stolzen, königlichen Seele begabt, sei er in den ärmlichsten Verhältnissen geboren worden und der Sclave der kläglichsten Umstände gewesen. Die Natur habe ihm eine hohe, kühnausschauende dichterische Seele und einen phlegmatischen plumpen Körper gegeben, einen rastlosen Geist und Füße, mit denen er nicht recht gehen, sondern nur wackeln konnte, einen durchdringenden Blick und Augen, die halbblind waren, ein liebevolles Herz, während der erste Eindruck, den er machte, der des Abscheues und Ekels war,

Samuel Johnson.

---

[1]) Maucaulay, Essay on Crokers Edition of Boswells Life of Johnson. Tauchnitz edition. I. p. 341—394. — Carlyle, Critical and miscellaneous Essays, III. edit., Lond. 1847.

— er habe das Talent eines Staatsmannes gehabt und sein Leben lang mit Nahrungssorgen kämpfen müssen. Kurz, mit einer Seele voll Musik in lauter schrillen Verhältnissen sei er eigentlich ein Ariel im Leibe eines Kaliban gewesen.

Samuel Johnson war der Sohn eines Händlers mit alten Büchern, geboren zu Lichfield 1709, und zeigte früh schon große Lebendigkeit des Geistes. In der lateinischen Schule seines Ortes war er bald der erste; er half seinen Kameraden, und dafür dankbar kamen jeden Morgen drei derselben ganz demüthig und ehrfurchtsvoll zu ihm, einer nahm ihn auf den Rücken, weil er selbst nicht recht gehen konnte, die andern giengen rechts und links und hielten und halfen ihm und so kam er jeden Tag, gewissermaßen im Triumphzug, in die Schule. Er verließ diese mit sechzehn Jahren, weil er nichts weiter dort lernen konnte; zwei Jahre blieb Johnson im Hause seines Vaters, und las die Bücher, die ihm in die Hände fielen, am liebsten solche ernsten Inhaltes. Johnson war Meister des Latein mehr als des Griechischen. Ein reicher Verwandter erbot sich, die Kosten für den Besuch der Universität Oxford zu tragen, hielt aber sein Wort schlecht, so dass der Arme mit bitterer Noth zu kämpfen hatte. Er hatte nicht genug zu essen, sein Rock hatte alle Farben, seine Schuhe keine Sohlen. Ein Gentleman ließ ihm eines Morgens neue Schuhe vor die Thüre stellen, Johnson wies sie mit den Worten zurück: „Ich will auf eigenen Schuhen stehen", und ist auch sein Leben lang auf eigenen gestanden. Die Häslichkeit seiner Gestalt, der Reichthum seines Wissens, die Schroffheit seines Benehmens setzten seine Genossen in gleiches Staunen. Johnsons Stolz aber vertrug kein Mitleid. Als ihm seine Lehrer eines Tages die Aufgabe stellten, ein Gedicht von Pope in lateinische Verse zu übertragen, that er dies mit solcher Meisterschaft, dass selbst Pope darüber staunte. Die Armut jagte ihn desungeachtet von der Universität fort, ohne dass er den Doctorgrad erlangen konnte. Sein armer Vater starb 1731. Johnson war dürftig, gerade beim Fluge seines Geistes umso unglücklicher, Melancholie und Schwermuth machten ihn beinahe närrisch. Er musste nun seinen eigenen Weg sich bahnen, das Brot der Armut essen und das Wasser der Trübsal trinken. Seine hohen Gedanken machten ihn nur unglücklich, das Fieber seines Ehrgeizes kühlte sich nicht ab unter der Kälte der Noth. Johnson nahm eine Lehrerstelle an unter einem hochmüthigen, unerträglichen Vorstande. Er nahm eine Hauslehrerstelle an, er suchte vom Erfolge seiner Feder zu leben; er übersetzte ein lateinisches Werk über Abyssinien; er wollte den Politian herausgeben, aber überall hatte er Unglück: die Buchhändler gaben keine Antwort, die Subscribenten kein Geld. Mit Entrüstung gedachte später Johnson noch immer dieser Jahre des Elends. Erträglicher wurde sein Zustand, als eine vermögliche Witwe, seinen Wert fühlend, ihn zum Manne nahm; sie war allerdings um zwanzig Jahre älter als er. Johnson eröffnete eine Erziehungsanstalt für junge Gentlemen, in achtzehn Monaten kamen aber nur drei Schüler, einer darunter war Garrick, welcher später auf Johnsons Unkosten die vornehme Welt in London lachen machte, indem er darstellte, wie der Dichter zärtlich war gegen seine Ehehälfte.

(In Oxford.)

Wäre der Plan mit der Anstalt geglückt, wäre vielleicht Johnson als Schulmeister verschollen; aber als die Gattin starb, schloss er die Schule und gieng mit der Handschrift eines Trauerspiels „Irene", mit drei Empfehlungsbriefen und einigen Guineen im Sacke, nach London, um da sein Glück zu suchen. Doch kam er gerade zur unrechten Zeit: im Übergange, da die Schriftsteller nicht mehr von den Großen und noch nicht vom Volke beschützt wurden. Mit all seinem Talente und all seinem Fleiße erwarb er sich doch lange Zeit hindurch kaum so

(In London.)

viel, um davon leben zu können. Diese Noth verschärfte die Bitterkeit seines Wesens, und Macaulay[1]) leitet all die Fehler, wegen deren später Johnson in Kreisen, die ihn hochschätzten, als ein vollständiges, doch kaum genießbares Original galt, aus dieser Zeit der Noth ab: die verkehrte Unregelmäßigkeit seiner Zeiteintheilung, die Unsauberkeit seines Äußern, seine Anfälle rüstiger Anstrengung, die von langen Pausen der Trägheit unterbrochen wurden, seine wunderliche Enthaltsamkeit und seine ebenso wunderliche Gefräßigkeit, sein thätiges Wohlwollen, im Gegensatze zu der beständigen Rauheit und gelegentlichen Wildheit seines Benehmens in der Gesellschaft. Johnson konnte Entbehrung mit Standhaftigkeit ertragen, meint Macaulay, aber nicht Vergnügen mit Maß genießen. Er konnte fasten, aber wenn er nicht fastete, so zerriss er sein Mahl, wie ein ausgehungerter Wolf, während die Adern auf seiner Stirne anschwollen und der Schweiß von seinen Backen herabrann. Er aß wie ein Mensch, der jahrelang am Morgen ungewiss war, ob er mittags etwas zu verzehren habe. Er trank äußerst selten Wein;[2]) wenn er ihn aber trank, trank er ihn gierig in großen Humpen. Der Hunger, der Mangel an Feuer und Kleidern, die Anmaßung der Buchhändler, die Belästigung der Gläubiger, der Spott der Thoren, die Unzuverlässigkeit der Beschützer hatten ihn bitter gemacht. Er hatte immer ein großmüthiges Herz, aber eine rauhe Zunge. Er konnte ein krankes und hungerndes Mädchen auf seinen Schultern von der Straße nach Hause tragen, er machte dieses Haus zu einem Zufluchtsort für eine Menge elender alter Geschöpfe, deren Murrsinn und Undankbarkeit sein Wohlwollen nicht ermüdete, aber die Qualen verwundeter Eitelkeit schienen ihm lächerlich; er begriff nicht, wie ein Tadel oder ein Spott von ihm jemand unglücklich machen könne. Unter den vornehmen Herren, auf deren Schutz er rechnete, versprach ihm namentlich Lord Chesterfield alles Mögliche, ließ ihn aber sitzen. Erst als Johnson ein berühmter Mann war, erinnerte sich seiner der Lord und wollte ihn jetzt begünstigen. Da schrieb ihm aber Johnson: „Sieben Jahre sind vorüber, seit ich in Ihren Vorzimmern wartete oder an der Thüre zurückgewiesen ward. Während dieser Zeit habe ich an einem Werke unter allen Schwierigkeiten gekämpft, die ich hier nicht aufzählen will, und habe es zu Druck gebracht, ohne irgend eine Hilfe, irgend eine Ermuthigung, irgend ein Lächeln der Gunst. Mylord, ist ein Patron nicht ein Mensch, der kaltsinnig auf einen Mann sieht, der mit den Wogen ringt, und wenn er Grund gefasst hat, ihn mit Hilfe beschwert? Wäre die Beachtung, die Sie meiner Mühe schenken, früher gekommen, sie wäre willkommen gewesen; aber so ist sie verschoben worden, bis ich sie nimmer brauchen kann, bis ich bekannt bin und sie nicht mehr bedarf. Ich hoffe, es ist keine cynische Grobheit, nicht verbunden sein zu wollen, wo man keine Wohlthat erhalten hat. Ich bin schon lange aus dem Traume von Hoffnungen erwacht, in dem ich einst so stolz mich brüstete.“[3]) Johnson bekam nach einem Jahre Arbeit bei „Gentlemans Magazine“, einer damals viel gelesenen Wochenschrift, für welche er die parlamentarischen Berichte schrieb und denen er einen Schein von Unparteilichkeit zu geben wusste, obschon er ein Tory und im Herzen ein Jakobit war. Dann erschien sein „Gedicht über London“ im Geiste Juvenals, welches selbst Popes Bewunderung erregte. Nach dem Tode Savages gab er dessen Biographie heraus, die in ihrer Art ein Meisterstück war. Obschon

Noth und Gebrechen.

Lord Chesterfield.

London Satire.

Life of Savage.

---

[1]) Essay über Boswells Life of Johnson.
[2]) Macaulay, l. c.
[3]) Carlyle, l. c.

die Arbeit ohne seinen Namen erschien, so wußte man doch bald allgemein, daß sie von Johnson war. Warburton erklärte ihn für einen Mann von hohem Talent und auf seine Empfehlung hin beauftragte ihn ein Buchhändler mit der Abfassung eines „Wörterbuches der englischen Sprache“ in zwei Bänden gegen ein Honorar von 1500 Guineen. Sieben Jahre arbeitete Johnson an diesem Werke, welches in England ein wahrhaft canonisches Ansehen erlangte und noch vor kurzem als ein stolzes Besitzthum der englischen Nation wegen der mannhaften Correctheit und Treue der Ausführung und wegen der genialen Einsicht in einer Eingabe an das Parlament bezeichnet wurde.[1] 1755 war das Werk vollendet. Daneben erschien 1749 die Satire über die „Eitelkeit menschlicher Wünsche“. Zu seinem Trauerspiel „Irene“ verschaffte ihm Garricks Spiel eine gute Einnahme von 300 Pfund. Seine Zeitschrift „Der Umherstreifer“ hatte erst in der zweiten Auflage einen durchschlagenden Erfolg. Man bewunderte die Schärfe der Beobachtung und die Feinheit der Charakterzeichnung, die Eleganz der Sprache — wie man in seinem Wörterbuche die Schärfe und Richtigkeit der Begriffsbestimmungen, die glückliche Wahl der Belegstellen aus Dichtern, Philosophen, Theologen, Rednern anstaunte. Zwei Jahre hindurch gab er die Zeitschrift „Der Müßiggänger“ heraus. Um die Kosten der Beerdigung seiner Mutter zu decken, verfaßte Johnson in acht Tagen den kleinen Roman „Rasselas“, der lange Zeit die volksthümlichste seiner Arbeiten war: was er in Abyssinien und in Ägypten in diesem Buche geschehen läßt, ist nur ein Gegenbild englischen Lebens. Die edlen Betrachtungen, die im würdigsten Gewande wiedergegeben sind, wollen alle schließlich nur die Eitelkeit der menschlichen Wünsche auseinandersetzen. 1762 verlieh ihm Georg III. einen Jahresgehalt von 300 Pfund; Johnson war frei von Nahrungssorgen und ergab sich jetzt seiner Neigung zum Nichtsthun. Außer einer Ausgabe Shakespeares, die jedoch — außer einigen guten Bemerkungen über Charaktere und Leidenschaften — nicht den Anforderungen entspricht, welche die Gegenwart an eine solche Ausgabe stellt, gab Johnson 1763—1765 nur einige politische Pamphlete heraus, die er sonst in ebensoviel Tagen verfaßt hätte, und „Die Reise nach den Hebriden“, welche in England eine günstige Aufnahme fand. Doch übte er während dieser Zeit den höchsten Einfluß aus auf aufblühende Talente, in einem Club, wo Goldsmith, Reynolds, Burke, Gibbon, Garrick, William Jones, Langton sich von seinen Aussprüchen leiten ließen. Ein schottischer Rechtsgelehrter, James Boswell, schloß sich mit unsäglicher Verehrung und viel bewunderter Geduld dem großen Kritiker an, und schrieb jeden Tag alles auf, was Johnson sprach, und so entstand das dreibändige Werk über sein Leben, in welchem Johnson vor uns steht, mit der Genauigkeit eines Denner gemalt, wie er leibte und lebte: „Alles um ihn und an ihm, sein Rock, seine Perücke, seine Figur, sein Gesicht, sein dicker Hals, sein Veitstanz, sein wogender Gang, sein Morgenschlummer, seine mitternächtlichen Disputationen, seine Verzerrung, sein Murmeln, sein Schnauben, seine kräftig scharfe und fertige Beredsamkeit, sein sarkastischer Witz, seine Heftigkeit, seine Anfälle von stürmischer Wuth, seine wunderlichen Hausgenossen, die er pflegte, seine Katze und sein Neger sind hier treulichst geschildert.“[2] Das Buch ist heute noch bei den Engländern beliebt. Ein reicher Bierbrauer, Thrale, machte den liebenswürdigsten Mäcen des be-

English Dictionary.

The vanity of human wishes.

The Rambler.

The Idler.

The history of Rasselas.

Journey to the Hebrides.

Boswells Life of Johnson.

---

[1] Hettner, Geschichte der englischen Literatur, Braunschweig 1856. S. 423.
[2] Macaulay, l. c.

rühmten Schriftstellers in seinem Alter, dessen Gattin spendete Johnson die zarteste Sorgfalt; er hatte freie Wohnung und Pflege bei ihnen in der Stadt und auf ihrem Landgute. 1784 erkrankte Johnson, die ersten Ärzte wetteiferten, seine Leiden zu lindern; die berühmtesten Männer, wie Burke, spendeten ihm Trost in seinen schweren Stunden. Johnson starb mit der Fassung eines Christen. Seine Leiche ward in Westminster bestattet. Sein letztes Werk sind die „Lebensbeschreibungen englischer Dichter", Meisterstücke feiner Entwickelung der Charaktere. Der Buchhändler hatte nur einige Bogen von ihm verlangt, Johnson aber lieferte zehn Bände und heute noch hat dieses Werk hohe Bedeutung. — Lives of the English Poets.

Newton und seine Vorgänger. Kepler.

So viel von den Dichtern dieser Zeit, und nun zur großen wissenschaftlichen Arbeit des englischen Geistes, zur Mechanik des Himmels und zu ihrem Vollender, dem Geistesriesen Newton! Um aber seine Leistung zu begreifen, müssen wir noch einen Blick auf den deutschen Kepler und den Italiener Galilei zurückwerfen.

Die große Leistung Keplers, seine drei Gesetze, haben wir schon erwähnt.[1] Kepler. 1571 zu Magstadt bei Weil geboren, studierte Kepler zuerst Theologie und Mathematik in Tübingen, ward aber nicht in den Priesterstand aufgenommen, „weil er sich zwar durch rednerisches Talent auszeichnete, aber nicht würdig befunden worden sei, ein Diener der wirtembergischen Kirche zu werden", und doch hatte der junge Mann so viel Wissen und Tiefe des Gemüthes, Beredsamkeit und glühenden Eifer. Worin lag der Grund der Weigerung? — Er hatte sich in den Schul-Disputationen für das Weltsystem des Copernicus ausgesprochen. Die protestantische Facultät in Tübingen kämpfte nämlich in ihrer Beschränktheit gegen die Kalenderverbesserung Papst Gregors XIII., so richtig und wohlthätig dieselbe auch war: „Da der Papst nicht ein Hirt in der evangelischen Kirche, sondern der Antichrist selbst sei, so müsse man sich auch seines Kalenders entschlagen. Sollte man sich mit dem Antichrist und dem Feinde des Herrn Jesu Christi vergleichen? Es sei kein Zweifel, der Papst wolle mit seinem Kalender den Furt bereiten, und die Gemüther der Deutschen vom Augsburgischen Bekenntnis versuchen, was er bei ihnen erhalten möge. Da er nun eine Weiche spüren möchte, würde er den Fuß fortsetzen, und nach dem angenommenen Kalender andere Sachen mehr bringen. Denn dieser Kalender sei nichts anderes, als die Buchstaben im A-B-C. Lernen wir den ersten, so muss man nach und nach mit den andern auch fort. Sollte es ihm gelingen, uns den Kalender unter kaiserlicher Majestät Namen und Autorität an den Hals zu werfen, so würde er uns das Band an die Hörner binden, dass wir uns seiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren möchten. Wir mögen auch nicht sehen, wozu der neue Kalender nothwendig ist. Denn, wenn gleich das Frühlings-Äquinoctium im Kalender um etliche Tage tiefer ins Jahr gesetzt worden, so würde es doch um deswillen weder früher noch später Sommer werden. Wir bitten daher, dass man uns bei dem alten Kalender, welcher der Christenheit so viele Jahre gut genug gewesen, in

Tübinger theologische Facultät.

Gregorianischer Kalender.

[1] Vergl. Bd. IX, S. 125—126 dieses Werkes.

Ruhe und Frieden bleiben lasse, und lassen wir Andere ihre Kalender brauchen, wie sie wollen."

Kepler Kepler musste also sein Brot im Auslande suchen. Da ward dem freisinnigen jungen Manne die Stelle eines Landschafts-Mathematicus und Professors in Graz. am ständisch-protestantischen Gymnasium in Graz angeboten; er nahm den Ruf an und hielt am 24. Mai 1594 seine Antrittsrede. Er hatte Mathematik, und in den oberen Classen des Stiftes Rhetorik vorzutragen, Virgil zu erklären Kalender. und den landschaftlichen Kalender zu machen sammt den Prognosticis, das heißt Wetter- und anderen Prophezeiungen. Mit seinen Prophezeiungen hatte er Glück und wurde schnell ein berühmter Astrolog, während er selber diese astrologischen Weissagungen für frivole Muthmaßungen hielt. Doch zog er aus gegebenen Verhältnissen nur richtige Schlüsse. Viele vom Adel ließen sich nun vom jungen Professor die Nativität und das Horoskop stellen. Für seine Lehrthätigkeit hatte Kepler freies Quartier im Stifte und einen Jahresgehalt von 150 Gulden, für den Kalender erhielt er noch eine besondere Gratification.[1])

Kepler fühlte sich anfangs in der steirischen Hauptstadt ganz glücklich. Der Rector des Stiftes behandelte ihn liebevoll; die Jesuiten, welche am erzherzoglichen Hofe den Ton angaben, schätzten den genialen arbeitseifrigen jungen Professor hoch; eine Reihe von Briefen, die zwischen Kepler und den Jesuiten gewechselt wurden, sind noch in der Universitäts-Bibliothek zu Graz vorhanden; Kepler fühlte sich zum Arbeiten angeregt. In Graz schrieb er das Werk, welches die Aufmerksamkeit der strebsamen Geister in ganz Europa auf ihn lenkte, den „Prodromus" oder das „Mysterium cosmographicum," das, 1596 in Tübingen gedruckt, das copernicanische Sonnensystem erweisen sollte. Gegen die Warnung der Tübinger Theologen, er solle es nicht wagen, die Ruhe der Kirche Bibel und Astronomie. zu stören, hob Kepler hervor: „Da die Bibel mit Menschen spreche, so spreche sie von Dingen des menschlichen Lebens, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt gewesen seien. Sie sei gar kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie, sondern habe höhere Zwecke vor Augen. Es sei tadelnswerter Missbrauch, wenn man Antworten auf Fragen über weltliche Dinge in ihr suche. Josua habe die Verlängerung des Tages gewünscht und Gott diesen Wunsch erhört. Wie dies geschehen, sei nicht zu untersuchen." Während Kepler die Religion mit der Vernunft in Einklang zu bringen suchte, warnte ihn sein Freund, Professor Hafenreffer in Tübingen, er solle ja seine Hypothese nicht öffentlich mit der Schrift in Einklang bringen, er solle nur als Mathematiker handeln und die Ruhe der Kirche ungestört lassen; denn man hielt protestantischerseits an dem Widerstreit zwischen Vernunft und Offenbarung fest; hatte doch Luther behauptet: die Sorbonne habe den höchst verwerflichen Satz aufgestellt, dass, was in der Philosophie ausgemachte Wahrheit sei, auch in der Theologie als Wahrheit gelten müsse. Kepler ließ sich nicht abschrecken. Voll tiefer Verehrung vor der Gottheit und in der Überzeugung, dass Vernunft und Religion in Einklang stehen, spricht er die erhabenen Worte aus: „Vater der Welt, was bewegte dich, ein armes kleines Erdengeschöpf so zu erheben, so hoch, dass es im Glanze dasteht, wie ein weitherrschender König, fast wie ein Gott, denn es denkt dir deine Gedanken nach!" Und in einer anderen Stelle sagt er: „O du, welcher du durch das Licht der Natur die Sehnsucht nach dem Lichte der Gnade in uns erregst, um uns in das Licht der Herr-

[1]) Johann Kepler und die großen kirchlichen Streitfragen seiner Zeit. Eine Kepler-studie von Dr. Leopold Schuster. Graz 1888.

lichkeit zu erhöhen, dir dank ich, Schöpfer und Herr, dass du mich über deine Werke frohlocken lassest. Sieh nur, habe ich das Werk meines Lebens vollendet mit der Geisteskraft, die du mir verliehen, ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen geoffenbart, so weit meine Seele seine Unendlichkeit erfassen konnte. Mein Sinn war wach, so treu als möglich zu forschen. Wenn ich, ein Wurm vor dir, in der Hülle der Sünden geboren und erzogen, etwas vorgebracht habe, das deiner Rathschläge unwürdig wäre, so hauche mir deinen Geist ein, dass ich es verbessere. Wenn ich durch die wunderbare Schönheit deiner Werke zur Verwegenheit verlockt worden, wenn ich die eigene Ehre bei den Menschen gesucht habe, während ich in der Arbeit fortschritt, so verzeihe mir in Milde und Barmherzigkeit und wirke und walte mit deiner Huld, dass meine Lehren deinen Ruhm mehren und dem Heile der Seelen frommen.“ Und am Schlusse des Werkes, das wie eine Beethoven'sche Symphonie in Jubel endet, ruft er aus: „Lobet den Herrn, ihr himmlischen Harmonien, und ihr, die ihr die entdeckten Harmonien kennt! Lobe auch du, meine Seele, deinen Gott, so lange ich lebe! Denn aus ihm und durch ihn und in ihm ist alles, das Sinnliche wie das Geistige, das, was wir wissen, und das, was wir noch nicht wissen; denn es ist noch vieles zu thun.“

Dagegen behandelten die Katholiken Kepler als einen genialen Forscher, als einen edlen Menschen mit wohlwollender Hochachtung und unterstützten ihn mit Rath und That. Der katholische Kanzler des Herzogs von Bayern, Herwart von Hohenburg, war sein ältester und treuester Freund. Die Jesuiten waren immer bereit, sein Glück und seine Studien zu fördern. Keplers erstes Fernrohr, das er als Eigenthum besaß, war ein Geschenk der Jesuiten; als er für seine „Ephemeriden“ keine Druckerei finden konnte, stellten sie ihm ihre Druckerei zur Verfügung; sie legten für ihn Fürsprache ein bei Fürsten und hohen Würdenträgern; bei ihnen fand er Herberge und Pflege auf seinen Reisen; zwischen ihnen und ihm bestand ein Austausch ihrer wissenschaftlichen Publicationen; sie theilten ihm für seine Forschungen das reichste Material mit, ihre Gestirnbeobachtungen aus Italien, Sicilien, aus Frankreich, Portugal, Indien und Amerika; sie führten für ihn das Wort in ihren Schriften. Kepler anerkannte dies auch dankbar: in vielen noch erhaltenen Briefen nennt er sie seine Freunde und Gönner. Dr. Schuster ist darum im vollen Rechte, wenn er in seiner „Kepler-Studie“ sagt: „Wir staunen über die Unwissenheit und Unredlichkeit jener Geschichtschreiber und Biographen, welche Kepler zum Märtyrer der Jesuiten machen und alles Missgeschick seines Lebens auf den Conto der katholischen Landesfürsten und ihrer Rathgeber schreiben. Kepler war in gewisser Hinsicht ein Märtyrer, aber in religiöser Beziehung nicht der Jesuiten, sondern der protestantischen Wirtemberger Theologen, sowie sein übriges Lebensgeschick nicht die Katholiken, sondern die Zeitverhältnisse zu verantworten haben.“

Die Jesuiten für Kepler.

So blieb Kepler, im Zwist mit den Wirtembergern, in Graz, an welches ihn bald seine Vermählung mit einer Mühleck aus einer adeligen Familie noch mehr fesselte. Die Harmonie des Himmels zu erforschen blieb sein Ziel, dem er unablässig nachstrebte, ungebeugt durch Misskennung und Unglück, an dem es auch ihm nicht fehlte.

Wir sahen früher, wie Erzherzog Ferdinand durch die Unruhen in Inneröſterreich genöthigt wurde, vom Rechte, das ihm der Religionsfriede

Die Gegenreformation.

zu Augsburg gewährte (Cujus regio, ejus religio), Gebrauch zu machen und den Protestanten den Aufenthalt im Lande zu kündigen. Damit hörte auch das Collegium auf, an dem Kepler bisher gelehrt hatte. Zwar wurde Kepler der Gehalt auch ferner ausbezahlt und er namentlich von der Verbannung ausgenommen. Die Jesuiten wollten den genialen Mann dem Lande erhalten. Mit seinen Collegen war Kepler nach Ungarn gezogen, die Minister Ferdinands forderten ihn auf, nach Graz zurückzukehren. Kepler kam wieder und setzte unbehelligt seine Studien fort. 1599 trat er aber in die Dienste des Kaisers Rudolf, wozu ihn Tycho de Brahe eingeladen hatte und sollte im Schlosse Benatek die systematische Beobachtung des Planeten Mars übernehmen. Am 30. September verließ Kepler Graz und zog nach Böhmen. Als Tycho 24. October 1601 jählings starb, wurde Kepler vom Kaiser zum Hofmathematicus mit einem jährlichen Gehalte von 500 Gulden ernannt und ihm alle Instrumente und Schriften Tychos zur Verfügung gestellt. Hier konnte Kepler sein Forschen nach Herzenslust fortsetzen, hier entstanden seine „Optik" 1604, seine „Astronomia nova, sive Physica coelestis tradita in commentariis de motibus stellae Martis" 1609. Es war also ein katholischer Fürst, unter dessen Schutz und Beihilfe Kepler so Großes leistete, Kaiser Rudolf II. Als dieser 20. Januar 1612 starb, war es wieder ein Katholik, Kaiser Matthias, welcher Kepler als Hofmathematicus mit der Vollendung der Rudolfinischen Tafeln betraute. Kepler zog aus dem unruhigen Prag nach Linz, wo er zugleich die Stelle als Lehrer der Mathematik an der Landschaftsschule übernahm. Hier vollendete er 1619 seine „Harmonices Mundi libri VI", die „Epitome astronomiae Copernicanae" 1618—1622, die „Chilias Logarithmorum" 1624, die „Tabulae Rudolphinae" 1627, lauter Riesenarbeiten, auf denen seine Bedeutung für die Wissenschaft, seine Größe beruhte, die ihm Trost und Stärkung waren im Unglück, in der Verfolgung durch die Orthodoxen seiner Heimat, welche ihn excommunicierten, vom Genusse des Abendmahles ausschlossen, weil er die Concordienformel nicht unterzeichnen wolle, die ihm den Spottnamen eines „Schwindelhirnleins" gaben. 1620 musste er nach Wirtemberg eilen, um seine siebzigjährige Mutter, die der Vogt von Leonberg der Ketzerei angeklagt hatte,[1]) vor dem Tode durch Feuer oder ewigem Gefängnis zu retten. Die Tübinger und das Consistorium in Stuttgart rechneten ihn für einen halben Calvinisten. Als er bei der Gegenreformation in der Steiermark sich um die Professur der Mathematik in Tübingen bewarb, gaben sie ihm ein Jahr lang gar keine Antwort. Und doch hieng sein Herz an der Heimat.

---

[1]) Die Mutter war angeklagt, sie habe von ihrer Tante, die schon als Hexe verbrannt war, Unterricht in der Hexerei bekommen, sie selbst habe schon mehrere Personen behext und mit dem Teufel Umgang gepflogen; sie könne nicht weinen, sie tödte die Schweine in der Nachbarschaft, nachdem sie nachts auf denselben herumgeritten, sie könne niemand ins Auge sehen und das sei das sicherste Zeichen der Hexerei.

Die letzten Jahre des großen Forschers waren trübe. Von seinem Gehalte in Prag war man ihm wegen der steten Unruhen noch 12.000 Gulden schuldig; durch einen Tauschvertrag übernahm diese Schuld der Herzog von Friedland, der Kepler sogleich nach Sagan berief, aber die Schuld nicht ausbezahlte, sondern den Astronomen durch eine von ihm vermittelte Berufung nach Rostock als Professor der Mathematik zu entschädigen suchte. Kepler verlangte jedoch zuvor die Auszahlung der 12.000 Gulden und dass Ferdinand II. die Berufung genehmige. Dies leistete Wallenstein nicht und ernannte Seno zu seinem Hofastronomen. Wahrscheinlich war dieser geneigter als Kepler, des Feldherrn gefährliche Pläne durch astrologische Schwindeleien zu ermuthigen. Kepler ritt zum Reichstag nach Regensburg, um bei Ferdinand II., der ihm stets wohlwollte, und beim Reichstage seine Forderung zu betreiben, wurde aber dort am 15. November 1630 von einem Fieber dahingerafft. Auf dem Friedhofe von St. Peter fand er sein Grab. Seine Grabschrift, die er sich selbst gemacht haben soll, lautet:

Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras.
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Den unermüdlichen Fleiß dieses Mannes beweist die große Anzahl seiner Schriften. Die Ausgabe von Frisch enthält acht starke Bände. Aus der Masse seiner hinterlassenen Manuscripte gab Hansch auf Befehl Kaiser Karls VI. einen Folioband heraus. Noch sind achtzehn Foliobände im Manuscripte vorhanden, welche die Petersburger Akademie 1775 käuflich an sich brachte.[1]) Und welche mühsame Rechnungen setzten diese Schriften nicht voraus! Bailly erzählt in seiner Geschichte der Astronomie: „Kepler wandte ungewöhnliche Kraft auf, denn damals, wo man die Erfindung der Logarithmen noch nicht gemacht hatte, waren die Rechnungen bei weitem nicht so leicht wie heutzutage. Jede von den Berechnungen, die er durchführte, nahm zehn Folioseiten ein. Diese Rechnungen wiederholte er wohl siebzigmal, was im ganzen 700 Seiten ausmachte. Jeder Rechner weiß aber, wie häufig man falsch rechnet, wie oft man von neuem beginnen muss, und wie viel Zeit zu einer Rechnung von 700 Seiten erforderlich ist. Er war ein staunenswerter Mann, sein Genie wurde durch diese kleinen mühseligen Arbeiten ebensowenig abgeschreckt, als dieselben imstande waren, seinen Geist zu ermüden oder abzunützen.“ [2])

Von der Energie Keplers gibt sein rasches Aufsteigen Zeugnis. Er war ein Siebenmonatkind. Sein Vater zog in den Krieg unter Alba. Als er zurück kam, eröffnete er ein Wirtshaus und der Sohn musste bis in sein zwölftes Jahr Kellnerdienste verrichten, dann im Felde mitarbeiten. Mit achtzehn Jahren trat er schon ins Seminar zu Tübingen, mit zweiundzwanzig war er schon Professor in Graz und schrieb sein erstes Hauptwerk, leistete unsterbliche Dienste in der Sternkunde und begann als einer der reichsten Geister der neuen Zeit zu glänzen.

Kepler hat das Weltsystem, wozu Copernicus den Grundstein legte, weiter ausgeführt. Zunächst machte er die Entdeckung, dass die Ebenen aller Planetenbahnen durch den Mittelpunkt der Sonne gehen und ohne alle Schwankung im Gleichgewicht schweben, indem sie immer dieselbe Neigung und dieselbe Knotenlinie in der Ekliptik beibehalten. Kepler hatte einen

[1]) Arago, Sämmtliche Werke, III, S. 192.
[2]) Histoire de l'Astronomie, p. 52. — Arago, l. c. S. 180.

poetischen Geist, Schärfe der Beobachtung, Kühnheit der Forschung nebst rastlosem Fleiß und die Behutsamkeit, jede seiner Hypothesen zuerst an der Erfahrung zu prüfen.[1]) Er war der erste, welcher die Kunst verstand, der Natur ihre Gesetze abzufragen, während die früheren nur Erklärungsgründe erdichteten und sie dem Laufe der Natur anzupassen versuchten. Des Pythagoras Lehre von der Harmonie der Sphären und Platos Ausspruch, daſs der beste Vater die Welt dem Schönsten nachgebildet habe, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn, und er stellte es sich zur Aufgabe seines Lebens, die Harmonie des Himmels zu erforschen. Tycho übermachte ihm den reichen Schatz seiner eigenen Erfahrung, und Kepler gieng zuerst an die Untersuchung über die wahre Bahn des Planeten Mars und kam so auf die wichtige, in Betracht der damaligen geringen Hilfsmittel riesige Entdeckung, daſs die Bahnen aller Planeten Ellipsen sind, deren einen Brennpunkt die Sonne einnimmt, und daſs der Planet seine Bahn so zurücklegt, daſs der radius vector in gleichen Zeiten immer gleiche Flächenräume beschreibt. Die ganze Sternkunde erhielt dadurch eine veränderte Gestalt, die Astronomie wurde Physik des Himmels; im Glauben an dessen Harmonie fand er bald ein anderes Gesetz, das nach ihm den Namen trägt, nämlich daſs die Quadrate der siderischen Umlaufszeiten wie die Würfel der mittleren Entfernungen sich verhalten. Das aristotelische Vorurtheil von der Kreisbewegung der Gestirne war damit aufgehoben, die wahren Figuren und Zahlenverhältnisse waren gefunden, auf denen die Harmonie des Himmels beruht. „Diese Harmonie hat Kepler nicht wie die Harmonie der Pythagoräer aus der Natur der Zahlen, sondern vermittelst der Zahlen aus den Beobachtungen erforscht", und im Jubel darüber rühmt er sich, daſs er die heiligen Gefäße der Ägypter entwendet habe, um seinem Gott einen Altar darauf zu bauen, fern von den Grenzen Ägyptens.[2]) —

Galilei.

Italiener führten die Aufgabe weiter, wo Deutsche sie stehen gelassen. Als die Franzosen 1512 Brescia erstürmten, wurde im Gedränge ein armer Knabe fast tödtlich verwundet. Blutend sank er in der Kathedrale seiner armen Mutter in die Arme. Er genas wieder, stotterte aber lebenslänglich: es ist Tartaglia. Nikolaus Tartaglia (der Stotterer), geboren in Brescia 1506, gestorben 1557 als Professor der Mathematik in Venedig, welchem die Wissenschaft die Lösung der kubischen Gleichungen und die Theorie der Flugbahn von Cardan. Kanonenkugeln und Bomben verdankt. Sein Gegner war Cardan, geboren

[1]) Apelt, Die Epochen der Geschichte der Menschheit, I, S. 239—257.
[2]) Harmonices mundi, libr. V, Prooemium.

zu Pavia 1501, gestorben zu Rom 1576, als Arzt, als Philosoph, als universaler Gelehrter, als genialer Sonderling noch berühmter denn als Mathematiker. Sein Büchlein über sein eigenes Leben ist ein merkwürdiges Beispiel von Offenheit. Er bekennt, dass er ein falscher Spieler ist, rachsüchtig, ohne Reue, boshaft in der Rede. Man glaubt, dass er, um seine Prophezeiung über die Zeit seines Todes nicht Lügen zu strafen, sich zu Tode gehungert hat.

Die erste wissenschaftliche Größe Italiens in jener Zeit in den Naturwissenschaften ist Galileo Galilei, geboren zu Pisa 1564, 1589 Professor der Mathematik in dieser Stadt, früh durch Entdeckungen berühmt, von aristotelischen Anschauungen kühn sich losreißend und die Erfahrung als Lehrerin beachtend. So führte ihn der Anblick der Bewegung einer Lampe über seinem Haupte zu Entdeckungen der Gesetze der Pendelschwingungen. So glänzend sein Geist, so reizbar war sein Gemüth. Den Gegnern seiner Anschauung antwortete er meist leidenschaftlich, bitter und mit Hohn. Der schroffe Tadel einer Maschine, welche Giovanni de' Medici erfunden hatte und welche dieser für ein Meisterstück hielt, zog ihm so viel Unannehmlichkeiten zu, dass er gerne die Heimat verließ und einen Lehrstuhl der Mathematik in Padua übernahm. Die venetianische Regierung hieß ihn willkommen. Der Mann war wichtig. Rasch nacheinander folgten Entdeckungen: die Gesetze des Falles, die Erfindung des geometrischen Compasses, die Vervollkommnung des Fernrohres. Noch bewahrt man in Venedig das Fernrohr, das er auf dem Glockenthurme des Marcusplatzes errichtet hatte. Die Republik ehrte ihn hoch und gab ihm das Bürgerrecht. Die wichtige Entdeckung des Fernrohres machte Galilei 1610, dessen Anfänge man bald einem Metzu, bald einem Jansen, bald einem Lippersheim zuschrieb. Galilei berichtet selber darüber im März 1610: „Vor etwa zehn Monaten berichtete man mir, dass ein gewisser Holländer ein Augenglas (perspicilium) erfunden habe, mit dessen Hilfe man entfernte Gegenstände ebenso sehe, wie wenn sie nahe wären. Man machte mit dieser Erfindung schon verschiedene Versuche, welchen die einen Glauben schenkten, die anderen verweigerten, wie mir ein Brief aus Paris besagte. All das trieb mich an, alle Mittel anzuwenden, um ein ähnliches Werk zustande zu bringen und mit Hilfe der Lehre von der Strahlenbrechung gelangte ich in kurzer Zeit zum Ziel. Ich machte mir eine Röhre aus Blei, an ihre beiden Enden versetzte ich Gläser, die auf der einen Seite eben waren, während auf der anderen das eine convex, das andere concav war. Die Gegenstände, die ich dadurch betrachtete, erschienen dreimal näher und neunmal größer. Ich gieng dann noch genauer zuwerke und brachte ein Fernrohr zustande, welches die Gegenstände mehr als sechzigmal vergrößerte. Endlich gelangte ich, indem ich keine Mühe und keine Kosten scheute, dahin, ein Instrument zustande zu bringen, welches die Gegenstände mehr als tausendfach vergrößerte. Es ist unnöthig, die Vortheile aufzuzählen, welche die An-

Galilei.

Fernrohr.

wendung dieses Rohres auf dem Lande, wie auf dem Meere darbietet. Ich ließ aber die Dinge auf der Erde gehen und fieng an den Himmel damit zu betrachten, zunächst den Mond."[1]) Welche Entdeckungen fanden nun rasch nach einander statt! Bisher hatte man die Sterne für ätherische Wesen gehalten und die Erde für den einzigen massiven Weltkörper, jetzt erschien der Mond als eine große kugelförmige Masse, freischwebend im Raume. Die Flecken im Monde hatte man bisher für Folge der Ausdünstung der Erde gehalten, jetzt bemerkte Galilei, dass die Oberfläche des Mondes unregelmäßig sei, dass er Berge und Thäler habe, viel größer als die Erde. Schon stellte Galilei Versuche an, vermittelst des Lichtes die Höhe dieser Berge zu messen;[2]) schon strebte er das Licht des Mondes selber zu bestimmen, und bemerkte, dass der Mond uns beständig die gleiche Seite zukehre, und dass fast die Hälfte dieser Oberfläche für uns unsichtbar sei. Der Anblick der Oberfläche des Mondes, die er mit der Gestalt Böhmens verglich, regte in ihm den Gedanken an, dass er bewohnt sei, eine Idee, die zweihundert Jahre vorher schon der Cardinal Kusa[3]) ausgesprochen hatte in den Worten: „Das Weltgebäude hat überall seinen Mittelpunkt und nirgends eine Grenze, weil Mittelpunkt und Umfang Gott ist, welcher überall und nirgends ist", und welcher meinte, alle Weltkörper seien bewohnt, damit die Himmelsräume nicht ohne Leben seien. Bald erkannte Galilei, dass die Milchstraße und die Nebelsterne nur eine Anhäufung von Millionen Sternen ist. Kurz darauf entdeckte er die Jupitersmonde, die wechselnden Lichtgestalten der Venus, die Handhaben an beiden Seiten des Saturns, die Flecken der Sonne, aus denen er auf ihre Rotation schloss, wie er bei Betrachtung der größten Fixsterne, weil sie durch das Fernrohr nicht vergrößert erschienen, auf ihre unermessliche Entfernung schloss. Die Annahme lag auf der Hand, dass die Fixsterne Sonnen seien. Wie tief eingreifend war der Eindruck, den diese neuen Lehren machten! — Die Idee von dem kugelförmig begrenzten Weltall verschwand, man schien auf einem uferlosen Ocean zu steuern. Nach der Entdeckung der Jupiterstrabanten bot ihm Cosimo II. eine Stellung in Florenz an. Die Liebe zur Heimat war groß, Galilei kehrte zurück. Dort fanden seine hydrostatischen Untersuchungen statt, entstand seine Arbeit über die Sonnenflecken und suchte er den Grund von Ebbe und Flut zu erklären. Dort begann aber auch der Streit mit Rom, der für sein späteres Leben so ernste Folgen hatte.

Der Streit bezog sich auf die Lehre des Copernicus. Rom hatte sich nicht an und für sich gegen dieselbe ausgesprochen. Der erste Begründer hatte im Gegentheil Paul III. sein Buch über die Bewegung der Himmels-

---

[1]) Nuntius siderius magna longeque admirabilia spectacula pandens etc., p. 6.
[2]) Ibid. p. 13.
[3]) D. Nicolai de Cusa Cardinalis Opera; Basileae 1568, in fol. lib. II, cap. 12. De docta Ignorantia.

körper gewidmet. Seine astronomischen Berechnungen wurden der Kalenderberechnung von 1582 zugrunde gelegt. Aber er behandelte seine Ansicht als Hypothese. Diese Hypothese wurde unangefochten unter dreizehn Päpsten gelehrt. Nicht wegen dieser Hypothese, die damals noch nicht vollständig begründet war, entbrannte der Streit, der Galileis späteres Leben vergiftete, sondern weil Galilei seine Lehre durchaus mit der Bibel begründen wollte. Er ist nicht als guter Astronom, sondern als schlechter Theologe verfolgt worden.[1])

Der Italiener Rosini sagt, dass die Kirche als solche das copernicanische System nicht verdammt habe und dass die Urtheile der Inquisition in Rom keine Dogmen seien. Copernicus bezeichnete sein System als Hypothese, Galilei aber wollte es auch mit der Bibel in Harmonie bringen. Dies ist einer der Hauptpunkte der Verhandlung — ein anderer die Art, wie Galilei päpstliche Erlasse deutete. 1610 erschien sein Buch „Nuntio sidereo", welches besonders über die Jupiterstrabanten handelt. Das Werk machte großes Aufsehen. Robert Bellarmin verlangte von den Mathematikern des Collegio Romano ein Urtheil darüber, das ganz zu dessen Gunsten ausfiel. Als Galilei 1611 selber nach Rom kam, fand er einen glänzenden Empfang. Als jedoch der gelehrte Forscher 1613 in einem Schreiben an Castelli die Stelle im Buch der Richter von der Josua-Schlacht gegen die Wahrheit des ptolemäischen Systems benutzte, brach der Streit zuerst in Florenz los. Der Pater Caccini wendete in einer Predigt gegen ihn die Stelle aus der Apostelgeschichte an: „Viri Galilaei, quid statis aspicientes in coelum." Galilei hatte der bisherigen Deutung der Bibelstellen den Krieg erklärt und bemerkt, der heilige Geist habe uns nur gezeigt, wie man zum Himmel gelange, nicht aber, wie die Himmel sich bewegten. Von Rom aus erhielt Galilei die Mahnung, bei der Mathematik zu bleiben und sich auf die Heilige Schrift nicht einzulassen. Papst war Paul V., ein Borghese, damals in Sorgen wegen antichristlicher Strebungen in Italien überhaupt. Als Galilei 1616 selber nach Rom gieng, ließ ihm der Papst in der Überzeugung, dass man die fragliche Untersuchung den Laien allein nicht anheim geben dürfe, sagen: er solle die Meinung von der Sonne als unbeweglichem Mittelpunkt des Weltgebäudes fallen lassen. Galilei versprach, sich dem Verbote zu fügen. Das Santo Ufficio oder die Inquisition in Rom sprach sich jetzt entschieden gegen das copernicanische System aus. Allerdings war dasselbe damals noch nicht von vielen Zweifeln und Schwierigkeiten gereinigt;[2]) Bellarmin gab Galilei das Zeugnis

---

[1]) Die feindseligste Darstellung des Processes Galileis findet sich in Libri, Histoire des sciences mathématiques en Italie, vol. IV. Gewissenhaft ist das gesammte Material zusammengestellt, unter Benutzung des Originalprocesses, von Marino Marini, Präfecten des vaticanischen Archivs, in dem wichtigen Werke: Galileo e l' Inquisizione. Memorie storiche e critiche. Roma 1850. — Die Gesammtausgabe der Werke Galileis von Eugenio Alberi enthält im sechsten bis neunten Band den bedeutendsten Theil der Correspondenz Galileis. Mit ruhigem und maßvollem Urtheile ist der Process behandelt von Alfred von Reumont im ersten Bande seiner Beiträge zur italienischen Geschichte. Berlin 1833. S. 303—424.

[2]) Wie gebrechlich das copernicanische System damals noch war, zeigt Apelt, l. c. I, S. 239: „Weit davon entfernt, gegen das geheiligte Vorurtheil der gleichförmigen Kreisbewegung der Sterne auch nur den leisesten Zweifel zu hegen, suchte Copernicus die wirklichen Unregelmäßigkeiten ihres Laufes noch immer nach den Principien der epicyklischen Theorie

mit, er habe keinen Widerruf geleistet und es seien ihm keine Büßungen und Strafen auferlegt worden. Fünfzehn Jahre schwieg Galilei über diese Frage. 1623 bestieg Cardinal Maffeo Barberini als Urban VIII. den römischen Stuhl. Er war bisher ein Anhänger Galileis. Das Buch über die Sonnenflecken hatte ihn entzückt, er schrieb noch als Papst 1624 über ihn: Galilei sei ein Mann, dessen Ruhm die Erde durchwandert und am Himmel leuchtet, und er strahle im Glanze der Wissenschaft und aufrichtiger Frömmigkeit. Darauf vertrauend schrieb Galilei seinen „Dialogo intorno ai due massimi systemi del mondo“. 1630 erhielt er in Rom die Genehmigung zum Druck, aber mit Änderung mancher Stellen, namentlich unter der Voraussetzung, dass er nicht die absolute, sondern nur die hypothetische Wahrheit des copernicanischen Systems behaupte und die Bibel aus dem Spiel lasse. In dem Gespräch sind einem der Redner, Simplicio, mehrere Gründe für die Wahrheit des ptolemäischen Systems in den Mund gelegt, deren Urban VIII. sich im Gespräche mit Galilei selber bedient hatte; der Papst glaubte nun, Galilei habe ihn lächerlich machen wollen, und war ihm fortan abgeneigt. Der Gelehrte wurde nach Rom vorgeladen, zumal er gegen das Verbot von 1616 gehandelt habe. Galilei erschien am 13. Februar 1633 in Rom. Anfangs wohnte er im Palaste des Gesandten von Florenz. Aus

---

zu erklären. Er nahm allein bei der Erdbahn oder dem orbis magnus zwei Epicyklen an, um die Bewegung der Apsidenlinie und die Veränderung der Excentricität zu erklären. Er betrachtet nämlich die Erdbahn wie einen festen und unveränderlichen Kreis, in dessen Innerm die Sonne so stehe, dass der Ort derselben mit dem Mittelpunkte des Kreises nicht zusammenfällt. Alsdann fingiert er sich, dass der Mittelpunkt der excentrischen Erdbahn in 3434 Jahren die Peripherie eines kleinen Kreises zurücklege, welcher die Sonne nicht einschließt, wodurch er abwechselnd in dieser Periode der Sonne bald näher rückt, bald sich wieder von derselben entfernt. Den leeren Mittelpunkt dieses Kreises, auf dessen Umfang sich das Centrum der Erdbahn bewegt, läßt er in einer Periode von 54.000 Jahren in einem etwas größeren Kreise um die Sonne laufen, welche zugleich der feste und ruhende Mittelpunkt des Zodiacus ist. Man sieht leicht, wie infolge dieser Bewegung die Lage der Apsidenlinie und die Excentricität der Erdbahn sich ändern müsse. Den erstern kleinern Epicykel nennt Rhäticus „das Rad des Schicksals“, und meint, dass an dessen Umschwung das Geschick der Weltmonarchien geknüpft sei. Von den Planetenbahnen aber nimmt Copernicus an, dass sie nicht in dem Mittelpunkt der Welt, d. h. der Sonne, sondern in dem Mittelpunkt der Erdbahn die Ekliptik durchschneiden, und zwar so, dass der Mittelpunkt einer jeden Planetenbahn nicht mit dem Mittelpunkte der Erdbahn zusammenfällt. Er rechnet daher die Excentricität der Planetenbahnen vom Centrum der Erdbahn aus, gleichsam als ob dieses, und nicht vielmehr der Mittelpunkt der Sonne, die eigentliche Basis des Planetensystems sei. Derjenige Durchmesser eines Planetenkreises, welcher zugleich durch den Mittelpunkt des orbis magnus geht, ist dann die Apsidenlinie dieses Planeten. Den Neigungswinkel jeder Bahnebene setzet er gleich demjenigen, welchen im ptolemäischen Systeme der Epicykel mit der Ebene des zugehörigen deferierenden Kreises macht. Aus diesen Voraussetzungen konnten die Veränderungen in der Breite natürlich nicht vollständig abgeleitet werden. Um die übrigbleibende Incongruenz der Hypothese mit den Beobachtungen auszugleichen, nahm er an, dass die Ebene einer jeden Planetenbahn gewisse Schwankungen um den Mittelpunkt der Erdbahn mache, welche gegen den Umlauf der Erde commensurabel seien. Um sich von diesen Schwankungen oder Libationen, wie er sie nennt, den richtigen Begriff zu machen, stelle man sich vor, dass die Achse der Planetenbahn auf einen bestimmten, festliegenden Durchmesser eines kleinen Kreises oscilliere, während der Kreis mit sammt diesem Durchmesser sich einmal herumdreht, so dass also der Pol der Planetenbahn eine kleine Spirallinie am Himmel beschreibt. Die Vorliebe für Ptolemäus, und vor allem die Rechnungsvortheile, welche diese Voraussetzung gewährt, hatten den Copernicus bestimmt, die Ebenen der Planetenbahnen nicht auf den Ort der Sonne, sondern auf den Mittelpunkt der excentrischen Erdbahn zu beziehen. Die Ekliptik wird dadurch zu einem eigenthümlich magischen Kreise des Planetensystems, zu der festen und unverrückbaren Grundebene des Weltgebäudes, gegen welche alle Bahnebenen sich in einer schwankenden Lage befinden.“

dem Berichte des letzteren hören wir, dass diese Schrift dem Papste sehr folgenreich und bedeutsam für die Religion erschien. Man warf Galilei vor, als er sich mit der Druck-Erlaubnis entschuldigte, dass er dem Inquisitor das Verbot von 1616 nicht mitgetheilt habe. Am 12. April begannen die Verhandlungen wider ihn, am 10. Mai führte er die Vertheidigung, am 21. Juni erfolgte die Verurtheilung. Die Folter hat er nie erduldet; sein Fehler war das Übergreifen in die Theologie. Das berühmte „E pur si muove", das er bei Leistung des Widerrufes gesprochen haben soll, hat Galilei nicht gesprochen. Der Papst bestimmte, dass Galilei sich nach Siena zum Erzbischof zu begeben habe. Ascanio Piccolomini war von seiner Jugend an ein Verehrer des Astronomen, er gewährte ihm die freundlichste Aufnahme und suchte ihm den Aufenthalt so tröstlich als möglich zu machen. Später erhielt Galilei vom Papst die Erlaubnis, sich nach seiner Villa von Arcetri zu begeben, nur solle er keine Besuche empfangen, weil man fürchtete, er verbreite antikatholische Meinungen. Im Sommer 1638 erhielt er die Erlaubnis, nach Florenz zurückzukehren. Der Spanier Calasanzio, Stifter der Congregation der Cleriker der Scuole, nahm sich seiner an. Am 8. Januar 1642 starb Galilei, beinahe achtundsiebzig Jahre alt, seit einiger Zeit erblindet und fast taub.

Die Astronomen Kepler und Galilei bilden den Markstein in der Geschichte des copernicanischen Weltsystems. Der Königsberger Domherr gedachte die Welt zu überzeugen, dass die Sonne als Königin auf festem Throne sitze und die Erde und die Planeten als Dienerinnen sie umkreisen. Der Augenschein sprach dagegen und die Heilige Schrift schien dagegen zu sprechen. Die Fachmänner waren für das ptolemäische System, dann die große Autorität des Aristoteles und das allgemeine Gefühl: mit Bangen vernahmen viele die neue Lehre, es kam ihnen vor, als hätten sie ihre Heimat verloren, als wären sie hinausgeschleudert in die Unendlichkeit, als hätten sie Gott verloren, als wäre die Würde Christi und seines Erlösungswerkes untergraben.

Unter den Theologen waren die Lutheraner am feindseligsten dagegen, die Katholiken am mildesten in seiner Beurtheilung und die umsichtigsten. Die Lutheraner erklärten die Bibel für die einzige Quelle des Glaubens, darum war ihnen das neue System an und für sich eine Ruchlosigkeit. Luther erklärte Copernicus sogleich für einen Narren, weil er die ganze Kunst der Astronomie umkehren wolle. „Ich glaube der Heiligen Schrift, denn Josua hieß die Sonne stillstehen, nicht die Erde." Mit ihm eiferte die Wittenberger Facultät gegen die Neuerung und die Tübinger erklärte Kepler, weil er für Copernicus schrieb, für ein Schwindelhirnlein. Caspar Peucer nannte die Lehre des Copernicus absurd, unwahr und für die Jugend gefährlich. 1589 predigte ein Lutheraner, die Jesuiten wollten mit der Vernunft, die Luther die Buhlin des Teufels nenne, sich mit der neuen Lehre einschleichen und alles umkehren.

Die Katholiken halten außer der Bibel die Tradition für eine Quelle des Glaubens. Nun haben Kirchenväter wie Basilius, Augustin, Johannes Damascenus die Frage nach dem Weltsystem als eine äußere, den christlichen Glaubensinhalt nicht berührende Angelegenheit behandelt, die der freien Forschung überlassen bleibe; es verursache den größten Schaden, wenn man das, was sich auf die Lehre und die Frömmigkeit nicht beziehe, behaupten oder leugnen wolle,

wie wenn es zur heiligen christlichen Lehre gehöre. Als Johann von Vercelli den Thomas von Aquin fragte, was er über die Himmelsbewegungen denke, meinte dieser, das ptolemäische Lehrsystem könne gelehrt werden, aber auch das entgegengesetzte, ohne Gefahr für den Glauben.[1]) Darum konnte ein Bischof den Copernicus antreiben, seine Werke herauszugeben, und der Papst die Widmung annehmen. Unter dreizehn Päpsten bis 1616 wurde es ohne Anstand in den Schulen erklärt. Erst als Galilei die Theologen lehren wollte, wie sie die heiligen Schriften zu erklären hätten, und von Florenz aus über das Treiben der Galileisten geklagt wurde und Galilei das römische Officium zur Entscheidung anrief, musste dieses ein Urtheil fällen, das aber nur für das Gebiet der Kirchendisciplin Bedeutung hatte, nicht für die Glaubenslehren.[2]) —

Isaak Newton.

Die Vollendung der ganzen Weltanschauung, ihr wissenschaftlicher Ausbau war erst möglich durch die Entdeckungen Galileis und Keplers und erfolgte erst durch Newton, den der Franzose Arago in der Mathematik und Astronomie für das größte Genie aller Zeiten und Länder erklärte und selbst über den unsterblichen Kepler stellte.

Newtons Leben, Isaak Newton wurde geboren 25. December 1642 zu Woolsthorpe, einem kleinen Dorfe in der Grafschaft Lincoln; sein Vater, ein Pächter, starb früh. Der zu frühzeitig geborene schwächliche Knabe kam zuerst in die öffentliche Schule zu Grantham, wo er sich aber nicht hervorthat, sondern immer unter den letzten Schülern der Classe saß. Er selber pflegte später zu erzählen, dass er in der Schule gar nicht auf den Unterricht achtgab und erst als ein weit über ihm sitzender Knabe ihm einen Schlag auf den Magen gegeben hatte, der ihn sehr schmerzte, sich anstrengte, um ihn um seinen Platz zu bringen, und bald der erste Schüler der Classe wurde. In seinen Erholungsstunden nahm er nicht Antheil an den lärmenden Spielen seiner Kameraden, sondern verfertigte mit seltenem Geschick kleine mechanische Arbeiten: eine Wasseruhr, eine kleine Windmühle, nebenbei auch kleine Gedichte. Als 1656 seine Mutter zum zweitenmale Witwe wurde, musste Isaak die Schule verlassen, um dem Landbau sich zu widmen, denn die Familie hatte ein kleines Gut von ungefähr 800 Gulden Ertrag. Der junge Isaak sollte jeden Samstag mit dem Knechte nach Grantham, um zu verkaufen und einzukaufen, überließ aber öfters alles dem Begleiter und gieng oft gar nicht in die Stadt. Statt auf seine Waren achtzugeben, fand man ihn oft unter einem Baume sitzend, mit einem Buche beschäftigt; für den Verkauf der Erträgnisse des Ackers hatte er gar keinen Sinn und zeigte gar keine Aufmerksamkeit. Das war klar, für den Landbau passte Newton nicht.

Die Mutter ließ ihn deshalb wieder studieren. 1661 kam Newton nach liest Kepler, Cambridge. Da fielen Keplers Werke ihm in die Hände, die er mit Heißhunger verschlang, dann die Elemente Euklids, welche ihm an und für sich so klar, so schön, so folgerichtig erschienen, dass er nicht begriff, wie man

[1]) Vergl. Schuster, l. c. S. 87—93.
[2]) Ibid. S. 94.

sie erst durch Erklärungen begreiflich machen wolle. Bald wandte er sich den Werken des Cartesius zu. Damals schon soll er die Methode der unendlichen Reihen gefunden haben. In das Jahr 1666 fällt die Geschichte, wonach ihm, während er unter einem Baume lag, ein Apfel, der auf ihn fiel, die erste Anregung zur Auffindung der Lehre gegeben habe, dass alle Körper nach dem Mittelpunkte der Erde streben. So erzählte es seine Nichte später dem Voltaire, während seine Biographen nichts davon wissen, denen doch Newton auseinandersetzte, durch welche Gedankenverbindung er auf dieses Naturgesetz gekommen sei. Von 1665 an bis 1695 war Newton Lehrer der Mathematik in Cambridge, zuerst ärmlich als bloßer Fellow, seit 1669 hieß er Professor. 1672 wurde er Mitglied der Akademie zu London, 1673 wollte er, verletzt durch die Streitigkeiten über die Natur des Lichtes, seine Stelle niederlegen, man nahm aber seine Entsagung nicht an. Als Jakob II. seinen Streit mit der Universität begann, war Newton unter den Abgeordneten, welche das Recht der Hochschule vor dem Oberrichter Jeffreys so kräftig vertheidigten. 1689 war er Vertreter seiner Universität im Parlamente, blieb aber wider alle Erwartung stumm. Er fand sich nicht aus im Gebiete der Politik, er soll nur einmal gesprochen haben, um nämlich zu beantragen, dass man ein Fenster im Saale schließe, weil die dadurch veranlasste Zugluft den Mitgliedern schade. Vom Februar 1690 an kehrte Newton ganz wieder zu seinen gelehrten Arbeiten zurück, seit dem Herbste 1692 aber war er einige Zeit geisteskrank. Der Tod seiner Mutter ergriff ihn sehr, vielleicht wirkte Überarbeitung mit; den eigentlichen Anlass aber soll die Vernichtung seiner Untersuchungen über die Natur des Lichtes gegeben haben, an denen er viele Jahre gearbeitet hatte. Newton war nämlich sehr fromm, er gieng jeden Abend in die Kapelle der Universität, um am Gottesdienste theilzunehmen. Eines Abends vergaß er beim Ausgehen die Lampe zu löschen, sein Hündlein Diamant warf sie um und die Manuscripte verbrannten. Newton fand bei der Heimkehr nur ein Häuflein Asche. „Ach, Diamant, wenn du wüsstest, was du gethan hast", rief er seufzend aus. So erzählt Biot,[1] nach einer Aufschreibung Huyghens, die noch auf der Bibliothek zu Leyden bewahrt wird. Gewiss ist, sein Geist begann sich zu verdunkeln, wie auch seine Briefe aus dieser Zeit beurkunden. Newton klagt selber, dass er seit zwölf Monaten nicht mehr schlafen könne, und dass sein Geist nicht mehr in der alten Verfassung sei. Seine Freunde thaten wider seinen Willen alles, um ihn wieder herzustellen, und es gelang.

lehrt in Cambridge,

erkrankt,

genest.

Bald strahlte dieser außerordentliche Geist wieder in seinem eigenthümlichen Glanze. Entdeckung folgte auf Entdeckung, aber auch Ehre auf Ehre. Sein Freund Karl Montague, später Lord Halifax, welcher 1694 Kanzler des Schatzamtes wurde, verschaffte ihm 1699 die Stelle eines Directors der Münze mit einem glänzenden Gehalte, in welcher Newton seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste leistete. 1702 ernannte ihn die Akademie der Wissenschaft zu Paris — für Fremde eine seltene Ehre — zu ihrem Mitgliede, 1703 ernannte ihn die Akademie zu London zu ihrem Vorstande, 1705 erhob ihn die Königin Anna zum Baronet. Newton war sehr empfänglich für diese Ehrenbezeugungen, obschon sie seinem wahren Ruhm

Ehren.

[1]) Biot, Melanges, I, p. 266. — Vergl. Newton in der Biographie générale, Bd. 37.

keine Zuthat hinzufügen konnten. Ehrgeiz, Argwohn waren Gebrechen seines Charakters, auch konnte er keinen Widerspruch ertragen. Der protestantischen Lehre war Newton dabei so ergeben, dass er einmal während des Krieges in den Cevennen als Freiwilliger in die Reihen der Camisarden eintreten wollte. Arago wirft die Frage auf: „Wie würde der zaghafte Newton sich auf dem Schlachtfelde benommen haben, er, welcher aus Furcht, umgeworfen zu werden, nie durch die Straßen Londons fuhr, ohne die Arme auszuspannen und die Hände krampfhaft an beide Kutschenthüren zu halten?" — Newton lebte ganz seiner Wissenschaft, er hat sich nie vermählt. Was Liebe sei, scheint er nie gefühlt zu haben. Er war sehr nüchtern und seine Geisteskräfte blieben rege bis in sein fünfundachtzigstes Jahr, sein Auge war noch gleich scharf und glänzend. In Gesellschaften war er zerstreut, selbst zu Hause in Gedanken oft so versunken, dass er stundenlang am Morgen nachdenkend an seinem Bette sitzen konnte und dass man ihn immer zum Mahl mehrmals rufen musste. So zahlreich auch seine Entdeckungen waren, so klein erschienen sie ihm im Vergleich zu den Wahrheiten, die noch zu entdecken wären. Oft pflegte er zu sagen: „Ich weiß nicht, wie ich der Welt erscheine, mir aber komme ich wie ein Kind vor, das am Strande des Meeres spielt, und da oder dort einen feiner geschliffenen Stein oder eine schönere Muschel findet, während der große Ocean unentdeckter Wahrheiten vor ihm rauscht."

Newton starb den 20. März 1727 in Kensington, fünfundachtzig Jahre alt. Er wurde bestattet, wie eine der Größen Englands, in Westminster. Sein Denkmal trägt die Inschrift: „Qui genus humanum superavit" und rühmt neben seinen großen Entdeckungen seinen strengen Glauben und sein einfaches Leben nach den Lehren des Evangeliums, und dass die Menschen sich glücklich preisen, dass ein solcher Mann ihres Geschlechtes war.[1]) Zweifel an der Religion durfte man in seiner Nähe nicht äußern. Als Halley einmal zu spotten anfieng, wehrte es ihm Newton mit den Worten: „Schweigen Sie, ich habe diese Dinge tiefer ergründet." Nie las er den Namen Gott, ohne dabei sein Haupt zu entblößen.

Größe Newtons. Newton hat das Gesetz der Kraft entdeckt, welches das ganze Planetensystem beherrscht, und zwar mit einer Klarheit mathematischer Anschauung, wie sie vielleicht keiner unter den Menschen je wieder besessen hat.[2]) Von seiner Methode sagt Whewell: „Niemand hat sechzig Jahre nach dem Er-

---

[1]) Sein Grabstein trägt die Inschrift: „Hic situs est Isaacus Newton, Eques auratus, qui animi vi prope divina planetarum motus, figuras, cometarum semitas, oceanique aestus sua mathesi facem praeferente primus demonstravit, radiorum lucis dissimilitudines colorumque inde nascentium proprietates, quas nemo vel suspicatus erat, pervestigavit. Naturae, antiquitatis S. scripturae Sedulus, sagax. fidus interpres Dei Opt. Max. majestatem philosophia asseruit. Evangelii simplicitatem moribus expressit. Sibi gratulentur mortules talem totumque extitisse humani generis decus, natus XXV Decemb. MDCXLII, obiit XX Mart. MDCCXXVII.

[2]) Apelt, Die Epochen der Geschichte der Menschheit, I, S. 278.

scheinen der „Principia“ und mit Newtons Methode, niemand hat bis zum heutigen Tage seinen Deductionen irgend etwas Wertvolles hinzuzufügen gewusst. Man weiß, dass er die vornehmsten Mondungleichheiten sämmtlich berechnete; in vielen Fällen hat er uns sein Verfahren, in andern nur seine Resultate gegeben. Wer aber hat in seiner schönen Geometrie irgend eine von den Ungleichheiten, die er unberührt ließ, dargethan oder aus den einfachen Grundsätzen derselben abgeleitet? Das gewichtige Instrument der Synthesis, so wirkungsvoll in seiner Hand, ist seitdem nie wieder von jemand angerührt worden, da man es zu solchen Zwecken nie hätte brauchen können, und mit staunender Neugierde betrachtet man es, wie man etwa eine riesige Kriegswaffe anschauen würde, welche unter Trophäen aus alten Zeiten müßig in der Ecke steht und bei deren Anblick man verwundert fragt, welch ein Menschenschlag es doch gewesen sein müsse, der als Waffe schwingen konnte, was wir kaum als eine Last aufzuheben vermögen.“

1686 erschien sein Hauptwerk: „Die mathematischen Principien der Naturphilosophie“,[1]) welches Laplace das größte Werk des menschlichen Geistes nennt, und welches den mathematischen Apparat zur Erforschung der Naturgeheimnisse enthält, und die Abhängigkeit der Naturerscheinungen von dem mechanischen Grundgesetz der Gleichheit der Wirkungen und Gegenwirkungen nachweist. Die riesige Kraft eigenen Geistes, wie die Kenntnis der Leistungen der Vorgänger war dazu nöthig. Die Gesetze, welche diese gefunden, sind in ihren Ursachen erforscht und demnach begründet und erklärt. Allerdings war kurz vorher Entdeckung auf Entdeckung gefolgt. Leonardo da Vinci und Baco von Verulam hatten den Grundsatz aufgestellt, dass Erfahrung und Beobachtung die Grundlage alles Denkens in der Wissenschaft bilden müssen, dass die Versuche allein die Natur zwingen, ihre Geheimnisse zu offenbaren und ihre Gesetze zu enthüllen. Stevinus hatte 1586 die Grundsätze des Gleichgewichtes, die Grundeigenschaft der geneigten Fläche festgestellt, und die Fälle gelöst, wo die Kräfte schräg wirken.[2]) Galilei hat

Principia.

Leonardo da Vinci.

Baco.

Gesetze der Bewegung.

---

[1]) Philosophiae naturalis principia mathematica.

[2]) Simon Stevin, auch Simon von Brügge genannt, ist 1548 in Belgien geboren und 1620 im Haag gestorben. Nach langen Reisen durch Europa wurde er 1583 Professor in Leyden, später Liebling des Moriz von Nassau. 1845 erhielt er ein Denkmal in seiner Vaterstadt. M. van de Weyer sagt über ihn: „Seit zwei Jahrtausenden war die Mechanik stehen geblieben, durch Stevin hat sie zuerst wieder seit Archimedes Fortschritte gemacht. Er ist der Vater der neueren Statik, er hat die Gesetze des Gleichgewichtes festgestellt, und die Lehre von den schiefen Ebenen. Er hat das Parallelogramm der Kräfte aufgefunden und bestimmt, er hat sogar einige Versuche auf dem Gebiete der Dynamik gemacht. Er hat aus der Hydrostatik eine von der Statik ganz unabhängige Wissenschaft gemacht. Er hat das hydrostatische Paradoxon gefunden, welches man bisher Pascal zuschrieb, und das Gesetz des Druckes der Flüssigkeiten auf die Wände eines Gefäßes entdeckt; er hat den ersten Anfang mit der Infinitesimal-Rechnung gemacht und Decimalbrüche angewendet; er hat zuerst die Mittel angegeben, um aus der Geologie eine Wissenschaft zu machen. Seine Abhandlung über die Schiffahrt wurde in den Schulen aller seefahrenden Nationen zugrunde gelegt.“

die drei Gesetze der Bewegung aufgestellt: 1. Jeder Körper verharrt in seinem Zustande der Ruhe oder gleichförmiger Bewegung in gerader Linie, wenn er nicht durch darauf angewandte Kräfte gezwungen wird, diesen Zustand zu verändern. 2. Die Veränderung der Bewegung ist stets der angewandten bewegenden Kraft proportional und findet in der Richtung der geraden Linie statt, in welcher jene Kraft angewandt wird. 3. Jedem Druck steht immer ein gleicher Gegendruck gegenüber oder der wechselseitige Druck zweier Körper aufeinander ist gleichmäßig und findet in entgegengesetzter Richtung statt.[1]) — Das erste Gesetz war von großer Bedeutung für die Entdeckung der Gesetze fallender Körper; beim zweiten Gesetze wies Galilei nach, dass ein horizontal geschleuderter Körper eine gleichförmige horizontale Bewegung haben muss, dass er damit verbunden aber auch eine beschleunigte Bewegung haben wird. Die Forschungen von Toricelli, Castelli, Viviani, Borelli, Gassendi bereiteten die Anwendung der Grundsätze der Mechanik auf die Astronomie vor. Die Erklärung der Bewegungen planetarischer Körper war ihrer Lösung nahe, die Überzeugung brach sich Bahn, dass die beständige Bewegung der Planeten eine Folge des ersten Gesetzes sei und ihre elliptischen Bahnen, wie sie durch Kepler festgestellt waren, eine Folge des zweiten. Hooke hatte versucht, die Biegung einer geraden Bewegung zu einer kreisförmigen, durch ein hinzutretendes anziehendes Gesetz zu erklären. Huyghens hatte mehrere Theorien über kreisförmige Bewegungen eröffnet, allein die Frage war, wie die elliptischen Bahnen, welche Kepler gefunden, sich erklären lassen.

Gravitation. Da trat Newton 1686 mit dem Grundsatze auf, dass alle Körper sich anziehen mit Kräften, gerade gleich ihren Massen und umgekehrt gleich dem Quadrate ihrer Entfernung. Jeder Körper strebt nach dem Mittelpunkte der Erde. Schon Galilei hatte nachgewiesen, dass die Anziehung der Erde gleichmäßig auf alle Körper wirke, und seit Erfindung der Luftpumpe durch Guerike war bestätigt, dass die Schnelligkeit fallender Körper unabhängig ist von ihrem Gewicht. Newton muthmaßte, dass die Anziehungskraft der Erde sich möglicherweise bis zum Mond erstrecken könnte, ja wohl gar die Kraft sei, welche ihn von seiner geradlinigen Bahn abbringe und veranlasse, dass er sich im Kreise um die Erde drehe. Allein, wenn das Gesetz von den Quadraten der Entfernung richtig war, so musste die Abweichung des Mondes von der Tangente 15 Fuß jede Minute betragen, während Newton bisher nur 13 Fuß berechnen konnte.

Ihre Ausdehnung.

Es wird erzählt,[2]) dass Newton ob dieses Gebrechens seine Rechnungen jahrelang beiseite schob, 1682 habe er aber in einer Sitzung der Akademie das Ergebnis einer neuen Gradmessung von Picard erfahren, wonach bisher

---

[1]) Draper, Geschichte der geistigen Entwickelung Europas, L. II, S. 240.
[2]) Edinburgh Review, Oct. 1843 bekämpft jedoch diese Tradition mit wichtigen Gründen.

der Durchmesser der Erde zu klein angenommen war. Newton eilte nach Haus mit dieser wichtigen Nachricht, suchte seine alten Papiere hervor und gieng nach der neuen Annahme seine Rechnungen noch einmal durch. Jetzt griff alles harmonisch zusammen, die Zahlen bewiesen, dass der Mond durch die Anziehungskraft der Erde in seiner Bahn erhalten und genöthigt werde, sich um die Erde zu drehen. Das wichtige Gesetz war also gefunden, die letzte Schranke zwischen Himmel und Erde schien einzustürzen. Newton soll in solche freudige Aufregung der Nerven verfallen sein, dass er unfähig war weiter zu schreiben, und einem eben eintretenden Freunde die Feder überreichte, um die Rechnung abzuschließen. Bessere Rechnung. Lösung.

Diese Entdeckung machte gewaltiges Aufsehen. Was vom Monde galt, ließ sich auf jeden Planeten unseres Sonnensystemes anwenden und Newton dehnte das Gesetz auf das ganze Weltsystem aus. Draper[1]) sagt mit Recht, nachdem er auf die Verwirrungen hingewiesen, welche bei der Vielheit der Planetenkörper vermöge der Anziehung eines jeden auf alle übrigen stattfinden müsse, Newton habe diese Frage gelöst, dass man fast meine, er sei göttlich inspirirt gewesen, „die Hauptabweichungen des Mondes und der Planetenkörper nachzuweisen, die Gestalt der Erde zu bestimmen — dass sie keine völlige Kugel, sondern ein abgeschrägtes Sphäroid ist —, sowie das Vorrücken der Äquinoctien gegen Osten und das Steigen und Fallen des Weltmeeres zu erklären. Zu solcher Vollkommenheit haben spätere Mathematiker die Lehre gebracht, dass die verwickeltsten Bewegungen und Unregelmäßigkeiten des Sonnensystemes befriedigend erklärt und der Berechnung unterworfen worden sind. Diesen Grundsätzen vertrauend ist es nicht nur für möglich befunden worden, wenn man die Masse eines gegebenen Planeten kennt, die Verwirrung zu bestimmen, welche er bei den nächstbefindenden hervorrufen kann, sondern selbst das umgekehrte Problem ist mit Erfolg in Angriff genommen und aus den Verwirrungen der Ort und die Masse eines bisher unbekannten Planeten bestimmt worden. So erkannte man aus den Abweichungen des Uranus von seinem in der Theorie ihm zukommenden Platze das nothwendige Vorhandensein eines äußeren verwirrenden Planeten und unsere Zeit ist Zeuge des geistigen Triumphes von Geometern gewesen, welche auf die Stelle hinwiesen, auf die man das Teleskop richten müsse, um einen neuen Planeten zu finden. So wurde die Entdeckung des Neptun herbeigeführt.“ Wichtigkeit. Universum.

Seit Newton sind die astronomischen Tafeln einzig auf das Gesetz der Schwere zurückgeführt. Jeder Fixstern gilt jetzt gleich der Sonne als ein planetarischer Mittelpunkt. Draper bemerkt mit Recht: „Der zu diesem Behufe gelieferte Beweis stützt sich einzig und allein auf die Beobachtungen der

[1]) Draper, Geschichte der geistigen Entwickelung Europas, S. 244.

beiden Herschels über die Bewegungen der Doppelsterne. Unter den Sternen gab es mehrere in so dichter Nähe bei einander, dass Sir W. Herschel auf die Vermuthung kam, es könnte sein, dass man durch Beobachtung derselben die Stern-Parallaxe ermittelte. In diese Forschungen, welche ihn viele Jahre lang beschäftigten, vertieft, entdeckte er, dass viele von diesen Sternen nicht nur optisch beieinander sind, wenn sie sich zufällig in einer Sehlinie befinden, sondern dass sie auch in Wirklichkeit physisch miteinander verbunden sind, indem sie sich in regelmäßigen Bahnen umkreisen. Die Bewegung dieser Doppelsonnen ist jedoch in vielen Fällen so langsam, dass viele Jahre erforderlich sind, um dieselbe genügend zu bestimmen. Sir John Herschel setzte daher die Beobachtung seines Vaters fort und erforschte mit anderen Mathematikern die charakteristischen Erscheinungen dieser Bewegungen. Das erste Beispiel einer Bestimmung der wahren elliptischen Elemente der Bahn eines Doppelsternes wurde von M. Savary im Falle des ζ Ursae majoris gegeben, indem er eine elliptische Bahn von 38¼ Jahren nachwies. Die Perioden anderer seitdem bestimmter Sterne ist jedoch bei weitem länger, so beträgt sie bei σ Coronae nach Mfr. Hind mehr als 736 Jahre. Aus dem Umstande, dass die Bahnen, in welchen diese Sterne sich um einander bewegen, elliptisch sind, folgt nothwendig, dass das Gravitationsgesetz dem umgekehrten Quadrate gemäß bei ihnen stichhält. In Anbetracht der ungeheuren Entfernungen dieser Körper und der Abweichung in der Bildung der Systeme, welchen sie angehören, von den Bedingungen, die in unserem einsonnigen Systeme gelten, darf man wohl das Vorherrschen des Gravitationsgesetzes im ganzen Universum annehmen."

In Newton zeigt sich ein gewaltiger Sieg des menschlichen Geistes. Was Plato meinte mit dem Ausspruch, dass Gott beständig Geometrie treibe, was Kepler ahnungsvoll unter seiner Harmonie des Himmels verstand, das war jetzt erwiesen. All seine Sätze waren jetzt Folgen eines höheren Satzes. Wert der Entdeckung. „Das ganze Weltall lag jetzt offen da;[1]) was die ägyptischen Priester mit ehrfurchtsvoller Scheu verehrt hatten, was dem Scharfsinn der griechischen Philosophen entschlüpft war, das hatte jetzt ein britischer Mathematiker enträthselt. Der Schleier der Isis war gehoben und das innere Triebwerk der Natur öffnete sich dem menschlichen Blick. Die magischen Mächte der Astrologie waren entzaubert und die unheimlichen Schauer zerstreut, welche sonst drohend das Angesicht der Natur umgaben. Das ganze Getriebe des Planetensystemes, der bewunderungswürdige Lauf der Gestirne beruhte auf dem einfachen Spiel natürlicher Kräfte."

Was die Heilige Schrift längst bemerkt, dass Gott alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet habe, dass die Himmel Gottes Herrlichkeit erzählen,

---

1) Apelt, l. c. I, S. 292.

es war erwiesen. Die alte Weltanschauung war zwar gefallen, welche die Erde zum Mittelpunkt des Universums machte, eine viel größere war aber an ihre Stelle getreten. Bald erschien auch die Milchstraße als ein geschlossenes Sternensystem und die Sonne mit all ihren Planeten nur als ein einzelnes Glied in diesem Sternengewimmel. Wie aber die Anschauung von der Welt eine erhabenere wurde, so auch die Ansicht vom Schöpfer, vor dessen Thron diese Wogen von Welten auf- und niederrauschen und von dessen Geist sie Zeugen sind.[1] Größer die Welt, größer Gott,

Aber auch die Anschauung von der Würde und der Bedeutung des Menschengeistes musste eine höhere werden: er durchforschte die Welträume, er fand die Gesetze, nach welchen jene Riesenkörper seit ihrem Bestehen sich bewegen, und die Art, wie Newton sie fand, zeigt für die Begabung und den Beruf des Geistes. Snell sagt in Betreff der Synthese Newtons ganz richtig:[2] „So war am Ende eines mühsamen Suchens in der Erfahrung als Bleibendes, als Inneres das Gesetz gefunden, was nothwendige Folgerung des Begriffes gewesen wäre. Speculationen ohne Erfahrung sind verunglückt, nicht, weil die Erfahrung erst den Stoff liefern soll zum Denken, sondern weil man mit abstracten Begriffen ohne die Fingerzeige der Erfahrung nicht umzugehen weiß. Die speculative Vernunft, sich selbst überlassen, stürzt sich leicht in einen Strudel. Wer die scharfen Waffen des Geistes zu führen verstände, wer die Kraft hätte, die Vernunft, das ewige Maß der Dinge, zu pressen, wie sie ihren Inhalt spendet, würde wenig der Erfahrung brauchen, um in die innerste Werkstätte der Natur und des Lebens einzudringen." — größer der Mensch.

---

[1]) Sehr schön drückt diesen Gedanken ein Hymnus von F. L. Stolberg aus:

Es versenkt, es erhebt
In die Höh'n, in die Tiefen
Der Schöpfungen Gottes
Sich staunend der Geist und trunken vor Wonne,
Doch bebend und bang!
Denn es rauscht das flammende Meer
Der Schöpfungen Gottes
Wog' auf Woge, Himmel nach Himmel dahin!
Sirius und Arktur, und die Orionen,
Die gewölbte Veste, so hienieden wir seh'n,
Und der Sonnengurt, der umher sich schlingt,
Sind Tropfen im Meere und sind jenen gleich,
Die bei Nacht an des Fischers Kahn
Der leuchtende Schlag des Ruders erhebt.

Jeder Tropfen ein Sonnenmeer,
Jede Sonn' umringt von kreisenden Erden
Und umringt von Monden die Erde,
Und jegliche Sonn', und die Erd' und die Monden allzumal
Von Geschöpfen, die Dein, Halleluja, o Gott! die Dein
Harren, bewohnt, die sich Dein, o Unendlicher, erfreuen!

Denn, o Gott, mit unendlicher Macht
Gossest Du aus die strahlende Urne,
Da Du schufst, gossest sie aus mit unendlicher Weisheit,
Gossest sie aus mit unendlicher Liebe!

[2]) Newton und die mechanische Naturwissenschaft. Dresden 1853.

Kalter Naturalismus. — Toland.

Allein diese Schlüsse wurden zunächst nicht aus der Entdeckung Newtons gezogen, dagegen begann man bei allem nur nach den mathematischen Gesetzen zu fragen und nur der Erfahrung zu vertrauen — im Gegensatze zum Mittelalter, welches, vom Reichthum der Ideen wie berauscht, sich um die Erfahrung nicht kümmerte und über der Beschäftigung mit der idealen Welt die Er-
Zeitrichtung. forschung der realen unterschätzte. Das Ohr der Menschheit ist zu Zeiten für gewisse Wahrheiten wie verschlossen, für andere einzig geöffnet. Ein kalter Naturalismus nahm überhand, die religiösen Ideen dagegen, die erhabensten Ahnungen des menschlichen Geistes wurden wie Träume behandelt. Was bisher für Wahrheit galt, hatte keinen Sinn mehr, geringschätzig blickte man auf die Vergangenheit. Dagegen nahm der Stolz auf die eigene Kraft ebenso überhand, als die Neigung, nur das als vernünftig anzuerkennen, was man selber construiert hatte.

Toland. Am weitesten geht in dieser Richtung John Toland. Geboren in Irland 1671, der Sohn katholischer Eltern, gieng er jedoch im sechzehnten Jahr zum Protestantismus über; seine Studien machte er zu Dublin, Glasgow, Edinburg, Leyden. Dort verfasste er das Werk: „Christianity not mysterious", oder das Christenthum ohne Geheimnisse, welches 1696 erschien und das größte Aufsehen erregte. Der Grundgedanke desselben ist: im Evangelium ist keine Lehre, die der Vernunft widerspreche, und die Offenbarung ist wahr, nicht, weil sie geoffenbart, sondern weil sie vernünftig ist; was jetzt noch über unser Verständnis hinausgeht, ist vielleicht morgen schon verständlich; im eigentlichen Sinne gibt es also keine
Wunder. Mysterien in der christlichen Lehre. Selbst die Wunder sind nicht unbegreiflich oder unvernünftig; „denn Wunder", sagt er, „sind außerordentliche Handlungen, welche die menschlichen Kräfte übersteigen und welche die Natur, vermöge ihrer gewöhnlichen Wirksamkeit, nicht zu vollbringen vermag. Da Gott kraft seiner Allmacht über die Natur gebietet, so kann er auch zur Erreichung besonderer Zwecke den gewöhnlichen Lauf der Dinge unterbrechen. Übrigens geht Gott nicht verschwenderisch mit Wundern um; nur um eines wichtigen, der göttlichen Majestät würdigen Zieles willen wird der Gang der Natur geändert, aufgehalten, beschleu-
Mysterien. niget." Auf die Frage, warum dennoch Mysterien in die christliche Religion kamen, antwortet Toland: „Die bekehrten Juden wollten ihre levitischen Gebräuche und Feste, und die Heiden ihre Mysterien beibehalten und die zutretenden Philosophen machten Lehre und Cultus von Tag zu Tag geheimnisvoller, um als Eingeweihte größeres Ansehen zu gewinnen. Als die römischen Kaiser zur Kirche übertraten, kamen so viele heidnische Formen mit herüber, dass man die neuen Mysterien den heidnischen ganz gleichstellte. So kam es, dass verständliche und angemessene Sinnbilder, wie Brot essen, Wein trinken, sich mit Wasser waschen, für schreckliche und unaussprechliche Geheimnisse galten. All diese Mysterien sind aber leere Zusätze, der ursprünglichen Religion durchaus fremd, sind heidnische Schlacken, während der wahre Glaube durchaus vernünftig ist, eine wohlbegründete Überzeugung und durchaus kein blindes Annehmen der Sätze." Obschon Toland zum Theil hier noch auf übernatürlichem

Boden steht, so setzte er sich doch mit seinem Buche den heftigsten Angriffen aus, zumal er 1697 bei seiner Rückkehr nach Irland unvorsichtig in Gasthöfen seine Grundsätze auskramte, und alle Welt dazu bekehren wollte, und in seiner Eitelkeit sich brüstete, er stehe mit den großen Gelehrten Limborg und Clericus in vertrautem Verkehr, während diese rundweg behaupteten, es sei dies erlogen. Von allen Kanzeln wurde gegen ihn gepredigt. Ein Edelmann wollte nicht mehr in die Kirche gehen, weil man darin von einem gewissen John Toland mehr rede als von Jesus Christus. Laut Beschluss des irischen Parlamentes wurde 1697 sein Buch durch Henkershand öffentlich verbrannt und Toland selber entgieng der Verhaftung nur durch Flucht nach England. Aber auch hier entgieng er einem ähnlichen Lose nur durch mildernde und ausweichende Erklärung seiner Schrift.

Toland verlegte sich jetzt auf politische Schriftstellerei. Sein „Leben Miltons“ 1669 suchte den Kampf gegen die Stuarts zu rechtfertigen. In seiner „Anglia libera“ 1701 ergriff er Partei für die Thronfolge des Hauses Hannover; mit der Gesandtschaft, welche die Thronfolge-Acte der Kurfürstin Sophia überbrachte, gieng auch Toland nach Hannover und erhielt für seine „Anglia libera“ reiche Geschenke. Hier lernte er Leibniz und bei einem Besuche am preußischen Hofe die Königin Sophia Charlotte kennen, an welche unter dem Namen Serena die 1704 erschienenen „Letters to Serena“ gerichtet sind. Hierin ist Toland nicht mehr offenbarungsgläubig, hat er sogar den persönlichen außerweltlichen Gott und die persönliche Unsterblichkeit der Seele aufgegeben, sondern ist der entschiedenste Pantheist: das All ist ihm ewig und unendlich und Gott ist ihm nur noch das dem All innwohnende Leben. Aus dem All entsteht alles und in das All kehrt alles wieder zurück; insofern ist er Anhänger Spinozas, gegen welchen nichtsdestoweniger die letzten dieser fünf Briefe gerichtet sind: denn Spinozas Substanz sei bewegungslos und verharre in starrer Ruhe, während doch die Substanz in steter Bewegung und Selbstbestimmung, in ewigem Stoffwechsel, in rascher Verwandlung sei. Alle bisherigen Religionen sind ihm eitel Trug, auch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist nur Priestererfindung. 1709 versuchte Toland im „Adeisidaemon“ nachzuweisen, dass auch Livius die Religion nur für ein Schreckbild für die Menge und den Gottesdienst nur als eine Erfindung der Priester betrachtet habe, dass Moses, der reinste Pantheist, in den zehn Geboten nur das ewige Naturgesetz ausgesprochen habe. Im „Nazarenus“ 1718 wollte Toland beweisen, dass Heidenthum, Judenthum, Christenthum und Mohammedanismus nur verschiedene Formen eines und desselben Aberglaubens seien. Im „Tetradimus“ erklärte er, dass ob der Unduldsamkeit des christlichen Pöbels die wahren Philosophen ihre Ansichten geheim halten müssen.

Alleinslehre

Gegen Spinoza.

Pantheisticon.

Die wichtigste Schrift ist sein „Pantheisticon, sive formula celebrandae sodalitatis Socraticae,“ in welcher er Formeln für den neuen Cult aufstellt und dabei erklärt, dass in vielen Städten Europas, wie Paris, Venedig, Amsterdam und London, schon solche Versammlungen stattfinden von philosophisch gebildeten Männern, die auf niemandens Wort schwören, Pantheisten heißen, und den Wahlspruch haben: dass aus dem Ganzen alles kommt, und aus dem Ganzen das All besteht, dass Gott nur die Weltseele, und dass das All in ewigem Schaffen, Werden und Verschwinden ist. In diesen sokratischen Versammlungen verhöhne man die vermeintliche Offen=

barung, verspotte man Wunder und Geheimnisse als Altweibermärchen und halte sich nur an das unfehlbare Gesetz der Natur und Vernunft.

Pantheisten-cult. Der Seltsamkeit wegen theilen wir eine solche Formel mit, in welcher der Vorstand oder Symposiarch die Rede beginnt und die Versammlung im gleichen Geiste antwortet: es ist nur eine Nachahmung der anglikanischen Liturgie:

„Vorstand: Dass ein gesunder Geist in einem gesunden Körper sei, ist immer zu wünschen; und wie wir das Leben nicht leichtsinnig verlassen sollen, so sollen wir auch den Tod nicht fürchten. — Antwort: Danach wollen wir immer streben. — Vorstand und Andächtige singen: Den Biedermann, der fest und beharrlich ist, — Erschreckt nicht der Arges befehlenden Mitbürger Wuth, nicht des Tyrannen — Drohender Blick im muthvollen Herzen. — Der stürmische Süd nicht, Adrias wilde Plage — Und nicht des Donnerers Zeus gewaltige Hand; — Selbst wenn der Erdkreis berstend einstürzt, — Wird der Sturz unerschreckt ihn finden.[1]) — Vorstand: Der Weise ist heiter und trachtet nicht nach schnödem Gewinn. — Antwort: Heiterkeit ist das Merkmal des Freien, Trauer das Zeichen des Sclaven. — Vorstand: Frei wollen wir sein. Aber dem Gesetze sind wir unterthan; denn nur das Gesetz ist Sicherheit und Freiheit. Die Freiheit ist so weit entfernt von Willkür, — Antwort: Wie die Sclaverei von der Freiheit. — Vorstand: Hört also das wahre Gesetz des guten und glücklichen Lebens, das uns Cicero überliefert hat. Cicero sagt: ‚Das wahre Gesetz ist die rechte Vernunft. Dieses Gesetz ist der Natur angemessen und ist ewig dasselbe: alle Völker und alle Zeiten verkünden es. Wer diesem Gesetze nicht gehorcht, gibt sich selbst auf; er leidet Schaden, auch wenn er der äußeren Strafe entgeht.'[2]) — Antwort: Danach wollen wir leben. — Vorstand: Und abermals höret: ‚Das größte Übel ist aber der Aberglauben, der über die Völker zerstreut ist und die Gemüther der Schwachen gefangen nimmt. Ihn müssen wir zu vernichten streben, wenn wir uns und unseren Nächsten nützen wollen. Wer aber den Aberglauben aufhebt, hebt deshalb noch nicht die Religion auf. Die Schönheit der Welt und die Ordnung der himmlischen Dinge zwingt uns einzugestehen, dass es eine ewige Natur gibt, die der Mensch immer und immer wieder preisen und bewundern muss.'[3]) — Antwort: Wir sind zufrieden mit dem, was die Natur uns für das Leben gestattet. — Vorstand: Wisset Ihr aber auch, dass, wie die Geburt für Euch aller Anfang ist, so der Tod für Euch für immer das Ende bringt? Thöricht ist, wer darüber trauert, dass er nicht in Ewigkeit lebt. — Antwort: Und thöricht auch derjenige, der da trauert, dass er nicht von Anbeginn gelebt hat." Gewiss ein ideenarmer Cult! —

Die Freimaurer.

Haben die genannten Versammlungen wirklich stattgefunden, so kann Freimaurer. damit nur ein weiter fortgeschrittener Theil des Freimaurerbundes verstanden sein; denn damals hat sich der früher[4]) besprochene Freimaurer-Orden aus

[1]) Horatii Od., III, 3.
[2]) Cicero, De Republica, III.
[3]) Cicero, De Divinatione, letztes Cap.
[4]) Vergl. Bd. IV, S. 406 dieses Werkes.

einer praktischen Maurerverbindung in eine theoretische verwandelt, oder vielmehr hat eine Genossenschaft von Liberalen und Deisten die alten Freimaurerformen angenommen, um unter dem Schimmer des Geheimnisses einen Bund zu bilden, der durch ganz Europa die Lehre von der Volks-Souveränität und von der Nichtigkeit aller positiven Religionen verbreiten sollte. In England hielten sich nämlich die alten Baugilden länger als im übrigen Europa, aber endlich mussten auch sie dem Geiste der neuen Zeit weichen und verfallen. Waren die früheren Maurergilden streng abgeschlossen, so wurden im siebzehnten Jahrhundert Gönner und Kunstfreunde aufgenommen (accepted masons). So trat Wilhelm von Oranien 1695 in eine Baugilde ein und seitdem ist die Maurerkunst die königliche Kunst. Die eigentliche Umwandlung fand jedoch statt 1714. Das Constitutionenbuch von Anderson erzählt darüber: „König Georg I. hielt am 20. September 1714 einen prachtvollen Einzug in London, und nachdem die Rebellion im Jahre 1716 gedämpft war, so erachteten die wenigen Logen in London, welche sich von dem damals vierundachtzigjährigen Sir Christoph Wren vernachlässiget fanden, für geeignet, sich unter einem einzigen Großmeister als Mittelpunkt der Vereinigung näher aneinander zu schließen. Die Logen, welche zusammentraten, waren 1. die ‚zur Gans‘ und ‚zum Rost‘, 2. die ‚zur Krone‘, 3. die ‚zum Apfelbaum‘, 4. die ‚zum Römer‘ und ‚zur Traube‘. Diese und einige alte Brüder versammelten sich im Sitze der Loge ‚zum Apfelbaum‘, einem Weinhause in der Karlsstraße in Coventgarden, und nachdem sie den ältesten Meister-Maurer auf den Stuhl gesetzt, erklärten sie sich zu einer großen Loge in gehöriger Form, riefen die vierteljährigen Versammlungen der Logenbeamten wieder ins Leben, beschlossen die jährliche Versammlung und das Fest zu feiern und alsdann aus ihrer Mitte einen Großmeister zu erwählen, bis dass sie die Ehre haben würden, einen adeligen Bruder an ihre Spitze stellen zu können. Diesem Beschlusse zufolge ward am Tage Johannes des Täufers im dritten Jahre der Regierung König Georgs I. die jährliche Versammlung und das Fest der freien und angenommenen Maurer in dem auf dem St.-Pauls-Kirchhofe gelegenen Bierhause ‚zur Gans‘ und ‚zum Rost‘ gehalten.“ — Statt der alten Tempel will jetzt der Orden den Bau der Menschheit vollenden, eine neue Menschlichkeit herstellen. Alle positiven Religionen sind jetzt aufgegeben. Zwar wird sich der Maurer der Religion des Landes, in dem er ist, anschmiegen, allein nur zum Scheine. Eine der wichtigsten Stellen im Constitutionenbuche Andersons lautet: „Der Maurer ist durch seinen Beruf verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner, noch ein frecher Wüstling sein. Ob nun wohl die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieses Landes oder dieses Volkes zu sein, welche es immer ein mochte o wird es

Königliche Kunst.

Großloge.

Bau der Menschheit.

Pflicht der Maurer.

jetzt doch für dienlich erachtet, sie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen, ihre besonderen Meinungen aber ihnen selber zu überlassen; das ist gute, treue Männer zu sein, oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen oder Überzeugungen sie unterschieden sein mögen. Hiedurch wird die Maurerei die Spitze aller menschlichen Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter Menschen zu stiften, welche außerdem in beständiger Entfernung hätten bleiben müssen." Im Katechismus der Gesellen[1]) werden einige Symbole erklärt: „Das Winkelmaß lehrt uns, daſs alle unsere Handlungen nach der Billigkeit abgemessen sein sollen; die Wasserwage, daſs alle Menschen gleich sind und eine vollkommene Einigkeit unter den Brüdern herrschen solle; die Bleiwage bezeichnet die Festigkeit unseres Ordens, als der auf Tugend gegründet ist; der rohe Stein, den die Lehrlinge bearbeiten, ist das Bild der Seele, welche sowohl guter als böser Eindrücke fähig ist; der cubische Stein, worauf die Gesellen ihre Werkzeuge schärfen, zeigt an, daſs wir nur durch Wachsamkeit über uns selbst uns vor dem Laster bewahren können, und das Reißbrett der Meister ist das gute Beispiel, welches uns die Ausübung der höchsten Tugend erleichtert." —

Symbole.

Philosophie des John Locke.

Locke.

Als der Newton in der Philosophie wird John Locke bezeichnet, der Urheber der sogenannten populären Philosophie, an die sich das ganze englische Philosophieren, wie es heute noch ist, anschließt; „sie ist die vorzüglichste Weise des denkenden Verhaltens, welche Philosophie genannt wird, die Form, welche in der Wissenschaft, die damals in Europa überhaupt entstand, eingeführt wurde. Dies ist der Hauptmoment der Bildung; die Wissenschaft im allgemeinen und besonders die empirischen Wissenschaften haben diesem Gange ihren Ursprung zu verdanken. Aus Beobachtungen Erfahrungen ableiten, heißt seit der Zeit bei den Engländern philosophieren. Das scholastische Ausgehen von Grundsätzen und Definitionen hat man verworfen."[2])

Lebensgang.

John Locke, der Sohn eines Hauptmannes, der im Bürgerkriege beim Parlamentsheere diente, wurde am 29. August 1632 zu Wrington in der Grafschaft Bristol geboren, erhielt von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung, dann erlangte er seine Ausbildung auf der Westminster-Schule und in Oxford. Die Schriften des Cartesius weckten den philosophischen Geist in ihm, daneben studierte er auch Medicin, Naturgeschichte, jedoch nicht um als Arzt aufzutreten, sondern aus Liebe zu den Naturwissenschaften überhaupt und dann, um bei seiner

---

[1]) Jarsena oder der vollkommene Baumeister 1851. Hettner, Geschichte der englischen Literatur.

[2]) Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, III, S. 392.

schwächlichen Gesundheit für sich selber sorgen zu können. Lockes Fortschritte hierin waren so rasch, dass der berühmte Arzt Sydenham erklärte, er verdanke ihm viel in der Kunst der Beobachtung, und dass Ashley Cooper, später Graf Shaftesbury, ihn an sich zog, um sich seines Rathes zu bedienen. Locke machte früh zwei größere Reisen, eine als Secretär des englischen Gesandten, nach Berlin, die andere, als Gesellschafter des Grafen Northumberland, nach Frankreich. Als Shaftesbury Großkanzler wurde, verlieh er Locke eine einträgliche Anstellung im Ministerium des Handels; als jener aus dem Amte schied, verlor auch dieser seine Stellung; sobald Shaftesbury wieder ins Ministerium kam, rief er auch Locke wieder zurück, und als er in Ungnade kam, gieng auch Locke mit ihm nach Holland und erfuhr die volle Ungunst Jakobs II., der ihn seiner Stellung am Christ-Collegium zu Oxford enthob und einmal sogar seine Auslieferung von den Staaten verlangte, weil er ihn im Verdachte hatte, Schmähschriften gegen ihn verfasst zu haben. Locke war sich keiner Schuld bewusst und wies deshalb einflussreicher Freunde Anerbieten zurück, für ihn vom König Verzeihung zu erlangen. Das Leben in Holland bestärkte ihn in seinen whigistischen Grundsätzen, wie ihn früher der Aufenthalt in Frankreich mit Hass gegen jeden Druck erfüllt hatte. Auf dem Schiffe, welches Wilhelm von Oranien nach England brachte, kehrte Locke in seine Heimat zurück: seine Stellung in Oxford erhielt er jedoch nicht wieder — er opferte sie hochherzig demjenigen, welchen die Regierung ihm zum Nachfolger gegeben hatte. Eine Stelle im Handelsministerium, die er 1695 erhielt, gab Locke wieder 1697 aus Kränklichkeit auf. Das Angebot des Königs, die Stelle zu behalten, wenn er auch nicht zu den Sitzungen kommen könne, wies Locke aus Gewissensbedenken zurück. Ganz nur gelehrten Arbeiten hingegeben, hielt sich Locke fortan auf dem Lande in Oates in der Grafschaft Essex auf dem Gute des Grafen Masham auf. Am 27. October 1704 trat nach kurzer Krankheit sein Tod ein. Locke starb in der Haltung eines Christen. Als ihm die Frau des Hauses anbot, die ganze Familie wolle für ihn in seinem Zimmer beten, erklärte er, er sei sehr dankbar dafür; er sprach mit Wärme von der Güte Gottes und mit lautem Danke dafür, dass er ihm die Kenntnis des Christenthums verliehen, und ermahnte die Anwesenden, fleißig in der Heiligen Schrift zu lesen; die Befolgung ihrer Vorschriften würde sie hienieden schon glücklich machen. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er an seinen Freund Collins, dass nur zwei Dinge in dieser Welt Befriedigung geben, ein gutes Gewissen und die Hoffnung auf ein anderes Leben.[1])

Bund mit Shaftesbury.

Flucht nach Holland.

Rückkehr mit Wilhelm III.

Stirbt als Christ.

Die Hauptwerke Lockes sind: erstens ein Versuch über den menschlichen Verstand („Essay concerning human understanding") in vier Büchern: 1. über die angebornen Ideen; 2. über die Ideen; 3. über die Worte; 4. über die Erkenntnis. Angeregt zu seinem Werke wurde dieser Denker durch eine gelehrte Streitigkeit, bei der er bemerkte, dass beide Theile der gleichen Ansicht und nur in Worten verschieden waren, dass es also nur ein Wortstreit gewesen sei. Bei weiterem Nachdenken fand er, dass die Vervielfältigung und Hartnäckigkeit der Streitigkeiten, welche die Welt des Geistes so verwüstet haben, größtentheils vom falschen Gebrauche dieser Worte abzuleiten sei. Dadurch kam er auf die weitere Frage nach den angebornen Ideen

Erkenntnislehre.

[1]) The works of John Locke. Lond. 1812. Vol. I. The life of the Author.

keine angebornen Ideen.

und infolge seiner Untersuchung auf den Satz, dass es keine angebornen Ideen gebe; dass die Ideen entweder aus Sensation und Reflexion oder aus mannigfaltiger Verarbeitung dieses gegebenen Stoffes durch den Geist stammen. Der Lehre des Cartesius von den angebornen Ideen gegenüber behauptet er, die Seele des Kindes gleiche einer unbeschriebenen Tafel, Tabula rasa, welche erst nach und nach von den einfallenden Bildern bemalt und erfüllt werde. Weder speculative, noch praktische Grundsätze seien angeboren, alle Ideen kommen mit der Zeit durch Erfahrung in uns. Die Erfahrung ist eine doppelte, eine äußere durch die Sinnesorgane, Sensation, und eine innere durch das Bewusstsein, Reflexion. Die äußeren Gegenstände reflectieren sich im Bewusstsein, wie in einem Spiegel. Das Gedächtnis bewahrt die Eindrücke und belebt sie gelegentlich wieder. Der Verstand unterscheidet und vergleicht die zugeführten Vorstellungen, verbindet die ähnlichen und trennt die unähnlichen, spricht von wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen und leitet aus den besonderen Vorstellungen die allgemeinen Begriffe ab. Die Worte sind die Zeichen der Ideen. In der Regel setzt man voraus, dass die Idee, für welche der andere ein bestimmtes Zeichen gebraucht, die gleiche sei mit der, für die man dieses selbst gebraucht. Hierin liegt die große Ungewissheit im Verkehre der Menschen untereinander. Fast alle Worte bezeichnen etwas Allgemeines und alles Allgemeine ist nur Wort und Idee, nicht Object. Um zu beweisen, dass es keine angebornen Ideen gibt, sagt Locke: „Man beruft sich auf die allgemeine Übereinstimmung bei moralischen Gefühlen, bei logischen Sätzen, die sich nicht anders erklären lassen, als dadurch, dass sie von der Natur eingepflanzt seien, aber diese Übereinstimmung findet nicht statt: viele Menschen, Kinder und Unwissende, haben nicht die geringste Kenntnis von diesen Sätzen. Man kann nicht behaupten, es sei etwas der Seele Eingeprägtes, wovon sie Kenntnis hat. Bei Kindern und Ungebildeten müssten sich, da jene ja nicht verbildet sind, diese angebornen Ideen am meisten zeigen.“[1]) Man entgegnet zwar, dass Menschen erst von solchen Grundsätzen wissen, wenn sie zum Gebrauche der Vernunft kommen; ist es aber der Gebrauch der Vernunft, der ihnen zur Entdeckung derselben behilflich ist und dieselben entdeckt, so sind sie ja eben nicht angeboren. Sache der Vernunft soll sein, aus bereits bekannten Principien unbekannte Wahrheiten abzuleiten. Wie sollte also die Anwendung der Vernunft nöthig sein, um die vermeintlich angeborenen Principien zu entdecken! Unter dem Worte Idee begreift Locke theils Vorstellung, theils Gedanke.

Sensation und Reflexion.

Doch der Mensch hat nicht bloß Vorstellungen von Gegenständen, sondern auch von Verhältnissen. Durch das Nacheinander der Dinge kommt er zum Begriffe Zeit, durch das Nebeneinander bekommen wir den Begriff

---

[1]) An Essay on human understanding, vol. I, B. I, Chap. 2.

Raum. Dadurch, dass wir an einem und demselben Ding verschiedene Eigenschaften, Farbe, Form, Stoff bemerken, kommen wir zum Gedanken, dass diese Eigenschaften an etwas Innerlichem haften müssen, von ihm getragen werden, dass es ihr Inneres ist, sie gleichsam trägt: so kommen wir zum Begriffe Substanz. In der Kenntnis, die unsere Sinne von der beständigen Veränderung der Dinge nehmen, beobachten wir, dass das Entstehen und Vergehen unzähliger Dinge von andern abhängig ist, und kommen so zur Idee von Ursache und Wirkung. Jeder findet in sich eine Macht, anzufangen oder zu unterlassen, fortzusetzen oder ein Ende zu machen, verschiedenen Handlungen in ihm selbst, und so kommen wir zur Idee von Freiheit und Nothwendigkeit.[1]) Dieser Abschnitt ist einer der schwächsten in der ganzen Lehre Lockes und sehr oberflächlich, ohne alle Ahnung von wahrer Speculation. Hegel bemerkt mit Recht: „Eine andere Frage ist aber: sind diese allgemeinen Bestimmungen an und für sich wahr und wo kommen sie, nicht außer in meinem Bewusstsein, in meinem Verstande her, sondern in den Dingen selbst? Raum, Ursache und Wirkung sind Kategorien. Wie kommen diese Kategorien in das Besondere, wie kommt der allgemeine Raum dazu, sich zu bestimmen?" Bei Locke hat die Wahrheit nur die Bedeutung der Übereinstimmung unserer Vorstellungen mit den Dingen; es ist das Trennen oder Verbinden von Zeichen in derselben Weise, in welcher die dadurch bezeichneten Dinge miteinander übereinstimmen oder nicht. Wie komme ich aber zur Gewissheit, dass die Dinge, die ich mir vorstellte, wirklich außer mir sind? Locke meint, ich könnte mir sonst die Vorstellungen oder Abbilder, wenn sie nicht von den Dingen herrührten, nicht mit meinem Verstande erzeugen. Der Verstand kann die Bilder nur zerlegen und zusammensetzen, aber sie nie von selbst erfinden. Kein Blinder hat je eine Vorstellung von Farben, kein Tauber je eine von Tönen.

Raum und Zeit. — Substanz. — Ursache. — Freiheit. — Kategorien. — Vorstellung und Zeichen. — Wahrheit.

Wie ist es Locke möglich, in seiner Theorie den Begriff Gottes zu erklären? Er gewinnt ihn mit folgenden Sätzen: Jeder Mensch erkennt, dass er selbst existiert, und dass aus Nichts Nichts wird, daher muss von Ewigkeit her etwas Reales existiert haben. Was sein Dasein einem andern verdankt, hat auch all seine Kräfte von einem andern erhalten. Die ewige Quelle aller Wesen muss daher auch der Ursprung aller Kräfte und folglich im höchsten Grade mächtig sein. Da der Mensch Wahrnehmung und Erkenntnis in sich fühlt und von der bewusstlosen Materie diese Wahrnehmung und Erkenntnis nicht herleiten kann, so muss die Quelle aller Wesen von Ewigkeit verständig gewesen sein. Es existiert daher ein ewiges, die höchste Macht und Erkenntnis besitzendes Wesen. Dieses hat aller Welt so leserliche Schriftzüge seiner Werke und seiner Vorsehung vorgelegt und allen Menschen ein

Gott.

---

[1]) L. c. B. II, Chap. 12—14.

so hinlängliches Licht seiner Natur gegeben, daſs diejenigen, zu denen sein geschriebenes Wort nur gekommen ist, sobald sie nur zum Forschen sich anlassen, weder über das Dasein eines Gottes, noch über den ihm schuldigen Gehorsam im Zweifel sein können.

Alles Wissen von Gott und göttlichen Dingen stammt also nach Locke aus der Erfahrung, das heißt aus Ideen, die der Mensch durch die äußeren Sinne oder den inneren Sinn erhält und durch die Thätigkeit seines Geistes verarbeitet. Der Behauptung, das Gewissen bezeuge doch das Angeborensein praktischer Grundsätze, tritt Locke mit der Bemerkung entgegen, auf denselben Wegen, auf denen sie zur Kenntnis anderer Dinge gelangen, kommen die Menschen auch dazu, sittlichen Regeln Beifall zu geben und von ihrer verpflichtenden Kraft sich zu überzeugen. Gewissen. Das Gewissen ist nichts anderes als unsere eigene Meinung über die sittliche Rechtschaffenheit oder Verkehrtheit unserer eigenen Handlungen. Sittlich gut oder übel sei nur die Übereinstimmung oder Unvereinbarkeit unserer freien Handlungen mit irgendeinem Gesetze, infolge dessen Gut und Übel — Lohn und Strafe — kraft des Willens des Gesetzgebers uns zutheil werde. Es gibt aber dreierlei Regeln oder Gesetze, nach welchen die Menschen über die Rechtschaffenheit ihrer Handlungen urtheilen, nämlich das göttliche und das bürgerliche Gesetz und die öffentliche Meinung. Das göttliche Gesetz ist eine Regel, welche Gott durch das Licht der Natur, durch die Stimme der Offenbarung bekannt gemacht hat, damit die Menschen ihre Handlungen danach einrichten sollen. Durch Vergleichung mit diesem Gesetze ergibt sich, ob eine Handlung Verbrechen ist oder nicht; das Gesetz der öffentlichen Meinung dagegen, ob eine Handlung Lob oder Schande verdient.[1])

Vernunft und Offenbarung. Über das Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung sagt Locke: es ist ungenaue Ausdrucksweise, wenn man die Vernunft dem Glauben entgegenstellt, denn der Glaube ist eigentlich nichts anderes denn die feste Beistimmung des Glaube. Geistes, welche, wenn sie pflichtgemäß geregelt wird, nur auf gute Gründe hin stattfinden kann. Vernunft ist die Entdeckung der Gewisheit oder Wahrscheinlichkeit von Wahrheiten, auf welche der Geist durch Ableitung von solchen Ideen kommt, welche er durch den Gebrauch seiner natürlichen Vermögen, das heißt durch Sensation und Reflexion erhalten hat. Glaube ist die Beistimmung zu Sätzen, die nicht so durch rationelle Ableitung ausgemacht sind, sondern auf die Glaubwürdigkeit dessen hin angenommen werden, der sie als auf einem außerordentlichen Wege, als von Gott mitgetheilt, vorträgt. Diesen Weg, den Menschen Wahrheiten mitzutheilen, nennen wir Offenbarung. Offenbarung. Locke unterscheidet eine doppelte Offenbarung, eine unmittelbare und überlieferte.[2]) Die erste ist der Eindruck, welcher von Gott auf die Seele eines Menschen unmittelbar gemacht wird und dem wir keine Schranken setzen können. Die zweite theilt die erhaltenen Eindrücke anderen in Worten mit. Es bedarf keiner Offenbarung zu Wahrheiten, welche für uns durch die Vernunft und durch die Ideen, die wir natürlicherweise haben, entdecbar sind, denn jede Wahrheit, die wir durch Beobachtung unserer eigenen Ideen klar entdecken, wird uns immer gewisser sein, als diejenige, welche uns durch überlieferte Offenbarung mitgetheilt wird. Auf der anderen Seite können wir auch nie etwas als Wahrheit oder als göttliche Offenbarung annehmen, was

---

[1]) Essay concerning human understanding, II, 28.
[2]) Original and traditional revelation.

unserem klaren und bestimmten Wissen widerspricht.[1]) Es gibt aber viele Dinge, wovon wir entweder nur sehr unvollkommene oder gar keine Begriffe haben, und andere Dinge, von deren vergangenem, gegenwärtigem oder künftigem Dasein wir gar keine Kenntnis haben. Diese sind also übernünftig und sind, wenn sie geoffenbart werden, der eigentliche Gegenstand des Glaubens. In allem, was für uns bloß wahrscheinlich ist, kann Gott Offenbarung ertheilen, so dass wir dann Gewissheit haben. Durch solch neue Entdeckungen von Wahrheiten, welche von der ewigen Quelle alles Wissens kommen, wird die Vernunft nicht beeinträchtigt oder gestört, sondern verbessert. Immer aber hat die Vernunft darüber zu urtheilen, ob es in Wahrheit eine Offenbarung und welches der Sinn der Worte sei, in welchen sie mitgetheilt werde.[2]) Schwärmerei setzt an Stelle der Vernunft und Offenbarung die grundlosen Einbildungen des eigenen Gehirns. Vernunft ist natürliche Offenbarung, wodurch die ewige Quelle alles Wissens den Menschen die Wahrheiten zukommen lässt, die in den Bereich seiner natürlichen Fähigkeiten gelegt sind; Offenbarung ist natürliche Vernunft, erweitert durch eine neue Reihe von Entdeckungen, die von Gott unmittelbar mitgetheilt werden, und deren Wahrheit die Vernunft bestätigt durch das Zeugnis und die Beweise, die sie gibt, dass sie von Gott kommt. Somit folgt, dass der, welcher die Vernunft aufhebt, um der Offenbarung den Weg zu bahnen, das Licht beider auslöscht und ziemlich ebenso handelt, wie wenn er jemand bereden wollte, seine Augen auszustechen, um das entfernte Licht eines unsichtbaren Sternes durch ein Fernrohr desto besser in sich aufzunehmen.

Verhältnis beider.

Im Jahre 1695 veröffentlichte Locke eine Schrift über die Vernünftigkeit des Christenthumes, wie es in der Schrift überliefert ist.[3]) Als Doctor **Edwards** hierauf in einer Schrift Locke vorwarf, er habe sich jetzt als **Socinianer** enthüllt (Socinianism unmasked), antwortete Locke mit der „Vindication of the Reasonableness of Christianity“. König Wilhelm III. strebte eine Vereinigung aller von der englischen Kirche abweichenden Bekenntnisse einzuführen und Locke suchte zur Förderung dieses Zweckes das Gemeinsame aller Bekenntnisse herauszustellen. Der einzige Grundartikel des Christenthumes sei der, dass Jesus der Messias sei. Was wir in Adam verloren, hat Christus uns wieder geschenkt. Aus dem Zustande des Todes, den Adams Sünde über das Geschlecht brachte, hat Jesus Christus alle Menschen zum Leben wieder hergestellt. Die Religion der Heiden bekümmerte sich wenig um Sittlichkeit, die Priester, welche Orakel des Himmels aussprachen, redeten wenig von Tugend und sittlichem Leben; die Philosophen andererseits, welche nicht im Namen der Götter, sondern der Vernunft redeten, erwähnten die Gottheit nicht viel in ihrer Ethik. **Es fehlte also der Religion der Heiden an sittlicher Wahrheit und ihrer sittlichen Erkenntnis an der verpflichtenden Autorität, d. h. an der Beziehung zu Gott als Gesetzgeber. Das Ceremonialgesetz des Moses ist von beschränkter temporärer Verpflichtung, das Moralgesetz dagegen ist ewig verpflichtend. Der Glaube an Jesus, als den Messias, wird den Christen als Gerechtigkeit angerechnet. Er ist der Hauptinhalt des Evangeliums.** Mit ihm

Vernünftigkeit des Christenthums. *Lockes Christologie.* *Heidenthum.* *Mosaismus.*

[1]) L. c. IV, 14.

[2]) L. c. IV, 18. — Vergl. **Lechler**, Geschichte des englischen Deismus. Stuttgart 1851, S. 154—179.

[3]) The Reasonableness of Christianity, as delivered in the scriptures, im VI. Band der Gesammtausgabe von 1824, S. 1—158, nebst zwei Vertheidigungsschriften.

schon gesetzt ist die Buße, d. h. das Bereuen der begangenen Sünden und das Bestreben, das Möglichste zu thun, um alle Handlungen nach dem Gesetze Gottes einzurichten. Glaube und Buße sind mit dem Eintritt in den neuen Bund als unerläßliche Bedingungen verbunden. Die Welt verdankt dem Erlöser die wahre Kenntnis des einen unsichtbaren Gottes, die klare Erkenntnis der Pflicht, die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, die bestimmte Aussicht auf Unsterblichkeit und Vergeltung, die Verheißung der Hilfe des Geistes Gottes zur Übung der wahren Religion.

Vernunft und Offenbarung. Wie sich Locke das Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung denkt, geht klar aus den Worten hervor: „Es scheint für die sich selbst überlassene Vernunft eine zu schwere Aufgabe zu sein, die Sittlichkeit in allen ihren Theilen mit klarem und überzeugendem Licht auf ihren wahren Grund zu bauen, und es ist zum mindesten ein kürzerer und sicherer Weg für die Vorstellungen der Menge, dass einer, der offenbar von Gott gesandt ist und mit sichtbarer Autorität von ihm kommt, als König und Gesetzgeber ihnen ihre Pflichten sagt und von ihnen Gehorsam fordert, als wenn die Sache den langen und manchmal verwickelten Deductionen der Vernunft überlassen wird. Die ursprüngliche Wahrheit wird aus der Mine nicht so leicht zu Tage gefördert, als wir uns oft vorstellen, wir, denen sie schon gegraben und geformt in die Hände geliefert wird. Es ist keine Herabsetzung der Offenbarung, wenn man sagt, dass die Vernunft den Wahrheiten, welche die Offenbarung entdeckt hat, auch beistimme; aber es ist ein Irrthum von uns, wenn wir, weil die Vernunft es uns bestätigt, glauben, dass wir die erste gewisse Erkenntnis, und zwar mit der evidenten Klarheit, in der wir sie jetzt besitzen, von der Vernunft gehabt haben. — Der größere Theil der Menschen ermangelt der Muße und Fassungskraft für Beweisführungen. Die Meisten können nicht wissen, deshalb müssen sie glauben. Und ich frage, ob einer, der vom Himmel kommt in der Kraft Gottes, mit dem vollen und klaren Zeugnis und Beweis durch Wunder, und der klare und directe Regeln der Sittlichkeit und des Gehorsames gibt, nicht mehr Hoffnung hat, die Masse zu erleuchten, sie über ihre Pflichten ins klare zu setzen und sie dahin zu bringen, dass sie dieselben erfüllt, als dadurch, dass er mit ihr aus allgemeinen Begriffen und Grundsätzen der menschlichen Vernunft Schlüsse zieht."

Schrifterklärung. Hinsichtlich der Auslegung der Schrift stellt Locke das Gesetz auf: dass in der Regel und bei den nothwendigen Punkten in dem einfachen directen Sinn der Worte zu verstehen ist, ohne den künstlichen gelehrten und gezwungenen Sinn, wie er durch die theologischen Systeme ihnen beigelegt wird, denn das Evangelium ist nicht für die Gelehrten, ist nicht voll Speculationen und Spitzfindigkeiten, voll dunkler Ausdrücke und abstracter Begriffe, sondern es ist die frohe Botschaft für die Armen, einfach und fasslich. So war es in den Predigten Christi und der Apostel.

Toleranz. Die „Briefe über Toleranz" (On toleration) sind nur Folge dieser Grundsätze: der erste ist 1685 geschrieben, der zweite 1690, der dritte 1692, der vierte wurde durch Lockes Tod unterbrochen.[1]) Der Grundgedanke ist: Duldung gegen jede religiöse Ansicht und Gemeinschaft und zwar recht- und

[1]) Sie sind im V. Bande der Gesammtausgabe seiner Werke mitgetheilt.

gleichmäßige Duldung ist Recht, Pflicht und Bedürfnis. Allen religiösen Bekenntnissen sollen Versammlung, Feste und öffentlicher Gottesdienst gestattet werden. Der Zweck der christlichen Religion besteht darin, das Leben der Menschen nach den Gesetzen der Tugend und Frömmigkeit zu regeln. Niemand kann Christ sein ohne Bruderliebe. Niemand kann glauben, dass ein Mensch aus Liebe und Wohlwollen unter Qualen einen anderen sterben läßt, dessen Seelenheil er eifrig wünsche; wenn die Ungläubigen durch die Gewalt bekehrt werden sollten, so wäre es Jesus Christus mit Hilfe der himmlischen Legionen leichter gewesen, an das Ziel zu kommen, als irgend einem Sohne der Kirche mit all seinen Dragonern. (Anspielung auf Ludwig XIV.) Die Kirche ist ein freier Verein zum Behufe der öffentlichen Verehrung Gottes. Jeder muss erst freiwillig an einen religiösen Verein sich anschließen. Das Band, das eine Kirche verbindet, ist die Erwartung des ewigen Lebens. Keine kirchliche Gemeinschaft hat ein Recht, Gewalt anzuwenden; ihre Mittel sind nur sittliche Ermahnung, Erinnerung, Rath. Keine Gemeinschaft darf eine Gerichtsbarkeit über die andere ausüben. Jede hat nur Gewalt über diejenigen, welche sich ihr freiwillig anschließen. Keine kirchliche Gemeinschaft ist jedoch verbunden, jemanden in ihrer Mitte zu behalten, der ihre Gesetze hartnäckig verletzt, sie kann ihn ausschließen, nur darf die Excommunication keine bürgerlichen Nachtheile nach sich ziehen. Kirche.

Locke trennt den Staat vollständig von der Kirche. Der Staat ist ein Verein ausschließlich für bürgerliche Interessen, für Leben, Freiheit, leibliches Wohl und Besitz äußerer Dinge. Die Obrigkeit hat aber keine Vollmacht, für die Seelen zu sorgen. Die Religion ist Sache der inneren Überzeugung, etwas Freies und kann nicht erzwungen werden. Die Obrigkeit hat kein Recht, Ceremonien einzuführen oder zu befehlen, ebensowenig zu verbieten, es sei denn, dass sie dem Gemeinwesen Eintrag thun. Sogar den Götzendienst darf der Staat nicht bestrafen, selbst wenn er eine Sünde ist. Der Staat darf speculative Glaubensartikel weder befehlen noch verbieten, denn er würde dadurch höchstens Lüge oder Heuchelei hervorrufen. Über praktische Meinungen darf die Obrigkeit aber insofern wachen, dass sie keine duldet, die der Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft zuwiderlaufen.[1]) Locke schließt Katholiken und Gottesleugner von der Duldung aus: die Gottesleugner will er nicht dulden, weil die Versprechungen, Verträge, Eide, Treue und Glauben, welche die bürgerliche Gesellschaft zusammenhalten, einen Gottesleugner nicht binden würden, sein Wort zu halten, und weil, wann der Glaube an Gott in einem Staate schwindet, die nächste Folge Unordnung und Umsturz ist. Hinsichtlich der Katholiken ist Locke im Wahn so vieler Engländer jener Zeit befangen: der Papst könne seine Untergebenen anweisen, Ketzern nicht Wort zu halten, Staat. Gegen Katholiken und Gottesleugner.

[1]) Bd. V, S. 46.

und weil die Katholiken ihr Oberhaupt in Rom hätten, so bildeten sie einen Staat im Staate und wären darum für bürgerliche Ruhe und Freiheit gefährlich.

Toleranz. Toleranz ist nach Locke nicht bloß ungefährlich, sondern auch wohlthätig. Es ist ein Vorurtheil, dass die religiösen Versammlungen Pflanzschulen von Parteiung und Aufruhr würden — das seien sie nur so lang, als die Andersglaubenden gedrückt sind. Nur die Verweigerung der Duldung sei es, die zum Aufstande reize.

Lockes Grundsätze über Toleranz sind nach und nach in der gebildeten Welt zur Geltung gekommen. Die Engländer haben aber auch sein Vorurtheil gegen die Katholiken, in welchem er ganz ein Kind jener Zeit war, aufgegeben, dass nämlich der Papst von der Verpflichtung, Ketzern Wort zu halten, entbinden könne oder wolle. Seit 1827 haben die Katholiken in England gleiche Rechte mit allen anderen Bekenntnissen und sind nicht minder eifrige Anhänger der Verfassung, wie die Anglikaner.

Constitution of Carolina. Lockes Ansichten über Toleranz sprechen sich auch in der Grundverfassung des Staates **Carolina** aus. Die acht Edelleute, welchen **Karl II.** 1660 dies Land verlieh, beauftragten den Philosophen mit dem Entwurf einer Verfassung, welche 1669 vom Oberhaus bestätigt wurde. Hier ist festgestellt, es solle niemand freier Bürger in Carolina werden oder Landgut und Wohnung daselbst haben können, der nicht anerkennt, dass ein Gott ist und feierlich verehrt werden muss. Sobald mindestens sieben Personen in einem religiösen Bekenntnisse übereinstimmen, sollen sie eine Kirche bilden können. Das Bekenntnis und die Bedingungen der Aufnahme sollen in ein Buch eingetragen sein und von allen unterschrieben werden. Kein Verein darf geduldet werden, der nicht anerkennt: 1. dass ein Gott ist, 2. dass Gott öffentlich verehrt werden soll und 3. dass es Gesetz und Pflicht jedes Menschen ist, der Wahrheit Zeugnis zu geben, wenn er von der Regierung dazu aufgefordert wird. Aller Genuss bürgerlicher Rechte ist dadurch bedingt, dass man Mitglied einer Kirche ist. Die unbedingte Trennung von Kirche und Staat, die hier Locke in Carolina einführte, hat sich seitdem über ganz Nordamerika ausgedehnt.

Theorie des Constitutionalismus. Nicht minder wichtig ist die Abhandlung Lockes über die Regierung, welche 1689 erschien (The treatise on government); er wollte dadurch Wilhelms Anrecht an den Thron kraft des Willens des englischen Volkes begründen und die Revolution von 1688 vor aller Welt rechtfertigen. Filmer gegenüber, der die Unumschränktheit des Königthums in seinem „Patriarcha" aus der väterlichen Gewalt ableitete, erklärt Locke, die Staatsgewalt könne nicht aus Familienverhältnissen, sondern nur durch die Annahme eines gegenseitigen Urvertrages abgeleitet werden. Staat. Der Staat sei ein Vertrag zum Schutz und Glück jedes einzelnen; um sich Freiheit, Leben und Eigenthum zu sichern, begeben sich die Menschen ihrer natürlichen Unbeschränktheit, vereinbaren Regeln und Gesetze des Zusammenlebens und erwählen Männer ihres Vertrauens, welche darauf zu achten haben, dass die zur Erhaltung der allgemeinen Freiheit und Wohlfahrt vereinbarten Gesetze aufrecht erhalten werden.

Während Hobbes[1]) gleichfalls von einem Urvertrag ausgeht, dabei aber behauptet, dass die Menschen unter Verzicht auf allen Widerstand und Widerruf ihr Recht und ihre Macht auf einen Menschen übertrugen, um dem Krieg aller gegen alle ein Ende zu machen, und diesem Einen fortan ohne alle Bürgschaft ihrer Freiheit unterworfen sind, lehrt Locke, dass der Mensch beim Eintritt in den Staat nur den Gesetzen, nie aber der Willkür und Laune unbeschränkter Gewalt sich unterwirft. Der Naturzustand sei besser, als derjenige der Despotie, denn im Naturzustande könne jeder sein Recht selbst vertheidigen, dem unumschränkten Herrn gegenüber stehe er jedoch machtlos da. Alle Macht geht vom Volke aus, jeder, dem er dieselbe überträgt, ist an die vertragsmäßigen Gesetze gebunden; wenn er sie bricht, tritt das Volk in den Urzustand zurück und nimmt seine Souverainetät wieder an sich. Die Gewalt ist eine gesetzgebende und ausführende: die gesetzgebende bleibt beim Volk, seine Vertreter kommen von Zeit zu Zeit zusammen, um das Nöthige zu bestimmen. Die ausübende Gewalt wird vom Volk einer Behörde übertragen, die aber nur nach den von ihm beschlossenen Gesetzen ausgeführt werden darf. Die Regierung darf daher nicht Steuern und Auflagen erheben, welche das Volk nicht vorher bewilligt hat; sie hat das Strafrecht und das Recht des Krieges, des Friedens, aber nur um das Wohl des Gemeinwesens zu fördern. Locke verleugnet in seiner Theorie nicht den englischen Standpunkt und ist mit seiner Lehre der Urheber des modernen Constitutionalismus geworden.

Urvertrag.

Trennung der Gewalten.

Bedeutsam ist auch seine Abhandlung über die Erziehung der Kinder, welche 1683 in London erschien. Locke sagt in der Vorrede: „Da die gute Erziehung der Kinder zu den Dingen gehört, auf welche die Eltern durch Pflicht und ihres Vortheiles wegen am meisten achten müssen, und da das Glück und das Gedeihen einer Nation wesentlich davon abhängt, so möchte ich, dass jedermann sich diese Sache angelegen sein ließe und dass man die Methode einführte, welche bei den verschiedenen Zuständen der Menschen die leichteste, die schnellste und am meisten geeignete ist, die Kinder zu tugendhaften Menschen und nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft heranzubilden." Locke behandelt in seiner Schrift die Pflege des Leibes, der Seele und des Charakters, und schreibt möglichst einfach und klar, um auch den Müttern verständlich zu werden. Rousseau hat zu seinem „Emil" vieles aus Locke entlehnt, doch schreibt Locke nüchtern und einfach, während Rousseau immer in leidenschaftlicher Erregtheit war, wenn er schrieb. Die Ansichten des Engländers wurden aber erst recht durch den „Emil" des Franzosen, der ihn ausbeutete, verbreitet. Unter die eigenthümlichen Ansichten Lockes gehört auch die, dass er will, jeder gebildete Mann soll ein Handwerk verstehen.

Erziehungslehre.

Rousseau.

---

[1]) Vergl. Bd. X, S. 349—350 dieses Werkes.

Der Einfluss Lockes auf die Nachwelt war gewaltig. Wer seine Ansichten auch nicht theilt, muss doch gestehen, dass sein Streben edel war. Kurz vor seinem Tode schreibt Locke an seinen jungen Freund Collins: „Ich bin ein armer, unwissender Mann, und wenn ich mich irgend einer Sache zu rühmen habe, so ist es die, dass ich die Wahrheit aufrichtig liebe und suche, ohne mich darum zu bekümmern, wem sie gefällt oder missfällt. Ich nehme Sie für einen Mann der gleichen Schule und in diesem Sinne umarme ich Sie.“ —

Freidenker.

Collins. Von diesem Collins haben die Anhänger der neuen Richtung insbesondere den Namen „Freidenker“. Anton Collins wurde geboren 1676 zu Helstone in Middlessex, besuchte zuerst Cambridge und verlegte sich dann auf das Studium der Rechte in London, an dem er aber keinen Geschmack fand. Er verlegte sich nun auf Philosophie und Literatur, und trat 1703 mit Locke in Verbindung, der ihm 1704 schrieb: „Ihre Seele ist mit den schönsten Eigenschaften der Natur ausgestattet, mit Wohlwollen und Aufrichtigkeit. Wie fühle ich mich glücklich, auf dem Wege nach den Höhen der Forschung einen solchen Freund an meiner Seite zu haben.“ — Collins war jedoch weit entfernt von der Ruhe Lockes: er irrte oft in der Leidenschaftlichkeit, doch meinte er es immer ehrlich. Er suchte seine Gegner zu widerlegen, nie aber zu beleidigen, ja er setzte zwei derselben sogar zu Erben seines Vermögens ein — er war der Sohn eines reichen Edelmannes — den Rest vermachte er den Armen. Seine Zeitgenossen stimmen im Lobe seines Charakters überein. Collins erwarb sich als Friedensrichter und Schatzmeister der Grafschaft Essex allgemeine Achtung. Wenige Augenblicke vor seinem Tode (13. November 1729), wo meist die Maske sinkt und der Mensch erscheint als das, was er ist, sagte Collins: „Ich habe mir immer Mühe gegeben, meinem Gott, meinem König und meinem Vaterlande wirklich zu dienen, und ich hoffe an den Ort zu kommen, den Gott denen bestimmt hat, die ihn lieben, denn Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten, das ist der Kern des Christenthums.“ — Als Schüler Lockes zeigt sich Collins in vielen seiner kleineren Schriften, so in seinem Versuch über den Gebrauch der Vernunft bei Sätzen, deren Evidenz vom menschlichen Zeugnisse abhängt; so in einer Schrift gegen Sacheverell 1709: „Der Pfaffenbetrug in seiner Vollendung, oder Aufdeckung des Betruges in Einschiebung und Beibehaltung der Clausel: die Kirche hat Macht, Gebräuche und Ceremonien anzuordnen, und Autorität in Glaubensstreitigkeiten.“ Das größte Aufsehen erregte seine Abhandlung über das freie Denken.[1]) Das Frei-Denken bestimmt er als den Gebrauch des Verstandes in dem Bemühen, die wahre Meinung eines Satzes ausfindig zu machen, gegenüber dem blinden Autoritätsglauben an die Priester. Das Freidenken ist ein Vermögen, das nicht beschränkt werden kann und nicht beschränkt werden darf, außer durch Gründe oder Gedanken. Es ist das einzige Mittel, um zur Erkenntnis der Wahrheit zu kommen. Es ruft nicht endlose Meinungsverschiedenheiten und Unordnungen hervor, sondern ist im Gegentheile das Heilmittel dagegen. Es ist durch die Bibel nicht bloß

Charakter. — Freidenker. (Randbemerkungen)

[1]) Collins, A Discourse of Free Thinking, occasioned by the Rise and Growth of a sect called Free-Thinkers, Lond. 1713.

erlaubt, sondern sogar geboten: der Heiland forderte selber auf, in der Schrift zu forschen. Gerade die Streitigkeiten der Priester über das Wesen und die Eigenschaften Gottes, über die Zahl der heiligen Schriften und die Erklärung ihres Inhaltes, mahne zu freier Forschung. Es ist ein falscher Einwurf, dass die Freidenker sittlich schlechte Leute seien, denn sie sind allgemein so verhasst, dass sie schon deswegen tugendhaft sein müssen. Unter die Freidenker rechnet er Sokrates, Plato, Aristoteles, die Propheten, Origenes, Bacon, Locke, Tillotson, welcher das Haupt aller englischen Freidenker sei.

Ibbot, ein Zeitgenosse, entgegnete ihm:[1]) Die wahre Religion sei so wenig eine Feindin des Freidenkens, dass sie vielmehr ohne dieses gar nicht bestehen könne. Nur aus der eigenen selbständigen Überzeugung könne die Festigkeit in dem Bekenntnis der wahren Religion hervorgehen. Aber das Freidenken müsse auch ein wahrhaft freies sein, von aufrichtiger, voraussetzungsloser Liebe zur Wahrheit getragen. Die gegenwärtigen Freidenker verdienen diesen Namen nicht, weil sie die Wahrheit nicht um ihrer selbst willen lieben und weil sie nicht parteilos verfahren, denn sie lassen die Religion leiden für die Thorheit ihrer Bekenner. Sie suchen die schwächsten Dinge heraus, die je von Christen gesagt worden sind, und entstellen die Äußerungen anderer, auf welche sie sich berufen! Ibbot.

Noch schärfer gieng ihm unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis der berühmte Bentley, der große Philologe und gewandte Polemiker, geboren 1662, gestorben 1742, zu Leibe. Er erklärte das geforderte Freidenken für ein sclavisches, weil von Vorurtheilen befangenes. Das Beiwort „frei" sei bei ihnen soviel als anmaßend, anspruchsvoll. Sie wollen frei sein in vorzüglichem Sinne, während sie das knechtischte aller Systeme haben, die bloße Materie, die ewige Kette von Ursachen: sie seien gefesselte Fatalisten oder Spinozisten. Ihre Freiheit bestehe darin, dass sie alte und neue Schriftsteller durchgehen und nicht ihre Schönheiten sammeln, sondern ihre Makel, nicht die Rosen, sondern die Dornen. Insbesondere weist Bentley seinem Gegner Mängel in der Kenntnis der Geschichte nach. Übrigens ist auch Bentley der Ansicht, dass Vernunft und Offenbarung keinen Gegensatz bilden können und die Vernunft auch bei Fragen der Religion in voller Freiheit zu belassen sei. — Bentley.

Deisten und Theisten.

Nicht weniger Aufsehen erregte und nicht weniger Gegner erwarb sich Tindal durch sein Werk: „Das Christenthum so alt, als die Schöpfung, oder das Wort Gottes nur eine Erneuerung der Naturreligion."[2]) Tindal.

Matthäus Tindal, geboren 1657, war der Sohn eines englischen Geistlichen. Zuerst studierte er das Recht an der Universität Oxford, an welcher

[1]) Lechler, l. c. S. 231 ff.
[2]) Christianity as old as the Creation: or the Gospel a Republication of the Religion of Nature. Lond. 1730.

er auch im zweiundzwanzigsten Jahre Fellow wurde und zur katholischen Kirche übergieng, was ihm übrigens keinerlei weltliche Vortheile eintrug. Tindal gestand später,[1]) er sei auf die Universität gekommen mit dem Glauben, dass dort alles menschliche und göttliche Wissen zu finden sei. Nun habe man ihn, dessen Seele einer Tabula rasa glich, belehrt von der hohen und unabhängigen Macht der Geistlichkeit und er habe den ganz richtigen Schluss daraus gezogen, dass unter Voraussetzungen solcher Ideen die Trennung Englands von der römischen Kirche nicht zu verantworten sei. Jakob II. stand noch auf der Höhe seiner Macht, als Tindal zur anglikanischen Kirche zurückkehrte und fortan die Anhänger Jakobs bekämpfte. Er verfasste jetzt eine Reihe politischer und theologischer Streitschriften im Geiste der Politik König Wilhelms III., der ihm auch einen Jahresgehalt von 200 Pfund anwies. Insbesondere griff Tindal die Stellung der englischen Bischöfe an, und nannte die Behauptung, nur die Bischöfe hätten das Recht, die Kirche zu regieren, eine verderbliche. 1730 erschien sein Hauptwerk: Das Christenthum so alt als die Schöpfung. Hier stellt er zunächst das Ideal einer Naturreligion auf, mit der jede Religion, die wahr sein will, identisch sein müsse. Die Naturreligion hat zwei Gebote, ehre Gott und fördere das Wohl der Mitmenschen. Religion der Natur ist so viel, als Gesetz der Natur. Sittlichkeit ist das Handeln gemäß der Vernunft der Dinge. Religion ist das Handeln gemäß derselben Vernunft der Dinge, insofern diese als Willen Gottes betrachtet werde. Da Gott schlechthin vollkommen, gütig und glückselig ist, so können die Gesetze, welche er seinen Geschöpfen gibt, nur ihr Glück bezwecken. Daher wird die Sittlichkeit so bestimmt: sie besteht in der Erfüllung der zu unserem Glücke führenden Pflichten. So wird der Grundsatz, von dem alle menschlichen Handlungen ausgehen, das Verlangen nach Glückseligkeit. Diese wird an einer anderen Stelle erklärt als Gesundheit des Leibes, Vergnügen der Sinne und Übung der Vernunft. Die Pflichten müssen frei und mit fröhlichem Sinne, nicht aus sclavischer Furcht erfüllt werden. Die subjective Vernunft muss sich nach der objectiven, nach der Vernunft der Dinge richten, daher ist Religion ein vernünftiger Dienst und eins mit der Vernunft, oder — Religion ist eine auf der Vernunft der Dinge beruhende, das Wohl des Menschen bezweckende, aus freier Neigung hervorgehende, sittliche Handlungsweise, wobei die sittlichen Pflichten als Gebote Gottes betrachtet werden.[2])

Ur-religion.

Glückseligkeit.

Nach diesem Ideal misst nun Tindal die Religionen. Was davon abweicht, ist ihm Aberglaube oder Unglaube. Gott ist ewig derselbe, also ist auch die Urreligion keiner Veränderung fähig, ewig wahr und allgemein. Jede historische Religion, sofern sie wahr sein will, darf nicht mehr und darf nicht weniger enthalten. Tindal sucht dann nachzuweisen, dass das wahre Christenthum dasselbe ist, was die Urreligion. Die Sendung Christi hatte nur den Zweck, die Menschen zu einer strengeren Beobachtung der Urreligion zurückzurufen. Das Christenthum ist also nur Wiederherstellung und Wiederbekanntmachung der natürlichen Religion. Die Erscheinung Christi hatte nicht den Zweck, die Menschen neue Pflichten zu lehren, sondern sie anzuweisen, die Verletzung der Pflichten, die sie schon kannten, zu bereuen. Darum forderten Christus und die Apostel die Juden und Heiden zunächst zur Buße auf. Da das Christenthum und die Vernunftreligion eins und dasselbe sind, so ist das Christenthum vernünftig und

Christenthum.

[1]) Lechler, l. c. S. 326—342.
[2]) Ibid. S. 331.

hat auf der anderen Seite die Vernunft zu entscheiden, was christliche Glaubenssätze sind. Im Gegensatze zum Vernunftglauben steht der Autoritätsglauben, bei welchem die Vernunft abgedankt und bloß auf das Ansehen irgend eines Menschen hin eine Lehre angenommen ist. Die Menschen sind schwach, darum werden sie leicht die Beute des Aberglaubens. Tindal bezeichnet seine Richtung als christlichen Deismus, und findet den Unterschied zwischen den Namenchristen und den christlichen Deisten darin, dass die ersteren es nicht wagen, die Wahrheit der Schriftlehren zu prüfen, während die letzteren, welche nicht an die Lehren, weil sie in der Schrift enthalten sind, sondern an die Schrift wegen der Lehren glauben, keine Besorgnis haben. Denn da sie jene Lehren gründlich geprüft haben, vermöge der Vernunft, welche ihnen Gott gegeben hat, um Religion und Aberglauben zu unterscheiden, so sind sie sicher, dass sie in keinen Irrthum von Bedeutung verfallen, ungeachtet der zugestandenen Dunkelheit der Schrift, und der vielen Fehler, welche sich in den Text zufällig und durch Absicht eingeschlichen haben. Deismus.

Tindals ganze Lehre liegt also in dem Satze: das Christenthum ist die wahre Religion, denn es ist gleichlautend mit der natürlichen Religion. Diese Urreligion Tindals ist jedoch eine Phantasie, überhaupt ist seine ganze Betrachtung unhistorisch. Wann und wo hat je diese Urreligion im Laufe der Vorwelt bestanden, und warum hat sie sich verdunkelt! Seine Urreligion ist ein willkürliches Gebilde, entnommen aus einigen Grundlehren des Christenthums und einigen Sätzen der neueren Philosophie. Die Urreligion.

Den Satz, dass das Christenthum mit der natürlichen Religion übereinstimmen müsse, behandelte in jener Zeit in Schriften, die von viel Talent und viel Selbständigkeit des Geistes zeigen, ein Mann aus dem Handwerkerstande, für uns ein Beweis, wie tief diese Streitfragen schon in das Leben des englischen Volkes griffen.

Thomas Chubb war der Sohn eines Malzhändlers in dem Dörfchen East-Harnham, geboren 1679. Sein Vater starb früh, seine Mutter, die neben ihm noch drei Waisen zu erziehen hatte, war eine fromme, arbeitsame Frau, die auch ihre Kinder früh zur Arbeit anhielt. Mittel, um ihren talentvollen Sohn studieren zu lassen, besaß sie nicht, und so lernte Thomas bloß in der Dorfschule Lesen, Schreiben und Rechnen, kam dann zu einem Handschuhmacher in die Lehre, blieb bei ihm als Geselle, leistete seit 1705 auch noch einem Lichterzieher Dienste, indem er Kerzen wog, im Laden aufwartete, und verdiente so sein Brot im Schweiße seines Angesichtes. Daneben war aber sein regsamer Geist immer bestrebt, sich weiter zu bilden, und über die vielen Gedanken, die sich ihm aufdrängten, sich klar zu werden. Es war ihm Bedürfnis, seine Ideen zu Papier zu bringen, und meist warf er dann das Geschriebene wieder ins Feuer — an eine Veröffentlichung seiner Aufsätze dachte er nie. Mit Freunden wurden religiöse und politische Fragen besprochen, einmal theilte er ihnen einen Aufsatz mit, zu dem das Lesen von Whistons „Wiederbelebtes Urchristenthum" ihn angeregt hatte. Er gefiel und einer seiner Freunde, der nach London reiste, nahm ihn mit, um das Urtheil des Schriftstellers darüber einzuholen. Whiston äußerte sich beifällig: der Aufsatz verdiene, wenn man einige kleine Verstöße ausbessere, gedruckt Chubb.

zu werden. So trat denn der Handschuhmacher 1717 auf einmal in die Reihe der Schriftsteller ein. Das Buch gefiel, selbst Pope sprach seine Bewunderung für das Talent des Verfassers aus, ohne jedoch seine Ansichten zu billigen. Chubb wurde mit ausgezeichneten Männern bekannt und zu weiteren Arbeiten angeregt, lebte auch einige Zeit in London, kehrte aber wieder, weil er Ruhe und Unabhängigkeit liebte, nach Salisbury zurück, wo er 1747 starb. In seinem Testament betheuert er, dass er mit seinen Schriften nur das gegenwärtige und künftige Wohl seiner Mitmenschen bezweckt habe und dass er mit den Lesern derselben hoffe, an der göttlichen Gnade und an dem ruhigen glücklichen Zustand Antheil zu haben, den der Höchste den Tugendhaften und Gläubigen im Jenseits verheißen habe.

Schriften. Die Zahl seiner Schriften ist nicht gering. Das inhaltsreichste, sein ganzes Denken und Wirken zusammenfassende Werk ist das 1738 erschienene „Wahre Evangelium Christi", „The true Gospel of Jesus Christ asserted". Der speculative Flug seines Geistes geht jedoch nicht hoch. Chubb ist der Mann nüchterner Betrachtung und folgerichtigen Denkens. Wir haben in seinen Werken eine Geschichtsphilosophie, auf die ein verständiger Handwerker kommen konnte, welcher nie die Geisteswerke großer Denker zu Gesicht bekam, der stets in engen Kreisen sich bewegte und dessen Gesichtskreis deshalb auch enge blieb. Doch ist das Buch für einen Mann, der sich selber bildete, der in kleinen Verhältnissen sich bewegte, der immer mit der Noth des Lebens rang, wegen seiner Folgerichtigkeit, Klarheit und Abgeschlossenheit, ein merkwürdiges Zeugnis. Der Grundgedanke ist: das Christenthum ist dasselbe, was die natürliche Religion, es ist Christologie. nicht Lehre, sondern Leben, freies sittliches Handeln. Christus kam in diese Welt, um die Seelen der Menschen zu retten, das heißt den Menschen die Vorbereitung und Versicherung der Gnade Gottes und ihrer Glückseligkeit in einer anderen Welt zu geben. Da von der Befolgung seiner Lehre das Glück der Menschen hienieden schon jetzt und im Jenseits abhängt, so ist er nächst Gott der größte Wohlthäter unseres Geschlechtes.[1]) Christus wendete sich an die Menschen als freie Wesen, er wollte, dass seine auf die Voraussetzung des Daseins Gottes gegründeten Lehrsätze — Evangelium oder gute Nachricht — Quelle und Princip ihres Handelns würden, der Verbesserung ihres Lebens und der Vorbereitung für die Gnade Gottes und die Glückseligkeit in einer anderen Welt. An das Evangelium glauben, heißt von diesen Lehrsätzen überzeugt sein, danach handeln und dadurch glücklich sein. Jesus forderte uns auf, wir sollen unseren Geist und unser Leben nach der ewigen unveränderlichen Regel des Handelns einrichten, welche auf die Vernunft der Dinge gegründet und im Kern schon in den Zehn Geboten enthalten ist. Haben wir dieses Gesetz verletzt und uns dadurch Gottes Missfallen zugezogen, so sollen wir Buße thun und umkehren. Gott hat einen Tag des Gerichtes und der Vergeltung festgesetzt, um uns wirksamer an das Halten seiner Gebote und die Befolgung dieser Lehren zu mahnen. Christus hat uns keinen neuen Weg zum ewigen Leben gezeigt, sondern nur den guten alten empfohlen; indem wir an ihn glauben, unterwerfen wir uns seiner Lehre, wird er der Gesetzgeber, Regent und Richter über unser Gewissen. Das Evangelium ist nicht ein historischer Bericht von Thatsachen, nicht die Geschichte seiner Thaten, sondern nur seiner Lehre. Er war, that und lehrte, wie von ihm berichtet wird, sammelte Schüler und sagte, dass er einer sei, zu dem das Wort Gottes kam, und in diesem Sinne war er Gott und Mensch in einer Person,

---

1) Lechler, l. c. S. 343—358.

was der gleiche Fall bei allen denen war, zu welchen das Wort Gottes kam. Die Wunder gaben ihm das Gepräge eines göttlichen Gesandten. Er wurde unser Vorbild, indem er sein eigenes Leben predigte und seine eigene Lehre lebte, und auch durch seinen Tod ein Zeichen des größten Wohlwollens gegen die Menschen gab. Um seine Lehre zu erhalten, gründete der Heiland freundschaftliche Vereine oder Liebesfamilien, in denen brüderliche Gleichheit herrschen und Liebe und unbescholtener Wandel nach seiner Lehre Grundsatz sein sollten. Dass jetzt einige, wie die anglikanischen Bischöfe den Titel Hochehrwürden und Hochwürden führen, ist Antichristenthum. Christus hat ja seinen Nachfolgern eingeschärft, sich selbst zu verleugnen und sein Kreuz auf sich zu nehmen. Da die Mehrzahl der Menschen äußerliche Gebräuche liebt, so hat Christus zwei äußere Handlungen bestimmt, wenn jemand sein Schüler werden wolle: Taufe und Abendmahl. Die Untertauchung ins Wasser soll vorstellen die Trennung von der bösen Welt, die Weihung zu einem tugendhaften Leben, und die Reinheit der christlichen Religion. Das Liebesmahl stiftete der Herr, um den Eindruck seiner Lehre und seines Handelns auf die Gemüther seiner Jünger immer rege und den Eindruck seines Leidens und Todes immer frisch zu erhalten. So ist er der Erlöser der Menschen geworden. Seine Lehre that im Anfange Wunder in der Welt, verwandelte die Neigungen und Handlungen, die Gemüther und die Lebensweise, so dass man von einer neuen Schöpfung sprechen konnte. Sie wurde aber nicht allgemein angenommen, weil sie anerzogenen Vorurtheilen schnurgerade entgegen trat, und weil sie selbst bald ausartete, z. B. durch die Lehre von der zugerechneten Gerechtigkeit Christi, durch die Meinung, dass die Menschen durch den orthodoxen Glauben Gott wohlgefällig werden, durch Vermischung der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft, womit das Bekenntnis des Christenthums Mittel zu Zwecken weltlicher Politik und Anlass zu blutigen Verfolgungen wurde, während doch sittliches Handeln das Lebenselement der Religion ist. Das Christenthum ist eine einfache Religion, ein Evangelium für die Armen, so dass es für jeden Handwerker verständlich und jeder Handwerker imstande ist, jeden Anspruch auf Offenbarung zu prüfen. Brüderliche Gleichheit ist der wesentliche Charakter der christlichen Vereine.

Sacramente.

So die Lehre Chubbs: die alte Kirche würde ihn unter die Ebioniten, die Zeit des heiligen Augustin würde ihn unter die Pelagianer gerechnet haben. Nach englischen Begriffen war Chubb ein Puritaner ohne die Lehre von der Gnade und Rechtfertigung. Das Licht, das er aus der Bibel zog, war ohne Wärme, er ist der Freidenker der unteren Classen, aber ein ehrenwerter Charakter.

Ebionit.

Kehrte in Chubb der ebionitische Standpunkt wieder, so lebte in Woolston der Gnosticismus neu auf. Thomas Woolston war ein Theologe, der seine Bildung in Cambridge und wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit die Stelle eines Fellow daselbst erlangte. Eine reiche Phantasie und die Beschäftigung mit den Schriften des Philosophen Philo bestärkten seine Neigung zur sinnbildlichen Erklärung. Man ließ es lange als Liebhaberei hingehen, entzog ihm aber 1721 seine Stelle, als er in einer Reihe von Schriften die Grundsätze der geoffenbarten Lehre angriff.[1])

Woolston.

---

[1]) The moderator between an infidel and an Apostate. — Discourses on

Woolston ließ nämlich den Origenes von Gott wieder erweckt werden, und den englischen Theologen den Buchstabendienst vorwerfen, während bloß die allegorische Erklärung imstande sei, die Wahrheit aufzudecken. In einem anderen Sendschreiben behauptete er, die Quäker kämen unter allen religiösen Secten der Urkirche am nächsten; das Allegorisieren, welches sie in der Bibel anwenden, sei im Urchristenthum gewöhnlich, auch hätten sie ganz Recht, wenn sie behaupteten, dass die anglikanischen Geistlichen blinde Führer von Blinden seien.

Allegorie.

Als er wegen dieser Behauptungen seine Stelle verlor, wurde Woolston fast wahnsinnig, und suchte fortan in einer Reihe von Schriften voll der bittersten Anfeindungen die englischen Geistlichen als Mietlingspriester zu verhöhnen. Als es zwischen Collins und Whiston zu einem Streit kam wegen der alttestamentlichen Weissagungen, ergriff Woolston diesen Anlass begierig, um zu vermitteln, und veröffentlichte den „Schiedsrichter zwischen einem Ungläubigen (Collins) und einem Apostaten (Whiston)," worin er behauptete, dass alle Versuche scheitern, die Lehre des Christenthums anders zu beweisen, als dadurch, dass das mosaische Gesetz und die Propheten, dem ganzen Umfange nach, typisch und prophetisch auf Christus und seine Kirche hindeuten. Jesus habe ja alles in Parabeln gelehrt, und was er lehrte, sei nichts anderes, als eben der höhere Sinn des Gesetzes gewesen. — Die Wunder Jesu Christi, selbst die Auferstehung, bewiesen nichts für die Wahrheit seiner Lehre. Die Auferstehung z. B. sei nur ein Typus und Vorbild seines geistigen und mystischen Todes und seiner Auferstehung aus dem Buchstaben des Gesetzes. Die englische Geistlichkeit, welche die Wunder Jesu wörtlich nehme, hänge einem falschen Messias an. Der Teufel habe es auch Luther ins Herz gegeben, gegen die Väter zu brüllen wegen ihrer Allegorien; dafür aber habe Gott den Mund der Wiedertäufer gegen ihn aufgethan und erklärt, dass der buchstäbliche Scharfsinn vom Antichrist sei.[1]) In einer Reihe von Abhandlungen griff Woolston die Wunder-Erzählungen des neuen Testamentes mit scharfsinnigen Gründen an. Bekanntlich ist es viel leichter, Schwierigkeiten aufzuwerfen, als zu lösen. Diese Abhandlungen giengen reißend ab, nach Voltaire wurden über 30.000 Exemplare davon verkauft. Wegen seiner Angriffe auf die herrschende Kirche wurde Woolston zu schweren Geldstrafen und zu einjähriger Gefangenschaft verurtheilt. Da er nicht zahlen konnte, so blieb er im Gefängnisse bis zu seinem Tode 1731.

Woolston erklärte, sein Ziel sei nur, die Lehre Jesu Christi wieder herzustellen und die Geistlichkeit zur guten alten Auslegungsweise, von welcher die Kirche leider abgefallen, zurückzuführen. Er überschüttete die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte mit begeistertem Lob; sie seien gewaltige Philosophen, sehr große Gelehrte, höchst orthodoxe Theologen: „Finde ich[2]) einmal eine Stelle in ihnen, die ich nicht sogleich verstehe, so grüße ich sie mit Verehrung, bis mein Verstand geöffnet wird, um den Sinn derselben zu fassen." Für die seltsame Art, wie er die Bibel erklärte, diene nur zum Beispiel die Erzählung von der wunderbaren Heilkraft des Teiches von Bethesda und vom Gichtbrüchigen. Die fünf Portale von Bethesda sind ihm die fünf Bücher Moses als Eingänge in das Haus der Gnade Christi; die Gebrechlichen sind die Unwissenden, die sich auf den Buchstaben verlassen; von diesen Gebrechen können sie nicht geheilt werden, wenn nicht der Geist wie ein Engel herniedersteigt, um sie die mystische Aus-

Art der Bibelerklärung.

---

the miracles of our Saviour in view of the present controversy between infidels and apostates. 1727—1730.

[1]) Lechler, l. c. S. 294.

[2]) Ibid. S. 295.

legung zu lehren. Der Kranke ist der Mensch überhaupt, dem der Geist der Weissagung gebricht. Die 38 Jahre bedeuten 3800 Jahre, 2000 Jahre unter dem Gesetze und 1800 unter dem Evangelium. Das Aufstehen und das Forttragen des Bettes bedeutet, daſs der Mensch das Bett des Buchstabens, auf dem er geruht, verlassen und den Geist zur Betrachtung der göttlichen Geheimnisse emporrichten soll. Die drei Todten, welche Christus erweckte, erklärte Woolston gleichfalls symbolisch, und zwar bedeutet die Tochter des Jairus die jüdische Kirche, welche neu belebt wird; der Jüngling zu Nain bedeutet den tieferen Schriftsinn, welcher jetzt todt ist; die Sargträger sind die Buchstabenknechte; die Auferweckung des Lazarus ist die allgemeine mystische Auferstehung der Menschen in der Vollendung der Zeiten. Ja selbst die Auferstehung Christi behandelt Woolston nur als Symbol für die geistige Auferstehung aus dem Grabe des Buchstabens.

Die ganze Schrift bedeutet ihm also nichts als die Umwandlung des Buchstabens in den Geist und unermüdlich ist der Schriftsteller, alle geschichtlichen Ereignisse in diesen Dunst aufzulösen. Nichts hat bei ihm einen festen Bestand, in allem weiß seine irrlichternde Phantasie zwischen den Zeilen etwas anderes zu lesen, als dort steht. Jedes echt historischen Sinnes baar, fragt Woolston sich nie, ob denn auf Allegorien hin die ersten Christen das Leben geopfert hätten in den Zeiten der Verfolgung; ob auf etwas anderes, als auf die Überzeugung von der festen Thatsache hin der Riesenbau der Kirche hätte begründet werden können. Wenn wir schließlich fragen, was ist denn der Inhalt des höheren Sinnes, den der Verfasser überall auf den Trümmern der Thatsachen errichten will, so heißt es: die Lehre Jesu — und nur als Lehrer wird Jesus gefaſst — war das Gesetz und die Religion der Natur. Sie war gut, nützlich und volksthümlich und kam schnell im Umlauf, weil alle Nationen des Aberglaubens müde und durch die Bürde ihrer Priester krank geworden waren. Die Welt wäre glückselig dadurch geworden, wäre die Lehre im Laufe der Zeit nicht verfälscht und mit seltsamen Erfindungen vermischt worden.

Dunst statt Geschichte.

Natürlich ist Woolston derjenige, der sie reinigt vom Schutte, den Jahrhunderte auf sie gehäuft haben. Er reibt sie wieder blank, daſs sie die goldene Religion der Natur ist, welche die Menschen glücklich machen wird,[1] „wenn das kirchliche Geschmeiß aus dem Hause Gottes verjagt, wenn die thörichten und streitsüchtigen Priester, diese Diener des Buchstabens, die da gemietet sind, uns mit Lärm und Unsinn zu belästigen, aufgehoben sein werden, wenn keine Beschränkung der Gewissen, keine Intoleranz mehr sein wird, wenn die Welt zu ihrem ursprünglichen, paradiesischen Zustand der Naturreligion und Freiheit zurückgekehrt sein wird, wo alle von Gott werden gelehrt sein. Möge Gott nach seiner unendlichen Barmherzigkeit diesen gesegneten Zustand der Welt beschleunigen um unseres geistigen Messias, Mittlers und Erlösers, Jesu Christi willen, welchem sei Ehre in Ewigkeit. Amen.“

Eitelkeit.

---

[1]) Lechler, l. c. S. 311.

Woolstons Allegorien fanden wenig Beifall, umsomehr aber seine Einwendungen gegen den historischen Hergang der Dinge im neuen Testamente. Es
Sherlock. regnete Gegenschriften. Eine der besten war die von Thomas Sherlock:[1]) in der Form der englischen Gerichtsverhandlungen nimmt er hier ein Zeugenverhör über die Auferstehung Jesu vor, um auf diesem Wege die thatsächliche Wahrheit dieses
Annet. Wunders gegen alle Zeugen festzustellen. Ihm entgegnete Peter Annet und diesem wieder ein Freund des älteren Pitt, Gilbert Whest, mit solcher Meisterschaft, dass ihm zum Dank die Universität Oxford das juridische Doctordiplom schickte. Man sieht daraus nur, wie lebhaft die Theilnahme in allen Kreisen an diesen Verhandlungen in jener Zeit war. Ein Freund von Pitt und Whest, Sir George
Lyttleton. Littleton, früher ein Freigeist, durch Whest aber in eine gläubige Richtung gebracht, fasste die Thatsache der Bekehrung des Apostels Paulus ins Auge, um die Göttlichkeit der christlichen Religion daran überzeugend nachzuweisen, und gieng vom richtigen Satze aus, die Echtheit der paulinischen Schriften könne nicht bezweifelt werden, ohne alle Regeln der Kritik umzustoßen. Annet antwortete mit Leidenschaft, ohne seinen Gegner aber widerlegen zu können. Er erklärte die Wahrheit der Religion unabhängig von historischen Dingen. Annet war ein Theologe, der es nie zu einem geistlichen Amte gebracht und darum gegen alles Kirchenwesen einen Grimm gefasst hatte. Er starb 1768 in der größten Armuth.

Ein Anhänger der Urreligion und zugleich wieder Anhänger des
Morgan. Gnosticismus war auch Thomas Morgan, der zuerst Prediger in einer Dissenter-Gemeinde war, dann sein Amt verlor, als er sich zum Arianismus bekannte, 1726. Er verlegte sich nun auf Heilkunde und lebte als Arzt unter den Quäkern zu Bristol, endlich als Schriftsteller in London, wo er 1743 starb. Sein Hauptwerk ist „Der Moralphilosoph".[2])

Das Buch ist in Gesprächsform abgefasst: der Wahrheitsfreund ist der Schriftsteller und der Judenchrist stellt den Buchstabendienst der englischen Kirche vor. Von andern Deisten unterscheidet sich Morgan dadurch, dass er Gott nicht bloß als Schöpfer, sondern auch als Erhalter und Regenten der Welt in bestän-
Immanenz. diger Thätigkeit auffasst: „Gott regiert die natürliche und geistige Welt durch seine beständige ununterbrochene Gegenwart, durch seine Macht und fortdauernde Einwirkung, und nicht durch solche wesentliche inwohnende Kräfte und Eigenschaften in den Dingen selber, die seine stete Allgegenwart und sein beständiges Eingreifen unentbehrlich machen würden, als hätte er fortan nichts mehr zu thun mit der geistigen und natürlichen Welt; denn könnte die Körperwelt kraft ihrer eigenen inneren Gesetze und wesentlichen Kräfte auch nur einen Augenblick fortdauern, ohne die nothwendige Gegenwart und Wirkung Gottes auf sie, so ließe sich dies ebensogut auch für eine längere Zeit denken und so fort, bis ins Unendliche vorwärts und rückwärts von Ewigkeit zu Ewigkeit, und könnten diese
Moral-Atheismus. Kräfte auch schon ursprünglich die Welt geschaffen haben." Morgan nennt diese bei den Freidenkern seiner Zeit übliche Vorstellung Moral-Atheismus.[3])

---

[1]) The Trial of the Witnesses of the Resurrection of Jesus u. s. w. London 1729.

[2]) The Moral Philosopher. In a Dialogue between Philalethes, a christian Deist, and Theophanes, a christian Jew. London, I, 1737, II, 1739, III, 1740.

[3]) Lechler, l. c. S. 342.

Im Gegensatze zu ihnen entwirft der Verfasser die ihn kennzeichnende Gebetsformel: „O du ewige Vernunft! Vater des Lichtes und unendliche Quelle aller Wahrheit und Güte, gestatte mir, mit der tiefsten Demuth und Ehrfurcht mich an dich zu wenden als meinen Schöpfer und Erhalter, dem ich dieses zusammengesetzte Dasein von Geist und organisierter Materie verdanke. — Ich erkenne, o Vater der Geister, diese natürliche und nothwendige Abhängigkeit von deiner beständigen, allgemeinen Gegenwart, Macht und Wirksamkeit. Nimm mich unter den beständigen ununterbrochenen Schutz deiner göttlichen Weisheit, Güte und Allgenügsamkeit, lass ferner in meinen Verstand fallen die Strahlen unveränderlicher ewiger Vernunft! — Sollte ich abirren vom Wege der Wahrheit und im Dunkeln wandeln, so unterweise mich durch väterliche Züchtigung, lass Schmerzen und Sorgen mich Weisheit lehren, aber überlasse mich nicht meinem niedern thierischen Selbst. — Segne mich immer mit den erleuchtenden, beglückenden Einflüssen deiner gütigen Gegenwart, Macht und Liebe, — so soll mein ganzes Dasein ein ewiges Denkmal sein dir zu Preis und Ehre.“ Gebet.

Morgan stellt hinsichtlich des alten Testamentes Theorien auf, welche an die Gnostiker und Manichäer erinnern. Er leugnet, dass das buchstäbliche Judenthum das figürliche Christenthum sei, und dass der Buchstabe des Evangeliums der Geist des Gesetzes sei. Er zieht eine große Kluft zwischen dem alten und neuen Testament. Er gibt nur zu, dass die Propheten die allgemeine Erwartung hegten, dass Gott eine bessere Religionsanstalt gründen werde, über das Wann und Wie aber hätten sie sich vollkommen getäuscht. Das Christenthum ist ihm nur Wiederherstellung der Urreligion. In dieser unerweisbaren Annahme stimmt Morgan mit den andern Deisten überein, er weicht aber von ihnen in der Art ab, wie er sich die Entartung der Urreligion anders erklärt. Sie wurde nach ihm durch die Engelverehrung verdorben. Der Abfall von Gott nahm in der Engelwelt seinen Anfang, und die Engel niederen Ranges schlossen sich an Lucifer oder Satan an, der eine vermittelnde Stellung zwischen Gott und den niedern Schöpfungen einnehmen wollte. Dafür wurden die Empörer aus dem Reiche des Himmels auf die Erde verbannt. Hier setzten sie dasselbe Treiben fort und verführten die unschuldigen Menschen zum Abfalle. Sie sagten ihnen, sie seien Götter und könnten eine viel bessere Regierung einrichten als die des Himmels. Zuerst wandten sich die Menschen an sie, wie an Vermittler und Fürsprecher bei Gott, später verehrten sie sie wie Götter. Zuletzt machten die Menschen aus Helden und großen Männern Vermittler und Fürsprecher zwischen sich und diesen neuen Göttern. Mit Opfern wurden diese neuen Götter verehrt, Ägypten wurde eine Art Brutstätte des neuen Aberglaubens. Durch den 200jährigen Aufenthalt daselbst seien die Israeliten vollkommen ägyptisiert worden. Moses habe sich deshalb der Schwärmerei und dem Aberglauben anbequemen müssen. Darum sei sein Gesetzbuch — so viel Gutes es auch enthalte — doch schwach und unvollkommen, sein Ritualgesetz sei voll weltlicher Politik. Samuel habe den Prophetenstand gegründet, seine Schüler hätten zu Najoth Geschichte, Rhetorik, Poetik, Naturwissenschaften und vor allem Moral-Philosophie studiert, seien freimüthig gegen Hohe wie gegen Niedere aufgetreten, hätten aber das Volk aus Aberglauben und Lastern nicht herauszureißen vermocht. In diesem Sinne wird die ganze Geschichte Israels behandelt und schließlich die Behauptung aufgestellt, dass der Gott Israels nur ein beschränkter untergeordneter Schutzgott, nicht der höchste Gott selbst gewesen sei. Im Christenthume wurde endlich die Urreligion wieder hergestellt. Ihm verdanken wir die klare und gewisse Kenntnis von Gott, von unseren Pflichten

Altes Testament. Dämonologie. Moses. Samuel.

und von der Unsterblichkeit. „Man sage nicht, das seien natürliche Wahrheiten, Pflichten, die der Vernunft evident seien, und es habe deshalb keiner Offenbarung bedurft, um sie zu entdecken; wir würden nicht ebensogut ohne die Wohlthat der Offenbarung zu dieser Erkenntnis gekommen sein.[1]) Die Bücher Euklids, Newtons „Principia" enthalten allerdings natürliche Wahrheiten, die auf die Vernunft der Dinge gegründet sind; aber es müsste einer ein Thor oder Wahnsinniger sein, wenn er behaupten wollte, er hätte sich in diesen Gegenständen ebensogut ohne Bücher unterrichten können und sei einem solchen Meister nicht zum Danke verpflichtet. Nehmen wir überdies einen Confucius, Zoroaster, Plato, Sokrates, oder den größten Sittenlehrer, der je gelebt hat, so waren ihre Systeme der Sittenlehre mit so viel Aberglauben und plumpen Abgeschmacktheiten vermischt, dass sie den Hauptzweck ganz verfehlten."

Das Christenthum ist nach Morgan also göttliche Offenbarung, aber er will von keinem Geheimnisse in derselben wissen. Alles Geheimnis in der Religion ist ihm nur falsch angewandte oder nicht verstandene Allegorie. So fassten dasselbe die Judenchristen. Paulus dagegen, der große Freidenker seiner Zeit, ist ihm der Vertreter des reinen und echten Christenthums, der kühne und tapfere Vertheidiger der Vernunft; nach ihm waren es die Gnostiker, die aber von den Judenchristen verfolgt wurden. Die Reformation hat ihr Ziel nicht erreicht, weil sie sich an die Schrift als unfehlbare Regel hielt. Erst der Deismus predigt wieder die reine freie Wahrheit.

Also Morgan! Sein System ist durch die wahre Betrachtung der Geschichte verurtheilt. Eigentlich thatsächliche Fehler in der Darstellung des jüdischen Lebens haben ihm insbesondere Leland und William Warburton nachgewiesen.

Bolingbroke. Als einer der Führer des Deismus gilt auch Bolingbroke, dessen Lebensgeschichte schon besprochen wurde. Vor seinem Tode (15. December 1751) übergab er dem schottischen Dichter David Mallet seine Handschriften zur Veröffentlichung, die in drei Bänden 1754 erschienen und Briefe und Essays enthalten.[2]) Während es aber den bisherigen Freidenkern im höchsten Grade ernst war mit ihrer Auffassung der Religion, wenn sie auch irrten, behandelt Bolingbroke die Religion rein vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit: Christenthum und Kirche sind ihm nur Mittel für den Staat. Wenn die Religion nicht wäre, so müsste man sie nach Bolingbroke erfinden, um die Menschen im Zaume zu halten. Darum nennt er die Freidenker, welche mit ihren Lehren die religiösen Gefühle der Menschen abschwächen, 1724 in einem Schreiben an seinen Freund Swift eine Pest der Gesellschaft.

„Denn ihre Bestrebungen sind dahin gerichtet, die Bande der Gesellschaft aufzulösen oder doch wenigstens ein Gebiss aus den Mäulern jener wilden Thier-

[1]) Lechler, l. c. S. 370—386.

[2]) The philosophical Works of the Right Honorable Henry St. John Lord Viscount Bolingbroke. In five Volumes. Published by David Mallet; Esq. London 1754, 8.

menschen zu nehmen, denen es doch besser wäre, wenn sie mit ein halb Dutzend mehr zurückgehalten würden. Soll ein Staat bestehen, so muss eine Religion vorhanden sein, darum haben auch alle Gesetzgeber Religionen eingeführt oder vorgegeben, dass sie mit den Göttern in Verbindung stehen. Sie konnten unmöglich glauben, dass sie mit Göttern oder Halbgöttern in einem Verkehr stehen, von dem sie wussten, dass sie nicht in demselben standen. Und doch machen sie alle auf dieses große Vorrecht Anspruch: die ägyptische Weisheit wurde durch Mercur gelehrt, Minos hatte Offenbarungen von Jupiter selbst, und Numa hatte vertrauten Umgang mit Egeria, Pythagoras mit Minerva. Ich brauche nicht mehrere zu nennen, denn ich will keinen Anstoß geben dadurch, dass ich Moses diesem Verzeichnisse beifüge. Da also diese Männer Offenbarungen vorgaben, von denen sie wussten, dass sie falsch seien: so dürfen wir vermuthen, dass es ihnen auch mit einigen Lehren, die sie vortrugen, selbst mit der Lehre von einer künftigen Vergeltung, nicht so Ernst war. Die Religion war in den Händen dieser philosophischen Gesetzgeber ein geeignetes Mittel, Gehorsam gegen das bürgerliche Regiment einzuschärfen. Ich kann mich leicht überzeugen, dass manche dieser Reformers das Dasein eines höchstens Wesens entdeckt hatten; allein diese Erkenntnis mochten sie dem Charakter der Leute, mit denen sie zu thun hatten, nicht hinlänglich angemessen finden: die reine und unvermischte natürliche Theologie würde wohl zu einer so sinnlichen Menge vergebens gesprochen haben, Berufungen auf die Vernunft unvernünftiger Menschen würden wenig Erfolge gehabt haben. Folglich war es nach der Meinung dieser Missionäre in Politik, guten Sitten und zum Behufe der Beförderung beider in der Religion, nothwendig, ihre Lehren so groben Vorstellungen anzubequemen. Das Mittel, das sie anwandten, eine durch Aberglauben aufrecht erhaltene und cultivierte, durch Politik angewandte Furcht vor einer höheren Macht, war zwar ein schlechtes, aber eben das einzige, das zum Zwecke führte. Ich glaube, dass diejenigen, welche in der heidnischen Welt Religionen gründeten, von der Wahrheit ihrer eigenen Lehren nicht überzeugt waren, und dass ihre einzige Absicht die war, durch dieses politische Mittel[1]) der menschlichen Autorität eine göttliche, den Geboten der gesunden Vernunft die Sanction einer Offenbarung beizufügen. Die Gesetzgeber bereiteten aber auch die Mittel vor, den Mängeln der Volksreligion abzuhelfen und die Menschen nach und nach zu einer besseren Kenntnis der natürlichen Theologie und natürlichen Religion, von der Fiction zur Wahrheit, von der Allegorie zu dem, was die Allegorie bedeuten sollte, zu führen; namentlich hatten die heidnischen Mysterien die Bestimmung, zum Monotheismus überzuführen, die Sitten der Menschen zu verbessern und den wahren Zweck der natürlichen Religion zu verwirklichen."[2])

Politik und Religion.

Über die Philosophen spricht Bolingbroke ebensosehr ab, wie über die Religionsstifter; wirft er den letzteren Betrug, so wirft er den ersteren Eitelkeit vor. Es würde mehr wahre Weisheit unter den Menschen sein, wenn weniger Philosophen gewesen wären. Insbesondere ist Plato der Gegenstand seiner Abneigung: „Was die Verwirrung betrifft, welche durch vage Begriffe und Systeme reiner Einbildung nothwendig herbeigeführt wird, so hat es nie eine größere gegeben als die, welche in Metaphysik und Theologie

[1]) Political expedient.
[2]) Lechler, l. c. S. 401.

entstand, nachdem man angefangen hatte, in den Schulen von Alexandrien und in denen des Christenthums den Platonismus dogmatisch vorzutragen. Philosophie. Plato war weit mehr ein poetischer Philosoph als Homer ein philosophischer Poet; er behandelte jeden Gegenstand wie ein bombastischer Poet und wie ein wahnsinniger Theologe; namentlich ist seine Ideenlehre abgeschmackt und falsch und hat die ersten Elemente des Wissens verdorben. Diese Philosophie hat einen Strom chimärischer Erkenntnis von dem heidnischen und christlichen Alterthume bis auf das gegenwärtige Zeitalter herabgewälzt.“ [1])

In ähnlicher Weise urtheilt Bolingbroke über andere Philosophen. Die *Neuplatoniker* nennt er Wahnsinnige, *Leibnitz* einen der eitelsten Männer, der ganz in Luftgespinsten verloren sei, und oft so unverständlich, dass kein Mensch glauben könne, er habe sich selber verstanden. Gewiss ist nur, dass Bolingbroke ihn nicht verstanden hat. In ähnlicher Weise spricht der Engländer über *Spinoza* und beweist, dass er sich nicht die Mühe gab, ihn gründlich zu lesen. *Der Verbindung mit der Philosophie* schreibt *Bolingbroke das Verderben der Theologie* zu: Theologie. „Die Theologie ist das Verderben der Religion; in der Theologie liegen, wie in der Büchse der Pandora, viele gute Dinge oben auf, aber viele Übel liegen unten und verbreiten Plagen und Verwüstung in der Welt. Das Reich der Theologie ist das Reich der Finsternis, und um das wahre Licht des Evangeliums zu genießen, müssen wir von ihr fliehen.“ Was sollen also die Theologen? „Sie müssen zum Evangelium zurückkehren, wie die Philosophen zur Natur zurückgekehrt sind, und sie müssen sich begnügen, Dinge dunkel und zweideutig zu lassen, welche die Offenbarung so gelassen hat. Die Geistlichen sollen sich darauf beschränken, zu lehren, was sie verstehen, und andere zu lehren, sich mit natürlicher Theologie zu begnügen.“ Also die Naturreligion ist das echte Christenthum und Wort Gottes und das traditionelle Christenthum ist nach Bolingbroke Menschenwort, und so ruft er denn auch aus: „Lasset uns glauben, was in der Bibel steht! Es ist ungehörig und profan, das göttliche Zeugnis dadurch noch bestätigen zu wollen, dass man zeigt, man habe vernünftigen Grund, es zu glauben.“ [2]) Im Grunde aber glaubt Bolingbroke nicht an dieses Urchristenthum und behandelt in weltmännischer Blasiertheit die religiöse Frage: ein Staat Staatsreligion. müsse eine Staatsreligion haben, deren Macht und Ansehen durch das Gesetz geprüft und verbürgt ist. Die *englische Hochkirche* sei für ein großes Reich besonders geeignet, das *Lutherthum* für die kleinen deutschen Fürstenthümer, der *Calvinismus* für eine kleine und arme Republik. Den *Atheisten* müsse ein Staat vorbeugen, wie den *Latitudinariern*, die jede Religion zulassen, und den *Rigoristen*, die nur eine einzige dulden wollen. *Die Regierung könne Nachsicht haben gegen Bekenntnisse, dürfe aber nur Anhänger der Staatsreligion zu Ämtern befördern!* Im Grunde des Herzens glaubt Bolingbroke weder an Gott, noch an Unsterblichkeit: „Das wahre Wissen ist noch so gar jung, das rechte Forschen nach Wahrheit ist eine gar späte Entdeckung, man verdankt einem Verulam, Descartes, Gassendi, Locke, dass sie die menschliche Vernunft von den Ketten der Autorität befreit haben. Die menschliche Gattung würde aber auch den Charakter der Vernünftigkeit verscherzen,

---

[1]) *Lechler*, l. c. S. 403.
[2]) Ibid. S. 404

wenn die Menschen nicht durch freien Gebrauch ihrer Vernunft die Täuschungen, wenigstens die plumpsten, nacheinander entdecken würden, welche ihnen durch Heiden, Juden, Christen aufgebunden worden sind."[1])

Bolingbrokes Bücher wurden mehr gelesen als die strenggehaltenen Schriften der andern englischen Deisten, wegen der Schönheit der Darstellung. Nennt sie doch ein so nüchterner Beurtheiler wie Lord Mahon die Vollendung der Beredsamkeit: „Er entfaltet alle Kraft und allen Reichthum der englischen Sprache, und bei all seiner Mannigfaltigkeit schwillt er nie zum Bombast auf und sinkt nie zur Gewöhnlichkeit herab. Das größte Lob für seinen Stil ist, dass er Studium und Muster für die beiden größten Geister der folgenden Generation wurde, für Burke und den jüngern Pitt. Jener hatte sich in ihn so hineingelebt, dass seine erste Schrift eine höchste geistreiche und viele täuschende Nachahmung von Bolingbrokes Schreibweise war. Der ältere Pitt empfahl Bolingbrokes Schriften: sie müssten wegen der unnachahmlichen Schönheit des Stils von jedermann studiert und fast auswendig gelernt werden, und der jüngere Pitt beklagte den Verlust von Bolingbrokes Reden als einen der größten der Literatur."[2]) Schönheit des Stils.

Auch seine „Briefe über Geschichte"[3]) sind bedeutsam, nicht als ob Bolingbroke die Geschichte gründlich gekannt hätte, dazu besaß er zu wenig Ruhe und zu viel Selbstzuversicht. Die ganze Geschichte des Orients ist missverstanden, von der Bedeutung der geistigen Kämpfe des Mittelalters hat er keine Ahnung, für seine großen Männer kein Verständnis; es ist ihm nur eine lange Zeit der Finsternis und Barbarei, er sieht überall nur Priesterbetrug. Die große Menge bedarf nach ihm bei ihrer thierischen Natur nichts Höheres; sie muss nur durch irgend einen Wahn im Zaume gehalten werden, damit Staatsmänner sie für ihren Zweck gebrauchen können. Überall finden wir den hochmüthigen Cavalier, der mit der Reitpeitsche in der Hand über Kunst und Wissenschaft, Religion, über das Höchste und Tiefste mit Zuversicht auskramt, was damals in höfischen Kreisen für höchste Lebensklugheit galt. Schlosser bemerkt mit Recht:[4]) „Ein Publicum von Unwissenden, Blindgläubigen und Phantasten folgt der Mode und den Tonangebenden, heute Bolingbroke und Voltaire, morgen ihren heftigsten Gegnern; diese sogenannte große Welt wird wie Laub vom Winde bewegt." Der ledernen Weise der Geschichtsbehandlung jener Zeit gegenüber, welche mühsam Geschlechtstafeln zusammenhäufte, Hoffeste und Schlachten schilderte, war jedoch seine Art der Darstellung fesselnd und sein Grundsatz, die Geschichte solle für das Leben und nicht für den Dienst todter Gelehrsamkeit geschrieben werden, richtig. Der gemeine Standpunkt der Betrachtung verleugnet sich übrigens auch hier nicht, obschon er es nicht an Bemerkungen fehlen lässt, die aus dem Leben gegriffen sind; wie wenn er über die Geschichte Englands sagt, man überschätze oft die Geheimnisse der Cabinette, hinter denen in der Regel ganz gewöhnliche Dinge verborgen lägen, oder wenn er bemerkt: „Beständiges Ringen und Kämpfen ist von der Freiheit unzertrennlich. Bei jeder Regierungsform müssen, wenn das Volk nicht zu einer rechtlosen Herde herabsinken soll, dem Fürsten, den Behörden, einzelnen Beamten Schranken gesetzt werden, aber die Gesetze, welche diese Schranken aufführen, werden fruchtlos bleiben, sobald die Staatsbürger sich nicht gewöhnen, jede Handlung der Re- Geschichte.

[1]) Lechler, l. c. S. 407, chap. I.
[2]) Mahon, History of England, I.
[3]) Letters on the study and use of History.
[4]) Geschichte des 18. Jahrhunderts, I, S. 424.

gierung mit argwöhnischer Sorgfalt zu überwachen. Denn stets streben alle Mächtigen, ihre Gewalt zu vermehren oder doch den Genuss derselben über das gesetzliche Maß zu verlängern. Ist das Volk nicht unablässig auf der Hut, so wird über kurz oder lang seine Freiheit durch diesen unbändigen Trieb vernichtet werden."

Bolingbroke hat für Österreich verhängnisvoll gewirkt; für die Stuarts hat er umsonst gearbeitet, in der Literatur hat er früh seine Bedeutung verloren. „Wer liest heute sein Buch noch?" fragt Burke. Und doch war er ein Mann von glänzender Begabung. Woher dieses Scheitern aller seiner Hoffnungen, dieses klägliche Ergebnis so vieler Mühe, so vielen Talentes? Eine Zeitgenossin, Maria Wortley, hat den Grund richtig bezeichnet (Frauen haben oft das beste Urtheil über Männer) in den Worten:

„Ich glaube," sagt sie, „er hat Horaz oder irgend einen andern Schriftsteller nie mit der Absicht gelesen, sich zu belehren, denn er hielt sich für geboren, Lehren zu geben, und nicht sie zu befolgen. Mindestens versuchte er, wenn er auch nicht toll genug war, sich dies einzubilden, es der übrigen Welt glaublich zu machen. Alle seine Werke sind eigentlich nicht viel mehr als eine Lobrede auf seinen eigenen allumfassenden Geist; manche seiner Ansprüche sind ebenso lächerlich unhaltbar, wie wenn Sir Isaak Newton sich zum Richter in Modesachen aufgeworfen oder zur Belehrung von Schneidern geschrieben hätte. Ich bin überzeugt, dass er die Hälfte jener Schriftsteller, die er anführt, gar nie ansah, und müsste mich irren, wenn er seine kritischen Beobachtungen nicht meistens Bayle zu verdanken hätte; deshalb trägt er auch Geringschätzung gegen ihn zur Schau, damit er ihn desto bequemer plündern kann. Ein weitschweifiger Stil ist, obschon einfältige Leser ihn als blühend bewundern, gewöhnlich dunkel und stets tändelhaft. Horaz hat uns belehrt, dass Überfluss an Worten Mangel an Gedanken verräth, wie mit Blättern überladene Bäume wenig Früchte tragen." — „Ich gestehe," schreibt sie ein anderesmal, „dass mir Lord Bolingbroke als Schriftsteller wenig Achtung, als Mensch aber große Verachtung einflößt. Er trat in die Welt hochbegünstigt von Natur und Glück, Erbe eines edlen Namens und ansehnlicher Güter, kräftig an Seele und Leib, schön von Gestalt, ausgestattet mit heiterem Muthe, gutem Gedächtnisse, lebhafter Fassungskraft, die durch eine gelehrte Erziehung ausgebildet wurde. — Da jedoch alle diese herrlichen Gaben unter die Leitung eines durch grenzenlose Eitelkeit verblendeten Verstandes geriethen, so geschah es, dass er durch die tolle Sucht, auch in Laster und Tändeleien den Vorrang zu erwerben, seinen Namen entehrte, seine Güter verlor, seinen Ruf zugrunde richtete und seine Gesundheit zerstörte." Zu dieser Schilderung eines Mannes, der mit den größten Talenten die geringsten Erfolge gewann, fügt Lady Maria ergänzend hinzu: „Ich habe ihn ein einzigesmal gesehen, nämlich am Hofe in einer Ecke des Gesellschaftssaales", wo er ihr ganz so vorgekommen sei, wie Satan, als er den Himmel um Erlaubnis bat, einen rechtschaffenen Mann zu quälen.

Ein nicht weniger begabter, aber edlerer Geist, als Schriftsteller gleich berühmt, als Staatsmann in glücklicherer Laufbahn, ist Anton Ashley, Graf
Shaftesbury. von Shaftesbury, der Enkel des Shaftesbury, der ein Mitglied der Cabale war, des Ashley Cooper, und von seinem Großvater mit Sorgfalt erzogen.

Nach dem Rathe Lockes erhielt er eine Gouvernante, welche griechisch und lateinisch sprach, und lernte diese Sprachen so leicht, daſs er schon im eilften Jahre ohne Mühe die griechischen und lateinischen Classiker las. Desungeachtet fand der junge Shaftesbury auf der Schule zu Winchester wenig Beachtung. Die Abneigung gegen das politische Leben seines Groſsvaters war daran schuld. Dies verleidete ihm den Aufenthalt in der Schule und er machte nun mit einem gelehrten und geistreichen Schotten zu seiner Ausbildung eine Reise durch Europa. Nach seiner Rückkehr 1689 wies er eine Wahl für das Unterhaus zurück und verwendete seine Zeit drei Jahre hindurch ganz nur auf Studien. Dann kam er ins Parlament, wo er sich als Vertheidiger der Freiheit und Gerechtigkeit kundgab. Als er in der Frage wegen der Hochverrathsbill dafür sprechen wollte, daſs man den Angeklagten einen Vertheidiger gestatten müsse, kam er so in Verwirrung, daſs er kaum einige Worte vorbrachte. — Als die Versammlung ihm Zeit ließ, sich zu sammeln, und ihn fortfahren hieß, sagte er zum Sprecher: „Mein Herr, wenn ich, der ich nun rede, um meine Ansicht über die Bill auszudrücken, schon so verwirrt bin, daſs ich von dem, was ich mir zu sagen vorgenommen habe, nicht das mindeste vorbringen kann: wie mag es da erst einem Menschen zumuthe sein, der ohne einen Beistand sein Leben vertheidigen soll und in steter Angst ist, es zu verlieren." Diese geschickte kurze Wendung machte größern Eindruck als jede lange Rede, und wurde mit Beifall aufgenommen. Doch war Shaftesbury schon 1698 des parlamentarischen Lebens müde und zog sich nach Holland zurück, wo er im Umgange mit Gelehrten lebte. Die ohne sein Wissen durch Toland geschehene Veröffentlichung einer Untersuchung über die Tugend machte ihm vielen Kummer: er kaufte die ganze Auflage auf und vernichtete sie. Das Wesentliche erschien später im zweiten Theile seiner Charakteristiken. Als Graf von Shaftesbury trat er nun ins Oberhaus: Wilhelm III. hielt sich gern an seinen Rath, bei Annas Thronbesteigung trat er jedoch ins Privatleben zurück und lebte wieder ganz seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten. Als flüchtige Camisarden in England mit ihren Prophezeiungen Schwärmerei und Unruhe erregten und die Minister im Begriffe waren, strenge Maßregeln zu ergreifen, rieth ihnen Shaftesbury davon ab, weil dadurch das Übel nur ärger würde, schlug aber selber durch den Witz, den er in seinem Briefe „Über Enthusiasmus"[1]) über die Schwärmer ausgoſs, die Bewegung vollständig nieder. Die Schwärmerei löste sich auf vor dem Spotte, 1709. Jetzt erschienen eine Reihe von Schriften,[2]) die wegen ihres feinen und witzigen Inhaltes, wegen der Begeisterung für Schönheit und Freiheit großes Aufsehen erregten, so daſs Montesquieu den Verfasser dem Plato und Malebranche an die Seite stellte. Doch der Verfasser genoſs seines Ruhmes nicht lange, er starb 1713 in Neapel, wo er seine angegriffene Gesundheit wiederherstellen wollte.

Erziehung

Im Parlament.

Rath für Wilhelm III.

Schriften.

Von platonischem Geiste durchdrungen, lehrte Shaftesbury, das Gute sei auch das Schöne. Wer nach dem Schönen trachte, dem werde das Gute von selbst zutheil; in dem Maße, als jeder sein Leben zum Kunstwerke ausarbeite, sei er auch glücklich. Tugend sei Liebe zum Schönen, das Sittliche sei nichts anderes als das Harmonische. Mit Tugend sei Glückseligkeit unmittelbar verbunden. Die natürlichen Neigungen, welche auf Liebe, Wohlwollen und Sympathie mit der Gattung

Schön und gut.

[1]) Letter on Enthusiasme.

[2]) Several letters written by a noble Lord to a young Man in the University. Characteristics of Men, Manners, Opinions, Times. Deutsch. Leipzig 1776, 3 Theile.

Eudaimonismus. sich gründen, seien auch zugleich die Hauptmittel zum Genusse; wolle man das Vergnügen berechnen wie andere Dinge, so könne man sagen, neun Zehntel der Lebensfreuden entstehen aus der Theilnahme an der Freude anderer und dem Bewusstsein, sich um andere verdient gemacht zu haben. Lasterhaft sein, heiße elend und unglücklich sein, und weil jede böse Handlung mehr oder weniger zu jenem Zustande führe, so müsse jede böse Handlung ein Übel sein. Die Tugend habe ihren Lohn in sich, man brauche sie also nicht als Aufopferung zu empfehlen, die erst in einem künftigen Leben belohnt werde:[1] „Man hält die Tugend gewöhnlich für einen schlechten Gewinn und es gibt wenige, selbst unter den Frommen und Andächtigen, welche sich dieselbe anders gefallen lassen, als wie Kinder die Arznei, wo Ruthe und Zuckerwerk die mächtigsten Beweggründe sind. Ja, man hat aus der Tugend eine so feile Sache gemacht, und hat so viel von ihren Belohnungen gesprochen, dass man kaum sagen kann, was über Abzug von dem allem noch Belohnenswertes an ihr sein soll. Wenn die Tugend nicht wirklich an sich schätzenswert ist, so kann ich nichts Schätzenswertes darin sehen, wenn man ihr um eines Gewinnes wegen folgt.“ Shaftesbury behauptet sogar, „dass der Glaube an künftige Belohnung und Strafe verderblich sei für die Tugend. Der wahre Grund des Glaubens an die Glückseligkeit sei die Überzeugung von der Güte, Ordnung und Schönheit im Weltall.“ Das wäre jedoch eine sehr schwächliche Tugend, welcher der begeisternde Glaube an Belohnung und Strafe im Jenseits gefährlich wäre. Diese Mahnung, das Leben zum Kunstwerke zu gestalten, kann im Kopfe eines englischen Aristokraten entstehen, aber passt nicht für die Millionen, die im Schweiße ihres Angesichtes jeden Tag ihr Brot verdienen müssen und in Kummer und Sorgen ihr Leben hinbringen. Für sie leuchtet in der Nacht ihrer Leiden die Hoffnung auf Vergeltung wie ein glänzender Stern auf der Sturmfahrt durch das Leben.

Gegen das Positive. Shaftesbury ist im Grunde Gegner des positiven Glaubens. Er fordert vollkommene Freiheit des Denkens und Prüfens. Sei die Forschung nur vollkommen frei durchgeführt, so werde das richtige Maß der Dinge sicher gefunden werden. Dem Gedanken könne von außen keine Schranke gesetzt werden; unser eigener Gedanke sei es, der unser Denken einschränken müsse. Die abgeschmacktesten und verkehrtesten Menschen seien die Halbwisser. Die Wahrheit müsse jedes Licht ertragen, von dem sie beleuchtet wurde, folglich auch das Lächerliche, was eines der Hauptlichter sei. Die Offenbarung müsse sich durch ihren Gehalt rechtfertigen und brauche keine Prüfung zu scheuen. Beruhe ihre Glaubwürdigkeit nur auf äußerlichen Beweisen, so stehe ihre Wahrheit auf schwachem Grunde. So vorsichtig aber auch Shaftesbury vom positiven Christenthume im allgemeinen spricht, so versäumt er gelegentlich starke Angriffe nicht auf einzelne Dogmen, auf die göttliche Eingebung zum Beispiel, auf die Schriften des alten und neuen Testamentes, auf die neutestamentlichen Wunder. In begeisternden Worten dagegen preist er die Weltordnung, die Harmonie im großen und unvergänglichen Weltgebäude, welches der tiefste Beweis für ein höchstes allwaltendes Wesen sei. Die harmonische Weltordnung erkennen, heiße die göttliche Schönheit schauen, das Erkennen der Schönheit aber sei Zucht und Bildung zur Tugend: ungeformte Sinnlichkeit Kunst sei Tugend. sei hässlich, finster und öde, denn das Gute sei dasselbe, was das Schöne. Kunst und Tugend seien sich innig befreundet.

Es fehlte nicht an Gegnern dieser Lehre. Der herbste Angriff derselben

[1] Lechler, l. c. S. 245.

ist in der „Fabel von den Bienen",[1]) welche Mandeville 1706 veröffentlichte. Geboren 1670 zu Dort in Holland, studierte Mandeville zuerst Medicin, wurde Doctor in Holland und gieng dann nach London. Mit seiner Kunst scheint er sich wenig verdient zu haben, dagegen machte er mit witzigen Schriften Aufsehen, so mit seiner „Geschichte der Bienen". Ein zahlreicher Bienenschwarm hauste in einem weiten Korbe. Der Bienenstaat ist ein Gegenbild der englischen beschränkten Monarchie, freier Verkehr, viele Fortschritte, aber auch viele Gebrechen. Die Richter verkaufen das Recht, die Ärzte sind Charlatane und kümmern sich wenig um die Kranken, die Priester sind Heuchler; die Soldaten werden mit Ehren überschüttet, auch wenn sie in die Flucht geschlagen wurden; die Minister plündern ungestraft den Schatz, die Könige werden von ihnen betrogen, Gerechtigkeit übt man streng gegen die Armen, die reichen Verbrecher läſst man laufen. Jede Classe der Gesellschaft hatte ihre Gebrechen und dennoch gieng das Ganze wunderbar voran. Die Verbrechen halfen zur Gröſse der Nation und die Tugend vertrug sich vortrefflich mit dem Laster, der Luxus ernährte tausend Arme, der Eigennutz machte Handel und Gewerbe blühen. Da kamen aber die Bienen auf den Gedanken einer Reform: das Land gehe zugrunde durch Sünden und Laster. Jupiter erhörte die Bitte, Rechtschaffenheit und Tugend kamen in die Herzen. Aber jetzt verödeten die Gerichtshöfe, die Gefängnisse wurden leer, die Henker hatten nichts zu thun, die Ärzte verschrieben einfache Mittel, die Priester hielten emsig ihren Gottesdienst, die Minister regierten sparsam, das Heer ward gröſstentheils entlassen, die Güter sanken im Werte, der Luxus hörte auf, die Künstler hatten keinen Verdienst. Plötzlich ward das Reich von einem überlegenen Feinde angegriffen, der Sieg wurde zwar erfochten, aber Tausende von Bienen giengen zugrunde. Der Rest flog in einen verwitterten Baumstamm, wo ihm vom frühern Glück nichts bleibt, als Tugend und Zufriedenheit. „Die Laster," meint der Verfasser, „mit denen die Menschen sich besudeln, sind nothwendig zum weiten und mächtigen Bau der Gesellschaft." Das Buch wurde verurtheilt, weil es alle Stände, namentlich aber den Clerus und die Universitäten, angegriffen hatte. Desungeachtet erschien es wieder, mit Zusätzen, deren Spitze gegen Shaftesbury gerichtet war, er male die Menschen zu sehr ins Schöne. Die Theorie, das Leben zum Kunstwerk zu gestalten, sei für einen reichen Mann passend, aber nicht für die Millionen Armer, die unter dem Drucke der Verhältnisse seufzen. Nur als Selbstüberwindung, als Unterdrückung der angebornen Neigung, nicht als Glück, sondern als allgemeine Pflicht gefaſst, werde die Tugend eindringlich gelehrt. —

Mandeville.

Geschichte der Bienen.

Skepticismus. David Hume.

Der Deismus löste sich in England in Skepticismus auf. Henry Dodwell, der Sohn eines strenggläubigen Theologen, veröffentlichte 1742 eine Schrift: „Das Christenthum nicht auf Beweise gegründet", in welcher diese Auflösung sich klar vollzieht:[2]) das Erkenntnisvermögen des Menschen sei nicht das Princip, das uns zum echten Glauben führe, denn einmal solle

Dodwell.

Skepticismus.

[1]) The Fable of the Bees, or private vices made public benefits. Lond. 1723.

[2]) Christianity non founded on Argument, and the three Principles of Gospelevidence assigned. In a letter to a joung Gentleman at Oxford. Zweite Ausgabe London 1742.

der Glauben allgemein, bei allen und immer der gleiche sein. Nun könne man aber bei der Übung der Vernunft der Menschen nicht glauben, dafs sie alle gleich denken. Wenn der Glaube erst auf Vernunftgründen beruhe, so müfste die Kraft des Glaubens durch neu aufgefundene Gründe sich verstärken, während doch das Evangelium gleich ursprünglich die ganze Kraft des Glaubens verlangt. Es erklärt, dafs es eine Wahrheit bringt, die gestern und heute und in alle Ewigkeit dieselbe ist. Wie könnte Gott uns den Glauben zur Pflicht machen, wenn derselbe auf Vernunftgründen beruht? Nicht Jeder hat die Fähigkeit, dieselben zu bilden. Geht freies Untersuchen oder Zweifeln voraus, wer steht dafür, ob das Ergebnis Überzeugung oder Unglaube ist? Je genauer die Prüfung, umsomehr kostet sie Zeit; soll der Mensch jedoch ohne religiöse Entscheidung leben? vielleicht kommt er gar nicht dazu, denn der erste Schritt in der Philosophie ist ja, alles, was wir glaubten, von uns zu werfen! Wie soll Glauben und Untergraben des Glaubens Hand in Hand miteinander gehen? Wie soll man von Kindern eine auf vernünftigen Gründen beruhende Zustimmung fordern? — und doch ist der Glaube Pflicht auch für das zarte Alter. Wird ein Glaube durch Gründe und Schlüsse jene Wirkung thun, die ein unmittelbarer Glaube hat? Wird ein Vernunftglaube je Märtyrer machen? Wie kann ein ehemaliger Zweifler von dem andern je die feste Anhänglichkeit an seine Grundsätze fordern? einen Glauben voll Selbstverleugnung, der zum Siege in Versuchungen führt, einen Glauben voll herzlichen Vertrauens?

Du mufst glauben.

Der Erlöser legte keine Beweisgründe vor, sondern lehrte als einer, der Gewalt hat, als Meister, der die Wahrheit unmittelbar vom Himmel bringt, nicht als einer, der die Wahrheit mühsam erkämpft hat und die Beweise den wenigen Menschen vorlegt, welche sie zu fassen imstande sind. Die Apostel waren ausgesandt, zu predigen, und nicht zu disputieren. Sie gaben keine Zeit und Frist zu zweifeln, sondern forderten Anerkennung ihrer Lehre. Die Quelle und der wahre Grund des Glaubens ist das Zeugnis, welches der Geist unserm Geiste gibt; „Gottes Gnade", heifst es, „ist allen Menschen erschienen und durch Gnade seid ihr selig geworden." — „Rabbi, du bist Christus!" sagten die Gläubigen zum Herrn. Der Gläubige weifs, dafs er unmittelbar die Wahrheit hat. Alle Versuche, die religiösen Wahrheiten durch Beweisgründe zu erleuchten, haben sie in der Regel nur verdunkelt, Glaube und Wissen stehen sogar in unvereinbarem Gegensatze. Wer an allem zweifelt, wer alles prüfen will, der wird nichts erlangen und nichts festhalten.[1])

So weit Dodwell. Nun kam aber noch ein anderer, der leugnete, dafs wir überhaupt eine allgemeine, zwingende Wahrheit erreichen können, und aus der Erfahrungslehre Lockes den Schlufs zog, dafs überhaupt keine allgemeine Wahrheit als solche erweislich sei, dafs es keine ausnahmslose Regel, keine Zuverlässigkeit gebe, wenn unser Wissen blofs auf der Erfahrung beruhe

[1]) Lechler, l. c. S. 424—496.

David Hume, geboren zu Edinburg, 3. April 1711, stammt aus einem wenig begüterten Zweig der Familie der Grafen von Home. Sein Vater starb früh, die Mutter bestimmte den Knaben für die Rechtsgelehrsamkeit, aber Hume sagt in seiner Lebensbeschreibung: „Ich fühlte eine unbedingte Abneigung dagegen, wohl aber Liebe zur Philosophie, Poesie, und während man glaubte, ich sei mit Vinius und Voet beschäftigt, las ich Cicero und Virgil. Wer immer mit den Philosophen vertraut ist, weiß, dass sie in ewigem Streit miteinander sind, selbst über die Grundwahrheiten. Bei ihrer Prüfung fühlte ich, wie ein Geist der Kühnheit in mir wuchs, der, weit davon entfernt, sich irgend einer Autorität in diesen Dingen zu fügen, mich verleitete, einen neuen Weg zur Wahrheit zu suchen." Da das Vermögen seiner Mutter für ein Leben frei nach seinen Neigungen nicht hinreichte, so trat Hume 1734 auf ihre Bitte in ein Handlungshaus in Bristol, verließ es aber bald voll Abneigung gegen diese Beschäftigung und gieng nach Frankreich, weil das Leben hier billiger war, und lebte in Rheims, dann in La Flèche, ganz nur dem Studium des Cartesius hingegeben. Seine eigenen Anschauungen veröffentlichte er 1739 nach seiner Rückkehr nach England,[1]) in der stolzen Hoffnung, einen Umschwung in der ganzen Philosophie hervorzurufen. Das Buch wurde jedoch wenig beachtet. Tief gedemüthigt dadurch, aber keineswegs in seinem Eifer abgekühlt, veröffentlichte Hume 1741 „Moralische, politische und literarische Abhandlungen",[2]) welche günstiger aufgenommen wurden. Dann machte Hume mit einem Marquis von Annandale eine Reise durch Europa. Der Mann war nicht recht bei Trost und Hume fühlte trotz der guten Bezahlung bitter seine Lage. 1746 war er Gesandtschafts-Secretär in Wien und in Turin. Bei seiner Sparsamkeit hatte Hume in diesen beiden Jahren ein Vermögen von 1000 Pfund erworben und war stolz auf die Unabhängigkeit, die sie ihm gewährten, wenn auch seine Freunde über ihn lächelten. 1752 gab er in Schottland seine „Politischen Abhandlungen" heraus,[3]) welche großes Aufsehen erregten. Die Advokatenkammer in Edinburg ernannte ihn zum Bibliothekar und Hume, dem jetzt eine gut gewählte Büchersammlung von 30.000 Bänden zur Verfügung stand, machte sich sogleich an eine „Geschichte des Hauses Stuart".[4]) Der erste Band erschien 1754. Die Aufnahme war nicht günstig: „Ein allgemeiner Schrei des Unwillens erhob sich gegen mich. Engländer, Schotten und Irländer, Whigs und Tories, Kirchenmänner und Skeptiker, Freidenker und Fromme, Patrioten und Höflinge vereinigten ihre Wuth gegen den Mann, welcher es gewagt hatte, eine Thräne über das Los Karls I. und des Grafen Strafford zu vergießen. Als die ersten Aufwallungen dieser Wuth sich gelegt hatten, schien das Buch, was für mich noch kränkender war, in gänzliche Vergessenheit zu verfallen. Mein Verleger klagte mir, dass er in zwölf Monaten nur vierzig Exemplare verkauft habe. Ich gestehe es, ich war entmuthigt, und wäre der Krieg zwischen England und Frankreich nicht ausgebrochen, so hätte ich mich sicher in irgend ein Landstädtchen zurückgezogen, hätte meinen Namen verändert und wäre nie mehr in meine Heimat zurückgekehrt. Allein, da dies nicht so leicht ins Werk zu setzen und mein nächster Band schon weit vorgeschritten war, so beschloss ich Muth zu fassen und auszuhalten." Der zweite Band,[5]) dem die natürliche Geschichte der Religion vorangieng, wurde

Hume. Lebensgang. Über Menschennatur. Geschichte.

[1]) Treatise upon human nature. London 1739.
[2]) Essays moral, political and literary. Edinbourgh 1741.
[3]) Political Discourses.
[4]) History of England under the house of Stuart.
[5]) Natural history of the Religion. London 1755.

günstiger aufgenommen und half sogar dem ersten auf die Beine. 1759 folgte die „Geschichte des Hauses Tudor“, 1761 die „Geschichte Englands von den frühesten Zeiten an“.[1]) „Obschon Winde und Jahreszeiten, denen meine Schriften ausgesetzt waren, wechselten, so übertraf doch der Ertrag derselben alles, was man bisher in England gesehen hatte: ich wurde nicht bloß unabhängig, sondern reich; ich zog mich in meine Heimat zurück, entschlossen, diesen Boden nie mehr zu verlassen, und mit der Befriedigung, nie jemanden um eine Stellung oder um seine Gunst gebeten zu haben.“ — Humes Geschichtschreibung zeichnet sich in der That durch Klarheit, durch psychologischen Blick in das Herz der handelnden Personen, durch meisterhafte Übersichten, durch scharfsinnige Urtheile, durch leidenschaftsloses Abwägen von Meinungen aus, sowie durch die Gabe spannender Erzählung. Um seiner formellen Vollendung wegen sind seine Werke heute noch wichtig, wenn sie auch sachlich weit überholt sind. Die Zeit der Angelsachsen, der Normannen ist höchst mangelhaft; allerdings stand ihm noch keine vollkommene Quellensammlung zugebote und hielt man die wichtigsten Urkunden, wie z. B. das Lehensbuch Wilhelms des Eroberers, unter Schloss und Riegel. Allein stilistisch ist das Werk meisterhaft, und nicht mit Unrecht sagt Gibbon, dass es Stellen von unnachahmlicher Schönheit enthalte.

Hume in Frankreich. Namentlich in Frankreich wurden Humes Geschichtswerke hoch gepriesen. Er erfuhr es selbst, als er 1763 mit dem Grafen von Hertford als Gesandtschafts-Secretär dahin abzog. In Fontainebleau wurde er mit Bezeugungen der Bewunderung, selbst von Seite der königlichen Familie, überschüttet. Der Dauphin stellte ihm seine Söhne vor. „Diese ganze Nation,“ schreibt Hume an Ferguson, „von der königlichen Familie an bis zu den untersten Classen, scheint sich vorgenommen zu haben, mich durch alle Arten von Beweisen der Achtung zu überzeugen, dass ich mich für eines der größten Genies in der Welt betrachten sollte. Ich glaube nicht, dass Ludwig XIV. in drei Wochen je so viel Huldigung erlebte, als ich.“ — „Sie fragen mich,“ schreibt er an Robertson, „wie ich lebe: ich esse nur Ambrosia, ich trinke nur Nektar, ich athme nur Weihrauch ein, ich trete nur auf Blumen. Alle Männer, und noch mehr alle Frauen, denen ich begegne, glauben, es sei eine Pflicht der Höflichkeit, mich mit eingehenden Lobeserhebungen zu überschütten.“ Eine der geistreichsten Damen, die Gräfin Bouffiers, sagte zu ihm: „Der Eindruck, den Ihre göttliche Unparteilichkeit auf mich macht, ist unbeschreiblich; um ihn vollkommen auszudrücken, müsste ich Ihre eigene Beredsamkeit besitzen. In Wahrheit, ich glaube beim Lesen dieses Werkes immer vor mir einen himmlischen Geist zu sehen, der frei von Leidenschaft und zur Belehrung die Ereignisse dieser Welt schildert.“ Hume athmete den Duft der Bewunderung mit vollen Zügen ein, es fehlte ihm nicht an Eigenliebe, wie dies aus folgender Selbstschilderung hervorgeht:[2]) „Mein Charakter war mild, offen, verträglich, fröhlich, fähig der Zuneigung, wenig empfänglich für Hass, gemäßigt in seinen Neigungen. Die Sehnsucht, mich in der wissenschaftlichen Bahn auszuzeichnen, die meine eigentliche Leidenschaft war, hat mein Wesen nie verbittert, obschon ich so oft in meinen Hoffnungen mich getäuscht sah. Meine Gesellschaft war weder der leichtsinnigen Jugend, noch ernsten und gelehrten Menschen unangenehm, und da ich ein besonderes Vergnügen im Umgang mit tugendhaften und bescheidenen

Charakter.

---

1) History of the house of Tudor. 1759. — History of England, from the earliest period; in V volumes.

2) Biographie générale, Bd. 25.

Frauen fand, so war ich immer mit ihrem Benehmen gegen mich zufrieden und hatte ich mich nie über Verleumdung zu beklagen. Obschon ich mich unklugerweise dem Hass politischer und religiöser Parteien aussetzte, so griffen sie doch meine Person nicht an, und nie hatten meine Freunde nöthig, mein Verhalten oder meinen Charakter zu rechtfertigen." — Als Lord Hertford 1763 abberufen wurde, blieb Hume noch einige Zeit als Gesandtschafts-Secretär in Paris. Bei seiner Rückkehr nahm er den verfolgten Rousseau mit nach England, der sich ihm aber wenig dankbar erwies. 1767 wurde Hume Unter-Staatssecretär. 1768 zog er sich nach Edinburg zurück: er war reich, berühmt und ein glückliches Alter schien ihm bevorzustehen, doch raffte ihn schon 1776 eine Krankheit weg.

Nach Humes Tod erschienen seine „Gespräche über natürliche Religion".[1]) Er hält diejenigen, welche es unternahmen, die christliche Religion durch Vernunftgründe zu beweisen, für falsche Freunde oder verkleidete Feinde des Christenthums. Die Religion sei auf Glauben gegründet, nicht auf Vernunft; bloße Vernunft reiche nicht hin, uns von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen. Das Ganze sei ein Räthsel, ein unerklärliches Geheimnis. Wolle man es untersuchen, so seien nur Zweifel, Ungewissheit die Folge davon.

„Wenn die ganze natürliche Theologie, wie einige zu behaupten scheinen, sich in den einen, einfachen, jedoch etwas zweideutigen, wenigstens unbestimmten Satz auflöst: dass die Ursache oder die Ursachen der Ordnung im Weltall wahrscheinlicherweise einige entfernte Analogie mit der menschlichen Intelligenz haben; wenn dieser Satz keine weitere Ausdehnung und bestimmtere Entwicklung zulässt und nicht die Quelle meines Thuns oder Lassens werden kann — so muss diese so dunkle und unbefriedigende Lösung einer so wichtigen Frage eine Verachtung der menschlichen Vernunft und den sehnlichen Wunsch und die Erwartung erregen, dass es dem Himmel gefallen möge, diese tiefe Unwissenheit durch eine genaue Offenbarung über Wesen, Eigenschaften und Wirkung des göttlichen Gegenstandes unseres Glaubens zu zerstreuen oder wenigstens zu erleichtern. Derjenige, welcher ein richtiges Gefühl von der Unvollkommenheit der natürlichen Vernunft hat, wird den geoffenbarten Wahrheiten mit der größten Begierde zueilen, während der stolze Dogmatiker, überzeugt, dass er ein vollkommenes System der Theologie mit Hilfe der bloßen Philosophie aufrichten könne, jede weitere Unterstützung verachtet und diesen hinzukommenden Unterricht verwirft. Ein philosophischer Skeptiker sein, ist bei einem Mann von Kenntnissen der erste Schritt dazu, ein gesunder gläubiger Christ zu werden."[2])

Hinsichtlich der Geschichte der Religion weicht Hume von den andern Freidenkern darin ab, dass er nicht den Monotheismus, sondern den Polytheismus als die ursprüngliche Religion annimmt. Der Polytheismus entsprang nach ihm nicht aus Naturbetrachtung, auch nicht aus speculativer Neugierde, sondern aus den Hoffnungen und Besorgnissen, welche das menschliche Gemüth unaufhörlich bewegen und aus den Eindrücken, welche die Religionsgeschichte.

[1]) Dialogues on natural Religion.
[2]) L. c. S. 218.

Polytheismus. Lebensereignisse in ihm erweckten. — Der Mensch stellte sich die Götter als ihm selber ähnlich vor, mit Empfindung und Verstand, Leidenschaft und menschlicher Schwäche. Aus dem Polytheismus ist erst der Deismus entstanden, aber nicht infolge der Stärke unüberwindlicher Gründe, sondern der Vorliebe für eine Göttergestalt. Dann kamen allerdings die Ideen der Einheit, Unendlichkeit, Einfachheit und Vollkommenheit. Allein die Menschen hatten eine natürliche Neigung dazu, vom Deismus wieder in den Götzendienst herabzusteigen: aus untergeordneten Mittlern zwischen ihnen und der Gottheit wurden Halbgötter — und dann wendet sich die Strömung wieder dem Deismus zu. Hume bezeichnet den Monotheismus als unduldsam, den Polytheismus als verträglich. Mit Zweifel schließt die Abhandlung über die natürliche Religion.[1])

Skepticismus. Alles sichere Wissen spricht Hume dem Menschen in seiner Untersuchung, betreffend das menschliche Erkenntnisvermögen, ab. Von Locke ausgehend, nimmt er die unmittelbaren Wahrnehmungen durch den äußeren und den inneren Sinn als Quellen der Erkenntnis an. Die Mischung und Zusammensetzung dieser Eindrücke ist Geschäft des Verstandes und Willens. Wir haben also zwei Hauptclassen von Gegenständen des Erkennens: die eine umfaßt die Verhältnisse zwischen unsern Vorstellungen und die andere die existierenden Dinge und Thatsachen. Wir nehmen dabei das Verhältnis von Ursache und Wirkung an, weil wir immer eine Begebenheit infolge einer andern wahrzunehmen gewohnt sind, und sagen: Nichts ohne Ursache! Wir dürfen aber dem Verstande nicht gestatten, der Erfahrung vorzuschreiben, was er voraussetzt, denn die Erfahrung ist unzählig und unregelmäßig. Wenn die Sonne bisher auch jeden Morgen aufgegangen ist, so könnte sie doch einmal ausbleiben. Überhaupt ist unsere Überzeugung von der Wirklichkeit der Außendinge bloß auf das Vertrauen zu den Aussprüchen unserer Sinne gesetzt, und vernünftig nicht erweisbar.

Deismus. So endet also der Deismus in England mit dem Zweifel an unserem Erkennen überhaupt und löst sich in sich selber auf. Lechler spricht sich am Schlusse seines gelehrten Werkes über den Deismus, oder das Streben der auf den Grund freier Prüfung durch das Denken gestützten Erhebung der natürlichen Religion zur Norm und Regel aller positiven Religionen, dahin aus:[2]) „Die Idee, welche der Deismus verwirklichen wollte, das freie Begreifen des dem Geiste gegenüberstehenden Positiven, ist bei diesem Versuch nicht gelungen und zum Theile ausgeartet, indem der Geist den entgegenstehenden Stoff nicht rein zu bewältigen vermochte. Der Geist, welcher das objective Gegebene sich zu assimilieren suchte, befand sich auf dem Standpunkte der Negation. Er war weder für historische Wirklichkeit, noch für

[1]) Natural history of religion.
[2]) Lechler, l. c. S. 468.

speculative Wahrheit rein empfänglich; die Willkür der Subjectivität war der Standpunkt, von dem man ausgieng. Der historische Pragmatismus, welcher die letzten Gründe des Werdens und Geschehens in den versteckten Absichten und Umtrieben von Individuen findet, wird auch auf die geschichtlich gegebene Religion angewendet. Dieser gesetzlosen, beweglichen Willkür des Individuums gegenüber stellt sich dann eine umso steifere beschränktere und einförmigere Identität und Nothwendigkeit in der natürlichen Religion. Diese, im vollen Lichte der Wahrheit glänzend, ist von Ewigkeit an absolut vollkommen da, jedem Menschen gegenwärtig und bewusst, keiner Geschichte und Entwicklung, keines Fortschrittes in sich selbst, sondern nur der Entartung und Wiederherstellung fähig!"

Der Deismus hat einen Theil der Gebildeten in England im vorigen Jahrhundert beherrscht. Er ist ein Niederschlag der großen politischen Bewegung. Solange die Hochkirche mit dem Staate in Verbindung stand, und sich als politisches Werkzeug gegen die Freiheiten des Landes gebrauchen ließ, musste die Liebe zu den letztern zu Zweifeln an der Wahrheit der ersteren führen. Sobald die Grundrechte des Landes gesichert waren, nahm auch das eigentliche Ankämpfen gegen die positive Religion ab. Nicht bloß Geistliche, sondern Mitglieder aller Bildungskreise betheiligten sich an dieser Bewegung, deren Wachsen auch dem Umstande zuzuschreiben ist, dass die anglikanische Kirche nicht befriedigte. Bischof Burnet schreibt 1713 über die Staatskirche: „Ich muss gestehen, dass die meisten Mitglieder unseres Clerus mir immer wie abgestorben und leblos vorgekommen sind. Statt einander aufzuwecken, schläfern sie sich vielmehr gegenseitig ein. Ich muss mit großem Kummer sagen, dass ich die Geistlichen, mochten sie nun Papisten, Lutheraner, Calvinisten oder Dissenters sein, in allen Orten, welche ich auf meinen Reisen berührt, beobachtet habe, dass aber unser Clerus in seinen Privatarbeiten am lästigsten und in seinem Leben am wenigsten streng ist."[1]) — Entstehung.

[1]) Die Literatur über den Deismus ist reich. Das älteste und Hauptwerk ist von John Leland, einem Prediger der Presbyterianer in Dublin, geboren in Wigan in Lancashire 1691, gestorben 1766, der das positive Christenthum mit solcher Begeisterung und solchem Reichthum des Wissens vertheidigte, dass man ihn eine wandelnde Bibliothek nannte, und ihm die Universität zu Aberdeen das Doctorat verlieh. Gegen Tindal schrieb er: „An answer to a late book entitled Christianity not mysterious", Dublin 1733; gegen Morgan das Werk: „The Divine authority of the old and the new Testament, with a particular vindication of the characters of Moses and the prophets, Jesus Christ and the Apostles against the injust aspersions and false reasoning of a book entitled The moral philosopher", London 1739. Dieses Werk wurde von Marsch in Rostock ins Deutsche übersetzt. Ebenso schrieb er gegen Dodwell und gegen Bolingbrokes Buch über das Studium der Geschichte und fasste das Wesen seiner Vertheidigung zusammen in dem Werke: „A view of the principal deistical authors that have appeared in England in the last and present century with observations upon theni." Dieses Werk, von Schmidt und Meyenberg in Hannover ins Deutsche übersetzt, erschien 1755. Thorschmid gab nun in Halle 1765—1767 den „Versuch einer vollständigen englischen Freidenkerbibliothek" heraus; Trinius in Leipzig 1759 ein „Freidenkerlexicon". Neuere zusammenhängende Darstellungen sind: Lechler, „Geschichte des englischen

John Wesley. Der Methodismus.

Allerdings trugen die politischen Wirren nicht wenig dazu bei, manche zu entmuthigen. Die Kirchenzucht zerfiel, es gab Bischöfe, die ihr ganzes Leben hindurch kaum ein- oder das anderemal predigten; viele Geistliche verzehrten ihre Einkünfte fern von ihrer Pfarrei, welche Aushelfer, die jedoch nur gedruckte Predigten vorlasen, um eine geringe Entschädigung verwalteten. Möhler schreibt: [1] „Die katholische Kirche hat während ihres langen Daseins nicht selten auch an ähnlichen Krankheiten ihres Clerus gelitten; dem Herrn gefiel es aber, stets Männer zu erwecken, welche mit dem sinkenden Volke auch die erstarrten Geistlichen aufzuschrecken und neu zu beleben, Muth und Kraft genug besaßen. Nach dem verschiedenen Charakter der Zeiten war auch die Art ihres Auftretens und Wirkens verschieden, allgemein aber die Überzeugung, daſs bloße Gesetze und Verordnungen unter solchen Verhältnissen fruchtlos und nur lebendige Kräfte der verstorbenen Zeit Leben einzuhauchen vermögend seien. Wir finden theils zahlreiche einzelne Männer, welche in weiten Bezirken als Prediger umherwanderten, in Hohen und Niedrigen das Gefühl ihres Elendes erweckten, und die Sehnsucht nach Errettung aus demselben erzeugten. Oder es erstanden Stifter von großen Vereinen, deren Genossen es sich zur Aufgabe machten, den von den ordentlichen Seelsorgern vernachlässigten Volksunterricht, und die Volksbelebung, oder beides zugleich, zu übernehmen. Mit dem ursprünglichen Berufe solcher Mönchsorden fällt die Aufgabe zusammen, welche die Methodisten auf sich genommen haben. Der Mann, welchem das Elend des englischen Volkes zu Anfang des acht-

---

Deismus", Stuttgart 1841; Hermann von dem Busche, „Die freie religiöse Aufklärung, ihre Geschichte, ihre Häupter", Darmstadt 1846; Noack, „Die Freidenker oder die Repräsentanten der religiösen Aufklärung in England, Frankreich und Deutschland"; 2 Bde. Bern 1853—1855. Wertvoll sind noch Lelands 1762 erschienene zwei Bände: „The advantage and necessity of the christian Revelation, shown from the state of religion in the ancient heathen world." 4 Bände Predigten Lelands (Sermons) erschienen erst nach seinem Tode.

Dieser Apologet Leland ist wohl vom Historiker Leland (auch Layloude oft geschrieben) zu unterscheiden, welcher in London geboren und 1552 gestorben ist und die seltene Eigenschaft genauer Kenntnis nicht bloß der griechischen und lateinischen, sondern auch der deutschen und keltischen Sprache, der französischen, italienischen und spanischen besaß, als Bibliothekar im Dienste Heinrichs VIII. stand und von ihm den Auftrag erhielt, alle geistlichen Bibliotheken des Landes zu untersuchen und zu sammeln, was merkwürdig sei an Urkunden und Büchern, Inschriften, Medaillen, historischen Denkmälern und Kunstwerken. Sechs Jahre hindurch bereiste er England, sechs Jahre verwendete er, die Sammlung zu ordnen zu einer Darstellung der Alterthümer Englands, überarbeitete sich dabei und starb darüber; nach seinem Tode wurde seine Sammlung in verschiedene Bibliotheken zerstreut und von seiner Hand nur einzelne Abhandlungen bekannt. — Ein dritter Leland (Thomas), geboren 1722, gestorben 1785 in Dublin, war Professor der Beredsamkeit an der Universität Dublin und gab geschichtliche Werke heraus: die „Geschichte Philipps von Makedonien", eine „Geschichte Irlands von König Heinrich II. an", ferner eine Ausgabe und eine Übersetzung des Demosthenes.

[1]) Symbolik, S. 561.

zehnten Jahrhunderts tief zu Herzen gieng, war John Wesley, ausgezeichnet durch in der That große Talente, classische Bildung, und was mehr als all dieses ist, durch einen glühenden Eifer für das Reich Gottes. Er wäre in andern Zeiten und unter andern Verhältnissen ein Ordensstifter oder reformatorischer Papst geworden." Wesley.

John Wesley[1]) ist geboren 17. Juni 1703 zu Epworth, der Sohn des dortigen Pfarrers, der auch als englischer Dichter einen Namen hat. John zeigte schon früh unermüdlichen Fleiß, durchdringenden Verstand und glühende Frömmigkeit. Seine raschen Fortschritte im Guten verdankte er zum Theil seiner ausgezeichneten Mutter. Siebzehn Jahre alt kam er nach Oxford; früher heiter, zeigte er sich auf einmal sehr ernst, gab die Dichtung auf, die er bisher nicht ohne Erfolg gepflegt hatte, las eifrig die Heilige Schrift und die Nachfolge Christi. Sein Bruder Charles, der Mitglied desselben Collegiums war, wurde nebst einigen jungen Männern bald für dieselbe Richtung gewonnen: sie kamen wöchentlich zusammen, lasen die Heilige Schrift, ermunterten sich zu geistigem Fortschritt. Von ihren Kameraden bekamen sie den Spitznamen Bibelwürmer und Methodisten, weil sie nach Regel und Methode an einer frommen Lebensordnung arbeiteten. Sie befleißigten sich in ihrem Wandel der größten Strenge und suchten auch andere aus dem Taumel sinnlichen Lebens zu erwecken und Werke christlicher Liebe zu vollbringen, namentlich besuchten sie Kranke und Gefangene, und nahmen sich armer und verlassener Kinder an. Als sie vom Mangel an Predigern in der neuen Colonie Georgia hörten, schifften sich beide Wesleys 1735 nach Nordamerika ein. John war insbesondere unermüdlich im Predigen, Schulhalten, in Hausbesuchen. Auch auf die Indianer wollte er wirken, aber er hatte keinen Erfolg, wie die Jesuiten eines solchen sich immer zu rühmen hatten. Er lernte nie die Sprache der Indianer, was unentbehrlich war, um ihnen geistig nahezutreten, zumal ihnen der Verkehr mit den Colonisten zu wenig Achtung vor dem Christenthum einflößte. — Ein Häuptling wies den Bekehrungsversuch mit den Worten zurück: „Christ viel trinkt, Christ die Leute schlägt, Christ Lügen spricht." Auf der Fahrt nach Amerika und in England kam Wesley mit Herrenhutern zusammen, deren Thun einen großen Eindruck auf ihn machte, und deren Streben mit seinem verwandt war. Nur bestand der Unterschied, dass die Herrenhuter mehr den Glauben an die Erlösung pflegten, und das Gefühl der Ruhe und des Friedens erweckten, während Wesley mehr das Sündengefühl betonte, aber es vor lauter Kampf nie zum Sieg, vor lauter Sündengefühl, vor lauter Bußkampf und Ringen nach Vollkommenheit es nie zum Hochgefühl der Erlösung bringen konnte.[2]) Nach seiner Rückkehr nach Europa besuchte Wesley die Brüdergemeinde in Herrenhut und zeigte sich von ihrem Wirken tief ergriffen, doch brachten es die Methodisten nie zur Weichheit und Milde der Herrenhuter. Eine gewisse streng religiöse Schroffheit war die Folge des verschiedenen National-

Methodisten

in Georgien.

Herrenhuter.

[1]) J. G. Burkhard, Vollständige Geschichte der Methodisten in England. — Robert Southey, John Wesleys Leben, die Entstehung und Verbreitung des Methodismus, herausgegeben von Dr. Friedrich Adolf Krummacher. Nürnberg 1828. II. — Watson, Richard Wesleys Leben, übersetzt von Eckenstein. Frankfurt 1839. — Baum, Der Methodismus. Zürich 1838. — Thomas Jackson, Geschichte von dem Anfange, Fortgange und gegenwärtigen Zustande des Methodismus in den verschiedenen Theilen der Erde, von Theodor Kuntze. Berlin 1840.

[2]) Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, I, S. 451—477.

charakters und des Geistes der Stifter. Unbeugsamer Wille ist Eigenthümlichkeit bei den Methodisten.

Wesley wandte sich an das arme Volk, welches, von der Hochkirche vernachlässigt, der religiösen Belehrung entbehrte und am meisten unter der harten Last des Lebens schmachtete, an die Fabriksarbeiter, an die Kohlengräber, an die Schiffbauer und Matrosen, an die Verbrecher in den Gefängnissen, an die Kranken in den Spitälern, an die Bettler.

Whitefield

Sein Genosse, Charles Georg Whitefield, hatte das Predigen auf freiem Felde begonnen, theils weil die bischöflichen Geistlichen der neuen Richtung ihre Kanzeln verweigerten, theils weil die Kirchen nicht groß genug waren, die Menge der Zuhörer zu fassen. Der Zudrang zu den Predigten im Freien war außerordentlich, Hügel und Thäler, Bäume und Hecken waren mit Zuhörern besetzt; in Städten mietete man große Säle. Zuerst ward ein Lied gesungen, dann eine Stelle der Bibel vorgelesen und vom Prediger sofort erklärt; es folgte wieder Gesang und Gebet. „Noch nie habe ich so beten hören," sprach ein Dissenter, „noch nie sah ich einen so unverkennbaren Eifer, ein so ernstliches Streben, die Zuhörer von der Sündlichkeit, dem Elend und der Unseligkeit ihrer angebornen Natur zu überzeugen, und den Wechsel zu schildern, welchen der Glaube an Jesu im Innern hervorbringt. Noch nie sah ich so augenscheinliche Zeichen andächtiger Frömmigkeit beim Gottesdienst, als hier. Nach jeder Bitte ertönte ein ernstes „Amen", wie leises Wellenrauschen, durch die Versammlung, mit einer Feierlichkeit, die es weit über die hergebrachte Gewohnheit erhob, welche in ähnlichen Fällen oft so störend wirkt. Kann es hienieden eine himmlische Musik geben, so hörte ich sie dort, und ist der Himmel auf Erden erreichbar, so schienen ihn viele in jener Versammlung gewonnen zu haben. Seit vielen Jahren war mein Herz nie so sehr zu Gottes Lob und Liebe erhoben gewesen, und ein Nachgefühl dieser Stimmung blieb noch Monate nachher in meiner Brust." — Whitefield war ein Redner, der begeisternd wirkte, aber auch leidenschaftlich sprach, und mit strömender Beredsamkeit alle Künste des Vortrages verband. Hume nennt ihn den geistvollsten Redner, den er je gehört habe, und welchen zu hören es wohl der Mühe wert sei, zwanzig Meilen weit zu gehen. Wie er selbst nüchterne Naturen, die mit einer anfangs ihm feindseligen Stimmung, bloß um zu beobachten, in seinen Vortrag kamen, fortzureißen wusste, erzählt Benjamin Franklin: „Als ich im Verlauf seiner Predigt merkte, dass er mit einer Geldsammlung endigen wolle, beschloss ich in der Stille, dass er von mir nichts bekommen solle. Ich hatte eine Handvoll Kupfergeld, drei oder vier Dollars in Silber und fünf Pistolen in Gold in meiner Tasche. Wie er fortpredigte, begann ich zu erweichen und dachte: du wirst ihm das Kupfer geben. Er sprach noch einige eindringliche Worte und ich schämte mich und beschloss mein Silber zu opfern. Zuletzt endete er so bewunderungswürdig, dass ich meine ganze Tasche, mein Gold und alles in den Klingelbeutel leerte." Ein Feind kam mit einem Stein in den Vortrag, um ihn auf den Prediger zu schleudern, gestand aber am Schlusse derselben: „Ich kam in der Absicht, um Ihnen den Hirnschädel einzuschlagen, aber Gott hat mir durch Ihre Predigt ein zerschlagenes Herz gegeben." — Wesley und Whitefield trennten sich 1740 wegen abweichender Lehren, jener hielt sich an die mildere Ansicht des Arminius, dieser nahm Calvins unbedingte Vorherbestimmung in all ihrer Strenge an. Diese Spaltung wegen der Gnadenwahl dauert heute noch unter den Methodisten fort, doch nannte Wesley in der Leichenrede seinen Genossen einen großen Mann, den man auf alle mögliche Weise ehren müsse. Die

Spaltung.

ergreifende Art der glühenden Vorträge Beider an Menschen, die oft bisher kein Wort vom Evangelium erfahren hatten, erschütterte die Gemüther derart, dass Erscheinungen, wie bei den Predigten der Camisarden hervortraten: Nervenzuckungen, Seufzen und Stöhnen, Anfälle von Tobsucht; manche stürzten der Länge nach zu Boden, knirschten mit den Zähnen, erklärten, dass sie von bösen Geistern besessen seien, redeten prophetisch, oft auch irre. Wesley sah darin Wirkungen des heiligen Geistes, seine Gegner Schwärmerei, die in Wahnsinn ausarte. An Feinden fehlte es den Methodisten nicht. Wesley ist oft misshandelt worden, Versammlungen sind vom Pöbel gesprengt worden, oft musste er sich mit Lebensgefahr das Feld seiner Wirksamkeit erkämpfen. Dies schüchterte ihn jedoch in seinem Eifer nie ein. Er ist einer der thätigsten Menschen gewesen, Thätigkeit. und die Wahrheit, dass Ordnung Zeit gewinnen lehrt, zeigt sich in seinem Leben aufs glänzendste. Er hat über 40.000 Vorträge gehalten, in 52 Jahren 280.000 englische Meilen Reisen gemacht, Bücher geschrieben, Lieder gedichtet, Melodien dazu gefunden, Singstunden angeordnet. Der Volksgesang in Feld und Wald, auf Gottesäckern, in großen Versammlungen war für die Verbreitung seiner Lehre von großer Wirkung. Die ganze Richtung Wesleys ist eine demokratische, geht auf ein Evangelisieren des verlassenen Volkes hinaus. Dem Verkehr mit Vornehmen war er abgeneigt, unter dem gemeinen Volk dagegen murde viel Gutes gewirkt, namentlich sind die Methodisten in Bekehrung der Sclaven sehr eifrig gewesen, und haben viel zur Aufhebung der Sclaverei gethan.

Die anglikanischen Geistlichen waren nicht geneigt, ihnen zu folgen, und so Laienprediger. musste er Laien zum Predigen zulassen, was er nur ungern und zögernd zugab. Sie standen dem gemeinen Mann näher und bewiesen größeren Eifer, aber in ihren Vorträgen war oft auch mehr Wärme als Licht. Wesley hielt sie in strengster Zucht, wie er überhaupt in sittlichen Dingen auf große Strenge hielt. Seinen Strenge. Schülern sind Tanz, Spiel, Theater verboten, selbst die Kinder sollten nicht spielen. Unschuldiger Zeitvertreib ist nach ihm ein Widerspruch. Er lobte einen Mann, weil er seine Geige zerbrach und verbrannte. Einer seiner Schüler wollte sogar die auf dem Lande herrschende Sitte unterdrücken, dass man im Sommer des Sonntags zwischen dem Gottesdienst oder abends in Gesellschaft in den Feldern umhergieng. Er sprach nicht bloß von der Kanzel dagegen, sondern streifte selbst im Feld umher, um die Übelthäter zu entdecken und zu bestrafen.[1]) Man will auch bemerkt haben, dass in Gegenden, wo Methodisten zahlreich sind, der Gesichtsausdruck verdüstert ist. Hauptsache ist ihnen das Gefühl der neuen Schöpfung. Mit Schmerz musste aber Wesley bald bemerken, dass antinomistische Grundsätze wie wildes Feuer unter seiner Herde einrissen, dass viele auf das Erbaulichste von der Kraft des Glaubens sprachen, und doch in der größten Unsittlichkeit lebten: ihre Sünden mögen Gott missfallen, aber ihre Person sei ihm allezeit gefällig, denn sie seien Kinder der Gnade. Nothgedrungen näherte er sich der Lehre der katholischen Kirche, die er doch die Mutter aller Greuel genannt hatte, von den guten Werken, und musste vor der Lehre Calvins warnen: „Wer Gnade „Gute Werke.“ vor dem Herrn finden will, muss sich vom Bösen abwenden und lernen Gutes zu thun; wer Reue empfindet, muss Werke thun, die Früchte der Reue sind. Die Werke sind der Beweis dafür, dass jemand im Stande der Gnade ist.“ Zinzendorf gegenüber, der da meinte, der alte Mensch bleibe bis zu dem Tode, man bringe ihn nie ganz heraus — es gebe keine innewohnende Vollkommenheit

[1]) Mahon, Geschichte Englands, Cap. 19.

in diesem Leben, behauptete Wesley, dass es der wiedergeborne Mensch schon in
Stellung zur Staatskirche. diesem Leben zur Vollkommenheit bringen könne. Von der Staatskirche wollte sich Wesley nicht trennen, er wollte nur neues Leben in die erstarrte gießen. Kurz vor seinem Tode erklärte er noch, dass er als Mitglied der anglikanischen Kirche lebe und sterbe. Aber die Anglikaner betrachteten den Methodistenbund immer als eine Separatverbindung, als eine Mittelstufe zwischen den Anglikanern und Dissentern, und Wesley selber unterließ nicht, Nicht-Geistlichen und selbst Bischöfen die Weihe zu geben. An Selbstzuversicht fehlte es ihm nicht, legte er doch seinen Gebeten eine unmittelbare Wirkung zu. Als man ihn anklagte, dass er sich selbst zum Papst mache, erklärte er, er sei von den Umständen hiezu gedrängt, der Gehorsam in seiner Gemeinde sei ein freiwilliger, jeder Prediger und jedes Mitglied könne ihn ja jeden Augenblick verlassen, er wolle nur das allgemeine Beste.

Charakter. Dies ist sicher nicht zu leugnen, ebensowenig, dass er ein ungewöhnlicher Mann war. Er hat viele aus einem sündigen zu einem bessern Leben erweckt. Gegen Ende seines Lebens zählte seine Gemeinde in England 71.000, in Amerika 48.000 Anhänger und 530 Prediger, die er gern versetzte, um sie immer in frischer Thätigkeit zu erhalten, damit sie selber nicht einschlafen und damit das Volk durch den Reiz der Neuheit immer angeregt werde. Religiös anregen war ihm Lebensbedürfnis, sonst hatte er keinen Genuss. Seine Mäßigkeit war außerordentlich, dabei ist er 35 Jahre auch nicht einen Tag bettlägerig gewesen, und noch im Alter war er ein schöner Mann, fröhlich und ernst zugleich, lebhaft und umgänglich, auch in seinem Anzuge ein Muster von Nettigkeit und Einfachheit. Das Alter milderte auch die frühere Schroffheit. Er gab Biographien von großen Katholiken heraus, er hielt den Schutzgeist des Sokrates für einen guten Engel; er erklärte, er habe ebensowenig ein Recht, jemand wegen seiner Meinungen auszuschließen, als etwa deshalb, weil jener eine Perücke trägt und er sein eigenes Haar. „Wenn er aber die Perücke abnimmt und sie schüttelt, dass mir der Puder ins Auge fliegt, ja dann habe ich alles Recht, mich sobald als möglich von ihm zu befreien.“[1]) Wesley starb, achtundachtzig Jahre alt, den 2. März 1791. —

Geistiges Leben in Holland. Bayle.

Verbreitung des Deismus. Die deistische Bewegung verlief in England, ohne großen Eindruck auf das Volk zu machen. Sie wurde erst bedeutsam, als sie auf französischen Boden übertragen wurde und von französischen Schriftstellern in geistreichen Wendungen über Europa verbreitet wurde. Der Cardinal Fleury, lange Zeit Minister Frankreichs, klagt:[2]) „Schon lange vor dieser Zeit hatten in England Leute, die den Unglauben in ein System brachten, Werke herausgegeben, in denen man recht vorsätzlich den Schein der Ungewissheit und des Zweifels über die Wahrheiten des Christenthums verbreitete. — Man berief sich auf Rechte der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes u. s. w. Zur Zeit der Regentschaft ist eine Menge anstößiger Bücher über das Meer gekommen und Frankreich ward mit ihnen überschwemmt, oder vielmehr, es

---

[1]) Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, I, S. 476.
[2]) Schlosser, Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, I, S. 523.

wurden alle diejenigen vergiftet, welche sonst Ansprüche auf Kraft des Geistes oder auf einen umfassenden Blick machten; denn von diesen wurden diese Bücher verschlungen. Bald hernach, weil die Franzosen durch den Stolz des unbiegsamen Geistes, der jede Unterwerfung verschmäht, gegen alles Bestehende unvernünftig eingenommen sind, ward eine große Anzahl derselben durch den Reiz der Gottlosigkeit verführt, und fast alle schönen Geister, alle, die durch glückliche Talente unsere Zeitgenossen in Rücksicht auf Bildung und Geschmack den Alten nahe gebracht haben, studierten die Bücher der Engländer, die den Deismus verkündigten. Von dieser Zeit an bestritten die sogenannten Philosophen, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, und zuweilen offen und geradezu, göttliche und menschliche Gesetze."

Den Übergang von England nach Frankreich bildete Holland.[1]) Hier war Preßfreiheit und wenigstens in einer Beziehung kirchliche Duldung. Hier konnte alles gedruckt werden, was in Frankreich niemand zu drucken wagte, und die Holländer betrachteten Bücher wie einen Handelsartikel, und schmuggelten damit nach Frankreich, wie mit anderen verbotenen Waren. Männer, die wegen ihrer Ansichten in England oder Frankreich verfolgt wurden, waren sicher in Holland, nur mußten sie in ihren Schriften wenigstens einige Rücksicht beobachten gegen die in Holland in Geltung befindlichen religiösen und politischen Ansichten, denn die Geistlichen hatten zu den Freiheiten der vereinigten Niederlande eine bessere Stellung, als die Anglikaner zu den Freiheiten Englands. Zur Zeit, da Locke und Toland um Freiheit des Bekenntnisses stritten, schrieb ein Franzose mit Gelehrsamkeit und Witz in Rotterdam für dieselbe Richtung. Holland.

Es ist **Peter Bayle**, geboren zu Carlat in der Grafschaft Foix am 18. November 1647, gestorben am 28. December 1706. Sein Vater, ein protestantischer Geistlicher, gab ihm den ersten Unterricht und sandte ihn dann voll Hoffnung über die Stärke seines Gedächtnisses, über die Regsamkeit seines Verstandes und die Raschheit seiner Fortschritte in die Schule Puylaurens, wo Bayle durch seinen Eifer wie durch seine Fortschritte Aufsehen erregte. Der Jüngling hatte eine Leidenschaft, zu lernen und über das Gelernte sich ein eigenes Urtheil zu bilden, er verschlang alle Bücher, die er zu Gesicht bekam. Tiefen Eindruck machten auf ihn **Plutarch**, den er zuerst in der Übersetzung von **Amyot** las, und **Montaigne**; sie bestimmten die zukünftige Richtung seines Geistes für Geschichte und skeptische Philosophie. Bayle sog mit der Muttermilch den reformierten Glauben ein, wie er selber sagt, als Sohn und jüngerer Bruder von Predigern, die zu den eifrigsten Frankreichs gehörten und von denen einer ein Märtyrer seines Bekenntnisses geworden ist. Desungeachtet trat Bayle in seiner Jugend zum Katholicismus über, wie er selber sagt, als er katholische Streitschriften las — „nicht in der gewöhnlichen Absicht, um sich in den vorgefaßten Meinungen zu bestärken, sondern um nach dem großen Princip der Protestanten Bayle.

[1]) Über den Eifer in Holland für das Studium des classischen Alterthums wurde Bd. IX dieses Werkes berichtet.

zu prüfen, ob die Lehre, die man mit der Muttermilch eingesogen, wahr oder falsch sei, wozu die Verhörung der beiden Parteien erforderlich ist." Begierig, die Gründe der Katholiken in ihren eigenen Schriften zu lesen, habe er so glänzende Einwendungen gegen den Lehrsatz gefunden, der auf Erden keinen unfehlbaren Richter anerkenne, dessen Entscheidung der Einzelne sich unterwerfen müsse, dass er, unfähig, seine Grundsätze gegen einige Jesuiten in Toulouse, mit denen er stritt, zu behaupten, sich als einen vom Weg des Heils Verirrten ansah und beschloss, sich mit dem Hauptstamme wieder zu vereinigen. Er setzte nun im Jesuiten-Collegium zu Toulouse seine Studien fort, ward aber hier irre an der Lehre von der Transsubstantiation,[1]) denn Bayle war eben keine positive, sondern eine durch und durch skeptische Natur und gesteht selber, wie seine Vorsicht bis ins Abergläubische gehe, wenn es sich darum handle, zwei glatte Dinge zu behaupten oder zu leugnen; er fürchte, dass, was er behaupte, nicht offenbar genug wahr, und dass das, was er leugne, nicht offenbar genug falsch sei. Bayle, der im ersten Eifer auch seinen Bruder zum Katholicismus hatte bekehren wollen, floh aus Frankreich nach Genf, um nicht die Strafe der Rückfälligen bestehen zu müssen. Sein Glaube auch an den Calvinismus blieb aber erschüttert, und er musste sich später selber vertheidigen, dass er auch den Gottesdienst der Calvinisten nicht mehr besuche: nur das leidige Kopfweh halte ihn ab, sich bei den Predigten einzufinden.[2]) Der Zweifel blieb sein Lebenselement: es war ihm darin wohl, wie dem Fisch im Wasser. Voltaire sagt mit Recht, dass er der erste unter den Skeptikern sei; seine bittersten Feinde müssten bekennen, dass in seinen Werken nicht eine Zeile stehe, die offenbare Verunglimpfung des Christenthums enthielte; aber auch seine eifrigsten Vertheidiger müssten einräumen, dass in seinen philosophischen Artikeln sich keine Zeile finde, die nicht den Leser zum Zweifel anrege und dadurch zum Unglauben verleite. In Genf wurde Bayle mit den Schriften des Cartesius vertraut und lebte nun einzig der Wissenschaft, seinen Unterhalt fand er zunächst als Hofmeister. 1675 wurde er Professor der Philosophie in Sedan, die er ganz nach Cartesius vortrug, den er den Meister nennt, welcher der ganzen Menschheit die größten Dienste geleistet. Dort trat er auch zum erstenmal als Schriftsteller auf, um den Herzog von Luxemburg zu vertheidigen, welcher angeklagt war, mit dem Teufel einen Bund zu haben. Der Process erschien ihm schändlich für sein Jahrhundert. Dieser ersten Schrift folgten bald seine „Vernünftigen Gedanken über Gott, die Seele und das Böse" gegen Poiret.[3]) Einen dritten Strauß unternahm er in den „Gedanken über den Kometen",[4]) welcher 1680 erschien, worin er die Vorurtheile, die diese Himmelserscheinung erweckte, zu bekämpfen suchte, aber auch Betrachtungen einflocht darüber, dass das Christenthum nicht auf unsern Charakter wirke; würden die Christen die Lehren ihrer Religion befolgen, so könnten sie nicht all ihren Geist und all ihre Leidenschaft auf die Vervollkommnung der Kriegskunst verwenden! Die Religion sei nicht im Stande, unsere Leidenschaften im Zaume zu halten. Die Überzeugung von unsern Religionsgeheimnissen vertragen sich sehr wohl mit aller möglichen Sittenlosigkeit![5]) Ludwig XIV. hob damals die Schule von Sedan auf, doch die Stadt Rotterdam bot Bayle die Professur der Geschichte und Philosophie an. Hier schrieb

Katholik, — Zweifelsüchtig, — Cartesianer. — Schriften.

[1]) La chimère de la cab. de Rotterdam, p. 739.
[2]) Ibid. p. 747.
[3]) Cogitationes rationales de Deo, anima et malo.
[4]) Pensées diverses sur la comète. Rotterdam 1682.
[5]) Ibid. § 147, 150, 165.

er eine „Widerlegung der ‚Geschichte des Calvinismus' von Maimbourg", die in Paris von Henkershand verbrannt wurde, obwohl Maimbourg selber mit Achtung davon sprach.

Die Aufhebung des Edictes von Nantes geißelte Bayle in einer eigenen Schrift[1]) aufs bitterste, als schamlosen Wortbruch, als treulose Lüge, als eingewurzelte Ungerechtigkeit. „Die Eide, die ihr als Katholiken schwört, sind nur Spinnengewebe!"

Bayle predigte jetzt Toleranz.[2]) Die Unduldsamkeit widerspreche dem Rechte und der Vernunft. Die Menschen, die in Beziehung auf das Gewissen Gesetze machen, überschreiten offenbar ihre Macht und thun es, ohne dazu berechtigt zu sein. Das Gewissen, welches nicht böswillig im Irrthum sei, habe dieselben Rechte, als das Gewissen, welches nicht im Irrthum sei, denn es sei die größte Sünde, gegen sein Gewissen zu handeln. Es sei gerecht, alle Religionen ohne Unterschied zu dulden, wenn sie nur nichts weiter verlangen, als Gewissensfreiheit und sich nicht an bürgerlichen oder politischen Gesetzen vergreifen wollen. Es beruhe auf einem groben Irrthum, wenn man sage, man wolle sich gern alles gefallen lassen, nur keine Lästerungen gegen Gott, nur diese müssten bestraft werden. Servet sei folglich wegen der heftigen Blasphemien, die er gegen die Dreieinigkeit ausgestoßen, mit Recht bestraft worden; denn um einen Gotteslästerer strafbar zu machen, dazu reiche es nicht hin, dass seine Äußerungen nach der Definition, welche andere nach ihrem Gutdünken von diesem Worte geben, eine Gotteslästerung sind; seine Äußerung müsse nach seiner eigenen Lehre eine Gotteslästerung sein! Die ersten Christen hätten ja das Verächtlichste gegen die Götter des Heidenthums vorgebracht.[3]) Man müsse sich darüber wundern, dass die Lehre vom Gewissenszwang in der Kirche habe um sich greifen können. Die Lehre von der Duldung sei nur in einigen kleinen Winkeln der Christenheit als wahr anerkannt, bei den Socinianern und Arminianern. Reformierte wie Protestanten dagegen behandelten die Andersgläubigen wie Verpestete, in Wirtemberg würden die aus Frankreich geflüchteten Reformierten nur zum Abendmahl der Lutheraner zugelassen, wenn sie eine Glaubensformel unterschrieben, welche das Dogma der Ubiquität enthält.

Toleranz. Servet.

Von 1684 an gab Bayle eine gelehrte Zeitung heraus.[4]) Hier war er in seinem eigentlichen Lebenselement, in der Kritik, und erlangte bald eine Art Herrschaft über die Literatur. Holland hatte bis dahin keine gelehrte Zeitschrift, Frankreich hatte schon seit 1665 sein „Journal des Savants". Bayle besprach die neuen Erscheinungen und jedes Blatt war vom Geiste des Zweifels durchdrungen. Sein Fleiß war beispiellos, jeden Tag arbeitete er vierzehn Stunden. Seit seinem zwanzigsten Jahre, sagt er, habe er keine Erholung gehabt; Lustbarkeiten, Spiele, Mahlzeiten, Reisen seien nicht seine Sachen, er kenne keine häuslichen Sorgen — Bayle war nämlich nie verheiratet. — Er lebte höchst nüchtern, noch den Abend vor seinem Tode beschäftigte er sich mit Druckarbeiten und gönnte sich nicht einen Augenblick, nur um Arzneimittel zu nehmen, in der Überzeugung, seine Krankheit sei doch tödtlich. Diese Zeitschrift verwickelte ihn aber auch in eine Reihe von Streitigkeiten, insbesondere mit seinem Collegen Jurieu, der ihn 1693

Kritik.

---

[1]) Ce que c'est que la France toute catholique sous le règne de Louis le Grand.

[2]) Le commentaire philosophique sur le compelle intrare.

[3]) Commentaire, II, p. 412, 414, 419, 420—427.

[4]) Nouvelles de la république des lettres.

um seine Stelle zu bringen wusste. Es war ein harter Schlag, denn Bayle hatte kein Vermögen und brauchte viele Bücher, allein er ertrug ihn mit großer Seelenruhe, sprach sogar mit Entzücken über die jetzige Unabhängigkeit seiner Lage — Bayle ist das Muster eines Privatgelehrten. Er entwickelte jetzt all seine Kraft in seinem „Historischen und kritischen Wörterbuch",[1]) welches im Jahre 1691 in erster und 1702 in zweiter Auflage erschien, so dass der Erfolg den Verfasser überraschte. Während der Text ganz unschuldig erscheint, enthalten die Anmerkungen Zweifel. dazu Zweifel in Fülle: indem sich Bayle mit dem Wolkenversammler Zeus vergleicht, sagt er geradezu: mein Talent ist Zweifelsucht — ohne dass er selbst das Räthsel zu lösen vermag. Feuerbach[2]) sagt darum nicht ohne Grund, sein Wörterbuch gebe uns das treueste Bild von ihm; der Historiker, der Geschäftsführer des Glaubens, sei mit großen Lettern gedruckt, aber der Text sei kurz; kaum sei Bayle oben, so tauche er sogleich wieder in dem breiten Strome der Anmerkungen in sein ursprüngliches Element unter; im Text trage er das Amtskleid eines Orthodoxen, in den Anmerkungen werfe er sich in das Negligée des Zweifels; — er sei Freigeist aus innerer Nothwendigkeit, aber auch in sich selbst im Widerspruch mit sich. Bayle gibt lauter Salz, aber wenig Nahrung. Das Buch regt an, zerstört aber jede feste Überzeugung. Bayle ist als Historiker zu sehr Philosoph und als Philosoph zu sehr Historiker. Die Wahrheit ist nach ihm die Verzweiflung des Historikers und des Philosophen; er ist hinlänglich scharfsinnig, Bedenken aufzufinden, aber nicht genug, sie zu lösen. Jeder feste Satz ist ihm ein Greuel. Die Vernunft ist ihm nur geschickt, dem Menschen seine Finsternis und seine Ohnmacht fühlen zu lassen, und er endet mit dem trostlosen Widerspruch: „Man muss nothwendig wählen zwischen der Philosophie und dem Evangelium; wollt ihr nur glauben, was deutlich und den allgemeinen Begriffen gemäß ist, so ergreift die Philosophie und lasst das Christenthum; wollt ihr aber die unbegreiflichen Mysterien der Religion glauben, so ergreift das Christenthum und lasst die Philosophie! Der Glaube allein erhebt über die Ungewitter der Streitigkeiten. Der Glaube vom höchsten Wert ist der, welcher auf das göttliche Zeugnis hin die der Vernunft entgegengesetzten Wahrheiten ergreift."[3]) So endet Bayle mit einem wahrhaft trostlosen Satz, während eine geheime Stimme in uns stets dem Evangelium Zeugnis gibt. —

Spinoza.

Nicht von solchem Einflusse unmittelbar auf seine Zeit wie Bayle, aber von umso größerer Bedeutung für die Zukunft, namentlich für die Entwicklung des philosophischen Geistes in Deutschland, war ein anderer Schriftsteller, der in jener Zeit in den Niederlanden lebte, ein viel tieferer Geist Spinoza. und viel folgerichtigerer Denker, nämlich Benedict Spinoza. Er gieng von Cartesius aus und zog aus ihm nur die Folgen. Cartesius kennt drei

---

[1]) Dictionnaire historique et critique.

[2]) Pierre Bayle, Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. 2. Auflage. Leipzig 1848.

[3]) Dictionnaire, Pyrrhon, Enseign. 15.

Substanzen: Gott, Geist und Materie. Der Geist ist Denken, die Materie Ausdehnung; Gott ist die unerschaffene, denkende Substanz; Geist und Materie sind von ihm geschaffen und abhängig. Spinoza urtheilt also: Gott ist Substanz, Geist ist Substanz, die Materie ist Substanz, — alle drei sind Substanzen, das Wesenhafte in ihnen ist also die Substanz. Die Substanz ist demnach das Reale und Positive in ihnen, Geist und Materie, Denken und Ausdehnung sind also nur als Modificationen der einen Substanz zu fassen. Nicht der Geist ist das Reale, nicht die Materie, die sind endlich und beschränken einander. Die Substanz ist unendlich, die Substanz ist Gott, die alleinige Wirklichkeit. Geist und Materie sind endliche, abhängige Formen (Modi) seines Seins. Außer Gott gibt es keine Substanz. Was da ist, ist in Gott, und nichts kann ohne Gott sein, noch begriffen werden. Alle Bestimmtheiten sind nur Selbstbestimmungen der göttlichen Substanz. Alles, was da wird, wird allein durch die Gesetze der unendlichen Natur Gottes, erfolgt aus der Nothwendigkeit seines Wesens.[1]) Jede Bestimmung ist Verneinung der Unendlichkeit der Substanz, ist nicht das wahre Sein, dies ist die Substanz. Das Positive am Körper ist nicht, dass er dieser Körper ist, sondern dass er Körper oder Ausdehnung ist. Erst wenn ich den bestimmten Körper als Ausdehnung begreife, erfasse ich ihn unter der Form der Ewigkeit (sub specie aeternitatis), nicht in seiner wandelbaren, vergänglichen Stimmung. Erst wenn ich den einzelnen Geist als denkende Kraft erfasse, als Theil des allgemeinen Geistes, erfasse ich ihn unter der Form der Ewigkeit, und nicht in seiner wandelbaren, vergänglichen Stimmung. Gott ist die absolute Wirklichkeit, als solche kann er aber keine besondere, abgetrennte, persönliche Existenz haben, sondern eine unendliche Existenz. Er ist nicht ein Wesen, sondern das Wesen. Sein Sein ist alles Sein, und erfüllt alle Sphären. Alle endlichen Wesen sind das Sein Gottes selbst, in endlicher bestimmter Weise. Was das Ding unterscheidet, ist seine Bestimmtheit, dies ist aber nur Einschränkung, Unwirklichkeit.[2]) Alle Dinge zusammen in ihrer Wesenheit machen Gott aus. Gott ist aber darum nicht zusammengesetzt aus den Dingen als seinen Theilen, sondern er ist das absolute Prius, denn die Substanz ist früher als ihre Affectionen. Alle Geister zusammen machen die ewige Vernunft Gottes aus.[3]) Insofern der Geist sich unter der Form der

---

[1]) Ethic. Part. I. Prop. XIV. Praeter Deum nulla dari, neque concipi potest substantia. Prop. XV Quidquid est, in Deo est, et nihil sine Deo esse, neque concipi potest. Omnia, inquam, in Deo sunt et omnia, quae fiunt, per solas leges infinitae Dei naturae fiunt, et ex necessitate ejus essentiae sequuntur.

[2]) Omnis determinatio est negatio.

[3]) Hinc sequitur, mentem humanam partem esse infiniti intellectus Dei: ac proinde cum dicimus, mentem humanam hoc, vel illud percipere, nihil aliud dicimus, quam quod Deus, non quatenus infinitus est, sed quatenus per naturam humanae mentis explicatur, sive quatenus humanae mentis essentiam constituit, hanc vel illam habet ideam, et cum dicimus, Deum hanc vel illam ideam habere,

Ewigkeit erkennt, hat er die Erkenntnis Gottes und weiß, daſs er in Gott und durch Gott gedacht wird. Die Liebe des Geistes zu Gott ist ein Theil der unendlichen Liebe, mit der Gott sich selbst liebt. Gott ist das Höchste, was der Mensch erkennen kann; die Erkenntnis und Liebe Gottes ist daher das höchste Gut, das letzte Ziel des Geistes. Seligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst.

In diesem Untergehen aller Unterschiede vernehmen wir einen Nachklang aus dem Morgenlande. Spinoza stammt auch von jüdischen Eltern ab; er ist ge-
Leben. boren am 24. November 1632 zu Amsterdam in einer angesehenen, nicht unbemittelten, aber auch nicht reichen Familie, die aus Spanien ausgewandert war. Der Name Espinosa oder Spinosa kommt in der Literaturgeschichte der Juden Spaniens vor. Baruch, so hieß der Knabe mit jüdischem Namen, erhielt zuerst Unterricht bei Rabbinen in der hebräischen Sprache und in der Erklärung der Bibel und im Talmud. Die Erziehung war eine jüdisch-kirchliche. Sein aus-
Lehrer. gezeichnetster Lehrer, Saul Levi Morteira, der Gründer einer eigenen Talmudschule, der Herausgeber von begeisterten Predigten, welche von Carpzow auch ins Lateinische übertragen worden sind, rühmte die Kenntnisse und den Scharfsinn des Jünglings, welcher schon im fünfzehnten Jahre für einen ausgezeichneten Talmudisten galt.[1]) Unter den Größen der rabbinischen Literatur machte Maimonides weniger Eindruck auf ihn als Aben Esra, den er einen Mann von freiem Geist und bedeutender Gelehrsamkeit nennt, welcher aber nicht wage, seine Ansicht offen zu erklären, sondern sie nur durch dunkle Worte andeute. Die Kabbalah war ihm zuwider, er nennt sie „faselnden Unsinn". Der Vater hatte Baruch für das Studium der Theologie bestimmt, doch dieser hegte bald Zweifel an den Lehren der Synagoge. Ein anderer Jude in Amsterdam war ihm hierin
Uriel Acosta. vorangegangen, Uriel Acosta, geboren 1595 zu Lissabon, von jüdischer Abkunft, aber äußerlich zum Christenthum sich bekennend, Grande von Spanien und mit einem Staatsamte bekleidet. Im fünfundzwanzigsten Jahre verließ Acosta seine Heimat und bekannte sich in Amsterdam zum Judenthum, wurde aber von den Rabbinen wegen einer Schrift gegen die Unsterblichkeitslehre sowie wegen seiner „Untersuchungen der pharisäischen Traditionen, verglichen mit dem geschriebenen Gesetz" zweimal mit dem großen Banne belegt, und erschoſs sich 1647, als er in einem Streite seinen Gegner verfehlt hatte — ein Beweis, wie leidenschaftlich in jener Zeit die Juden über Ansichten stritten. — Auch bei seinem
Spinozas Lehrer. Lehrer im Lateinischen, einem Arzt, van den Ende, soll Spinoza freiere Ansichten eingesogen haben; jener hielt eine Art philologisches Seminar, und die reichsten Kaufleute der Stadt vertrauten ihm ihre Kinder zum Unterrichte an. Van den Ende hatte eine einzige Tochter, die in der Musik wie in der lateinischen Sprache gleich fertig war, so daſs sie in der Abwesenheit des Vaters seine Schüler unter-
Liebe. richten konnte. Sie machte tiefen Eindruck auf Spinozas Herz, er hat später oft bekannt, daſs es sein Vorsatz war, sie zu heiraten, „nicht weil sie zu den schönsten und wohlgestaltetsten Mädchen gehörte, sondern weil sie reich an Geist, Einsicht

non tantum, quatenus naturam humanae mentis constituit, sed quatenus simul cum mente humana alterius rei etiam habet ideam, tum dicimus mentem humanam rem ex parte sive inadaequate percipere.

[1]) Vergl. die Biographie Spinozas von Berthold Auerbach im ersten Band seiner Übersetzung der sämmtlichen Werke des Philosophen. Stuttgart 1841.

und Lebendigkeit war." Ein reicher Mitschüler gewann ihm jedoch den Vorzug in ihrer Gunst durch einen schönen Perlenschmuck ab und trat zum Katholicismus über, um sie als Weib heimzuführen. Spinoza gab seinem Schmerze eine edlere Weihe. Er spricht in seiner „Ethik" über Menschen, die, von der Geliebten getäuscht, nur über die Unbeständigkeit der Frauen zu reden wüßsten: „Wer aber seine Seelenbewegungen und Begierden bloß aus Liebe zur Freiheit zu mäßigen vermag, der wird möglichst danach streben, die Tugenden und ihre Ursachen zu kennen und seine Seele mit der Freude, die aus ihrer wahren Erkenntnis entspringt, zu erfüllen, aber keineswegs die Fehler der Menschen zu betrachten, über die Menschen zu schimpfen und sich mit dem falschen Scheine der Freiheit zu freuen." Die Liebe zu einer Christin konnte nur beitragen, den innerlichen Bruch mit dem Judenthum zu beschleunigen. Das Studium der Cartesischen Philosophie und der Naturwissenschaften förderte seine Bedenken. Spinoza ward behutsam und verschwiegen gegen die Rabbinen und vermied möglichst den Synagogenbesuch. Jugendliche Eiferer wollten unter dem Scheine der Freundschaft ihn über seine Zweifel ausholen, er merkte aber ihre Absicht und äußerte sich sehr zurückhaltend. Dadurch verletzt, suchten sie ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen: man dürfe ja nicht glauben, er werde eine Säule der Synagoge werden, er werde sie vielmehr zerstören; er hege nur Geringschätzung und Haſs gegen das jüdische Gesetz. Die Rabbinen ließen Spinoza kommen: er sei der Lästerung des Gesetzes angeklagt, er habe über die Juden, als über Leute voll Aberglauben, gespottet, die, geboren und erzogen in Unwissenheit, nicht verständen, was Gott sei, und doch die Keckheit hätten, sich mit Hintansetzung aller andern Nationen sein Volk zu nennen. Sie forderten ihn auf, sich schuldig zu bekennen, während Spinoza ruhig nach Beweisen für die Anklage fragte. Selbst sein Lehrer forderte ihn auf, das Ärgernis durch Reue gutzumachen. Auch das Versprechen eines Gehaltes von tausend Gulden jährlich wurde kühl abgewiesen. Ein heißblütiger Eiferer für das Gesetz wollte Spinoza sogar erdolchen. Der Versuch miſslang. Als der große Bann über ihn ausgesprochen wurde, sagte Spinoza kaltblütig: „Immerhin, man zwingt mich zu nichts, was ich nicht auch ohnedies gethan haben würde."

Zweifel. *Bruch mit der Synagoge.* *Gebannt.*

Spinoza blieb fortan getrennt von den Juden, zu einem der christlichen Bekenntnisse ist er jedoch nie übergetreten. Die Juden klagten gegen ihn beim Magistrat zu Amsterdam, welcher Spinoza auf einige Zeit aus der Stadt verbannte. Sicher war es allerdings nicht für ihn in dieser Stadt, doch hegte er ob dieser Maßregel auch keinen Groll gegen sie, führt er sie doch gegen das Ende seiner theologisch-politischen Abhandlung als Beispiel an, wie Freiheit mit Ordnung sich verbinden lasse: „Die Stadt Amsterdam möge als Beispiel gelten, die zu ihrem herrlichen Gedeihen und zur Bewunderung aller Nationen, die Früchte dieser Freiheit an sich erfährt; denn in dieser hochblühenden Republik und herrlichen Stadt leben alle Leute von jeglicher Nation und Secte in der größten Eintracht, und um jemanden ihr Vermögen anzuvertrauen, verlangen sie weiter nichts zu wissen, als ob er reich oder arm, ehrlich oder betrügerisch in seiner Handlungsweise sei. Im übrigen bekümmert man sich nichts um seine Religion oder Secte, weil dieses vor dem Richter nichts beiträgt, um in einer Klage Recht oder Unrecht zu bekommen, und es gibt keine auch noch so verhaſste Secte, deren Anhänger (wenn sie anders nur niemanden verletzen, jedem das Seinige zukommen lassen und rechtschaffen leben) durch öffentliche obrigkeitliche Autorität und Oberaufsicht nicht geschützt wird." — Spinoza zog sich in die Einsamkeit nach Rhynburg zurück, ganz dem Forschen nach der Wahrheit lebend. Um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, hatte er

Amsterdam.

Lebensweise. das Schleifen optischer Gläser erlernt. „Es ist nicht zufällig," meint Hegel, „dass das Licht ihn beschäftigte, denn es ist in der Materie die absolute Identität, welche die Grundlage in der orientalischen Anschauung bildet."[1]) Durch seine Kenntnisse in der Mathematik und Optik kamen seine Arbeiten in Ruf und fanden Absatz, so dass er unabhängig war. Einfacher konnte man allerdings nicht leben, wie Spinoza. Wie ein Weiser Indiens war er mäßig und mit Wenigem zufrieden, Einfachheit. obschon er sich nicht in Dürftigkeit befand. Eine Milchsuppe und etwas Butter oder ein Brei war seine tägliche Nahrung. In seinen Rechnungen ist monatlich ganz wenig Wein erwähnt. Sein einziges Vergnügen war, hin und wieder eine Pfeife Tabak zu rauchen. Einladungen schlug er in der Regel aus, er mochte nicht auf Kosten anderer leben. Seine Kleidung war einfach bürgerlich, aber anständig und reinlich. Er pflegte zu sagen: „Nicht unordentliche und nachlässige Haltung ist es, was uns zu weisen Männern macht; vielmehr ist jene affectierte Nachlässigkeit das Kennzeichen einer niederstehenden Seele, der die Weisheit nicht innewohnt, und wo die Wissenschaften nur Unreinigkeit und Verderbnis finden können." Seine Stimmung war heiter, Harmonie schien ihm das Zeichen einer guten Seele. Er mied alles, wie er sagte, was ihn von der Liebe und Kenntnis Gottes entfernen könnte. Sein Benehmen war fein und wohlwollend. Die Kinder seines Hausherrn ermahnte er stets, zum Gottesdienst zu gehen. Als ihn seine Hauswirtin fragte, ob sie in ihrer Religion selig werden könne, antwortete er: „Eure Religion ist gut, ihr habt nicht nöthig, eine andere zu suchen, noch zu zweifeln, dass ihr selig sein werdet, sofern ihr euch nur der Frömmigkeit hingebt und ein friedliches und ruhiges Leben führt."

Im Haag. Spinoza hatte reiche und mächtige Freunde, unter ihnen auch den großen Staatsmann Jan de Witt; — sie bewogen ihn 1671 nach dem Haag zu übersiedeln. Er hätte ein äußerst glänzendes Leben führen können; sie boten ihm ihre Börse an: einer wollte ihm sogar ein Geschenk von 2000 Gulden auf einmal machen, ein anderer ihn zu seinem Universalerben ernennen; Spinoza lehnte alles höflich ab. „Die Natur", pflegte er zu sagen, „ist mit Wenigem zufrieden, und ist sie es, so bin ich es auch; bloß die Liebe zum Ewigen und Unendlichen erfüllt die Seele mit Lust." Auch Fürstengunst und hohe Stellungen wurden ihm angeboten. Der Prinz Condé Anerbote. und Luxemburg boten ihm einen Jahresgehalt von ihrem König an, wenn er diesem eines seiner Werke widmen wolle. Spinoza wies ein Geschenk vom Bedränger seines Vaterlandes entschieden ab. Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz bot ihm 1673 die Professur der Philosophie in Heidelberg an, unter der Voraussetzung, er werde die Freiheit, zu philosophieren, nicht zum Umsturze der Religion missbrauchen; Spinoza lehnte höflich ab: er sei nie Willens gewesen, öffentlich zu lehren; er würde dadurch von der Philosophie zurücktreten, dass er seine Zeit dem Unterrichte der Jugend widme; auch wisse er nicht, wie weit die Grenzen jener Freiheit gehalten werden müssen, damit er nicht die öffentlich feststehende Religion umzustürzen scheine. — Die Selbständigkeit, das ruhige Forschen gieng ihm über alles. Der Mord seines Freundes Jan de Witt presste ihm Thränen aus, doch suchte er sich wieder zu fassen: „Was nützte uns die Weisheit, wenn wir gleich dem großen Haufen den Gemüthsbewegungen unterlägen und nicht die Kraft besäßen, uns wieder aufzurichten?" Spinoza erreichte nur ein Alter von vierundvierzig Jahren. Er erlag am 21. Februar 1677 der Schwindsucht, wie Hegel meint, übereinstimmend mit seinem Systeme, in dem

[1]) Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, III, S. 333.

alle Besonderheit und Einzelheit in der einen Substanz verschwindet. — Das Vermögen, das Spinoza hinterließ, betrug in allem kaum 400 Gulden.

Goethe bemerkt, wie die Menschen meist eine Leidenschaft an die Stelle einer andern setzen, Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, kurz alles Mögliche durchprobieren und zuletzt ausrufen, dass alles eitel sei; nur wenige Menschen gebe es, die solches voraussehen und, um kleiner Entsagungen überhoben zu sein, ein für allemal allem entsagen und an der Betrachtung des Ewigen, Nothwendigen und Gesetzlichen ihre Freude haben. Zu den Männern dieser Art gehöre Spinoza, und das Lesen seiner Schriften habe auf ihn einen friedlichen Eindruck hervorgebracht. In der That kommt Spinoza immer wieder auf die Behauptung zurück, dass vom wahren Erkennen die Ruhe des Geistes abhänge; das höchste Gut des Geistes sei, Gott zu erkennen, und dieses sei seine höchste Tugend. Aus diesem Erkennen entstehe die intellectuelle Liebe Gottes, eine Freudigkeit mit der begleitenden Idee der Ursache, das ist Gottes. Je mehr der Mensch Gottes Wesen erkenne und Gott liebe, destoweniger leide er von bösen Affecten und fürchte er den Tod. Entsagung.

Spinoza ist ein gott-trunkener Mensch. In allem sieht er Gott, alles ist ihm Gott, die Welt ist nur eine Form Gottes, nichts an und für sich. In den einen Abgrund der Gottheit wirft er alle Unterschiede. Wie die Natur, so ist der menschliche Geist, das Individuum Gott. Das Licht, welches in mir leuchtet, ist dasselbe Licht, welches die Welt durchdringt, nur in dem Behälter eines Leibes eingeschlossen. Dabei entfällt aber das Selbstbewusstsein bei Gott und beim Menschen das Princip der Subjectivität, das Princip der Persönlichkeit. Das Denken hat nur die Bedeutung des Allgemeinen, nicht des Selbstbewusstseins. „Dieses ist nur aus diesem Ocean geboren, triefend von diesem Wasser, das heißt nie zur absoluten Selbstheit kommend. Das Herz, das Fürsichsein ist durchbohrt, es fehlt das Feuer." [1]) — Dieser Gott hat kein Selbstbewusstsein, die Mathematik sitzt in seinem Herzen. Es ist der ruhige uferlose Ocean, in den alles versinkt, in den alles hinein, aus dem aber nichts herauskommt. Wie Denken und Ausdehnung aus dieser Substanz herauskomme, ist nicht bewiesen, noch weniger, warum nur diese beiden Modificationen sein können. Das Individuum geht im All auf. Hier gibt es eigentlich nicht Gute und Böse, sondern nur solche, welche die wahre Erkenntnis Gottes haben und solche, die sie nicht haben. Hier waltet nur das Schicksal, nicht die ewige Freiheit. Alles ist hier Nothwendigkeit. Akosmismus.

Spinozas Lehre wurde in seiner Zeit als Atheismus bezeichnet, sie ist aber eher Akosmismus. Auf seine Zeitgenossen übte er weniger Einfluss, große Wirkung aber äußerte er erst in Deutschland seit Schelling. Das System dieses Philosophen ist eigentlich nur in Fluss gebrachter Spinozismus.

[1]) Hegel, Geschichte der Philosophie, III, S. 368.

Die Substanz bleibt bei Spinoza ruhig. Das Absolute bei Schelling ist das lebendige Urwesen aller Dinge, welches sich seiner Natur nach ewig aus dem Zustande der Subjectivität in den der Objectivität übersetzt, und aus der Objectivität wieder bereichert zur Subjectivität zurückkehrt, — die ewige Werdelust, das anfangslose, endlose, ruhelose, sich in sich selbst Gestalten, die ewige lebendige Bewegung, der absolute Proceß. Unter den nachgelassenen Werken Spinozas ist der theologisch-politische Tractat[1]) von großem Einflusse auf die protestantischen Theologen nach ihm geworden, namentlich durch die Lehre von der Inspiration und durch die kritische Behandlung der biblischen Bücher. Was die Theologen der Aufklärung gegen die Bibel schrieben, ist im Kerne schon in Spinoza gegeben. —

Geistiges Leben in Frankreich.

Frankreich. Die National-Literatur der Franzosen, zu der wir jetzt übergehen, hat sich nach manchen verfehlten[2]) Versuchen im siebzehnten Jahrhundert rasch gehoben. Richelieus Erfolge, Ludwigs XIV. Siege gaben den Franzosen ein hohes Selbstgefühl. Die Nation war politisch geeinigt, Descartes lehrte sie nach der Wahrheit suchen, aber auch das Schöne sollte ihr zutheil werden, und zwar in der reichsten Form der Dichtung, im Drama. Frankreich ist über das, was es in dieser Dichtungsart im siebzehnten Jahrhundert leistete, seitdem nicht mehr hinausgekommen. Es hat nicht bloß die Versform, in welcher die Dichtung jener Zeit sich bewegte, beibehalten, sondern auch die Grundgesetze des Dramas, die drei Einheiten,[3]) welche die hervorragenden Dichter jener Zeit für wesentlich erklärten. Die Versform des französischen Dramas ist der Alexandriner, über welchen Schiller in einem Briefe an Goethe die Bemerkung macht: „Seine Eigenschaft, sich in zwei gleichen Hälften zu trennen, und die Natur des Reimes, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sondern auch den ganzen innern Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen dieser Personen, alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenklige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüthes und der Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form, wie in das Bette des Prokrustes gezwängt." — Auf den drei Einheiten bestand der große Staatsmann Frank-

(Randnotizen: Drama. — Alexandriner.)

[1]) Tractatus theologico-politicus, Hamburg 1670. Ethica more geometrico demonstrata — in den Opera posthuma, die seine Freunde Meyer und Jelles besorgten; Tractatus politicus. Tractatus de emendatione intellectus. Epistolae.

[2]) Vergl. Bd. IX, S. 551—583 dieses Werkes.

[3]) Vergl Bd. IX, S. 558 dieses Werkes.

reichs. Richelieu, welcher seinem Volke das Übergewicht in Europa verschaffte, welcher die Akademie gründete und die Wissenschaft der Regierung dienstbar zu machen verstand, hatte auch die Wichtigkeit des Theaters als Schule der Volksbildung begriffen. 1641 verordnete Ludwig XIII., dass die Schauspieler in ihrer Ehre und bürgerlichen Stellung allen anderen gleichstehen sollten, wenn sie Stücke aufführen frei von Unreinheit und Schlüpfrigkeit.[1]) Ja in Stunden seiner Muse entwarf der Cardinal selber Theaterstücke. Einige Dichter, die in seinem Solde standen, führten dann seine Pläne aus. Das spanische Drama beherrschte damals Frankreich. Richelieu, welcher den politischen Ein- Richelieu.
fluss Spaniens gebrochen, wollte auch den Einfluss des spanischen Geistes auf die Kunst brechen, darum sein strenges Festhalten an den drei Einheiten gegenüber der losen Form des spanischen Dramas, den vielen Episoden, Unterbrechungen, Abweichungen. Lope de Vega sagt einmal:[2]) „Ich kenne, Gott Lope de Vega
sei Dank, sehr wohl die Gesetze der Kunst; wer ihnen aber folgt, darf sicher sein, ohne Ruhm und ohne Geld zu sterben. Ich habe gemäß den Regeln der Kunst einigemal geschrieben, aber sehr wenige kennen diese Stücke. Wenn ich aber die Ungeheuerlichkeiten sehe, an denen die Menge, und besonders die Frauen, Gefallen finden, so mache ich mich selbst zum Barbaren zu ihren Gunsten und lege, bevor ich ein Schauspiel schreibe, die Regeln der Kunst unter sechs Schlüssel, jage Plautus und Terenz aus dem Zimmer, damit ihre Stimme sich nicht gegen mich erhebe, denn die Wahrheit schreit auch aus stummen Büchern heraus, und ich schreibe meine Stücke für das Publicum, und, weil es sie bezahlt, so hat es auch ein Recht, zu verlangen, dass man nach seinem Geschmacke schreibe, wenn er auch thöricht ist."

Unter den fünf Dichtern, welche für Richelieu arbeiteten (Rotrou hat unter ihnen noch einige Bedeutung), war einer, der sich bald vom Cardinal los sagte und, stolz auf seine Begabung, seine eigenen Wege gieng, Corneille, Corneille.
welchen die Franzosen den Großen, den Vater der Tragödie nennen. Er ist der Äschylus der französischen Bühne, seine Charaktere haben eine stolze Mächtigkeit, eine epische Erhabenheit, eine fast übermenschliche Würde. Er ist für das Trauerspiel geboren, aber unter mehr denn dreißig seiner Stücke ist er nur in fünf, zwischen den Jahren 1636—1640 gedichteten, auf seiner Höhe. In dem, was er vorher schrieb, erhebt er sich nicht über seine Zeit, und in dem, was er nachher schrieb, zeigt sich trotz einzelner glänzender Stellen ein Sinken seines Genius. —

---

[1]) Isambert, ancienne loi française. T. XVI, p. 536.
[2]) Vergl. Viardot, Etudes sur l'Espagne, p. 336.

Corneille.

Lebensgang. Pierre Corneille ist geboren zu Rouen 6. Juni 1606, der Sohn eines Advocaten. Eine tüchtige Bildung erlangte er in der Schule bei den Jesuiten, dann verlegte er sich auf das Studium des Rechtes, merkte aber bald, dass er als Advocat kein Glück habe. Ein Zufall führte ihn auf das Feld, in dem er glänzen sollte: ein Freund stellte ihn einem Mädchen vor, dem er huldigte, die aber bald Corneille den Vorzug vor ihrem ersten Anbeter gab. Dies regte Corneille zum Lustspiele „Melite" an, und die Dame bekam von diesem Stücke — das, obschon mittelmäßig in seiner Art, doch überraschenden Erfolg hatte (1625), in Rouen nur den Namen Melite. Rasch nacheinander folgten jetzt fünf Stücke.[1]) Richelieu wurde auf den Dichter aufmerksam und zog ihn mit einem Gehalte an sich. So kam Corneille nach Paris. „‚Melite'", sagt er selber, „war mein erster Versuch ins Blaue hinein, denn ich kannte damals noch keine Regeln der Kunst. Ich hatte keinen anderen Führer darin als mein Gefühl, welches mich zur Einheit der Handlung hintrieb. In Paris belehrte man mich aber, dass die Einheit der Zeit fehle, dass die Handlung nicht binnen vierundzwanzig Stunden zum Abschluss komme." Corneille lernte erst nach und nach die Schranken kennen, welche den Geist des Dichters im französischen Drama einschließen und oft Felsen gleichen, die einen Strom einengen und ihn zwingen, ein tieferes Bett zu suchen. Corneille war geneigt, die Regeln seiner Kunst immer gründlicher kennen zu lernen. Fast jedes seiner Stücke hat einen prosaischen Anhang, in welchem er strenge seine Leistung beurtheilt und als Mann von Geist die Gesetze der Kunst immer tiefer zu ergründen sucht. Einmal kommt er zur Regel, dass der erste Act sowohl für die Haupthandlung als auch für die Nebensachen, den Kern des ganzen Dramas schon enthalten müsse, und dass keine Person in den folgenden Acten auftreten dürfe, die nicht schon im ersten war oder genannt wurde. Mit dem Cardinal vertrug sich übrigens der Dichter auf die Dauer nicht: sein Geist war zu selbständig, dabei war er zu wenig Hofmann und in seinem Benehmen zu eckig; auch wurde der Cardinal auf seine dramatischen Erfolge eifersüchtig und behandelte ihn als Nebenbuhler. Der Dichter zog sich nach Rouen zurück. Paris hatte ihm einen Blick in die Welt gewährt, seine Erfolge hatten ihn mit Zuversicht erfüllt, sein eigenes Nachdenken und Winke anderer belehrten ihn nach und nach über die Gesetze der Kunst und wie auf das menschliche Herz zu wirken sei. Doch hatte der Dichter sein Gebiet noch nicht gefunden, er war noch nicht der eigentliche Corneille. In der „Medea" wagte er sich 1636 auf das tragische Gebiet. Manches darin ist geradezu aus der „Medea" des Seneca übersetzt, hin und wieder sind aber schon Züge einer tieferen Leidenschaft, eines erhabeneren Seelenschwunges, Verse, wie er später nie schönere geschaffen hat, aber auch Schwulst, falsches Pathos, Ungleichheit des Ausdrucks, Maßlosigkeit. Das Ganze zeigt aber doch schon seine Begabung: latet ingenium ingens!

Marginalien: Melite. — In Paris. — Richelieu. — Medea.

Corneille war schon dreißig Jahre alt, da sagte ihm eines Tages ein Herr von Chalons, ein ehemaliger Secretär der Maria von Medici, welcher sich in seinen alten Tagen nach Rouen zurückgezogen hatte: „Ihre Lustspiele

---

[1]) „Clitandre" 1630; „La Veuve", „La Galérie du palais", „La Suivante" 1634; „La Place royale" 1633.

sind voll Geist, aber Ihre Leistungen doch Ihrer Begabung unwürdig; wenn Sie bei derartigen Stoffen bleiben, so ist Ihr Ruhm von kurzer Dauer. In den spanischen Dichtern werden Sie Stoffe finden, die, von einem Geiste wie der Ihre behandelt, große Wirkung machen werden. Lernen Sie spanisch, es ist leicht, ich will Sie darin unterrichten. Wir wollen uns zuerst an Guilhen de Castro machen." Jetzt war der Dichter auf der rechten Fährte. Der „Cid" entstand, 1636 gieng er zum erstenmal über die Bühne. Der Cid. Der Geschichtschreiber Pelisson[1] erzählt: „Der Beifall, den der Hof und das Volk diesem Stücke spendeten, ist unbeschreiblich. Man wurde nicht müde, es zu sehen, man sprach von nichts anderem in den Gesellschaften, jeder wusste wenigstens einige Stellen herzusagen, die Kinder mussten die schönsten auswendig lernen." „Es ist schön wie der ‚Cid'", wurde zum Sprichwort.[2] — Das Volk zeigte sich in hohem Grade empfänglich für diesen erhabenen Seelenschwung, für dieses würdige Pathos, für diese stolzen Gefühle, die in volltönenden Versen sich ergießen, für diese blendenden Gegensätze, die nach einem sinnigen Plane sich vor ihm abwickeln. Wäre Ludwig XIV. damals schon im Stande gewesen, diese Schönheiten zu fühlen und zu würdigen, Corneille wäre glänzend belohnt worden und nie genöthigt gewesen, seine alten Tage in Rouen in der Vergessenheit zuzubringen.

Allein der eisigkalte Ludwig XIII. war damals König und der ehrgeizige Richelieu leitete Frankreich, und da er in allen Gebieten des geistigen Lebens Richelieu. die erste Rolle spielen wollte, so grollte er dem Dichter, dass er ihm die Palme im Drama entrissen habe, und begünstigte die Neider, die sich über das Stück hermachten. Es wird erzählt, der Cardinal habe ihm zuerst den „Cid" für 1000 Thaler abkaufen wollen, und der arme Dichter durch eine stolze Weigerung ihn verletzt. Andere behaupten, Corneille habe den Cardinal dadurch beleidigt, dass er große Veränderungen am Plane eines seiner Dramen machte, und von ihm den Vorwurf erfahren, er habe keinen folgsamen Geist. Corneille hatte dann die Kühnheit gehabt, in einem Gedichte „Epître à Ariste" zu erklären, er bedürfe keiner bedungenen Lobredner, seine Verse seien seine Stütze, er verdanke seinen Ruhm allein sich selber und seine Dichtungen seien nur um ihrer Schönheit willen geschätzt. Genug, der Cardinal war beleidigt, die Losung ward gegeben, mit dem „Cid" beginne der Verfall des französischen Theaters. Der Minister verlangte die Verurtheilung des Stückes durch die Akademie, deren Beschützer er war. Man drang in Corneille, sich zu beugen. Er erklärte: „Die Akademie kann beschließen, was sie will; es ist ihre Sache, wenn sie dem Minister zu Gefallen reden mag." — Scudery machte den Ankläger: das Stück tauge nichts, verstoße gegen die Regel Process gegen den Cid. der Kunst, es fehle an gesundem Urtheil, was Schönes darin sei, sei entlehnt, der Beifall sei also unverdient. Die Akademie ließ 1638 ihr Urtheil drucken, tadelte manches, anerkannte aber doch schließlich den „Cid" als ein Meisterwerk. Aber auch dieser Tadel erschien dem Volke zu hart; es blieb beharrlich in seiner

[1]) Biographie générale, vol. XI, sub „Corneille".
[2]) Cela est beau comme le Cid.

Bewunderung.[1]) Für den Groll des Cardinals und die Angriffe, die von dessen Trabanten ausgiengen, konnte sich der Dichter damit trösten, dass Europa die Bewunderung Frankreichs für den „Cid" theilte und Corneille Übersetzungen desselben in allen Sprachen zugesandt wurden, die türkische und slavische ausgenommen. Die Herzogin von Aiguillon, welche für den „Cid" schwärmte, that das Mögliche, um den Zorn ihres Oheims, des Cardinals, zu mildern. Corneille behielt

Horace. seinen Gehalt und widmete sein nächstes Stück, „Horace", dem Cardinal, mit der Erklärung, derselbe habe das Ziel der Kunst veredelt und die Kenntnis derselben erleichtert, in zwei Stunden könne man bei ihm mehr lernen als in zehn Jahren in Büchern. Das mochte wahr sein, wenn es galt, Charaktere zu erfassen, Herzen zu ergründen, die Höfe kennen zu lernen und zu erfahren, wie von kleinen Anlässen oft große Dinge ausgehen — aber was die Verse und dramatischen Pläne Richelieus anbelangt, waren sie schlecht, und Corneille hatte hier nicht jenen Muth, mit welchem Boileau zu Ludwig XIV. sagte: „Ihre Majestät geruhten schlechte Verse machen zu wollen, und es ist Ihnen vollkommen gelungen."

„Horace" ist eine siegreiche Antwort auf die vielen Angriffe gegen den „Cid". Der Neid musste schweigen vor den erhabenen Schönheiten dieses Stückes. Weil man ihm vorwarf, dass er die „Medea" aus Seneca, den „Cid" aus Guilhen de Castro abgeschrieben habe, so wählte der Dichter hier absichtlich einen Stoff, den noch Niemand bearbeitet hatte. Auf die Nachricht, auch gegen dieses Stück werde die Akademie ein Urtheil fällen, antwortete Corneille stolz: „Horacius wurde von den Duumvirn zum Tode verurtheilt, vom Volke aber freigesprochen." Dieses Stück gilt bis auf den heutigen Tag für eines der vollendetsten, trotz der Gebrechen, welche die Kritiker daran ausstellen. Voltaire sagt: „Es sind eigentlich drei Tragödien in „Horace": die Einheit der Handlung ist verletzt, die Anordnung ist fehlerhaft, oft entstellen Spitzfindigkeiten, kalte Auseinandersetzungen, matte Erklärungen, die Unterredung. Trotz allem Vergnügen fühlt man beim Lesen dieses Stückes, dass es nicht in allen Theilen gleichförmig ist. Die Kraft des Dichters muss aber groß sein, wenn, trotz aller dieser Gebrechen, die Begeisterung, welche das Stück einflößt, nicht abnimmt." — Für eine der schönsten

Cinna. Perlen in der Krone des Dichters gilt „Cinna". Rousseau sagt in seiner „Heloïse" von „Cinna": „Von welcher Glut für Ehre und Ruhm fühle ich mich nicht ergriffen, wenn ich mit dir spreche, große Seele!" — Der glühendste Bewunderer war in neuester Zeit Napoleon I., der dieses Stück „die Schule der Könige" nannte,[2]) der den Monolog des Augustus las und wieder las, und sich glücklich pries, dass er seine Größe nicht wie jener durch die schrecklichen Proscriptionen habe erkaufen müssen. Talma erzählte oft, wie der Kaiser ihn auf die Größe der Charaktere Corneilles und auf die Art, wie sie dargestellt werden müssen, aufmerksam gemacht habe. Balzac schrieb dem Dichter: „Ich staune, wie Sie Rom nach Paris versetzen, ohne es zu entstellen; da, wo es aus Ziegelsteinen gebaut ist, stellen Sie es aus Marmor wieder her; wo es verödet ist, errichten Sie ein Meisterwerk, und ich bemerke wohl, dass das, was Sie der Geschichte leihen, besser ist als das, was Sie aus ihr entlehnen." In Wahrheit sind aber Cor-

---

[1]) Boileau schrieb:

En vain contre le Cid un ministre se ligue,
Tout Paris pour Chimène a les yeux de Rodrigue;
L'Academie en corps a beau le censurer,
Le public, revolté, s'obstine à l'admirer.

[2]) Tissot, in dem Prachtwerk: „Poètes Normands" publ. par Baratte.

neilles Römer und Griechen immer moderne Franzosen. Auch die Schauspieler stellten die römischen und griechischen Stücke in der Tracht des Zeitalters Ludwigs XIV. dar. Erst unter Ludwig XV. wurde es gebräuchlich, die Rollen in der Tracht der Zeit zu geben, in welcher ein Stück spielt. Der Dichter widmete dieses Stück dem Präsidenten des Parlamentes zu Toulouse, Montauron, und erhielt für diese Ehre 1000 Pistolen. Seitdem hießen in Frankreich Widmungen, die gut bezahlt wurden, Epîtres à la Montauron. 1640 wurde „Polyeucte“ zum erstenmale aufgeführt — es gilt vielen als das beste Corneilles, als ganz vollendet im Plane, als dasjenige, in welchem auch Anmuth mit Erhabenheit verbunden ist. Corneilles Genie hatte damit seine Höhe erreicht und Frankreich das Drama in seiner Vollendung. Die Stücke, die jetzt folgten, zeigen ein Sinken an. Polyeucte.

Aber auch im Untergehen spendete diese Sonne Wärme und Glanz in reichem Maß. „Pompejus“, obschon ihm Manche Schwulst in der Weise Lucans vorwerfen, ist großartig in seiner Entwicklung und wird von Racine zu den Meisterwerken Corneilles gerechnet. 1642 gieng der „Lügner“ über die Bühne, in welchem Corneille dem Molière vorarbeitete und das französische Lustspiel gründete, wie er durch den „Cid“ dem französischen Trauerspiel die Bahn gebrochen hatte. Den Gedanken dazu gab ihm ein Stück von Don Juan de Alarcon. Die Fortsetzung, die 1643 über die Bretter gieng, wurde kalt aufgenommen. „Rodogune“, 1644 zum erstenmal aufgeführt, hielt Corneille für sein bestes Stück. Hatte der Dichter bisher die Gefühle der Bewunderung und des Mitleids bei seinen Zuhörern so meisterhaft zu erregen gewusst, so wetteiferte er in diesem Stück mit den Eumeniden des Äschylus im Gefühl des Schreckens. Der Stoff zur „Theodora“ ist aus dem zweiten Buch der „Jungfrauen“ des Ambrosius entlehnt. Einige Stellen sind bewunderungswürdig, das Ganze aber verfehlt — der Dichter sprach es später selber offen aus. 1647 folgte „Heraklius“, voll schöner Stellen, allein der Plan ist zu verwickelt, doch erwarb ihm dieses Stück einen Platz in der Akademie, aber nur, nachdem ein anderer, den man ihm vorziehen wollte, die Stelle nicht annahm, dagegen auf Corneille, als den einzig Würdigen, hinwies. In der Mitte zwischen Komödie und Tragödie hält sich Don Sancho d'Aragon, gegen den sich aber der große Condé aussprach, den man sonst oft bei Stücken Corneilles von Bewunderung und Rührung hingerissen sah. „Andromeda“ verdankte ihren Erfolg mehr der schönen Ausstattung. 1651 erschien die Bearbeitung der „Nachfolge Christi“ in Versen, welche zweiunddreißig Auflagen erlebte und durch ganz Europa gelesen wurde; heutzutage ist sie ganz vergessen, obschon sie es nicht verdient. Die Einfachheit und Frische des Originals in Versen wiederzugeben, war für Corneille schwer und wird es für jeden Dichter sein, doch sind einzelne Stellen seiner Übersetzung in der That meisterhaft. 1652 erschien „Nikomedes“, ein Zeuge des Sinkens seiner Kräfte, trotz einiger glänzenden Scenen. „Bertharide“, 1653, erlebte nur zwei Aufführungen. Der Dichter klagte über Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit des Publicums, und drohte, sich ganz zurückzuziehen. Doch war ihm dies nicht leicht. „Ödipus“, 1659, hatte einen Erfolg, den er nicht verdiente, auch das „Goldene Vlies“, 1662, wurde mit Beifall aufgenommen. Im „Sertorius“ rief Turenne erstaunt aus: „Woher hat denn Corneille diese Kenntnis des Krieges hergenommen!“ „Otho“, 1665, entriss dem Marschall Grammont den Ausruf der Bewunderung: „Die Tragödien Corneilles sollten das Brevier der Könige sein!“ „Agesilaus“, 1666, hatte wenig Erfolg, „Attila“, 1667, einigen, „Titus und Berenike“, 1670, fiel durch. In „Pulcheria“, 1672,

Pompée. Le Menteur. Suite du Menteur. Rodogune. Imitation de Jésus-Christ.

ist der fünfte Act sehr schön. Mit „Surena“, 1675, in dem noch einigemale das alte Feuer aufblitzt, schloss Corneille seine Laufbahn als dramatischer Dichter: er hatte noch die Freude, dass Ludwig XIV. die Aufführung seiner Hauptwerke in Versailles befahl. Unter seinen prosaischen Werken sind seine ästhetischen Studien merkwürdig, weil sie zeigen, wie beim Schaffen bei ihm immer das Nachdenken über die Gesetze der Kunst und das Streben nebenher gieng, sich derselben bewusst zu werden.[1])

Corneilles Tod. Corneille starb achtundsiebzig Jahre alt, am 1. October 1684, in Rouen in der Haltung eines frommen Christen, wie er es sein ganzes Leben hindurch gewesen war. Corneille war sehr einfach, nichts zeigte in seinem Äußern den Mann von Genie und so großem Ruhme an. Der große Condé sagte oft: „Man muss Corneille nur im Theater hören.“ — Die Schale war rauh, der Kern vortrefflich, sein Herz war edelmüthig, selbst den bittersten Feinden konnte er leicht verzeihen. Er war ein treuer Gatte und vortrefflicher Vater, seine Sitten waren rein. Mit seinem Bruder Thomas, der gleichfalls als dramatischer Dichter von Bedeutung ist, lebte er, ohne dass je ein Schatten von Eifersucht zwischen beiden aufstieg, unter dem gleichen Dach in zärtlichster Freundschaft: sie hatten Schwestern zu Frauen, und waren um Vermögensverhältnisse so unbekümmert, dass sie nie an Theilung dachten. Dabei aber hatte Pierre Corneille eine stolze unabhängige Seele, er verstand nie zu kriechen. Man fühlt, wie er in den Zeiten der Fronde aufgewachsen ist, obschon er stolz ist auf die Größe Frankreichs und unter dem Banne liegt, mit welchem Ludwig XIV. durch seine Anfänge die Franzosen bezauberte. Von Richelieu pflegte Corneille zu sagen: „Er hat mir zu viel Gutes angethan, um bös über ihn zu reden, und zu viel Böses, um gut über ihn zu reden.“

Charakter.

Corneille gilt heute noch als der Vater der französischen Tragödie, als der Meister erhabener Schreibart. 1807 setzte die Akademie einen Preis aus auf sein Lob, 1834 wurde in Rouen sein Denkbild errichtet: „Die Liebe zu Corneille“, sagt der Franzose Nisard,[2]) „macht unserm Lande Ehre. Sie ist die Wirkung jener Liebe für große Dinge, und jener Leidenschaft für große Männer, die ein Hauptzug in unserm Nationalcharakter sind. Wir sind ein Volk, das die Helden liebt. Wir sind kaum im Stande, einer weisen Regierung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die unser Blut und Geld schont, während unsere volle Gunst den Helden zufliegt, welche um den Preis des Blutes von einer ganzen Generation, der Trauer der Mütter und des Ruins des allgemeinen Wohlstandes, große Dinge vollbringen. Wir treiben Götzendienst mit den Helden und klatschen ihnen aus der Tiefe unseres Elends Beifall, wenn sie uns nur eine große Rolle spielen lassen.“ — Gewiss eine richtige Bemerkung über den Nationalcharakter! Aber als echter Franzose setzt der Schriftsteller sogleich bei: „Gott verhüte, dass dieser Heroencult in unserm Lande sich je abschwäche! Er bildet die Spannkraft unserer Seele, er

Heroencult.

[1]) Außer den Préfaces am Anfang und den Examens am Ende seiner Stücke erschienen drei Discours: „De l'utilité et des parties du poème dramatique“; „De la tragédie“; „Des trois unités“.

[2]) Nisard, Histoire de la littérature française, II, p. 143.

wird den Frieden ruhmvoll und die Ruhe achtenswert machen. Möge Gott verhüten, dass Corneille je aufhöre, auf unserer Bühne volksthümlich zu sein, denn an diesem Tage würden wir aufhören, eine große Nation zu sein!"[1]) —

Racine.

Bald stieg neben Corneille ein nicht minder glänzender Stern auf, der Sophokles neben dem Äschylus der Franzosen. Wie Athen, so hatte auch Frankreich das Glück, zu gleicher Zeit mehrere schöpferische Geister im Fache des Dramas zu besitzen. Die Tragödie als solche war von Corneille geschaffen, es konnten nur noch Lücken ausgefüllt, Gebrechen getilgt und die Sprache gleichmäßiger und glänzender werden. Dies vollbrachte Johann Racine. Wie die Deutschen streiten, wer größer sei, Schiller oder Goethe, so gibt es bei den Franzosen zahlreiche Schriften über Corneille oder Racine. Wer ist größer? Jeder ist groß, jeder einzig in seiner Art. Bei Corneille ist Kühnheit, Erhabenheit, bei Racine die vollendete Durchbildung und Anmuth. Racine vereint die Schönheiten Virgils mit der Liebesglut Raphaels, mit der Tiefe des Sophokles. Corneille wendet sich an den Geist, Racine an das Herz. Wie Schiller in seinen Dramen vorzugsweise die Männer gemalt und Goethe die Frauen, so Racine die Frauen und Corneille die Helden; auch die Frauen des letztern sind Heroinnen. Corneille wendet sich an die Einbildungskraft und an den Verstand; an jene durch die übermenschliche Größe seines Heldenthums: er entlockt uns Thränen der Bewunderung, seine Helden opfern sich für eine Idee. Racine schildert die Leidenschaft und rührt das Herz; La Bruyère sagte nach dem Erscheinen der „Andromache": „Statt des Menschen, wie er sein sollte, haben wir jetzt den Menschen, wie er ist" — den Menschen im Dienste einer Leidenschaft, die ihn beherrscht und der er erliegt, während bei Corneille die Helden über die Leidenschaft siegen und glücklich und voll Leben aus dem Kampfe hervorgehen. Bei Corneille siegt die Idee, darum die sentenzenreiche Sprache; bei Racine erliegen die Personen der Leidenschaft, und darum die Glut seines Ausdruckes. Nisard sagt mit Recht: „Racine flößt uns eine andere Art der Bewunderung ein, als Corneille. Wir staunen, dass Corneille eine so hohe Idee von uns hat, und dass Racine uns so gut kennt. Jener enthüllt uns eine Größe, die wir uns nicht zutrauten; dieser zeigt uns in der Tiefe unseres Herzens eine Schwäche, die wir uns verbergen möchten."

Racine. Vergleich mit Corneille.

„Wir leben in einem so tiefen Dunkel über uns selbst und haben ein so lebhaftes Bedürfnis, uns kennen zu lernen, dass das die wahre Höhe der Kunst ist, uns zu zeigen, wer wir sind und mit wem wir leben. Der Zauber

[1]) Nisard, Histoire de la littérature française, III, p. 28.

der Wahrheit bei den Sterblichen ist so groß, daſs sie auch klatschen beim Gemälde ihres eigenen Elends, und daſs sie sich beinahe über ihre Leiden trösten, wenn sie nur erfahren, warum sie leiden. Die Wahrheit ist im Schauspiel immer eine Art Geständnis über uns selbst, bitter oder süß, je nachdem uns ein Schrei des Schmerzes oder ein Seufzer der Freude entrissen wurde. Jeder, der aus einer Vorstellung heraustritt, ohne in seinem Innern ebensosehr mithandelnd als zuschauend gewesen zu sein, hat keine rechte Empfänglichkeit für diesen Genuſs. Glauben wir ja nicht, die Kunst herabzusetzen, wenn man ihr das Amt gibt, uns zu belehren; es gibt nichts Größeres als das Herz des einfachsten Menschen. Die Kunst ist aus dem Menschen hervorgegangen, wie sollte es unter ihrer Würde sein, auf ihn zurückzuwirken?" — Corneille ist hochfliegend, kraftvoll, Racine weich, tief, zart, ein feiner Zergliederer unseres Herzens, der Maler der Frauen, die viel schwerer zu schildern sind, als die Männer — in mehr als zwei Dritteln seiner Stücke spielen die Frauen die Hauptrolle. Corneille schildert uns die Männer von der Seite, wo sie groß, Racine von der Seite, wo sie schwach sind. Corneille hat die Gesetze der dramatischen Kunst gesucht und festgestellt, Racine sie auf bewunderungswürdige Weise durchgeführt. Der Bau seiner Stücke ist einfach, aber fest und harmonisch; wie Goethe seine „Iphigenie" zuerst in Prosa schrieb und sie dann erst in Verse übertrug, so schrieb Racine immer zuerst sein Drama ganz in Prosa nieder und konnte man oft von ihm hören: „Das Stück ist fertig, ich habe jetzt nur noch die Verse zu machen." — Corneilles Sprache ist kühn, Racines Vers harmonischer und anmuthiger.

Lebensgang. Racine stammt aus einer angesehenen bürgerlichen Familie in Ferté-Milon und ist geboren am 21. December 1639. Vater und Mutter verlor er schon im vierten Jahre. Der Vater seiner Mutter nahm ihn in sein Haus, wo er aber unter den vielen Mitgliedern der Familie ziemlich vernachlässigt war. Doch that der Großvater das Gute für ihn, daſs er ihn später in die Schule zu Beauvais schickte, wo tüchtige Lehrer waren. Hier blieb Racine bis zu seinem sechzehnten Jahre, wo er durch die Verwendung seiner Großmutter und seiner Tante, die beide in Port-Royal lebten, in diese tüchtige Schule gelangte und besonders (Port-Royal.) den Unterricht von Lemaitre genoſs, der ihn oft in sein Zimmer kommen, ihn Stellen von Dichtern und Rednern erklären ließ und ihn in seiner ergreifenden Weise und mit seiner bezaubernden Stimme auf die Kraft des Inhalts und die Schönheit der Form aufmerksam machte. Der zartbesaitete, weich und harmonisch begabte Jüngling machte glänzende Fortschritte, insbesondere im Griechischen, und war bald wegen seines milden Charakters der Liebling seiner Lehrer, wie wegen seiner dichterischen Neigung der Gegenstand ihrer Sorge: man überraschte ihn oft mit dem Sophokles oder Euripides in der Hand in den Laubgängen der Abtei, aber auch über dem Versemachen, denn das Dichten war hier verpönt! Einmal riſs man ihm den griechischen Roman „Theagenes und Chariklea" aus der Hand und warf ihn ins Feuer. Was halfs, Racine kannte ihn auswendig! Er erhielt für sein Vergehen nur dadurch Verzeihung, daſs er die Hymnen des Breviers in französische Verse übertrug.

Der dreijährige Aufenthalt in diesem Kloster verlieh ihm eine reiche Bildung — er las die schwersten griechischen Schriftsteller mit Leichtigkeit — und eine tiefe religiöse Stimmung, die durch Stürme der Leidenschaften überdeckt werden konnte, aber immer wieder mächtig hervorbrach. Racine kam nun von Port-Royal in das College d'Harcourt, wo er Philosophie studierte. Nach dem Wunsche seiner Verwandten sollte er Advocat werden oder in einen Orden treten, aber seine Neigung zur Dichtkunst überwog. Einundzwanzig Jahre alt, verfasste er 1660 zur Feier der Vermählung des Königs ein Gedicht: „Die Nymphe der Seine" — es gefiel. Colbert wies dem jungen Dichter ein Geschenk von 600 Livres an, aber in Port-Royal hieß es, er schlage eine schlechte Richtung ein, und man fieng an, Gebete für ihn zu halten — wahrscheinlich nicht ohne Grund; gesteht doch Racine selber, er habe geheult mit den Wölfen. Racine hatte ein Drama verfasst und schrieb zärtliche Briefe an Schauspielerinnen, die von Versen überströmen. Er las mit Eifer italienische und spanische Dichtungen und spöttelte in seinen Briefen über Port-Royal, weil man von hier aus seiner Leidenschaft in den Weg trat. Port-Royal wurde damals aufgelöst.

Um ihn der lockern Gesellschaft, in der er sich wohl fühlte, zu entziehen, sandte man ihn nach Uzes in Südfrankreich, zum Bruder seiner Mutter, einem Domherrn, der ihm eine Pfründe zu verschaffen suchte (November 1661). Racine trug nun geistliches Gewand, bald sollte er in Avignon die Tonsur bekommen; für den Priesterstand passte er aber nicht mehr; Thomas von Aquin musste er studieren, daneben las er aber immer Virgil und Ariost. Er zweifelt selber an seinem Beruf für den priesterlichen Stand; seine Briefe zeigen eine gedrückte Stimmung, seine Gedichte hinwieder sein bewegtes Herz. Mit der Pfründe wollte es nicht recht vorangehen; müde des Wartens, kehrte Racine endlich nach Paris zurück, das halb vollendete Drama „La Thébaide" in der Tasche. In Paris knüpfte Racine literarische Verbindungen an, besonders mit Molière und Boileau. Mit letzterem schloss er eine Freundschaft, die ungetrübt bis zu seinem Tode dauerte und für ihn sehr nützlich war, denn der Kritiker stand dem Dichter immer berathend zur Seite, wie später Merk dem Goethe. Ein Gedicht: „La Renomée aux muses" gefiel Ludwig XIV. so, dass er ihm einen Gehalt anweisen ließ, „um ihm die Mittel zu geben, in seinem Eifer für die schöne Literatur auszuharren". — Für Molières Gesellschaft bestimmte Racine das Trauerspiel: „Frères ennemis"; als er aber 1665 aus Zuneigung für eine Schauspielerin sein Drama „Alexander" der Gesellschaft des Hôtel de Bourgogne übergab, trat eine Erkältung zu Molière ein, so dass die Verbindung zwischen ihnen abnahm. 1667 schon gieng seine „Andromache" über die Bühne, welche ihm die volle Gunst des Publicums gewann, das über dem Zauber seiner Verse den alten Corneille zu vergessen schien. Andromache.

Aber unter bittern Seelenkämpfen erstieg der junge Dichter die Höhe des Ruhmes! Seine Tante aus Port-Royal schrieb ihm unter Thränen und Gebeten, mit denen sie seine Rettung von Gott erflehe: sie habe gehört, wie er mit Leuten umgehe, die im Banne der Kirche seien, und sie flehe zu Gott, um ihn vom Rande des Abgrundes zurückzuziehen. Es schnitt tief in seine Seele, wenn ihn auch der Beifall der Welt fesselte und er der Schöpferlust seines Genius folgte. „Andromache" erregte einen Schrei der Bewunderung, nicht minder als seinerzeit der „Cid". Racines Milde und Anmuth entsprach mehr der Stimmung der Zeit. Corneille hatte die Griechen wenig gekannt, Racine war durchdrungen von griechischer Bildung. In der poetischen Schöpferkraft weiß er sich immer maßvoll

zu beherrschen. Jeder Theil, jede Kleinigkeit, jeder Vers ist von der Idee des Ganzen durchdrungen. Neuere französische Dichter haben einzelne Gefühle oder Situationen mit mehr Feuer dargestellt, aber an bewusster maßvoller Schöpferkraft im großen stehen sie alle Racine nach. Keiner erhob, wie Vauvenargues meint, stolzer sein Wort, und keiner verstand mehr Süßigkeit in dasselbe zu legen. Rasch nacheinander entströmten seiner Feder in den Jahren von 1667 bis 1677 classische Leistungen: „Britannicus", „Berenice", „Bajazet", „Mithridates", „Iphigenia", „Phädra". Der Neid folgt dem Verdienst, wie der Schatten der Sonne. Es fehlte nicht an bittern Angriffen, doch Racine blieb siegreich. Boileau stand ihm mit spitzigen Epigrammen wider die Gegner zur Seite. Eines griff den Herzog von Nevers so tödtlich an, dass er zu drohen begann. Da bot der Sohn des großen Condé dem Dichter in seiner Wohnung eine Zuflucht. „Sind Sie unschuldig, so finden Sie hier Schutz; sind Sie aber schuldig, so finden Sie ihn auch."

Über das innere Leben des Dichters während dieser zehn Jahre sind gar keine Andeutungen mehr bekannt, wenn wir nicht seine Dramen als Fenster betrachten wollen, durch die wir einen Blick in seine Seele werfen können. All seine Briefe aus dieser Zeit sind verschwunden, vielleicht auf seinen eigenen Wunsch von den Empfängern vernichtet. Nur zwei Dinge sind sicher: der Zwiespalt, in den ihn seine Dichtungen mit Port-Royal brachten, und sein Reueschmerz.

Port-Royal.

Seine Lehrer hielten ihn für einen verlorenen Mann. „Ein Theaterdichter", schrieb einer derselben, „ist ein öffentlicher Vergifter, nicht der Körper, sondern der Seelen der Gläubigen, und ist schuldig an unzähligen geistigen Morden." — Racine gab in einem Schreiben, das veröffentlicht wurde, stolze, schlagende, höhnische Antwort, die wie ein Stich ins Herz war für die noch überdies von der Regierung verfolgten Männer von Port-Royal. Der Bruch zwischen Schüler und Lehrern war vollständig. Diese sahen in jenem ohne Zweifel eine Natter, die sie an ihrem Busen genährt hätten. Racine errang indes einen Lorbeer nach dem andern. „Phädra" schien den Franzosen alles zu überbieten, was in dieser Kunst je geleistet worden. Alles pries den Dichter, der aber seines Glückes nicht froh werden konnte. Sein Herz war zerrissen; wie in neuerer Zeit Manzoni, schien er zu bereuen, was er Großes geleistet hatte, die Welt zu fliehen, die ihm ihre Blumen zuwarf. Racine wollte vom Drama nichts mehr wissen und 1677 Karthäuser werden. Mit Mühe hielten ihn seine Freunde davon ab. Sein Beichtvater untersagte ihm den Eintritt in diesen Orden, für den sein bewegliches Herz nicht passe, und rieth ihm, sich mit einem einfachen und tugendhaften Mädchen zu vermählen, was auch Racine that. Dass ihn der König 1677 zu seinem Geschichtschreiber ernannte, geschah offenbar zunächst, um ihn vom Eintritt in einen Orden zurückzuhalten. Racine suchte Frieden mit Gott und Aussöhnung mit seinen Lehrern. Arnauld wurde bewogen, „Phädra" zu lesen, und erklärte schließlich, das Stück sei ganz unschuldig und sehr schön. Boileau führte Racine zu ihm. Racine warf sich Arnauld zu Füßen und Arnauld, wie gedemüthigt von der Größe seines Schülers, stürzte vor Racine auf die Knie und beide umarmten sich unter Thränen. Racine hatte Verzeihung erlangt, aber er wollte keine Verse mehr machen. Seine Muse schwieg. Der Dichter lebte nur noch seiner Familie, besuchte seinen

Phädra. — *Historiograph.* — *Ein edler Lehrer und ein großer Schüler.*

Freund Boileau, kam oft nach Port-Royal und sammelte den Stoff zur Geschichte Ludwigs XIV., die aber durch einen Brand zugrunde gegangen ist. Als Edelmann des Königs und Historiograph hatte er Zutritt am Hof. Ludwig XIV. liebte seinen Umgang, ließ sich von ihm vorlesen, nahm ihn 1678, 1692 und 1693 mit auf seine Feldzüge. Der Dichter verehrte den König. 1683 sagte er sogar in einem Vortrag über Thomas Corneille: „Glücklich diejenigen, welche die Ehre haben, diesem großen Fürsten nahezutreten, nachdem sie mit den andern geschaut haben, wie er bei wichtigen Fragen das Schicksal der Welt entscheidet, ihn auch in der Nähe betrachten können und bei den einzelnen Anlässen seines Lebens ihn finden nicht weniger groß, nicht weniger heldenmüthig, nicht weniger bewunderungswürdig, als voll Billigkeit, voll Menschenfreundlichkeit, als Herrn seiner selbst, ohne Wanken, ohne Schwäche, als den weisesten und vollkommensten Mann.“ — Ludwig ließ sich diese Rede vorlesen und sagte erröthend: „Ich würde Sie mehr loben, wenn sie mich weniger gelobt hätten.“ Übrigens machte Racine nicht bloß gute Verse, sondern schrieb auch eine gute Prosa. Überhaupt zeigt jede Lage, in die er versetzt wurde, dass er auch für sie Fähigkeiten besaß. Aber von seinen Dramen wollte der Dichter nichts mehr wissen. Als er einer der Prinzessinnen Unterricht in der Declamation geben sollte, und diese eine Stelle aus seiner „Andromache“ vorzutragen anfieng, zog er sich, wie von der Erinnerung an eine Sünde, zurück und bat, ihn dieses Auftrages zu entheben. Er hatte stets eine Sorge, sein Sohn Ludwig, den er aufs sorgfältigste erzog, möchte Dichter werden wollen. Er schien Freude am geistigen Selbstmord zu haben.

Ludwig XIV.

Schwermuth.

Dennoch wusste die Maintenon seinem Genius noch zwei Perlen zu entlocken. In Erinnerung an die Gefahren, denen ihre Unschuld in ihrer Armut und Jugend ausgesetzt war, stiftete sie eine Erziehungsanstalt für Töchter von armen Edelleuten. 250 Mädchen von armen Officieren, die im Kampfe gefallen oder zu Krüppeln geschossen waren, erhielten unter ihrer Leitung in Saint-Cyr bei Versailles ihre Ausbildung. Wie in den Jesuitenklöstern, so sollte auch hier von Zeit zu Zeit von den Zöglingen ein Stück gegeben werden. Die Mädchen führten die „Andromache“ glänzend, aber mit zu viel Leidenschaft auf. Die Maintenon bat nun Racine, ein Stück für Saint-Cyr zu verfassen, das ganz nur einen religiösen Inhalt habe. So entstand 1689 die „E s t h e r“, eine der Blüten seines Genius, was Schönheit und Einfachheit des Planes, Schwung des Gefühles, Kraft und Anmuth des Ausdrucks anlangt. Christliche Frömmigkeit und hellenische Formvollendung sind hier im Bunde. Man nannte es eine bezaubernde biblische Idylle. Der Beifall, den die Darstellung fand, war wunderbar.

Saint-Cyr.

Esther.

Zuerst sah der K ö n i g, dann die P r i n z e n, dann der g a n z e H o f diese Vorstellung, auch der König von England und sein Gefolge. Zur Vorstellung der „Esther“ zugelassen zu werden, galt als das höchste Zeichen der Gunst. Paris, welches „Esther“ nur lesend genießen konnte, suchte seinen Groll darüber in Aufsuchung von Anspielungen zu befriedigen: es fand in Aman den Louvois heraus, in der Vasthi die Montespan, in der Esther die Maintenon selber, im König Ludwig XIV., woran aber ohne Zweifel Racine gar nicht gedacht hatte. Für den gleichen Zweck dichtete Racine 1691 „A t h a l i e“, welche Voltaire für das

Athalie. größte Werk dramatischer Kunst erklärte, wegen der Großartigkeit der Handlung, der Erhabenheit der Sprache. Es ist fortlaufende Musik, ein erhabener Choral. Boileau nannte sie die höchste Leistung Racines. Dennoch hatte sie den Erfolg nicht wie „Esther“ und der Dichter wurde dadurch entmuthigt. Sie wurde nur vor Ludwig XIV. und der Maintenon, nicht in einem Theater, sondern in einem Saal, nicht im Costüm, sondern von den Mädchen in ihrer gewöhnlichen Tracht aufgeführt. Von vielen Seiten hatte man nämlich der Maintenon vorgeworfen, sie mache aus ihrem Erziehungshaus eine Pflanzschule für Schauspielerinnen. Erst dreißig Jahre später wurde „Athalie“ vor einem ganz anderen Geschlecht auf dem Théâtre Français in Paris aufgeführt. Sie ist die letzte, glänzendste Leistung des Dichters. Wie des Sophokles „Ödipus auf Kolonos“ von einer weichen Todessehnsucht durchzogen ist, so „Athalie“ vom Gedanken an den Ewigen. Die Chöre darin sind Meisterstücke der französischen Lyrik.

„Athalie“ ist der letzte Laut aus dem Munde des Dichters. Er schrieb bald darauf auf Bitten der Maintenon eine Darstellung des Leidens des Volkes durch die vielen Kriege. Der König überraschte die Maintenon beim Lesen. Sie musste ihm den Namen des Verfassers angeben. Ein hartes Wort aus Ludwigs

Kränkung. Mund traf den Dichter ins Herz. Er konnte die Ungnade des Königs, den er verehrte, nicht ertragen, er war wie gebrochen. — „Fassen Sie sich,“ sagte eines Tages die Maintenon in den Gärten von Versailles, „ich werde schon alles wieder gut machen.“ — „Nein, das können Sie nicht, Madame!“ entgegnete der Dichter. — „Warum plagen Sie sich! zweifeln Sie an meinem Einfluss oder an meinem guten Willen?“ — „Nein, Madame, ich weiß, wie groß Ihr Einfluss ist beim König, und Ihre Güte gegen mich, aber ich habe eine Tante, eine Heilige, die jeden Tag zu Gott bittet, dass er mich demüthige, und dass mir Ungnade zutheil werde, und sie hat noch größern Einfluss.“ Ein Wagen rollte daher. „Eilen Sie fort,“ rief die Maintenon, „der König kommt.“ Es war der letzte Schlag für den Mann, der früher so gern gesehen war und dessen Herz der Liebe be-

Tod. durfte. Racine starb am 21. April 1699. In seinem Testamente sprach er den Wunsch aus, zu den Füßen seines Lehrers begraben zu werden: „Ich bitte die

Testament. Frommen von Port-Royal, mir diese Ehre zu bewilligen, obschon ich mich derselben unwürdig weiß, sowohl wegen der Ärgernisse meines vergangenen Lebens, als wegen des geringen Gebrauches, den ich von der dort genossenen Erziehung gemacht habe, und wegen der großen Vorbilder der Frömmigkeit und Büßung, die ich dort geschaut und nur zu erfolglos für mich angestaunt habe. Aber je mehr ich Gott beleidigt habe, umsomehr bedarf ich der Gebete einer so heiligen Gemeinde, um sein Erbarmen auf mich herabzuflehen.“ [1]) — Der Jansenist, den Paris in ihm zurückgedrängt hatte, trat gegen Ende seines Lebens wieder hervor — zugleich das reiche Gemüthsleben. Sein Sohn schreibt von ihm: „Mein Vater war ganz Gefühl und Herz; ich kann seine Briefe nicht abschreiben, ohne jeden Augenblick Thränen zu vergießen, denn sie strömen über von der Zärtlichkeit, die ihn durchdrang.“ —

---

[1]) Über Racines Beziehungen zu Port-Royal vergl. Sainte-Beuve, Port-Royal, Deuxieme ed. Paris 1860. I, p. 26, 49, 400; II, p. 259; III, p. 103, 131, 399, 400—427; Vol. V, p. 130—142, 438—515.

Molière.

Auch seinen Aristophanes sollte das Zeitalter Ludwigs XIV. haben in Molière, welcher in vielen seiner fünfunddreißig Lustspiele musterhaft ist durch seine Kenntnis der Menschen und des Lebens, durch die Schärfe seiner Beobachtung, durch die unübertreffliche Zeichnung der Charaktere, durch die zwanglose Anlage seiner Stücke und die Naturwahrheit der Situationen, durch die Frische und Lebendigkeit, durch die Anschaulichkeit der Sprache, durch die Raschheit und Leichtigkeit des Dialoges. Boileau nannte ihn den großen Meister dessen, was sich schickt, und den ersten Schriftsteller seiner Zeit, und Goethe meint, in Molière finde sich die moderne Individualität, Sitte und Gesellschaft, in den wahrsten und klarsten Umrissen dargestellt. Mehrere seiner Stücke sind classisch, nicht bloß für die Franzosen, sondern für alle Nationen. Komödie.

Fontenelle sagt in seiner Lobrede auf Corneille: um den Wert eines Genies zu begreifen, müsse man auf den Standpunkt zurückblicken, von dem es ausgegangen ist. Als Corneille auftrat, herrschte in Frankreich die Posse, zum Theil Nachahmung aus dem Italienischen, zum Theil Ansammlung von alten derben Späßen, die lose aneinander gereiht waren. Es gab höchstens Situationskomödien. Mit Corneilles „Menteur" begannen die Charakterstücke in edlerer Sprache, mit Fernhaltung aller gemeinen Späße, mit Achten auf guten Ton und anständige Rede; sein „Lügner" lügt, auch wo es nicht nöthig ist. Selbst Molière gestand, dieser habe der Komödie in Frankreich die Bahn gebrochen. Molière.

Molière — sein eigentlicher Name ist Jean Baptiste Poquelin — war der Sohn eines Tapezierers im Dienste des Königs und wurde geboren in Paris, 15. Januar 1622; seit 1637 besaß er die Stelle seines Vaters. Trotzdem hat Poquelin eine gelehrte Bildung genossen: er besuchte das College de Clermont, wo unter Leitung der Jesuiten sein späterer Schützer, Conti, sein Mitschüler war; er hörte Philosophie bei Gassendi, einem Gegner des Cartesius, und lernte hier jede Meinung prüfen, und dass man nicht schwören dürfe auf die Worte eines Lehrers; mit diesem Anhänger der epikureischen Atomenlehre theilte er die Vorliebe für Lucretius, dessen Werk über die Natur der Dinge er zu übersetzen begann. 1642 machte Molière als Stellvertreter seines Vaters eine Reise mit dem Hofe nach Narbonne. Dann verlegte er sich bis 1645 auf das Studium des Rechtes, er sollte Advocat werden, aber der öftere Besuch der Vorstellungen im Hotel de Bourgogne hatte seine Liebe zum Schauspiel großgezogen und Neigung für eine Schauspielerin Bejart bestimmte ihn, in ihre Gesellschaft, deren Haupt er nach und nach wurde, einzutreten. Von jetzt an führte er den Namen Molière. Die Bande spielte anfangs in Paris, von 1646—1658 aber in Provinzialstädten, in Nantes, in Bordeaux, Narbonne, Toulouse, in Lyon, wo Molière namentlich mit seinem Intriguenstück „L'Etourdi" Beifall fand. In Marseille lockte sein „Dépit amoureux" wegen des Witzes und der Naturwahrheit der Charaktere die Zuhörer. Dann näherte sich die Bande allmählich wieder Paris, wo er 1658 auf Verwenden des Prinzen Conti vor dem Könige spielen durfte. Seine Posse gefiel und Ludwig XIV. gab seiner Bande das Recht, auf dem Theater du Petit-Bourbon zu spielen. Die Bande hatte zehn Mitglieder, jedem

Studien. Reisen. Ludwig XIV.

ward ein Jahresgehalt von 300 Livres angewiesen. Namentlich gefiel den Parisern der „Etourdi", in welchem Molière selber den Mascarille spielte. Seine „Précieuses ridicules" machten 1659 Aufsehen. Schritt für Schritt gieng Molière vorwärts, indem er durch Naturwahrheit Beifall fand und seiner eigenen Kraft bewusst wurde. „Muth, Muth, Molière," rief ein Greis ihm zu, „hier entsteht die wahre Komödie." — „Ich brauche", meinte Molière selber, „nicht mehr Plautus und Terenz nachzuahmen, ich brauche nur die Welt zu beobachten." Aber damals, wo die feinere Sprache der höheren Gesellschaft sich bildete, und so viele ohne Geschick diese zierlichere Redeweise nachahmen wollten, fühlten einige vornehme Damen in Molières Stück sich so bitter getroffen, dass es durch ihren Einfluss für einige Zeit verboten wurde. Dafür stiegen aber auch die Preise der Plätze. 1660 erschien das erste Stück Molières gedruckt, „Sganarelle", und ein Neufville, von riesigem Gedächtnis, war nach mehrmaligem Zuhören im Stande, es vollkommen niederzuschreiben und zu veröffentlichen, was ein Nachtheil für Molière war, denn jetzt konnten auch andere Banden dieses beliebte Stück aufführen. Jede Bande betrachtete ihre Stücke als ihr Eigenthum, ihr Capital. Manche warfen Molière vor, dass er Stellen aus fremden Stücken stehle. „Ich nehme das Gute", entgegnete er, „wo ich es finde." — Es war in der That so wenig ein Diebstahl, als wenn ein Baumeister einen von einem anderen behauenen Stein nach seinem eigenen schönen Plane verwendet.

Wie Molière vorschreitet.

Molière hatte einen ungemeinen Freimuth und würde ob seiner kühnen Angriffe den mächtigen Gegnern oft zum Opfer gefallen sein, hätte ihn der König nicht selber in Schutz genommen. Zwischen dem Könige und dem Dichter waltete eine innige Verbindung. Ludwig XIV. hielt es nicht unter seiner Würde, durch Gesang und Tanz sich an der Aufführung der Arbeiten Molières für den Hof zu betheiligen, auch gewisse Stoffe und Charaktere und Scenen dem Dichter aufzutragen, und dieser bot sein reiches Talent auf, um für des Königs Ansichten und Pläne die öffentliche Meinung zu gewinnen.[1]) Hatte Molière nicht mehr Zeit, ein ganzes Stück nach den Absichten des Königs auszufeilen, so gab er nur die einzelnen Scenen an, und die Ausführung wurde dem Schauspieler überlassen. Auf dem Landgut Fouquets in Vaux wurde 1661 zum erstenmale „Die Schule der Ehemänner" gegeben, eben da arbeitete der Dichter in vierzehn Tagen „Die Plagegeister" aus, auf den Wunsch des Königs fügte er die Episode vom Jäger hinzu. 1662 gieng „Die Schule der Frauen" über die Bühne, eine vollständige Sittenkomödie voll feinen Spottes, voll von Glut und Witz — sie wurde aber auch der Gegenstand heftiger Angriffe; der Marquis de la Feuillade, der darin verhöhnt war, misshandelte nachher den Dichter, musste aber dafür auch einige Zeit den Hof meiden. Indem der Dichter den Adel demüthigte, arbeitete er für den unumschränkten König. Sicher hohen Schutzes griff Molière im „Impromptu de Versailles" den niederen Adel noch

Freimuth

erweckt Feinde.

---

[1]) Vergl. die Capitel „Madame et Molière", „Molière et Colbert", „Le Misanthrope" in Michelet, Louis XIV., vol. I, III. édit. Paris 1860.

viel bitterer und mit beißenderen Witzen an. An Entgegnungen fehlte es nicht — man duellierte gleichsam mit Lustspielen.

Ein Edelmann reichte beim König die Anklage gegen Molière ein, er habe 1663 die Tochter seiner ehemaligen Geliebten, der Madeleine Bejart, also sein eigenes Kind, geheiratet. Die Antwort des Königs bestand darin, dass er Pathenstelle beim ersten Kinde Molières vertrat. Als die Edelleute am Hofe Molière nicht zur Tafel zulassen wollten, nöthigte der König eines Morgens, während die Thüren dem Adel zum Eintritt eröffnet wurden, den Dichter, mit ihm Geflügel (En cas de nuit) zu essen, und rief den Eintretenden zu: „Sie sehen, wie ich Molière bei mir essen lasse, den meine Hofbediensteten ihres Umganges für unwürdig halten."

Der König hält ihn.

Bei dem siebentägigen Feste, welches Ludwig XIV. im Mai 1664 in Versailles gab, weniger um den Hof und die Welt, als um ein Herz zu blenden, um das er damals liebeberauscht warb, nämlich um die Liebe der La Vallière zu gewinnen, wurden „Die Plagegeister", „Die erzwungene Heirat" („Mariage forcé"), „Die Freuden der Zauberinsel" („Les plaisirs de l'île enchantée") von Molière gegeben, und zum Schluss die drei ersten Acte des „Tartufe" oder des „Heuchlers" („L'Hypocrite"), wie ihn der Verfasser damals nannte.

Tartufe.

Das Ärgernis, welches der „Tartufe" bei Vielen erregte, war so groß, dass der Festbericht erklärte, der König habe die Ähnlichkeit zwischen denen, welche eine wahre Frömmigkeit auf die Bahn zum Himmel bringt, und denen, welche ein Zurschaustellen guter Werke nicht hindert, schlechte zu begehen, wohl erkannt, und sein Zartgefühl in religiösen Dingen dulde eine Vermengung nicht, und obgleich er nicht an den guten Absichten des Verfassers zweifle, so habe er doch die fernere Aufführung des „Tartufe" verboten, bis das Stück vollendet und von Sachverständigen geprüft sei, damit schwache Gemüther dadurch nicht irre würden. Zwei große Parteien bildeten sich, für oder gegen den „Tartufe", an der Spitze der einen stand der König, an der Spitze der anderen der Erzbischof von Paris. Molière legte sein Stück dem päpstlichen Gesandten vor: es sei nur gegen Heuchler gerichtet, welche, obschon weltlich, doch die Leitung in geistlichen Dingen sich anmaßen wollten, bloß um weltliche Zwecke zu erreichen; nichts könne der Sache der Religion mehr dienen, als solche Heuchler zu entlarven. Der Nuntius schien erbaut: es sei nicht wahr, was man ihm gesagt habe, dass die Leute des Königs Feinde der Kirche seien. Die Bischöfe richteten sich nach dem Nuntius,[1]) und das ganze Stück wurde November 1664 unbeanständet aufgeführt — bald darauf „Don Juan", von welchem Bazin sagt, „er wollte auf dem Theater einen bestraften Freigeist, einen zermalmten Gottesleugner darstellen, der in den Abgrund gestürzt wird".[2]) Es gelang dem Dichter jedoch nicht, seine Gegner damit zu versöhnen. Um ihn für diese Feindseligkeiten zu ent-

Don Juan.

[1]) Michelet, Louis XIV., vol. I, p. 61.
[2]) Victor Fournel — in der Biographie générale, vol. 35, sub „Molière".

schädigen, ernannte Ludwig XIV. Molières Bande zur königlichen (Troupe Royale) mit einem bedeutenden Gehalte.

Dadurch ermuthigt, griff der Dichter im nächsten Stücke („Amour médecin") einen anderen Stand, die Ärzte an. Mit der Heilkunde stand es damals in Paris schlimm, Schwindler genossen das öffentliche Vertrauen. Molière war empört über sie, die ihn von seinem langjährigen Husten, welcher beim Sprechen auf der Bühne leicht in einen Krampf ausartete, nicht zu heilen vermochten. Die vier damals berühmtesten Ärzte von Paris soll er deshalb, wenn auch unter fremden Namen, doch in ihren Gesichtsmasken dem Spotte preisgegeben haben.
Le Misanthrope. Nach langem Drängen Boileaus arbeitete Molière 1666 seinen „Menschenhasser" aus, welchen nach Voltaires Behauptung ganz Europa als Meisterstück der hohen Komödie betrachtete — das vollendetste Sittengemälde ohne die üblichen Beigaben der damaligen Komödie, rein nur Entfaltung von Charakteren. Jeder erhält darin die seinen Verirrungen entsprechende Strafe. Jeder spricht seinem Charakter gemäß allgemeine Wahrheiten darin aus. Jeder stellt sich selber bloß, indem er andere bloßstellt. Jeder corrigiert sich am anderen. Nicht Gut und Schlecht stehen sich hier als Gegensätze gegenüber, sondern zwei Verkehrtheiten, von denen die eine immer die andere geißelt. Molières Geist hat in diesem Stücke seine höchste Höhe erreicht. Im Alceste hat Molière sich selber abgebildet, in Celimene seine junge Gattin, mit der er nicht glücklich war, die ihm nur zu gegründeten Anlass zur Eifersucht gab — aber er selber war nie ein Muster der Treue gewesen und sollte bitter die Strafe dafür bezahlen. Der „Misanthrope" wäre Molières bestes Stück, wenn er nicht den „Tartufe" geschrieben hätte, welcher mit jenem wetteifert. 1667 war der „Tartufe" vollendet, während Ludwig im Feldzuge gegen Flandern war; bloß mündlich hatte der König die Aufführung dem Dichter verheißen, der Präsident gestattete sie jedoch nicht. 1667 gieng „Amphitryon", 1668 „George Dandin" über die Bühne. 1669 wurde „Tartufe" zum erstenmale vollständig aufgeführt, neben dem „Misantropen" der Liebling des Dichters, in denen er sein Herz aussprach. Heuchelei war ihm vor allem zuwider, aber er hatte sich damit auch auf ein gefährliches Gebiet gewagt: jede fromme Richtung war jetzt der Gefahr ausgesetzt, für erheuchelt zu gelten. Bourdalone erhob in der Rede über die Heuchelei seine mächtige Stimme gegen Molière, er hieß den „Tartufe" eine verdammliche Erfindung, um die Gutgesinnten zu demüthigen, um sie verdächtig zu machen und ihnen die Freiheit zu benehmen, sich zu Gunsten der Tugend zu erklären. Bossuet klagte, dass bei Molière die Frömmigkeit lächerlich, die Verführung in Schutz genommen und das sittliche Gefühl verletzt werde.[1])

Der nächste Angriff galt zunächst der Titelwuth („Le Bourgeois gentilhomme"), der Pedanterie und gelehrten Eitelkeit („Les Femmes savantes). Die letzte Laune des Dichters, der krank war und nichts von den Ärzten wissen wollte, war, einen Gesunden darzustellen, der sich für krank hält und mit Ärzten umgibt („Le malade imaginaire"). Während der Vorstellung auf der Bühne wurde Molière vom Blutsturz befallen. Man trug ihn
Molières Tod. in sein Haus, wo zwei Klosterfrauen ihm Hilfe zu leisten suchten. Molière starb 17. Februar 1673, nicht älter als einundfünfzig Jahre. Ein Befehl des Königs

[1]) Lettre au Père Caffaro, 1694. Vergl. Sainte-Beuve, Port-Royal, III, p. 201.

war nöthig, dass er in geweihter Erde bestattet werden konnte; seit 1817 ruhen seine Überreste auf Père-Lachaise. Die Akademie setzte ihm in ihren Räumen 1778 eine Büste mit der Inschrift: „Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre". Zwei Porträts von ihm im Louvre zeigen, dass er ein schön gewachsener Mann, mittlerer Größe war; im offenen Gesicht liegt viel Gutmüthigkeit, im schwarzen Auge viel Geist und Glut. Ein Bericht aus seiner Zeit meldet: „Molière war ganz Komödiant vom Wirbel bis zur Zehe: er schien mehrere Stimmen zu haben. Alles redete an ihm: mit einem Schritt, einem Lächeln, einem Wink, mit einem Nicken des Kopfes gab er in einem Augenblicke mehr zu verstehen, als sonst ein Redner in einer Stunde." — Seine Thätigkeit war groß, Molière arbeitete rasch; sein Einkommen stieg auf 30.000 Livres des Jahres, aber Neigung zu Aufwand und Wohlthätigkeit gegen Arme ließ ihn nicht zu Vermögen kommen.

Molière war sehr gutmüthig, aber auch schwermüthig, nicht glücklich, man hört unter dem Sprudel seines Witzes heraus ihn oft weinen. Während das Publicum bei seinen Spässen vor Lachen sich kaum fassen kann, scheint der Dichter wie von Trauer erfüllt, weil die Fehler, die er geißelt, unausrottbar sind. Er ist der schärfste und rücksichtsloseste Beobachter menschlichen Thuns und Treibens; er entwirft die in sich wahrsten Charakterbilder; er weiß in der einfachsten Weise ein Stück anzulegen, die Handlung leise und unmerklich zu wenden und zum Ziele zu führen. Von den drei großen Dramatikern seiner Zeit wird er heute noch am meisten gelesen und gespielt;[1]) seine Stücke scheinen eine unverwüstliche Jugend zu haben, seine Sprache wird am meisten studiert. Woher diese Erscheinung? Nisard meint: „Das Lustspiel entzieht sich allem Wechsel der Stimmungen, die das Trauerspiel treffen. Man braucht keine Gelehrsamkeit dazu. Wer hellen Menschenverstand und ein gesundes Herz mitbringt, ist fähig es zu genießen und zu beurtheilen. Es ist immer der Wirklichkeit am nächsten. Die Einbildungskraft ermüdet nicht über Gestalten, wie wir sie jeden Tag neben uns entstehen sehen, oder wie wir selber sind. Was uns allein anfremden könnte, sind die Sitten der Vergangenheit, aber sie werden für uns gerade anziehend, wo sie von denen der Gegenwart abweichen — es sind die Sitten unserer Vorfahren und ihre Verirrungen liegen unserer Natur nahe. Dann war Molière nicht bloß ein großer Dichter, sondern auch ein Schauspieler ersten Ranges: er schuf das Charakterbild und spielte zugleich die Rolle selber: er prüfte die Zuhörer immer an sich selber, er lernte, wo man ihn fassen könne und wie man ihn zurückscheuche. Er beobachtete das Publicum nicht aus einer Loge oder hinter einer Coulisse oder aus einer Ecke des Saales: er fragte es, indem er mitspielte, selber, und je nach der Antwort lernte der Dichter vom Schauspieler oder der Schauspieler vom Dichter, ohne Ausrede, denn er war an den Erfolg angewiesen: wenn der Dichter zwischen seiner Eitelkeit oder dem Erfolge

---

[1]) Die Literatur über ihn ist viel reicher, als die über Corneille und Racine zusammen.

geschwankt hätte, so wäre sein Stück durchgefallen. Molière hatte in den Augen seiner Zeitgenossen nicht die Größe, welche ihm die Bewunderung zweier Jahrhunderte seitdem verliehen hat: er wurde hin und wieder ausgepfiffen, aber der Misserfolg auf dem Theater wurde der Grund zur besseren Änderung eines Stückes. So kommt es, dass, während Corneille und Racine heutzutage mehr wirken, wenn sie vorgelesen, als wenn sie gespielt werden, das Lesen Molières reizt, ihn gespielt zu sehen, und der Anblick einer Vorstellung wieder antreibt, ihn zu lesen."[1])

Mit Corneille und Racine hören die großen Leistungen in der Tragödie im Zeitalter Ludwigs XIV. auf, bis Voltaire erscheint. Nach diesen großen Leuchten ist es auf einmal wie Nacht. Racines Sohn, Ludwig, geboren 1692 zu Paris und dort gestorben 1763, wollte wie sein Vater Dichter werden; da sagte ihm aber eines Tages Boileau: „Sie müssen sehr kühn sein, wenn Sie mit dem Namen, den Sie tragen, Verse machen wollen. Ich zweifle nicht, dass Sie eines Tages ordentliche Verse machen können, aber niemals Verse, wie Ihr Vater, denn — so lang die Welt steht — hat noch nie ein großer Dichter einen Sohn gehabt, der auch ein großer Dichter wurde." Louis sollte Advocat werden, aber das Studium des Rechtes widerte ihn an: er nahm nun das geistliche Gewand und gieng zu den Oratorianern, ohne aber Priester zu werden. Hier schrieb er das Gedicht von der Gnade,[2]) welches ihm einige Zeit die Aufnahme in die Akademie verschloss, denn Fleury fürchtete ein Wiederaufleben der jansenistischen Streitigkeiten. Nachdem Racine durch Laws System die Hälfte seines Vermögens verloren hatte, bekam er von der Regierung die Stelle eines Generalaufsehers der königlichen Güter in der Provence. Er nahm nun seinen Aufenthalt im Süden und vermählte sich 1728 und kam binnen dreißig Jahren wieder zu einem schönen Vermögen. Seit 1746 trat er zu Paris in den Ruhestand und lebte ganz nur den gelehrten und dichterischen Arbeiten: in den Denkwürdigkeiten der Akademie sind viele Abhandlungen von ihm. Er übersetzte „Das verlorene Paradies" von Milton, er gab Denkwürdigkeiten über das Leben seines Vaters und Bemerkungen über dessen Dramen heraus; auch ein Gedicht über die Religion, das einzelne sehr schöne Stellen hat,[3]) aber die Lehren des Jansenismus auseinander setzt, so dass ihm ein Bischof sagte: „Dies Gedicht wird der Grund Ihrer Verdammung sein beim jüngsten Gericht." — Louis Racine hatte einen reinen Charakter, aber eine abstoßende Gesichtsbildung, so dass man von ihm sagte, er sei ein Heiliger mit dem Antlitz eines Verworfenen. Der Tod seines einzigen hochbegabten Sohnes infolge des Erdbebens von Lissabon 1. November 1755 brach ihm das Herz. Er war fortan wie verloren und beschäftigte sich, theilnahmslos an allen anderen Fragen, nur mit dem Gedanken an den Tod.

Louis Racine.

Prosper Jolyet de Crébillon (1674—1762) aus Dijon schuf noch Dramen von einiger Bedeutung. Seine Sprache ist classisch, aber seine Gestalten stehen tief unter denen Corneilles und Racines: sie sind oft wie Besessene. Er treibt das Grausenhafte bis zum Unerhörten. Die Franzosen nennen ihn deshalb „den Schrecklichen".

Crébillon.

---

1) Nisard, Hist. de la Littérature française, III, p. 148 ff.
2) La Grâce. Poême en IV chants. Paris 1720.
3) La Réligion. Poême en VI chants. Paris 1752.

Molière allein hatte einen Nachfolger von wahrer Befähigung. — Jean François Regnard, 1647—1709. Das Leben dieses Mannes ist höchst abenteuerlich. Regnard ist ein Pariser Kind, Sohn eines reichen Kaufmannes und erhielt eine gute Bildung, aber geistige Arbeit war ihm zuwider; er verließ sich auf seine Begabung. Er selber sagt, von seinem zwölften Jahre an habe er nicht aufgehört, Verse zu machen. Nach dem Tode seines Vaters in jungen Jahren schon Erbe eines nicht unbedeutenden Vermögens, gieng Regnard nun auf Reisen, um das Leben zu genießen, zunächst nach Italien, wo er sich mit Leidenschaft, aber auch mit Glück, dem Spiele hingab: brachte er doch 10.000 Thaler reinen Gewinn nach Paris zurück. Die Erinnerungen an die Halbinsel waren ihm so süß, dass er wieder dahinzog. Die zweite Reise gieng aber nicht so glatt auf. In Bologna knüpfte er mit einer Dame aus der Provence ein Liebesverhältnis an, was er in dem kleinen Roman „La Provençale“ schildert. Von sich selber unter dem Namen Zelmis sagt er hier: „Er ist ein Cavalier, der auf den ersten Augenblick gefällt; man braucht ihn nur zu sehen, um sich inacht zu nehmen, in ihn verliebt zu werden.“ Auf dem Rückweg wurde das englische Schiff, auf dem er fuhr, von einem Seeräuber genommen. Die schöne Provençalin wurde in Algier um 1000 und Regnard um 15.000 Livres verkauft. Beide kamen an denselben Herrn, dessen Strenge jedoch Regnard durch seine Kunst, zu malen und zu kochen, zu mildern wusste. Ein Versuch, mit der Provençalin zu fliehen, misslang. Bald ward Regnard bei einer der Frauen seines Herrn ertappt, dieser klagte und dem Franzosen blieb nur die Wahl, zu sterben oder Mohammedaner zu werden. In dieser Noth traf eine Geldsumme für Regnard ein, von seinen Verwandten zur Loskaufung gesendet. Der französische Consul gewann den Türken, dass er die Klage zurücknahm, und Regnard kehrte mit der schönen Provençalin nach Frankreich zurück. Schon wollte er sich mit ihr vermählen, da erschien unerwartet ihr Mann, den man bisher todt geglaubt hatte und der durch die Mathuriner gleichfalls aus der Sclaverei losgekauft war. Um seine Leidenschaft zu beschwichtigen, gieng Regnard wieder auf Reisen — diesmal nach dem Norden, wo er bis zum Eismeer vordrang und am Berge Metavara mit seinen Gefährten die Verse in einen Felsen eingrub: Regnard.

„Gallia nos genuit, vidit nos Africa, Gangem
Hausimus, Europamque oculis lustravimus omnem,
Casibus et variis acti terraque marique,
Sistimus hic tandem, nobis ubi defuit orbis.“

Auf der Rückkehr in Stockholm ward er vom König hochgehalten, desgleichen in Warschau vom König von Polen; dann bereiste er die Türkei, Ungarn, Deutschland, kaufte sich nach seiner Rückkehr zu Paris die Stelle eines Schatzmeisters und lebte fortan in Paris oder auf seinem Landgute Grillon, und war von Vornehmen, wie den Prinzen Condé und Conti, viel besucht, denn einen liebenswürdigeren, witzigeren, freundlicheren Hausherrn konnte man kaum finden. Regnard starb 1709 auf seinem Landgute Grillon, da er ein Heilmittel einnahm, das für ein Pferd bestimmt war. Seine Lustspiele und Possen, von welchen „Le Joueur“, „Le Légataire“, „Les Ménechmes“, „Le Distrait“, „Démocrite“, „Les Folies amoureuses“ die gelungensten sind, haben Feuer, Anmuth, Lebendigkeit, gefällige Wendungen, Witz, aber es fehlt der sittliche Ernst, ohne den kein wahres Lustspiel geschaffen werden kann. Zwar sagt Voltaire, wem die Komödien Regnards nicht gefallen, der sei nicht würdig, die Stücke Molières zu bewundern;

allein besser urtheilt Joubert, wenn er sagt: „Regnard ist spassig wie der Diener und Molière komisch wie der Herr." — An Gewandtheit des Dialoges glich ihm sein Freund, später sein Feind, Charles Rivières von Fresny (1649—1724). Satirisch derb, aber ohne poetische Haltung, ist Carnot Dancourt (1661—1726), zuerst Advocat, dann Schauspieler. „Le chevalier à la mode" und „Le bourgeois de qualité" werden heute noch gegeben. Desgleichen der „Ami de tout le monde et le roi de Cocagne" vom Schauspieler Antoine Legrand (1668—1728).

Oper. Noch sei bemerkt, dass Mazarin die Oper aus Italien nach Paris verpflanzte, dass Corneille die erste heroische Oper „Andromeda" dichtete, dass die Académie royale de musique das Operntheater war, für welches Lulli componierte und Guinault die Texte dichtete, und dass neben der ernsten die komische Oper und das Vaudeville (Liederspiel) namentlich in den Pariser Vorstädten gepflegt wurde. —

Lafontaine.

Lafontaine. Zu den Dramatikern rechnete sich auch der große Fabeldichter Lafontaine, geboren zu Château-Thierry 8. Juli 1621, gestorben zu Paris 1695, ein Dichter von Feinheit des Urtheils, Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung, geistreich und witzig wie wenige, der in Feinfühligkeit für das Leben der Natur nur mit Franz von Sales und Bernardin de Saint-Pierre verglichen werden kann. Seine Fabeln gelten nicht bloß in seiner Heimat, sondern bei allen Völkern für classisch. Ein Franzose sagt: „Wenn in einem Hause nur zwei Bücher sind, so sind es die Bibel und die Fabeln von Lafontaine." Sie sind das Entzücken der Jugend, die ihre Freude hat an der Schilderung des Charakters der Thiere, an der Lebendigkeit der Darstellung, und die Bewunderung des Alters, wegen der Lebensweisheit, die darin enthalten ist. Diese kleinen Geschichten sind so lebendig und natürlich, dass sie immer jung erscheinen und heutzutage zum Lachen und zum Nachdenken anregen, wie vor zweihundert Jahren. Es gibt größere, aber nicht populärere Dichter als Lafontaine. Wenige Dichter kannten das Alterthum so gut, doch stört kein gelehrter Prunk den Genuss bei seinen Dichtungen. Äsop und Phädrus waren seine Vorbilder, aber er ist anmuthiger und wirksamer als beide. Jene sind gedrängter, Lafontaine stellt ausführlicher und plastischer dar. Das Versmaß wechselt je nach der Natur des Stückes und schließt sich ungezwungen, wie ein leichtes Gewand, dem Inhalte an. Die Lehre folgt unwillkürlich aus der Erzählung, unparteiisch, anmuthig und heiter. Der Dichter war kein Anhänger eines Systems, ein träumerischer Mann, dem zu dichten und gerade Fabeln zu dichten Bedürfnis war. Er blieb natürlich, weil er nicht an den Hof gezogen wurde. Ludwig XIV. war ihm nicht zugethan, weil er in der Dichtung mehr das Großartige liebte und an den kleinen Fabeln so wenig Geschmack finden konnte als an den Bildern der

holländischen Schule. Auch hatten die Contes, die Lafontaine früher herausgab, ihn verletzt, denn in der Dichtung hielt der König strenge auf den Anstand. Die Fabeln von Lafontaine sind theils eigene Erfindung, theils Übertragung aus den Dichtern des Alterthums oder des Mittelalters. Die Darstellung ist immer eigenthümlich und lebendig. Die ganze Natur spricht.[1]) Die Franzosen lieben es, Lafontaine als Sittenlehrer Molière gegenüberzustellen. So sagt Chamfort in seiner Lobrede auf Lafontaine: „Der Pinsel Molières ist wirkungsvoller und fester, der Pinsel Lafontaines zarter und feiner; der eine wirft die großen Züge mit einer Stärke hin, die ihn den feinen überlegen zeigt, der andere die feinen mit einer Gewandtheit, welche die Kunst der großen voraussetzt. — Der komische Dichter liebt das Lächerliche und fasst die vorübergehenden Formen der Gesellschaft; der Fabeldichter scheint sich zwar zunächst gegen die Laster zu wenden, zeichnet aber dabei die Menschennatur viel allgemeiner. Der erste macht mich lachen über meinen Nachbar, der andere führt mich in mich selber zurück. Jener rächt mich zunächst an den Thorheiten anderer, dieser läſst mich an meine eigenen denken. Der eine scheint im Lächerlichen ein Gebrechen gegen den guten Anstand in der Gesellschaft zu sehen, der andere betrachtet die Laster als ein ärgerliches Gebrechen der Vernunft bei uns selber. Habe ich Molière gelesen, so fürchte ich die öffentliche Meinung; habe ich Lafontaine gelesen, so fürchte ich mein eigenes Gewissen. Ein Mensch, den Molière bessert, könnte aufhören, lächerlich zu sein, aber lasterhaft werden; ein Mensch, den Lafontaine bessert, wird weder lasterhaft noch lächerlich sein, sondern vernünftig und gut."

Lafontaine war sein ganzes Leben hindurch ein träumerischer Mensch, der sich gehen ließ. Seine Studien machte er in Rheims bei den Oratorianern, vielleicht um als Abbé irgend eine Pfründe zu erhalten, merkte aber bald, daſs er nicht zum geistlichen Stande passe, und lebte nun ganz seinem Vergnügen bald in seiner Heimat, bald in Rheims, bald in Paris. Im sechsundzwanzigsten Jahre vermählte er sich. Sein Vater überließ ihm seine Anstellung als Aufseher über Lebensgang.

---

[1]) Im Epilog zu Livre XI sagt der Dichter:

C'est ainsi que ma Muse, aux bords d'une onde pure
Traduisait en langue des dieux
Tout ce que disent sous les cieux
Tant d'êtres empruntant la voix à la nature.
Truchement de peuples divers,
Je les faisais servir d'acteurs en mon auvrage:
Car tout parle dans l'univers;
Il n'est rien, qui n'est son langage.

Und in der Widmung an den Dauphin:

Je chante les héros dont Esope est le père;
Troupe de qui l'histoire, encor que mensongère,
Contient des vérités qui servent de leçons.
Tout parle en mon ouvrage, et même les poissons.
Ce qu'ils disent, s'adresse à tous tant que nous sommes;
Je me sers d'animaux pour instruire les hommes.

die Wälder und über die Gewässer, aber Lafontaine besorgte sein Amt nicht und verließ bald seine Frau und gab sich ganz nur seiner Neigung zur Trägheit und zur Zerstreuung hin. Malherbe und das Lesen der Alten hatte ihn zum Dichten angeregt. In seiner ersten Arbeit, einer Übersetzung des „Eunuchen" von Terenz, spricht er seine hohe Begeisterung für die Alten aus, die unübertreffliche Muster der Darstellung seien. Daneben las er fleißig Boccaccio, Macchiavelli, Ariost, Rabelais, Marot. 1654 wurde er an Fouquet[1]) empfohlen und bald wegen seines liebenswürdigen und geistreichen Wesens der Liebling in dessen Hause. Der reiche Finanzminister setzte ihm einen Jahresgehalt aus, unter der Bedingung, daſs er jedes Vierteljahr Verse dafür machen müsse. So entstanden kleine Gedichte, Erzählungen (Contes) in Menge, ganz im Geschmacke der Dichter jener Zeit, nur daſs bei Lafontaine die Ader reicher strömte. In den glänzenden Kreisen, die sich damals um den alles vermögenden Minister sammelten, nahm Lafontaine die Manieren der feinen Welt an und wäre, hätte dieses Glück länger gedauert, wahrscheinlich im Genießen untergegangen, ohne sein Bestes zu leisten.

Studien.

Contes.

Da kam der Sturz Fouquets. Lafontaine zeigte sich nicht, wie so viele andere, undankbar. Er beweinte das Schicksal seines Wohlthäters in einer rührenden Elegie, die „Nymphe de Vaux", und verwandte sich in einer Ode, allerdings vergebens, bei Ludwig XIV. um die Freilassung Fouquets; ja, er begab sich, um ihn zu trösten, nach Limoges, wohin der Gestürzte verbannt ward. Diese treue Anhänglichkeit und auf der anderen Seite seine Gabe, schöne Verse zu machen und, wenn er bei Laune war, eine Gesellschaft zu unterhalten, verschaffte ihm die Gunst hochgestellter Damen, von denen er wie ein Kind gehätschelt wurde. Anna Mancini, die Gemahlin des Herzogs von Bouillon, gewährte ihm glänzende Gastfreundschaft auf ihrem Schlosse zu Château-Thierry und trug ihrem Hofmeister, wenn sie dasselbe verließ, immer auf, ja alles zu thun, damit sich der Gast nicht langweile. — Margaretha von Lothringen, die zweite Gemahlin des Herzogs von Orleans, Gaston de France, ernannte ihn zum Edelmann ihres Hofstaates; auch andere Großen bezeugten ihm zuvorkommend ihr Wohlwollen. Ehrgeiz, an den Hof zu kommen, hatte der Dichter nicht, aber im Hause der Montespan war er sehr beliebt. Bald wurde er mit Molière und durch diesen mit Boileau und Racine bekannt und dieser Umgang wirkte formell und materiell wohlthuend auf ihn, wie aus seiner poetischen Erzählung „Psyche" hervorgeht. Nach dem Tode der Herzogin von Orleans, nach der Verbannung der Herzogin von Bouillon nahmen sich Vendôme und Condé und die Prinzessin Conti des Dichters an, vor allem aber Madame La Sablière: sie sorgte wie eine Mutter für ihn, verschaffte seinem Sohne eine Stellung. — Lafontaine kümmerte sich nämlich ebensowenig um seinen Sohn wie um seine Frau — man nannte ihn deshalb auch Mann ohne Frau und Vater ohne Sohn. Der Dichter bildete den Zauber des gelehrten Kreises, der sich um die Sablière bildete. Niemand konnte besser und geistreicher eine Gesellschaft unterhalten, aber er muſste bei Laune sein, sonst war er der langweiligste, stummste Gesellschafter. La Bruyère schildert ihn als plump, schweigsam, stumm in der Gesellschaft: „Er weiß weder zu reden, noch das zu erzählen, was er soeben gesehen hat; wenn er aber zu schreiben anfängt, so ist er das Muster guter Erzählung. Er weiß Bäume, Thiere, Steine, kurz alles, was nicht spricht, sprechen zu lassen. Er ist ganz nur Anmuth und Eleganz in seinen Werken." — Bei der

Gunst der Großen.

---

[1]) Vergl. Bd. X, S. 227 dieses Werkes.

Madame la Sablière hatte sich der Dichter durch seine Gaben so in Gunst gesetzt, daſs sie ihm Wohnung und Kost in ihrem Hotel vermachte, auch als sie, der Welt müde, sich zurückzog und ganz frommen Übungen und der Pflege der Kranken sich hingab. Als sie starb, war es die Familie Hervart, die sich in gleich hochherziger Weise des Dichters annahm, der nicht für sich zu sorgen wuſste. Bei demjenigen aber, welcher damals, als der personificierte Staat, die Dichter zu belohnen verstand, bei Ludwig XIV., kam Lafontaine nie recht in Gunst: Ludwig XIV. er wuſste sich nie für das absolute Königthum recht zu begeistern, und auf der andern Seite sprach der leichtfertige Ton seiner poetischen Erzählungen (Contes) gegen ihn, und auf die Fabeln, deren sechs erste Bücher schon 1665 erschienen waren, legte Ludwig XIV. keinen Wert. Als die Akademie Lafontaine für einen erledigten Stuhl vorschlug, wollte der König seine Zustimmung nicht geben. Da feierte Lafontaine in einem Gedichte Ludwigs Größe und flehte seine Güte an, und dieser gab endlich, 2. Mai 1684, seine Zustimmung an die Abgesandten der Akademie: „Daſs Sie Boileau gewählt haben, ist mir sehr angenehm, die ganze Welt wird diese Wahl billigen; auch Lafontaine mögen Sie aufnehmen, denn er hat versprochen, in Zukunft vernünftig zu sein!“ Doch hielt der Dichter dieses Versprechen nicht so vollständig, denn einer schönen Dame zulieb verfaſste er doch wieder derartige leichtfertige Erzählungen, und es hätte ihm vielleicht übel bekommen, hätte nicht eine Krankheit, hätten nicht seine Freunde ihn anderen Sinnes gemacht, und hätten ihm nicht seine Fabeln einen sehr hohen Gönner verschafft, den Schüler Fénelons, den Herzog von Burgund. 1693 wurde der Dichter schwer krank. Auf Anrathen des Beichtvaters las er die Heilige Schrift. „Das Sinnesänderung. ist ein sehr gutes Buch“, sagte er ganz naiv, doch wollte er auf einmal wieder durch eine neue Ausgabe seiner Erzählungen, allerdings zu Gunsten der Armen, für das böse Beispiel, das er gegeben, etwas Gutes thun. Racine brachte ihn davon ab. Lafontaine wurde jetzt ganz anderen Sinnes. 1694 versprach er in der Sitzung der Akademie, das Ärgernis, das er gegeben, wolle er wieder gut machen. Er übersetzte das „Dies irae“ in schöne Verse; er wollte sich an eine Übertragung der Heiligen Schrift machen. Da raffte ihn der Tod hinweg am 13. April 1695.

Sein Hingang ward allgemein schmerzlich empfunden, man sprach nur von seinem guten Herzen, von seinem Freimuthe, von der Schönheit seiner Fabeln. Fénélon schickte dem Hingegangenen den schönen Nachruf nach: „Lafontaine ist nicht mehr, und mit ihm sind die heiteren Scherze, die anmuthigen Grazien hingegangen. Weinet um ihn, die ihr vom Himmel ein Herz und einen Geist empfangen habt, fähig alle Reize anmuthiger, natürlicher, ungekünstelter Dichtung zu empfinden! Trost ist, daſs er ewig leben wird in seinen unsterblichen Schriften. Durch die Fügung der Dinge gehört er der neuen Zeit an, durch die Art seines Geistes aber dem Alterthum, welches er in seinen ausgezeichneten Leistungen uns wieder vorführt. Lest ihn und sagt uns, ob Anakreon mit mehr Anmuth zu scherzen verstand, ob Horaz mannigfaltiger und anmuthiger die Philosophie geschmückt hat, ob Terenz den Charakter der Menschen natürlicher und wahrhafter geschildert, endlich ob Virgil rührender und harmonischer gesungen hat.“ [1]) —

---

[1]) Biographie générale, vol. 28. — Sainte-Beuve, Portraits littéraires, t. I.

Boileau.

Von höchster Bedeutung nicht bloß für die französische Literatur in Boileau. seiner Zeit, sondern auch für ihre Entwicklung seit damals ist Boileau-Despréaux, der Dictator des französischen Parnasses, der Gesetzgeber des Geschmackes (le législateur du goût), wie ihn die Franzosen nennen, die an seinen Schriften sich immer und immer wieder bilden und zu seinen Grundsätzen, als den allein richtigen, nach mancherlei Abweichungen davon immer wieder zurückgekehrt sind. Er ist einer der gelesensten Schriftsteller in Frankreich: 60 Ausgaben seiner Bücher erschienen schon während seines Lebens, im Jahre 1830 zählte man schon 250 Ausgaben. Wer die Eigenthümlichkeit französischer Literatur und französischen Geistes in ihrem innersten Wesen erfassen will, den muss man immer auf Boileau verweisen. Seine Grundsätze, die bald ausführlich, bald orakelhaft in seinen Schriften mitgetheilt werden, sind mustergiltig für die Franzosen. Bedeutung. Was Form, Darstellung, Sprache, Versmaße anlangte, ist er höchst vollendet in allem. Er gab seine Gesetze in den reinsten Versen. Er ist aber kein schöpferischer Dichter ersten Ranges: der Verstand überwiegt bei ihm vor der Einbildungskraft. Sein Feuer hält nicht lange aus. Die Stellen von wahrhaft poetischer Kraft sind nur kurz, diejenigen aber, in welchen das Nachdenken vorwiegt, sind länger. Er ist eigentlicher Dichter nur in Pausen und doch ist er bedeutsamer für Frankreich geworden, als wenn er die höchste poetische Leistung vollbracht hätte, dadurch dass er falschen Richtungen entgegentrat und der besseren Regel und der geistigen Zucht zum Siege verhalf, und dass er die Würde des Schriftstellers auch äußerlich und der Welt gegenüber zu wahren wusste. Er ist der Meister der geistigen Zucht und viele Franzosen glauben, dass die Größe des französischen Geistes auf Boileau beruhe.[1]) Sein Geist ist wie ein scharfer Wind, der die Luft von Miasmen reinigte, und ein frisches gesundes Wachsen dadurch möglich machte. Die Brutwärme, die zu großen dichterischen Schöpfungen nöthig ist, ward ihm nicht zutheil. Richtigkeit des Urtheils und Ehrenhaftigkeit des Charakters sind seine Glanzpunkte. Vor ihm wog der spanische Geschmack vor, wir sahen oben, wie Corneille sich falschen Richtungen entwand, um nach einigen musterhaften Leistungen doch wieder in dieselben zu versinken. Auch Racine war anfangs in einer falschen Richtung befangen — der Verkehr mit Boileau erhielt ihn auf der rechten Bahn, nachdem er sie einmal betreten hatte, und, als die kalte Aufnahme der „Athalie" den Dichter in sich selbst misstrauisch machte, war es Boileau, der ihm sagte, sie sei seine größte Leistung. Boileaus Leben war ein steter Kampf, aus dem er jedoch als Sieger hervortrat. Dichter, die vor ihm für

---

[1]) So Nisard, l. c. II, p. 291—403.

Größen galten, werden jetzt nicht mehr gelesen, sondern nur noch als seine Opfer aufgezählt, als diejenigen, welche er, an seinem Siegeswagen gebunden, nachschleift.

Boileaus Vater war Gerichtsschreiber des Parlamentes in Paris. Der Sohn sollte Advocat werden, aber das Studium des Rechtes widerte ihn bald an. Einige Zeit hindurch wollte er Geistlicher werden, aber auch die Theologie gefiel ihm auf die Dauer nicht, doch ist er immer gläubiger Christ geblieben und in seinen späteren Jahren stand er viel mit den Jansenisten in Verbindung. Er hatte Mittel genug, sich der schönen Literatur widmen zu können. Die Alten schienen ihm ewige Muster der Form aufgestellt zu haben und Boileau hatte dichterisches Gefühl genug, um das wahrhaft Schöne in Geisteswerken voll zu empfinden, und Verstand genug, Gesetze daraus festzustellen. Er wuchs auf im Hasse gegen den verkommenen Geschmack seiner Zeit, gegen das Überladene, gegen die falschen Bilder, gegen das Süßliche. Es gab eine Richtung, die keine Zucht hatte, und eine andere, die eine falsche Zucht hatte. Die einen ahmten die Fehler Ronsards und die andern die Fehler Malherbes nach. Die eine Richtung hieß le Galant, die andere le Soutenu. Von der ersten Richtung, die auch die spanische war, sagt Lope de Vega selber, er denke dabei an die Posaunenengel bei Abbildungen des jüngsten Gerichtes oder an die Abbildung der Winde auf den Wandkarten, oder an eine Dame, welche nicht bloß Schminke auf den Wangen, sondern auch auf den Ohren aufgelegt habe. Die andern sahen das Höchste in einer Einfachheit, die prosaisch war, in gekünstelten Versen. Lebensgang.

Nicht die Bedeutung einer Leistung entschied, sondern die Coterie. Der Regellosigkeit in der Kunst entsprach die der Sitten der Schriftsteller. Es waren nicht mehr wie im Mittelalter Edelleute, die als unabhängige Männer die Dichtung pflegten, es waren Bürgerliche, die von großen Herren abhiengen und um Brot und Gunst ihr Lob singen mussten. Die Dichter waren eigentlich an die Stelle der früheren Hofnarren in hohen Familien getreten: wie jene mit ihren Späßen, so mussten diese bei allen wichtigen Anlässen in der Familie mit Gedichten bereit sein. Sie waren geistreiche, aber oft auch unverschämte Schmarotzer, ihr Leben höchst regellos, nach Wochen des Hungers Tage der Völlerei. Voiture zum Beispiel erhielt mehr als einmal Daumenschrauben angelegt; man warf ihm vor, dass er Einbruchsdiebstähle bei Nacht verübt habe. Von einer Achtung vor ihrer Person konnte keine Rede sein. Die Buchhändler zahlten noch kein Honorar, der Dichter oder seine Beschützer mussten für den Abgang eines Buches sorgen. Die schmutzigsten Wege wurden gewählt, um die Bücher anzubringen. Jeder Dichter lobte den andern, um wieder von ihm gelobt zu werden, und jeder glaubte in seiner Eitelkeit, das Lob, das ihm ein anderer spendete, sei begründet. Es war schwer, diese Verbindung zu gegenseitiger Lobhudelei anzugreifen, denn diese Dichterbanden hielten zusammen, jeder sah im Angriffe auf den andern einen Angriff auf sich selber. Aber sie waren auch mächtig durch die großen Herren, welche sie beschützten, die Sots de qualité, wie sie Boileau nannte; wer Coterien.

den Diener angriff, schien am Herrn sich zu vergehen, und seit der König die Schriftsteller zu belohnen anfieng, war ein Angriff auf die falsche Richtung ein Frevel gegen die Majestät, ein Zweifel am guten Geschmacke des Königs oder seines Hofes.

Muth Boileaus.

Es gehörte also Muth dazu, falschen Richtungen entgegenzutreten, und Boileau hatte diesen Muth in der Stärke seiner Überzeugung, in der Gründlichkeit seiner Studien, in seiner Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, wie gegen andere. Nichts hatte Einfluss auf ihn, er verdarb aber auch diejenigen nicht, für welche er eintrat, durch übertriebenes Lob, er sagte selbst dem Könige die Wahrheit. So wurde sein Urtheil zerstörend für das Schlechte, förderrnd für das Gute. Um den Hass, den ihm seine Angriffe eintrugen, wenig sich kümmernd — einmal packte sogar ein Krämer alle Waren, die er verkaufte, in eine hämische Beurtheilung Boileaus, wozu ihn seine Gegner gedungen hatten — gieng Boileau geraden Weges auf sein Ziel los. Gegen seine bittersten Feinde bewies er sich sonst wohlwollend und in allen Beziehungen ehrenhaft. Als der Hof dem alten Corneille den Gehalt, welchen er bisher genoss, entziehen wollte, flog Boileau zum König und wollte eher auf seinen Gehalt als Historiograph verzichten. Als er von der Geldnoth eines bedrängten Gegners hörte, half er ihm in der Form, dass er ihm seine Bibliothek abkaufte, sie ihm aber zur Benützung ließ. Mit Molière, Racine und Lafontaine verband ihn die innigste Freundschaft: mit ihnen wurden die Grundsätze besprochen, welche Boileau in der „Art poétique“ zusammenstellte, deren vier Gesänge die Richtschnur der Kunst in Frankreich geworden sind. Lafontaine macht in seiner Liebesgeschichte der „Psyche“ auf diesen Verkehr aufmerksam: „Weder Neid, noch Bosheit, noch Ränke hatten eine Stimme unter ihnen. Sie verehrten die Werke der Alten, sie verweigerten denen der neueren das geziemende Lob nicht, sie sprachen von ihren eigenen Arbeiten mit Bescheidenheit und gaben einander guten Rath, wenn einer in die Krankheit der Zeit verfiel, was aber selten geschah.“ — Diese vier Freunde nennt Lafontaine Gelaste (Molière, von γελάω = der komische Dichter), Arist (Boileau), Acante und Polyphile (Racine und Lafontaine). Zwei- oder dreimal kamen sie jede Woche in Paris zusammen und theilten sich ihre Arbeiten mit. Wer bei der Tafel ausblieb, musste das nächstemal eine ganze Seite aus Chapelains „Pucelle“, einem schlechten Heldengedichte über die Jungfrau von Orleans, vorlesen. Die Unterhaltungen betrafen das ganze Gebiet der Dichtkunst. Während die andern bloß nach ihrem Gefühle urtheilten, war es Boileau, der das Gesetz festzustellen wusste. Für das, was sie als wahr anerkannten, arbeitete jeder in seinem Fache, und da ihre Leistungen alles verdunkelten, so siegte diese Richtung.

Ideal des Dichters.

Boileau stellt das Ideal eines Dichters in folgenden Stellen dar:[1]) Der Dichter soll sich wehren gegen das Lob; er soll aber nie die Kritik seiner eigenen Werke unberücksichtigt lassen, und gienge diese auch von einem unbedeutenden Manne aus, denn auch ein solcher könne oft einen guten Rath geben; er soll einen wahrhaften Freund suchen, der im Stande ist, ihn über seine Fehler aufzuklären; er soll Eifersucht und Ränke fliehen und nur für den Ruhm und nicht für den Gewinn arbeiten; er soll in seinen Versen die Reinheit des Lebens wider-

[1]) Chant IV.

strahlen lassen.[1]) Der Dichter soll vor allem den Menschen studieren und in die Tiefen seines Wesens hinabsteigen, um nicht ein falsches Bild nach seinen Launen zu entwerfen. Der Dichter soll der Natur folgen. Boileau nennt das Wahre „la raison, l'humain, le fond du coeur, la ressemblance avec la vie"; eine tiefere Untersuchung über das eigentliche Wesen des Schönen, wie wir Deutsche, durch gute ästhetische Werke verwöhnt, sie verlangen, suchen wir jedoch bei Boileau vergeblich. Er sagt uns bloß, was wir meiden sollen. Dennoch ist das Verdienst der „Art poétique" unleugbar. Nisard sagt: „Die ‚Art poétique' drückt im wesentlichen den Instinct des französischen Geistes aus in jeder Art der Kunstleistungen. Er führt alles auf allgemeine Grundsätze zurück, aus welchen der Leser je nach dem Umfange und der Feinheit seines Geistes die Schlüsse zieht, welche das bilden, was man heutzutage Ästhetik nennt. Die Lehren Boileaus verleihen das Genie nicht, — wer hat das je behauptet? aber, indem sie den Geschmack des Publicums, welches sein Urtheil und sehr oft die Anregung zu Kunstwerken gibt, vervollkommnen, steigern sie die Bedingungen, unter denen dauernder Ruhm erworben wird. Sie reizen das Talent des Künstlers durch die Schwierigkeit, den Richtern zu gefallen, und wenn aus stärkeren Ursachen, als alle Regeln und alle Vorschriften sind, der Höhestand des Talentes gesunken und der Geschmack verdorben ist, so hemmen sie das Übel und retten die Hoffnung auf bessere Zeiten. Ich kümmere mich nicht darum, ob man durch das Lesen der ‚Art poétique' ein Dichter werden kann, wohl aber darum, dass man es dahin bringe, sich durch einen schlechten Dichter oder ein dummes Buch nicht verführen zu lassen. Sind die Leser nur aufgeklärt und ehrenhaft, so hege ich wenig Furcht vor der Ansteckung durch schlechte Bücher. Wenn die ‚Art poétique' nur gute Richter von Geisteswerken bildet, so liegt mir nichts daran, dass sie niemanden zum Dichter macht. Es ist sehr wichtig für ein Land, wie Frankreich, dass der lesende Theil der Nation Einsicht und Geschmack hat. Neue Dichter werden schon kommen."[2]) Art poétique.

Boileaus literarische Thätigkeit ist von 1660—1668 vorzugsweise kampfvoll. Aus dieser Zeit stammen neun Satiren, in welchen namentlich die üblen Geschmacksrichtungen der Zeit angegriffen sind, auch der „Dialogue des héros des romans", eine Verhöhnung der sentimentalen Romane der Scudery. Die bessere Richtung siegte, die Gegner waren entwaffnet, der König und der Hof hatten sich für das Bessere erklärt, die Schlacht war gewonnen. In diese Zeit, 1669—1674, fällt die Sammlung der richtigeren Grundsätze in der „Art poétique" und die Abfassung seiner kritischen Sendschreiben (Epîtres). Die Stimmung ist ruhig und friedfertig. Boileau ist Historiograph des Königs geworden. Ein Spiel des satirischen Geistes des Künstlers ist das komische Heldengedicht „Le lutrin", der Chorpult. Der Dichter wollte damit die Behauptung eines Freundes widerlegen, man könne aus dem Streite zwischen einem Vorsänger und dem Säckelmeister der Kirche kein Gedicht machen. Es ist reich an anmuthigen Skizzen; Sprache, Stil und Verse sind meisterhaft, aber der Inhalt steht mit der Schönheit der Form in keinem Verhältnisse. Ein Bild aus Thon ist mit Diamanten verziert. Die Conception des Dichters ist schwach, trotz aller Meisterschaft der Form. Man nennt es komisches Epos — bekanntlich leugnet Vischer, dass es ein

Satires. Epîtres. Le lutrin.

---

[1]) Neben dem: „Aimez donc la raison" betont Boileau: Aimez — donc la vertu, nourissez — en votre âme.

[2]) Nisard, l. c. II, p. 386.

komisches Epos gebe:[1]) „Was man so nannte von der ‚Batrachomyomachie' bis zu Boileaus ‚Lutrin', Popes ‚Lockenraub', Zachariäs ‚Renommisten' und ‚Murner in der Hölle' ist nicht eine Species, sondern nur Parodie einer Species, worin diese dadurch lächerlich gemacht wird, daſs ihre groſsen Motive und ihr groſser Stil auf die Folie kleiner Stoffe gelegt werden. Diese Formen gehören in den Anhang der Satire." — Das Gedicht läſst uns kalt, denn verschwendet ist die Mühe des Dichters auf ein Nichts. In der letzten Zeit seines Lebens überwog wieder das satirische Element. Racine war todt, bei Hof herrschte Kälte gegen Boileau, die Gebrechen des Alters kamen, der Dichter war durch Angriffe gereizt. So entstand die Satire „Sur l'honneur" und „Sur l'équivoque", in welchen Bitterkeit anstatt Anmuth und Wortspiel statt des Witzes waltet. Boileau verstand nicht zur rechten Zeit aufzuhören, zu dichten. So vortrefflich seine Epigramme sind, so ungenieſsbar sind für uns, die wir Klopstocks gedankengeschwellte Rythmen lesen, seine „Oden" bis auf zwei. Boileau brachte seine letzten Jahre ziemlich in der Einsamkeit zu und verzagend an der Zukunft! „Er sah nichts mehr[2]) von seinem Einflusse und seinem Ruhm, er merkte weniger als jeder andere, wie er das Publicum streng, die Schriftsteller vorsichtig, die Talente arbeitsam und die Mittelmäſsigkeit ehrlos gemacht hatte. Während er den Verfall der Literatur bejammerte, schrieb man allenthalben schön, richtig, leicht und anmuthig."

Satiren. Einfluſs.

Ein Talent, ähnlich, aber nicht von gleicher Kraft, wie Molière, ist Jean de la Bruyère (1639—1699), der tüchtige Übersetzer der Charaktere des Theophrast,[3]) welchen er eigene mit voller Meisterschaft gezeichnete Charakterbilder beifügte, die derart gefielen, daſs sie La Bruyère mit jeder Ausgabe vermehrte, so daſs die letzte Ausgabe drei Viertel mehr als die erste enthält. Über den Lebensgang des Mannes haben wir nur wenige Nachrichten: er war Säckelmeister in seinem Heimatsort Dourdan, als Bossuet — man weiſs nicht mehr auf welche Empfehlung hin — ihn nach Paris kommen lieſs, damit er bei Ludwig von Bourbon, dem Enkel des groſsen Condé, den Unterricht in der Geschichte übernehme. Nach vollendeter Erziehung blieb La Bruyère im Hause des Prinzen, wo er in behaglicher Ruhe Gelegenheit hatte, die Menschen zu beobachten. Er hatte ein scharfes Auge, und was er beobachtete, gestaltete sich ihm gleich zum Bilde; er zeichnete die Menschen, wie sie leibten und lebten, und entwarf so eine Menge origineller Skizzen menschlichen Thuns und Treibens und so lebendig gezeichnet, daſs man meint, sie sprechen vor uns, wir sehen sie sich vor uns bewegen. Die einzelnen Charakterschilderungen sind durch philosophische Betrachtungen verbunden und diese Mischung von Bild und Lehre, von Witz und Ernst, von Milde und Strenge, macht uns diese mit Meisterschaft gezeichnete Galerie so angenehm, wenn auch manche Bilder überladen sind. Die Lehren sind an den Personen bewiesen und die Personen erhalten wieder Bedeutung durch

La Bruyère.

---

[1]) Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. Stuttgart 1857. III, S. 1316.

[2]) Daunou, Discours préliminaire in seiner Edition de Boileau.

[3]) Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle — erschienen zum erstenmal 1688.

die geistreichen Bemerkungen, mit denen La Bruyère den Hintergrund des Bildes beleuchtet. Er ist Meister des Stils. Er zeichnet feiner als Molière, aber nicht so kräftig, seine Bilder haben nicht die Allgemeinheit, wie die des großen Komikers.

Man vergleiche nur den „Onuphre" mit dem „Tartufe", der ein Gegenbild des letztern ist. Er selber meint von Molière, dass dieser mit zu grobem Pinsel zeichne, wobei er bemerkt, er sollte sein Kauderwelsch und seine rohen Ausdrücke meiden, und dem Molière den Stil des Terenz und dem Terenz das Feuer Molières wünscht. La Bruyère selber ist aber mehr formenschön, als inhaltreich. Er weiß, dass er gefällt, und sucht die Wahrheit, um zu gefallen, während der wahre Schriftsteller nur gefällt, weil er die Wahrheit als das höchste Gut sucht — was Boileau fein mit den Worten ausdrückt, es würde La Bruyère nichts fehlen, wenn ihn die Natur auch so angenehm gemacht hätte, wie er stets bestrebt sei, zu sein. Im Grunde des Herzens ist er ein kalter Anatom, der den Menschen zerschneidet, um seine Fehler zu zeigen, der über sie spottet, ohne ein Heilmittel anzugeben. Sein Zweck ist nicht so sehr, zu bessern, als zu unterhalten. Erst bei der vierten Ausgabe im Jahre 1696, wo der Ton, der vom Hofe ausgieng, streng und fromm war, fügte er im Schlusscapitel zwei Sätze hinzu, welche das Ziel seines Werkes bezeichnen sollten: „Haben die Menschen von Geschmack, die fromm und zugleich aufgeklärt sind, nicht bemerkt, dass unter den sechzehn Capiteln der Charaktere fünfzehn sind, welche nur das Schiefe und Lächerliche enthüllen wollen, was in den Gegenständen der Neigungen und Leidenschaften der Menschen enthalten ist, und dass sie nur suchen, die Hindernisse zu entfernen, welche in den Menschen die Erkenntnis Gottes anfangs schwächen und später gänzlich vertilgen? dass sie also nur Vorbereitung für das sechzehnte und letzte Capitel sind, in welchem die Lehre der Gottlosigkeit angegriffen und widerlegt ist, wo die Beweise für das Dasein Gottes, wenigstens diejenigen, welche die schwachen Menschen zu erfassen im Stande sind, angeführt oder ausgeführt sind und die Vorsehung gegen den Spott und die Klagen der Freigeister in Schutz genommen ist?" Im Grunde ist La Bruyère vielfach vom Geiste Montaignes angeweht. Über sein Verhältnis zu La Rochefoucauld und Pascal[1]) sagt er: „Pascal macht die Metaphysik der Religion unterthan, lehrt die Seele ihre Leidenschaften, ihre Laster kennen und behandelt ihre großen und ernsten Hebel, um zur Tugend zu führen, und will den Menschen zum Christen machen. La Rochefoucauld, dessen Grundsätze die Frucht eines durch die Welt gebildeten, ebenso feinen als scharfen Geistes sind, der da bemerkt, dass der Grund aller Schwächen des Menschen die Eigenliebe ist, greift diese, wo er sie trifft, ohne Unterlass an, und dieser eine Gedanke, der sich in tausend andere zersplittert, trägt durch die Wahl der Worte und deren Wechsel immer die Anmuth der Neuheit an sich. Mein Buch verfolgt keine dieser beiden Bahnen, es weicht von ihnen vollständig ab; nicht so erhaben wie Pascal, nicht so fein wie La Rochefoucauld, sucht es nur den Menschen vernünftig zu machen, aber auf einfache und gewöhnliche Weise."[2]) —

[1]) Über Pascal später.

[2]) Nisard, Histoire de littérature française. III, p. 221—257. Eine Reihe seiner Bemerkungen über La Bruyère in Sainte-Beuve, Port-Royal, I, S. 410; II, S. 81, 398, 449—451; III, S. 48, 49, 137, 195, 196, 252 ff; IV, S. 444—478; V, S. 63. Die beste Ausgabe ist von Walckenaer, Paris 1845: Première édition complète des Caractères, précédée d'une étude sur La Bruyère et sur son livre, suivie

Die großen Theologen. Bossuet.

Theologen. Die Zeit Ludwigs XIV. ist auch die Zeit der großen Theologen und des Glanzes geistlicher Beredsamkeit. Namen wie Bossuet, Fénélon, Bourdaloue, Flechier, Massillon, haben einen unsterblichen Klang.

Bossuet. Bossuet ist wohl der größte Kanzelredner Frankreichs, vielleicht der größte Schriftsteller, den es hervorgebracht hat, und heißt nicht mit Unrecht „der Adler von Meaux", wegen des hohen Fluges seines Geistes, wegen der Schärfe seines Blickes und der Höhe seines Standpunktes, von dem aus er die Dinge betrachtet, wegen der Beharrlichkeit, mit der er unwandelbar seinem Ideale nachringt: in ihm ist das, was das Alterthum Großes hat, aufs innigste verschmolzen mit dem christlichen Geiste, wie bei den Kirchenvätern des vierten Jahrhunderts. Bossuet war begeistert für die Schönheiten Homers und Virgils, aber gewaltiger ergriff ihn die Erhabenheit der Heiligen Schrift und die Tiefe der Kirchenväter. Aus diesen Quellen hat seine hochgestimmte Seele den Zauber der Sprache und die Stärke ihrer Überzeugung geschöpft. Von den Krankheiten seiner Zeit, dem Zweifel, wie der übertriebenen Frömmigkeit, hat sich Bossuet gleich fern gehalten — er ist eine durch und durch positive Natur: die Lehren der Religion waren die Überzeugung seiner Jugend und strömten noch von den Lippen des Sterbenden, auf ihnen beruhte die hohe Wirksamkeit seiner Mannesjahre.

Jugend. Jacques Benigne Bossuet[1]) stammt aus der Heimat des heiligen Bernhard, aus Dijon, aus einer angesehenen Familie, von der mehrere Mitglieder Räthe des dortigen Parlamentes gewesen waren. Er wurde geboren am 27. September 1627, und erhielt eine glänzende Ausbildung bei den Jesuiten, welche seine außerordentlichen Gaben rasch erkannten und liebevoll pflegten. Schnell bemächtigte er sich der Classiker, ihre Schönheiten vergaß er nie mehr, sein Gedächtnis war riesig. Als er im Zimmer seines Vaters eine Bibel fand, war er wie berauscht von ihrer Schönheit und kein Tag vergieng fortan, ohne dass er einige Stellen darin las. Sein ernstes, tiefes Wesen gab ihm die Bestimmung zum geistlichen Stand, während seine Familie ihn gerne auf der Laufbahn der Rechtsgelehrten gesehen hätte; sie sandte ihn nach Paris, um dort seine Studien

Studien. fortzusetzen. Das erste, was der fünfzehnjährige Jüngling dort sah, war der Einzug des damals allmächtigen, aber zum Tode erkrankten Richelieu — dieser Gegensatz irdischer Macht und Eitelkeit und menschlicher Hinfälligkeit machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Im Collège de Navarre hörte er Philosophie; seine Kameraden, welche ihn ob der Schönheit seines Charakters liebten und ob der glänzenden Eigenschaften seines Geistes bewunderten, verbreiteten wetteifernd seinen Ruhm in Paris. Im Hotel Rambouillet, wo damals die ersten Schöngeister sich versammelten, wollte man sich überzeugen, ob es wahr sei, dass der junge Theologe zu jeder Stunde und unvorbereitet über jedes Thema predigen

---

d'un appendice contenant les changements faits par l'auteur dans chacune des neuf éditions qu'il a données.

[1]) Bausset, Histoire de Bossuet, 4 voll. 1814.

könne. Man ließ Bossuet kurz vor Mitternacht kommen: nach kurzem Nachdenken über die Aufgabe, die man ihm stellte, riss er durch seinen Vortrag alles im Sturm der Begeisterung mit sich fort. Der anwesende Dichter Voiture bemerkte witzig: „Ich habe nie so spät, noch so früh predigen gehört.“ — Eine Versammlung von Bischöfen machte einen ähnlichen Versuch, der gleich glänzend gelang. Bossuet sah damals, um in der Kunst des Ausdrucks sich zu vervollkommnen, einige Stücke von Corneille, deren Feuer, deren männliche Schönheit ihn ergriff, doch vertheidigte er desungeachtet später die strengen Grundsätze der Kirche in Bezug auf das Theater.[1]) Als Bossuet 1648 zur Erlangung des Doctorgrades Thesen zu vertheidigen hatte, kam der große Condé mit glänzendem Gefolge, und nahm — in der Philosophie und im Latein wohl bewandert — selber Antheil an der Disputation, die zum Ruhme des jungen Gelehrten endete. Zwei Jahre verflossen dann in Metz im Studium der Kirchenväter, namentlich des heiligen Augustin, mit dem Bossuet im Schwunge seines Geistes, in der Schärfe seines Urtheiles viel Verwandtes hat. 1650 wurde er Doctor, 1652 Priester. In St.-Lazare, unter Leitung des Vincenz von Paul, dessen evangelische Milde sein strenges Wesen nur klären konnte, hatte er sich auf die Priesterweihe vorbereitet, die innigste Verehrung zog ihn in die Nähe dieses Heiligen. Bossuet ward Domherr in Metz, wo er sechs Jahre in riesigen Studien und in priesterlicher Thätigkeit zubrachte. Ein reformierter Geistlicher, ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit, gab hier einen Katechismus heraus, worin er zu beweisen suchte, die Reformation sei eine Nothwendigkeit gewesen. Der Bischof trug Bossuet die Widerlegung dieser Behauptung auf — und diese geschah mit so viel Scharfsinn, Wissen, Feinheit, und im Verkehr mit den Andersdenkenden mit so viel Milde, dass viele Protestanten zur katholischen Kirche zurückkehrten. Eine Frucht dieser Aufgabe ist die „Auseinandersetzung des katholischen Glaubens“,[2]) eigentlich für Turenne verfasst, der dadurch für den Katholicismus gewonnen wurde. So strenge Bossuet in seinen Grundsätzen, so duldsam und liebenswürdig war er im Verkehr mit Andersdenkenden; an Verfolgungen hat er nie Antheil genommen. Auf Bitten Turennes gab Bossuet diese Schrift 1671 in Druck. Sie wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und in mehrere Sprachen übersetzt.

Reden ex tempore. — Doctoriert. — Condé. — Vincenz von Paul. — Erste Schrift.

Einunddreißig Jahre war Bossuet alt, als ihn das Capitel von Metz nach Paris sandte, um für seine Angelegenheiten in der Hauptstadt thätig zu sein. Dort drang man in ihn, zu predigen. 1659 bestieg Bossuet zum erstenmal die Kanzel in der Hauptstadt. Der Zudrang war außerordentlich. Die Königin-Mutter — Anna d'Austria — kam mit ihrem Sohne und ihrer Schwiegertochter und dem ganzen Gefolge. Bald musste Bossuet am Hofe die Fastenpredigten halten, aber er predigte auch in andern Kirchen, und wenn er auch mehrmals über ein und dieselbe Frage sprechen musste, so geschah es doch jedesmal in neuer, ergreifender, strenger Weise, weil er nur Mühe hatte, die zuströmenden Gedanken zu beherrschen. Ludwig XIV. sandte seinem Vater ein Glückwunschschreiben, dass er einen solchen Sohn besitze. Der Akademiker Nisard[3]) sagt: „Was ist denn an diesen Reden, das uns

Predigt in Paris.

[1]) Maximes sur la Comédie.
[2]) Exposition de la foi catholique.
[3]) Histoire de la littérature française. III, p. 280.

Art der Predigt. so ergreift, die wir Christen sind höchstens in der Speculation und Katholiken in der Einbildung, in Wahrheit aber Zweifler und Ungläubige? Die Wahrheit über uns. Diese Wahrheit ist da ganz und voll und in all ihren Gestalten lebhaft und vertraulich, wenn sie sich näher auf unser Benehmen, auf unsere Sitten, auf unsere weltlichen Vortheile einlässt; scharf und schneidig, wenn sie unser Herz untersucht und uns folgt durch alle Ausflüchte unserer Eigenliebe; groß und feierlich, wenn sie in allgemeinen Ausdrücken von Gott spricht und vom Menschen, von den Lastern und von der Tugend, vom Leben und vom Tod. — Menschenkenntnis. Wer hat diesem keuschen Priester einen Scharfblick gegeben, dem nichts von unsern geheimsten Erbärmlichkeiten entgeht? Wer gab ihm diese unfehlbare Kenntnis des Herzens? Sein Genie hätte allein nicht dazu ausgereicht! Es gibt etwas, was dem christlichen Sittenlehrer das Geheimnis mittheilt, das der heidnische nicht kannte, und was den Christen dem Heiden überlegen macht. Wirkung der Beicht. Es ist dies die Beichte. Hier eröffnet sich das Gewissen dem Beichtvater; gedrängt von der Reue, sucht es sich aller Sünden zu entlasten und legt sie vor dem Beichtvater dar, der kein Bedenken trägt, die Wunden mit der Hand zu berühren, der die Kraft erhalten hat, sie zu heilen. Sie liegen offen vor ihm da. Christliche und heidnische Ethik. Der Sittenlehrer im Alterthum konnte den Menschen nur nach seinen Handlungen beurtheilen, die aber oft kein treuer Ausdruck seines Gedankens sind und wo der Zufall äußerlicher Umstände sich oft mit der eigentlichen Willensmeinung so seltsam vermengt, oder nach seinen Worten beurtheilen, die aber oft mehr dazu benutzt werden, den Gedanken zu verhüllen, als ihn zu offenbaren. Die Beichte hat den Menschen vor dem christlichen Sittenlehrer bloßgelegt. Vor diesen geheimnisvollen Richterstuhl kommen die Gedanken und verleugnen die Handlung, der Heuchler spricht hier wahr, der Charakter zeigt sich unter der Maske, die Laster legen das Prachtgewand ab, welches Unkundige für Merkmale eines höheren Ranges ansehen. Die Zerknirschung schmelzt das ganze Herz wie eine Flamme, die man dem Wachse nähert, und bringt darin diese süße Verwirrung hervor, welche Bossuet sogar der Unschuld vorgezogen hat, und die dem Sünder gerade dadurch einen Trost gewährt, dass er sich selber anzeigt. Der heidnische Sittenlehrer kennt die wahre Mitte nicht: entweder überschätzt er die Kraft der menschlichen Natur, wie es der Stoiker macht, oder er schmeichelt ihr und verhätschelt sie, wie es der Epikureismus thut, oder er lässt sie im Zweifel und in der Ungewissheit hin- und herschwanken, wie dies die Lehre der Akademiker thut, deren ungerechtfertigte Nachsichtigkeit oft Bossuet an Horaz tadelte. Der christliche Sittenlehrer ist allein im Besitz der Wahrheit. Man kann anderer Ansicht sein über die Göttlichkeit dieser Lehre, man mag zweifeln an der Macht, zu binden oder zu lösen, aber man darf nicht leugnen, dass die christliche Sittenlehre jede Falte des Herzens beleuchtet und dass das Christenthum die Philosophie ist, welche den Menschen am besten versteht.

Ich fürchte sehr, dass der schönste Grundsatz der alten Moral: ‚Kenne dich selbst!' meist unfruchtbar war. Denn wie wenige haben die Kraft, sich selber kennen zu lernen, wie wenige sind fähig zu der Selbstverleugnung und der Feinheit des Geistes, welche diese schreckliche Selbstprüfung verlangt, und wie viele gibt es nicht, die in der besten Absicht sich nicht kennen, die in den Schlingen ihrer Fehler gefangen sind und Gut und Bös verwechseln. Der christliche Priester ist kühner als der heidnische Sittenlehrer, er sagt zum Menschen: ‚Gib dich hin', und er hilft ihm, sich bloßzulegen, er leiht ihm Augen, um sich recht sehen zu können, er kehrt das Blatt um und der Sünder liest. Das Christenthum hat aus dem Bösen eine Krankheit und aus dem Priester einen Arzt gemacht, der den Beruf hat, zu heilen! Es ist nicht genug, dass man seine Fehler gesteht, man darf keinen verschweigen, sonst verliert man die Frucht des Geständnisses und belastet das Gewissen mit einer neuen Sünde. — Kein Werk des Alterthums kann uns eine Vorstellung von der Tiefe geben, in welche Bossuet mit Hilfe der Beichte ins Menschenherz hinabgedrungen ist, sie macht aus dem einfachsten Dorfpfarrer, wenn er Kopf hat, einen Sittenlehrer." — Wie regsam Bossuet als Redner war, sieht man daraus, dass bloß von den Vorträgen, die er 1659—1669 hielt, neunzehn Bände vorhanden sind und doch sind bei weitem nicht alle gesammelt.

Ganz unerreicht, alles, was vor ihm war, weit überflügelnd, ist er in seinen „Trauerreden" (Oraisons funèbres). Noch nie hat jemand schöner, ergreifender menschliche Größe gegenüber der Hoheit Gottes in ihrer Nichtigkeit klar hinzustellen verstanden und an den Hingang eines Sterblichen erhabenere Gedankenreihen zu knüpfen vermocht. Die Seele des Redners ist wie loderndes Feuer, welches, alles Irdische verzehrend, mit seiner Spitze den Himmel berührt. An der Großartigkeit der Bilder, an der Gedrängtheit der Worte sieht man, wie seine Seele sich nährte an dem Geiste der Heiligen Schrift. Ergriffen von seinem Stoff, ergießt der Redner seine Gedanken in Strömen. Um manchen der Hingegangenen kümmert man sich nur noch, weil Bossuet ihm in seinen Reden Unsterblichkeit verliehen hat. Oraisons funèbres.

Die Trauerrede auf Anna d'Austria ist nicht erhalten, wohl aber die auf die Königin Henriette, die Witwe Karls I. von England, und auf die Herzogin von Orleans, die Tochter Karls I., dann die auf die Königin Maria Theresia, die Gemahlin Ludwigs XIV., die auf die Pfalzgräfin Anna aus dem Hause Gonzaga, die auf den Kanzler Michael Le Tellier und die auf den großen Condé. Welch große Betrachtungen über die englische Revolution, über Karl, über Cromwell sind nicht in der Gedächtnisrede auf die Königin Henriette niedergelegt, und wie ergreifend ist der plötzliche Tod ihrer blühenden Tochter, wie glänzend sind nicht die großen Thaten Condés geschildert und der Übergang der Pfalzgräfin Anna aus einem Leben in Unglauben und Leichtsinn zu einem Leben in strengen Bußübungen und Werken der Barmherzigkeit! Der Kanzler Le Tellier hatte den König zuerst auf Bossuets Talent auf-

merksam gemacht, der Redner brachte ihm für seine Gunst den Dank, dass er ihn in seiner Schilderung unsterblich machte. Aus all diesen Reden fällt ein Strahl des Ruhmes auf den König zurück, für den Bossuet wie so viele hervorragende Männer seiner Zeit begeistert war. Allerdings wurden sie gehalten in jener Zeit, in der noch das frische Gefühl waltete der Freude über die Ruhe und Ordnung nach den Stürmen der Bürgerkriege, des Stolzes auf die Förderung der Kunst und der Wissenschaft und des Wohlstandes in allen Classen der Gesellschaft, des Hochgefühls über die Stellung, die Ludwig XIV. den Franzosen errungen hatte. Ludwigs Kriegslust und Herrschsucht waren noch nicht das Unglück Frankreichs geworden und der hochsinnige Bossuet hätte sich gewiss nicht zum Schmeichler erniedrigt. Die Rede, die er hielt, als die La Vallière den Schleier nahm, zeigt in ihrer ernsten und einfachen Sprache, wie er auch dem Hofe unangenehme Wahrheiten zu sagen verstand. Mit dem Freimuthe eines Nathan forderte er von Ludwig XIV. Trennung von der Montespan[1]) — und St.-Simon ist im Recht, wenn er sagt, Bossuet habe mit einem Freimuthe gesprochen, würdig der Väter der Kirche der ersten Jahrhunderte.

Bischof und Erzieher des Dauphin. 1669 wurde Bossuet Bischof von Condom und zu gleicher Zeit Erzieher des Dauphin. Mit mehr Sorgfalt, nach einem schöneren Plan, von einem genialern Manne ist selten die Erziehung eines Prinzen geleitet worden. Bossuet überwachte das Benehmen und die Studien seines Zöglings in allen Dingen. Er fasste Gebete, einen Katechismus, einen Communions-Unterricht, eine lateinische Grammatik, ein Lehrbuch der Geschichte für ihn ab. Er dichtete für ihn Fabeln, er las mit ihm die Classiker. Aus den Vorträgen über französische Geschichte und aus den Aufschreibungen seines Zöglings hierüber — denn dieser musste nach dem Vortrag des Lehrers selber über den Gegenstand berichten, dann das Wichtigste schriftlich zusammenfassen, und wenn es von Bossuet ausgebessert und mit Zusätzen vermehrt war, ins Lateinische übertragen — ist der Abriss der Geschichte Frankreichs bis auf Karl IX. entstanden. Diese Vorträge für den Kronprinzen waren für Bossuets Geistesentwicklung selber bedeutsam. Von neuem musste er sich mit den Größen des classischen Alterthums beschäftigen und seinen Zögling auf die ewigen Schönheiten derselben aufmerksam machen; er musste im Unterricht aus der Höhe philosophischer Betrachtung herab sich zu den Einzelheiten begeben. Dadurch wurde seine ganze Sprache milder, anschaulicher, gewählter, formvollendeter. Von dem Geiste, in dem er den Zögling unterrichtete, geben *Politik.* noch drei Schriften ein glänzendes Zeugnis. Die eine ist die „Politik nach der Heiligen Schrift."[2]) Sie ist vielfach verschrien worden, als sei Bossuet ein Anhänger der unumschränkten Monarchie. In der That liebte Bossuet seinen König und bewunderte die Regierung, die seinem Vaterlande im Innern Ruhe und Wohlfahrt, nach außen Glanz und Macht gab. Aber sowenig das Christenthum die unumschränkte Regierung bevorzugt, sondern mit der Republik ebenso verträglich ist, ebensowenig lehrt Bossuet, dass es recht sei, alles selbständige Leben in der Hand des Monarchen zu vernichten. Das Buch fasst nur die großen *Über die Monarchie.* Grundsätze zusammen, welche die Würde jeder Regierung — sei diese nun republikanisch, aristokratisch, streng-monarchisch oder constitutionell — bedingen und von deren kräftiger Durchführung die Wohlfahrt eines Volkes abhängt. Bossuet unterlässt nicht, zu bemerken, dass es Grundrechte gibt, die man nicht ohne Gefahr

---

[1]) Vergl. Bd. X, S. 463—464 dieses Werkes.
[2]) La politique selon l'Ecriture sainte.

verletzen darf, dass die Völker nicht der Fürsten, sondern die Fürsten der Völker wegen da sind: dass der Beruf des Fürsten ist, für das Wohl seines Volkes zu sorgen, dass derjenige, welcher solches unterlässt, strafwürdig ist wie der Tyrann, der sein Volk misshandelt; dass Selbstbeherrschung der Anfang ist, um in der Folge über andere zu herrschen; dass der Fürst die Gesetze und die Geschäfte verstehen und vor allem sich selber kennen muss; dass er die Wahrheit lieben und erklären muss, er wolle Wahrheit; dass er vor einem Beschluss zuerst alles umsichtig prüfen, vor Ränken sich hüten und falsche Berichterstatter strafen muss. Bossuet gibt der Monarchie vor allen andern Staatsformen den Vorzug, aber nicht derjenigen, welche nach Laune und Willkür, sondern derjenigen, welche, im Geiste des Christenthums, nach dem Gesetze regiert und von einem höheren Standpunkte den Beruf des Fürsten wie des Volkes auffasst. Die „Abhandlung über die Erkenntnis Gottes und seiner selbst“[1]) ist eine der schönsten Arbeiten Bossuets, eine Art Selbstschau, Weltschau, Gottesschau voll herrlicher, schön ausgesprochener Wahrheiten, voll gesunden Sinnes, obschon man das Studium der cartesianischen Philosophie darin bemerkt. Der „Abriss über die Weltgeschichte“[2]) wird, auch von Gegnern des großen Schriftstellers, als das Meisterwerk französischer Prosa gefeiert. Man denkt unwillkürlich an den Ehrennamen „der Adler von Meaux“ bei dieser großartigen Übersicht der Geschichte der Menschheit bis auf Karl den Großen. Wie richtig sind hier die Völker nach ihrem Genius in großen Zügen gezeichnet, ihr Geist, ihre Gesetzgebung, ihre großen Männer, ihre Staatsveränderungen, ihre Vorzüge und Fehler gewürdigt, die Größe und der Tiefsinn Asiens, die Weisheit der Ägypter, der Sonnenflug hellenischen Geistes, der Ernst, die Gottesfurcht, die Staatsklugheit der Römer geschildert! Wie würdig spricht der christliche Priester sich über alles Große des Heidenthums aus! Die Völker kommen und gehen nach dem großen Plane Gottes mit der Menschheit und all ihre Herrlichkeit wird wie ein Opfertrank vor dem Ewigen ausgegossen. Das war Geschichtschreibung, wie man sie damals noch nicht kannte, mit solcher Tiefe der Auffassung, mit solch strömender Beredsamkeit! Das Buch wurde in die meisten Sprachen Europas übersetzt, man versuchte Fortsetzungen, die aber nur zeigen, wie schwer es ist, die Arbeit eines solchen Geistes weiterzuführen. Weltgeschichte.

Als der Unterricht des Dauphin vollendet war, 1680, wurde Bossuet zum ersten Almosenier der Dauphine und zum Bischof von Meaux ernannt. Einen eifrigern Hirten kann man sich kaum denken. Er predigte viel, er bereiste fleißig seinen Sprengel, er versammelte seine Geistlichen zu Synoden, er hielt mit ausgezeichneten Priestern Missionen ab, er beantwortete fleißig Anfragen, er hob fromme Bedenken und verfasste Schriften, die dem Bedürfnis seiner Herde entsprachen. So entstanden mehrere Abhandlungen.[3]) Das wichtigste Werk, das in dieser Zeit entstand, war jedoch die „Geschichte der Veränderungen des protestantischen Lehrbegriffs“. La Bastide, ein protestantischer Prediger, hatte ihm nach der Herausgabe seiner „Auseinandersetzung des katholischen Glaubens“ Veränderungen vorgeworfen. Bossuet wollte in einer Vorrede zu einer anderen Ausgabe den Angriff zurückweisen, der Stoff wuchs ihm

Bischof von Meaux. Histoire des variations

[1]) Traité de la connaissance de Dieu et de soi-même, erst 1722 veröffentlicht.
[2]) Discours sur l'histoire universelle.
[3]) Elévations sur les mystères. Méditations sur l'Evangile. Traité de la communion sous deux espèces. Défense de la tradition sur la communion sous une seule espèce. Explication de l'Apocalypse. Proverbes. Commentaire sur les Psaumes 1600 u. s. w.

aber derart an, daſs daraus ein ganzes Werk wurde, eine Geschichte des Sectenwesens seit der Reformation, der Widersprüche ihres Lehrbegriffs, eine Charakteristik der Reformatoren, eine Darstellung der Politik, die sie leitete, ein Meisterwerk der Dialectik. Kein protestantischer Schriftsteller jener Zeit vermochte es zu widerlegen. Jurieu, der tüchtigste unter seinen Gegnern, und Basnage wurden in den Nachträgen zu dieser Schrift [1]) wie mit Keulenschlägen niedergeschmettert.

Concil von 1681. Als der erste Redner von Frankreich eröffnete Bossuet das Nationalconcil von 1681 mit dem Vortrage über die Einheit der Kirche. Er ist eine Art Triumphgesang auf die Braut Christi, auf die Kirche, die siebzehn Jahrhunderte allen Veränderungen, allen Verfolgungen, allen Irrlehren, allen Spaltungen, die schlieſslich nur sie wieder kräftigten, siegreich widerstanden habe. Gedankenreicher, in kühnern Wendungen sprach der groſse Redner niemals. Die vier Artikel, welche auf dieser Versammlung angenommen wurden und welche die Stellung der französischen zur allgemeinen Kirche bestimmten, haben in die Geschichte Frankreichs tief eingegriffen [2]) und sind seitdem der Gegenstand eifriger Parteinahme für und wider.

1693 veranstaltete Roccoberti, Erzbischof von Valencia, eine Sammlung von einundzwanzig Bänden in Folio gegen die gallicanischen Artikel — Bossuet schrieb auf den Wunsch des Königs eine Vertheidigung, die aber erst im achtzehnten Jahrhunderte herauskam. Ein wichtigerer Streit, der Bossuets Kräfte jahrelang in Anspruch nahm, und in welchem das zarte Band sich löste, welches lange ihn und Fénelon umschlossen, der bisher zu ihm wie zu einem väterlichen Freunde aufgeschaut hatte, — ist der über den Quietismus. Wir kommen damit an eine andere Leuchte Frankreichs, an eine Gröſse in der Kirche jener Zeit, an Fénélon, „den Schwan von Cambray" (le cigne de Cambray). Vergleicht man Bossuet mit Corneille, so kann man bei Fénélon an Racine denken. Hält man jenen mit Michel Angelo zusammen, so mag man in diesem ihm einen Raphael entgegenstellen. —

Fénélon.

Fénélon. François de Salignac de la Mothe Fénélon stammt aus einer alten, hochgestellten Familie in Perigord, und ist auf dem Schlosse Fénelon 6. August 1651 geboren. Seine Natur machte ihn für den geistlichen Stand geeignet, seine Familie hatte ihn dazu bestimmt. Seine ungewöhnlichen Fähigkeiten
Jugend. traten früh zu Tage: schon als Knabe war er mit den Schönheiten der hellenischen und lateinischen Literatar vertraut, im zwölften Jahre schon bezog er die Universität
Studien. Cahors. Bald darauf studierte er Philosophie und Theologie in Paris. Im fünfzehnten Jahre schon hatte er auſserordentlichen Erfolg bei einer Predigt. 1673 erhielt er im Seminar St.-Sulpice die Weihen und war dann drei Jahre

[1]) Avertissements aux protestants und Défense de l'Histoire des variations.
[2]) Vergl. Bd. X, S. 474—475 dieses Werkes.

in dieser Pfarrei thätig als Prediger und Katechet. In seinem frommen Eifer wollte er Missionär werden, zuerst in Nordamerika, dann in Griechenland: er hätte gern in Athen gepredigt, wo Sokrates gelehrt und der Apostel Paulus das Wort Gottes verkündet hatte. Wie gern hätte er auf dem Parnaß oder in dem Vaterlande Homers die Glut seiner frommen Seele vor gläubigen Zuhörern ausgehaucht.[1]) Eine Verfügung, die ihn an Frankreich fesselte, bewahrte ihn vor den Enttäuschungen, die ihn unter den Neugriechen sicher erwartet hätten. Hochbefähigte Männer machten den Hof auf den genialen jungen Priester aufmerksam. Der Erzbischof von Paris ernannte ihn zum Supérieur des nouvelles Catholiques, zum Lehrer der Mädchen aus besseren Ständen, die vom Protestantismus vor kurzem übergetreten oder überzutreten geneigt waren. Damals wurde er mit Bossuet vertraut, und nahm theil an den philosophischen Spaziergängen und Verhandlungen über die Heilige Schrift, welche in St.-Germain unter Leitung des Bischofs von Meaux 1672—1675 stattfanden. Für seine Schülerinnen schrieb er sein erstes Werk „Über die Erziehung der Mädchen",[2]) welchem bald die „Widerlegung der Lehre Malebranches über die Natur und Gnade" folgte.[3]) Hier, sowie in der „Abhandlung über das Dasein Gottes",[4]) geht er von den Grundlagen der Philosophie des Cartesius aus, weiß aber namentlich auch den minder gebildeten Leser in der Schilderung der Ordnung und der Schönheit der Natur vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Anschaulichen in die Tiefen der Metaphysik zu führen. Fénélon hat eine allgemein gefällige und natürliche Art der Darstellung, sie ist lebendig und mannigfach, die passendsten Worte, die schönsten Bilder strömen von seinen Lippen. Klarheit, Pünktlichkeit, Eigenthümlichkeit, leichte und anziehende Wendungen, Anschaulichkeit, Reinheit sind Vorzüge seines Stiles. Man fühlt überall, daß diese reiche Natur, von der Bossuet sagt, er finde so viel Geist in ihr, daß er Angst vor ihr habe, durch die Alten, die Meister der Form, geschult ist. Fénélons Schrift über Töchtererziehung ist Rousseaus „Emil" an sittlichem Gehalt und an Brauchbarkeit weit überlegen. Sie war bahnbrechend in der Pädagogik. Ein tiefer Blick in die Natur des weiblichen Herzens, ein feiner Sinn, ein Reichthum von richtigen Bemerkungen und eine richtige Auffassung des weiblichen Berufes, zeichnet dieselbe aus. Nach dem Widerruf des Edictes von Nantes ward Fénélon zur Bekehrung der protestantischen Bevölkerung in Poitou von seinen geistlichen Oberen verwendet — ein Auftrag, dem er mit der größten Milde und Schonung und dem glänzendsten Erfolge entsprach. Kein anderer Prediger hatte in seiner Zeit einen solchen Erfolg. Allerdings verbat er sich jede militärische Begleitung und Bedrückung der zu Bekehrenden und wählte er sich seine Genossen selber, darunter den jungen Fleury, und übte seine Persönlichkeit einen Zauber, der die Herzen im voraus gewann. Saint-Simon schildert ihn mit den Worten: „Dieser Geistliche war ein großer, magerer Mann, wohlgebaut, mit großer Nase und Augen, aus denen das Feuer und der Geist wie in Strömen hervorbrachen, und einer Gesichtsbildung, wie ich sonst keine fand, und die man nie vergessen kann, wenn man sie nur einmal sah. Sie vereinte alles in sich und die Gegensätze glichen sich darin aus, sie

Erste Schriften.

Stil.

Über Mädchenerziehung.

Missionär.

Persönlichkeit.

---

1) Er glaubte noch an eine Zukunft der Hellenen und fragt in einem Briefe: „Wann werde ich die Felder von Marathon wieder vom Blute der Barbaren gefärbt und Religion, Philosophie und Kunst von neuem in Griechenland blühen sehen, deren Wiege dasselbe ist?"

2) De l'éducation des filles.

3) Réfutation du système de Malebranche sur la nature et la grâce.

4) Traité de l'existence de Dieu.

hatte Anmuth und Würde, Heiterkeit und Ernst, man fühlte aus ihr den Gelehrten, den Bischof und den Mann von hoher Geburt heraus." In seinen Vorträgen spürte man die Kraft der Überzeugung, die Stärke des Geistes, der seine Lehren ungezwungen, unvorbereitet, in die schönste Form kleidete; er bedurfte keiner Vorbereitung, um das Schönste und Tiefste zu sagen und die Herzen fortzureißen. Fénélon war dagegen,[1]) seine Predigten vorher zu schreiben und sie auswendig zu lernen, sie künstlich zu gliedern, was den Vortrag nur trocken mache; dagegen müsse man die Geschichte der Religion, die so oft vernachlässigt werde, mit einflechten. Vauvenargues ruft begeistert aus: „Du edler Schatten, der du alle Redner an Anmuth und Süßigkeit übertroffen hast, liebenswürdiges Genie, das die Tugend siegreich machte durch Anmuth und Salbung, könnte ich je den Zauber und den Adel deines Wortes vergessen, wenn von der Beredsamkeit die Rede ist?"

Predigten.

Die Erfolge Fénélons erweckten ihm Feinde, aber noch viel mehr feurige Anhänger. Zu diesen gehörte bald die Maintenon, deren mächtige Fürsprache schuld war, dass der König ihn 1689 zum Erzieher des Herzogs von Burgund ernannte, der nach dem Tode seines Vaters, des Dauphin, für den Thronfolger in Frankreich galt. So wurde denn Fénélon der Erzieher eines Thronfolgers, wie Bossuet es gewesen war, nur war sein Zögling begabter — im eilften Jahre hatte er schon den ganzen Livius und Cäsar gelesen und begann den Tacitus zu übersetzen — aber auch reizbarer, stolzer, verschlossener und widerspenstiger, und die Aufgabe darum schwieriger. Sinniger und liebevoller konnte kein Lehrer in die Stimmungen seines Zöglings eingehen und mit mehr Erfolg die schlimmen Seiten seiner Natur niederhalten und den edleren den Sieg verschaffen. Der Herzog von Burgund war bald wie umgewandelt und hieng an den Lehren und der Person seines Meisters mit einer Hingebung und Treue bis zu seinem Tode, die ihn zur Hoffnung aller Gutgesinnten machten, wird doch sein früher Hingang von vielen jetzt noch als das größte Unglück Frankreichs im achtzehnten Jahrhunderte betrauert und die Überzeugung ausgesprochen, dass, wenn er den Thron bestiegen hätte, die französische Revolution vermieden worden wäre und ein unblutiger Übergang von der unumschränkten Regierung zu einer vernünftigen Freiheit stattgefunden hätte.[2]) Seinen Zögling zu einem musterhaften König zu bilden, war Fénélons Ziel. Zuerst suchte er dessen Fassungskraft durch Fabeln, die er für ihn schrieb, zu wecken und zugleich die schlimmen Neigungen seines Herzens zu unterdrücken. Sie steigen auf von einfachen zu tieferen Wahrheiten. Dann schrieb er für ihn die „Gespräche der Todten",[3]) in denen er große Geister der Vergangenheit miteinander in Berührung bringt und dieselben namentlich Wahrheiten in Sachen der Regierungskunst darlegen läßt.

Erziehung des Dauphin.

Fabeln.

Dialogues des Morts.

[1]) Dialogues sur l'Eloquence de la chaire.
[2]) Vergl. Bd. X, S. 776—778 dieses Werkes.
[3]) Dialogues des Morts.

Solon und Justinian, Sokrates, Alkibiades und Timon, Coriolan und Camillus, Größen des Alterthumes, des Mittelalters und der neueren Zeit, treten darin auf und lassen uns in ihr Herz sehen. Der Despotismus wird darin gebrandmarkt als eine barbarische Regierung, wo es keine anderen Gesetze gibt, als den Willen eines Menschen. Alle Eroberungskriege werden verworfen, dagegen gemäßigte Freiheit gepriesen auf Grundlage der Gesetze, welche diejenigen, welche regieren, zu vertheidigen und am allermeisten zu befolgen berufen sind. Ludwig XII. erhält hier den Vorzug vor Ludwig XI. und Franz I., ebenso Ximenes den Vorzug vor Richelieu und Mazarin. Politik.

Für seinen Zögling schrieb Fénélon in den Jahren 1695—1696 den „Telemach",[1] ein Lehrbuch der Regierungskunst in der Form einer Erzählung. Der Sohn des Odysseus geht auf Reisen, um seinen Vater zu suchen. Minerva begleitet ihn unter der Gestalt des Mentor. Die verschiedenen Länder, Fürsten, Staaten, Grundsätze der Regierung werden geschildert. Lange wird verweilt in Salent, wo Idomeneus, aus Kreta vertrieben, einen neuen Staat gegründet hat. Die Reisen, die Ereignisse, die fremden Völker, ihre Sitten und Einrichtungen sind aber nur geschildert, um die Lehren über Politik — denn das ist der eigentliche Zweck des Buches — angenehmer zu machen. Der „Telemach" ist nur eine Erweiterung und Umbildung der „Odyssee", aber mit ziemlich modernem Inhalt. Fénélon schreibt aus den Anschauungen von Versailles heraus und das Buch wimmelt von Anspielungen, obschon der Verfasser später an Le Tellier schrieb, es wäre nicht bloß undankbar, sondern unsinnig gewesen, seine Arbeit mit Porträts und Satiren anzufüllen. „Es ist wahr, ich habe im ‚Telemach' alle Wahrheiten niedergelegt, die man braucht, um zu regieren, und habe alle Fehler gezeigt, zu welchen der Besitz der höchsten Gewalt verleiten kann, aber ich hatte die Absicht nicht, Charaktere aus der Gegenwart aufzustellen. Ich wollte alles sagen, aber keine Personen verhöhnen." — Allerdings, die Arbeit war nur für den Schüler, nicht für den Druck bestimmt. Im „Telemach" ist jedoch der Schüler selber gezeichnet: er hält nichts für unmöglich und ist reizbar beim geringsten Hindernis; er ist jähzornig, bereut aber seinen Fehler, sobald er wieder ruhig wird, wie der Herzog von Burgund es war. Nur eine Stimme kann seine stürmischen Neigungen bändigen, das Zureden Mentors, der überall die Grundsätze Fénélons ausspricht, wie der Marquis von Posa im „Don Carlos" nur die politischen Ansichten Schillers wiedergibt. Dieselben Pflichten, welche Fénélon in der Denkschrift[2] „Richtschnur für das Gewissen eines Königs" später von Cambray aus an seinen Zögling sandte, werden auch von Mentor dem Telemach vorgehalten: „Wenn all diese Dinge wahr sind, so ist der Zustand des Königs kein sehr angenehmer, er ist in seinem Reich am wenigsten frei und hat am wenigsten Ruhe. Er ist ein Sclave, der seine Ruhe der Freiheit und dem Glücke seines Volkes opfert." — Bei der Schilderung des prachtliebenden, stolzen, ganz nur mit seinen Eroberungen beschäftigten und über die Freude an Prachtbauten den Ackerbau vernachlässigenden Idomeneus schwebt dem Verfasser unwillkürlich das Bild Ludwigs XIV. vor und Mentor warnt den Telemach: „Die Götter werden mehr von dir verlangen, als von Ido-

Der Telemach.

Zweck des Buches.

[1] Les Aventures de Télémaque.
[2] Direction pour la conscience d'un roi.

meneus, denn man hat dir schon in deiner Jugend die Wahrheit gesagt und du warst nie den Verführungen eines allzugroßen Glückes ausgesetzt." — Gegenüber dem Handelszwang, welcher unter Ludwig XIV. in höchster Blüte stand, Gegen Handels- wird die Freiheit des Verkehres angerathen: „Die Vorsehung hat es so gefügt, dass kein Land alles hervorbringt, was zum menschlichen Leben dient, denn so treibt das Bedürfnis die Menschen zum Verkehre, um das zu erlangen, was ihnen fehlt, und dieses Bedürfnis ist das Band, welches die Nationen untereinander verbindet. Sonst wären alle Völker der Welt zu einer einzigen Art der Kleidung und der Nahrung gezwungen und nichts würde sie antreiben, miteinander in Verkehr zu treten und sich gegenseitig kennen zu lernen." — Wir denken an und Gewissenszwang. den Gewissenszwang, den Ludwigs Regierung ausübte, wenn wir die Warnung hören, die Könige sollen sich nicht in die Angelegenheiten der Priester einmengen und ohne dringende Noth sich nicht in Gewissenssachen mischen. Unter Protesilaos blickt das Bild Louvois hervor. Tyrus ist das Gegenstück von Holland. Der Bund, welcher sich gegen die Eroberungssucht des Idomeneus bildet, ist nur ein Gegenstück zur Liga von Augsburg gegen Ludwig XIV. In der Kalypso hat man die Montespan, in der Eucharis die Herzogin Fontanges, in der Antiope die Herzogin von Burgund finden wollen.

Politik. Das politische Ideal Fénélons ist eine durch Grundgesetze beschränkte Monarchie; ein erblicher Senat soll die Gesetzgebung besorgen und neue Steuern dürfen nur mit Zustimmung des Volkes ausgeschrieben werden. Fénelon gehörte somit zu den Geistern, die wie Catinat, Racine, Vauban, die Gebrechen der Regierung Ludwigs XIV. in ihrer ganzen Bedeutung durchfühlten. Sein Zögling sollte einmal nach ganz anderen Grundsätzen regieren. Zwischen Ludwig XIV., bei welchem der Absolutismus die Seele seines Lebens war, und Fénélon, welcher dem künftigen König entgegengesetzte Anschauungen eingab, musste es einmal zur Klärung und zum Bruche kommen. Anfangs sprach man am Hof nur von den glänzenden Fortschritten des Herzogs von Burgund; eine Prüfung, der auch Bossuet anwohnte, fiel zur vollen Zufriedenheit aus, und Fénélon musste auch die Erziehungd er Herzoge von Anjou und Berry übernehmen. 1695 ernannte der König Fénélon zum Erz-Erzbischof. bischof von Cambray. Als dieser sich weigerte, da seine Pflichten als Erzieher sich mit der neuen Würde nicht vertrügen, entgegnete der König: „Das Kirchenrecht zwingt Sie nur neun Monate in ihrem Bisthume zu bleiben, die anderen drei Monate widmen Sie meinem Enkel und leiten im übrigen die Erziehung von Cambray aus, als wenn Sie in Versailles wären." Der fromme und gelehrte junge Abbé Fleury musste indes Fénélon ersetzen. Bei der Inthronisation war Bossuet anwesend, äußerte aber der König nach einer längeren Unterredung mit dem neuen Erzbischof: „Dies ist der erste Schöngeist in meinem Lande, der am meisten leere Träume in seinem Kopfe hat."[1]) Die Geister waren also aufeinander geplatzt, die Gegensätze klar hervorgetreten.

[1]) „Je viens d'entretenir le plus bel esprit et le plus chimérique de mon royaume." Voltaire, Siècle de Louis XIV., chap. 28.

Sympathisch war Fénélons weiche und weite Natur dem Könige niemals. Zum vollen Bruch zwischen beiden führte eine religiöse Frage, welche damals viele Geister in Frankreich beschäftigte. —

Der Quietismus.

Es ist der Quietismus, eine falsche Richtung der Mystik, wie sie nach Zeiten großer Mystiker zu Zeiten eintreten. Aus demselben Spanien, in welchem die heilige Theresia und ein Johann vom Kreuz blühten, stammt der Urheber des Quietismus. Quietismus.

Michael Molinos,[1]) geboren in Saragossa 1627, gestorben in Rom 1696, gebildet in Coimbra und Pampelona, lebte seit 1662 in Rom, wo seine stattliche Erscheinung, seine strengen Sitten, das Salbungsvolle seiner Rede ihm das Vertrauen der größten und angesehensten Personen gewannen, die sich seiner geistlichen Leitung übergaben. Seine Grundsätze sprach er in dem spanischen Andachtsbuche „Guida spirituale" 1673 aus. Man meint, Buddah sei in Rom wiedererstanden, wenn man darin liest, das sei die höchste Frömmigkeit, das die reinste Liebe zu Gott, allen Wünschen zu entsagen und seinen Willen ganz in Gott auszulöschen, allen Bewegungen der Seele Schweigen zu gebieten und sein Ich an Gott ganz hinzugeben und in seinem Ursprunge zu vernichten, selbst gegen die Verheißung der Seligkeit gleichgiltig zu sein, sich um die Hölle nicht zu kümmern und sich der ewigen Qualen zu freuen, wenn sie in den Plänen Gottes liegen. Das Gebet sei für einen solchen Zustand nicht mehr geeignet, denn es schließe die Bitte und die Hoffnung in sich; auch Werke der Liebe seien nicht mehr nöthig, der mit Gott vereinigte Geist gehöre dem Eigenleben nicht mehr an. Es war dies also ein Glaube, der die Werke und den Erlöser für unnöthig erklärte, wie denn auch Molinos, sicher seiner Verbindung mit Gott, zwanzig Jahre nicht mehr beichtete. Die nächste Folge war bei vielen seiner Anhänger, daſs sie, was der Leib Sündliches trieb, für unbedeutend erklärten, da der Geist mit Gott verbunden sei. Der Jesuit Segneri, welcher auf diesen grauenhaften Irrthum zuerst aufmerksam wurde, hatte von den Anhängern des Molinos Verfolgungen zu bestehen, bis die Lehre von der falschen Ruhe in Gott 1687 in Rom verurtheilt und Molinos zur Einsperrung verdammt wurde. Molino.

Unter anderer Form trat der Quietismus bald darauf in Frankreich auf. Eine geistreiche, beredte und schöne Frau war ihre Prophetin, Madame Guyon. Diese heißt[2]) eigentlich Johanna Maria Bouvier de la Motte, ist die Tochter eines Beamten von Adel, geboren zu Montargis den 13. April 1648, gestorben den 9. Juli 1717 in Blois. Sie war ein kränkliches Kind, der die Pflege und die Zucht durch die Hand der Mutter gar sehr abgieng, wurde nicht nach einem für sie passenden Plane erzogen, sondern mehrmals zu den Ursulinerinnen gethan und wieder hinweggenommen, und es fehlte ihr eine feste klare Durchbildung. Ihre Phantasie war reich, ihr Gemüth zart, die Neigung zur Madame Guyon.

[1]) Weissmann, Hist. eccles., sec. XVII.

[2]) La vie de Mme. Guyon, écrite par elle-même. Cologne, 3 voll. Deutsch erschien das Werk 1727 in Frankfurt und Leipzig.

Frömmigkeit groß, aber auch früh war schon die Eitelkeit sehr rege. Bei ihrem Drange, sich geistig zu beschäftigen, las sie alles durcheinander, bald Schriften des heil. Franz von Sales und der heil. Francisca von Chantal, bald Romane, Helden- und Liebesgeschichten. Bald wollte sie in den Orden der Visitantinerinnen eintreten und rang nach dem „inneren Gebet", bald freute sie sich der Huldigungen, welche die Welt ihrer Schönheit darbrachte. Sie warf dann wieder die Romane ins Feuer, um bald wieder andere zu lesen; sie nahm einen Anlauf zum Höchsten, um doch wieder in Weltlust zu versinken. Sechzehnjährig wurde sie an einen achtunddreißigjährigen Herrn von Guyon verheiratet. Die Ehe war nicht glücklich, ihr Herz nicht befriedigt, ihr Mann kränklich und heftig. Statt aber ganz nur ihren Pflichten als Frau und Mutter zu leben, ergab sie sich dem Lesen und Brüten und rang nach dem „inneren Gebet". Kränklichkeit steigerte ihren Zug zur Innerlichkeit. Da sagte ihr ein Franciscaner, der als Meister des inneren Gebetes galt, sie suche das von außen, was sie schon inwendig in sich habe, und wenn sie sich gewöhne, Gott in ihrem Herzen zu suchen, so werde sie ihn daselbst finden. „Diese Worte", erzählt die Guyon, „waren der Pfeil, der mir durchs Herz fuhr. Von diesem Augenblicke an ward mir eine wesentliche Erfahrung von Gottes Gegenwart in meinem innersten Grunde gegeben, nicht durch Nachdenken oder Überlegung des Verstandes, sondern als eine Sache, die man wesentlich besitzt auf eine sehr anmuthige Weise. Ich war plötzlich so verändert, daß ich weder vor mir selbst, noch vor anderen Leuten mehr kenntlich war. Die Gebrechen und Widersetzlichkeiten schienen verzehrt zu sein wie ein Strohhalm von einem großen Feuer." —

Verirrungen. Mit anderen Worten: die Guyon gerieth durch den magnetischen Rapport, in dem sie zu dem Franciscaner stand, in Ekstase, in welcher sie im innerlichen Gebete ohne Anwendung des discursiven Denkens und Wollens mit Gott in einfacher Weise zu verkehren glaubte und im mystischen Genusse ihres Bildes von Gott schwelgte.[1] Sie glaubte, ihr Ich gehe in der uferlosen Unendlichkeit Gottes unter. Um das äußere Leben kümmerte sie sich jetzt wenig mehr, unter Leitung des unbesonnenen Franciscaners unterzog sie sich heroischen Abtödtungen, ließ sie sich gesunde Zähne ausreißen, um neue Schmerzen zu bekommen, und kranke stehen, um alte Schmerzen zu bewahren. Um das Hauswesen kümmerte sie sich gar nicht mehr: in Ekstasen verflossen ihr Stunden wie Augenblicke. Bald sammelte sich ein Kreis gleichgesinnter Seelen um sie. Aber auf die Erregung folgten auch wieder Abspannungen des geistigen Lebens, Versinken in Eitelkeit und Sinnlichkeit. Als der Tod ihres Gemahles die unglückliche Ehe 1676 löste, Lacombe. gerieth Frau Guyon unter die Leitung eines Barnabitenmönches, Lacombe, der, statt sie anzutreiben, sich ihrer unerzogenen Kinder anzunehmen, sie in dem Glauben bestärkte, sie sei berufen, die Christen ins innere Gebet einzuführen, und werde als wunderbare Gnadenmutter Millionen ein neues innerliches Leben geben. Sie machte Bekehrungen in Turin, in Grenoble, und kam als gefeierte Erscheinung nach Paris. Ihre Ekstasen steigerten sich, ihre Anhänger staunten sie an. Sie schrieb nicht bloß viele Briefe, sondern auch Bücher: die verbreitetsten sind „Das kurze und leichte Mittel zu beten"[2]) und „Die Ströme".[3]) Diese

---

[1]) Ruckgaber, Der Quietismus in Frankreich. Tübinger Theologische Quartalschrift. 3. Jahrgang, 2. Heft, S. 254—257.

[2]) Le moyen court de faire oraison.

[3]) Les torrents spirituels.

Ströme sind unsere Seelen, die in den Ocean der Gottheit einmünden müssen. Les torrents.
Um wiederzuleben, muſs unsere Seele sterben. Ist sie Staub und Asche geworden, so erwärmt und belebt sie sich wieder. Aber sie lebt nicht mehr ihr eigenes Leben, sondern sie lebt in Gott. Sie hat dann keinen eigenen Willen und kein eigenes Verlangen mehr, Gott ist ihre Seele; sie besitzt das, was sie liebt, sie schaut nichts als in Gott. Auch schrieb die Guyon „Erklärungen der Heiligen Schrift", sie dichtete und drückte im Gesange die Entzückungen ihrer Liebe aus. Sie nannte sich das schwangere Weib der Apokalypse, die Gründerin einer neuen Kirche, sie prophezeite, daſs die ganze Hölle sich gegen sie erheben werde. Sie hatte eine reiche Phantasie, ihre Schriften enthalten dichterisch schöne Stellen, namentlich ihre Briefe, aber oft ist auch mehr Wärme als Licht darin, und in sehr sinnlichen Bildern drückt sie oft die Liebe zu Gott aus. Meist schrieb die Guyon in Ekstase, auch ihre Briefe. Sie sagt selber: „Eh und bevor ich schrieb, wuſste ich nicht, was ich schreiben sollte, und hatte ich dann geschrieben, so fiel mir nichts mehr ein, was ich schreiben sollte. — Was ich schrieb, war mir etwas Fremdes. — Gott gab mir einen unerhört schnellen Fluſs zu schreiben." — Ihr Selbstgefühl stieg mit dem Anhang, aber auch die Trübung ihres Bewuſstseins. In Paris nahm die Maintenon sich wohlmeinend anfangs ihrer an, sie durfte in Saint-Cyr Conferenzen halten, so oft sie wollte.

Am Hofe sah sie Fénélon, der ihre Seltsamkeiten für unschuldige Übertreibungen einer frommen hochbegabten Frau hielt. Sie spricht von Millionen Anhängern und es muſste darum die Frage zur Entscheidung kommen, ob diese Lehre von der uneigennützigen Liebe Gottes keine Gefahren in sich berge. Bedenklich war, daſs sie die Beichte verschob: seine Sündenlast so schnell vom Hals zu haben, sei eigennützig; daſs sie das Opfer der Reinheit als angezeigt betrachtete, weil wir dadurch vor Gott nur nichtiger werden, daſs sie die Sehnsucht verwarf, mit Gott in ewiger Seligkeit vereinigt zu sein: aus Liebe müsse man sogar die Hölle für sich nehmen; man müsse Gott ohne weitere Bedingung das Opfer der Seligkeit antragen. Sie rühmt sich des besonderen heiligen Geistes, den ihr Gott gegeben habe, während ihre Schrifterklärung von Willkürlichkeiten wimmelt. Umso gefährlicher wurde die Richtung, als ihre Gründerin sich mit dem Mantel Fénélons deckte. Dieser hatte in seiner Jugend schon gerne Mystiker gelesen, und ihm gefiel der Geist, der Eifer und die Sittenreinheit der Guyon. Fénélon.

Aber auch der Spott regte sich. La Bruyère verhöhnte das uneigennützige Gebet der Quietisten: „O Gott, der du ebensosehr im Himmel und auf der Erde, als in der Hölle bist, der du überall gegenwärtig bist, ich will weder, noch verlange ich, daſs dein Name geheiliget werde. Du weiſst selbst, was dir genehm ist. Wenn du willst, daſs es ins Leben trete, so wird es schon geschehen, ohne daſs ich es will oder verlange. Dein Reich komme oder komme nicht, mir ist es gleichgiltig. Auch bitte ich nicht, daſs dein Wille geschehe im Himmel und auf Erden, er geschieht auch ohne mich, meine Pflicht ist, mich zu fügen. Gib uns gnädigst unser tägliches Brot oder nicht, ich wünsche es weder zu haben, noch zu entbehren. Wenn du mir meine Schulden vergibst, wie ich sie meinen Schuldnern vergebe, so ist's noch besser, denn es ist dein Wohlgefallen. Spott.

Endlich habe ich mich in deinen Willen allzusehr ergeben, als daß ich dich noch bitten sollte, mich vor den Versuchungen und der Sünde zu befreien." [1])

Neue Lehren, die große Verbreitung finden, sind in Frankreich immer bedeutsam, denn der Weg von dem Kopf in die Hand ist bei den Franzosen sehr kurz. Eine neue Anschauung begnügt sich nicht lange mit ruhiger Erwägung, sie will handeln, sich verbreiten, Regel und Thatsache werden. Der Maintenon wurde bange über die Begünstigung, die sie der Guyon bisher

Bossuet und Fénélon.

gewährt hatte, sie ließ Bossuet kommen, das Orakel der französischen Kirche, um mit ihm zu berathen: man bewog die Guyon, ihm ihre Bücher und ihre Manuscripte zu übergeben August 1693. Bossuet prüfte sorgfältig und kam bald zur Überzeugung, daß er es hier mit einer großen Verirrung zu thun habe, und zeigte ihr in einer Besprechung, daß zwanzig Punkte in ihrer Lehre anstößig seien. Die Guyon zog sich hierauf von Bossuet zurück, dem Schutze Fénélons vertrauend, und der Bischof von Meaux verhandelte nun mit seinem Freunde, von dem er kaum glauben konnte, daß er eine solche Lehre vertheidigen möge: zitternd habe er herumgetastet, bei jedem Schritt einen Sturz fürchtend, wenn ein so einsichtsvoller Geist fallen könnte. Die Verhandlungen waren anfangs freundschaftlich, bald aber gespannt. Fénélon hatte für alles Entschuldigungen, der Kern sei gut bei Madame Guyon, man dürfe es mit ihren Ausdrücken nicht so genau nehmen, man müsse die Geister prüfen, sie seien nicht alle gleich. Bossuet hingegen hielt die Irrthümer für bedeutsam und verließ erschüttert seinen Freund. Es lag ihm viel daran,

Maintenon.

Fénélon aus dieser gefährlichen Verbindung herauszureißen und den Glauben rein zu erhalten, und der Maintenon lag daran, die persönliche Schuld wieder gut zu machen, welche sie als langjährige Beschützerin des Irrthums auf sich

[1]) Dialogues posthumes sur le Quiétisme. Auch in Poesie ward die Richtung verhöhnt, wie folgende Paraphrase dreier Bitten aus dem Vaterunser beweist.

Adveniat regnum tuum.

Votre royaume a des appas
Pour des âmes intéressées;
Les nôtres d'un motif si bas
Se sont enfin débarrassées.
S'il vient, il nous fera plaisir;
Mais Dieu nous garde du désir.

Panem nostrum quotidianum da nobis hodie.

Seigneur, notre pain quotidien
Ne peut être que votre grâce:
Donnez-le-moi, je le veux bien;
Ne le donnez pas, je m'en passe.
Que je l'aie ou ne l'aie pas,
Je suis content dans les deux cas.

Et ne nos inducas in tentationem.

Seigneur, si votre volonté
Me met à ces grandes épreuves
Qui désespèrent le tenté,
Mon coeur pour vous donner des preuves
De mon humble soumission
Consent à la tentation.

geladen: hatte doch sie die Freilassung der Prophetin von Ludwig XIV. erwirkt. Wenn nach reiflicher Untersuchung die Lehre der Guyon verurtheilt wurde, so muſste auch Fénélon von ihr sich zurückziehen und der Maintenon lag an seinem reinen Ruhm ebensosehr wie Bossuet. Man vermochte daher die Guyon, eine Untersuchung über ihre Lehre zu fordern. Noailles, Tronson und Bossuet wurden vom Könige zu Richtern bestimmt. In Issy kamen diese Prälaten mit der Guyon zusammen. Alles wurde gründlich erwogen, die Verhandlungen dauerten über ein Jahr. Fénélon sandte Gutachten ein, die sich auf seine umfassenden mystischen Studien gründeten. Er versprach, wenn man ihm nachweise, worin er gefehlt habe, sich unbedingt zu unterwerfen. Die Commission hoffte auch sicher, ihn aus seiner Verbindung herauszureißen. Indes wurde Fénélon 4. Februar 1695 zum Erzbischof von Cambray ernannt; man ließ ihn an den Verhandlungen sich betheiligen und er unterschrieb am 10. März 1695 die vierunddreißig Artikel, über welche sich das Gericht aussprach, mit Bossuet, Noailles und Tronson zusammen. Mit Recht ward hier erklärt, daſs es keine Geheimlehre in der Kirche gebe, keine apostolische Tradition, als die von der Kirche anerkannte und ausgesprochene, daſs die Gleichgiltigkeit, welche die christlichen Hoffnungen aufhebe, nicht Sache der Vollkommenheit sei, daſs es allerdings Seelen gebe, die Gott allein führe und denen nichts weiter vorzuschreiben sei, daſs aber die Gabe der Prophetie nicht mit einer Stufe der Vollkommenheit nothwendig verbunden sei; daſs wir nie das Strafgericht der göttlichen Gerechtigkeit uns wünschen sollen, daſs wir aber schrankenlos nur im Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit sein dürfen. Die Guyon, die sich in einem Kloster zu Meaux aufhielt, unterwarf sich den Artikeln von Issy, verdammte die Irrlehren des Molinos und Lacombe, erklärte, sie habe nie die Absicht gehabt, im Gegensatz zur Kirche etwas zu glauben oder zu lehren; betheuerte aber auch, sie habe nie einen der von Bossuet verworfenen Irrthümer gelehrt; sie versprach ihm alles Schöne und Gute, namentlich auch, daſs sie nie mehr in Paris sich aufhalten wolle, wo der größte Kreis ihrer Anhänger war. Darauf stellte ihr Bossuet ein ehrenvolles Zeugnis aus, reichte ihr die Communion und erlaubte ihr, von Meaux sich zu entfernen. Die ganze Irrlehre schien damit beendet. Bossuet weihte 10. Juni 1695 seinen Freund Fénélon zum Bischof, dieser hatte noch versprochen, ein Buch, welches Bossuet, um für alle Zukunft diesem Irrthume vorzubeugen, über die verschiedenen Stufen des Gebetes [1]) verfaſst hatte, zu approbieren. Fénélon gieng nun in seine neue Diöcese.

Conferenz zu Issy.

Artikel von Issy.

Auf einmal aber trat die ganze Frage in eine neue Wendung. Die Guyon hielt ihr Wort nicht, sie nahm wieder Wohnung in Paris, sie knüpfte

[1]) Instruction sur les états d'Oraison.

Neuer Streit. ihre alten Verbindungen von neuem an, das quietistische Treiben bekam einen frischen Aufschwung, und der Erzbischof von Cambray zog das Versprechen zurück, das er als Abbé Fénélon gegeben hatte. Die Maintenon fühlte sich getäuscht und Bossuet war sorglich vor einer neuen Gefahr für die Kirche Frankreichs; er warf sich vor, der Guyon zu wohlfeilen Kaufs ein Ehrenzeugnis ausgestellt und die Sache zu leicht genommen zu haben. — Die Guyon wurde nach Vincennes in Haft gebracht, von Fénélon verlangte Bossuet, dass er auch jeden Schein der Begünstigung einer Irrlehre von sich weise. Dieser aber war erschüttert über das Schicksal der Frau, die er hochachtete; er meinte, mit der Forderung seiner Unterschrift wolle man seiner Überzeugung Gewalt anthun, und er hegte in der That die Ansicht von fünf Stufen in der Liebe zu Gott, deren höchste vollkommen uneigennützig sei, ohne Hoffnung, ohne Furcht, ohne Beimischung irgend eines menschlichen Gefühls, und diese gegen alles eigene Hoffen und Wünschen gleichgiltige Liebe däuchte ihm in der That als der höchste Grad der Vollkommenheit. Seine Rechtgläubigkeit, meinte er, habe er hinlänglich bewiesen, mit dem Unrecht gegen die Guyon wolle man ihm selber einen Schimpf anthun. An die Stelle der früheren Freundschaft der beiden großen Zierden der Kirche von Frankreich Maximes des Saints. trat Erkältung, und das Buch „Les Maximes des Saints“, welches Fénélon 1696, um seine Ansichten zu rechtfertigen, erscheinen ließ, erregte einen Streit, dem nicht bloß Frankreich, sondern das ganze gebildete Europa mit Spannung zusah. Beide Männer entfalteten in ihren Schriften für oder gegen eine erstaunliche Gewandtheit, Schärfe und Gelehrsamkeit, bis der Heilige Stuhl, an den Fénélon Berufung einlegte, gegen ihn entschied.

Fénélon gab sich außerordentliche Mühe, zu zeigen, dass seine Lehre von der uneigennützigen Liebe, die selbst bis zum Opfer der eigenen Seligkeit sich steigern könne, nicht mit der vom Heiligen Stuhl verworfenen Lehre des Molinos Molinismus. gleich sei. Molinos lehrte, man muss Gott lieben, so dass man selbst in die eigene Verdammung willige, wenn sie in den Absichten Gottes liegt, daher die Gleichgiltigkeit gegen alles, was nach der christlichen Lehre uns vor der Verdammung sichern kann. Fénélon meinte, die reine Liebe schließt das Vertrauen auf die Verheißung der ewigen Seligkeit nicht aus, noch die Handlungen, in denen wir sie erringen, erklärte aber diese für untergeordnete Beweggründe. Im wesentlichen streifte er doch an die Lehre des Molinos an und die Maintenon war nicht im Unrecht, wenn sie sagte: „Wenn der Erzbischof von Cambray nicht verurtheilt wird, so ist er ein stolzer Vertheidiger des Quietismus.“ Er musste zugeben, Fénélon. dass diese Lehre von Heuchlern missbraucht werden könne, dass sie nur für gewisse und für besonders begabte Geister passe, aber Bossuet betonte dagegen mit Recht, dass die katholische Lehre für alle Welt giltig sein müsse, für Geister jeder Art, für alle Zustände, dass es kein Christenthum der Conventikel und Schöngeister gebe, die sich mit einer besondern Frömmigkeit brüsten dürften. Die edelsten Geister Frankreichs, wie Racine, schlossen sich in diesem Kampf auch an Bossuet an, Fénélon stand allein. Die Scudery schreibt nicht mit Unrecht: „Ich will mich nicht in einen Streit über solche Dinge mischen; in Ruhe beschränke ich mich

auf die Gebote Gottes, auf das Neue Testament und das Vaterunser, denn ich glaube, dass ein Gebet, das Jesus Christus selber gelehrt hat, keine üble Eigensucht in sich einschließen kann, wenn auch Madame Guyon es für ein interessiertes Gebet erklärt, was die Grundlagen des Christenthums zerstören würde." — Ein Zeitgenosse [1]) ist im vollen Recht, wenn er sagt: „Man erhebt sich und schraubt sich zu ungeeigneten Feinheiten hinauf, die durch ihre Unmöglichkeit gefährlich werden, und die glauben lassen könnten, dass die Religion von unsern Meinungen abhängt und dass sie nur das Werk unseres Nachdenkens ist; indem man nur von der Größe Gottes und des Schöpfers erfüllt sein will, vergisst man an die Nichtigkeit, an die Schwäche und Ohnmacht des Geschöpfes zu denken, und an sein Bedürfnis, durch den Gedanken an sein Heil gehoben zu werden, um der Verzweiflung über seinen Fall zu entgehen." — Ein richtiges Urtheil sprach der geniale Leibniz über die ganze Frage aus: „Die Guyon ist eine hochmüthige Hellseherin und der Erzbischof von Cambray hat sich durch ihr geistreiches Wesen täuschen lassen. Eines ist gewiss, Bossuet hat Recht in seinen Lehrbestimmungen und auf der andern Seite ist Fénélon unschuldig." — Dies war auch die Meinung der Maintenon über Fénélon: „Wenn er sich nicht hätte täuschen lassen, so könnte er durch Gründe auf den rechten Weg gebracht werden, aber er ist im guten Glauben befangen, darum habe ich keine Hoffnung mehr auf ihn." Bossuet aber hat im Eifer für die reine Lehre sich bis zur leidenschaftlichen Äußerung fortreißen lassen, die Guyon sei die Priscilla eines neuen Montanus, und Fénélon war doch ein reiner Charakter. Nur die allgemeine Überzeugung von seinem edlen Streben, von dem Adel seines Wesens machte es ihm, trotz dieses Vorwurfs, der ihn eigentlich lächerlich hinstellte, noch möglich, dass er sich als Erzbischof von Cambray halten konnte. Nisard sagte über diesen Streit zwischen beiden Männern sehr gut: [2]) „Bossuet ist der Lehrer der allgemeinen Kirche, Fénélon der Mann Bossuet.
der subjectiven Auffassung. Beide Gegensätze bilden das Leben der menschlichen Gesellschaft: vom einen kommen die Ordnung, die Regel, die Hierarchie, der erhaltende Geist; vom andern kommen die Bewegung, die Revolution, die durch die Leidenschaften, die sich mit ihr verbinden, blutig wird, die Thätigkeit, die Neuerung, die Erfindungen. Für diesen großen Kampf sendet die Vorsehung zu gewissen Zeiten überlegene Männer in die Welt, in welchen sich beide Principien verkörpern; und weil dieser Kampf unvermeidlich ist, ist jeder, der darin im guten Glauben mitstreitet, ohne Schuld; aber da es keinen Kampf in der Welt gibt, ohne dass es einen Sieger und einen Besiegten gibt, so muss das Princip der Erhaltung über den Gegner den Sieg davon tragen, wenn es sich nicht mit ihm zu vertragen vermag. In dem Streite zwischen Bossuet und Fénélon war eine Vermittlung nicht möglich. Die individuelle Richtung hätte nur zu den schlimmsten Dingen, zu ermüdenden theologischen Spitzfindigkeiten und zum Verlangen einer Frömmigkeit geführt, welche selbst für die Einsiedler von la Trappe unerreichbar schien. Es war nöthig für den öffentlichen Geist Frankreichs, wie für die Religion, dass Fénélon besiegt wurde, und Bossuet war auf dem rechten Wege, nicht bloß was den Glauben, sondern auch was die Methode anbelangt. Die Überlegenheit des Talents und der Ruhm des guten Beispiels waren auf seiner Seite. Seine Polemik ist bewunderungswürdig, und wenn sie persönlich wurde, so ist das Folge der menschlichen Schwäche, die zuletzt nicht ohne Persön-

[1]) Mitgetheilt bei Nisard, l. c. III, p. 359.
[2]) Histoire de la littérature française, III, p. 351.

lichkeit polemisieren kann." — Bossuet spricht als Vertreter der Kirche, Fénélon als der Vertreter seiner eigenen Ansicht, er entfaltet darin den vollen Zauber seines Talents und den Eifer eines Mannes, der eine eigene Idee verficht. Er kehrte in immer neuen Wendungen auf seine Anschauung zurück, mit Beschränkungen, Umdeutungen, so dass Bossuet ihm zurief: „Die Wahrheit ist viel einfacher, und was man so oft verändern muss, hat keine feste Grundlage. Es gibt nur eine wahre Weise, die Sache zu sagen, und die ist die Sache selber." — Sich in falsche Speculationen zu verirren, das Unbegreifliche begreiflich machen zu wollen, den Zweiflern Stoff zu geben, war niemals Bossuets Sache. Er hielt es für verlorene Zeit, er wollte nur die von Gott gegebene Wahrheit wiederspiegeln; er beugte vor ihr demüthig das Haupt, wie ein frommes Kind; aber er ist — wie ein Franzose richtig bemerkt — auch ein Beweis dafür, wieviel stärker, freier und mannigfaltiger man durch den Glauben und Gehorsam gegen ein höheres Princip, als durch die Launen eines Geistes wird, der nur an sich selber glaubt und sich höher achtet, als die Wahrheit.

Ludwig XIV. Mit dem König hatte es Fénélon durch die Herausgabe seiner „Grundsätze der Heiligen" und durch seine Hartnäckigkeit für immer verdorben. Seine Bitte um Urlaub zu einer Reise nach Rom ward abgeschlagen und er in seine Diöcese verbannt. (Innocenz XII.) Ludwig XIV. schrieb selber an den Heiligen Vater gegen das Buch des Erzbischofs, als ein sehr schlechtes und gefährliches, und verlangte rasche Verurtheilung desselben, die er mit seiner ganzen Gewalt zur Anwendung bringen werde. Die Gemessenheit und Bedächtigkeit, mit der man in Rom den Process vornahm, ließ ihn aufs neue auf rasche Verurtheilung dringen. Ein Neffe Fénélons und ein vertrauter Freund desselben wurden ihres Titels als Lehrer des Herzogs von Burgund für verlustig erklärt, zwei andere intime Verehrer wurden vom Hofe verbannt — lauter Anzeichen, wie hoch der Zorn des Königs loderte. Vier Tage, (Verurtheilung.) ehe die zweite königliche Botschaft in Rom eintraf, 9. März 1699, war Fénélon in Rom schon verurtheilt. Am 24. März erfuhr dies Fénélon, eben als er auf die Kanzel gehen wollte — er änderte sein Thema, sprach in ergreifenden Ausdrücken (Unterwerfung.) über die Pflicht des Gehorsams gegen die Kirche und theilte den Zuhörern, die ihn jetzt nur noch mehr bewunderten, das Urtheil des heiligen Stuhles mit. Dasselbe that er in einem Hirtenbriefe an seine Diöcese, und verbot allen Gläubigen das Lesen seines Buches. Dem heiligen Vater theilte er seine volle Unterwerfung mit, und in Rom war die Meinung, Fénélon habe gefehlt durch das Übermaß der Liebe und Bossuet durch den Mangel an Liebe. Damit hatte die quietistische Bewegung in Frankreich ihr Ende erreicht, Bossuet einen vollständigen Triumph, aber Fénélon stand nach seiner Niederlage in frischem Glanze da.

Telemach. Den Zorn des Königs vermehrte das Erscheinen des „Telemach", der nur für den Zögling geschrieben war, und dessen Veröffentlichung der Verfasser nie beabsichtigt hatte. Ein Schreiber Fénélons missbrauchte sein Vertrauen und verkaufte eine Abschrift, 1698. Ein Buchhändler ließ sie drucken ohne den Namen des Verfassers, die Regierung ließ alle Exemplare mit Beschlag belegen, 1699 erschien das Ganze nichtsdestoweniger im Haag, beim Buchhändler Adrian Moetjens. Es flog durch Europa. Kaum konnten die Pressen der Nachfrage genügen, es wurde vielfach nachgedruckt, in alle Sprachen Europas übersetzt, auch ins Lateinische, und zwar in Prosa und Verse, ins Griechische und Armenische. Es gibt wenige Bücher, von denen man so viele Ausgaben und Übersetzungen kennt. Aber wie stieg der Zorn des Königs, als die auswärtigen Höfe und Fürsten schadenfroh das Buch als eine Satire auf den Hof zu Versailles begrüßten, weil darin

der Übermuth und die Folgen der Willkürherrschaft gegeißelt seien. Vergebens betheuerte der Verfasser, der übrigens sein Buch nie öffentlich anerkannte, er habe nie eine Verhöhnung des Hofes zu Versailles schreiben wollen, er sei zur Zeit, da er es abfasste, mit Zeichen der Gnade und des Vertrauens vom Könige überhäuft worden. Nicht bloß der Hof wurde ihm verboten, sondern auch der Titel eines Lehrers der Kinder von Frankreich wurde ihm entzogen. Seinem Schüler ward jeder persönliche Verkehr mit ihm untersagt. Als der Herzog auf dem Feldzug 1702 Cambray berührte, ward ihm eine Besprechung mit seinem Lehrer nur unter der Bedingung gestattet, dass dies nicht unter vier Augen geschehe. Nur die Verehrung, die er genoss, und die Rücksicht auf den Heiligen Stuhl schützten Fénélon, dass man ihn nicht in seiner bischöflichen Würde antastete. Er lebte nun ganz seiner Diöcese, hörte Beicht, wer bei ihm sein Gewissen entlasten wollte, hielt Pastoral-Conferenzen, überwachte die Heranbildung eines tüchtigen Clerus, predigte viel und hatte noch immer Zeit, als Schriftsteller thätig zu sein. Seine einzige Erholung war ein Gang in die freie Natur. Der Zauber seiner Unterhaltung war unvergleichlich. „Man kann es nicht unterlassen, ihn zu besuchen," sagt ein Zeitgenosse, „es ist schwer, von ihm wegzukommen, und man möchte immer wieder zurückkehren." — Kein Bischof wusste besser mit den Landleuten zu verkehren: er besuchte ihre Hütten, linderte ihre Noth, nahm theil an ihrem einfachen Mahl. Als der Krieg in seiner Diöcese tobte, bezeigten auch die Feinde durch mildere Behandlung des Volkes ihm ihre Hochachtung. Sein Ruf war europäisch. Ein Schotte, Ramsay, ein Calviner, suchte bei ihm Lösung seiner Zweifel, ward Katholik und hat ein schönes Buch über ihn geschrieben. Sein Schüler blieb immer in geheimem Verkehr mit ihm, fragte ihn um Rath in den Nothzuständen des spanischen Erbfolgekrieges. Für ihn schrieb er die „Direction pour la consciense d'un roi".[1]) Doch der Dauphin, die letzte Hoffnung Frankreichs, sank 18. Februar 1712 ins Grab und die gefürchtete Regentschaft des Herzogs von Orleans stand bevor. Einflussreiche Männer wandten sich an den Bischof um Rath. Er bezeichnete die Herzoge von Beauvilliers, Chevreuse und St.-Simon als Mitglieder der Regentschaft, die noch unter Ludwig XIV. sich versammeln und unter seinen Augen amten sollte: aber der erste starb 1712, der zweite 1714, und so scheiterte wieder ein Plan Fénélons und der Herzog von Orleans war der Unvermeidliche. — Wahrscheinlich hat dieser insgeheim von diesen Plänen erfahren und suchte, überzeugt von der Bedeutung des Mannes, Fénélon für sich zu gewinnen. Seine „Abhandlung über das Dasein Gottes" war damals erschienen und Orleans setzte sich mit dem Erzbischof von Cambray in Verbindung, um in philosophischen Fragen bei ihm sich Raths zu erholen. In einer Reihe von Sendschreiben an Orleans behandelte nun Fénélon die Verehrung Gottes,[2]) die Unsterblichkeit der Seele und den freien Willen, dann die Wahrheit der christlichen Religion und die Lehrgewalt der katholischen Kirche.[3]) Sterbend (7. Jänner 1715) richtete Fénélon an Ludwig XIV. die Bitte, ihm keinen Nachfolger zu geben, der dem Jansenismus anhänge. In seinem Testament betheuerte er noch einmal seine Unterwerfung unter den heiligen Stuhl. Auf einer goldenen Monstranze, die er seiner Kirche vermachte, war er abgebildet, wie er mehrere häretische

Orleans.

Fénélons Tod.

---

[1]) Vergl. Bd. X, S. 778 dieses Werkes.
[2]) Le Culte de la divinité. L'immortalité de l'âme. Le libre arbitre.
[3]) La vérité de la religion chrétienne. L'Autorité de l'Eglise catholique.

Schriften mit Füßen tritt, und darunter auch sein eigenes Buch, die „Grundsätze der Heiligen". Die Revolution, welche so viele Erinnerungen an große Männer der Vergangenheit vernichtete, ist vor seinem Sarge stehen geblieben. Cambray setzte ihm 1824 ein Denkmal. Der Clerus von Frankreich bestimmte 1782 40.000 Livres zu einer vollständigen Ausgabe seiner Werke, sie sind in 34 Bänden 1820 bis 1830 in Versailles erschienen.

Bossuets Tod. Sein großer Gegner Bossuet war schon am 12. April 1704 ins Grab gesunken. La Bruyère hatte ihn noch während seines Lebens einen Kirchenvater genannt, Massillon in der Trauerrede auf den Dauphin gesagt: in den ersten Jahrhunderten des Christenthums geboren, wäre er das Orakel der Kirche gewesen und hätte zu Nikäa und Ephesus den Vorsitz haben müssen. Sein Ruhm hat sich nicht gemindert. Chateaubriand nennt ihn in seinem „Geist des Christenthums" einen staatsmännischen Geist von der Bedeutung des Thukydides, beredt wie Titus Livius und einen Seelenmaler wie Tacitus; er sei ein Kirchenvater, ein begeisterter Priester, dessen Stirn wie beim Gesetzgeber der Hebräer von einem überirdischen Feuer strahle.

Guyon. Die Guyon, deren Geist und Irrthümer so vielen Zwiespalt, bittere Stunden und Arbeit zwischen die zwei Männer warf, wurde 1702 aus der Bastille entlassen und nach Blois verbannt, wo sie noch fünfzehn Jahre in der Vergessenheit und in Werken der Frömmigkeit lebte. Die Klarheit ihres Geistes schwand immer mehr, die Gut ihrer Liebe wuchs; jeder Gegenstand, der ihr in die Hände fiel, wurde ihr ein Bild ihrer Liebe zu Gott. Sterbend betheuerte sie ihre Anhänglichkeit an die katholische Kirche, aber auch dass man ihr Unrecht gethan habe! Bausset meint, sie habe sich ihr Unglück zum Theil durch ihren unklugen Eifer, ihre ungenaue Sprache und tadelnswerte Grundsätze zugezogen; sie sei nicht würdig gewesen, einen so ausgezeichneten Freund wie Fénélon zu haben, und ihr Unglück sei gewesen, dass sie einen so überlegenen Gegner wie Bossuet bekam. Das Urtheil über sie schwankt heute wieder in Frankreich: noch neulich hat Michelet ihre reine Begeisterung gepriesen und sie für eine der größten Mystikerinnen erklärt.[1]) —

Bourdaloue.

Es ist eine Zeit reich an großen Talenten in der geistlichen Beredsamkeit. Als Bossuet 1669 die Kanzel in Paris verließ, begann wieder ein

Bourdaloue. großer Redner seine Stimme dort ertönen zu lassen, Bourdaloue. Er wirkt jedoch mit andern Mitteln: während Bossuet vorzugsweise die dogmatische Wahrheit auseinandersetzt und die Moral nur gelegentlich daran knüpft, ist Bourdaloue vorzugsweise Sittenlehrer; während Bossuet von der Höhe seiner Betrachtungen milde auf unsere Gebrechen herabsieht, wirkt Bourdaloue namentlich als strenger Sittenrichter. Man gieng mit einer Art Schrecken in seine Predigten, in denen ohne Scheu dem Hohen wie dem Niedern die Wahrheit gesagt, die Larve von dem Gesicht gerissen wurde. Man fürchtete ebensosehr, was er sagte, als was er bloß andeutete. Die Sevigné schreibt:

[1]) Michelet, Du prêtre, de la femme, de la famille, Chap. VII.

„Die Rede Bourdaloues hat eine Kraft, um einen zittern zu machen." — Während Bossuet die Fülle der Ideen sich ergießen läſst und die Blitze seines Genius das Herz entzünden, wirkt Bourdaloue vorzugsweise auf den Verstand und dann erst auf das Herz: das Licht soll die Wärme geben; er beweist sorgfältig jeden seiner Sätze. Man hat das freudige Gefühl, gerade und in leichter Weise auf die Wahrheit loszugehen, seine Begriffe sind alle scharf, seine Sätze folgen einer aus dem andern, er will mehr überzeugen als rühren. Seine Vorträge zusammen bilden ein ganzes System der Religionslehre. Sein Ausdruck ist leicht und frisch, seine Stimme war harmonisch, süß und voll. Der Blitz seines halbgeschlossenen Auges wurde von den Zuhörern gefürchtet. Seine Reden sind gleichmäßig ausgearbeitet.

Bourdaloue[1]) ist geboren in Bourges am 20. August 1632 und gestorben den 13. Mai 1704. Mit Mühe erlangte er von seinem Vater die Erlaubnis, in den geistlichen Stand zu treten. Er wurde Jesuit und war lange Professor der alten Literatur, der Rhetorik, der Philosophie und der Moral, und diese achtzehnjährige Beschäftigung in streng wissenschaftlicher Methode zeigt sich in der regelrechten Anordnung seiner Reden. Er predigte zuerst in der Provinz mit großartigem Erfolg. Die Enkelin Heinrichs IV. erinnerte sich der Wirkung seiner Rede, als sie sich dem Tode nahe fühlte, und ließ ihn 1669 nach Paris kommen. Bourdaloue predigte vor dem Hofe. Der Erfolg war unerhört. „Nie hat ein Prediger", schrieb die Sevigné, „so erhaben und so edel die christlichen Wahrheiten verkündet." Man verglich ihn mit Demosthenes, mit dem heil. Augustin. Ludwig XIV. wollte, er solle zehn Jahre hintereinander die Fastenpredigten am Hofe halten. „Ich habe lieber seine Wiederholungen," sagte er, „als neue Reden von andern." Bourdaloue wuſste nicht bloß den Großen, sondern auch den Niedern das Wort Gottes zu verkünden. Wie wenn er Paris und die Bewunderung, die ihm dort folgte, fliehen und für seinen Ruhm Verzeihung erlangen wollte, so bat er seine Obern, ihn auf das Land zu senden — er muſste aber in der Stadt bleiben. Da war er allerdings unermüdlich, oft hörte er sechs Stunden des Tages Beichte und Reiche wie Arme strömten hinzu, um vor ihm ihr Herz auszuschütten. Dies gab ihm wieder eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens. Als er nach Aufhebung des Edictes von Nantes in Languedoc einige Zeit als Missionär verwendet wurde, hatte er ungeheuern Erfolg, und gewann er ebensosehr durch die edlen Züge seines Herzens wie durch die Stärke seiner Lehrsätze eine Menge Hugenotten für die Kirche. Er war ein reiner und bescheidener Charakter, aufrichtig, und lebte, wie er lehrte. Ungemein gefällig, hielt er auf Bitten eine Predigt zu einer Zeit, wo seine Gesundheit schon sehr angegriffen war. Ganz erschöpft verließ er die Kanzel, um bald darauf zu sterben, 13. Mai 1704. Man hat mit Recht von ihm gesagt, sein Leben sei die beste Widerlegung der Anklagen, die Pascal gegen die Jesuiten schrieb. Der erste Theil seiner „Passion" gilt für sein Meisterwerk. Auch Gegner des Christenthums lesen seine Reden heute noch gern wegen ihrer Formvollendung. Cardinal Maury[2]) charakterisiert dieselben am besten mit den Worten: „Was mich immer entzückt, ist, daſs in Übung seines apostolischen Amtes dieser Redner voll Genie

Macht des Wortes.

Erfolge.

Einfachheit.

[1]) Biographie générale, vol. 7.
[2]) Eloquence chrétienne.

Gründlichkeit. stets sich selber vergisst, um sich nur mit dem Seelenheile seiner Zuhörer zu beschäftigen, dass er, während sonst so oft in den Predigten zuviel declamiert wird, sich nie ein einziges unnöthiges Wort erlaubt, nie eine Übertreibung sich zuschulden kommen läst, dass seine Sittenlehre, immer von der Weisheit geregelt und auf Grundsätze zurückgeführt, praktisch bleibt; ferner fesselt mich die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner Entwürfe und seine Gabe, den Stoff zu ordnen, die Quintilian mit dem Talente eines Generals vergleicht, der sein Heer in Schlachtordnung aufstellt. — Es ist die Macht der Dialectik, der feste Gang, die wachsende Stärke der Gründe, die genaue und gedrängte Logik. Es ist die Beredsamkeit, die auf Überzeugung sich stützt und die Scheingründe, Widersprüche, die seltsamen Einwände niederschlägt. Alles steht hier im innigsten Zusammenhange, jeder Gedanke strebt zum gleichen Ziel des Redners, der stets die Wahrheit dem Schimmer vorzieht. Es ist die niederschmetternde und doch salbungsvolle Rede des Anklägers, der vor dem Gerichte deines Gewissens dich selber anklagt und dich zwingt, insgeheim dich selber zu verurtheilen; es ist die Klarheit, mit der er all unsere Pflichten auf den wahren Bedürfnissen unserer Natur aufgebaut; es ist diese Fülle seines Genies: der Zuhörer meint, alle Gründe seien erschöpft, Vollendeteres könne es nichts geben; und doch hat er über jeden dieser Stoffe zwei-, oft mehrmals gepredigt und man weiß nicht, welcher Rede man den Vorzug geben soll. Es ist diese wissenschaftliche Sicherheit, die aus jeder Rede ein abgerundetes Ganzes macht; es ist die Einfachheit des nervigen und ergreifenden, natürlichen und doch edlen, lichtvollen und doch gedrängten Stiles, in welchem nur das Licht des Gedankens glänzt, wo immer der strengste und reinste Geschmack herrscht, wo nie ein Ausdruck zu hoch oder zu niedrig ist. Es ist der Scharfblick, welcher jeden Gegenstand durchdringt und erschöpft; es ist die weite und tiefe Auffassung, die er nur mit dem heil. Augustin und mit Bossuet theilt, um im Evangelium mit einem Blick Dogma und Moral zu umfassen; es ist die Aufeinanderfolge seiner Bilder, seiner Beweise, seiner Anregungen, die tiefe Auffassung der Religion, die ergreifende Anwendung von Beweisen der Schrift und der Kirchenväter, aus welchen er immer glücklich gewählte Stellen anführt." [1])

Gefeiert als Redner und noch heute viel gelesen und als Meister des Fléchier. Stils bewundert ist ein anderer Zeitgenosse, Fléchier. Bei Bossuet schießen die Gedanken wie Blitze aus einer Wolke und seine unerreichte Kunst ist, dass er immer natürlich bleiben will und, indem er sich rein dem Strome seiner Gedanken und Gefühle überläst, doch jede seiner Reden den Eindruck eines abgeschlossenen Kunstwerkes macht. Bourdaloue ist einfach, sein Wort schließt sich an den Gedanken an, wie ein Kleid eng an den Körper. Fléchier ist künstlich, er sucht die Antithesen zusammen, die er sinnig einander gegenüberstellt — er will einen glänzenden Eindruck hervorbringen. Fléchiers Kunst der Rede. Ruhm sind seine Gedächtnisreden: die Rede auf Turenne 1670, auf Bossuet gelten für seine Meisterstücke; nach ihnen die auf die Herzogin von Montausier (1671), auf die Herzogin von Aiguillon (1675), auf den Parlamentspräsidenten von Lamoignon (gestorben 1677), auf die Dauphine (1690), auf den Herzog von Montausier (1690), auf die Königin Maria Theresia (1689).

[1]) Seine Reden umfassen 17 Bände, Paris 1826; sie wurden auch ins Lateinische übersetzt

Die Herzogin von Montausier war das Fräulein Julia von Rambouillet, die mit ihrer Mutter im Hotel Rambouillet die aufstrebenden Talente ihrer Zeit versammelte. Ihr Gemahl, der Herzog von Montausier, hatte die oberste Aufsicht über die Erziehung des Dauphin und war ein Mann, der wegen seiner sittlichen Würde und strengen Wahrhaftigkeit der französische Cato genannt wurde: — nach Abschluss der Erziehung nahm er von dem Dauphin mit den Worten Abschied: „Gnädiger Herr, wenn sie ein Ehrenmann sind, so werden Sie mir geneigt bleiben; wenn nicht, so werden Sie mich hassen, ich mich aber darüber zu trösten wissen." — Die Herzogin von Aiguillon war die Nichte Richelieus, sein Liebling, früh Witwe, die Beschützerin aller aufstrebenden Talente; mit ihrer Anmuth hat sie oft die Härten des Cardinals gemildert, nach seinem Tode trat sie aus der großen Welt zurück und widmete im Verein mit dem heil. Vincenz von Paul ihr großes Vermögen fast nur zu Werken der Wohlthätigkeit. Lamoignon hat vieles für Verbesserung der Rechtsverwaltung in Frankreich gethan. Die Dauphine war die Mutter des Herzogs von Burgund, des Zöglings von Fénélon, die gern den Glanz des Hofes mied und in der Stille den Werken des Wohlthuns und frommer Betrachtung sich widmete. Eloges funèbres.

Esprit Fléchier[1]) ist der Sohn armer Eltern, geboren den 10. Juni 1632 zu Pernes in der Diöcese Carpentras; er machte seine Studien in Avignon, wo sein Oheim Superior der Congregation der christlichen Lehre war. Reiches Wissen, glänzendes Talent der Darstellung machten ihn früh bemerklich. Als sein Oheim starb, gieng er nach Paris, wo er einige Zeit ganz arm lebte. 1662 machte er sich durch ein lateinisches Gedicht auf ein Turnier Ludwigs XIV. bemerkbar. Er wurde jetzt Erzieher in einem vornehmen Hause, wo er Männer von Geist und feinen Formen kennen lernte und durch seine Anmuth und Würde für sich gewann, die ihm später nützlich werden konnten. Sie brachten ihn ins Hotel Rambouillet, wo er als lateinischer Dichter und angenehmer Gesellschafter gern gesehen wurde. Nun widmete er sich dem geistlichen Stande, insbesondere der Kanzelberedsamkeit, und seine Trauerrede auf die Montausier erwarb ihm wegen der Anmuth, mit der er ihre Tugenden schilderte, bleibenden Ruhm, der durch seine Trauerrede auf Turenne 1676 den Gipfel erreichte. — Mascaron (geboren zu Aix 1634, gestorben zu Agen 1703), ein Oratorianer, den der König wegen seiner Beredsamkeit zum Bischof von Tulle ernannt hatte, und von dem Ludwig nach einer Rede 1694 in Versailles sagte: „Alles altert hier, nur Ihre Beredsamkeit altert nie" — hatte eine Trauerrede auf Turenne gehalten, die für unvergleichlich und für eine That der Unsterblichkeit galt. Fléchier übertraf ihn. Die Sevigné schreibt, nachdem sie kurz vorher Mascarons Rede für unübertrefflich hielt: „Ich glaubte nicht, dass es möglich sei, dieselbe Sache in ganz neuer Weise zu sagen." Fléchiers Rede ist in all ihren Theilen mehr gleichmäßig, sie ist ein Meisterwerk der französischen Beredsamkeit überhaupt, wegen der Schönheit ihres Planes, der Erhabenheit der Gedanken, der Wärme der Gefühle und der Feinheit der Darstellung. Maury erzählt, Fléchier sei voll Angst, Mascaron möchte seinen Text, den er vom Lebensende des Judas Makkabäus nahm, gewählt haben, in den Vortrag Mascarons gegangen. Als er aber den Text hörte: „Proba me Deus" (Prüfe mich, Gott, erforsche mein Herz), habe er zu den umstehenden Freunden gesagt: „Jetzt bin ich ruhig; er kann sagen, was er will; ich werde

Fléchiers Leben.

Mascaron.

---

[1]) Fabre de Narbonne, Discours sur la vie et les ouvrages de Fléchier, vol. I der Ausgabe von 1825.

ihm gern Beifall spenden!“ Fortan galt Fléchier als ein Mann, welcher der Kirche, wie der Literatur zur Zierde gereiche, und wurde zugleich mit Racine in die Akademie aufgenommen. Ludwig XIV. ernannte ihn zum Bischof von Lavaux im Languedoc mit den Worten: „Sie haben diese Stelle schon lang verdient, ich habe mich aber des Vergnügens, Sie zu hören, nicht berauben wollen.“ — In kurzer Zeit hatte Fléchier das Vertrauen und die Liebe seiner Diöcese erworben, mußste aber wider Willen 1687 den Stuhl zu Nîmes annehmen. Ludwig wollte ihm ein besseres Einkommen verschaffen, auch war die Stelle schwieriger wegen der vielen Hugenotten, die bekehrt werden sollten. Fléchier wies die Anwendung von Gewalt zurück. Er gewann die Geister durch seine Beredsamkeit und die Herzen durch seine Tugenden, und diejenigen, welche er nicht überzeugen konnte, liebten ihn doch, denn sie wußsten, daſs sie an ihm einen Schützer gegen Miſshandlung fanden. Sein Andenken blieb bei Katholiken, wie bei Protestanten im Segen. Als die Hugenotten sich zum offenen Aufstand erhoben und sengend und brennend die Provinz durchzogen, verschonten sie die Wohnung des Bischofs. In einer Hungersnoth half er ohne Unterschied des Glaubens und mit einer Zartheit, welche die Empfänger nie in Verlegenheit brachte. Als er 1710 die Nähe seines Todes fühlte, ließ er sich schnell ein sehr bescheidenes Grabmal bauen, aus Furcht, seine Verwandten möchten ein solches mit einem Prunk errichten, der seiner Einfachheit und Bescheidenheit zuwider war. Seinen Tod betrauerten Protestanten wie Katholiken. Fénélon rief schmerzbewegt: „Wir haben unsern Meister verloren.“ Seine Trauerreden werden noch immer in Schulen als Muster der Darstellung gelesen. —

(Marginal note: Hugenotten.)

Massillon.

(Marginal note: Massillon.)

Welches Volk außer den Griechen kann sich eines solchen Reichthums an rednerischen Talenten zu gleicher Zeit rühmen wie das französische! Neben Bossuet, Bourdaloue, Mascaron, Fléchier glänzt noch ein anderer Stern, Massillon, gewöhnlich nur der Racine der Kanzel und der Cicero Frankreichs genannt. Er steht aber hinter Bossuet an Erhabenheit und hinter Bourdaloue an Einfachheit zurück. Während Bossuet nur die göttliche Wahrheit verkündet, meidet Massillon fast das Dogma und hält sich bloß an die Sittenlehre. Während Bourdaloues Sprache oft wie ein nothdürftiges Gewand für den Gedanken erscheint, ist Massillon der vollendete Rhetor. Als Moralist und Rhetor übertreibt er aber auch oft und Bossuet erscheint viel milder und viel barmherziger gegen die Sünder. Ludwig XIV. sagte nach einer Predigt zu Massillon: „Ich habe große Redner in meiner Kapelle gehört und war sehr zufrieden; so oft ich aber Sie, Herr Pater, anhöre, bin ich unzufrieden mit mir!“ — Aber der schönste Redeschmuck umrankte seine Gedanken, seine Stimme war melodisch, sein Vortrag voll Anmuth, so daſs ihm einer am Hofe sagte: „Herr Pater, es ist süß, von Ihnen verdammt zu werden.“ Massillon bildet den Übergang in das achtzehnte Jahrhundert in der Art, wie er die Auseinandersetzung des Dogmas meidet und bloß die christliche

(Marginal note: Ludwig XIV.)

Sittenlehre hervorhebt, wie in den Anspielungen auf die Pflichten der Könige und die Rechte des Volkes, die er vor dem jungen Ludwig XV. zu predigen den Muth hatte. Seine Zuhörer scheinen schon von einem ganz andern Geiste angeweht zu sein. Auf der anderen Seite wird Massillon vorzugsweise von den Stimmführern des achtzehnten Jahrhunderts gepriesen. D'Alembert hält ihn für einen der größten Redner: er gehe gerade auf die Seele los, ohne sie niederzuschmettern; er durchdringe sie, ohne sie zu zerreißen; seine Sprache sei immer gefällig, anmuthig und rein; ein wahrer Zauber ruhe auf seinen Reden; er habe alles, was vor ihm war und nach ihm kam, durch die Zahl, Mannigfaltigkeit und Gediegenheit seiner Leistungen übertroffen; er gehöre zu der geringen Zahl von Menschen, welche die Natur wahrhaft beredt geschaffen habe. Voltaire hatte die Predigtsammlung, welche den Titel hat: „Le petit carême", immer neben der „Athalie" auf seinem Tisch, ließ sie sich oft vorlesen oder las sie vor, hat ihr manche Wahrheiten entlehnt; er soll sie sogar mehrmals eigenhändig abgeschrieben haben. Er fand darin die höchste Vollendung des Stils. Allerdings feilte auch Massillon sein ganzes Leben hindurch, selbst an dem Gedruckten. Als Redner der Sittenlehre fand Massillon auch bei den Protestanten mehr Gunst als die streng dogmatischen Bossuet und Bourdaloue: hat ihn doch Theremin mit Demosthenes verglichen.[1]

Grund des Lobes.

Leben.

Johann Baptist Massillon ist der Sohn eines Notars zu Hières, geboren den 24. Juni 1663; die classischen Sprachen und die Philosophie studierte er zu Marseille. 1681 trat er unter die Oratorianer, lehrte dann in Pezenas und in Montbrison schöne Literatur und Rhetorik, bei denen er bleiben wollte, da er sich als Redner wenig zutraute. 1691 erregte er aber Aufsehen durch eine Trauerrede auf den Erzbischof von Hières, zwei Jahre später durch eine ähnliche auf den Erzbischof von Lyon. Seine Obern wollten ihn nun nach Paris ziehen, damit er hier große Muster der Beredsamkeit kennen lerne und sich zu einer Zierde des Ordens heranbilde. Massillon floh vor seinem Ruhme in ein strenges Kloster, Sept-Fonds; er fürchtete, der Erfolg möchte ihn eitel machen. Als er für den Abt dieses Klosters ein Sendschreiben an den Erzbischof von Paris, den Cardinal Noailles, abfasste, war dieser so entzückt über die Schönheit des Stils, dass er anfragte, wer im Kloster so trefflich schreibe, und als er es erfuhr, den jungen Mann nach Paris kommen ließ und für seine Ausbildung zu sorgen versprach. 1696 kam nun Massillon in das Seminar St.-Magloire. Er hörte hier große Redner, meinte aber: „Sie haben Geist und Rednergabe, wenn ich aber einmal predige, werde ich anders predigen." 1698 wurde er zur Bekehrung der Protestanten nach Montpellier gesendet, weil man von der Anmuth seiner Rede große Wirkung erwartete; dann trat er auf der Kanzel der Oratorianer in Paris auf. Sein bescheidenes, einfaches Wesen, seine sanfte wohltönende Stimme nahmen zum voraus für ihn ein. Bald war Massillon das Entzücken seiner Zuhörer. Bourdaloue wandte die Worte des Täufers auf ihn an: „Jener muss wachsen, ich aber abnehmen" — und erklärte, jetzt habe er einen Nachfolger gefunden; Bossuet aber fand, Massillon habe zu wenig Erhabenheit und werde sie nie

[1] Fr. Theremin, Demosthenes und Massillon. Berlin 1845.

erreichen. Bald musste Massillon vor dem König predigen, er lag, wie die meisten großen Geister jener Zeit, unter dem Banne von Ludwigs Größe. Mit feiner Schmeichelei begann er einen Vortrag: „Sire, wenn die Welt zu Eurer Majestät spräche, so würde sie nicht sagen: Selig die Kleinen, sondern sie würde ausrufen: Selig der Fürst, der nur gekämpft hat, um zu siegen, der die Welt mit seinem Namen erfüllt hat, der im Laufe einer langen und glänzenden Regierung alles genießt, was die Menschen bewundern, die Größe seiner Eroberungen, die Liebe seiner Völker, die Achtung seiner Feinde, die Weisheit seiner Gesetzgebung — — — aber, Sire, das Evangelium spricht nicht wie die Welt." — Gepriesen wurde namentlich seine Rede „Über die geringe Zahl der Auserwählten".[1]) 1701 und 1704 hielt Massillon die Fastenpredigten in Versailles. Der König sagte ihm, er wolle ihn noch oft hören, doch geschah es nicht wieder. Ränke wurden gespielt und Massillon von ihm nicht zum Bischof ernannt, dagegen wurde er unter der Regentschaft 1717 Bischof von Clermont. Nachdem er 1709 die Trauerrede auf den Prinzen Conti, 1711 die auf den Dauphin gehalten hatte, musste er 1715 zu Ehren Ludwigs XIV. sprechen. Er nahm den Text von den Worten Salomons: „Ecce magnus effectus sum" und hob dann an: „Gott allein ist groß, meine Brüder!" 1718 musste er die Fastenpredigten vor dem jungen König halten; sie sind berühmt unter dem Namen „Le petit carême" als das Meisterstück französischer Kanzelberedsamkeit. Alle Tugenden, alle Pflichten, alle nöthigen Wahrheiten sind hier ebenso klar als anziehend für den jungen König geschildert. Maury meint jedoch, sie seien eine schwache Leistung und die „Conférences sur les devoirs ecclésiastiques", welche Massillon als Bischof an seine Geistlichen hielt, seien das Gedankenreichste und Feurigste, was er geschrieben.[2]) So streng Massillon in seinen Reden sein konnte, so mild war er im Leben. Dass er Dubois 1720 ein gutes Zeugnis über seinen Glauben und seine Sitten ausstellte, ist eine Nachgiebigkeit, die einen Flecken auf seinen Ruhm geworfen hat. Von da an lebte er fast nur in seiner Diöcese als eifriger Bischof. Er starb 1742.[3]) —

Fastenpredigten.

Geschichtschreibung.

Geschichtschreibung.

Auch in der Geschichtschreibung, zu der wir nun übergehen, wurde in Frankreich damals vieles geleistet, wenn auch mehr in Ansammlung von Quellen als in formvollendeten geschichtlichen Darstellungen. Größen in der Geschichtschreibung, wie Bossuet eine Größe in der Theologie, Corneille und Racine im Drama ist, waren dem Zeitalter Ludwigs XIV. versagt, man müsste höchstens den schon früher geschilderten[4]) Saint-Simon darunter rechnen, welchen französische Schriftsteller nicht ohne Grund dem Tacitus an die Seite stellen. Er ist Seelenmaler, wie Tacitus. Wie dieser den Verfall Roms darstellt, so Saint-Simon den Verfall Frankreichs in den letzten Jahren Ludwigs XIV., der Regentschaft und Ludwigs XV. Er schildert das

Saint-Simon

[1]) Sur le petit nombre des Elus.
[2]) Eloquence de la chaire.
[3]) Seine gesammelten Reden erschienen in Paris 1743—1748 in 15 Bänden.
[4]) Vergl. Bd. X, S. 455 dieses Werkes.

Königthum gedemüthigt nach außen, geschwächt im Innern, den Ruin im Staate, die Mittelmäßigkeit an hohen Stellen, die Heuchelei überall und all das mit der Aussicht auf einen großen Umsturz aller Dinge. Wie der Römer, hängt er an einer Vergangenheit, die überlebt ist, an der Monarchie, die sich stützt auf den Geschlechtsadel, während jetzt die Monarchie absolut ist und von neugeschaffenem Adel umgeben. Ludwig XIV. beurtheilte ihn auch ganz richtig, indem er sagte: „Dieser Mann denkt nur an den Rang.“ Saint-Simon ist scharf in seinem Urtheile wie Tacitus, er hat ebensowenig Hoffnung, die vergangene Zeit wiederkehren zu sehen, als der Römer. Einige seiner Gestalten sind mit der Meisterhaftigkeit gezeichnet, mit welcher Tacitus uns seine Bilder vorführt, nur schreibt der Römer gedrängter und hat eher Neigung etwas zu bewundern, während Saint-Simon nur vom Geiste der Verneinung und Kritik geleitet und mit allem unzufrieden ist, was um ihn vorgeht, das Schlimme mit wahrer Freude vorbringt und das Gute nur sagt, weil ihn ein Gefühl von Gerechtigkeit dazu zwingt. verglichen mit Tacitus.

Voll Mäßigung, voll Neigung zu bewundern, ist dagegen die Sevigné. Ihre Briefe enthalten rasch und mit Meisterschaft gezeichnete Bilder, in denen das, was die Franzosen Esprit nennen, in Hülle und Fülle vorhanden ist. Napoleon sagte über sie: „Es ist geschlagener Eierschaum, man kann viel essen, ohne den Magen zu verderben.“ Er fand die Briefe der Frau von Maintenon viel gehaltvoller, einfacher und wahrer. Doch sind die Briefe der Sevigné für jeden lesenswert, der das bewegte und feine Leben der Zeit Ludwigs XIV. kennen lernen will.[1] Sevigné. Maintenon.

Unter den bedeutsameren Geschichtschreibern sei zuerst gedacht des Paul de Rapin, Sieur de Thoyras, geboren den 25. März 1661 in Castres, wo sein Vater, der aus Savoyen abstammte, Advocat war, und gestorben zu Wesel in Holland 16. Mai 1725; er war Protestant und machte seine Studien in Saumur. Seiner Neigung für den Kriegerstand konnte er sich erst nach dem Tode seines Vaters hingeben, der ihn zwang, die Rechte zu studieren. Dabei beschäftigte Thoyras sich viel mit Literatur, Mathematik und Musik. Die Aufhebung des Edictes von Nantes trieb ihn nach England und später nach Holland. Er ward Officier im Dienste Wilhelms von Oranien, mit welchem er 1688 den Feldzug nach England und dann nach Irland mitmachte. 1693 übergab ihm Wilhelms Liebling, der Herzog von Portland, die Erziehung seines Sohnes, der er sich mit hohem Ernste widmete; mit seinem Schüler machte er auch Reisen durch Frankreich, Deutschland, Italien. 1699 zog sich Rapin mit einem Ruhegehalt nach dem Haag, später nach Wesel zurück. Hier schrieb er seine „Geschichte von England“,[2] sie wurde bald ins Englische übersetzt. Voltaire sagt von ihr: „England verdankt ihm die einzige gute Geschichte, die man von diesem Königreiche Rapin de Thoyras.

[1]) Nisard, Hist. de la littérature française, III, p. 481—529. Revue des deux mondes. Sept. 1843.

[2]) Histoire de l'Angleterre. La Haye 1714. 8 voll. — sie reicht bis zum Tode Karls I. Durand gab 1734 zwei Bände Fortsetzung bis zum Tode Wilhelms III. heraus.

hat, und die einzige unparteiische in einem Lande, wo man nur im Parteigeiste Geschichte schreibt. Es ist sogar das einzige Geschichtswerk, das sich der Vollendung nähert, die man in Europa fordern kann." — Die Darstellung ist klar, rasch, die Anordnung spannend, das Ganze durchdrungen von Liebe zur gesetzlichen Freiheit. Auffallende Parteilichkeit ist vermieden, die Quellen sind nach Kräften angeführt. Das damalige Parteileben in England schilderte Rapin in einer Abhandlung über die Whigs und Tories.[1])

Maimbourg. Dann darf nicht übergangen werden Louis Maimbourg, geboren 1610 in Nancy, gestorben 1686 in Paris, welcher eine große Reihe von Werken, über den Arianismus, über die Bilderstürmer, über die Kreuzzüge, über die Trennung der Griechen von der allgemeinen Kirche, über Wikleff, über das Lutherthum, über den Calvinismus, über Gregor und Leo den Großen verfasste. Maimbourg hat ein reiches Wissen, eine spannende, anmuthige Darstellung. Bayle, sein Gegner, gestand ihm ein vorzugsweises Talent für Geschichtschreibung zu. „Es gibt wenige, die besser darstellen und mehr Wissen und mehr Genauigkeit haben als er, wenige, die den Leser so zu fesseln wissen, wie Maimbourg." Voltaire meint: „Maimbourg wurde während seines Lebens zu sehr gelobt und wird jetzt zu sehr vernachlässigt."

Vertot. Viel gelesen wurde René Aubert Sieur de Vertot, geboren 1655 im Schlosse Benetot, der Abkömmling einer alten normännischen Familie, gebildet bei den Jesuiten in Rouen, 1686 Pfarrer in Croissy-la-Garenne, wo er sich seiner Liebe zu geschichtlichen Forschungen nach Muße hingeben konnte. Sein erstes Werk, die „Geschichte der Verschwörung in Portugal",[2]) hatte großen Erfolg. Bossuet erklärte, er führe eine Feder, die geschnitten sei, um das Leben Turennes zu schreiben. Sechs Jahre später erschien die „Geschichte der Staatsumwälzungen in Schweden";[3]) sie verschaffte ihm einen Platz in der Akademie. 1719 erschienen seine „Römischen Staatsumwälzungen" in zwei Bänden;[4]) er nimmt die römische Geschichte, wie sie überliefert war, ohne Kritik an, sucht keineswegs aus den Fabeln den wahren Kern herauszuschälen, sondern wie Livius durch blendende Darstellung zu begeistern. Das Werk verschaffte ihm solchen Ruhm, daß der englische Minister Stanhope bei ihm Lösung gewisser dunkler Fragen über die Einrichtungen des römischen Senats suchte und ihm die Malteser die Abfassung einer Geschichte ihres Ordens anvertrauten. Es war dies seine letzte Arbeit.[5]) Der Stoff begeisterte ihn, die Darstellung ist anmuthig und spannend. Vertot kam in die Dienste des Herzogs von Orleans und starb im Palais-Royal 1734, achtzig Jahre alt, da er eben beschäftigt war, die „Staatsveränderungen von Polen und Karthago" zu entwerfen.

Fleury. Bedeutsamer als alle ist der Kirchengeschichtschreiber Claude Fleury, geboren zu Paris 1640, der Sohn eines Advocaten, gebildet bei den Jesuiten, dann dem Studium des Rechtes sich widmend, neun Jahre selber Advocat, während doch sein Herz weniger am Rechte als an der Geschichte hieng. Für die gelehrten Kreise im Hause Lamoignons schrieb er eine Abhandlung über Plato,

---

[1]) Dissertation sur les Whigs et les Tories. La Haye 1717. Vergl. Biographie générale, vol. 41.

[2]) Histoire de la conspiration de Portugal, seit 1711 unter dem Titel Révolution de Portugal.

[3]) Histoires des révolutions de Suède. Paris 1695. 2 voll.

[4]) Révolutions Romaines, 1719. 2 voll.

[5]) Histoire des chevaliers de St.-Jean de Jérusalem. Paris 1726, 5 voll.

worin er die Philosophie des Sokrates mit der Lehre des Evangeliums verglich. Hier lernte er Bossuet und Bourdaloue kennen und lieben und entschloss sich, in den geistlichen Stand zu treten. Bossuet empfahl ihn zur Erziehung der Prinzen Conti, später des Grafen von Vermandois, des Sohnes der La Vallière. Für seine Schüler verfasste Fleury ausgezeichnete Lehrbücher,[1]) die heute noch im Gebrauche sind. Man spürt den Einfluss Bossuets, dessen treuer Anhänger er war, den er mit La Bruyère und Fénélon oft in der Allee von Versailles begleitete, die daher den Namen „die Allee der Philosophen" hatte. Später wirkte er mit Fénélon, an den ihn die innigste Freundschaft knüpfte, in Saintonge und Poitou zur Bekehrung der Hugenotten. Durch ihn wurde er zum Lehrer der Herzoge von Burgund, Anjou und Berry ernannt. Als er quietistischer Ansichten verdächtigt wurde, stand Bossuet für ihn ein. 1716 wurde er Beichtvater Ludwigs XV. 1722 legte er diese Stelle wegen Gebrechen des Alters nieder, 1723 starb er. Die letzten dreißig Jahre verwendete Fleury auf die gediegene, namentlich durch die Schilderung jüdischer Sitten und des Geistes der ersten Jahrhunderte, und den Nachweis der göttlichen Stiftung der Kirche und ihres Einflusses auf die Besserung der Menschen ausgezeichnete „Kirchengeschichte",[2]) die ein Muster einfacher, klarer und natürlicher Darstellung ist; selbst Voltaire gestand, es ist die beste Kirchengeschichte, die je geschrieben worden ist. Fleury heißt bei den Franzosen „le Judicieux", man rühmt mit Recht bei ihm die Reinheit des Herzens. — Man hatte jetzt eine lesbare Kirchengeschichte; das durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Klarheit hervorragende Werk des Natalis Alexander[3]) (1600) war ja lateinisch und verletzte durch seine scholastische Form. Natalis Alexander.

Für das Aufleben neuen Eifers für das classische Alterthum wirkte sehr viel Charles Rollin (1661—1741) durch seine „Alte Geschichte" und „Römische Geschichte",[4]) und durch seine „Abhandlung über die Studien".[5]) Durch seine verschönernde Darstellung, dann dadurch, dass er einen Schimmer christlicher Tugend auf die harten, strengen Charaktere des Alterthums fallen ließ, hat er nicht wenig dazu beigetragen, die Schwärmerei für die alten Republiken zu entzünden, welche in der französischen Revolution eine so bedeutende Rolle spielt. Rollin ist der Sohn eines Messerschmiedes in Montbeliard und brachte es in diesem Handwerke bis zur Freisprechung als Geselle. Da bemerkte ein Benedictiner sein Talent und verschaffte ihm einen Freiplatz am Collège du Plessis. Dort gewann der fleißige und liebenswürdige Jüngling bald die Neigung seiner Lehrer, namentlich des berühmten Hersan, wurde im zweiundzwanzigsten Jahre schon Professor und bekam 1688 sogar die Lehrkanzel am Collège Royal de France. Er war ein feuriger Lehrer, den seine Schüler liebten und verehrten. 1694 wurde er Rector der Universität, ordnete den Gang des Unterrichtes neu, entflammte den Eifer für das Studium der griechischen und der französischen Sprache und Literatur. 1712 wurde er als Jansenist gezwungen, Rollin.

---

[1]) Les moeurs des Israélites 1681, Les moeurs des chrétiens 1682. Grand catéchisme historique 1683. Früher erschien: Traité du choix et de la méthode des études.

[2]) Histoire ecclésiastique. 20 voll. in Quart. Sein Fortsetzer Claude Fabre steht in jeder Beziehung ihm nach. — Hefele, Über den Wert Fleurys, seine Fortsetzung und die neu aufgefundenen Bücher. Tübinger Quartalschrift 1845.

[3]) Nat. Alex. Hist. eccl., Paris 1676, 23 voll.

[4]) Histoire ancienne, 13 voll. 1730—1738. Histoire Romaine, 9 voll. 1738.

[5]) Traité des études, 1726.

die Leitung des Collège von Beauvais aufzugeben. Rollin zog sich in sein kleines Haus in der Rue Marceau in Paris zurück und lebte ganz nur seiner wissenschaftlichen Neigung. Seine „Abhandlung über die Studien" nennt Villemain ein Denkmal der Vernunft und des Geschmackes, nach den Werken des Genies eines der besten französischen Bücher der Literatur und des Geschmacks. Es beruht auf der Grundlage des Unterrichtes in Port-Royal, nur mildert es den herben Ernst desselben. Ein Hauch der Begeisterung weht durch seine Geschichtswerke, der Glaube an die Tugend, an die Unsterblichkeit, an die Vorsehung — er hielt den Verfasser aufrecht in der Verfolgung und im Alter, und gießt einen unendlichen Zauber über jedes Capitel seiner Werke, er gibt ihnen eine gewisse Einheit des Tones und auch heute noch einen Wert, obschon sie durch die neueren Forschungen weit überholt sind.[1]) Die Kritik war nie Rollins Sache, er war mehr Mann des Gemüthes als scharfen Verstandes; er erzählt den alten Geschichtschreibern oft ganz wörtlich nach, namentlich dem Titus Livius. Er ist nicht einmal sorgfältig in der Wahl der verschiedenen Angaben der Alten, aber er weiß die Färbung der Zeiten treu wiederzugeben, die Situationen und großen Charaktere spannend zu schildern, klar und einfach schön zu erzählen. Montesquieu schreibt

Edler Sinn.

über ihn: „Ein Ehrenmann hat durch seine Geschichtswerke das Publicum bezaubert. Es ist das Herz, was hier zum Herzen spricht. Man fühlt eine geheime Befriedigung, wenn man die Tugend reden hört. Rollin ist die Biene Frankreichs." Sein Name wurde berühmt in Europa. Der Kronprinz Friedrich von Preußen schrieb schmeichelhafte Briefe, worin er ihn mit Thukydides verglich und ihm die Macht wünschte, Könige zu Menschen und Fürsten zu Bürgern

Villemain.

zu machen. Neulich hat noch Villemain[2]) sein Bild mit den schönsten Kränzen des Lobes geschmückt: „Heutzutage sind wir alle weltlich, selbst in unserem Eifer für den Unterricht der Jugend. Unser Geist ist durch tausend andere Gedanken zerstreut und durch Ehrgeiz, literarische Eitelkeit, Parteitreiben, Erfolg in der Welt eingenommen. Bei Rollin aber war der Lebensgedanke die Heranbildung der Jugend und durch sie der Fortschritt des öffentlichen Geistes. Er war der beste Bürger, ohne es zu wissen und ohne es zu sagen. Die naive Vermengung von Alterthum und Christenthum, die republikanischen Tugenden der großen Männer des Plutarch, die Demuth und die süßen Tugenden des Evangeliums, die Begeisterung für die Schönheiten in der Heiligen Schrift, in Homer, in Bossuet, die väterliche Sorgfalt für die Kindheit, die ernste und hoffnungsvolle Liebe zur frischen Jugend, all diese Regungen, vereinigt in einer gesunden und reinen Seele, beim einfachsten Leben, in anständiger Dürftigkeit — das ist das Bild von Rollin, eines Schriftstellers, der unnachahmlich ist, obschon er kein Genie ist. Gerade sein Ruhm, sein uns theurer Ruhm, ist die letzte und nützlichste Lehre, die er uns hinterlassen hat: er zeigt, bis zu welchem Grade die Gaben des Geistes wachsen und fruchtbar werden durch die Tugend, und welche Stärke die Liebe zum Guten dem Talente gibt."

Geschichte Frankreichs.

Die Werke über französische Geschichte von der Zeit Ludwigs XIV., die Memoiren und Sammlungen wollen wenig heißen. Es sind meist nur Aneinanderfügungen und Stellen aus alten Chroniken ohne Kritik, sie wimmeln von falschen Vorstellungen über die Vergangenheit. Ein Mann von

---

[1]) Tableau du 18. siècle, X. leçon.

[2]) Niebuhr, Römische Geschichte, I. — Lewis, Altrömische Geschichte, I, S. 3.

Geist ist François Eudes de Mézeray (1610—1683), eine soldatisch-freimüthige, kecke Natur, ein Witzbold, dem es Freude machte, kühn unangenehme Dinge zu sagen.[1]) Vom Geiste der Fronde noch angeweht und in einer Zeit lebend, wo die Bessern, an die Anschauungen dieser Kämpfe und ihrer Triebfedern gewöhnt, nicht mehr mit der Zusammenstellung der naiven Stellen aus den alten Chroniken zufrieden waren, unternahm es Mézeray, diesem Bedürfnisse zu entsprechen, den Mächtigen die alten und natürlichen Rechte, welche kein neues Gesetz aufheben könne, wieder in Erinnerung zu bringen. Gründlichkeit verlangte das Publicum nicht und strebte der Schriftsteller auch nicht an. Er kümmert sich wenig um die Wahl der Quellen, die er auch nicht angibt. Kühne Urtheile, saftige Geschichten, das sind seine Hauptstärke — und das Publicum freute sich, dass jemand den Muth habe, den Machthabern unangenehme Wahrheiten zu sagen. Mézeray hält es noch für die Pflicht eines Geschichtschreibers, nach Art der Alten den Personen lange Reden in den Mund zu legen. Mézeray.

Mézeray ist in Rié geboren 1610, der Sohn eines Chirurgen. Früh gieng er nach Paris, wo er nicht in die beste Gesellschaft gerieth, aber doch Anregung zum Studium der Geschichte bekam. Er machte dann 1635 und 1636 den Feldzug in Flandern mit. Nach der Rückkehr ergab er sich mit solchem Eifer in Paris dem Studium der Geschichte, dass er darüber krank wurde — dabei war er arm. Richelieu hörte von der Noth des jungen Gelehrten und schickte ihm 500 Goldstücke in einer Börse mit seinem Wappen. 1640 gab Mézeray eine Übersetzung der „Abhandlung über die christliche Religion" von Hugo Grotius heraus und den „Policraticus" des Johann von Salisbury. 1643 erschien der erste Band seiner „Geschichte von Frankreich." Während der Zeiten der Fronde verfasste er unter falschem Namen bittere Flugschriften gegen Mazarin. 1649 wurde er Mitglied der Akademie und gab fortan bei jeder Wahl eine schwarze Kugel, um zu zeigen, dass es noch unabhängige Leute gebe. 1667 wurde auch sein „Abriss über die Geschichte Frankreichs" günstig aufgenommen.[2]) Die darin befindlichen Untersuchungen über den Ursprung der Abgaben waren von so bitterem Tone, dass ihm der Gehalt als Geschichtschreiber gestrichen wurde. Es war schmerzlich für Mézeray, obwohl er von vielen Großen, sogar vom Herzog von Braunschweig und vom schwedischen Minister Magnus de la Gardie, Jahrgelder bezog, denn Mézeray liebte das Geld, und war gewohnt, Haufen von Thalern hinter seinen Büchern zu verstecken. Wie in der Schrift, so war er freimüthig in der Rede. Er äußerte oft den Wunsch, die Freiheit in Frankreich hergestellt und jedem nach seinen Werken vergolten zu sehen. Im Leben war er zügellos und ein Sonderling, Cyniker in Wort und That, Feind aller Religion. Als der Tod nahte, gieng Mézeray in sich, bereute und bat seine Freunde zu vergessen, was er ihnen Ungläubiges gesagt habe, und dem sterbenden Mézeray mehr zu glauben als dem lustig lebenden. Die Regierung ließ nach seinem Tode seine Papiere mit Beschlag belegen, man fand aber nichts Gefährliches. Leben. Schriften.

---

[1]) Aug. Thierry, Lettres sur l'histoire de France. Lettre IV.
[2]) Abrégé chronologique de l'histoire de França. 6 voll.

Daniel. 1713 erschien eine neue „Geschichte Frankreichs“[1]) vom Jesuiten Daniel (geb. 1649 in Rouen, gest. 1728 in Paris), der geradezu sagt: „Mézeray wollte die Quellen nicht kennen oder vernachlässigte sie.“ Er wies seinem Vorgänger unzählige Irrthümer nach und strebte ohne Rücksicht, ob er gefalle oder nicht gefalle, ein genaues Bild der früheren Zeiten zu geben. Seine ersten Bände sind auch sehr verdienstvoll, die späteren weniger. Von Ludwig XI. an wird der Gang des Geschichtschreibers unsicher. Augustin Thierry nennt ihn zuverlässig, aber trocken. Henri Martin findet an ihm wahren historischen Sinn, tiefes Wissen und Kühnheit des Geistes. Sein Werk verschaffte ihm die Stelle eines Geschichtschreibers des Königs mit einem Gehalt von 2000 Francs. Bisher war er Bibliothekar des Ordens in Paris gewesen.

Ursprung der Franzosen. Die Ansicht über seine Geschichte ist für Frankreich bedeutsam geworden im Zeitalter Ludwigs XIV., wie in der französischen Revolution.[2]) Früher wurde gezeigt, wie das französische Volk aus der Mischung von Franken und Galloromanen entstand, im zwölften Jahrhunderte schon war aber jede Erinnerung an den Unterschied zwischen Eroberern und Unterworfenen verschwunden. Alles Schreckliche, was die Franken den Eingeborenen angethan, wurde in der Überlieferung den Vandalen, dem Attila, den Saracenen zugeschrieben. Die französische Nation in ihrer Gesammtheit glaubte, von den Franken abzustammen und zwar aus Troja eingewandert zu sein, und nannte Francion, den Sohn Hektors, den Gründer und ersten König der französischen Nation. Abweichend war man nur in der Ansicht, wie man sich die ersten Einrichtungen vorstellen sollte. Der Adel glaubte an eine Eroberung des Landes zum Vortheile aller Kampfgenossen und an eine große Theilung der durch das Schwert eroberten Länder, ferner dass das Königreich wahrscheinlich ein Wahlreich gewesen, dass den Pairs und Großen des Landes bei jeder neuen Wahl das Recht der Einwilligung zugestanden habe, dass der König verbunden gewesen sei, nichts Bedeutendes ohne Zustimmung seiner Barone zu entscheiden, und dass der Freie nur mit seiner eigenen Einwilligung geschätzt werden durfte. Die Bürger der Städte dagegen, welche römischen Ursprunges waren, hielten die Erinnerung an die alte Municipalverfassung fest, welche bürgerliche und politische Freiheit gewährte. Die armen Bauern hatten nur Erinnerungen an ihr Elend und sahen mit Erbitterung zu ihren Drängern hinauf, die sie in Armut und Arbeit leben lassen und selber alles verzehren wollten. Im Clerus lebten römische Erinnerungen: er hielt an der

[1]) Histoire de France, 1713, 3 Bände in Folio; 1755—1760 erschien eine Ausgabe in Quart in 17 Bänden mit Plänen, Karten, Bildern. Frühere Schriften von ihm bekämpfen Pascals „Lettres provinciales“, spätere beschäftigten sich mit dem System des Cartesius. Daniel war außerordentlich fleißig und besaß ein riesiges Gedächtnis. Der berühmte Militärschriftsteller Folard rühmt seine genaue Kenntnis im Kriegswesen, welche er in dem zweibändigen Werke bewies: „Histoire de la Milice française et des changements qui s'y sont faits depuis l'établissement de la monarchie française dans les Gaules jusqu'à la fin du règne de Louis le grand. Paris 1720.

[2]) Aug. Thierry, Récits des temps Mérovingiens, Introd. I.—II., I.

unumschränkten, königlichen, allgemeinen Autorität fest, an dem allen gemeinsamen Schutz des Königs, an der bürgerlichen Gleichheit, die aus der christlichen Brüderschaft entspringt. Dasselbe Bild schwebte den Beamten vor, seit das Studium des römischen Rechtes in Schwung kam: was einst dem römischen Kaiser zustand, trugen sie an den König von Frankreich über, welcher alles und ebensoviel thun könne, als ihm nach kaiserlichem Rechte zustehe.

Die große geistige Bewegung, welche die Buchdruckerkunst hervorrief, machte der Ansicht vom trojanischen Ursprunge der Franken ein Ende. Zwei andere traten an ihre Stelle; die eine machte die Franzosen zu Völkern deutscher Race, die andere ließ sie von gallischen Colonien abstammen, welche über den Rhein ausgewandert und später in ihre Heimat zurückgekehrt wären. Über die Franken.

Aus der ersten zog Franz Hotmann[1]) die Folgerung, indem er die Anschauungen altdeutschen Lebens ganz auf Gallien übertrug: in Frankreich sei die höchste Gewalt immer von einer Nationalversammlung ausgeübt worden, welche die Befugnis hatte, die Könige zu wählen und abzusetzen, Frieden und Krieg zu beschließen, Gesetze zu geben, und über alle Staatsangelegenheiten die letzte Entscheidung zu fällen. Franken, das heißt freie Germanen, seien ein- über das anderemal über den Rhein gezogen, um das Land vom römischen Joche zu befreien, und hätten mit den Befreiten eine einzige Nation gebildet und in der Weise der Germanen das Reich festgestellt; selbst Karl der Große habe nie etwas ohne Theilnahme der Nationalversammlung beschlossen. Erst die Könige der dritten Race hätten der Freiheit Schaden gethan, da sie Würden und Ämter erblich machten. Nach und nach sei der Name Parlament, welcher ursprünglich Nationalversammlung bedeute, auf einen einfachen Gerichtshof übergegangen. Das Buch Hotmans hatte großen Einfluss, seine Anschauungen giengen auf die Liga über und gährten noch in der Fronde, doch sie erlagen vor dem Bedürfnis nach Ordnung, Ruhe und Einheit, und die Theorie der Anhänger des römischen Reiches stimmte überein mit dem, was der öffentliche Geist als nothwendig fühlte. Hotman.

Das führte 1660 zur entgegengesetzten Theorie: Gallien sei immer im Besitz seiner natürlichen Bewohner geblieben, Gallier und Franken seien Ein Geschlecht. Ein Theil gieng einst über den Rhein und kehrte später, um ihre gallischen Brüder aus der Knechtschaft zu befreien, wieder über den Strom zurück. Der geringe Widerstand, den sie von Seite der Einwohner fanden, läßt vermuthen, diese Unternehmung habe nicht ohne Theilnahme der letzteren stattgefunden. Wenn die Germanen auf dem rechten Ufer des Rheines nur ausgewanderte Gallier waren, so hatte Ludwigs XIV. Anspruch auf ein Kaiserthum einen Grund.[2]) Leibniz machte diese Ansicht in patriotischer Aufwallung lächerlich. Selbst ein scharfsinniger Franzose gab 1714 der richtigeren Ansicht in einer Sitzung der Akademie Ausdruck, wurde aber dafür durch einen Lettre de cachet verhaftet und in die Bastille gesperrt und wandte sich dann, durch diese Behandlung gewitzigt, gelehrten Fragen zu, die mit der Politik weniger zu thun hatten. Fréret behauptete nämlich: die Franken sind ein Völkerbund Niedergermaniens im dritten Jahrhunderte und keine eigene Nation und Frank Fréret.

---

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 425, 468 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. X, S. 328—329 dieses Werkes.

heißt ursprünglich nicht frei, sondern stark, unverzagt, stolz, grausam.

Fréret verbrachte vier Monate und fünf Tage in der Bastille in milder Haft. Im Verhaftsbefehle war als Grund Hinneigung zum Jansenismus angegeben. Wer hat ihn heimlich angezeigt? Seine Biographen nennen Vertot. Fréret merkte sich die Lehre sehr gut und beschäftigte sich nicht mehr mit Fragen der Politik, sondern mit einer sinesischen Grammatik und las nebenbei lateinische und griechische Classiker. Die Akademie aber ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und fortan arbeitete er nur für sie und mit solchem Eifer, dass er sich den Schlaf abbrach und ein Nervenleiden bekam. So oft er an einer Sitzung theilnahm, las er eine neue Arbeit vor, bald aus dem Gebiete der Chronologie, welche damals noch im Argen lag, bis die Mauriner mit ihrem Riesenwerk auftraten, bald aus dem Gebiete der alten Geographie, deren Lücken er oft sinnig auszufüllen wusste, obschon es damals noch wenige Werke neuerer Reisenden über Ägypten, Griechenland und Asien gab und die Typographie noch im Argen lag. Nach seinem Tode fanden sich unter seinen Papieren nicht weniger als 135 Karten von seiner Hand entworfen. In der Mythologie unterschied er wohl, was aus Ägypten durch Phöniker eingeführt und was der Genius der Hellenen hervorgebracht hatte. Um hinter die Geheimnisse des Orientes zu kommen, wollte Fréret als Missionär nach China gehen. Mit Mühe hielt ihn seine Familie zurück. Ein Bischof sandte ihm einen Gelehrten, den er 1712 aus Sina mitgebracht hatte, und mit diesem trieb Fréret sinesische Studien und wurde so der Urheber sinologischer Studien in Frankreich. In manchem konnte aber auch Arcadio Hoang, so hieß der Sinese, keine Auskunft geben; so führte Fréret die 8000 Zeichen der sinesischen Schrift auf 214 Wurzeln zurück. — Fréret ist aber auch einer der Urheber der vergleichenden Philologie in Frankreich. Von dreißig verschiedenen Sprachen schrieb er Wörterbücher, aus denen er die Stammsprachen finden wollte. Die Denkschriften der Akademie enthalten eine Menge Aufsätze von ihm, unter welchen sich wahre Goldkörner finden. Nur schade, dass er nicht auf ein Fach sich beschränkte — er zersplitterte seine Kräfte; wie in den alten Literaturen war er in den neueren bewandert. Über riesigen Arbeiten überraschte ihn 8. März 1749 der Tod im einundsechzigsten Jahre.[1]) Dass er nicht der Verfasser der antireligiösen Schriften ist, welche Holbach später unter seinem Namen herausgab, hat sein Biograph, der gelehrte Walckenaër, nachgewiesen.

Das Märchen von der gemeinsamen Abstammung der Franken und Gallier schwand und die Annahme von zwei verschiedenen Racen blieb im Bewusstsein.

Loyseau. „Die Franken", sagt Loyseau,[2]) „besiegten die Gallier und behielten sich das Recht vor, die öffentlichen Stellen allein zu bekleiden, die Waffen zu führen und die Lehen zu genießen ohne die Verpflichtung, irgend welche Steuer, weder den Herren der einzelnen Örtlichkeiten noch den Königen für Bedürfnisse des Staates, zu entrichten, wofür sie einzig verpflichtet waren, sich bei den Feldzügen einzufinden. Während die Eingeborenen zu Knechten gemacht wurden, blieben sie frank von jeder Art Knechtschaft und Unterthanenschaft. Daher stammt der Name Franzosen, welcher demnach nur dem französischen Adel gebürt."

---

[1]) Die Titel seiner gelehrten Arbeiten umfassen fünf enggedruckte Seiten in der Biographie générale, vol. XVIII, p. 314—318.

[2]) Loyseau, Traité des ordres de la noblesse. 1701. S. 24.

Dieser Grundgedanke wurde von einem Grafen Boulainvilliers[1]) in einer Abhandlung, die zur Zeit Ludwigs XIV. nur handschriftlich herumgieng und erst 1727 gedruckt wurde, näher ausgeführt. Eine unermeßliche Kluft besteht zwischen Adel und Volk. Die Franken haben Gallien erobert, die Gallier bezwungen und zu Unterthanen gemacht. Jene waren die Herren und diese wurden zur Arbeit und zum Landbau bestimmt. Die Edelleute allein sind die wahren Franzosen: sie waren alle frei, alle gleich und Genossen. Chlodwig war nur der Feldherr eines freien Heeres, das ihn ernannte, damit er es zu Unternehmungen befähige, die allen zu statten kommen sollten. Den Entscheid der wichtigsten Dinge gab die Nationalversammlung; nie hat eine solche mit Ausschließung des Geschlechtes Karls des Großen an Hugo Capet die Regierung übertragen. Die dritte Dynastie hat den Untergang der alten Ordnung der Dinge allmählich herbeigeführt, einmal durch die Freigebung der Knechte oder Leute aus todter Hand, mit denen ganz Frankreich auf dem Lande und in den Städten bevölkert war, den ursprünglichen Galliern, dann dadurch, daß diese Knechte ohne alles Recht in den Stand ihrer alten Herren traten. Die dritte Dynastie hat nach einem festen Plane die Erniedrigung des Adels angestrebt und nach und nach die ursprünglichen Gesetze und die alte Verfassung des Staates zertrümmert. Ludwig XI., Richelieu, Ludwig XIV. haben die Verwirklichung dieser Planes vollendet. Boulainvilliers.

Es war so viel Wahres in diesen Behauptungen, daß sie schwer zu widerlegen waren, so viel Schmerzliches für die Mehrheit der Nation, die in den Boden getreten wurde, um 2000 bis 3000 Personen zu erhöhen, daß es an Entgegnungen nicht fehlen konnte. Sie giengen vom Sohne eines Bürgers und Schöppen zu Beauvais aus, wo Erinnerungen an altes Recht noch lebte. Johann Baptist Dubos, Schriftführer der Akademie, stellte in seiner „Kritischen Geschichte der Errichtung der französischen Monarchie in Gallien"[2]) den Satz auf, die Franken hätten nicht Gallien erobert und seien als Verbündete und nicht als Feinde der Römer dahin gekommen, ihre Könige hätten von den Kaisern die Würden empfangen, welche zur Regierung dieser Provinz befähigten. Childerich erhielt vom Kaiser Anthemius Titel und Macht eines Kriegsobersten von Gallien. Sein Sohn Chlodwig gesellte zu dieser römischen Würde den einheimischen Königstitel, im Jahre 509 wurde er vom Kaiser Anastasius zum Consul ernannt und diese neue Würde gab ihm in den bürgerlichen Angelegenheiten dieselbe Macht, welche er schon in den kriegerischen hatte. Er wurde thatsächlich Kaiser für die Gallier, Beschützer und Haupt aller in Gallien niedergelassenen römischen Bürger, Feldherr und Krieger des Kaiserreiches gegen Gothen und Burgunder. Die Regierung der Könige erster und zweiter Race war nur eine Fortsetzung der kaiserlichen, war eine Monarchie und keine Aristokratie: die Gallier blieben beim römischen Recht und dem vollen Besitz ihres alten gesellschaftlichen Zustandes. Jede gallische Stadt behielt ihren Municipalrath, ihre Miliz und das Verwaltungsrecht in ihren eigenen Angelegenheiten. Franken und Gallo-Romanen lebten unter verschiedenen Gesetzen auf dem Fuße der Gleichheit, sie waren zu allen bürgerlichen Ämtern in gleichem Maße zugelassen und allen Abgaben unterworfen.[3]) Erst später hat sich eine herrsch- Dubos.

[1]) Histoire de l'ancien gouvernement de la France. 1727.

[2]) Histoire critique de l'établissement de la Monarchie française dans les Gaules. 1742.

[3]) Aug. Thierry, Récits des temps Mérovingiens, III. édition. Paris 1816. I. vol., p. 60—67.

süchtige Kaste zwischen König und Volk gestellt und aus Gallien ein wahrhaft erobertes Land gemacht.

Montesquieu. Der Erfolg des Buches war groß trotz seiner vielen Irrthümer. Montesquieu meinte, Boulainvilliers und Abbé Dubos hätten jeder ein einseitiges System errichtet, der eine scheine sich gegen den dritten Stand, der andere gegen den Adel verschworen zu haben. Er selber aber war nicht ganz klar in der Frage und seine Bücher über den Geist der Gesetze enthalten manchen Irrthum hinsichtlich der Geschichte Frankreichs. Abbé Mably gewann durch seine Bemerkungen über die Geschichte Frankreichs einen Beifall, welcher der Leidenschaft der Zeit gegen die Bevorrechteten entsprach. Er nahm für den dritten Stand die Demokratie der alten Franken in Anspruch. — Die Reichsstände sind nach ihm uralt, die Krone aber hat immer gestrebt sie zu verstümmeln, nur durch die Wiederherstellung der Stände könnten die Franzosen wieder zu den alten Tugenden gelangen, ohne die ein Reich schlaftrunken den Untergang erwartet.[1]) Noch schärfere Antwort gab auf die Theorie Boulainvilliers, auf welche der Adel oft sich berief, 1789 der Abbé Siéyès. Was ist der dritte Stand? fragt er. Was war er bishin in der politischen Ordnung? Nichts. Was will er werden? Etwas. Der dritte Stand ist eine Nation durch sich selbst und eine vollständige Nation. Der Adel beruft sich, um seine Rechte zu begründen, auf die Eroberung. Der dritte Stand aber kann auf das Jahr vor der Eroberung zurückgehen und, da er jetzt stark genug ist, sich nicht mehr erobern zu lassen, so kann er die anmaßenden Herren in die rauhen Wälder Germaniens zurückschicken. Die Gallier und Römer, von denen der dritte Stand herkommt, waren nicht von schlechterer Geburt als die vorgeblichen Enkel der alten Sigambern.[2]) —

(Margin: Mably. — Siéyès.)

Die Mauriner.

Zu solcher Leidenschaftlichkeit hat die Willkür und Eroberungslust Ludwigs XIV. und die Mißregierung Ludwig XV. die Frage gesteigert. Sie ist jetzt gelöst durch begabte Geister unseres Jahrhundertes. In Frankreich hatte man aber im vorigen Jahrhundert nicht Ruhe genug dazu, denn alles drängte hastig zu einem großen Umsturze aller Dinge. Das riesige Material, das zur Lösung dieser Fragen nothwendig war, die Veröffentlichung aller Chroniken und Urkunden hat jedoch damals ein Verein eifriger, geistvoller Mönche zusammengebracht. Ihre Leistungen werfen noch einen schönen Glanz auf die Regierung Ludwigs XIV. Es sind Benedictiner, die mit Recht die Sendboten der ruhigen und unparteiischen Wissenschaft genannt werden, und zwar von der Congregation des heil. Maurus, deren Entstehen schon früher bemerkt wurde.[3]) 1618 gab Ludwig XIII. Vollmacht zur Gründung der Congregation für Frankreich, 1632 gehörten schon 34 Klöster dazu. Im Anfange des achtzehnten Jahrhundertes stieg deren Zahl auf 180. Die

(Margin: St. Maurus.)

[1]) Observations sur l'histoire de France. — Vergl. Thierry, l. c. III, p. 78—92.

[2]) Siéyès, Qu'est-ce que le tiers état? Édit. 1820, p. 59 ff.

[3]) Vergl. Bd. VIII, S. 349—350 dieses Werkes.

berühmtesten Klöster waren St.-Germain des Près in Paris, der Sitz des Generals und der ausgezeichneten Gelehrten des Ordens, mit fürstlichen Einkünften, bischöflichen Rechten und einer riesigen Bibliothek, — dann Blanc-Manteaux in Paris, St.-Denys bei Paris, Fescamp in der Normandie, Trinité in Vendôme, Fleury, Marmoutier bei Tours, St. Benignus zu Dyon, Sauvemajour bei Bordeaux, Chaise-Dieu u. a.[1]) Ordnung und Freiheit waltete bei der Leitung. Der General war nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf drei Jahre gewählt und eben so die Vorsteher der einzelnen Klöster. Für wissenschaftliche Zwecke konnten die Ordensstatuten gemildert, Gelehrte vom Chordienst befreit werden und Reisen machen. Die Mitglieder waren nicht immer an ein und dasselbe Kloster gebunden, sie konnten in andere Klöster oder auf Pfarreien versetzt werden, — so war der Unzufriedenheit vorgebeugt. Der hohe Schwung aber, der die ganze Gesellschaft ergriff, hob jeden Einzelnen und die Verdienste großer Männer machten ihn stolz, dieser Verbindung anzugehören. Echte Religiösität und Sittlichkeit, Eifer für die Kirche wie für die Wissenschaft zeichnete die Mauriner aus; ernste Studien, namentlich auch in Philosophie, Mathematik, Physik, in der griechischen und hebräischen Sprache, giengen der Priesterweihe voraus. Besonders begabte Jünglinge wurden dann in höhere Lehranstalten und in die Möglichkeit versetzt, dem Fache, wofür sie besondere Neigung hatten und wozu ihnen der Orden alle Hilfsmittel bot, ihr ganzes Leben zu widmen. So allein sind die gewaltigen Leistungen der Mauriner erklärbar, in Diplomatik, Chronologie, Alterthumswissenschaft, Sprachenkunde, in Sammlungen und Ausgaben historischer Werke, in Ausgaben der Kirchenväter, der Concilien, des Lebens der Heiligen, der Geschichte des Benedictiner-Ordens, in Werken über Literatur und politische Geschichte. Die vielen rasch aufeinander folgenden Ausgaben ihrer Werke zeigen, dass ernste Bücher damals mehr begehrt wurden als heutzutage.

Vor allen ist Johann Mabillon zu erwähnen, von welchem Montalembert[2]) mit Recht sagt, er sei der erlauchteste der modernen Mönche, und verdiene neben den heiligsten und größten einen Platz, nicht nur wegen seiner kolossalen Gelehrsamkeit und seiner unschätzbaren Werke, sondern hauptsächlich auch wegen der Reinheit seines Lebens, des Adels, der Geradheit und feurigen Redlichkeit seines Charakters. Er ist geboren in dem Dorf St.-Pierremont in der Champagne, 23. November 1632. Sein Vater, ein Bauer, wurde hundertfünf Jahre alt, sein Großvater hundertsechzehn, und von dieser zähen Lebenskraft erbte auch Mabillon, denn im fünfundsiebzigsten Jahre noch entwickelte er eine wunderbare, unermüdliche geistige Thätigkeit. In Rheims machte er seine Studien: der Anblick der gelehrten Beschäftigung und des musterhaften Wandels der Mauriner bewog ihn, in diesen Mabillon.

[1]) Dr. Herbst, Die Verdienste der Mauriner um die Wissenschaften. Tübinger Quartalschrift, 1833—1834.

[2]) Die Mönche des Abendlandes, I, S. 168.

Orden zu treten; im fünfundzwanzigsten Jahre legte er die Gelübde ab. Seine Fähigkeiten gaben sich schnell kund und seine Oberen trugen ihm die Sammlung der Materialien zur Geschichte des Mittelalters auf. Mit einem wahren Heißhunger stürzte sich der junge Mönch auf seine Arbeit. Das Übermaß machte ihn aber krank und mehrere Jahre zu jeder anstrengenden Arbeit unfähig. Zur Widerherstellung seiner Gesundheit schickten ihn seine Oberen in verschiedene Klöster herum und übertrugen ihm Ämter, die ihn mehr zerstreuten, als angriffen. 1663 gewann er seine volle Kraft wieder und von da bis zu seinem Tode — 27. December 1707 — gehörte seine ganze Kraft nur der Wissenschaft und setzte er die Welt durch eine große Leistung nach der anderen in Erstaunen. 1668 erschien der erste Band der „Geschichte des Benedictiner-Ordens",[1]) 1667 die Ausgabe der „Werke des heil. Bernhard von Clairvaux". Der Geschmack, die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn, mit der diese Ausgabe veranstaltet war, machte Mabillons Name schnell bekannt. Früher hatte man der Lebensgeschichte der Heiligen bloß Wert zugeschrieben zur Erregung frommen Sinnes; dadurch aber, dass Mabillon die Zeitrechnung ordnete, die verschiedenen Gebräuche früherer Jahrhunderte erklärte, wurde sie eine Hauptquelle für die Geschichte des Mittelalters.

Diplomatik. 1681 erschien das Hauptwerk Mabillons, welches die Diplomatik begründete. Eine ganz neue Wissenschaft war dadurch geschaffen. Sie entstand durch einen Zufall. Eine Schrift auf Befehl des Kurfürsten von Trier sollte beweisen, dass eine Abtei in der Nähe dieser Stadt ihm unterworfen sei. Der Syndicus des Stiftes jedoch bewies, dass die Urkunden, welcher dafür sprechen sollten, gefälscht seien. Ein ähnlicher Streit wurde über die Abtei St.-Denys geführt und der gründliche Urkundenkenner, der Jesuit Papebroche, warf dem Benedictiner-Orden vor, er habe seit dem elften Jahrhunderte es sich zum besonderen Geschäfte gemacht, die Urkunden zu fälschen. Mabillon erhielt von seinem Orden Befehl, diesen kränkenden Vorwurf zu widerlegen. Nach sechs Jahren erschien das Hauptwerk Mabillons,[2]) welches 1. die Geschichte der verschiedenen älteren Schriftarten und Schreibmaterialien, 2. die Lehre vom Urkundenstil, von den Unterschriften, Siegeln und Zeitangaben, und 3. die Prüfung und Widerlegung der von Papebroche aufgestellten diplomatischen Grundsätze enthält. Den vierten Theil, die diplomatische Geographie Frankreichs, nämlich die Untersuchungen über 163 alte königliche Paläste, von welchen aus Urkunden erlassen wurden, arbeitete Mabillons Freund Dom Germain unter seiner Leitung aus. Der 5. Theil enthält Proben der verschiedenen Schriftarten, Siegel und Unterschriften und der 6. den diplomatischen Beleg. Gatterer nannte das Buch das vollkommenste und einzige Werk des Jahrhundertes. Huch pries es als gigantisch an Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, Ausführlichkeit, wie an diplomatischer Pracht, es gereiche seinem Verfasser zum ewigen Ruhme. Papebroche erklärte

Papebroche.

[1]) Acta Sanctorum ordinis St. Benedicti in saeculorum classes distributa. Paris 1668—1701.

[2]) De re diplomatica Libri VI. Opera et studio Joannis Mabillon. Lutetiae Parisiorum 1681. Fol.

öffentlich — und das macht ihm Ehre — er sei widerlegt und es freue ihn, durch seinen Irrthum Anlass zu einem so herrlichen, in jeder Beziehung so vollendeten Werke gegeben zu haben; Entzücken über die schöne Durchführung der Beweise, Staunen über viele Dinge, die er bisher noch nicht gekannt, habe ihn beim Lesen der Schrift überwältigt.

Das Aufsehen über diese Leistung war groß. Magliabecchi nannte es ein unsterbliches Werk. Colbert wollte Mabillon einen Jahresgehalt von 2000 Livres auswerfen. Doch dieser wies ihn demüthig zurück: „Was würde man von mir denken, wenn ich, ein armer Mönch und Sohn von armen Eltern, in der Religion das suchen würde, was ich nie in der Welt hätte hoffen dürfen?" Um die Handschriften für seine Werke zu vergleichen, machte Mabillon jetzt Reisen durch Burgund, die Schweiz, Bayern nach Salzburg 1682,[1] 1685 nach Italien bis Neapel hinunter. Überall wurde er mit Begeisterung aufgenommen. Die einen eilten, den merkwürdigen Mann nur kennen zu lernen, die anderen, gelehrten Rath bei ihm einzuholen. Mabillon verlor über dieser Huldigung seine demüthige Haltung nicht; er blieb ein einfacher, frommer, arbeitsamer Mönch, auch literarischen Gegnern gegenüber — so dem Trappisten Rancé, der gegen dieses gelehrte Treiben in einer Schrift aufgetreten war und nur Ascese und Handarbeit den Mönchen gestatten wollte. In der „Abhandlung über die Studien der Mönche"[2] verfolgt Mabillon mit Geist und Gelehrsamkeit den Satz, dass Wissenschaft die schönste Beschäftigung des Mönches sei, Unwissenheit sei keine nothwendige Eigenschaft eines Frommen. Beide Gegner umarmten sich später knieend und versprachen, nie mehr an ihren Streit zu denken. Als Mabillon auf einer Reise nach Clairvaux, der Stätte, wo einst Bernhard gewirkt, ansichtig wurde, war er von Entzücken und Rührung wie berauscht. In Arbeit verfloss sein Leben, in einer engen Zelle erlosch es am 27. December 1707 in Saint-Germain des Prés. Als der Erzbischof von Rheims zu Ludwig XIV. sagte: „Sire, der gelehrteste und frömmste Mann in Frankreich ist gestorben!" antwortete der König betroffen: „So haben wir also Mabillon verloren!" Durch ganz Europa wurde dieser Verlust schmerzlich empfunden.

Reisen.

Rancé.

Zwei andere Mauriner, Dom Toustain und Dom Tassin, gaben 1750 bis 1765 eine „Allgemeine Diplomatik"[3] heraus. Mabillon hatte mehr eine französische geschrieben. Dieses Werk ergänzt das Werk Mabillons, namentlich durch eine Geschichte des lateinischen Alphabets, ferner durch die Geschichte der Schrift in Italien, Spanien, Großbritannien und Deutschland, durch die Geschichte der tironischen Noten und Siegel. Jetzt giengen die Mauriner daran, eine griechische Diplomatik auszuarbeiten und wieder ward die gelehrte Welt überrascht mit einer vollendeten Leistung. Bernhard von Montfaucon hieß der bescheidene, fromme, unermüdliche Mönch, welcher diese Riesenarbeit vollbrachte, von der ein Protestant und Gelehrter seiner Zeit, Fabricius,

Montfaucon.

---

[1]) Vergl. Bd. III, S. 649 dieses Werkes.

[2]) Traité des études monastiques 1691.

[3]) Nouveau Traité de Diplomatique, où l'on examine les fondements de cet art, on établit des règles sur le discernement des titres et l'on expose historiquement les charactères des bulles pontificales etc. Par deux Religieux Benedictins de la congrégation de St.-Maur. Paris 1750—1765, 4. maj.

anerkennend schrieb: „Kein Mensch lebt heutzutage, der mit höheren und ruhmvolleren Gaben die gebildete Welt bereichert und die griechische und kirchliche Literatur und das gesammte Alterthum mit einem schöneren Glanz beleuchtet hat."

Bernhard von Montfaucon stammt aus einer Familie von hohem Adel in der Grafschaft Cominges und wurde geboren auf dem Schlosse Soulage 13. Januar 1655. Als Edelmann sollte er seinem Könige mit dem Schwerte dienen, aber neben den Übungen in den Waffen las der Jüngling mit einem gelehrten Freunde seines Vaters Plutarch, Flavius Josephus und andere Schriftsteller des Alterthums. 1672 trat er über in die Armee, 1673 machte er unter Turenne den Feldzug in Deutschland mit. Der Krieg widerte ihn aber an. Nach Beendigung des Feldzuges und dem Tode seiner Eltern gab er das Waffenhandwerk auf und zog sich in die Einsamkeit seines Schlosses Roquetaillard zu seinen Studien zurück. Bald darauf bat er in Toulouse im Kloster La Daurade um Aufnahme in den Orden. 1676 legte er Profess ab; im Kloster Sorrez, wo er einige Zeit lebte, fand der junge Mann eine große Menge griechischer Handschriften; mit Eifer verlegte er sich jetzt auf die griechische Sprache. Nach einigen Jahren berief man ihn nach Paris, wo er in Stunden der Muße noch die syrische, hebräische, chaldäische und koptische Sprache erlernte und in der Münzkunde Fortschritte machte. Schon 1698 war seine Ausgabe der „Werke des heil. Athanasius" vollendet. Gelehrte priesen diese Leistung als unvergleichlich. Um andere griechische Werke herauszugeben, wurde Montfaucon mit Dom Paul Bryois zur Vergleichung von Handschriften nach Italien gesendet. Wie einfach lebten diese Mönche! Ein Bericht aus jener Zeit sagt: „Heute Nacht kamen diese Zwei an, ganz zerrissen, barfuß, man hat sie vom Kopf bis zu den Füßen neu kleiden müssen."

Griechische Paläographie.

1708 erschien die reife Frucht seiner Arbeiten.[1]) Das Werk behandelt zuerst die Schreibmaterialien bei den Griechen und die Personen, welche sich mit dem Bücherabschreiben beschäftigten, dann die Geschichte der griechischen Schrift, auch der Cursivschrift, die Abkürzungen, die Lehre vom Diplomatenwesen der Griechen, endlich gibt es eine Beschreibung der Klöster auf dem Athos. Abbildungen von Denkmälern beweisen das Gesagte. Über tausend griechische Handschriften hatte Montfaucon durchgearbeitet. In manchem sind seine Ansichten umgestoßen worden, das dritte und vierte Buch gelten aber heute noch für classisch. 1718 erschien seine berühmte Ausgabe der „Werke des Chrysostomus", 1719 sein „Alterthum durch Bilder beleuchtet".[2]) Beim Lesen des Chrysostomus fand Mont-

[1]) Palaeographia Graeca, sive de ortu et progressu Literarum Graecarum, et de variis omnium saeculorum scripturae graecae generibus: itemque de abbreviationibus et de notis variarum artium et disciplinarum. Additis figuris et schematibus ad fidem manuscriptorum codicum. Opera et studio D. Bernardi de Montfaucon, Sacerdotis et Monachi Benedictini. Parisiis 1708. Fol.

[2]) S. P. Joannis-Chrysostomi, archiepiscopi Constant., Opera omnia. Paris 1718. — Antiquitas explanatione et schematibus illustrata. L'Antiquité expliquée et représentée en figures. Paris 1719. Dix voll. in Fol. en latin et en français.

faucon, daſs eine umfaſſende Kenntnis der Einrichtungen und Verfaſſungen der alten Welt zum vollen Verſtändnis des großen Redners nöthig ſei, und ſuchte nun gebildeten Leſern die Eigenthümlichkeiten der alten Welt in Abbildungen vor Augen zu legen. Auf 1200 Kupfertafeln ſind gegen 40.000 Gegenſtände, nicht bloß aus Frankreich, ſondern aus ganz Europa dargeſtellt. Die Bilder ſind Hauptſache, der Text dient nur zur Erklärung. Das Werk war für jene Zeit etwas Außerordentliches, während es für uns nicht mehr ausreicht. In zwei Monaten wurde die ſtarke Auflage vergriffen. Ein anderes großes Unternehmen begann Montfaucon noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre: „Die Denkmäler der Geſchichte Frankreichs in Abbildungen und Erläuterungen".[1]) Fünf Bände erſchienen davon 1729—1733. Der Plan ist herrlich, wenn auch die Bilder oft hinter den Anſchauungen des großen Archäologen zurückbleiben. Denkmäler Frankreichs.

Dies ſind nur die Hauptwerke, zwiſchen welchen die Herausgabe bisher unbekannter griechiſcher Schriften[2]) und bekannter, wie eines Werkes von Philo, der „Hexapla des Origines",[3]) an welcher Montfaucon dreiundzwanzig Jahre arbeitete, gelehrter Abhandlungen, wie die über den „Leuchtthurm zu Alexandrien", über die „Zubereitung des Papieres in Ägypten", Streitſchriften, Berichte über Reiſen und den Beſtand der Bibliotheken fallen[4]) und Briefe, von denen lange nicht alle gedruckt ſind. Wir ſtaunen ob dieſer wunderbaren Thätigkeit. Dom Taſſin, welcher Montfaucons Leben beſchrieb, erzählt: „Noch im höchſten Alter verwendete er täglich acht Stunden auf ſeine Studien. Seine Geſundheit hatte ſich durch ſein einfaches und regelmäßiges Leben ſo befeſtigt, daſs er ſeit mehr denn fünfzig Jahren niemals krank geweſen war. Am Vorabende vor ſeinem Tode theilte er noch der Akademie den Plan zur Ausgabe weiterer drei Bände ſeiner Denkmäler zur Geſchichte Frankreichs mit, worauf er eine neue Ausgabe des griechiſchen Wörterbuches von Ämilius Probus veranſtalten wollte, zu welchem er beträchtliche Beiträge geſammelt hatte. Da ereilte ihn ein raſcher Tod 21. September 1741."

Das Latein des Mittelalters iſt ein ganz eigenes, die alten Wörter wurden Gefäße für eine neue Gedankenfülle, neue wurden geſchaffen. Dasſelbe iſt der Fall mit der griechiſchen Sprache des Mittelalters. Ein franzöſiſcher Rechtsgelehrter, Charles du Fresne, Sieur du Cange — geboren zu Amiens 1610, geſtorben zu Paris 1688, gebildet bei den Jeſuiten in Amiens — hatte mit ſeltener Ausdauer, Gelehrſamkeit und ungewöhnlichem Scharfſinne ein Wörterbuch des mittelalterlichen Latein zuſammengeſtellt,[5]) zehn Jahre auf ein ähnliches für das mittelalterliche Griechiſch verwendet[6]) und die Neues Wörterbuch. Ducange.

[1]) Les Monuments de la Monarchie française, qui comprennent l'histoire de France, avec les figures de chaque règne, que l'injure des temps a épargnés.
[2]) Analecta Graeca. Paris 1668.
[3]) Hexaplorum Origenis, quae supersunt. Paris 1713.
[4]) Diarium Italicum. Paris 1702. Bibliotheca Coisliniana. Paris 1715. Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova. Paris 1739.
[5]) Glossarium ad Scriptores mediae et infimae Latinitatis. Paris 1678. 3 voll.
[6]) Glossarium ad Scriptores mediae et infimae Graecitatis. Paris 1688. 2 voll.

Kenntnis der byzantinischen Geschichte durch Herausgabe ihrer Quellen und durch ein eigenes größeres Werk erleichtert.[1]) Ducange war trotz seiner mühseligen Arbeit immer heiter und gewann ebensosehr durch seine persönliche Liebenswürdigkeit wie durch sein umfassendes Wissen; seine Leistungen schienen der Regierung so wichtig, daſs Ludwig XIV. jedem seiner Kinder einen Gehalt von 2000 Livres aussetzte, um die Verdienste ihres Vaters zu ehren.

Dantine. Das lateinische Wörterbuch war schnell vergriffen. Die Mauriner Dom Dantine und Carpentier übernahmen die neue Ausgabe, welche sie aber durch so viele neue Artikel ergänzten und bereicherten, daſs das Werk statt der bisherigen drei Foliobände jetzt deren sechs umfaſste.[2]) Dantine ist geboren 1688 in Gourieux und gestorben 1746 in Paris, sein Leben verfloſs in Arbeiten voll Verdienst um die Wissenschaft, dabei war er der liebenswürdigste, uneigennützigste Priester. Carpentier ist geboren zu Charleville 1697 und gestorben zu Paris 1767.[3])

Quellen zur französischen Geschichte. Die Quellen der französischen Geschichte hatte schon im sechzehnten Jahrhunderte Pierre Pithou, geboren 1539 zu Troyes, gestorben 1596 zu Nogent sur Seine, ein Rechtsgelehrter und eifriger Anhänger Heinrichs IV., herauszugeben begonnen.

Duchesne. André Duchesne, nicht mit Unrecht der Vater der Geschichte Frankreichs genannt, ein Landsmann Richelieus aus der Touraine (geboren 1584 und von ihm gehoben und zum Geographen und Geschichtschreiber ernannt), hatte außer vielen anderen Werken über die Geschichte Frankreichs eine Sammlung[4]) der Quellen seiner Geschichte, auf vierundzwanzig Bänden berechnet, unternommen, war aber erst zum fünften Bande gekommen, als er bei Paris 1640 durch das Überfahren eines Wagens getödtet wurde. Colbert war gesonnen, die Fortsetzung mit den Mitteln des Staates zu unterstützen, und ließ verschiedene Pläne ausarbeiten, starb aber indessen. Der Kanzler d'Aguesseau betraute den gelehrten Mauriner Dom

Martene. Edmund Martene (geboren in Saint-Jean de Losne 1654, gestorben zu Paris 1739), einen gelehrten, emsigen und so edlen Mann, daſs ihn sein Arbeitsgenosse Germain einen Heiligen nennt, mit der Ausarbeitung des Planes. Das Unternehmen wurde den Maurinern übertragen: da die Sammlung von Duchesne selten geworden war, so wurde von vorne begonnen.

Dom Bouquet. Bis auf acht Bände brachte die neue Sammlung Dom Bouquet (geboren 1685 zu Amiens) und arbeitete schon am neunten Bande, als ihn 1754 der

---

[1]) Quellen wie Cinnamus, Zonaras, Chronicon Paschale, Villehardouin; dann die Historia Byzantina. Paris 1680.

[2]) Glossarium ad Scriptores mediae et infimae Latinitatis: auctore Carolo Dufresne, Domino Ducange. Editio nova locupletior et auctior opera et studio Monachorum O. S. B. e. congregatione S. Mauri. Paris 1733—1736. Die neueste Ausgabe ist von Henschel, Paris 1844, 7 Bde. in 4°.

[3]) Ein warm gehaltener Lebensabriſs in der Préface zum I. Band der Art de vérifier les dates.

[4]) Historiae Francorum Scriptores. Paris 1636—1649. 5 voll.

Tod überraschte.[1]) Haudiquier, Prerieux, Clement Poirier und Brial, gleichfalls Mauriner, setzten das Unternehmen fort. Dieses Werk ist die Krone aller Leistungen der Mauriner für die Geschichte Frankreichs und die Grundlage zu letzterer. — Würdig steht diesem Ehrendenkmal der Nation die „Literaturgeschichte Frankreichs“ zur Seite.

Schon der Titel [2]) zeigt, wie umfassend der Plan war. Sein Urheber ist Dom Anton Rivet de la Grange, geboren 30. October 1683 zu Confolens in Poitou, gestorben 7. Februar 1749 in Mans, gebildet in der Schule der Jesuiten in Poitiers. Ein Sturz vom Pferde auf der Jagd brachte ihn in die höchste Gefahr; als er in der Kirche darauf Gott für seine Rettung dankte, glaubte er eine Stimme von oben zu hören, die ihm zurief: „Werde Benedictiner!“ Schwer war der Abschied von der zärtlichen Mutter: 1705 legte Rivet seine Gelübde im Marmoutiers bei Tours ab. Dreißig Jahre arbeitete er an den neun ersten Bänden seines Werkes, welches die Geschichte der Literatur Frankreichs bis ins zwölfte Jahrhundert herauf behandelt: an der Spitze jedes Jahrhundertes ist eine lichtvolle Übersicht über den Zustand der Studien, der Schulen, der Lehrmeinungen, der bedeutenderen Leistungen. Den neunten Band gab Taillandier heraus (geboren 1705 zu Arras, gestorben 1786 in Paris) mit der Lebensbeschreibung Dom Rivets an der Spitze, derselbe, welcher in der Vorrede zu Dom Le Pelletiers „Wörterbuch der bretonischen Sprache“ den Beweis führte, dass und wie in Armorika und Wales die alte keltische Sprache sich forterhielt. Band zehn und elf, welche bis 1151 heraufreichen, sind von Dom Clement (geboren 1705 zu Pamblanc, gestorben 1778 zu Paris) abgefasst, der arbeitseifrig bis zu seinem letzten Augenblicke noch schrieb. Band zwölf, der mit 1167 endet, ist von Dom Clement (geboren 1714 in Béze bei Dijon, gestorben 1793 in Paris), der so eifrig und nervenkräftig war, dass er oft nur zwei Stunden des Nachts schlief. Dom M. Josef Brial (geboren 1743 zu Perpignan, gestorben 1828 zu Paris), der letzte der Mauriner, nachdem die Revolution seinem Orden ein Ende gemacht hatte, übernahm im Auftrage des Institutes, welches ihm Ginguenée, Pastoret, Amaury, Duval, Petit-Radel, Daunou als Mitarbeiter beigab, als die Ruhe und die Liebe zur wissenschaftlichen Thätigkeit zurückkehrte, die Fortsetzung vom dreizehnten bis zum sechzehnten Bande. 1832 erschien Band siebzehn dieses großartigen, durch Reichthum und Genauigkeit der Angaben, Richtigkeit des Urtheiles und Begeisterung für alles Große und Edle ausgezeichneten Werkes. Kein anderes Volk Europas besitzt ein ähnliches Werk über seine geistige Entwickelung, welches sich mit diesem messen kann.

Französische Literaturgeschichte.

Dom Clement.

Dom Brial.

---

[1]) Rerum Gallicarum et Francicarum Scriptores. Recueil des Historiens des Gaulés et de la France. Paris 1738—1818. 15 voll. in Fol. 1840 war in Paris der 20. Band erschienen, die Académie des Inscriptions hat die Fortsetzung unternommen.

[2]) Histoire Littéraire de la France, où l'on traite de l'origine et du progrès, de la décadence et du rétablissement des sciences parmi les Gaulois et parmi les Français, du goût et du génie des uns et des autres pour les Lettres en chaque siècle, de leurs anciennes écoles, de l'établissement des Universités en France, des principaux collèges, des Académies des sciences et belles-lettres, des meilleures bibliothèques anciennes et modernes, des plus célèbres imprimeries et de tout ce qui a un rapport particulier à la littérature u. s. w. Paris 1732—1763. 12 voll. Continuée par les Membres de l'Institut de France, vol. 13—17. 1814—1832.

Monographien. Aber auch treffliche Arbeiten über die Geschichte der einzelnen Provinzen wurden von Maurinern veröffentlicht.

Lobineau. Dom Lobineau (geboren in Rennes 1666, gestorben bei St.-Malo 1727) veröffentlichte 1707 eine „Geschichte der Bretagne" [1]) in zwei Bänden, von welchen Geschichte der Bretagne. der erste die eigentliche Geschichte des Landes von 458 bis 1332, der zweite, noch wertvollere, die Urkunden dazu enthält: ein Wörterbuch erklärt die keltischen und fremden Wörter. Lobineau war sehr gelehrt, sehr eifrig und besonnen, doch verleitete ihn die Liebe zur Heimat zu zwei Fehlern, die ihm einen bitteren Streit zuzogen: er leugnete, dass die Bretagne in einer Lehensabhängigkeit von der Normandie und der Krone Frankreich gestanden sei, er behauptete als eifriger Kelte, die Armoriker seien von den Briten bekehrt worden. Die Stände der Bretagne übertrugen die Umarbeitung und Fortsetzung seines Werkes einem anderen Mauriner, Morice. Dom Pierre Hyacinthe Morice de Beaubois, wieder einem Bretonen (geboren in Quimperle 1693, gestorben in Paris 1750), dem edlen Abkömmlinge eines vornehmen Geschlechtes. Er ist ebenso gewandt, scharfsinnig und gelehrt, aber seine Darstellung weniger trocken; [2]) er führte die Geschichte der Bretagne erschöpfend bis 1598 fort. Der Tod überraschte ihn während der Arbeit, Taillandier veröffentlichte sie.

Languedoc. Ein mustergiltiges Werk, was Vollständigkeit, Scharfsinn und Kraft der Darstellung anlangt, wichtig besonders für die Geschichte der Westgothen Vaissette. und der Albingenser, ist die „Geschichte von Languedoc" [3]) von Dom Vaissette.

Geboren 1685 in Alby, war Vaissette zuerst Advocat und königlicher Procurator. Die Liebe zur Geschichte trieb ihn 1726 ins Kloster. Seine Oberen stellten ihm die Aufgabe, die er glänzend löste. Ein Mitbruder, Claude de Vic, ob seiner Begeisterung für Geschichte, ob seiner Gewandtheit und Frömmigkeit bei Papst Clemens XI. sehr beliebt, verschaffte ihm aus Rom manche wichtige Burgund. Urkunden für sein Werk. — Die „Geschichte von Burgund" behandelte mit gleicher Gründlichkeit Dom Urban Plancher, geboren 1667 in Chenus, Felibien. gestorben 1750 in Dijon. [4]) — Michael Felibien (geboren zu Chartres 1666, gestorben zu Paris 1719) hatte eine gründliche und geschmackvolle „Geschichte der St.-Denys. Abtei St.-Denys" geschrieben, aus den Quellen, „denn man findet die Wahrheit nie reiner, als an ihrer Quelle"; da bat ihn der Prévot der Kaufleute in Geschichte von Paris. Paris um Abfassung einer Geschichte der Hauptstadt. Acht Jahre widmete Felibien dieser Arbeit, deren Plan dem Könige gefiel; er erlag aber über ihr, Lobineau vollendete das Werk. [5]) Wichtig ist es auch durch die Beigabe vieler bisher

[1]) Histoire de Brétagne, composée sur les actes et les auteurs originaux par Dom Gui Alexis Lobineau. Paris 1707.

[2]) Mémoires pour servir de preuves à l'histoire ecclésiastique de Brétagne de Dom Lobineau. Paris 1742. 3 voll. Histoire ecclésiastique et civile de Brétagne. Paris 1750, 2 voll. Beide Werke zusammen Guincamp 1836. 20 Bde. in 8°.

[3]) Histoire générale de Languedoc avec des notes et des pièces justificatives, composée sur les auteurs et les titres originaux et enrichie de divers monuments. Paris 1730—1745. 5 voll. in Fol. Der Verfasser gab selber einen Auszug heraus, bloß die Geschichte, ohne den gelehrten Apparat, Abrégé de l'histoire générale de Languedoc. Paris 1749. 6 voll. in 12.

[4]) Histoire générale et particuliére du duché de Bourgogne. Dijon 1739 à 1748. 3 voll.

[5]) Histoire de l'Abbave Royale de St.-Dénys. Paris 1706. — Histoire de la ville de Paris. 3 voll. 1755.

ungedruckter Urkunden. — In ähnlicher Weise schrieb Dom Toussaint du Plessis eine „Geschichte der Herren von Coucy und der Stadt Orleans", Dom Viole eine „Geschichte der Diöcese Auxerre", Taillandier eine „Geschichte der Champagne", Dom Bugnatre eine „Geschichte von Laon", Dom Deschamps eine „Geschichte der Auvergne", Dom Briant eine „Geschichte von Maine", Dom Martin ein Werk „Über die Religion der alten Kelten".

Die Chronologie, diese wichtige Hilfswissenschaft der Geschichte, lag damals noch ziemlich im Argen. Drei Mauriner halfen durch ein Riesenwerk[1]) den Gebrechen ab: Dom Dantine, Dom Clemencet, Dom Clement. Die Arbeit wurde mit Begeisterung aufgenommen, rasch nacheinander erschienen drei Auflagen. Jeder Fachmann in der Geschichte ist fortan an dieses Werk verwiesen. Chronologie.

Wir heben aus der Vorrede nur einige Sätze heraus. „Jedermann weiß, dass die Chronologie und Geographie die beiden Augen der Geschichte sind, dass diese von jenen geleitet in ihre Erzählung geziemende Ordnung und Klarheit zu bringen vermag, dass ohne jene die Gesammtheit der Thatsachen, deren Kenntnis auf uns gekommen ist, nur ein wüstes Chaos ist, welches das Gedächtnis belastet, ohne den Geist zu erleuchten. Wie viel Irrthümer haben sich nicht in die Welt- und Kirchengeschichte eingeschlichen, weil diese beiden Wissenschaften mangelten — sie sind unzählig! Zwar sind seit dem letzten Jahrhunderte viele Irrthümer durch die Arbeiten der Chronologen und Geographen verbessert oder mindestens doch anerkannt worden, aber alle Wolken sind durch ihre gelehrten und mühsamen Untersuchungen noch nicht zerstreut, alle Schwierigkeiten noch nicht geebnet, viele dornige Fragen können nicht bloß durch den Scharfsinn, sondern nur durch die Regeln der Kunst gelöst werden. Es gilt also, allgemeine und sichere Regeln aufzustellen, und die Zeitangaben geschichtlicher Denkmäler ins reine zu bringen, die Epochen der Ereignisse zu bestimmen, die verschiedenen Schriftsteller miteinander und einige oft mit sich selbst in Einklang zu bringen." — Diese Grundsätze werden nun in einer Einleitung festgestellt, die nichts zu wünschen übrig lässt. Nach den Olympiaden werden die verschiedenen christlichen Ären auseinander gesetzt, und die Methode, die Zeitangaben in den Urkunden mit den Chroniken und den Jahrbüchern in Einklang zu bringen; dann kommen die anderen Ären, welche im Gebrauch waren. Welche Irrthümer haben nicht die verschiedenen Berechnungen der Osterzeit hervorgerufen, und wie klar sind sie nicht hier gelöst und die Cyklen, die damit in Verbindung stehen, die Geschichtschreiber der Alten, bei denen fast jedes Volk seinen eigenen Kalender hatte (der Astronom Pingré hat ihre Angaben alle zurückberechnet und festgestellt), die verschiedenen Kalender auseinander gesetzt! Desgleichen sind die Wochentage erklärt und miteinander in Einklang gebracht. Sehr viele Urkunden sind nach dem Feste eines Heiligen datiert, ein eigener Heiligenkalender hilft den Monat und den Tag einer solchen Urkunde zu bestimmen. Nicht mindere Schwierigkeit bot die Berechnung der Jahre nach den Consuln — sie ist gleichfalls durchgeführt. Aber es sind nicht bloß die Regeln in diesem Werke aufgestellt, sondern auch ausgeführt, die Praxis also mit der Theorie verbunden. Wir finden

---

[1]) L'Art de vérifier les dates des faits historiques, des chartes, des chroniques et autres anciens monuments, III. éd. Paris 1783. III voll. in Fol.

den jüdischen Kalender auseinandergesetzt, die Hohenpriester, die Statthalter Syriens aufgeführt, die Zeitrechnung des neuen Testamentes, der Concilien, der Geschichte der Päpste und der verschiedenen Patriarchen. Dann wird übergegangen zur weltlichen Geschichte. Die römischen Kaiser eröffnen die Reihe. Dann kommen die Könige der Perser, die Führer der Völkerwanderung, die Kaiser des Ost- und Westreiches, die Chalifen und Sultane, die Großmeister der Ritterorden, die Könige von Frankreich, von Spanien mit all seinen kleinen Reichen. Ausführlich und klar ist besonders die französische Geschichte behandelt, denn die Verfasser verleugnen als Franzosen auch hier ihre Liebe zur Heimat nicht: Frankreich habe durch seine Ausdehnung, durch seine Fruchtbarkeit, durch die Milde seines Klimas und durch die wunderbare Zahl großer Männer einen gewissen Vorrang, und mit Recht habe Ludwig XIV. gesagt: „Der schönste Traum, den ein Fürst träumen könne, sei König von Frankreich zu sein." — Nach den Königen von Spanien kommen die von Portugal, von Schottland, die Könige von England, die deutschen Kaiser, die Könige von Ungarn mit den Fürsten von Siebenbürgen, die Könige von Polen und die Herzoge von Kurland, die Könige von Schweden, Norwegen und Dänemark, die Czaren von Rußland. Dann kommen die großen Lehensbesitzer in Frankreich, Deutschland und Italien, von denen einige, wie die Herzoge von Böhmen, die Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge von Neapel und die Grafen von Sicilien, sich zu Königen emporgeschwungen haben, die Dogen von Venedig und dergleichen.

Das Wichtigste, was die Geschichte bot, ist kernhaft und ansprechend hingestellt, der Standpunkt der Betrachtung ein edler. Nur auf zuverlässige Gewährsmänner werden die Angaben gestützt, nachdem sie durch die schärfste Kritik geprüft sind. Nur die Wahrheit gilt! Kein Name ist hoch genug, an den nicht die Prüfung ihre Sonde angelegt, denn auch der fähigste Schriftsteller könne einen Missgriff machen und eine grobe Täuschung sich zuschulden kommen lassen. Viele Kräfte waren thätig, jede Angabe wurde von mehreren und wiederholt geprüft; nur die reinste Begeisterung für die Wahrheit, nur der peinlichste Fleiß konnte ein solches Werk zustande bringen, welches für jeden, der durch das gigantische Labyrinth der Weltgeschichte wandern will, den sicheren Faden der Ariadne bietet.

Kirchengeschichte.

Groß waren die Verdienste der Mauriner um die Kirchengeschichte, und bewunderungswürdig ist der Plan und die Beharrlichkeit, mit welcher gearbeitet wurde. Da ist zuerst zu nennen die „Gallia christiana",[1]) eine Art Statistik der geistlichen Anstalten Frankreichs.

Sainte-Marthe.

Die Familie Sainte-Marthe hat die größten Verdienste um das Zustandekommen dieses Werkes. Es ist eine seltene Gelehrtenfamilie, denn sie zählt nicht

---

[1]) Gallia christiana in provincias, ecclesiasticas distributa, qua series et historia Archiepiscoporum, Episcoporum et Abbatum Franciae vicinarumque ditionum ab origine Ecclesiarum ad nostra tempora deducitur, ac probatur ex authenticis instrumentis ad calcem appositis. Opera et studio Domni Dionysii Sammarthani. Lutetiae Parisiorum 1715, in Folio.

weniger als 39 Mitglieder, von welchen gedruckte Werke vorliegen. Einer ist im Zeitalter der Reformation als Dichter und Gelehrter bekannt, ein anderer als Rechtsgelehrter und eifriger Anhänger Heinrichs IV. und zugleich als Dichter. Er verwandelte den Namen seines Großvaters Gautcher in Scävola, welchen Namen auch der eine von den Zwillingsbrüdern führte, die an der Kirchenstatistik Galliens arbeiteten, Scävole und Louis de Sainte-Marthe. Der erstere übergab die Sammlung seinen beiden Söhnen Pierre Scävole und Nicolas Charles, die ihren Bruder, Abbé Louis, Priester des Oratoriums, beizogen. So erschien die „Gallia christiana" 1676 in vier Folianten mit Unterstützung des Clerus von Frankreich, welcher außerdem jedem der Brüder einen Jahresgehalt von 500 Livres verlieh, was sie so erfreute, daſs sie zu einer neuen Arbeit sammelten, die ein ganz vorzügliches Werk werden sollte, dem „Orbis christianus". Die gesammelten Materialien wurden im Namen des Clerus von Frankreich dem durch Scharfblick, Takt, Gelehrsamkeit und die schönsten Tugenden des Herzens hervorragenden Mauriner Denys de Sainte-Marthe übergeben (geboren 1650 in Paris, gestorben 1725), der als Ordensgeneral zugleich fähige Brüder nach den verschiedenen Diöcesen und Klöstern absandte, um die nöthigen Urkunden abzuschreiben, und geisteskräftig genug war, den riesigen Vorrath zu beherrschen und nach einem großartigen Plane zu gestalten. Die Diöcesen sind nach dem Alphabet geordnet: zuerst kommt die Topographie derselben, dann die Geschichte der Gründung des Erzbisthums, der Bisthümer und Abteien, die Geschichte der Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte. — Der dritte Band erschien im Todesjahre Sainte-Marthes 1725, fähige Brüder besorgten die Fortsetzung, der dreizehnte erschien 1785. Drei weitere Bände sollten die Diöcesen Besançon, Tours, Utrecht und Vienne behandeln, da verschlang die Revolution das Unternehmen. — Die merkwürdigste Thätigkeit für Geschichte der einzelnen Abteien und Städte wurde durch dieses Werk angeregt. Der Raum gebricht hier, die einzelnen Arbeiten aufzuzählen.[1])

Gallia christiana.

Ste.-Marthe.

Um Sammlungen wichtiger Urkunden für Geschichte des Mittelalters erwarb sich seltene Verdienste der gelehrte, scharfsinnige und edle Mauriner Dom Jean Luc d'Achery, geboren 1609 in der Picardie, zuerst Mönch im Kloster zur heiligen Dreieinigkeit in Vendôme, 1637 nach Paris versetzt, weil er an einem Übel litt, zu welchem ihm der Rath der ersten Pariser Ärzte nöthig war. Diese vermochten ihn aber nicht zu heilen, er blieb unfähig zu jeder Beschäftigung, die viele Bewegung erforderte. Die Obern machten ihn zum Bibliothekar von Saint-Germain des Prés, wo er, sechsundsiebzig Jahre alt, starb. Seine Leiden ertrug d'Achery mit beispielloser Geduld, dabei war er unermüdlich in eigenen Arbeiten und in Anregung zu literarischer Thätigkeit der Mitglieder des Ordens, zur Heranbildung tüchtiger Gelehrten. Ein Hauptwerk ist die „Ährenlese bisher ungedruckter Actenstücke aus dem Mittelalter": Beschlüsse von Concilien, Chroniken, Legenden, Briefe, Dichtungen, Urkunden.[2]) D'Achery regte durch sein Unternehmen den hochbefähigten Mabillon zur Herausgabe einer ähnlichen Sammlung wert-

D'Achery.

[1]) Sie finden sich kurz verzeichnet bei Herbst in der schon genannten Abhandlung „Die Verdienste der Mauriner um die Wissenschaften." Tübinger Quartalschrift, 1833, S. 228—230.

[2]) Veterum aliquot Scriptorum, qui in Bibliothecis, maxime Benedictinorum, latuerant, Specilegium etc. Prodeunt nunc primum in lucem opera et studio Domni Lucae d'Acherii e Congregatione sancti Mauri monachi Benedictini. Parisiis 1653—1677. 13 voll. in 4.

voller Stücke an.[1]) Die trefflichsten Einleitungen, Anmerkungen und Abhandlungen kritischen und historischen Inhalts dazu zeigen, wie umfassend und wie groß der Scharfsinn dieser Männer war.

Ein nicht minder großer Gelehrter und nicht weniger edel als Mensch, war Dom Edmund Martene, geboren 1654 in Saint-Jean de Lone in der Diöcese Dijon, später nach Saint-Germain des Prés versetzt, oft auf Reisen mit Dom Ursin Durand, um Urkunden zu sammeln. Immer ein Vorbild für seine Brüder durch frommen und edlen Sinn, durch Strenge gegen sich selbst, gab er mit dem namentlich in der Diplomatik tüchtigen Durand eine große Menge wichtiger Urkunden in fünf Bänden 1717 heraus und 1724 in neun Bänden eine Sammlung von Nachträgen, welche für die Geschichte des Mittelalters von hohem Werte sind.[2]) Ein anderer Mauriner bekam den Auftrag, die arabischen Handschriften zu studieren, welche Wert haben für die Geschichte der Kreuzzüge. Dom George François Bertherau verwendete die Kraft seines Lebens auf diese Arbeiten. Der Ausbruch der Revolution war schuld, daſs sie Manuscript blieben.

Martene.

Die alten Kirchengebräuche, die alte Kirchenzucht, beleuchtet in Werken, die mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurden, Dom Martin. Viel geschah für die Sammlung von Concilien-Acten.

Ein ganz großartiges Werk ist die Sammlung der Acten der Märtyrer, welche die Nachrichten von dem Leiden und dem Tode der Christen enthält und von Augenzeugen niedergeschrieben wurden, um in den gottesdienstlichen Versammlungen der Christen vorgelesen zu werden (Nachahmung der „Acta Urbis“ und „Senatus“, der Stadt- oder Senatszeitung), oder welche Nachrichten später lebender Kirchenschriftsteller gibt.[3]) Dom Thierry Ruinart ist der verdienstvolle Herausgeber dieses Werkes; geboren zu Rheims 1657, Mönch, machte er sich durch seinen Fleiß und seine Fortschritte früh bemerkbar, so daſs der große Mabillon 1682 ihn sich zum Gehilfen in seinen Arbeiten erbat, und ihn fortan unter seine Flügel nahm. Das innigste Seelenband verknüpfte von da an den edlen, reichbegabten, strebsamen jungen Mönch mit dem großen Gelehrten. Mabillons Tod brach seinem Schüler das Herz, er kränkelte und folgte schon nach zwei Jahren, erst zweiundfünfzig Jahre alt, dem geliebten Lehrer in das Grab nach. — Die „Geschichte der vandalischen Verfolgung“ ist als Fortsetzung seines Werkes über die Acten der Märtyrer zu betrachten.[4]) — Die Thaten der Heiligen des Benedictiner-Ordens und die Geschichte des Ordens selber ist das Werk mehrerer, d'Acherys, Mabillons, Ruinarts, Martenes und ihrer Gehilfen, und im ganzen

Ruinart.

Geschichte des Benedictiner-Ordens.

[1]) Veterum Analectorum tomi 4. 1673—1685. Beide Sammlungen gab De la Barre in neuer Ausgabe heraus.

[2]) Thesaurus novus Anecdotorum etc. Prodiit nunc primum studio et opera Domini Edmundi Martene et D. Ursini Durand, Presbyterorum etc. Lutetiae Parisiorum 1717. 5 voll. in Folio. — Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium, amplissima collectio. Prodiit nunc primum studio et opera D. Edmundi Martene et de Ursini Durand etc. Parisiis 1724—1733. 9 voll. in Folio.

[3]) Acta primorum Martyrum sincera et selecta, ex libris tum editis, tum manuscriptis collecta, eruta vel emendata. Opera et studio D. Theodorici Ruinart etc. Parisiis 1689. (In zweiter Auflage 1713, bald darauf in mehrere Sprachen Europas übersetzt.)

[4]) Historia persecutionis Vandalicae, in duas partes distincta. Opera et studio D. Theodorici Ruinart etc. Parisiis 1694.

ein Glanzpunkt Maurinischer Leistungen durch die Richtigkeit der Methode, durch die Schärfe der Kritik, durch die hohe Wahrheitsliebe, durch die Eleganz des Ausdrucks und durch den schönen Fluss des Latein. Da der Orden der Benedictiner so viele Heilige, so viele Gelehrte, Staatsmänner, Päpste und Bischöfe unter seinen Mitgliedern aufzuweisen hat, so sind diese beiden Sammlungen nicht bloß für den Orden, sondern für das Studium der Weltgeschichte überhaupt unentbehrlich.[1]) Es ist das schönste Ehrendenkmal, das die Mauriner sich selbst und dem großen, ruhmvollen Orden errichtet haben, welcher sich so große Verdienste erworben hat um den Fortschritt der Menschheit.

Aber wie muss man erst staunen über die Verdienste der Mauriner um Herausgabe der Werke der Kirchenväter, um Sicherstellung und Erklärung des Textes, um Ausscheidung des Echten vom Unechten, dadurch, dass sie in den Einleitungen auf die Bedeutung der Werke aufmerksam machten, und durch trefflich ausgearbeitete Namen- und Sachregister den Gebrauch erleichterten, dass sie die griechischen Schriftsteller mit lateinischen Übersetzungen herausgaben! Wer kann sich mit Augustin beschäftigen, wer mit Gregor von Tours, dem Vater der fränkischen Geschichte, wer mit Chrysostomus, diesem herrlichen Redner, wer mit den Werken sovieler kirchlichen Größen, ohne den Verdiensten der Mauriner gerecht zu werden! Auch für das Studium der Heiligen Schrift haben sie bedeutsame Werke veröffentlicht,[2]) Werke, die nur entstehen konnten durch hohe Begeisterung für die Wissenschaft, durch unermüdlichen Fleiß und dadurch, dass viele Kräfte uneigennützig für einen Zweck thätig waren. Nicht bloß für die classischen, sondern auch für die orientalischen Sprachen waren sie thätig. Dom Guarin (geboren zu Rouen 1678, gestorben zu St.-Germain 1729) veröffentlichte eine hebräische Grammatik und ein hebräisches Wörterbuch, welches sich den besten Werken dieser Art anreihet. Mehrere Mitglieder pflegten die schönen Wissenschaften und Künste, und haben als Dichter in der lateinischen und französischen Sprache einen Namen. Kirchenväter.

So viel von den Maurinern, deren Congregation die Revolution verschlungen hat, deren Verdienste aber unsterblich sind. Der letzte, Dom Brial, starb 1829. Gedenken wir noch eines andern in mönchischer Verbindung lebenden Geschichtsforschers, der das Bild eines rein der Wahrheit geweihten, uneigennützigen Lebens uns bietet und dessen Werke dauernden Wert haben!

---

[1]) Acta sanctorum ordinis sancti Benedicti in saecolorum classes distributa: saeculum, quod est ab anno Christi D. ad D. C. collegit Domnus Lucas d'Achery, Congr. S. Mauri Monachus, ac cum eo edidit D. Joannes Mabillon, ejusdem Congreg. qui et universum opus notis, observationibus indicibusque necessariis illustravit. Lutetiae Parisiorum 1668. Im Ganzen 9 Bände, der 10. Band blieb ungedruckt. — Annales Ordinis S. Benedicti Occidentalium Monachorum patriarchae, in quibus non modo res monasticae sed etiam ecclesiasticae historiae non minima pars continentur, Auctore Domno Johanne Mabillon etc. Paris 1703.

[2]) Vergl. Tassin, Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur, Frankfurt 1773, 2 Bde.

Tillemont. Ludwig Sebastian Le Nain de Tillemont[1]) (so hieß ein Gut der Familie bei Vincennes) ist geboren zu Paris 30. November 1637, der Sohn eines Beamten und Jansenisten und selber in Port-Royal gebildet. Sein Biograph erzählt: „Er hatte ein so glückliches Naturell, so ausgezeichnete Eltern und erhielt von ihnen eine so gesunde Erziehung, dass es für ihn schwerer gewesen wäre, sich Fehler, als die erblichen Tugenden seiner Familie anzueignen.“ Im zehnten Jahre kam Le Nain nach Port-Royal, wo man ihn in der für seine Studien. großen Fähigkeiten geeignetsten Weise erzog: er lernte die Beredsamkeit an Quintilian, Cicero und den großen Rednern des Alterthums; die römische Geschichte in Titus Livius, an dem er jung schon solchen Genuss fand, dass er ihn nie zur Hand nahm, ohne gleich ein ganzes Buch zu lesen. Seine Befähigung für Geschichte gab sich früh kund. Die „Annalen“ des Baronius regten ihn tief an. Täglich kam er mit hundert Fragen an seinen Lehrer, der, so tüchtig er auch in seinem Fache war, im Vertrauen erklärte, er habe immer Angst, wenn Tillemont komme, dieser möchte ihn eines Tages etwas fragen, was er nicht beantworten könne. Früh begann er auch den christlichen Glauben in den Quellen zu erforschen, in der Bibel und den Kirchenvätern. Zuerst stellte er nach den Jahren zusammen, was er in diesen Schriften über die Apostel fand. Die Arbeit gefiel seinen Lehrern, sie ermunterten ihn, die ersten Jahrhunderte der Kirche in der gleichen Weise zu behandeln; sie fanden, dass er eine besondere Gabe gesunder Kritik, feiner richtiger Auffassung, ein treues Gedächtnis besitze, dem nichts entgehe, eine unglaubliche Fähigkeit zur Arbeit, eine bündige und edle Schreibweise, und vor allem eine brennende Liebe zur Wahrheit. Je weiter er in seiner Arbeit kam, umsomehr fesselte sie ihn; an ihre Veröffentlichung dachte er gar nicht, uneigennütziges Forschen nach der Wahrheit war ihm Genuss und Ziel.

Standeswahl. An eine Standeswahl mochte Tillemont gar nicht denken, nicht aus Mangel an Entschlossenheit, sondern weil er überall Gefahren sah. Seiner Neigung entsprach eigentlich der geistliche Stand, er wählte ihn aber erst später und nur aus Gehorsam gegen den Rath seines Beichtvaters. Im Seminar zu Beauvais, wohin die Liebe zu dem ihm befreundeten Bischof ihn zog, kam ihm die Verehrung vor seinem Wissen als Klippe für seine Seele vor, und er wollte es verlassen, obschon der Bischof ihm erklärte, er hätte nur einen Trost in der Welt, wenn Tillemont sein Nachfolger würde. Zuletzt verließ dieser Beauvais aus Furcht, man möchte ihn mit Gewalt zum Bischof machen. Er kehrte zu seinem Vater zurück und lebte mitten in der Welt wie ein Mönch, der nur Studien kennt. Gern überließ er seinen Freunden die Früchte seiner unausgesetzten Forschungen, Priester. wenn diese nur seinen Namen nicht nannten. 1676 erst wurde er Priester, nur aus Liebe zu seinem Beichtvater, der ihm die geistige Leitung seines Klosters übertrug. Als die Jansenisten aus Port-Royal vertrieben wurden, kehrte Tillemont auf sein Gut zurück, von dem er den Namen hat, nur seinen Forschungen lebend von früh vier bis abends nach neun Uhr. „Unser Geist“, sagte er, „ist von Natur unbeständig und muss sich an einen stehenden Plan halten, damit er immer weiß, was er zu thun hat, und er nicht von seinem Leichtsinn fortgerissen wird.“ — Sein einziger Ausgang war in der Regel, um die heilige Messe zu lesen und die Vesper zu halten. Kirchengesang war seine einzige Er-

---

[1]) Tronchay, Idée de la vie et de l'esprit de le Nain de Tillemont. Nancy 1706. — Hefele, Der Kirchenhistoriker Tillemont, Tübinger Quartalschrift, 1841, S. 243. — Sainte-Beuve, Port-Royal, III, S. 516—613.

holung, gepredigt hat er selten. Im Verkehre war er schweigsam und man musste ihn immer erst durch Fragen zum Reden bringen, dann war sein Wort inhaltreich und lebendig. Gerne sprach er mit Kindern, und besaß ein eigenes Geschick, ihre Gedanken vom Sichtbaren zum Unsichtbaren überzuführen. Kleinen Hirtenknaben führte er zu Gemüth, wie sie im Stande seien, so große Thiere zu zügeln nur durch die Kraft der Seele und dass der Geist etwas viel Schöneres sei als die Sonne und alles Schöne in der Welt, dass die Sünde ihn aber viel hässlicher mache als die schändlichsten Thiere. Während er in seinen Schriften der scharfsinnigste Kritiker ist, bewährte er sich in seinem Leben als ein reines kindliches Gemüth. Seinem Vater, den er überlebte, war er gehorsam bis zum Tode. Als nach Herausgabe des ersten Bandes seiner „Geschichte der Kaiser“ [1] 1690 eine glänzende Besprechung darüber im „Journal des Savants“ erschien und sein Vater ihn aufforderte, sie ihm vorzulesen, bat er ihn mit der Schamhaftigkeit eines Kindes, es ihm zu erlassen, er habe nicht nöthig, seinen Stolz mit seinem Lob zu füttern, es genüge ihm, zu wissen, dass man nicht ganz unzufrieden sei mit dem, was er thue, und dass er nicht umsonst arbeite. Lob machte auf ihn den Eindruck, wie eine Beleidigung auf andere Menschen, man sah an der Blässe und Röthe seines Gesichtes, wie schmerzlich es ihm war. Seine Mildthätigkeit gegen Arme war sehr groß, ebenso erfinderisch die Art, andern seinen Eifer zu Werken der Mildthätigkeit einzuflößen. Besonders nahm er sich verlassener Kinder an. Seine Eltern liebte er zärtlich. Der Tod seiner Mutter war für sein Herz ein schmerzlicher Schlag, doch fand er die Kraft in sich, ihr die Todtenmesse zu halten. „Die wahre Frömmigkeit“, schreibt er an seinen Bruder darüber, „trocknet unsere Thränen nicht, aber sie läßt sie da fließen, wo es nöthig ist.“

Rein und kindlich. Kaisergeschichte. Demüthig, mildthätig,

So hingebend und demüthig er im Leben war, so wenig nachgiebig war er in dem, was er für wahr hielt. An seinem Werke über die römischen Kaiser arbeitete er umso lieber, als er gar nicht daran dachte, es zu veröffentlichen, man drängte ihn dazu. 1690 erschien der erste Band der Kaisergeschichte, bis 1697 vier weitere Bände, der sechste wurde erst vierzig Jahre nach seinem Tode, 1738 herausgegeben. Die vier ersten Bände der „Denkwürdigkeiten der Kirche“ erschienen seit 1693, die übrigen zwölf gab sein Freund Tronchay 1698—1712 heraus: — sie wurden mit Begeisterung aufgenommen. Perrault sagt darüber: „So tief auch sein Wissen ist, er läßt es nie glänzen, außer wo er es nicht mehr verbergen kann, und er zeichnet sich sosehr in Demuth aus, dass diese Tugend sein eigentlicher Charakter zu sein scheint. Sie zeigt sich in seinen Werken, in denen man einen Gelehrten findet voll Einsicht und großem Ruf, der aber bescheiden ist in seinem Urtheil und immer bereit, zu gestehen, dass er nicht alle Schwierigkeiten zu lösen im Stande ist. Seine Sorgfalt, den Schriftstellern, welche er anführt, ja nichts in den Mund zu legen, als was sie sagen, geht bis zur Ängstlichkeit. — Man muss gestehen, sein Stil ist etwas trocken, aber mitten in den ersten Verhandlungen seiner Arbeit fühlt man immer eine höhere Weihe in den kurzen und lebensvollen Bemerkungen, welche er zu den Ereignissen in Klammern einschließt. Er war in der That ein unschuldiger Büßer, ein demüthiger Gelehrter, ein Mann unermüdlich in der Arbeit und unermüdlich.

[1] Histoire des empereurs Romains et des autres princes qui ont regné durant les six premiers siècles de l'Eglise und Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles avec une chronologie et des notes.

ausdauernd im Gebet.“ Tillemont war emsig bestrebt, seine eigene Meinung streng zu scheiden von den Quellen, die er anführt. In der Vorrede sagt er geradezu: „Die Hauptaufgabe des Schriftstellers war, selber zur Klarheit zu gelangen. Dazu kam eine zweite, denen behilflich zu sein, welchen Gott die Gnade und den Willen gegeben hat, an einer wahren Geschichte der Kirche und des Lebens der Heiligen zu arbeiten. Er hat ihnen die Mühe ersparen wollen, die Thatsachen selber suchen zu müssen und sich mit den Schwierigkeiten der Zeitrechnung herumzuschlagen. Diese beiden Dinge sind die Grundlagen der Geschichte. Es kommt aber desungeachtet oft vor, dass die schönsten und erhabensten Geister nicht im Stande sind, sich dazu herabzulassen. Sie haben zu viel Mühe, das Feuer zu zügeln, das sie durchdringt, um sich mit diesen mühsamen Untersuchungen zu behelligen, die mehr für mittelmäßige Köpfe passen.“ So erklärt sich denn der bescheidene Tillemont selber für einen mittelmäßigen Kopf, während Gibbon gestehen muss, diese Genauigkeit und Pünktlichkeit habe den Charakter des Genies. Der Engländer wusste allerdings den bescheidenen Franzosen auszunützen und ist gründlich und zuverlässig, wo er sich auf Tillemont stützt, von dem er unter Vertrauten sagte: „Er ist das Maulthier, das uns sicher über die Alpen trägt, ohne je zu straucheln.“ Gibbon gibt nur seine glänzende Rhetorik hinzu, welche Tillemont mied, da nach seiner Einsicht das einfachste Gewand das der Wahrheit würdigste sei, ohne Tillemont wäre aber das große Werk über den „Verfall des römischen Reiches“ nicht möglich gewesen.

Der Schwanengesang Tillemonts, den Bossuet sehr hoch stellte, und dem er seine Schrift aus Anlass des Quietismus übersandte, ist ein Schreiben, worin er sich über den Satz des heiligen Cyprian ausspricht, dass Gott nicht unsere Stimmen, sondern unsere Herzen vernimmt, und worin er auch über das innere Gebet sich ausspricht und über den Zustand einer Seele, die sich ganz mit Gott vereinigt hat: „Wir sind dann ganz erfüllt von Gott selbst und genießen seine Wahrheit in einer Anschauung voll Licht und Wärme. Wir singen dann sein Lob nicht in Silben, die vorübergehen, ehe man sie vernommen hat, und in Worten ebenso unvollkommen, als der Glaube, der sie hervorbringt, noch unklar ist, sondern durch ein Schweigen, würdig seiner Größe. Alle Leidenschaften, die uns jetzt zerreißen mit so vielfachen Wünschen, all die verschiedenen Vorstellungen der Geschöpfe, die uns im Gebet so oft zerstreuen, als die Einbildungen und Gedanken, wozu uns die Beweglichkeit und die Leichtfertigkeit unseres Geistes veranlasst, all dies wird dann schweigen. Nichts wird unser Schweigen unterbrechen, und unsere Seele, ganz gesammelt in sich, oder vielmehr in Gott, durch ein Glück, ganz entgegengesetzt der Finsternis, die Christus seinen Feinden androht, wird nur noch Gott schauen und Gott vernehmen, nur noch Gott genießen und Gott lieben. Das ist das Glück, das uns der Herr verheißt, das ist das Geheimnis und das Schweigen, nach welchem der Glaube die Seele seufzen läst, die er belebt.“

Inneres Gebet.

† 1698. Tillemont starb 10. Januar 1698. Er wünschte zu den Füßen seines Lehrers bestattet zu werden, der ihm eine Erziehung gegeben habe, für die er ihn von ganzem Herzen segne und in alle Ewigkeit segnen werde. Tronchay erzählt uns, wie seine Verehrer sich nicht enthalten konnten, am vierten Tage seinen Sarg zu öffnen, um seine Züge sich noch einmal einzuprägen, denn während seines Lebens hatte der bescheidene Mann sich immer geweigert, sich porträtieren zu lassen: „Nach meinem Tode kann man machen, was man will, ich bin dann nicht mehr verantwortlich.“ —

Muratori.

Ein armer Priester, aber reich an Verdienst und gleich begeistert für die Wissenschaft ist ein Italiener dieser Zeit. — Der Leser verzeihe, dass wir plötzlich von Frankreich einen Sprung nach Italien wagen, aber Muratori ist groß in demselben Fache und stand mit den Maurinern in inniger Verbindung, wenn er auch nicht demselben Lande, noch demselben Orden angehörte — aber er that für die Geschichte Italiens, was jene für die Geschichte Frankreichs thaten.

Lodovico Antonio Muratori ist in Vignola bei Modena am 21. October 1672 geboren, armer Eltern Kind, die nur wenig für seine Erziehung thun konnten. Regen Geistes, gierig nach geistiger Nahrung, griff der Knabe nach Büchern aller Art: die Romane der Scudery sollen seine erste Lectüre gewesen sein. 1685 erreichte er jedoch die Aufnahme in das Collegium der Jesuiten in Modena und zeichnete sich schnell durch Fortschritte aus. 1688 nahm er das geistliche Gewand, 1692 vertheidigte er schon Thesen, um Doctor zu werden. Seine glänzenden Leistungen gewannen ihm die Gunst hervorragender Männer; sie empfahlen ihn an den Grafen Karl Borromeo, der ihn in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand anstellte. Hier war der rechte Platz für ihn, sorgenfrei konnte er sich seinen Studien widmen. Unermüdlich durchforschte er die Schätze der reichen Sammlung, las bisher unberührte Manuscripte durch und konnte schon 1697—1698 zwei Bände bisher unbekannter Schriften herausgeben, zuerst „Anecdota latina“,[1]) darunter vier Gedichte des Paulinus von Nola mit Nachrichten über sein Leben und seine Freunde und die Kirchendisciplin jener Zeit, ein Glaubensbekenntnis des Bacchiarius aus dem vierten Jahrhundert, eine alte Geschichte von Mailand mit Urkunden, und eine Abhandlung über die eiserne Krone. Diesen folgten „Anecdota graeca“,[2]) welche bisher unbekannte Epigramme von Gregor von Nazianz enthielten, dann Briefe von Firmin, Bischof von Cäsarea, Briefe von Julian Apostata und vier wichtige Abhandlungen des Verfassers. Diese Funde erregten Aufsehen. Der junge Forscher kam dadurch in Berührung mit den ersten Gelehrten seiner Zeit, mit Noris, Papebroche, Ciampini, Mabillon, Bernhard von Montfaucon. Achtundzwanzig Jahre war Muratori alt, da berief ihn der Herzog Rinaldo I. von Este als Archivar und Bibliothekar nach Modena und hier blieb er bis zu seinem Tode, kein Anerbieten, auch noch so glänzender Art, konnte ihn seiner Heimat entfremden. Dem unbedingten Vertrauen seines Fürsten Rinaldo und dessen Nachfolgers entsprach er durch glänzende Leistungen: einmal durch Herausgabe der „Urkunden für die Geschichte des Hauses Este“,[3]) dann durch das Riesenwerk, die Ausgabe der „Quellen für die Geschichte Italiens im Mittelalter“,[4]) 27 Foliobände. Auf diesem Werke beruht

Anecdota latina.

Anecdota graeca.

[1]) Anecdota quae ex Ambrosianae bibliothecae codicibus nunc primum eruit, notis et disquisitionibus auxit L. Ant. Muratorius. Milani 1697—1698, 2 voll.

[2]) Anecdota graeca, quae ex manuscriptis codicibus nunc primum eruit, latio donat, notis et disquisitionibus auxit L. A. M.

[3]) Antichità Estensi. Modena 1717, in Folio.

[4]) Rerum Italicarum Scriptores ab anno aerae Christianae quingentesimo ad millesimum quingentesimum. Milani 1723—1738.

der Hauptruhm Muratoris. Durch dieses war es den Gelehrten aller Völker möglich, genauen Einblick in die Geschichte Italiens zu gewinnen. Dieses Werk wird ergänzt durch die „Alterthümer Italiens",[1]) dann die „Annalen Italiens".[2]) Dazu kam die „Sammlung von Inschriften";[3]) zu den theologischen Arbeiten gehört die über die „Alte römische Liturgie".[4]) Dazu kommen Arbeiten in römischer Sprache[5]) und eine Unzahl von Briefen. Die kleineren Arbeiten aufzuzählen, fehlt hier der Raum, und wir müssen darum auf die italienische Literaturgeschichte von Tiraboschi verweisen.

Dabei war Muratori noch Pfarrer, hatte für eine Gemeinde zu sorgen, Ehen einzusegnen, zu predigen, Gottesdienst zu halten, Schulen und Spitäler zu beaufsichtigen. Wir staunen über die Kraft dieser Augen, die so viele bestaubte Urkunden und Bücher zu lesen vermochten, ohne zu erblinden, über die Hand, welche so viele Bogen zu schreiben und zu corrigieren hatte, ohne zu erlahmen, wir bewundern den Geist, der über so viele kleine und große Verhältnisse mit gleicher Klarheit zu urtheilen wußte, ohne die Unparteilichkeit zu verlieren; wir lieben das Herz, das bis zum letzten Schlag für das Recht und für die Wissenschaft erglühte, und müssen die Treue loben, die es seinem Fürsten bewahrte. Seinem Fürstenhaus blieb Muratori unwandelbar treu. Wir sahen oben, wie Modena belagert und eingenommen wurde. Muratori arbeitete während dessen im Archiv ruhig fort, ohne Angst vor dem, ohne Schmeichelei für den Sieger. Als der Herzog von Savoyen 1742 ihn kommen ließ und fragte: „Wie werden Sie mich in Ihrer Geschichte behandeln?" entgegnete Muratori ruhig: „Wie Euer Majestät mein Vaterland behandelt." Im Streite Modenas wider den römischen Stuhl über Comacchio hat Muratori die Rechte seines Fürsten vertheidigt. Jedes Verdienst hat seine Neider und Feinde. Man verklagte Muratoris unkirchliche Gesinnung beim Papst. Muratori wandte sich freimüthig gegen diese Verleumdung an den Papst. Clemens XIV. antwortete ihm edel, er habe nie daran gedacht, einen verdienstvollen Gelehrten wegen einiger Irrungen in Unruhe zu versetzen, welche nur die weltliche Herrschaft des Papstes, aber weder das Dogma, noch die Disciplin der Kirche betreffen, und welche nicht Gegenstand einer kirchlichen Censur sein könnten. Diese Antwort hob Muratoris Sorgen und stärkte nur seine Arbeitslust. Muratori arbeitete beharrlich, bis fünf Tage vor seinem Tode eine paralytische Lähmung ihm das Augenlicht und dann das Leben raubte, 20. Januar 1750.

Clemens XIV.

[1]) Antiquitates Italicae medii aevi sive dissertationes de moribus Italici populi ab inclinatione Romani imperii usque ad annum 1500. Milani 1738—1742. 6 voll. in Folio.

[2]) Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino all' anno 1560. Venezia 1744—1749. 12 voll. in Quarto. Die Handausgabe, Venezia 1836, zählt 66 kleine Bände.

[3]) Novus thesaurus Inscriptionum in praecipuis earundem collectionibus hactenus praetermissarum. Milani 1739—1747, 6 voll. in Folio.

[4]) Liturgia Romana vetus. Venetiae 1748.

[5]) Della perfetta poesia Italiana; das beste Lehrbuch im 18. Jahrhundert.

Ganz Italien trug zum Denkmal bei, das seine Vaterstadt Modena mit der Aufschrift: „A Lodovico Antonio Muratori“ dem großen Mitbürger setzte, dessen Losung war: „Amo patriam meam, cives meos, eorum gloriam meam puto.“ In der Vorrede zur „Sammlung bisher ungedruckter Briefe“ [1]) von ihm heißt es mit Recht: „Muratoris Ruhm ist mit der Zeit nur größer geworden, und Nachkommen wie Zeitgeossen, einig in der Verehrung, die sie ihm zollen, sind ungewiss, wen sie mehr verehren sollen, den trefflichen Priester, den loyalen Staatsbürger oder den unübertroffenen Forscher. Seine Verdienste um Religion und Civilisation muss die Welt anerkennen, welche es dem ehrerbietigen Freimuthe des Freundes des Papstes Lambertuci verdankt, dass manche Missbräuche oder Irrthümer abgeschafft wurden oder in sich zerfielen. Jede Provinz, jede Stadt Italiens sollte aber theilnehmen an dem Feste der Mitbürger Muratoris, um den zu ehren, welcher die Denkmale italienischer Geschichte sammelte und die Alterthümer unseres Mutterlandes erläuterte und die Jahrbücher unserer Geschichte schrieb.“ [2]) Denkmal.

Mit ihm schließen wir die Reihe der großen Schriftsteller, welche das Zeitalter Ludwigs XIV. verherrlichten und welche noch nachwirken, nachdem Ludwig XIV. und seine Helden und Heere und sein glänzender Hof längst zu Staub vermodert sind, und selbst seine Nachkommen den Thron Frankreichs verloren haben. Es enden die Schriftsteller, deren Lebensanschauung in den Worten enthalten ist: ein Gott, ein König, ein Frankreich.

Wir kommen jetzt an eine Zeit, in welcher die christlichen Lebensgedanken schwinden, und der enthusiastische Cult der Naturgesetze beginnt, an eine Zeit, wo der Stolz auf das alte Frankreich erlischt und die Geister ihr Ideal bald in den Republiken des Alterthums suchen, bald nach England ausschauen, um dessen Verfassung auf Frankreich überzupflanzen. Die Schwärmerei für den König hört auf, die Krone wird in den Schmutz herabgezogen, unaufhaltsam drängt alles einem fürchterlichen Umsturz entgegen; weiterblickende Geister sagen ihn sicher voraus, die einen mit wilder Freude, die andern mit Grauen. Der französische Geist wird irre an sich selber, er untergräbt die Grundsäulen des gesunden Lebens der Gesellschaft. Die Charaktere sind gebrochen, das liederliche Leben unter der Regentschaft und unter Ludwig XV. zeigen einen großen Verwesungsprocess an. Irrlichter tanzen auf einem Sumpfe. Eigenthümliches Erzeugnis des französischen Geistes sind die Memoiren. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunders hören sie ganz auf: es geschieht ja nichts Würdiges, worauf jemand stolz sein sollte und darum bestrebt, es der Welt mitzutheilen. — Sinken der Geister.

---

[1]) Lettere inedite di M. scritte a Toscani. Firenze 1854.

[2]) Beiträge zur italienischen Geschichte. Berlin 1885. III. S. 222.

Montesquieu.

Der erste Schriftsteller, der uns bedeutsam die Wendung des französischen Geistes anzeigt, und dessen Schriften auf sein Jahrhundert insbesondere großen Einfluss ausübten, namentlich auch auf den Gang der Revolution — von ihm an wurde es Mode, in Gesellschaften Verfassungsfragen zu besprechen — ist noch eine Natur von edlerem Gehalte und im ganzen ein ernster Charakter, Montesquieu.

Montesquieu. Charles de Secondat Baron de la Brède et de Montesquieu, Sohn des Parlaments-Präsidenten zu Bordeaux, ist geboren 18. Januar 1689 im Schloss de la Brède bei Bordeaux und gestorben zu Paris, 10. Februar 1757. Er war eine reiche, aber harmonisch begabte Natur, für geistige Arbeiten wie geschaffen; er selber sagt: „Das Studium war für mich immer das Heilmittel gegen alles, was mir Verdruss machte, es gab keinen Kummer, den mir eine Stunde geistiger Arbeit nicht sogleich verscheuchte." Da sein Vater die Stelle eines Präsidenten erblich besaß, so musste Montesquieu sich dem Studium des Rechtes widmen. „Als ich aus dem Gymnasium trat, gab man mir Bücher des Rechtes in die Hand und ich fieng an, den Geist desselben zu suchen." 1716 trat ihm ein Oheim seine Stelle ab, und Montesquieu wurde Parlamentsrath. Aber er hatte nie wahre Neigung dazu, er war mehr Philosoph als Rechtsgelehrter. Große Fragen wurden nicht verhandelt, er selber sagt: „Mein Herz war gerade, ich verstand an und für sich nichts, aller Processgang ekelte mich an." Er hatte keinen Sinn und kein Talent für die Praxis. Er war auch kein Redner — eine gewisse Schüchternheit und die Art seines Geistes, langsam ernste Gedanken zu verarbeiten und sie dann in sinnschweren Sätzen niederzulegen, hinderten ihn daran. Nach und nach erst kam Montesquieu auf den Gedanken, sein Beruf sei der des Schriftstellers. Aber zuerst pflegte er die Naturwissenschaft, er betrieb Paläontologie, er trug dazu bei, eine gelehrte Gesellschaft in Bordeaux in eine Akademie umzuwandeln, in welcher er mehrere Arbeiten vorlas, zum Beispiel „Über die Politik der Römer in Sachen der Religion", dann ein „Leben des Marschalls von Berwick"; nach und nach erst kam er auf sein eigentliches Fach, die Geschichte und das Verfassungsleben.

Studium des Rechtes.

Parlamentsrath.

Der Unmuth, den die letzte Zeit Ludwigs XIV., die Regentschaft, die Anfänge Ludwigs XV. in edleren Naturen erregten, ergriff sein Herz mit aller Stärke. Er wollte seiner Stimmung Luft machen, zu den Gebildeten, wie zum Volke sprechen, und griff daher zur Form eines Romans. Er lässt einen Perser in Frankreich reisen und an seine Freunde in der Heimat berichten, wie er den Hof und das Volk, die Priester und die Gelehrten, das Leben in den geselligen Kreisen gefunden. Das ist der Inhalt der „Lettres persanes", die 1721 anonym in Holland erschienen und so reißend in Frankreich abgiengen, dass die Verleger, wenn ihnen ein Schriftsteller ein Werk anbot, zu sagen pflegten: „Schreiben Sie uns doch persische Briefe!" Wie viel Hohn ist nicht über das französische Leben darin ausgegossen, über Staat wie über Religion! Montesquieu geht schlimm um mit den Franzosen, und legt keck und sicher die Hand an die Wunden Frankreichs. Witzig und lebendig ist das Leben geschildert, der Einfluss der Weiber, die Albernheit der Staatsmänner verhöhnt, und gezeigt, wie viele Einrichtungen

Lettres Persanes.

abgelebt und morsch sind. Montesquieu ist kein Dichter, aber er zeichnet leichter und freier als La Bruyère. Seine Charaktere sind ergreifend, die Sprache ist frisch und kräftig, das Ganze hat den frivolen Ton jener Zeit, obschon unter der heitern Oberfläche ein ernsterer Grund ist. Schwere Angriffe auf Glauben und Staat sind oft mit leichtfertigen Gründen vorgebracht.[1])

Wir staunen, dass in einer Zeit, in der Leibniz und Bossuet in so beredter Weise auf den Tiefsinn der christlichen Glaubenssätze hingewiesen haben, die Lehre von der Trinität mit dem leichtsinnigen Vorwurf behandelt wird: „Drei sind nicht eins." Wir fühlen, wie sehr die verkommene Zeit auf den Schriftsteller wirkte, aus seinem Eifer für Ehescheidungen, aus seinem Spott über die Ehelosigkeit der Priester. Er will einen Glauben ohne Cult; das sicherste Mittel, Gott zu gefallen, ist nach ihm, die Regeln der Gesellschaft und die Pflichten der Liebe und der Menschlichkeit zu befolgen. Aber wer lehrte denn diese Menschlichkeit, wenn nicht die geoffenbarte Religion, und wie versumpfte nicht das öffentliche Leben, seit der Geist des Christenthums aus der Gesellschaft schwand! Wie oberflächlich ist seine Theorie von der Entstehung der Gesellschaft, vom historischen Recht, welcher Hohn über die Monarchie: „Der König von Frankreich", schreibt der Perser, „ist ein großer Hexenmeister. Er überredet seine Unterthanen, dass ein Stück Papier Geld ist, und dass er alle kranken Glieder heilt, die er berührt." — Dagegen preist er die Republik, dort blühe Wohlstand und herrsche Reichthum, Freiheit und Gleichheit. Montesquieu kennt auch nicht einmal die Geschichte Frankreichs genau und weiß nicht, dass bei den Galloromanen das römische Recht galt und dass erst die Franken deutsches Recht gebracht haben. Doch blitzt durch die Frivolität hin und wieder der Glanz des Genius: „Die Gerechtigkeit", sagt er, „ist die wirkliche Beziehung zwischen zwei Dingen, und ist immer dieselbe, ob ein Gott, ein Engel oder ein Mensch sie erfasste; das Recht ist ewig und hängt nicht von menschlichen Verträgen ab."[2])

Irrungen,

Trotz aller Angriffe auf das Bestehende wurde der Verfasser nicht verfolgt. Frankreich war eben damals wie betäubt durch den Staatsbankerott, man durfte alles sagen, die Regierung war entmuthigt und der Witz des Buches gefiel. Die Regierung wusste wohl, dass Montesquieu der Verfasser sei. Fleury gab erst 1728, als dieser sich mit einer Fälschung des holländischen Verlegers entschuldigt hatte und ein von der angeschuldigten Stelle gereinigtes Exemplar vorwies, seine Zustimmung zur Aufnahme in die Akademie. 1725 schrieb Montesquieu: „Le temple de Cnide", eine üppige Schilderung der Liebe in poetischer Prosa. Wir erröthen über die Selbstherabwürdigung eines solchen Geistes und können diese Arbeit, die ihr Urheber selber später für unwürdig erklärte, nicht dadurch entschuldigen, dass er der Frivolität ein Opfer gebracht und dadurch, dass eine schlechte Zeit auch schlechte Schriftsteller bilde. Ein großer Schriftsteller muss über

nicht gerügt.

[1]) Lettres Persanes, Nr. 24, p. 113.
[2]) Ibid. Nr. 83.

seiner Zeit stehen und seine Zeitgenossen zu sich emporheben und die Wahrheit, wenn sie auf Erden verschwunden ist, von den Sternen herunterholen.

Reisen. Bald kam übrigens Montesquieu auf die richtige Fährte. 1726 verkaufte er seine Stelle als Parlamentsrath und gieng auf Reisen, um die europäischen Verfassungen und das Staatsleben aus eigener Anschauung kennen zu lernen, zuerst nach Wien, wo er bei Prinz Eugen ehrenvolle Aufnahme fand, dann nach Ungarn, von wo er Italien besuchte. In Venedig verkehrte er viel mit Law. Von Italien besuchte er die Schweiz, Holland und England, wo er mit den großen Staatsmännern verhandelte und selbst am Hofe hochgeehrt und von der Akademie in London als Mitglied aufgenommen wurde. Zwei Jahre weilte er daselbst, und aus dem, was er vom englischen Leben auffasste, sehen wir, dass er eine edlere Natur war. Hier gilt in der That des Dichters Wort: „Du gleichst dem Geiste, den du begreifst." Montesquieu lebte dann auf seinem Schlosse Brède ganz nur seinen Arbeiten. Er spricht vom Vergnügen, das er jeden Morgen beim Erwachen empfinde, wenn er das Licht sieht und an seine Arbeit denkt, die er fortsetzen kann, und er war so fleißig, dass er seine Sehkraft schädigte und in späteren Jahren nur noch mit Hilfe seiner Tochter arbeiten konnte. Hin und wieder gieng er nach Paris, in Gesellschaften aber schien er verschlossen. Madame de Chaulnes sagte über ihn: „Dieser Mann kam in die Gesellschaft nur, um dort an sein Buch zu denken; er behielt alles, was sich darauf bezog, und sprach höchstens mit Fremden, von denen er irgend eine Nachricht zu erhalten hoffte."

Größe und Verfall der Römer. Die erste Frucht seiner Arbeit waren: „Die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer"[1]) mit denen er sich an die Spitze der philosophischen Geschichtschreiber seiner Zeit stellte. Seit Bossuet war ein solches Geschichtswerk nicht erschienen. Dieser sichere Ton des Urtheils über Massen von Thatsachen, deren Geist in wenig epigrammatisch zugespitzten Sätzen enthalten war, und deren Richtigkeit heute noch zum Theil feststeht, erfüllte seine Zeitgenossen mit Bewunderung. Es war etwas Anregendes, Stählendes in der Art, wie er den durch Missregierung und Unglück aller Art gebeugten Seelen das Beispiel einer großen und freien Nation gab, die sich durch eigene Tüchtigkeit zur Weltherrschaft erhoben hatte. Nur Bossuet hat noch einen höheren Standpunkt der Betrachtung, beide ergänzen sich; Bossuet schildert mehr die Erhebung, Montesquieu den Verfall. Montesquieu hebt kleinere Ursachen des Aufsteigens hervor, Bossuet zeichnet besser die Seele des ganzen Volkes. Während der Parlamentsrath zu Bordeaux mehr die politischen Mittel, hebt der Bischof von Meaux die Religiösität der Römer als Hauptursache des Aufsteigens hervor, die Furcht vor ihren Göttern, in welcher die Römer zu Hause streng und ernst und im Kampfe todesmuthig waren, die Hingebung an höhere Mächte, welche die Leidenschaften und die Eigensucht schweigen machten. Bossuet ist klarer in seinen Sätzen; was er sagt, ist bewiesen. Die Betrachtungen Montesquieus lassen in unserer Seele oft Zweifel zurück. Auf

[1]) Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains.

einen andern Umstand hat Nisard[1]) fein aufmerksam gemacht: Bossuet lehre uns, durch welche Mittel wir zur Größe unseres Vaterlandes beitragen können und durch welche Fehler wir es auf uns laden, seinen Verfall zu beschleunigen, — Montesquieu verschweige unser Unrecht und schwäche in uns das Gefühl unserer Pflichten für das Vaterland. „Wenn ich vom Lesen Bossuets komme, bin ich entschlossen, weniger von der Regierung und mehr von mir zu fordern. Bei Montesquieu habe ich das Gefühl, dass ich nichts dazu beitrage, gut regiert zu werden, und dass die Regierenden mir meinen Platz weggenommen haben." — Trefflich ist bei Montesquieu die Politik der Römer gezeichnet. Schwach ist er in Auffassung des Ursprunges des Staates; hier hat erst Niebuhr Bahn gebrochen. Die Bedeutung der Religion und der Umwandlung des Rechtes behandelt er gar nicht. Der tiefe Einfluss, den die Bewegung der Gracchen auf das römische Leben hatte, ist ihm entgangen. Was die Anordnung des Stoffes, was die Sprache anlangt, so ist das Buch ein Meisterwerk.

1748 erschien sein Hauptwerk: „Der Geist der Gesetze."[2]) „Zwanzig Jahre hindurch sah ich mein Buch beginnen, wachsen, fortschreiten und enden" — und als es abgeschlossen war, gab Montesquieu es seinen Freunden zur Prüfung, und derart war der Geist schon republikanisch und negativ, dass Helvetius zum Beispiel die Ideen nicht kühn genug fand und meinte, das Buch werde dem Rufe seines Verfassers schaden. Montesquieu hält sich noch an die Autorität, während seine Zeitgenossen schon zügellos geworden sind, und doch ist ein großer Unterschied zwischen diesem Werke und denen des vorausgehenden Jahrhunderts. „Dort wird mehr von der Pflicht des Gehorsams, von den Rechten anderer, wie von eigenen Pflichten gesprochen und unsere Vernunft gegen unsere Neigungen bewaffnet, die Moral des ‚Geistes der Gesetze' verpflichtet uns nur zum allgemeinen Wunsche der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der Freiheit vor allem, sagt mir aber nicht, was ich zu thun habe, damit diese Wünsche in Erfüllung gehen und damit ich auch mein Verdienst habe am allgemeinen Wohl; er ist gerecht, freisinnig, menschlich, sobald er will, dass alle Welt es sei; er ruft die Könige, die Minister, die Regierungen, vor seinen Richterstuhl; er denkt nur daran, zu urtheilen, zu entscheiden und aller Welt Pflichten aufzuladen, von denen er sich selber frei macht."[3])

Geist der Gesetze.

Trotz alledem ist das Buch nicht mit Unrecht ein Heiligthum tiefer ernster Betrachtungen genannt worden. Die Gesammtheit des Staatswesens ist von einem neuen Standpunkte behandelt, klar und fasslich dargestellt. Es ist keine leere Theorie, sondern die Sätze sind alle mit schlagenden Beispielen

[1]) Nisard, Histoire de la littérature française, IV, p. 349.
[2]) L'Esprit des lois.
[3]) Nisard, l. c. IV, p. 356.

belegt. Eine Fülle schöner Wahrheiten ist hervorgehoben, eine edle Begeisterung für Recht und Freiheit weht uns aus dem ganzen Werke an. Das Völkerleben ist im großen Sinne aufgefaßt, und dabei sind die tiefen Gedanken in frischer blühender Sprache und immer in passenden Beispielen dargestellt. Der Erfolg war über alle Erwartung. Aus Furcht vor der Censur ließ Montesquieu sein Buch in Genf drucken, in anderthalb Jahren erschienen zweiundzwanzig Auflagen und wurde es in alle Sprachen Europas übersetzt. England. Namentlich fand es in England eine glänzende Aufnahme. Kein englischer Schriftsteller hatte das Wesen der englischen Verfassung so übersichtlich und klar dargestellt, als wie hier der Franzose. Im Parteikampfe befangen, verloren sie die Übersicht über das Ganze. Ihre Staatsrechtslehrer sammelten nur Gesetze und trockene Formeln, Montesquieu dagegen hob die Lebensgedanken, den Organismus der ganzen Verfassung hervor und enthüllte erst die englische Verfassung den Engländern selber, und daß England das freieste Land sei und am leichtesten die härtesten Auflagen in öffentlichen Gefahren tragen könne, „weil es weiß, was es bezahlt, wie es bezahlt, warum es bezahlt", und daß es deshalb über seine natürlichen Kräfte hinaus Unternehmungen wagen und gegen seine Feinde Schätze verwenden könne, die nur in der Einbildung bestehen, die aber das öffentliche Vertrauen und die Art der Regierung in Wirklichkeit verwandeln. Er definiert aber auch die englische Freiheit, alles zu thun, was die Gesetze gestatten, oder die Freiheit besteht darin, daß man das thun kann, was man wollen soll, und daß man nicht gezwungen wird, etwas zu thun, was man nicht wollen soll. Die ersten Staatsmänner Englands unterstützten ihn bei der zweiten Auflage mit Änderungen und Verbesserungen.

Im „Geist der Gesetze" hat der Verfasser falsche Standpunkte, an denen er noch in den „Persischen Briefen" festhielt, weit überwunden. Der Geist des Ganzen ist viel positiver. „Ich tadle nicht zum voraus, ich schreibe nicht, um irgendwelche Einrichtungen in einzelnen Ländern zu bewirken; könnte ich aber bewirken, daß jedermann neue Gründe erfasse, seinen Fürsten und sein Vaterland zu lieben, daß die, welche befehlen, ihre Kenntnis hinsichtlich dessen, was sie vorzuschreiben haben, erweitern, und daß die, welche gehorchen, eine Freude finden, zu gehorchen; könnte ich die Menschen von ihrem Mangel an Selbsterkenntnis heilen, so würde ich der glücklichste der Sterblichen sein." Hinsichtlich der Entstehung des Staates kommt Montesquieu auf die Theorie Lockes zurück, auf den gesellschaftlichen Urvertrag, welcher dem Kriege aller gegen alle ein Ende machen soll. Als Grund- Urvertrag. formen der Verfassung nimmt er drei an: die Republik, die beschränkte und die unbeschränkte Monarchie. Die Republik ist sein Ideal, ihre Grundlage ist die Tugend und ihr Princip die allgemeine Gleichheit. Uns fehlt die Tugend und die stoische Kraft; das Höchste, was wir erreichen können, ist die constitutionelle Monarchie, deren Princip die Ehre ist. Die Despotie ist eine Pest der Menschheit, ihr Princip ist die Furcht, ihre Folge die Entartung. Jede Verfassung, in welcher nicht die drei Gewalten, nämlich

die gesetzgebende, richtende und vollziehende getrennt sind, muss in Despotie ausarten. Es gibt keine Monarchie ohne Adel und keinen Adel ohne einen Monarchen. Hinsichtlich der Repräsentativverfassung meint Montesquieu:[1] „Da bei einem freien Staate jedermann, von dem man annimmt, er habe eine freie Seele, durch sich selber regiert werden muss, so müsste eigentlich das Volk in seiner Gesammtheit die legislative Macht haben; da dies aber in großen Staaten rein unmöglich und in kleinen Gegenstand vieler Unzukömmlichkeiten ist, so muss das Volk durch Stellvertreter das vollbringen, was es selbst nicht zu vollziehen im Stande ist. Der große Vortheil der Stellvertretung ist der, dass sie im Stande ist, die Staatsangelegenheiten zu besprechen, während unter einer Massenversammlung dies nicht möglich ist, und es ist nicht nöthig, dass die Volksrepräsentanten, welche von denen, die sie wählten, einen allgemeinen Auftrag erhielten, auch noch einen besonderen über jede einzelne Frage bekommen. Alle Bürger in den verschiedenen Bezirken müssen das Recht haben, ihre Stimme zur Wahl eines Volksvertreters zu geben, die ausgenommen, welche in einem so niedrigen Zustande sind, dass man ihnen keinen eigenen Willen zuschreiben kann. In den alten Republiken war der große Fehler, dass das Volk Regierungsmaßregeln beschließen konnte. Es darf aber nur Stellvertreter wählen, dazu hat es hinreichende Befähigung. Der Repräsentativkörper wird nicht gewählt, um zu regieren, was er nie vermag, sondern nur um Gesetze zu geben und zu sehen, ob man die, welche er gemacht hat, richtig ausführt." — Da ist keine Freiheit, wo die gesetzgebende Gewalt mit der Regierung verbunden ist, da ist keine Freiheit, wo die richterliche Gewalt nicht von den beiden anderen getrennt ist. Die richterliche Gewalt darf auch nicht von einer Körperschaft für immer einverleibt werden, sondern muss von Personen geübt werden, die aus dem Volke genommen sind. Sehr richtig ist die Bemerkung, es gebe gewisse Ideen von Gleichförmigkeit, welche bisweilen große Geister ergreifen, auf die kleinen aber immer unfehlbaren Eindruck machen; sie erkennen darin eine Art Vollkommenheit, weil es unmöglich ist, sie nicht zu bemerken, zum Beispiel gleiches Gewicht, Maß, Gesetze, Religion. Es gehört aber ein viel größeres Genie, zu wissen, wo Verschiedenheiten nöthig und heilsam sind, als mit jener Gleichförmigkeit einen Götzendienst zu treiben. — Nicht minder richtig ist Montesquieu in der Definition vom Gesetz: „Die Gesetze sind die nothwendigen Beziehungen, die aus der Natur der Dinge hervorgehen. Diejenigen, welche sagen, dass ein blindes Verhängnis alles dasjenige, was wir in der Welt sehen, hervorgebracht habe, reden einen großen Unsinn, denn wie sollte ein blindes Verhängnis vernünftige Wesen hervorgebracht haben? Es gibt also einen Urgeist, und die Gesetze sind nur die Beziehungen zwischen ihm und den Wesen, die er schuf, und dieser Wesen untereinander. Gott hat Beziehungen zu dem Universum als Schöpfer und Erhalter und die Gesetze, nach welchen er schuf, sind dieselben, nach welchen er erhält. Alle vernünftigen Wesen haben Gesetze, die sie gemacht haben, hängen aber auch von Gesetzen ab, die sie nicht gemacht haben." Auf der Höhe dieser Bestimmungen bleibt der Schriftsteller leider nicht immer.

Volksvertretung. Bürgerrechte. Trennung der Gewalten. Gesetze.

Von einzelnen Bemerkungen, die folgereich wurden — denn unser Schriftsteller galt bald als historisches und politisches Orakel — heben wir seinen Eifer für Milderung des Strafverfahrens hervor. Er tadelt die Anwendung der Folter, der Räderung, überhaupt qualvoller Hinrichtungen, nimmt aber die

[1] Livre XI, chap. 6.

Todesstrafe. Todesstrafe überhaupt in Schutz. Gotteslästerung und Religionsstörung will er nur mit Beraubung der Vortheile, welche die Religion bietet, bestraft wissen; gegen die Anwendung von Spionen im Staatsdienste spricht er sich mit Hohn aus. Dem Staate legt er die Verpflichtung auf, für die Existenz der Mitglieder, für Nahrung, Kleidung zu sorgen. Das, was der Mensch zum Leben nöthig hat, darf nicht besteuert werden, wohl aber das Nützliche, jedoch weniger als der Überfluss. Jemehr ein Volk frei ist, umso größere Abgaben kann man ihm auflegen. Er spricht für Staatsanleihen, der Staat darf die Verzinsung nicht verbieten, wohl aber den Wucher. Er ist für das Schutzzoll-System, er verlangt allgemeine Aufhebung der Sclaverei. Hinsichtlich der religiösen Freiheit sieht er nicht gern die Aufnahme eines neuen Bekenntnisses, weil dies ein Grund der Zwietracht ist; besteht aber einmal ein abweichendes Bekenntnis, so soll man es dulden. Von der christlichen Religion spricht Montesquieu jetzt viel würdiger als in den „Lettres persanes". Ihm scheint der Mohammedanismus bloß verträglich mit despotischer Regierung, nicht aber die christliche Religion. Schief ist die Bemerkung, der Katholicismus passe mehr für die Monarchie, der Protestantismus für die Republik. Das lutherische Bekenntnis hat im Gegentheil die Macht der kleinen Fürsten nahezu absolut gemacht; der Calvinismus dagegen hat überall auf Republik losgesteuert. Der Katholicismus ist mit jeder Verfassung verträglich, in welcher die wahren Menschenrechte anerkannt sind. Der Verfasser kennt zu wenig die Kirchengeschichte, insbesondere die der ersten Jahrhunderte.

Constitutionalismus. Hinsichtlich der vollziehenden Gewalt verlangt Montesquieu, dass sie in den Händen eines Monarchen sei; denn dieser Theil der Regierung, welcher fast immer ein augenblickliches Handeln bedürfe, werde besser durch einen als durch mehrere verwaltet.

Für Monarchie. Wenn es keinen Monarchen gebe und die vollziehende Gewalt einer aus der gesetzgebenden Gewalt erkorenen Anzahl von Personen übertragen würde, so wäre keine Freiheit mehr; denn beide Gewalten fielen dann wieder in eine zusammen. Die vollziehende Gewalt muss das Recht haben, die Unternehmungen des gesetzgebenden Körpers aufzuhalten, denn sonst würde dieser despotisch werden und könnte alle anderen Gewalten vernichten; umgekehrt darf aber die gesetzgebende Gewalt nie das Recht haben, die vollziehende aufzuhalten; denn bei dieser handelt es sich meist um augenblickliche Dinge, und sie hat schon ihre Schranken in ihrer eigenen Natur. Dagegen hat die gesetzgebende Gewalt das Recht, zu untersuchen, auf welche Weise die von ihr erlassenen Gesetze vollzogen werden. Die Person des Fürsten ist geheiligt; ihn anzuklagen oder zu verurtheilen, hieße die Freiheit aufheben, denn er ist nöthig, um zu verhindern, dass die gesetzgebende Macht tyrannisch werde. Die vollziehende Gewalt kann nur schlecht handeln mit Hilfe von falschen Räthen; darum können diese angeklagt und verurtheilt werden. — Montesquieu ist also für Unverantwortlichkeit des Monarchen, aber für Verantwortlichkeit der Minister. — Die gesetzgebende Gewalt soll aus zwei Theilen bestehen wie in England, aus dem Ober- und Unterhaus, und einer den andern durch sein Veto binden und beide durch die vollziehende Gewalt gebunden sein, welche aber nur nach den Gesetzen regieren darf, das heißt wieder an die gesetzgebende Gewalt gebunden ist. Indem ihm die englische Verfassung als Muster vorschwebte, und sein „Geist der Gesetze" das Evangelium der gemäßigten Liberalen geworden ist, hat der Franzose am meisten dazu beigetragen, dass die englische Verfassung, die aber historisch erwachsen ist aus den Verhältnissen Englands, in diesem Jahrhundert beim Abfassen der Constitu-

tionen den verschiedenen Völkern als eine Art politischer Musterrock, wenn er auch oft für ihre Gliedmassen zu groß oder zu klein war, aufgezwungen worden ist. Alle Constitutionen in Europa sind nach den Lehren Montesquieus geformt, er ist der Prophet des Constitutionalismus.

Übrigens ist die Eintheilung der Verfassungen nicht erschöpfend und die Lehre von den Principien in denselben nicht genügend. In der Monarchie muss ebenso die Tugend herrschen wie in der Republik, und in dieser das Ehrgefühl ebenso brennend sein wie in der Monarchie. Eine absolute Regierung, in welcher bloß das Gefühl der Furcht herrschte, könnte schwerlich lange bestehen. Das Gewicht, welches Montesquieu auf Klima und Örtlichkeit legt, ist zu groß; er leitet davon allein die Verschiedenheit der Völker, der Gesetze und der Sitten ab und beachtet zu wenig den angebornen Genius der verschiedenen Nationen. In den Ländern, wo einst die hellenische Freiheit herrschte, waltet jetzt die absolute Macht des Sultans. Montesquieu behauptet, die Freiheit sei in kalten Gegenden, die Despotie in heißen, und doch waltet jetzt absolutes Regiment in Russland und lebten die freiheitsglühenden Araber der ersten Jahrhunderte im heißen Süden. Wenn er meint, Christenthum und Monarchie seien innig verbunden, so verkennt er den freien Geist des Christenthums. Es hat den Unterschied zwischen Freien und Sclaven niedergerissen. Doch hier lag Montesquieu zu sehr unter dem Banne der negativen Richtung seiner Zeit. Übrigens bemerkt er doch, es sei eine wunderbare Sache, wie das Christenthum, welches nur unser Heil im Jenseits begründen wolle, dennoch unser Glück auch in dieser Welt ausmache.[1] Er strebte das Gute an, er suchte zum Fortschritte der Menschheit nach Kräften beizutragen. Meisterhaft schildert er im „Dialogue de Sylla et de Lysimaque" die innersten Regungen einer Tyrannenseele. Diese Arbeit wäre eines Corneille nicht unwürdig. Sein Leben floss ruhig wie ein breiter Strom ohne Wasserfälle. Das Feuer eines Bossuet war ihm nicht zutheil geworden, Unglück oder Leidenschaft hat ihn nie aufgeregt. Er arbeitete sein ganzes Leben ruhig an seinem sentenzenreiche Werke weiter. Hohe Achtung kam ihm überall entgegen, selbst die Pompadour gehörte zu den Bewunderern seines Buches. Sie sagte 1751: „Sie verdienen den Titel des Gesetzgebers von Europa, und ich zweifle nicht, dass man Ihnen denselben bald einstimmig zuerkennt." Washington sagte später, was er Gutes vom Staatsleben wisse, verdanke er Montesquieu. Dieser starb in Paris den 10. Februar 1775, nachdem er das Abendmahl empfangen hatte. „Herr, Sie begreifen, wie groß Gott ist", sagte der Pfarrer zu ihm, der ihm die Wegzehrung reichte. — „O ja," entgegnete Montesquieu, „und wie klein wir Menschen sind"[2] — und verschied nach diesen Worten. —

Gebrechen.

Anerkennung.

Tod.

[1] Esprit des lois, XXIV, p. 3.
[2] Villemain, Eloge de Montesquieu.

Voltaire.

Voltaire. Neben Montesquieu stieg Voltaire[1]) damals auf, und erhob sich zum Stimmführer der Zeit, zum Könige des Jahrhunderts. Jener ist ruhiger Forscher, dieser leidenschaftlicher Agitator; jener geht in die Tiefe, dieser in die Breite; jener findet neue Wahrheiten, dieser verarbeitet Metall, das andere ausgegraben haben, zu glänzendem Geschmeide. Bei jenem ist es die Gründlichkeit, die nachwirkt, diesem ist alle Grundlage, der Ernst, die Tiefe zuwider; er hat nur ersprießliche Ansichten, in deren Vertheidigung er sich zugleich Ruhm, Ehre und Geld erwarb. Beide sind Deisten, Montesquieu mit heiliger Scheu vor dem höchsten Wesen, für Voltaire ist Gott nur eine Nothwendigkeit, die er begreift, deren Gegenwart er aber niemals fühlt.

Voltaires eigentlicher Name ist François Marie Arouet; er ist geboren 1694 den 21. November. Sein Vater war Sportelcassier an der Jugend. Rechnungskammer zu Paris, ein Ehrenmann. Die Mutter war eine talentvolle Bürgersfrau, die auch Boileau gekannt hatte, sie starb schon 1701. Ein älterer Bruder, Armand, war eifriger Jansenist mit allen Übertreibungen. Der Vater pflegte zu sagen: „Ich habe zwei Söhne, der eine ist ein Narr in Prosa, und der andere ein Narr in Versen." — Seit dem Tode der Mutter war der Ton in der Familie kalt. Damit der jüngere Sohn nicht auch Jansenist werde, that ihn der Vater in das Collège Louis le grand, welches unter Leitung der Bei den Jesuiten. Jesuiten stand. Voltaire hat später ihre Erziehungsmethode dankbar gepriesen. Arouet war auch ein ausgezeichneter Schüler, der manchen Preis errang, aber seine Lehrer auch oft durch sein unersättliches Fragen in Verlegenheit setzte. Er war schon früh ein Religionsspötter und sein Lehrer Le Jay sagte ihm eines Tages voll Schmerz: „Unglückseliges Kind, du wirst der Fahnenträger der Feinde der Religion werden." Ein leichtfertiger Geistlicher, der Abbé de Chateauneuf, hatte die Keime des Unglaubens in das Herz des Knaben geworfen und er war es auch, der ihn bei der Ninon de l'Enclos aufführte. Der zwölfjährige Arouet hatte sich nämlich schon Dichterruf erworben. Ein Invalide bat den Vorsteher des Collegiums um eine poetische Bittschrift an den Dauphin, in dessen Regiment er gedient hatte. Dieser wies ihn an den Schüler, der wegen seiner Leichtigkeit, Verse zu machen, unter den Kameraden in hohem Ansehen stand. Die Bittschrift hatte Erfolg, der Invalide bekam einige Goldstücke und der junge Dichter ward in der Stadt bekannt. Die achtzigjährige Ninon de l'Enclos wollte ihn sehen, der Abbé Chateauneuf, ihr letzter Liebhaber, stellte ihn vor. Die alte Aspasia war entzückt über dieses jugendliche Antlitz, in dem so viel Anmuth, Witz und Bosheit war, und weissagte dem Kinde eine große Zukunft. Voltaire sagt: „Sie ermahnte mich, Verse zu machen, statt dass sie mich davor hätte warnen sollen." In ihrem Testamente vermachte sie ihm 2000 Livres, um Bücher zu kaufen.

Im sechzehnten Jahre trat Voltaire aus der Schule; unter seinen Lehrern blieb er namentlich dem Pater Porée dankbar: nie habe ein Mann das Studium

[1]) Strauß, Voltaire, Leipzig 1870. — Pierron, Voltaire et ses maîtres. Paris 1866.

und die Tugend liebenswürdiger zu machen gewusst; seine Vorträge waren wahre Stunden des Genusses. Das Urtheil der Lehrer über Voltaire soll in der Schüler-Tabelle kurzweg so gelautet haben: „Puer ingeniosus, sed magnus nebulo.“ Arouet wollte sich der Literatur widmen, der Vater aber meinte, als Dichter könne er Hungers sterben, und that ihn in eine Rechtsschule, in der aber die Art, wie die Jurisprudenz behandelt wurde, den lebhaften Jüngling abschreckte. Da war es wieder der Abbé Chateauneuf, der ihn in leichtfertige Kreise Leicht ver-
brachte, in die „Société du Temple“, wo Prinzen, Abbés, Freigeister sich trafen führbar.
und spotteten und schwelgten. Bald hieß Voltaire der Freund der Prinzen und fragte eines Tages keck: „Sind wir hier alle Prinzen oder Dichter?“ Der Vater erschrak über sein lockeres Leben und schickte ihn, um ihn aus dieser schlechten Gesellschaft herauszureißen, als Pagen mit dem ihm befreundeten französischen Gesandten nach dem Haag. Hier kam aber der Jüngling vom Regen in die Traufe. Er verschlug viel Geld und knüpfte eine Liebschaft an, weshalb der Vater ihn nach Paris zurückberief und gesonnen war, einen Verhaftsbefehl gegen ihn zu lösen und ihn nach den Inseln zu verbannen. Nur dadurch, dass er in die Schreibstube eines Advocaten eintrat, beschwichtigte Arouet den Unmuth seines Vaters. Aber hier gab es auch Mitarbeiter, die gerne Verse machten, und bald wandelte Voltaire wieder auf der alten lockeren Bahn, er besuchte viel das Theater und Schauspielerinnen und knüpfte ein Liebesverhältnis nach dem andern an. Da erbot sich dem bekümmerten Vater ein Herr von Caumartin, den ungerathenen Sohn auf sein Gut Saintange bei Fontainebleau mitzunehmen. Der Vater des Marquis hatte unter Ludwig XIV. gedient und war eine lebendige Chronik aus dieser Zeit und begeistert insbesondere für Heinrich IV. und Sully. Hier entstand der Plan zur „Henriade“ und zum „Zeitalter Ludwigs XIV.“

Indes starb der alte König und die liederliche Regentschaft begann. Eine Schmähschrift, die mit den Worten „J'ai vu“ begann — ich habe diese und jene Schandthat gesehen, und bin noch nicht zwanzig Jahre alt — machte damals großes Aufsehen. Voltaire galt für den Verfasser und wurde als Pasquillant nach Sully sur Loire verbannt. Hier ward er beim Herzog von Sully mit Gunst aufgenommen und es fehlte ihm, wie er sagte, nichts zu seinem vollkommenen Glück als die Freiheit, weggehen zu können. Er wendete sich in einer
Epistel an den Regenten, erhielt 1717 die Erlaubnis zur Rückkehr und wurde Orleans.
selbst huldvoll empfangen. Trotz dieser Warnung konnte er seinem Witze keinen
Zügel anlegen. Bald erschien ein anderes Spottgedicht, das mit den Worten Schmähgedicht.
„Puero regnante“ beginnt. Man rieth auf Voltaire und mit Recht. Ein Hauptmann, Beauregard, der sich als Bewunderer bei ihm einschmeichelte, aber nur der Spion der Regierung war, erlangte von ihm das vertrauliche Geständnis, dass er der Verfasser des Gedichtes sei, obschon Voltaire die Autorschaft öffentlich
ableugnete. Dafür ward er am 17. Mai in die Bastille gesteckt und fast ein Jahr In der Bastille.
Gefangener darin. Hier las er Virgil und Homer, letzteren in lateinischer Übersetzung, denn des Griechischen ward er nie recht mächtig. Hier schrieb er
zwei Gesänge der „Henriade“ und vollendete seinen „Ödipus“. Am 10. April Henriade.
1718 wurde er aus der Bastille entlassen und nach Chatenay, sein väterliches Landhaus, verwiesen. Auf vieles Bitten erlangte er die Rückkehr nach Paris auf
einige Tage. Es galt der Aufführung seines „Ödipus“, der am 18. November Ödipus.
unter großem Beifalle über die Bühne gieng und fünfundvierzigmal nacheinander gegeben wurde. Arouet war der Held des Tages. Der Regent gab ihm eine goldene Medaille und tausend Thaler als Geschenk. „Ich danke Euer

königlichen Hoheit," sagte Arouet, „daſs Sie sich mit meiner Ernährung befassen, aber ich bitte Sie, sich nie mehr um mein Logis zu bekümmern." — Die Gemahlin des Regenten nahm die Widmung des „Ödipus" entgegen.

Voltaire. Damals veränderte der Dichter seinen Namen Arouet in Voltaire, welcher letztere nur eine Versetzung von Arouet l. i. (le jeune) ist. „Ich bin unter meinem ersten Namen zu unglücklich gewesen, ich will sehen, ob es mir besser geht unter dem zweiten." Aber auch unter dem neuen Namen war der Dichter nicht glücklicher. Trotz alledem und alledem hatte man nie rechtes Vertrauen in ihn. Ende März 1719, als sein Freund Richelieu verhaftet und die Verschwörung Cellamares entdeckt wurde, muſste er sich von Paris entfernen. Als Löwe des Tages und als gesellschaftliches Talent zugleich, war er jedoch überall willkommen. Er lebte auf dem Schlosse des Herzogs von Sully, dann wieder bei der schönen Marschallin Villars, die sein Herz gefesselt hatte. — Die Zahl seiner Liebschaften ist unglaublich. Bald hat er eine Beziehung zu einer Herzogin, dann wieder zu einer Marquise, dann reist er mit einer schönen jungen Witwe nach Flandern; sein Herz ist außerordentlich erregbar und die Zeit ist verkommen. Außer Liebschaften und Dichtungen hatte er es damals namentlich auf Erwerbung eines Vermögens, das ihn unabhängig stellte, auf Verwendung in der Diplomatie und auf eine sociale Stellung abgesehen. Das Trauerspiel „Artemire" fiel durch, er verwendete Stücke daraus zur „Mariamne".

Liebschaften

Henriade. Die „Henriade" wurde im Haag gedruckt, die Auflage von ihm aber wieder eingekauft und in Rouen nochmals zur Presse gelegt. Er wollte sie Ludwig XV. widmen, dessen Ahn er verherrlicht hatte. Das Gedicht ward aufgenommen als eine große Leistung des französischen Geistes: jetzt endlich habe Frankreich ein classisches Epos. Die Verse sind schön, die Schilderungen glänzend, aber ein wahres Epos ist die „Henriade" nicht. Dazu fehlte es dem Dichter an Ruhe, am Sinn fürs Objective. Der epische Dichter soll nur der Spiegel sein, durch den die Bilder einer großen Vergangenheit hindurchziehen, bei Voltaire tritt aber überall die Subjectivität hervor. Er predigt in seinen Dramen wie in seinem Epos; hier bringt er auf religiöse Duldung, objective Färbung hat das Gedicht gar keine, es ist alles darin modern und subjectiv. Delisle sagte schon, es fehle das Heu für die Pferde zum Fressen und das Wasser zum Saufen. Schon damals fragte La Beaumelle: „Wer wird in fünfzig Jahren diese Sammlung von Versen noch lesen?" [1]) Man liest auch in der That heutzutage die „Henriade" nicht wie ein wahres Dichterwerk öfter und öfter, um mit immer neuer Befriedigung zu ihr zurückzukehren, man liest sie einmal, um sie zu kennen. Die Franzosen nahmen sie aber damals trotz ihrer Gebrechen in Schutz, weil es das einzige epische Gedicht sei, das sie haben. — Ein Neuerer bemerkt, — als ob es nicht ehrenvoller wäre für Frankreich, gar kein episches Gedicht zu haben, als ein mittelmäßiges. Die Götter Homers sind lebendige Mächte, an die Götter in der Äneis hat man zu Zeiten Virgils noch geglaubt: wen aber läſst die Maschinerie in der „Henriade" nicht kalt, wenn die Politik, die Liebe, die wahre Religion,

die Tugenden, die Laster, die Zwietracht u. s. w. als höhere Mächte auftreten und in die Handlung eingreifen!

Besser als mit dem Epos gelang es Voltaire mit der Ansammlung eines eigenen Vermögens. Zwar vom Vater erbte er nicht viel; da der alte Arouet, welcher 1722 starb, auf den älteren Sohn seine Stelle vermachte, so musste die große Cautionssumme liegen bleiben und Voltaire führte deswegen einen Process mit dem Bruder. Aber sein Verkehr mit den Großen verschaffte ihm Vortheile, Privilegien, die er gleich wieder zu Geld machte. Auf Antrag des Herzogs von Orleans bekam er einen Jahresgehalt vom Könige. Er wusste sein Geld gut anzulegen, bei Lieferungen zu gewinnen — gewiss, er gehört nicht in die Zahl der unpraktischen Dichter. Er selber sagt:[1] „Ich habe so viele Literaten arm und verachtet gesehen, dass ich seit lange beschlossen hatte, ihre Zahl nicht zu vermehren. Man musste in Frankreich Amboss oder Hammer sein, ich war als Amboss geboren. Ein schmales Erbtheil wird täglich schmäler, weil alles mit der Zeit theurer wird und weil oft auch die Regierung Renten und Gelder antastet. Man muss aufmerksam sein auf alle Operationen, die ein verschuldetes und schwankendes Ministerium in Staatsfinanzen macht. Es ist immer eine, aus der ein Privatmann Vortheil ziehen kann, ohne jemanden dafür verbindlich zu werden. Nichts ist so angenehm, als seinen Wohlstand selbst zu begründen. Der erste Schritt kostet einige Mühe, die weiteren sind leicht. Man muss in der Jugend haushälterisch sein, so findet sich dann im Alter ein Fonds, über den man sich selber verwundert. Das ist die Zeit, wo man des Vermögens am meisten bedarf und wo ich mich desselben erfreue. Denn, nachdem ich bei Königen gelebt, habe ich mich selbst daheim zum Könige gemacht, trotz ungeheurer Verluste." Capitalisiert.

Auch an den Hof kam Voltaire. Seine Dramen wurden bei der Vermählung des jungen Königs mit Maria Leczinska aufgeführt. Unwürdige Wege, um emporzukommen, scheute Voltaire nie: er feierte in einer Epistel den erbärmlichen Dubois und verglich ihn mit Richelieu. Als das Benehmen eines gewissen Salomon Levi der Regierung Sorge bereitete, erbot sich Voltaire, ihn auszuspionieren und deshalb nach Deutschland zu reisen, man werde mit ihm zufrieden sein. Er bewarb sich um die Liebesgunst der Marquise de Prie, um durch sie emporzukommen. Er hatte eine Art Manie, am Hofe eine Rolle zu spielen und in der Gesellschaft als Mann von Genie dem historischen Adel gegenüberzutreten. Da erfuhr er bittere Dinge. An der Tafel des Kriegsministers Le Blanc traf er eines Tages Beauregard, der ihn ausspioniert hatte. „Ich wusste, dass man Spione braucht," rief er hochfahrend, „aber ich wusste nicht, dass man sie zur Belohnung an die Tafel des Ministers ladet." Beauregard überfiel dafür Voltaire an der Sèvresbrücke und prügelte ihn durch. Der Minister hatte seine Zustimmung gegeben: „Macht nur, dass es niemand sieht", und Voltaire konnte kein Recht finden. Zur Tafel des Herzogs von Sully war 1725 eine glänzende Gesellschaft eingeladen, Voltaire unterhielt und belustigte mit seinen Witzen die Gäste. Der adelsstolze Herzog von Rohan frug verdrossen über die Aufmerksamkeit, die man dem jungen Witzbold schenkte: „Wer ist denn der junge Mensch, der so laut spricht?" — „Monseigneur, es ist einer, der keinen großen Namen nachschleppt, aber dem Namen, den er hat, Respect zu verschaffen weiß." Rohan nahm gemeine Rache. Als kurze Zeit darauf Voltaire wieder bei dem Höfling. Rohan.

---

[1] Strauß, Voltaire, S. 54.

Herzog von Sully zur Tafel saß, ward ihm gemeldet, es warte unten jemand auf ihn und lasse ihn dringend bitten, hinabzukommen. Voltaire geht hinunter, findet zwei Wagen; man bittet ihn eines dringenden Falles wegen an die Thüre des einen zu treten, wo ihn drei Raufkerle mit eiserner Faust packen und einen Hagel von Schlägen auf seine Schultern fallen lassen. Rohan ruft aus dem Wagen heraus: „Trefft ihn nur nicht auf den Kopf". Aber selbst der Herzog wollte für seinen beleidigten Gast keine Rache nehmen, denn die Rohans waren zu mächtig und Voltaire war ein Bürgerlicher. Argenson, sein Freund, nannte die Geschichte eine anziehende Tragödie; der Prinz Conti, der ihm schmeichelhafte Verse wegen seines „Ödipus" gesandt hatte, meinte, die Schläge wären gut empfangen, aber schlecht gegeben. Voltaire zog sich aufs Land zurück, lernte fechten und die englische Sprache und sandte nach sechs Monaten dem Herzog von Rohan die Herausforderung. Dieser nahm sie an, seine Frau machte aber der Polizei davon Anzeige und, ehe es zum Zweikampfe kommen konnte, saß Voltaire in der Bastille, 17. April 1726. Am 2. Mai wurde er frei, musste aber außer Landes. Da er England wählte, so musste ihn der Kerkermeister bis zur Einschiffung nach Calais begleiten.

In der Bastille. *Verbannt.*

Reise nach England. *Holland.*

So kam Voltaire nach England, und dieser Besuch hatte wichtige Folgen. Schon Holland hatte großen Eindruck auf ihn gemacht und ihm einen Ausruf der Bewunderung entlockt. „Hier ist kein Müßiggänger", schrieb er damals, „kein Armer, kein Stutzer, kein unverschämter Bettler. Wir begegneten dem Großpensionär, der zu Fuß gieng ohne Begleitung eines Lakaien, mitten im Volke. Man sieht hier niemanden den Hof machen, man stellt sich nicht in Reihen, um einen Prinzen vorüberfahren zu sehen, man kennt nur die Arbeit und Bescheidenheit." Welchen Eindruck machte aber erst das große Leben in England auf den Verbannten aus Frankreich! Die freie Bewegung in allen Kreisen, der überall zutage tretende Nationalreichthum, der Unternehmungsgeist, der tiefgefühlte Stolz auf ihre Freiheit im Innern und ihre Machtstellung in der Welt! Namentlich aber war der Franzose ergriffen von der Wertschätzung der Männer von Geist: am 28. März 1727 sah er, wie die Leiche Newtons gleich der eines Königs zuerst auf einem Paradebett aufgebahrt, dann von den ersten Männern Englands geleitet, in Westminster neben den Größen Englands bestattet wurde, und doch war dieser Mann nur groß durch seine Entdeckungen. Addison war Minister geworden, Swift spielte eine große Rolle unter den Parteien. Der Dichter Prior hatte eine Gesandtschaft bekleidet. Wie ganz anders war es in England, als in Frankreich, wo Cartesius keine Unterstützung gefunden, Corneille arm, Racine in Ungnade gestorben war und Voltaire selbst für eine Misshandlung kein Recht finden konnte, weil er kein Edelmann war! Eine neue Welt gieng ihm hier auf und man kann nicht leugnen, dass Voltaires sonst durch und durch oberflächliches Wesen sich etwas vertiefte. Er arbeitete viel. „Ich führe ein Leben wie ein Rosenkreuzer, immer umhergehend, immer zurückgesetzt." Er kam aus London und der Umgebung nicht hinaus während eines dreijährigen

Englische Eindrücke.

Aufenthaltes. Wales und Schottland hat er nie gesehen, von dem, was diese Länder einem Sprach- und Geschichtsforscher Wichtiges bieten können, hatte er keine Ahnung. Er trieb sich in London im Theater, in Clubs, bei Gelehrten herum; auch religiöse Conventikel besuchte er. In Frankreich hatte er Bolingbroke kennen gelernt. In religiöser Beziehung waren sie verwandte Geister, beide zogen sich an. 1726 durfte Bolingbroke nach England zurückkehren. Voltaire war jetzt oft zu Gast bei ihm auf seinem schönen Landsitze zu Dawley und lernte eine Reihe hervorragender Männer in diesem Kreise kennen: Pope, der aber eines Tages voll Entrüstung weggieng, als Voltaire in Witzen und Ausfällen auf den Glauben sich ergoss; den Satiriker Swift suchte der Franzose sich verbindlich zu machen. Ein Beweis, wie sehr England seine Kräfte in Anspruch nahm, ist, dass aus dieser Zeit wenige Briefe an seine Freunde vorhanden sind. Im Verkehre mit den Deisten Englands rüstete sich Voltaire mit den Waffen, mit denen er später in Frankreich den bestehenden Glauben angriff. Im Umgange mit einem gewissen Alleurs, der früher im Gefolge des Schwedenkönigs war, hörte er so vieles über diesen, dass ihm daraus die „Geschichte Karl XII." erwuchs.[1])

Dieses Buch ist ein Meisterstück fesselnder Darstellung. Der seltsame Charakter des Königs, seine Leidenschaft für den Krieg, sein Würfeln mit Schlachten, wie ein leidenschaftlicher Spieler, die rührende Treue seiner tapferen Schweden, sind ergreifend dargestellt; nur fehlt die Gründlichkeit der Behandlung. Es ist vielfach ein Roman. So fasste es auch Napoleon I. auf, der das Buch auf seinem Feldzuge nach Russland las: er war nicht befriedigt durch die Darstellung der Feldzüge, er vermisste die Richtigkeit in der Schilderung der Gegenden und des Charakters der Russen. Voltaire gehört zu den Geschichtschreibern, über die er spottete, Tacitus aber zu denen, welchen er grollte. Geister, wie der Römer, waren für Männer, wie Napoleon, zu fürchten. — Mit der historischen Wahrheit nahm es Voltaire nicht so ernst. Er ist bloß Meister in der Kunst zu malen und mit wenig Worten ergreifend zu schildern. In der ersten Ausgabe „Karls XII." ist der Cardinal-Primas von Polen sehr schlimm gezeichnet, denn er ist ein Mann der Kirche; in späteren ist das Bild etwas geändert. Dagegen ist Stanislaus Leczinski später verschönt, weil der Dichter von Cirey aus sein Nachbar geworden war; und seit er mit dem Marschall von Sachsen, dem Sohne Augusts I. verkehrte, hat Voltaire diesen Polenkönig, den er in der ersten Ausgabe als unfähigen Schlemmer zeichnete und als den Ruin Sachsens und Polens, ganz unschuldig hingestellt. Bei vornehmen Herren wohl gelitten zu sein, gieng Voltaire über alle historische Wahrheit.

Geschichte Karls XII.

Höfling

Wichtig war ihm der Besuch des englischen Theaters. Die Vorstellung von Addisons „Cato" gab ihm die Anregung zu mehreren Dramen.[2]) Namentlich aber lernte er die Kraft der Shakespearischen Stücke empfinden. England hielt damals noch seine Eigenliebe in Schranken und er schrieb bewundernd über den großen Dramatiker Shakespeare. Erst später, wo ihm die eigene Eitelkeit und

Shakespeare.

[1]) Histoire de Charles XII.

[2]) Brutus, La mort de César, Catilina, Rome sauvée.

der berauschende Beifall der Franzosen jeden Halt benommen, konnte er Shakespeare einen plumpen Bauern nennen, was ebensoviel Gewicht hat, als wenn er Leibniz einen Charlatan, Spinoza einen trockenen Pedanten, Äschylos', Sophokles' und Aristophanes' Werke Schülerarbeiten, Dante einen Narren und ein Ungeheuer, und Calderon ein Genie aus dem Tollhause nennt. Damals aber sprach er mit Entzücken über den „Julius Cäsar" des großen Briten und man hat nicht mit Unrecht zwei Perioden in seinem Leben unterschieden, die eine, wo er von Shakespeare angeweht und für ihn empfänglich war, und die andere, wo er in die Beschränkung des französischen Theaters zurückfiel, so daſs er Shakespeare einen trunkenen Wilden, einen Hanswurst in Lumpen, einen plumpen Seiltänzer nennen konnte.[1]) Voltaire kann auch in seinen besten Dramen keinen Vergleich mit Shakespeare aushalten, weil ihm die Tiefe des Geistes, weil ihm die Weite der Weltanschauung, weil ihm die Reinheit des Herzens, weil ihm die große Kunst, das Leben in seinen höchsten Momenten genau abzuschildern, und selbst die Kunst, Entwickelungen vorzubereiten, gebricht. Er weiß den Reichthum Shakespeare nicht zu würdigen. Wo er Barbarei sieht, ist oft die feinste Kunstberechnung. Villemain[2]) bedauert mit Recht, daſs die Franzosen erst durch Voltaire mit Shakespeare bekannt und daſs sie erst damals mit ihm bekannt geworden sind, als sich ihre Sprache und ihr Kunstgeschmack schon vollkommen entwickelt hatte; daſs Corneille sich nicht an ihm heranbildete, daſs überhaupt Shakespeares Geist keinen Einfluſs auf Frankreich übte, damals als es in der Entwickelung war. Strauß hält es für ein französisches Nationalunglück, daſs es dem Genius der französischen Sprache nicht zur rechten Zeit gelungen ist, ein so häſsliches Versmaß, wie den Alexandriner zu sprengen.[3]) Voltaire hat allerdings einiges aus England mitgebracht und durchgeführt, z. B. die Reinigung der Bühne von den Edelleuten, die bisher rechts und links von den Schauspielern saßen, zuschauten und beschaut wurden. Die Costüme wurden reicher und näherten sich allmählich der historischen Treue. Bisher nahm das französische Theater meist seinen Stoff aus der alten Welt. Das Vorbild Shakespeares, welcher die Geschichte der Könige in seinen Dramen behandelte, gab Voltaire den Muth, auch Gestalten aus der französischen Geschichte in seine Schauspiele aufzunehmen; auch läſst er seine Dramen fast in allen Welttheilen spielen. Aber er blieb in den Schranken des Alexandriners, in den Schranken der drei Einheiten hängen, während doch die Griechen nur die Einheit der Handlung verlangen. Er hat also die Fesseln nicht zu zersprengen vermocht, die im Drama den französischen Geist einengen. „Das Drama bleibt Hofbelustigung, die Personen desselben haben zu sprechen, nicht wie es ihnen ums Herz, wie es ihrem Charakter und der Situation gemäß, sondern wie es dem König und dem Hofe gegenüber schicklich ist. Nicht die Wahrheit, Natur und Schönheit, sondern die Etiquette bleibt das höchste Gesetz der dramatischen Kunst."[4]) Man hat Voltaire den Euripides der französischen Tragödie genannt, und nicht ohne Grund wegen der sentenzenreichen Sprache, darum, daſs seine Stücke insgesammt Tendenzstücke sind, wegen der Leidenschaftlichkeit der Rede, wegen der Kunst zu spannen. Schon sein erstes Stück, „Ödipus", schlägt auf die heidnischen Priester los, um der katholischen Geistlichkeit damit eines zu versetzen, und der Vers, daſs die Priester nur Kraft

---

[1]) Lacroix, Über den Einfluſs Shakespeares in Frankreich. Brüssel 1856.
[2]) Villemain, Tableau du 18. siècle, IX. leçon. Anfang.
[3]) Strauß, Voltaire, S. 60—73.
[4]) Ibid.

und Bestand haben, weil das Volk thöricht genug ist an sie zu glauben, enthält die eigentliche Spitze des Pfeiles, den der Dichter damit abschießen wollte. Von seinem „Mahommed“ sagt er selber, er sei Tartuffe der Große, und das Werk wolle nur zeigen, zu welch fürchterlichen Ausschweifungen der Fanatismus schwache Seelen führe, wenn diese unter der Leitung eines Schuftes stehen. Merkwürdig bleibt es, daß Voltaire es wagte, dieses Stück dem Papst Benedict XIV. zu weihen, und noch merkwürdiger bleibt, daß dieser die Widmung annahm und ihm dafür dankte. Allerdings schrieb Voltaire, er widme dem Papst, als dem Haupte der wahren Religion, eine Schrift gegen den Stifter einer falschen und barbarischen. Aber in Privatbriefen an seine Freunde sprach sich Voltaire ganz anders darüber aus. — In den „Guebern“ ist Toleranz zu predigen das Ziel: Jeder möge in seinem Glauben friedlich leben, doch vor allem das Gesetz des Staates ehren. Weil er in der Tendenz stecken bleibt, kommt der Zuschauer nie zur wahren Höhe der Betrachtung. Es ist eine feine Bemerkung, die Nisard macht,[1] er erhebe uns selten auf die Höhe, von der wir die menschlichen Dinge ruhig und ungetrübt betrachten können, und all seine Stücke, auch die er im reifen Alter schrieb, kämen einem doch nur wie Jugendarbeiten vor. Auch in seinen Dramen ist Voltaire nicht der Diener der ewigen Wahrheit, sondern Hascher nach Popularität. Haß gegen die Kirche tönt aus allen heraus. Man fühlt nur zu sehr, daß seine Gestalten nicht die große Wirklichkeit repräsentieren, sondern voltairische Figuren sind, an denen er immer modelte; sagte er doch selbst: er bessere immer seine Stücke, nie aber sich selber. Seine Komödien sind eher Possen als Lustspiele von tiefem Gehalt, denn zu einem guten Lustspiele gehört ein tiefer sittlicher Ernst des Wesens. Die Hastigkeit des Schaffens fühlt man leicht heraus. Voltaire schrieb nicht weniger als 27 Trauerspiele, 15 Lustspiele, Opern und Festspiele. Außer „Ödipus“ und „Mohammed“ gehören „Brutus“, „Zaïre“, „Merope“, „Semiramis“, „Das gerettete Rom“ und „Tankred“ zu seinen besten Stücken. „Zaïre“, vielleicht sein bestes, war in zweiundzwanzig Tagen vollendet. Der „Tod Cäsars“, die „Eriphyle“ und die „Geschichte Karls XII.“ wurden zusammen in drei Monaten geschrieben. Auch ein Genius, wenn er so viel Dinge und so rasch nebeneinander betreibt, kann in nichts wahrhaft Dauerndes leisten. Corneille heißt der Große (le grand), Racine der Zarte (le tendre), Voltaire der Glänzende (le brillant). Aber ein Franzose bemerkt mit Recht: „Wo der Gedanke sicher, wo das Gefühl richtig und tief ist, da glänzt der Stil nicht, er dringt tief, er trifft, er erwärmt. Halbwahre Gefühle, schimmernde Gedanken mit dem ganzen Gewimmel von tausend geheimen Fehlern, das ist der glänzende Stil. Ich vergleiche ihn mit einem Feuerwerk: es glänzt mehr, als es beleuchtet, und es beleuchtet mehr, als es erwärmt, und mit der letzten Rakete erlischt auch die Erinnerung daran und es bleibt nur ein gewisses Staunen über eine so sinnreiche Erfindung.“

Haß gegen die Religion.

Der Glänzende.

In England gelang es Voltaire, seine „Henriade“ zu vollenden und unter diesem Namen erschien sie schön ausgestattet in London. Ludwig XV. hatte die Widmung früher abgelehnt, die Königin von England nahm dieselbe an. Die Engländer fühlten sich geschmeichelt durch die Rolle, die er die Königin Elisabeth darin spielen ließ. Eine Subscription, die Voltaire in London eröffnete, lieferte ein glänzendes Erträgnis. Sully war aber in der neuen Ausgabe nicht mehr

Henriade.

[1]) Hist. de la litt. franç., IV, p. 188—200.

als der Freund Heinrichs IV. bezeichnet, denn sein Enkel hatte den Dichter im Stiche gelassen, als dieser von seinem Tische abberufen und von Rohan misshandelt wurde. Mornay strahlte jetzt an der Seite des ersten Königs aus dem Hause Bourbon. Dass das Gedicht zum Theil Nachahmung der Aneide ist, liegt auf der Hand. Die Rolle der Dido spielt hier die schöne Gabriele. Virgil ist für Voltaire ein größerer Dichter als Homer; für uns nur ein weiterer Beweis dafür, wie wenig dieser Franzose die Schönheiten der griechischen Literatur zu erfassen weiß.

Rückkehr nach Frankreich. 1729 durfte Voltaire wieder nach Frankreich zurückkehren. Wir staunen über seine vielseitige Thätigkeit, er arbeitete an Theaterstücken, an Abhandlungen über die Tragödie, die er Lord Bolingbroke widmete, er vermehrte sein Vermögen durch geschickte Unternehmungen. 1732 gieng sein bestes Stück, „Zaïre", mit glänzendem Erfolge über die Bühne, man nannte sie seine „Athalie". Da brachte aber das „Sendschreiben an Urania",[1] 1732, und die „Briefe über die Engländer"[2] einen neuen Sturm über sein Haupt. Er sprach darin über die Entdeckungen Newtons, wie über das Leben der Quäker, über Shakespeare, wie über das Einimpfen der Kuhpocken, über Kirchen- und Staatswesen, über alles mögliche, was ihm in England aufgefallen war. Das Lob eines Volkes, dessen Regierung freisinnig und zugleich fest war, in dem die Liebe zur Freiheit und zugleich zum Vaterlande lebte, ohne dass die Sittlichkeit oder die öffentliche Ruhe dadurch Schaden litten, war aber eine Art Brandbrief in Frankreich, wo das Volk unzufrieden, die Regierung unüberlegt war, strenges Regiment üben wollte und doch die Zügellosigkeit nicht niederzuhalten vermochte. In einer gereizten Stimmung hatte Voltaire Frankreich verlassen, in einer freiheitstrotzigen war er zurückgekommen. England damals loben hieß Frankreich tadeln. Wegen vieler anstößigen Stellen wurde das Buch 10. Juni 1734 in einem Parlamentsbeschlusse zum Feuer und der Verfasser zum Gefängnisse verurtheilt; unter denen aber, die gegen ihn amthandelten, waren einige, die doch seiner Ansicht waren und ihm insgeheim einen Wink zukommen ließen. Er floh zuerst an die Grenze von Lothringen, dann nach Basel. Mächtige Fürsprecher verwendeten sich für ihn, Cirey. so dass ihm 1734 gestattet wurde, sich nach dem Schlosse Cirey zu begeben. Der Aufenthalt hier dauerte mit kurzer Unterbrechung bis 1749 und ist namentlich an Schriften über philosophische Fragen reichhaltig.

Marquise du Chatelet. Alle Beziehungen Voltaires zu Frauen waren bisher sehr flüchtiger Natur gewesen, sein Herz war sehr beweglich und mit den zehn Geboten Gottes nahm er es nie genau. Jetzt fesselte ihn eine Reihe von Jahren eine tiefere Neigung zu einer Marquise von Chatelet. Sie war zwar das Weib eines anderen und ihr Mann lebte noch, aber um Ehebruch kümmerte sich dieser Philosoph niemals,

---

[1] Epître à Uranie.
[2] Zuerst in England englisch geschrieben, dann als „Lettres philosophiques" 1731 in Rouen herausgegeben.

der den Splitter im Auge seiner Gegner nur zu beschreien beflissen war, aber den Balken in seinem eigenen Auge nicht sah. In ihrer Ehe wenig glücklich, war die Marquise zuerst die Geliebte eines Herrn von Guebriant, dann des Herzogs von Richelieu gewesen, seit 1733 trat sie Voltaire nahe. Längst hatte er gewünscht, „mit drei oder vier gleichgesinnten Menschen zu leben, die Ansichten ohne gegenseitige Eifersucht auszutauschen, sich herzlich zu lieben, die Kunst zu pflegen und sich aneinander zu bilden und aufzuklären" — dieses Ziel schien ihm jetzt erreicht im Verkehre auf Schloss Cirey. Die Marquise war eine Frau von seltener Bildung: zwischen galanten Abenteuern, Spielpartien und Soupers hatte sie Zeit und Lust gehabt, sich mit Mathematik und Philosophie zu beschäftigen; schon in ihrer Jugend hatte sie sich mit einer Übersetzung Virgils abgegeben, auch las sie Milton und Tasso in der Ursprache. Beide waren leidenschaftlich und launisch, die Marquise nahezu männlichen Geistes, stolz und schroff, Voltaire in seiner Eitelkeit, Beweglichkeit, Leidenschaftlichkeit hatte etwas Weibisches. Anfangs gieng es gut, Voltaire war entzückt und pries in Prosa und Versen seine göttliche Emilie, sie hinwieder nahm sich seiner „mit dem Eifer einer Gluckhenne für ihr Junges" an. Das verfallene Schloss Cirey auf der Grenze zwischen der Champagne und Lothringen wurde wohnlich hergerichtet, Apparate zu physikalischen Experimenten herbeigeschafft — Voltaire deckte die Kosten — und insbesondere in den ersten Jahren eine Reihe schriftstellerischer Arbeiten vollendet. Voltaires Kräfte schienen sich zu verdoppeln.

Hier entstanden nun die „Grundlagen der Philosophie Newtons",[1] in welchen er Frankreich mit den Entdeckungen des großen Forschers bekannt zu machen suchte. Die Lehre von der Anziehungskraft schmeichelte seinem Unglauben, weil sie Gott gewissermaßen im Universum unnöthig zu machen schien. Der Beifall gab ihm den Muth, in einer „Abhandlung über die Natur des Feuers"[2] sogar gegen Euler aufzutreten; da wies ihn aber der Mathematiker Clairaut in seine Schranken zurück: wenn er auch klar das System Newtons auseinandersetzen könne, so habe er doch nicht das Zeug in sich zu einem Entdecker von Naturgesetzen. Für die Marquise verfasste Voltaire eine „Abhandlung über Metaphysik",[3] die erst nach seinem Tode im Druck erschien, die aber beweist, dass er noch weniger zu einem Metaphysiker tauge, als zu einem Entdecker in der Physik. Die Marquise hieng an den Ideen von Leibniz, Voltaire wollte ihr bessere beibringen — aber wie widersprechend sind seine Behauptungen: er spricht sich für einen persönlichen Gott und für Freiheit des Willens und doch gegen die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele aus und dass gut und bös relative Begriffe seien. Feind des Materialismus bei Aufstellung des Gottesbegriffes, ist er in der Lehre von der Abhängigkeit der Seele vollständiger Materialist: „Wäre die Seele", meint er, „etwas Besonderes und Abgetrenntes für sich, so müsste Denken ihr Wesen sein.[4]) Nun denkt sie aber nicht unaufhörlich (Ohnmacht, Schlaf), also ist es ein Widerspruch, im Menschen eine Substanz anzunehmen, deren Wesen das Denken ist." In einer anderen Abhandlung wirft Voltaire die Frage auf, „ob die Kräfte, welche Verdauung und Bewegung hervorbringen, dieselben sind, durch welche ich Gedanken habe. Ich habe nie begreifen können, wie

Newton.

Metaphysik.

Natur der Seele.

[1]) Elements de la Philosophie de Newton, 1738 in Amsterdam veröffentlicht.
[2]) Essai sur la nature du feu et sur sa propagation. 1739.
[3]) Traité de Métaphysique.
[4]) Hettner, Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Braunschweig 1860. S. 166—214.

und warum die Gedanken entfliehen, wenn der Hunger meinen Körper ermattet, und wie sie zurückkehren, wenn ich gesättigt bin. Ich finde einen so großen Unterschied zwischen Denken und Essen, das aber doch die Bedingung meines Denkens ist, dass ich oft geglaubt habe, es gebe in mir eine Substanz oder Wesenheit, welche denkt, und eine andere, welche verdaut. Je mehr ich mir aber eine solche Zweiheit ausmale, desto mehr fühle ich meine Einheit." [1]) Folgerichtig bei solchem Philosophieren müsste Voltaire auf den Satz kommen, dass diejenigen, welche am besten verdauen, auch die seien, welche am richtigsten denken!

Deismus. Voltaire hat in England die Lehre der Deisten eingesogen und verwendete nun in Frankreich deren Lehren in seiner witzigsten Weise. Allerdings ist der Gottesbegriff, auf den er durch seine Schlüsse kommt, sehr arm an Inhalt: „Die Philosophie", heißt es in den „Grundlagen der Philosophie Newtons", „zeigt uns wohl, dass es einen Gott gibt, aber sie ist außerstande, zu sagen, was er ist, warum er handelt, ob er in der Zeit und im Raum ist, ob er nur einmal gehandelt hat oder ob er ohne Unterlass handelt, ob er in der Stoffwelt als solcher ist oder nicht. Man müsste Gott selbst sein, um es zu wissen." — Unter den Beweisen für das Dasein Gottes verwirft Voltaire in der „Abhandlung über die Metaphysik" den aus der Übereinstimmung der Völker vollständig und thut ihn mit dem oberflächlichen Witz ab: „Alle Menschen werden mit einer Nase und fünf Fingern an der Hand geboren, niemand aber mit der Erkenntnis Gottes." Allerdings nicht mit der Erkenntnis Gottes, wohl aber mit der Idee Gottes, die ihn treibt, Gott zu suchen, wo er ihn finde, sonst wäre ja der Name Gott nie über die Lippen eines Menschen gekommen. Wieviel tiefer sagt da der Bischof von Hippo: „Mein Gott, meine Seele sehnt sich nach dir und sucht dich, denn du hast uns für dich geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe

Beweise für Gottes Dasein. findet in dir." Ausführlicher behandelt Voltaire den kosmologischen Beweis: „Ich bin, also gibt es überhaupt ein Dasein. Entweder ist etwas durch sich selbst, oder es hat sein Dasein von etwas anderem empfangen. Ist etwas durch sich selbst, so ist es nothwendig und als nothwendig auch immer gewesen. Dieses Etwas ist Gott. Hat aber etwas sein Sein von etwas anderem und dies andere sein Sein von einem Dritten, so mu's das, von dem das letzte sein Sein hat, nothwendig Gott sein, denn ohne diese Annahme hätten wir eine Schraube ohne Ende, das heißt eine Sinnlosigkeit. Es gibt also ein Wesen, das nothwendig durch sich selbst von Ewigkeit und als solches der Ursprung aller Dinge ist." — Die Atheisten könne man mit dem einen Satze widerlegen: „Vous existez, donc il-y-a un dieu". Mehrfach behandelt Voltaire den teleologischen Beweis, in welchem er von der strengen Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welt auf den Werkmeister schließt — fragt aber schließlich, ob der Werkmeister verschieden von der Welt sei, wie der Bildhauer von der Statue, oder ob er eins mit ihr sei und sie durchdringe. Auch den moralischen Beweis nimmt Voltaire an: ohne den Gedanken an Gott, der belohnt und straft, wären wir im Elend ohne Hoffnung, im Laster ohne Gewissenspein. Der Glaube an Gott sei zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung nothwendig: wäre Gott nicht, so müsste man ihn erfinden, aber die ganze Natur rufe uns zu, dass er existiere. Es könne keinen Staat von Atheisten geben; wenn Bayle nur 500 Bauern zu regieren hätte, würde er den rächenden Gott predigen müssen. — Allerdings lässt sich auf dem Bayle'schen Skepticismus kein Staat aufbauen, aber auch nicht auf dem Deismus Voltaires: sein Gott ist ein

---

[1]) Le philosophe ignorant, geschrieben 1767.

nothwendiger Schluſs, wir fühlen nie Scheu vor ihm. Rousseau macht einmal die Bemerkung:[1]) „Voltaire, soviel er auch von Gott spricht, glaubt doch nur an den Teufel, denn sein angeblicher Gott ist ein schadenfrohes Wesen, das nur am Übelthun Gefallen findet.“

Gott und das Übel.

Ist Gott der weise Werkmeister der Welt und diese zweckmäßig eingerichtet, so hat auch das Übel sein Gutes. In Cirey wirkten die Anschauungen noch nach, welche Voltaire aus Popes Schrift über den Menschen geschöpft hatte. Im „Discours sur l'homme“ erklärt er es für Thorheit, an der Welt verzweifeln zu wollen. Später aber wird ihm die Frage nach dem Ursprunge des Übels ein unlösbares Gewirr, aus dem es keine Rettung gebe, als im Glauben an die Vorsehung. Unsere Vernunft sei nur ein Theil der allgemeinen Vernunft, wie könnten wir also vermeinen, alle Absichten und Endzwecke des höchsten Wesens selbst zu durchdringen.

Über die Seele.

Als Deist hätte Voltaire auch die Seele als individuelle Intelligenz und als unsterbliche Existenz auffassen sollen. Statt dessen hören wir das Geständnis, wir wissen nicht, ob die Seele Geist oder Materie ist, ob sie bei unserer Geburt aus dem Nichts hervorgeht, ob sie nach uns lebt in Ewigkeit — und ein andermal die Behauptung, Seele sei ein abgezogener Begriff, wie Wille, Verstand; weder Laufen, noch Schlafen, noch Erwachen sind wirkliche körperliche Wesen, ich bin es, welcher lauft, schläft, erwacht; Seele ist ihm also nur eine bestimmte Eigenschaft der Materie. Folgerichtig muſs Voltaire auch die Unsterblichkeit der Seele leugnen, und so sagt er denn auch in der „Abhandlung über die Metaphysik“, man könne mit derselben Dreistigkeit sagen, der Mensch esse und trinke nach seinem Tode, wie dass er nach seinem Tode noch Gedanken und Erinnerung habe. Dagegen spricht aber wieder die Überzeugung von der ewigen Vergeltung, die eine Unsterblichkeit der Geister voraussetzt. Ein andermal erklärt Voltaire, man könne ebensowenig zwingend die Unsterblichkeit der Seele beweisen, als die Unmöglichkeit derselben. Kurz, ein System ist bei ihm nicht vorhanden, er will seiner Zeit gefallen und diese liebt die Verneinung! Voltaire verneint, um als Freigeist zu glänzen, ohne an die traurigen Folgen seines Thuns zu denken. In seiner Eitelkeit, immer etwas Kühnes, Neues zu sagen, übersieht er die Widersprüche, in die er sich verwickelt. Ein Eiferer für die oberflächliche Erkenntnistheorie Lockes, vertheidigt er anfangs auch die Freiheit des Willens, um sie später wieder fallen zu lassen. Schließlich will er die Moral als die einzige Religion gelten lassen; aber wo gibt es eine Moral ohne ein Dogma, aus dem sie hervorgeht? Er leugnet angeborene Sittengesetze, wie es auch keine angeborenen Ideen gebe, und doch spricht er wieder von einem Grundgesetze der Moral, das auf alle Menschen und Völker wirke, wie das Gravitationsgesetz auf alle Körper. Er faſst seine Sittenlehre in die Worte: „Lebe, wie, wenn du stirbst, du wünschen wirst, gelebt zu haben!“ Aber wie verschieden sind nach dem Bildungsgrade die Wünsche der Sterbenden!

Unsterblichkeit.

La Pucelle.

Wenn nach der Lehre der Heiligen Schrift nur diejenigen Gott schauen, welche reinen Herzens sind, so dürfen wir schon darum keine der hohen Aufgabe würdige Lehre über Gott in Voltaires Schriften um diese Zeit erwarten, weil er während seines Aufenthaltes in Cirey zu seiner Erholung an einem Gedichte arbeitete, welches die Schmach der französischen Literatur ist, an der „Pucelle“, einer Verhöhnung der edelsten Gestalt der französischen Geschichte, der Jungfrau

[1]) Oeuvres XXXI, p. 342.

von Orleans. Daſs nach der Anschauung des Volkes ihr göttliche Offenbarungen und Wunderwirkungen zutheil wurden und sie eine reine Jungfrau war — reizte seinen Groll gegen sie; es galt, ihre Reinheit und den Glauben an göttliche Offenbarungen lächerlich zu machen. Lange schwankte er, ob er einen halben oder ganzen Betrug annehmen solle, das heißt, ob Johanna so blöde war, sich durch andere Wunder-Erscheinungen vormachen zu lassen und daran zu glauben, oder so keck, solche zu erdichten, um eine Rolle dabei spielen zu können. Das gottbegeisterte Heldenmädchen wird zur Lagerdirne herabgewürdigt, und nachdem die Engländer schon das Henkeramt an ihr verrichtet, noch einmal von einem Franzosen zur Hinrichtung geführt. Mit Recht sagt Schiller:

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Niederträchtiger, frecher, schmutziger ist kein Werk der französischen Dichtkunst, es ist der schmachvollste Missbrauch des Talentes. Mit mehr Behagen hat Voltaire nie gearbeitet. 1735 waren die ersten acht Gesänge fertig, sie wurden in Abschriften verbreitet, und so war der Geist der Zeit, daſs Fürsten und Prinzessinnen danach als dem feinsten Leckerbissen begehrten.[1]) Voltaire machte in einemfort neue Zusätze; die schlimmsten Stellen erklärte er später für Einschiebsel böswilliger Hände, während gerade die unsaubersten Verse sein Gepräge tragen.

Arbeitsamkeit. Besser ist eine andere Arbeit aus dieser Zeit über „Das Jahrhundert Ludwigs XIV." Voltaire entfaltete in Cirey eine fieberhafte Thätigkeit: „Sagt mir ja nicht, daſs ich zuviel arbeite, diese Schriften sind wenig für einen Mann, der sonst nichts zu thun hat. — Ich liebe alle neun Musen." Und die Marquise schreibt: „Er thäte sehr Unrecht, auf die Verse zu verzichten, er hat nie leichter gedichtet und seine Feder kann kaum dem Flusse seiner Gedanken folgen." — Auf der anderen Seite meldet sie aber auch — hinsichtlich der literarischen Fehden, in die sich Voltaire gerne einließ und die er mit der höchsten Leidenschaftlichkeit führte: „Ich muſs ihn jeden Augenblick vor sich selbst retten, ich habe mehr Klugheit nöthig, um ihn zu leiten, als der Vatican, um die ganze Christenheit zu regieren." — Voltaire hatte viele wichtige mündliche Nachrichten über das Siècle de Louis XIV. Leben am Hofe Ludwigs XIV. früher schon erlangt; die schriftlichen Quellen dazu hat er auch mit größerem Fleiße benutzt, als bei irgend einer anderen seiner historischen Arbeiten. Die Form ist sehr anziehend. In einer Reihe glänzend ausgearbeiteter Schilderungen werden uns Ludwig XIV., seine Kriege, seine Staatseinrichtungen, Finanzen, Gesetze, Armee und Flotte, Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst, Kirche, Jansenismus, das Leben am Hofe vorgeführt. Wie wir früher sahen,[2]) endete der König unter den Verwünschungen seiner Unterthanen. Voltaires Buch hat die Bewunderung für diesen König wieder erweckt. Unter den Demüthigungen während der Regierung Ludwigs XV. blickten sie mit Stolz und Bewunderung auf den Glanz und die Machtstellung Frankreichs zur Zeit

[1]) 1755 erschienen 15 Gesänge davon in Löwen: La pucelle d'Orleans. Poëme par M. de V. 1756 aber in London 18 Gesänge unter dem Titel: La pucelle d'Orleans. Poëme heroï-comique. Die Ausgabe von 1773 hat 21 Gesänge.

[2]) Vergl. Bd. X, S. 796—798 dieses Werkes.

des „großen Königs“ zurück und glaubten, was Voltaire ihnen sagte, daſs das Zeitalter Ludwigs XIV. das größte unter den vier großen Zeitaltern der Weltgeschichte gewesen sei, glänzender als das Perikleische, das Augusteische und das Mediceische. Dragonaden, Aufhebung des Edictes von Nantes, Verwüstung der Pfalz, Opferung der Blüte der Bevölkerung, Ruin der Finanzen — alles war vergessen oder wurde entschuldigt. Villemain[1]) meint, hier könne man ihm wenigstens keine spöttische Voreingenommenheit gegen seinen Stoff vorwerfen, eher eine Vorliebe dafür; — nach seiner Einbildungskraft, seinem Geschmack, seinen Lebensgewohnheiten gehöre ja Voltaire eigentlich in die Zeit Ludwigs XIV., obschon er die Ansichten jener Zeit nicht theile, und das gebe seiner Arbeit eine gewisse Originalität und reine Frische; sein Herz sei gewonnen für jene Zeit der Beredsamkeit, der schönen Verse, der stolzen Paläste und des feinen gesellschaftlichen Lebens; im Grunde seines Herzens ziehe er nichts diesem prunkenden Gebäude des Ruhmes und der Üppigkeit vor; er wünschte nur eine Sache hinweggenommen, nicht den Krieg, nicht die unumschränkte Macht, sondern den religiösen Geist, der damals mit allem, was er bewundert, so innig verbunden war; und diesmal halte er seine gewohnte Leidenschaft in Schranken: die Kirche hat nach ihm Nutzen gezogen aus dem Glanze, den Kunst und Wissenschaft über sie verbreitete. Aber so ganz, wie Villemain behauptet, hat sich Voltaire doch nicht beherrscht; er konnte nicht umhin, Bossuet einen Flecken anzuhängen, er stellt ihn als zweideutig hin. Die erhabene sittliche Gesinnung, die sich in den großen Kanzelrednern, wie in ihren begeisterten Zuhörerkreisen, in den hohen Beispielen der Büßung, in der eifrigen Theilnahme an kirchlichen Fragen kundgibt, das eigentliche Herz der Zeit, der sittliche Ernst in weiten Kreisen, wird von ihm gar nicht wahrgenommen. Civilisation ist ihm Luxus, Theater, Bequemlichkeit zu genießen. Es fehlt die Tiefe der Auffassung, so glänzend auch der Stil ist. Die Sprache hat sich gebildet, das Theater hat sich gehoben, das Leben war fein und genuſsreich, Frankreich errang glänzende Siege und gab der Welt Gesetze: das blendet Voltaire; er vergiſst, daſs unter Ludwig die Grundlagen des Rechtes und der bürgerlichen Freiheit untergraben worden sind, daſs die Sitten früher schöner, edler, würdevoller waren, und daſs Volk und Adel viel freier sich bewegten, während jetzt alle ohne Unterschied am gemeinsamen Wagen der Knechtschaft zogen. Ein Gebrechen des Buches ist die Zerbröckelung des Stoffes: die Kriege, die Finanzen, die religiösen Streitigkeiten, die Regierung im Innern u. dgl. sind in besonderen Abschnitten behandelt, während sie einander bedingen. Villemain macht in dieser Beziehung die richtige Bemerkung:[2]) „Man möchte in Mitte der Fronde den jungen König heranwachsen sehen, der aus eingebornem Stolz, wie durch die Lage der Dinge, zum unumschränkten Herrn sich erhob. Aber erst im zweiten Bande, nach allen Eroberungen und allen Niederlagen, wird sein Besuch im Parlament und der Staatsstreich erzählt, den er im Jagdrock und plumpen Stiefeln vollbrachte. Dieser vollständige Umsturz der Verfassung ist unter die Anekdoten versetzt. Die Wahrheit und das Interesse würden durch eine weniger zerhackte Darstellung viel gewonnen haben. Vielseitige und beharrliche Thätigkeit ist ein Kennzeichen dieser Regierung. Man muſste sie deshalb stets dem Leser vor Augen halten. Die Feste hätten sich dann unter die Kriege gemengt und die Gesetze unter die Eroberungen, die religiösen Fragen unter die Ränke am Hofe,

Lobt Ludwig XIV.

Tadelt Bossuet.

---

[1]) Tableau du 18. siècle, 16. leçon.
[2]) Ibid. 16. leçon.

und die Literatur unter alles zusammen. Man wäre in all ihren Formen, zumal der wachsenden Größe des Herrschers und des Volkes, dann ihrem Sinken und ihrer letzten Anstrengung gefolgt. Man staunt, wie Voltaire, der doch in der Geschichte eine Entwickelung, eine Schürzung und Lösung des Knotens, wie in einem Trauerspiel verlangte, diesen ebenso dramatischen als einfachen Plan nicht aufgriff, welchen ihm der Gang der Ereignisse nahelegte. Wie entwickelt sich sein Werk, wie fasst es die große Regierung in einen Begriff zusammen, wo endet es? Mit einem Capitel über den Streit der Dominicaner und Jesuiten über die Gebräuche in China!" — Minder wertvoll ist der „Abriss der Regierung Ludwigs XV.",[1]) und die „Geschichte Peters des Großen"[2]) ist schmeichelnd lügnerisch; während Cicero sagt, die Geschichte dürfe nichts Falsches und müsse die ganze Wahrheit sagen,[3]) stellt hier Voltaire den Grundsatz auf, man dürfe die Schwächen der Fürsten nicht so sehr unter die Leute bringen, es gebe Dinge, welche die Geschichte verbergen müsse. Das ganze Buch ist im Interesse und mit der Unterstützung der russischen Regierung geschrieben. Bei der Pompadour machte Voltaire die Schonung geltend, welche er bei der Darstellung der Maitressen Ludwigs XIV. beobachtet habe, und bei der Du Barry versuchte er durch eine gefälschte satirische und höhnische „Geschichte des Parlaments von Paris"[4]) sich in Gunst zu setzen.

Deutsche Geschichte. Als die Herzogin von Gotha über die Trockenheit der Werke über deutsche Geschichte klagte und ihn aufforderte, eine Reichsgeschichte zu verfassen, machte sich Voltaire zehn Monate an eine Arbeit, welche eigentlich die Studien eines langen Lebens voraussetzt. In Straßburg nahm er einige Stunden beim gelehrten Schöpflin. Sein Talent, Situationen, Zustände und Perioden epigrammatisch zuzuspitzen und geistvolle Schlaglichter darauf zu werfen, ist unleugbar. Desungeachtet müssen selbst seine Bewunderer gestehen, dass seine „Reichsgeschichte"[5]) das trockenste seiner Bücher ist und das einzige, was niemand mehr lesen mag.

Von ganz anderer Bedeutung ist sein „Versuch über die Sitten[6]) und den Geist der Nationen und über die vornehmsten Thatsachen der Geschichte von Karl dem Großen bis auf Ludwig XIII." Auch hier gab die Marquise die Anregung: sie hatte Abneigung gegen die Geschichte, wie sie bisher behandelt wurde. Voltaire begann für sie schon 1740 zwei Abhandlungen, eine über Philosophie der Geschichte und eine über den Geist der Sitten und der Nationen. Bossuets „Übersicht über die allgemeine Geschichte" ist allerdings eine großartige Leistung, allein vom positiven Standpunkte aus, den Voltaire und die Marquise verabscheuten — der Gang der Menschheit an der Hand der Vorsehung zur Erreichung ihrer hohen Bestimmung. Hier ist jedes Ereignis eine Masche im großen Gewebe des göttlichen Weltplans. Von einem solchen mochte Voltaire nichts wissen, ihm ist die ganze Geschichte nur Entwickelung menschlicher Natur, abhängig von der Begabung, vom Schauplatz, auf dem sie spielt, von den Meinungen und Thorheiten der Menschen und endlich vom Zufall. — „Die Geschichte ist nur ein Wust von Verbrechen, Thorheiten und Unfällen, worunter man bisweilen etliche Tugenden und einige glückliche Zeiten bemerkt, wie zerstreute Menschenwohnungen in einer Wildnis. Man sieht Irrthümer und Vorurtheile sich ablösen, und Wahrheit und

Was ist Geschichte?

[1]) Précis du règne de Louis XV.
[2]) Histoire de Pierre le Grand.
[3]) „Ut ne quid falsi dicere audeat, ne quid veri non audeat."
[4]) Histoire du parlément de Paris.
[5]) Annales de l'Empire.
[6]) Essay sur l'esprit et les moeurs des nations.

Vernunft vertreiben. Man sieht, wie die Klugen und Glücklichen die Schwachen in Fesseln schlagen und die Unglücklichen vernichten, und gleichwohl sind diese Glücklichen selbst nur ebenso Spielbälle des Glückes, wie die Sclaven, welche sie beherrschen. Endlich klären sich die Menschen ein wenig auf durch die Anschauung ihrer Thorheit und ihres Unglücks. Die Gesellschaften kommen mit der Zeit dazu, ihre Begriffe zu berichtigen, die Menschen lernen denken."[1]) Eine trostlose Ansicht. In der „Philosophie der Geschichte", die später an der Spitze des „Versuchs über die Sitten" stand, gibt Voltaire dem Menschengeschlecht ein hohes Alter, Vervollkommnungsfähigkeit, als Ziel Vernunftentwicklung. Die Vernunft ist dem Menschen gegeben wie dem Vogel die Federn und dem Bären das Fell. Der Mensch hat immer in Gesellschaft gelebt. Gerechtigkeit und Mitleid sind Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens. In Betreff der religiösen Entwicklung nimmt Voltaire an, jedes Volk habe anfangs seine eigene Gottheit gehabt; bei ihrer Verbindung zu einem Staate nahmen sie wechselseitig ihre Götter an und so entstand die Vielgötterei. Über dieselbe erhoben sich weise Männer nach und nach zur Lehre von einem Gott, welche aber die Priester wieder mit ihrer Theologie verdarben.

Ziel der Menschheit.

Gang.

Voltaire ergreift jede Gelegenheit, seinem Ingrimm gegen die Theologen, d. h. gegen positive Religion, Luft zu machen. Sein Hass gegen das Christenthum ist ein Hauptgebrechen des „Versuchs über die Sitten", der sonst manche Vorzüge vor allen historischen Schriften Voltaires besitzt. Dieser hat nämlich reichere, sorgfältigere Studien zu diesem Buche als zu irgend einem anderen und hin und wieder sich mit der Literatur der Zeiten, die er schildert, inniger vertraut gemacht. Er hat den richtigen Grundsatz, dass jede Zeit zunächst aus ihren Schriftstellern zu bemessen ist und dass erst da die Combination und die Wahrscheinlichkeitsberechnung eintreten darf, wo keine Urkunden mehr vorhanden sind, die unmittelbare Gewissheit haben. Er hat dann die richtige Ansicht, dass Wissenschaft und Kunst, Gesetze, wie religiöse Gebräuche, Leben und Sitten, Farben zum Gesammtbilde eines Volkes geben müssen. Einige Abschnitte, wie z. B. der über das Zeitalter der Entdeckungen, einige Schilderungen von Charakteren sind wahrhaft glänzend zu nennen. An Lebendigkeit der Darstellung, an Witz über Heiliges und Unheiliges fehlt es nie, dagegen an Tiefe und Weite der Anschauung. Die Geschichte der Menschheit wird zu oft nur ein Gemälde menschlicher Thorheiten, ein fortgehendes Verbrechen an der Geschichte, an Personen und Sachen. Voltaires Ideal ist eigentlich das Zeitalter Ludwigs XIV. und Fortschritt ist ihm oft nur Luxus und Bequemlichkeit, zu genießen; was eigentlich nur Vorbote des Verfalls ist, erscheint ihm meist als höchste Blüte des Lebens. Natürlich hat der Dichter der „Pucelle", der Genius der Skepsis, der geistreichen Leichtfertigkeit und des Petronischen Schmutzes, keinen Sinn für die einfache Größe der ersten Zeiten des Christenthums. Er kennt keinen von den großen Kirchenvätern, welche noch einen letzten Glanz des Ruhmes

Versuch über die Sitten.

Was ist Fortschritt?

[1]) Strauß, l. c. S. 208.

auf das absterbende hellenische Volk warfen. Er hat keine Ahnung von der Charakterstärke eines Ambrosius, von der Tiefe eines Augustin. Ist ihm das Christenthum nur Aberglaube, so ist ihm natürlich das von ihm geleitete Mittelalter nur ein wüstes Chaos, eine Zeit, die ebensowenig verdient gekannt und beschrieben zu werden, als das Zeitalter der Bären und Wölfe. — „Zwanzig barbarische Sprachen", meint er, „folgen jener schönen lateinischen Sprache, die man einst redete von den Thälern Illyriens bis zu den Höhen des Atlas. An der Stelle der weisen Gesetze, welche die Hälfte unserer Hemisphäre leiteten, findet man rohe Gebräuche. Die Circuse, die Amphitheater, die in allen Provinzen hervorragten, sind jetzt zu elenden Hütten verbaut, die mit Stroh bedeckt sind. Jene herrlichen festen Reichsstraßen, die vom Capitol bis zum Taurus sich hinzogen, sind jetzt bedeckt mit Sumpfwasser. Dieselbe Veränderung zeigt sich im Reiche der Geister; Gregor von Tours, der Mönch von St. Gallen, Fredegar sind an die Stelle des Polybius und Livius getreten." — Begreiflich versteht ein solcher Geschichtschreiber nur ein Zerrbild der Kreuzzüge zu geben oder der Kämpfe zwischen Kirche und Reich. Saladin ist ihm lieber als Ludwig der Heilige. Was er nicht versteht, macht er lächerlich, Einfachheit ist ihm Roheit, frommer Glaube ist ihm Dummheit. Begeisterung fasst er in der Regel nur auf als betrügerische Herrschsucht.

Verkennen wahrer Größe.

Der Aufenthalt in Cirey endete 1749. Die „göttliche Emilie", wie er die Marquise nannte, wurde schließlich untreu und zog ihm einen jungen Officier Lambert vor; sie starb dreiundvierzig Jahre alt den 10. September 1749 im Wochenbett. „Ich habe sie dem Herzog von Richelieu entführt, Lambert hat sie mir entführt", damit tröstete sich der Betrogene. Als Voltaire und der Gemahl der Marquise zusammen das Medaillon ihres Armbandes öffneten, fanden sie weder das Bild des Marquis, noch Voltaires darin, sondern das des geliebten Lambert. Es wurde dem Dichter schwer, sich über diese für seine Eigenliebe so empfindliche Entdeckung zu trösten. — Eitelkeit ist ein Hauptzug in Voltaires Charakter; um sie zu befriedigen, war ihm kein Mittel zu schlecht. Kurz vorher hatte er sich um die Gunst der Maitressen des Königs beworben, um Historiograph von Frankreich, königlicher Kammerjunker und Mitglied der Akademie zu werden. Er pries 1744—1745 Ludwig XV. als einen großen Helden,[1]) er verglich ihn in einem Festspiel, dem „Tempel des Ruhms",[2]) mit niemand geringern als dem Kaiser Trajan. Bei der Aufführung dieses Festspiels drängte er sich vertraulich an den König mit der Frage: „Ist Trajan zufrieden?" Ludwig XV. aber, der ihn eigentlich niemals leiden mochte, gieng an ihm vorüber, ohne Antwort zu geben. Um den Widerstand der Geistlichen gegen seine Aufnahme in die Akademie zu lähmen, erklärte er sich als den dankbarsten Anhänger der Jesuiten, und was man aus seinen Werken gegen sie Böses vorgebracht, sei gar nicht von ihm geschrieben, sondern nur erbärmliche Fälschung der Herausgeber. Erst nach seinem Tode werde man seine Schriften vollständig und rein haben. Er wolle ruhig leben und sterben im Schoße der katholischen Kirche, ohne je eine anstößige

Tod der Marquise. *Tempel des Ruhms.* *Ludwig XV.*

1) Poème de Fontenay.
2) Temple de la gloire.

Meinung zu haben. Welche Würdelosigkeit und Lüge! Lange schwankend, wo er seinen Aufenthalt nehmen solle, entschloss er sich endlich, der Einladung König Friedrichs II. nach Berlin zu folgen. Damit wenden wir uns zur Betrachtung deutscher Zustände. —

Deutschland

konnte um diese Zeit den Geistesriesen Newton und Bossuet seinen Leibniz[1]) entgegenstellen. Wenn je einer seit Aristoteles, so verdient Leibniz den Namen eines Universalgenies; er umspannt nicht bloß das gesammte Wissen seiner Zeit wie des Alterthums, sondern dringt auch in die tiefste Tiefe und schafft nach allen Richtungen Neues hervor. Sein Geist ergeht sich nach allen Richtungen und jede belebt er mit neuen Gedanken; er beschäftigt sich mit den kleinsten Einzelheiten in der Natur und Wissenschaft, ohne sich darin zu verlieren, und läßt dabei immer die Harmonie des Ganzen nicht aus dem Auge: das Kleine wird bedeutsam durch den Standpunkt der Betrachtung, zu dem er es emporhebt, und das Große noch größer durch das neue Licht, welches er auf dasselbe wirft, durch die Harmonie, in welcher er es dem gesammten Weltbilde einzureihen weiß. Ein Riesengeist, beschäftigt er sich mit allen Wissenschaften, verflacht aber nicht in der Vielgeschäftigkeit, sondern gewinnt mit dem Umfang immer auch Tiefe. In keiner Wissenschaft ist er bloßer Dilettant, wohl aber in jeder Reformator. Sein Lobredner Fontenelle hat mit Recht bemerkt: „Ähnlich den Alten, welche die Kunst verstanden, bis acht Pferde nebeneinander gespannt zu lenken, fährt Leibniz mit allen Wissenschaften einher.“ Er ist Jurist und Dichter, Mathematiker und Theologe zugleich, Philosoph und Historiker, er ist Sprachforscher und Physiker, Theoretiker und Praktiker: während er mit den tiefsten Problemen der Wissenschaften ringt, greift er durch seine Staatsschriften zugleich in das öffentliche Leben ein; während er die Formel zu finden trachtet, in welcher die getrennten Glaubensbekenntnisse sich wieder vereinigen könnten, sucht er im Umgang mit Arbeitern und Handwerkern Erweiterung seiner technischen Kenntnisse, ist er thätig für eine bessere Ausbeutung der Silbergruben im Harz; während er eine neue Ausgabe des Marcianus Capella vorbereitet, verkehrt er mit den Jesuiten über die Missionen im Osten Asiens und das mathematische Wissen der Sinesen; während er die Bibliotheken nach Handschriften für eine „Geschichte des Welfenhauses“ durchmustert, sinnt er über einer Pasigraphie oder Weltschrift, durch welche der wissenschaftliche Verkehr für alle

Leibniz.

Universalgenie.

[1]) Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz. Eine Biographie von Guhrauer. 2 Bde. Breslau 1846. — Eine sehr anregende Schrift ist auch: Leibniz und seine Zeit. Populäre Vorlesungen, gehalten im Anfange des Jahres 1869 von Ludwig Grote. Hannover 1869. — Um die Herausgabe der Schriften dieses größten Gelehrten hat außer Guhrauer in neuester Zeit insbesondere Onno Klopp sich die größten Verdienste erworben.

Menschen ohne Unterschied der Sprachen oder Zungen ermöglicht werden soll. Er ist Gelehrter und Weltbürger, Philosoph und von Fürsten gesucht, und bestrebt, seine Ideen ins Leben einzuführen, ein eifriger Deutscher, der aber französisch schreibt trotz einem Franzosen und mit der Literatur der Engländer und Italiener vertraut ist wie mit der der Griechen und Römer. „Er ist ein Wunder von Geist, um alles zu verblüffen", schrieb der Franzose Arnaud über ihn; „er ist ein Ungeheuer", äußerten sich andere. Man denkt unwillkürlich an den Riesen der Fabel, welcher das Hirn seiner erschlagenen Gegner verzehrt und dadurch ihr Wissen und ihre Kraft sich angeeignet hat. Sein Fleiß ist beispiellos: „Ein Theil des Lebens geht zugrunde, so oft eine Stunde verschleudert wird", war ihm Wahlspruch.[1] Als Knabe war Leibniz schwer aus der Bibliothek seines Vaters herauszubringen, aus Liebe zur Wissenschaft brach er sich den Schlaf ab und blieb unverehelicht; um arbeiten zu können, ließ der siebzigjährige Greis sich Schrauben an die Füße legen, über Arbeiten und großen Entwürfen überraschte ihn der Tod. Waren die deutschen Gelehrten jener Zeit meist von Knechtssinn beseelt und der verächtlichen Behandlung würdig, welche sie von den Großen erfuhren, so war Leibniz ein würdiger Charakter, von Kaisern und Königen gesucht. Die ersten Feldherren und Staatsmänner rechneten es sich hoch an, mit ihm in Verkehr zu stehen. Der berühmte Boineburg nannte ihn einen unerschöpflichen Schatz von allen Wissenschaften.

Fleiß.

Umgang mit Fürsten.

Prinz Eugen hielt die Handschrift, in welcher ihm Leibniz kurz den Abriss seines Systems niedergelegt hatte, hoch wie Alexander die von Aristoteles durchgesehene Abschrift des Homer. Friedrich II. schreibt von der ersten Königin von Preußen: „Diese Fürstin hatte das Genie eines großen Mannes und die Kenntnisse eines Gelehrten; sie glaubte, dass es einer Königin nicht unwürdig wäre, einen Philosophen zu schätzen. Man merkt schon, dass der Philosoph, von dem wir sprechen, der große Leibniz ist, und da diejenigen, welche vom Himmel privilegierte Seelen haben, sich zu der Höhe der Souveraine erheben, so schenkte die Königin dem großen Leibniz ihre Freundschaft."

Wir trafen früher Leibniz als kurmainzischen Rath in Paris, wie er Ludwig XIV. den Plan vorlegte, seine Waffen gegen Ägypten, statt gegen Holland zu wenden.[2] Der äußere Glanz Frankreichs hat ihn nicht getäuscht. 1676 schrieb er:[3] „Paris blüht, die Provinzen werden ausgesogen, alles glänzt äußerlich, ist aber innerlich hässlich und verzerrt. — Ein großer Theil des Volkes hungert. Die Adeligen, welche nur in Paris glänzend auftreten, zu Hause aber mit magerer Kost und Dienerschaft sich begnügen, bekennen, dass sie ein Leben führen, das der Lebensart ihrer Vorfahren ganz unähnlich ist. So bereichern sich der König und die Minister, aber Adel und Volk wird wie von langsamem Feuer verzehrt." — Von Paris gieng Leibniz nach London 1673 mit einer Gesandtschaft. Hier ward er mit den ersten Männern des Staates und der Wissenschaft bekannt, mit Boyle,

Sicherer Blick.

[1] „Quoties hora perditur, pars vitae perit."
[2] Vergl. Bd. X. S. 275—278 dieses Werkes.
[3] Mala Franciae.

der in der Chemie, mit Hook, der in den mikroskopischen Beobachtungen, mit Ray, der in der Botanik eine Größe war, namentlich aber mit Newton, der damals die Zierde Englands bildete. Bei Boyle sprach er eines Tags von seiner Entdeckung, mit Hilfe einer gewissen Zahl Zahlendifferenzen die Glieder einer jeden stetig wachsenden oder abnehmenden Zahlenreihe zu summieren. Newton und Leibniz können beide den Ruhm ansprechen, dass sie die Differentialrechnung gefunden haben. Brewsters Urtheil: Newton sei der erste Erfinder, Leibniz der zweite gewesen, es sei daher unmöglich, dass ersterer ein Plagiarius war, möglich aber, dass letzterer es war, ist falsch. Männer wie Euler, Lagrange, Poisson, Laplace, Biot sind für Leibniz eingetreten. Newton und Leibniz haben diese Erfindung jeder für sich gemacht, jener so, dass er mehr für seinen eigenen Ruhm, Leibniz so, dass er mehr für den Fortschritt des menschlichen Geistes arbeitete. Biot sagt: Leibniz habe selbständig eine Erfindung gemacht, welche noch heute eine bewunderungswürdige Schöpfung wäre, und welche man lernen müsste, wenn die Rechnung der Fluxionen, wie Newton sie gegeben, allein existierte. In London sprach ihm die Akademie der Wissenschaften ihren Dank aus für eine Rechenmaschine. In Paris hatte er nämlich gehört, Pascal habe eine Rechenmaschine erfunden, welche Addition und Subtraction leiste. Leibniz machte sogleich wie im Spiel eine andere, die noch dazu dividierte, multiplicierte, Quadrat- und Kubikwurzeln auszog. Pascals Freunde staunten ihn an. Jetzt kehrte Leibniz wieder nach Paris zurück, da der Erzbischof von Mainz gestorben war. Hier lebte er im Verkehr mit Männern wie Huygens, Thevenot, und warf sich schnell in die höhere Mathematik und wurde mit dem Französischen so vertraut, dass er als Schriftsteller in dieser Sprache zugleich ein europäischer Schriftsteller wurde. Er sah noch Molière spielen, Racine stand auf der Höhe seines Ruhmes, dabei fand er in Bibliotheken seltene Urkunden für Geschichte, verkehrte mit den großen Theologen der Zeit, wie mit den ersten Künstlern, verfasste Staatsschriften. Colbert ward auf ihn aufmerksam, die Franzosen staunten ihn als ein Wunder von Geist und Wissen an.

Differentialrechnung. *Rechenmaschine.* *In Paris.*

Gern wäre Leibniz länger in Paris geblieben, allein der Aufenthalt verlangte Opfer, die er damals nicht zu erschwingen vermochte. Da nahm er den Antrag des Herzogs Friedrich von Hannover an, in seine Dienste zu treten, und 1676—1716, also volle vierzig Jahre, blieb Leibniz im Dienste des zu neuer Macht aufsteigenden Welfenhauses. So stark auch Frankreich damals durch seine Centralisation war, so fand doch Leibniz in den vielen Fürstenthümern, welche alle eine selbständige eigenthümliche Entwicklung besaßen, einen Vorzug im deutschen Leben: „Ist nicht die Menge der Fürsten ein herrliches Mittel, wodurch sich viele Leute hervorthun können, die sonst im Staube liegen müssten? Wo nur ein unbeschränktes Haupt ist, da sind nur wenige der Regierung theilhaftig, von deren Gnade die andern alle leben müssen. Da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe Angestellte sind, so einigermaßen dem königlichen Selbst an die Seite treten dürfen und eine ganz andere Figur machen, als die, so im Namen bloßer Unterthanen sprechen." Zwischen dem Herzog Johann Friedrich und Leibniz trat bald ein inniges Verhältnis ein; dieser schrieb über jenen an einen Freund: „Seine Tugenden sind so groß, dass ich ihm zu gehorchen jeder Freiheit vorziehe."

In hannoveranischem Dienste.

Das Welfenhaus kehrte damals nach langer Zersplitterung, welche es geschwächt hatte, wieder zur Einheit zurück und ein glänzender Vertreter desselben war Johann Friedrich: aus Überzeugung war er zur alten Kirche

Die Welfen.

Johann Friedrich. zurückgetreten und ein eifriger Katholik geworden; dabei war er einer der gelehrtesten und kenntnisreichsten Fürsten und nahm an allem Antheil, was Kunst und Wissenschaft betraf. Sein Hof war einer der glänzendsten, ein hohes fürstliches Selbstgefühl beseelte ihn. So gelang es ihm damals, Leibniz zu gewinnen, obschon diesem Dänemark, ja selbst der Minister Colbert Anträge machten. Aus dem Herzog und seinem Rath und Bibliothekar wurden bald ein paar Freunde. Gern hätte der Herzog Leibniz zur katholischen Kirche hinübergezogen, zumal ihm Arnauld geschrieben hatte, Leibniz fehle nur die wahre Religion, um einer der ersten Männer des Jahrhunderts zu werden.

Unionsversuche. Nachdem die Deutschen in der Religionstrennung sich so lange bekämpft und geschwächt hatten, wurden damals wieder Versuche zur Einigung betrieben. Nikolaus Steno, apostolischer Vicar und Bischof von Titiopolis, früher Protestant, Arzt, Anatom, Geologe, seiner Abstammung nach ein Jude, weilte damals am Hofe zu Hannover und suchte Leibniz, sowie den Abt Molanus von Loccum zur alten Kirche herüberzuziehen. Leibniz war ein zu weitumfassender Geist, als dass er nicht die Größe des Katholicismus hätte begreifen können. Er sah in der That in der Kirchenspaltung die offene Wunde Deutschlands, und glaubte, dass die Formel gefunden werden könne, wenn man nur redlich wolle, in welcher alle Bekenntnisse sich wieder einigen könnten. Namentlich rechnete er auf den guten Willen der Fürsten und in der That wünschte auch Kaiser Leopold eifrig die Vereinigung: die Glaubenstrennung öffne das Reich dem Einflusse Frankreichs, die Wiedervereinigung werde diesem Einflusse vorbeugen und das Reich nach innen und außen stärken und sichern.

Royas Spinola. Royas de Spinola, früher Beichtvater der ersten Gemahlin des Kaisers Leopold I., später Bischof von Neustadt, ein Mitglied des Franciscaner-Ordens, sah diese Wiedervereinigung der Getrennten als eine Lebensaufgabe an und wirkte dafür im Auftrage des Kaisers. Fünfmal war er zu diesem Zwecke in Hannover, und Leibniz war als Rathgeber dabei thätig. 1680—1690 schienen beide Parteien einander nahe zu kommen, 1690—1700 aber galten die Versuche schon als gescheitert. Gegenüber von Bossuets „Auseinandersetzung des Glaubens“ verfasste Leibniz eine Art „Reunionsdogmatik“,[1] und äußerte, er möchte um jeden Preis in der äußeren Gemeinschaft der römischen Kirche sein, nur nicht um den, die Freiheit seines Denkens zu

Bossuet. opfern. Allmählich ward auch Bossuet in diese Verhandlungen hineingezogen: der aber wollte von keinem Compromiss etwas wissen, eine Kircheneinigung ohne vorangegangene Glaubenseinigung sei unmöglich; Kirchengemeinschaft fordere Sacramentsgemeinschaft und diese sei nicht möglich, so lange in Betreff der Abendmahlslehre keine Übereinstimmung erzielt sei. Gegen Spinola, welcher die Vertagung der Geltung des Tridentischen Concils ein-

---

[1]) Das „Systema theologicum“.

räumte, weil dessen Giltigkeit Leibniz bestritt, verlangte Bossuet entschieden die Anerkennung der Beschlüsse dieser Kirchenversammlung von Seite der Protestanten: in den Formeln der Kirche sei manches wandelbarer Natur und könne ausgebildet und ausgebessert werden nach den Bedürfnissen der Zeit, — aber es gebe eines, das unwandelbarer Natur sei, und das sei der Kirchenglaube. Auf dem dogmatischen Gebiete gebe es keine Neuerungen, man dürfe nachgiebig sein in allem, was Disciplin betreffe, aber in nichts, was die Dogmen betreffe. Auf diesem Gebiete hätten die Zeitbedürfnisse keine Geltung; die christlichen Glaubenswahrheiten seien nicht zeitlich, sondern ewig. Es müsse heute geglaubt werden, was gestern geglaubt wurde. Die Kirche habe nie einen neuen Glauben gemacht, sondern nur geformt und autorisiert, was als wirklicher Glaube in der Kirche lebendig war. Auch das Tridentinische Concil habe keinen neuen Glauben gegründet, sondern nur den tausendjährigen Glauben der Kirche befestigt und innerlich abgeschlossen. Mit anderen Worten: Bossuet ist der Ansicht, Katholicismus und Protestantismus seien unvereinbare Gegensätze, eine Vereinigung durch bloße Abstumpfung derselben sei unhaltbar. Von 1694 hörte der Briefwechsel zwischen Bossuet und Leibniz auf. Bei Leibniz minderte sich der Glaube, dass diese Vereinigung jetzt schon möglich sei, von einzelnen isolierten Übertritten erwartete er wenig. Union noch nicht möglich.

Nachdem Leibniz so viele katholische Anschauungen klar und sicher ausgesprochen hatte, blieb er der protestantischen Kirche fern, aber nicht dem Glauben an die Offenbarung. Gegen Toland[1]) vertheidigte er sogar das Mysterium: „Will man", sagt unser Philosoph, „schon alles dasjenige, was über unsere gegenwärtige Vernunft geht, ein Mysterium nennen, so wird man auf unzählige physikalische Mysterien in der Natur stoßen. Fragt man zum Beispiel, ob die innere Textur des Wassers über unsere Vernunft gehe, so antworte ich: über die gegenwärtige; denn ich glaube nicht, dass die Textur des Wassers schon genügend von jemand erklärt ist; und doch verzweifle ich nicht, es könnte einst eine Erklärung gegeben werden, welche den Erscheinungen genügt. Es gibt auch vieles, das über die menschliche Vernunft geht, nicht bloß die unsere, sondern auch der Nachwelt, und überhaupt, so lange wir an dieses irdische Leben geknüpft sein werden; obschon es möglich ist, dass diese Dinge von einem höheren Geschöpf eingesehen und auch für uns, wenn wir einmal in einen höheren Zustand übergehen, begreifbar sein werden. Versteht man aber unter Mysterium, was über alle geschaffene Vernunft geht, so wage ich zu behaupten, dass zwar keine natürlichen Erscheinungen über die Vernunft sind, dass aber sogar die Begriffe oder Comprehensionen der individuellen Substanzen für den geschaffenen Verstand unmöglich sind, weil sie das Unendliche involvieren. Daher kommt es, dass wir keine vollkommene Rechen- Glaube und Wissen.

[1]) 1701 in der Antwort auf Tolands „Christianity" u. s. w.

schaft von dem Universum geben können. Und warum sollten nicht eben dahin gewisse von Gott geoffenbarte Dogmen gehören, dass sie nämlich durch keine Kraft der Vernunft hinlänglich erklärt werden können, obschon sie dem Geiste bis auf einen gewissen Grad erreichbar sind, und auch von dem Vorwurfe des Widerspruches befreit werden können?" Von dem Unglauben, der sich damals breit zu machen begann, prophezeite dieser große Denker die schlimmsten Folgen: „Sobald man das große Princip des Glaubens an Gott verlässt, welches die Menschen abhält, sich wie Bestien zu zerreißen, muss man alle Verträge brechen und das Völkerrecht mit Füßen treten. Die Macht des Stärkeren wird dann alles beherrschen, und die Welt einem Walde voll Meuchelmördern und Räubern gleichen." An einer anderen Stelle meint er, Zügellosigkeit und Liederlichkeit seien die Folgen der Freigeisterei.

Unglauben und Revolution.

Über sein eigenes Leben finden wir in der neuesten Ausgabe seiner Schriften[1]) eine wichtige Aufhellung in einem Schriftstücke, das den Titel „Selbstberathung" führt, und worin er sich Verhaltungsregeln gegen Gott, seinen Fürsten und die übrigen Menschen vorzeichnet; von Gott und göttlichen Dingen immer mit der höchsten Ehrfurcht zu sprechen, alles auf Gott und die Religion zu beziehen, geistliche Übungen mitzumachen, zuweilen zu fasten, am Sonntage die Kirche wenigstens einmal, womöglich zweimal, zu besuchen; die Sonntagsarbeit dürfe nur kirchliche und moralische Dinge betreffen. In Bezug auf seine Mitmenschen nimmt er sich vor, Anstand und Feinheit im äußern Auftreten, in Kleidung, Haltung und Geberde zu beobachten. Die Rede sei gemessen, knapp und gewählt. — Leibniz gehört also nicht zu jenen, die da meinen, ein Philosoph müsse die äußern Formen vernachlässigen. Er war in seinem äußern Auftreten gewinnend, bescheiden, wenn auch unansehnlich von Person; im Gespräch sehr lebendig, im Leben überaus mäßig. Er war reizbar, aber ohne Rachsucht, mitleidig, gerecht, und nie geneigt, von irgend jemand, selbst von seinen Feinden, Böses zu sagen. Seine Wissbegier, sein Forschungstrieb, sein Bedürfnis, jede Sache zu untersuchen, sein Gedächtnis grenzen ans Wunderbare. Er sagt selber von sich: „Wenige sind von meiner Art, alles Leichte wird mir schwer, alles Schwere wird mir leicht." Das Kleinste und das Größte beschäftigte ihn. Sein Kopf entwarf in einemfort die großartigsten Pläne. Beim Abfassen seiner Werke setzte er sich immer als Ziel vor: in den Worten die Klarheit, in den Sachen den Nutzen. Der Reichthum an Gedanken, an Plänen, an Kenntnissen, an Beschäftigung ist seine Verlegenheit. All seine Werke sind nur gelegentlich entstanden. Leibniz kam nie zu der Ruhe, seine gesammte Weltanschauung systematisch zu entwickeln. Er selber schreibt über seine Vielgeschäftigkeit: „Angelegt und angefangen ist vieles, ausgeführt und zur Vollkommen gebracht freilich nichts. Es geht ins Fabelhafte, wie zerstreut nach allen Seiten meine Arbeiten sind. Ich durchwühle Arbeiten, untersuche alte Handschriften, sammle ungedruckte Manuscripte. Ich möchte daraus Licht für die Geschichte Braunschweigs schöpfen. Dabei empfange und schreibe ich eine Unzahl von Briefen. Ich habe so viel Neues in der Mathematik, so viele Gedanken in der Philosophie, so viele andere literarische Beobachtungen, die ich nicht gerne umkommen ließe, dass ich bei der Masse der Aufgaben oft nicht weiß, wo ich anfangen soll, und mit

Selbstberathung. Charakter. Schriftstellerei. Vielgeschäftigkeit

[1]) Von Onno Klopp, Consultationes.

Ovid ausrufen möchte: ‚Der Reichthum macht mich arm.' Ich möchte gerne eine Beschreibung meiner Rechenmaschine geben, aber die Zeit fehlt mir dazu. Vor allem möchte ich meine ‚Dynamik' vollenden, in welcher ich endlich die wahren Gesetze der materiellen Natur gefunden zu haben glaube, kraft deren ich hinsichtlich der Körper Aufgaben lösen kann, wofür die bisher bekannten Regeln nicht ausreichen. Meine Freunde trieben mich, meine ‚Wissenschaft des Unendlichen' herauszugeben, welche die Grundlage meiner neuen Analysis enthält. Dazu kommt eine neue ‚Charakteristik', an welcher ich arbeite, und noch viele allgemeinere Dinge über die Erfindungskunst. Aber diese Arbeiten alle, die historischen ausgenommen, geschehen wie verstohlen. Denn an den Höfen sucht und erwartet man ganz andere Dinge; daher habe ich auch von Zeit zu Zeit Fragen aus dem Völkerrecht und aus dem Rechte der Reichsfürsten, besonders meines Herrn, zu behandeln. So viel habe ich jedoch erlangt, dass ich mich nach Ermessen der Privatprocesse enthalten kann. Ich werde dafür sorgen, dass Sie meine auf Befehl geschriebenen ‚Versuche über das Reichsbanner' erhalten. Inzwischen habe ich oft mit den Bischöfen von Neustadt und Meaux, mit Pelisson und anderen über Religionsstreitigkeiten verhandeln müssen."[1]) Diese Arbeitslust und die Jugendfrische des Geistes blieb bei Leibniz gleich bis zu seinem Tode. Bei allem Ernste seiner Arbeiten blieb er immer eine heitere Natur. Seine Gesellschaft war stets gesucht, auch von Damen vom höchsten Range.

Johann Friedrich von Hannover, das Haupt der Kalenbergischen Linie des Hauses Hannover, ein Herr von edler patriotischer Gesinnung, der Leibniz unter dem Titel eines Rathes in seine Nähe gezogen und auf seine Zumuthung 1651 die Hexenprocesse in seinem Gebiete abgeschafft hatte, starb 1679[2]) und mit ihm endete die Hoffnung, im nordwestlichen Deutschland für den Katholicismus Boden zu gewinnen. Ernst August, sein jüngerer Bruder, der ihm folgte, weil jener nur Töchter hinterließ, blieb Protestant. Er schätzte Leibniz nicht minder wie sein Vorgänger, und dieser preist jenen als eine Zierde der deutschen Fürsten „an innerlichem Lichte und äußerlichem Glanze, an Verstand, Aufrichtigkeit, Großmuth, Annehmlichkeit und tapferem Wesen". Gieng der Vorgänger oft mit Ludwig XIV., so hielt Ernst August stets treu zu Kaiser und Reich. Das Welfenhaus erlangte neuen Glanz und es lag nahe, an eine Geschichte desselben nebst Ausgabe der Urkunden zu denken. Das Welfenhaus hat eine große Geschichte. Leibniz wies nach, dass die Genealogie dieser Fürsten vom Jahre 1060 so ausgemacht vorliege, als nur die Reihenfolge irgend eines berühmten Geschlechtes; dass das Haus hervorgebracht habe: zwei Kaiser, einen König zu Neapel, mehrere weltliche Kurfürsten, fünf Erzbischöfe, vierzehn Bischöfe, einen Hoch- und Deutschmeister, eine römische Königin, eine Königin von Dänemark, eine zu Schweden und eine Kaiserin zu Constantinopel. Dieses Haus

Ernst August

Geschichte der Welfen.

1) Grote, l. c. S. 378—408.

2) Leibniz setzte diesem Fürsten ein sehr schönes Denkmal in der Schrift: „Le portrait du prince, tiré des qualité et des vertus historiques de S. A. Sme. Msgr. Jean Fréderic Duc de Brunsvic et de Lunebourg." Fontenelle nannte es in seiner auf Leibniz in der Akademie gehaltenen Rede sein Meisterstück.

habe dem Reiche große Dienste geleistet, stets gewissenhaft Gerechtigkeit bewahrt, und man werde finden, dass andere mehr widerrechtliche Eingriffe in die Rechte dieses Hauses, als dieses Haus in die Rechte anderer gethan habe. In ähnlicher Weise sagt Spittler in seiner „Geschichte des Fürstenthums Hannover": „Von diesem ganzen schönen Lande, das sich so wunderbar allmählich unter einem Herrn vereinigte, ist nichts gewaltthätig einem Nachbar abgedrängt, nichts einem Schwächeren halbrechtlich entrissen, nichts durch blindes Heiratsglück gewonnen; es ist lauter gerechtes Gut, altes Stammgut, neugekauftes Land".

Unter Ernst August und seinem Sohne stieg das Welfenhaus zu neuer Machtentfaltung, es erwarb den Kurhut und gelangte auf den Thron von England. Ernst August wünschte eine gründliche Geschichte seines Hauses und Leibniz machte sich mit allem Eifer an diese schwierige Arbeit. Urkunden mussten in den Bibliotheken gesammelt, schwierige Fragen an Ort und Stelle zu lösen gesucht werden. Nichts sollte Aufnahme finden, was nicht vor dem Richterstuhle einer gründlichen Kritik bestehen könnte.

Urkundensammlung.

Deshalb bereiste Leibniz 1687 das mittlere und südliche Deutschland, um in Bibliotheken, Archiven und Grabdenkmälern Nachforschungen anzustellen, wobei er aber auch nach seiner Art den Berg-, Salz-, Hütten- und Hammerwerken, der Perlfischerei, der Seiden- und Wollmanufactur seine Aufmerksamkeit schenkte. Vom Mai 1688 hielt er sich neun Monate lang in Wien auf, wo er mit den ersten Staatsmännern verkehrte und selbst Zutritt zum Kaiser hatte, und im Interesse seines Hauses wie des Reiches eine Reihe von Staatsschriften verfasste. Auf dem Wege nach Italien besuchte er die Quecksilbergruben in Istrien. Vor Mord rettete er sich durch Geistesgegenwart. Venedig, Rom, Neapel, Florenz, Bologna, Modena wurden besucht. Wie der Kaiser ihn hochhielt, so der edle Papst Innocenz XI.; man kam dem außerordentlichen Manne nicht bloß dienstfertig, sondern mit Verehrung entgegen. Man bot ihm, jedoch vergeblich, die Stelle eines Custode der vaticanischen Bibliothek an. Mit dem Jesuiten Grimaldi, der damals vom Kaiser Kanchi berufen, nach Sina aufbrach, schloss Leibniz eine Verbindung, die durch Briefe von und nach Sina fortgesetzt wurde.

Reise nach Italien.

Die Ausbeute an Urkunden war reich. Die historischen Beweise für den Familienzusammenhang der Häuser Braunschweig und Este wurden gefunden, aber auch eine Familienverbindung einer braunschweigischen Prinzessin mit dem Herzog von Modena eingeleitet. Hier war Leibniz Diplomat, wie in seinen glücklichen Bemühungen, eine Verbindung des römischen Königs Joseph I. mit der braunschweigischen Prinzessin Wilhelmine Amalia zu Stande zu bringen. Wie in Frankreich durch die Mauriner, wie jetzt in Deutschland durch Leibniz, so begann damals auch in Italien die Sammlung der Quellen der Geschichte. An Urkunden fehlte es nicht, sie lagen da in Rollen, Pergamenten und Manuscripten, in großen Foliobänden und schweren Quartanten. Nicht bloß Städte und Klöster, sondern viele Familien hatten Urkunden in Masse, nur schien der Stoff zu reich für die Kraft eines Menschen. Doch begann damals schon Muratori,[1] den ein

[1] Vergl. oben S. 407—409.

Italiener mit Recht einen Helden nennt, „der nicht entnervt war durch die Lockungen eines südlichen Klimas oder einer verweichlichten Zeit, der bereit war, sich in diese dunklen Kammern zu verschließen, allen Banden und Genüssen des geselligen und häuslichen Lebens zu entsagen, mit den Geistern der Todten zu ringen und ihnen die Geheimnisse der Vergangenheit zu entreißen — Muratori, ein Riese mit hundert Augen und hundert Händen, eine jener antiken, aus Erz und Stahl gegossenen Gestalten, welche uns fast an eine Entartung des heutigen Menschengeschlechtes glauben lassen, gab uns das Ergebnis seiner Arbeiten, die wunderbar erscheinen würden, selbst wenn er wie Nestor drei Generationen erlebt hätte." — Leibniz aber veröffentlichte 1693 eine Reihe bisher ungedruckter Actenstücke, die namentlich auf die Geschichte des deutschen Reiches sich beziehen, in dem „Codex juris gentium diplomaticus", dem ein Nachtrag „Mantissa" folgte. 1698 erschienen zwei Bände „Accessiones historicae", welche aber nur die Vorläufer der eigentlichen Sammlung waren, welche später unter dem Titel „Scriptores historiae Brunsvicensium inservientes" herauskam. Der „Geschichte des Welfenhauses" galt namentlich die Arbeit der letzten Lebensjahre; die „Annalen"[1]) blieben lange als Manuscript in der Bibliothek liegen, bis Pertz sie mit dem Urtheil veröffentlichte: „Die gereifte Frucht eines langen talentvollen Lebens, trägt diese große Arbeit den Stempel des Genius, welcher darin das Höchste leistete, was er auf dem Felde der Geschichte vermochte. Die Sorgfalt und Ausdauer im Sammeln des weitverstreuten unbekannten Stoffes, die Vertraulichkeit mit dem reichen Felde der historischen Literatur, die Umsicht bei der Prüfung, der richtige Blick bei der Entscheidung dunkler und zweifelhafter Fragen, die Vielseitigkeit des Geistes, welcher auf alles, was Menschen wichtig sein kann, achtete, die mannigfaltigsten Kenntnisse in seinem Werke niederlegte und in der Theologie und Philosophie ebenso lebte als er im Staats- und Kirchenrechte, in der Mathematik, in der schönen Literatur zu Hause war — alles dieses sichert den „Annalen" einen Ehrenplatz neben den übrigen Werken ihres Verfassers und unter den ausgezeichnetsten Büchern neuerer Geschichte, unter Baronius, Rainald und Muratori."[2])

Muratori.

Leibniz als Geschichtschreiber.

[1]) Die Annales Imperii Occidentis Brunsvicenses reichen bis 1004.

[2]) Die Jugend von heute hat es leicht, die Geschichte aus den Urkunden zu ergründen. Wie schwer dies damals war, sieht man aus Leibniz' Bemühungen in Italien. Muratori hatte damals das Estensische Archiv noch nicht geordnet und seine Sammlung über Italiens Mittelalter herausgegeben. Aus archivalischen Urkunden allein ließ sich jedoch eine sichere Darstellung der Stammverwandtschaft der Häuser Braunschweig und Este-Modena ermitteln. Leibniz wandte sich bittend an Antonio Magliabecchi in Florenz. Dieser ist durch seine Bücherliebe, seine Sparsamkeit und sein riesiges Gedächtnis aus einem armen Goldschmiedslehrling der Gründer einer der größten Bibliotheken, ein von Gelehrten gesuchter Gelehrter geworden, der bereitwillig die Forschungen anderer unterstützte. An ihn schrieb Leibniz, um Auskunft bittend: „Du herrschest durch deine große Gelehrsamkeit nicht bloß in Italien, sondern du streckst auch durch ganz Europa deine wohlthätigen Hände aus. — Einzig unter allen kannst du Heerschau halten in der Gelehrtenrepublik, dir entgeht keiner auf diesem Felde, keiner bestreitet deine Autorität." Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, III, S. 227. — Im gleichen Werke S. 223 sagt Reumont: „Wenn Muratori dem Deutschen an schaffendem Genius und umfassender philosophischer Anschauung unendlich nachstand, wobei die Grundverschiedenheit der beiden Nationen sich in den beiden Individualitäten ausspricht; wenn er ihn in der Rechtswissenschaft, namentlich in der Kenntnis des Völkerrechtes, bei weitem nicht erreichte: so übertraf er denselben vielleicht an factischem, historischem Wissen, so groß dieses auch bei Leibniz sein mag, jedenfalls an unmittelbarem Einfluss auf die Nation im großen, wobei der Umstand, dass er meist in einer lebenden, seit Jahrhunderten festgegliederten und in Kraft wie in Fülle und Feinheit vollkommen entwickelten ihrer Glorie sich bewussten Sprache schrieb, ihm wesentlich zunutze kam."

Wie diese „Annalen“, so hat Leibniz das meiste nur handschriftlich hinterlassen. Er meinte, der Vielschreiberei werde zuletzt die Barbarei folgen, und sagt einmal: „Wer mich nur aus meinen Schriften kennt, kennt mich nicht.“ — So sehr er oft lateinisch oder französisch schrieb, weil es die Verhältnisse so erforderten, so eifrig war er doch für die deutsche Sprache, und klagte über den abscheulichen Mischmasch, der damals geschrieben wurde. — „Vor hundert Jahren,“ sagt er, „haben unsere Väter ganze Folianten mit reinem Deutsch gefüllt; denn, wer behauptet, sie hätten nichts Lesenswürdiges geschrieben, der hat sie nicht gelesen. Jetzt aber ist es so weit gekommen, dass, was für wohl geschrieben beachtet wird, kaum dem zu vergleichen ist, was in Frankreich auf der untersten Staffel steht.“ — Er klagt, dass wir Deutsche unsere Sprache, die doch erfahrungsmäßig zum Ausdrucke solider Dinge eine wunderbare Fähigkeit habe, so sehr vernachlässigt hätten; in keiner Sprache lasse sich die Heilige Schrift zierlicher dolmetschen als wir sie im Deutschen haben. Er sei, so oft er die Offenbarung deutsch lese, entzückt, nicht bloß über den hohen prophetischen Geist und den göttlichen Gedanken, sondern auch über die heroische Majestät in den Worten. Er klagt über die Unsitte, dass die Söhne des deutschen Adels nach Frankreich reisen, um dort ihre Ausbildung zu holen; nie seien die Deutschen im Auslande so viel gereist als jetzt, und zu keiner Zeit sei Deutschland dem Untergange näher gewesen. Die Jugend kenne die Heimat nicht mehr und bewundere alles bei den Franzosen und bringe das Vaterland bei den Fremden in Verachtung, und wenn die meisten hernach in der Heimat zu Ansehen und Ämtern gelangen, so sei das Vaterland der französischen Sprache und Mode unterwürfig gemacht. „Eins,“ sagt er, „wäre zu loben, wenn die französische Mode das übermäßige Saufen abbringen könnte. Aber den Teufel kann man nicht durch Beelzebub austreiben, und ich glaube, dass weiland ein trunkener alter Deutscher im Reden und Schreiben mehr Verstand hat spüren lassen als jetzt ein nüchterner Franzosenaffe. Wenn es so fortgeht, wird bei den Deutschen Aufrichtigkeit und Verstand, Wissenschaftlichkeit und Muth nur noch gemalt übrig bleiben.“

Deutsch gesinnt. — *gegen Reisen nach Paris.* — *Gefahr für die Deutschen.*

Pasigraphie.

Sein ganzes Leben hindurch trug sich Leibniz mit dem Gedanken einer **Pasigraphie oder allgemeinen Zeichenschrift**. Er geht dabei vom Grundsatze aus, für alle Vorstellungen gebe es gewisse Zeichen, und alle Gedanken ließen sich auf gewisse Grundvorstellungen zurückführen, aus denen dann abgeleitete Begriffe entständen. So meinte Leibniz, eine Schrift erfinden zu können, die bald in der ganzen Welt eingeführt, und in wenig Wochen begriffen, ein Mittel des allgemeinen Gedankenaustausches sein würde, eine Art allgemeiner Algebra, ein Mittel zu raisonnieren, indem man mit Begriffen wie mit Zahlen rechnen, und statt zu discutieren, jeden Augenblick die Probe ablegen könne. So oft auch Leibniz auf diese Frage zurückkam, so war der Plan doch nicht ausführbar.

Nach welchem Systeme wäre denn bestimmt worden, welches die Grundvorstellungen sind? und wären diese und gewisse Zeichen dafür allgemein angenommen worden, so wäre der Geist an einen Mechanismus für alle Zeiten gebunden geblieben oder genöthigt, den alten Zeichen neue Anschauungen unterzulegen, da die Entwickelung fortwährende Vertiefung des Geistes ist. Allerdings hätte diese Universalschrift oder allgemeine Charakteristik den **Großhandel** mit

Gedanken unter den verschiedenen Völkern erleichtert, wenn eine Analyse auch auf das Gebiet der Ideen anwendbar wäre, — wenn das Sprechen auf bloßes Rechnen, wenn Worte als bloße Wechselzettel gefasst werden könnten. Allerdings meinte Leibniz mit Recht, man würde durch Erfindung einer solchen Sprache all die Zeit gewinnen, die man sonst dem Erlernen der Sprachen widmen müsse. Ähnlich will Schleyer heutzutage den Großhandel mit Gedanken unter den Völkern mit der Volapük erleichtern.

Seine Beschäftigung mit den Bergwerken des Harzes, bei denen er viele Versteinerungen und Gestaltungen der Erdoberfläche kennen lernte, führte ihn auf die Lehre von der allmählichen Entstehung der Erde:[1]) sie sei aus der Sonne herausgeschmolzen und im Feuer gestanden. Die Felsen seien nur Schlacken, die Oberfläche habe sich dann allmählich abgekühlt und sei von der durch das Feuer ursprünglich in die Höhe getriebenen und dann auf die Erde gefallenen Feuchtigkeit abgewaschen worden. Das Salz, das in der Asche fest blieb, sei dadurch aufgelöst worden und habe das Meer gebildet. Das Feuer habe sich als Centralfeuer in das Innere der Erde zurückgezogen, daher die Vulcane. Dann sei eine ebenso gewaltige Veränderung der Oberfläche durch Wasser erfolgt. Geschichte des Erdballs. Feuer und Wasser.

Das Ansehen, in welchem Leibniz bei den Fürsten seiner Zeit stand, machte es ihm möglich, vieles für die Wissenschaft zu thun. Paris und London hatten eine Akademie der Wissenschaften, in Turin wurde eine ähnliche errichtet. Leibniz schlug dem Herzog von Hannover vor, eine ähnliche in Göttingen zu gründen, damit die Jugend des Landes nicht genöthigt sei, ihre Ausbildung in Turin oder Paris zu suchen. Er ist schuld, dass 1700 eine Akademie in Berlin entstand. Akademien.

Die Kurfürstin von Brandenburg, Königin von Preußen, welche gern mit dem genialen Manne verkehrte, regte ihren Gemahl zur Gründung einer Gesellschaft für Hebung der Wissenschaften an. Aber es gieng nicht leicht. Sophia Charlotte bedauerte eines Tages an der Tafel, dass in Berlin kein eigener Kalender verfasst werde, kein Astronom und keine Sternwarte zu treffen sei, die Astronomie trage doch zum Ruhme großer Fürsten bei. Der Hofprediger Jablonski befürwortete nun die Gründung einer Sternwarte. Man berieth über die Kalenderfrage und kam zu dem Entschlusse, eine Societät der Wissenschaften zu gründen, deren Kosten durch den Ertrag des Kalenders gedeckt werden sollten (18. März 1700). Leibniz wurde nach Berlin eingeladen: er entwarf den Plan zur Einrichtung im Gegensatze zu den Akademien von Paris und London. Der Plan ist deutsch-national und praktisch-realistisch und christlich: „die Akademie solle wirken für Reinhaltung der deutschen Sprache, für Erfindung nützlicher Dinge, für Verbreitung des christlichen Glaubens." Der Stiftungstag war der 11. Juli 1700. Vorstand und anfangs einziges Mitglied war Leibniz, der allerdings einen ganzen Kreis der Wissenschaften darstellte und in dem ersten Band der „Miscellanea Berolinensia", in welchem keine Abtheilung ohne einen wichtigen Beitrag aus seiner Feder ist, in seinen verschiedenen Gestalten bald als Geschichtschreiber, als Alterthums-, Sprach- oder Naturforscher, als Mathematiker und Redner erscheint. Sophia Charlotte. Berliner Akademie.

[1]) Protogaea.

Peter der Große

1697 kam Leibniz zum erstenmale in persönlichen Verkehr mit Peter dem Großen. Zwar die Einladung des Czaren, mit ihm nach Rußland zu gehen und ihm zu helfen in der Ordnung des ungeheuern Reiches, lehnte er ab, da er an Hannover gebunden war, allein er benützte die Hochachtung, die ihm Peter bezeugte, um ihm Vorschläge für Begründung der Bildung und Förderung der Wissenschaften in Rußland zu überreichen. Peter versprach, in seinem ungeheueren Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen zu lassen; er ernannte Leibniz zu seinem geheimen Justizrath mit einem Gehalt von 1000 Thalern und sagte ihm die Mittheilung aller Nachrichten zu, die zur Beförderung seiner Studien dienlich wären. Leibniz reichte ihm einen Entwurf ein zur Gründung einer Akademie in Petersburg; er mahnte ihn, die Denkmäler, Schriften und Concilien der alten griechischen Kirche aus dem Staube der Vergessenheit zu ziehen; er forderte ihn auf, die zehn Gebote, das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntnis in alle Sprachen seines Reiches übersetzen zu lassen, um die Völker für das Christenthum zu gewinnen, damit jede Zunge Gott lobe. 1710 machte er ihm ausführliche Vorschläge, wie Großes er für den Fortschritt der Menschheit leisten könne, wenn er all die vielen Sprachen in seinem ungeheueren Reiche wissenschaftlich erfassen, wenn er zur Verbesserung der Geographie überall Erkundigungen einziehen, wenn er die Thiere, Pflanzen und Minerale seines Reiches beschreiben, wenn er magnetische Untersuchungen zur Verbesserung der Schiffahrt, wenn er astronomische Untersuchungen an den wichtigsten Punkten seines Reiches anstellen lasse, wenn er durch fähige Missionäre allen Völkern die Wohlthat des Christenthumes mittheile, wenn er die Nähe bei Sina benütze, um Nachrichten über dieses merkwürdige Reich zu erhalten; wenn er die Russen mit den gediegensten Schriften des Abendlandes bekannt mache, und geschickte Handwerker und Künstler aus Europa nach dem Osten ziehe; er bat 1675 den Czaren um Bewilligung der Missionsreisen von Jesuiten nach Sina durch sein Land. — So großes Gewicht übrigens Peter auf die Rathschläge Leibnizens legte, so giengen doch wenige von des letzteren Hoffnungen in Erfüllung, woran die unaufhörlichen Reisen und Feldzüge des russischen Herrschers schuld waren.

erhält gute Rathschläge.

Leibniz in Dresden,

Auch mit August, König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, stand Leibniz wegen einer Akademie in Dresden in Unterhandlung; sie sollte umfassender werden, als die Berliner. Nicht bloß der Plan war schon genehmigt, sondern auch der Stiftungsbrief, nur die Unterschrift des Königs fehlte noch, als der Schwedensturm heranbrauste und die Ausführung hemmte.

in Wien.

Auch in Wien sollte eine Akademie gegründet werden. Kaiser Leopold war seit langem wegen der Schrift „De arte combinatoria“ für Leibniz eingenommen. Es war mehrmals ernstlich im Werke, den großen Mann nach Wien zu ziehen. Leibniz war 1688, 1700, 1702, 1713—1714 in Wien. Er hatte Zutritt beim Kaiser, er arbeitete Staatsschriften für sein Cabinet aus; er machte einen Entwurf zur Gründung einer Gesellschaft für vaterländische Geschichte, die der Kaiser unter seinen Schutz nehmen sollte — allein immer wieder verstummten die Pläne des Friedens unter dem Donner des Krieges. Leopolds Tod minderte nichts an dem Ansehen, in dem Leibniz in Wien stand. Kaiser Joseph I. war ihm nicht minder gewogen, und die Kaiserin Amalia

Karl VI.

hatte besonderes Wohlwollen für ihn. Kaiser Karl VI., für dessen Rechte als König von Spanien Leibniz seiner Zeit das Manifest geschrieben hatte, ernannte

ihn zum Reichshofrath. Leibniz erhielt von Kaiser Karl VI., der auch Muratori kräftig unterstützte, den Auftrag zu einem Entwurfe für eine Akademie in Wien — aber es blieb auch hier beim Entwurf. Erst im Jahre 1848 entstand eine Akademie, auf deren Einrichtung der Plan Leibnizens zwar nicht maßgebend war, da man seinen Entwurf erst später wiederfand. Prinz Eugen war stolz auf die Freundschaft des Philosophen, und dieser gestand, er habe bei den Cavalieren in Wien mehr solide Gelehrsamkeit gefunden, als bei denen, welche in Deutschland von der Wissenschaft eine Profession machen. Über die wichtigsten Angelegenheiten, die im Rathe des Kaisers vorkamen, verlangte dieser von Leibniz ein Gutachten. Unter den Vortheilen, welche die Hebung der Wissenschaft den habsburgischen Landen bringen könnte, hob Leibniz in einem Schreiben an die Kaiserin Amalia folgende hervor: „Durch neue Entdeckungen wird man den Menschen den Erwerb der Subsistenzmittel erleichtern und den Armen Brot geben. Man wird die Kriegsmaschinen vervollkommnen, welche dazu dienen werden, die Ungläubigen Christo zu unterwerfen, und man wird andererseits viele Kranke und Verwundete heilen, welche jetzt umkommen, weil die Wissenschaft noch so unvollkommen ist. Auch wird man mehr und mehr in die Kenntnis der Wunder Gottes eindringen, wie man zu thun angefangen hat durch die Entdeckung der neuen Systeme in der Astronomie und Anatomie, was dazu führt, dass man mit mehr Kenntnis des Grundes die Größe, Weisheit und Güte Gottes anbetet. Dies wird auch den Missionen bei den Ungläubigen zugute kommen; denn, indem man ihnen die natürlichen Erkenntnisse mittheilt, wird man den übernatürlichen Erkenntnissen, welche wir ihnen einzuflößen haben, Glauben verschaffen. So gehen hier die Frömmigkeit, die Liebe, der Ruhm und das weltliche Interesse Hand in Hand.“ [1]) Leibniz hegte sogar den Plan einer Vereinigung aller hervorragenden Gelehrten, für welche die Gründung einzelner Akademien nur eine Vorstufe sein sollte.

Akademie in Wien. *Prinz Eugen.*

Der Umstand, dass der Kurfürst von Hannover, Georg Ludwig, als Georg I. 1714 den Thron von England bestieg, war schuld, dass Leibniz Wien schnell verlassen und nach Hannover zurückkehren musste. Georg Ludwig war kalt und verschlossen gegen Leibniz, wahrscheinlich haben Neider ihn gegen den großen Mann eingenommen; er war unzufrieden, dass das Werk über die Geschichte des Welfenhauses so lange nicht erscheinen wollte, dessen Ende er sich leicht vorstellte, während es eine Riesenarbeit war. Er klagte über die häufige Abwesenheit des Philosophen von Hannover und drohte einmal halb im Scherze, er werde seinen Leibniz noch einmal austrommeln lassen, um zu erfahren, wo er stecke. Umso besser wusste seine Mutter Sophia und seine Schwester Sophia Charlotte, was sie an dem außerordentlichen Manne besaßen. Jene war die Tochter des Winterkönigs, die Enkelin Jakobs I. von England, und durch sie hat sich das Recht an den englischen Thron auf die Welfen vererbt. Sie war eine Frau voll Geist und Thatkraft, nicht minder aber ihre schöne Tochter Sophia Charlotte, die erste Königin von Preußen.

Georg I. *Sophia.*

War Leibniz in Hannover, so war er fast täglich in der Gesellschaft der edlen Frau, die er die große Kurfürstin nannte. Sie hieng an den Lippen des deutschen Aristoteles; Naturwissenschaft und Geschichte, die Lehren der Philosophie und die Geheimnisse der Offenbarung, Kunst und Politik waren die Gegenstände ihrer mündlichen und brieflichen Verhandlung. Durch sie kam Leibniz in Beziehung zu ihrer Nichte, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, welche

[1]) Grote, l. c. S. 522.

Elisabeth Charlotte. an den Herzog von Orleans vermählt, uns schon [1]) wegen ihrer kernhaften, deutschen Gesinnung bekannt ist. In Versailles wurde ihr nie behaglich, ihr Herz hieng an Deutschland. „Könnte ich mit Ehren in mein Vaterland zurück," schreibt sie 1706, „so würdet Ihr mich bald dort sehen. Deutschland war mir lieber und ich fand es angenehmer, weil es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hat; nach Pracht frage ich nicht, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit. Ich höre recht gern, wie es in Deutschland zugeht, eben wie die alten Kutscher und Fuhrleute, die noch gern die Peitsche klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können." [2]) — Unglücklich in ihrer Ehe mit einem leichtfertigen Manne, und beim Anblick, wie ihr talentvoller Sohn ihr abwendig gemacht und verführt wurde, ohne dass sie es hindern konnte, und umlauert von Spionen, fand sie nur noch Trost, wenn sie ihr Herz an ihre Vertrauten in Deutschland ergießen konnte. Und so entstanden jene zahlreichen Darstellungen des Lebens in Versailles, welche heute für die Geschichte Ludwigs XIV. eine so wichtige Quelle sind. Wie bittere Wahrheiten sagt sie da über das Leben in Paris während der letzten Zeiten des stolzen Königs! „Ich glaube," sagt sie, „dass man sowohl in geistlichen und weltlichen Personen in Paris nicht hundert Menschen findet, die einen rechten christlichen Glauben haben, ja gar an unseren Erlöser glauben. Alles, was man in der Bibel liest und wie es vor der Sündflut und zu Sodoma und Gomorrha hergegangen, kommt dem Pariser Leben nicht bei. Die meisten Leute hier sind, als wenn sie aus der Hölle kämen und lebendige Teufel wären. Es ist weder Gemüth noch Dankbarkeit bei ihnen, nichts als Interesse und nagender Ehrgeiz." [3]) — Wie hoch müssen wir nicht über den Geist, die Tugend und die Beredsamkeit eines Bossuet, Bourdaloue, Fénélon und anderer denken, dass sie so lange den Strom des Verderbens zurückzustauen vermochten, der jetzt alle Dämme durchriss!

Der Kurfürstin Sophia, die am 8. Juni 1714 auf einem Spaziergange in Herrenhausen einem Schlaganfalle erlag, und nicht mehr erlebte, dass sie Königin von England wurde, sendete Leibniz in schönen Versen einen poetischen Nachruf nach, in welchem er ihren Starkmuth im Unglücke, ihre Demuth im Glücke, ihr Gottvertrauen, ihre Wohlthätigkeit, ihren Verstand und ihre Tugend pries. Nicht minder war ihm ihre Tochter, die schöne Sophia Charlotte, zugethan, welche am 28. September 1684 dem Kurfürsten von Brandenburg vermählt und durch ihn 1701 Königin von Preußen wurde. Die Ehe war nicht glücklich. Das Verhältnis zu ihrem Gemahl wurde bald ein förmliches und kaltes. Sie schlug bald ihre eigene Hofhaltung in Lützelburg bei Berlin auf, das nach ihrem Tode den Namen Charlottenburg erhielt. Ihre Bildung war glänzend, ihr Wissen umfassend, Beschäftigung mit wissenschaftlichen Fragen und mit Musik war ihr Trost. Über Leibniz schreibt sie einmal: „Ich liebe diesen Mann, aber ich habe Lust, mich darüber zu ärgern, dass er alles so oberflächlich mit mir treibt; er setzt Misstrauen in mein Genie, denn es geschieht selten, dass er mir ganz genau auf die Fragen antwortet, welche ich in Anregung bringe." Leibniz erwidert einmal auf einen derartigen Vorwurf: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen, denn Sie wollen das Warum des Warum wissen." Sie schreibt ihm, nachdem sie 1701 Königin geworden ist: „Glauben Sie nicht, dass ich diese

Sophia Charlotte.

[1]) Vergl. oben S. 69.
[2]) Grote, l. c. S. 353—362.
[3]) Ibid.

Größe und die Krone, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den philosophischen Unterhaltungen vorziehe, welche wir in Lützelburg gehabt haben." — Leibniz entgegnete, sie habe in der That der Krone und Diamanten nicht nöthig, um zu glänzen. Für die Königin schrieb Leibniz die „Theodicee", als sie zusammen das Wörterbuch von Bayle lasen und er die Unhaltbarkeit vieler Einwürfe dieses Zweiflers auseinandersetzte. Die Königin verlangte von ihm die schriftliche Abfassung seiner Antworten, damit sie dieselben mit mehr Achtsamkeit in Betracht ziehen könne, und zwar in französischer Sprache, damit sie von ihr und im Auslande von denjenigen, welche des Latein unkundig, gelesen werden könnten. Die „Theodicee" [1]) erschien 1710, sie ist unzähligemale übersetzt und herausgegeben worden. Kurz vor der Herausgabe dieses Buches, in welchem er sich und ihr ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, hauchte Sophia Charlotte zu Herrenhausen am 1. Februar 1710 ihr junges Leben aus. Als eine ihrer Freundinnen an ihrem Krankenbette in Thränen fast zerfloss, sagte die Sterbende: „Beklagen Sie mich nicht, denn ich gehe jetzt meine Neugierde zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz niemals hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem König, meinem Gemahl, bereite ich die Gelegenheit eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit gibt, seine Pracht darzuthun." — Es war ein harter Schlag für den Philosophen! Überhaupt waren die letzten Zeiten gedrückt, theils durch die Stimmung Johann Georgs, theils durch die Ungnade des Kurfürsten, theils durch den Streit mit Newton über die Entdeckung der Differentialrechnung. Er dachte schon daran, in andere Dienste zu treten, als der Tod ihn überraschte. Leibniz starb am 14. November 1716 an einem heftigen Anfall der Gicht. Kurz vor seinem Tode versuchte er noch etwas zu schreiben, vermochte es aber nicht mehr, zerriss unmuthig sein Papier, legte sich auf die Seite und hauchte sein Leben aus. Theodicee.

Um seine Ansicht von der prästabilierten Harmonie (Harmonia praestabilita, Harmonie préétablie) zu verdeutlichen, gebrauchte Leibniz das Bild von zwei Thurm- oder Pendeluhren, welche in ihrem Schlage vollkommen miteinander übereinstimmen. Das sei auf dreierlei Weise denkbar: 1. durch gegenseitige Beeinflußung, 2. durch einen geschickten Arbeiter, der sie vollkommen in jedem Augenblicke reguliert und in Einklang bringt, oder 3. durch eine so genaue und künstliche Anfertigung, dass man von ihrer Übereinstimmung in der Folge versichert sein kann. So ist die Harmonie zwischen Seele und Leib auf dreifache Weise erklärt worden. Der Weg der gegenseitigen Beeinflußung, wie ihn die Populärphilosophie erklärt, kann jedoch nicht angenommen werden, da man sich nicht materielle Theilchen vorstellen kann, die von einer dieser Substanzen auf die andere übergehen könnten. Die zweite Annahme vom geschickten Arbeiter, der die beiden Uhren jeden Augenblick reguliert, ist die vom Deus ex machina der cartesischen Schule und Gottes unwürdig. So bleibt nur die Annahme von der ursprünglichen Harmonie: Gott hat Leib und Seele in seiner Weisheit und Allmacht von Anfang an so geschaffen, dass sie, indem sie dem Gesetze ihres Wesens folgen, dennoch miteinander übereinstimmen. Diese Hypothese ist einfach und ungezwungen und liefert einen neuen Beweis von der Weisheit und Allmacht Gottes, der diese unzähligen Monaden in schöner Harmonie erhält; sie ist die beste Gewähr für die Lehre von der Freiheit und Unsterblichkeit der Seele. Jeder

[1]) Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal. Deutsch von Gottsched. Hannover 1763.

Geist ist gleichsam eine Welt für sich, sich selbst genügend, unabhängig von jeder anderen Creatur, das Unendliche einschließend und gleichsam abspiegelnd, ist eben so dauerhaft, ebenso fortbestehend und ebenso absolut wie das Universum der Creaturen selbst. Der Körper stört die Gesetze der Seele nicht, noch die Seele die der Körper, sie stimmen bloß miteinander überein. — Leibniz war stolz auf seine Hypothese, die zu seiner Zeit meist mit Gunst aufgenommen und lange an vielen Universitäten gelehrt wurde; nur ein Cartesianer Lami bekämpfte sie mit gewichtigen Gründen. Jetzt ist sie aufgegeben. Die Materialisten können sich nicht mit der Annahme Gottes als Schöpfers des ganzen Weltalls und seiner einzelnen Theile, mit der Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele befreunden. Die christlichen Philosophen und Theologen finden, „dass diese Hypothese die Freiheit des menschlichen Willens zwar nicht den Geschöpfen, wohl aber dem Schöpfer gegenüber vernichtet und der Vorsehung und Weltregierung Gottes keinen Platz mehr einräumt. So steht sie denn in der Geschichte der Philosophie da, wie eine schöne Ruine oder wie ein hochragender Denkstein für die in die Irre gegangene Speculation eines Genies, ein Denkstein, der die Worte des heil. Augustin tragen könnte: ‚Grandes passus, sed extra viam'." [1])

In seinen philosophischen Schriften [2]) wirft Leibniz seine Ideen immer auf eine gegebene Aufforderung hin, und es fehlt daher die systematische Zusammenstellung des Ganzen. Darum sagt Schelling mit Recht: „Sein Geist verschmähte die Fesseln der Schule; kein Wunder, dass er unter uns nur in wenigen verwandten Geistern fortgelebt hat und unter ihnen längst ein Fremdling geworden ist. Er gehört zu den wenigen, die auch die Wissenschaft als freies Werk behandeln. — Er hatte in sich den allgemeinen Geist der Welt, der in den mannigfaltigsten Formen sich selbst offenbart, und wo er hinkommt, Leben verbreitet." [3]) Leibniz tritt den negativen Systemen seiner Zeit gegenüber als der Vertheidiger der christlichen Lehre von Gott und der Offenbarung auf.

Spinoza. Namentlich bekämpft er Spinoza, wenn er ihn auch nicht nennt, und sucht einer wahrhaft christlichen Philosophie Bahn zu brechen. Leibniz hatte Spinoza selber einmal besucht und die wissenschaftliche Klarheit und Entschiedenheit seiner Denkart, der stoische Adel seiner Sittenlehre und die Begeisterung des Mannes hat ihm unleugbar Achtung abgenöthigt. Friedrich von Schlegel sagt [4]) in dieser Beziehung von Spinoza sinnig: „Man kann es nicht Naturbegeisterung nennen,

---

[1]) Schütz im Artikel „Harmonia praestabilita" in Wetzer und Weltes Kirchenlexicon, II. Aufl. von Kaulen, Bd. V, S. 1514.

[2]) God. Guil. Leibnitii opera philosophica, quae extant latina, gallica, germanica, omnia. Ed. J. E. Erdmann. — Bedeutsam sind: Meditationes de cognitione veritatis et de ideis. 1684. — Lettre de Leibniz à Mr. Arnauld. 1690. — De notionibus juris et justitiae. 1693. — Système nouveau de la nature et de la communication des substances. 1695. — De rerum originatione radicali. 1697. — De ipsa natura sive de vi insita creaturarum. 1698. — Nouveaux essais sur l'entendement humain. 1704. — Ad Patrem de Bosses epistolae. 1706—1716. — Essai de Théodicée. 1710. — La Monadologie. 1714. — Recueil des lettres entre Leibniz et Clarke. 1715, 1716.

[3]) Philosophische Untersuchungen über das Wesen der Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände. Landshut. S. 397.

[4]) Geschichte der alten und neuen Literatur, II, S. 171.

wie der Dichter, der Künstler und der Naturforscher sie fühlt, noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände diese einen Gegenstand ohne Glauben oder wirklichen Gott! Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt ist es, was ihn immer bei all seinem Denken begleitet und ihn ganz über die Sinnenwelt hinweghebt." — Locke gegenüber vertheidigt Leibniz die angeborenen Ideen. Den Materialisten seiner Zeit gegenüber, die sich höchstens vor einer mathematischen Wahrheit beugten, betont er den Unterschied von mathematischer und positiver Wahrheit.[1]) Die Vernunft sei ein Zusammenhang, eine Kette von Wahrheiten; die Wahrheiten seien aber zweifacher Art: die einen absolut nothwendig, so dass das Gegentheil unmöglich und stets widersprechend ist (Schelling nennt sie die nicht-nicht-sein könnenden Wahrheiten); es sind dies diejenigen, welche eine logische, metaphysische oder geometrische Nothwendigkeit haben; die anderen seien die positiven, weil sie die Gesetze ausmachen, die Gott nach seinem freien Willen der Natur vorgeschrieben hat, oder weil sie von solchen Gesetzen abhängen. Sie sind das Werk der freien Wahl Gottes. Sie haben ihre Gründe und Regeln: nur ist in ihnen keine geometrische Nothwendigkeit, sondern die Nothwendigkeit in ihnen ist eins mit der Freiheit Gottes. Da sie nun auf dem göttlichen Willen als ihrem ersten und letzten Grund ruhen, so können auch ihre Gesetze durch die höhere moralische Nothwendigkeit, von der sie überwogen sind, in einzelnen Fällen abgeändert werden, und es erscheint das Wunder. Locke.

Was die vielbesprochene Monadologie[2]) anlangt, so ist der Begriff von Substanz zunächst bedeutsam: während die anderen Substanz fassen als das, was unabhängig für sich allein, ohne an etwas anderes zu denken, begriffen werden kann, bezeichnet Leibniz Substanz als durch sich selbst thätige Kraft, mit dem Nebenbegriff der Unterscheidung, denn die Kraft zeigt sich in der Bewegung, und Bewegung ist nur Unterscheidung. Selbstthätigkeit ist Individualität. Spinoza sieht überall nur auf die Einheit und findet nur eine Substanz, Leibniz aber auf den Unterschied, und findet eine unendliche Fülle der Substanzen oder Monaden. Feuerbach sagt geistreich: Spinoza betrachte alles mit dem Teleskop, Leibniz mit dem Mikroskop, jener sehe nur das ungefärbte Himmelslicht der einen Substanz, dieser den unendlich mannigfaltigen Farbenreichthum und finde in einem Tropfen noch einen Fischteich voll lebendiger Wesen. Substanz ist ihm thätige Kraft, nimmer ruhendes Princip der Thätigkeit, nichts Mechanisches, Materielles, Zusammengesetztes, sondern einfach, untheilbar in sich selbst, metaphysisch und spirituell. Gegenüber den Cartesianern, welche die Ausdehnung als das Wesen der Monadenlehre.

---

[1]) Vergleiche Staudenmaier, Leibniz über göttliche Offenbarung, „Tübinger theologische Quartalschrift", und dessen „Philosophie des Christenthums", I. Bd.: Die Lehre von der Idee. Gießen 1840. S. 265—289.

[2]) L. Feuerbach, Die Philosophie des Leibniz.

körperlichen Natur, die Thiere selbst als Maschinen auffassten, wie denn überhaupt die mechanische Betrachtungsweise der Natur im Wesen der ganzen Zeit lag, zumal die ersten Entdeckungen nur das Gebiet der Astronomie betrafen und Ausdehnung die erste und wesentliche Bestimmung der körperlichen Natur ist, stellte Leibniz in seiner Monadenlehre ein höheres Princip auf. Kraft ist ihm nichts Mechanisches, Zusammengesetztes, sondern einfach und untheilbar. Die Körper sind nur Zusammensetzung von Substanzen und die einfachen Substanzen sind die Monaden, Seelen oder der Seele analoge Wesen. Alles, was ist, ist Seele, das heißt Thätigkeitsquelle. Die Monade hängt nur von Gott und von sich selber ab, sie kann nur entstehen durch Schöpfung oder aufhören durch Vernichtung. Sie sind einfach, aber haben Qualitäten, jede Monade unterscheidet sich durch sie von jeder anderen. Diese Qualitäten sind Kraftäußerungen, Selbstbestimmungen. Ideale Bestimmungen sind Vorstellungen. Alle Monaden stimmen damit überein, dass sie vorstellen, und unterscheiden sich nur durch die Grade der Vorstellung, z. B. durch Klarheit und Deutlichkeit. Jede Monade hat die Vorstellung von anderen Monaden. Jede Seele hat das Unendliche zum Object, stellt es sich aber in beschränkter Weise vor, weil jede Monade eine beschränkte und begrenzte ist. Alle Monaden streben verworren nach dem Unendlichen. Die dunkle Vorstellung ist die sinnliche. Wegen der unbegrenzten zahllosen Fülle kann die Monade das Universum nicht auf einmal auffassen, sondern nur Theil für Theil — daher das Nacheinander oder die Zeit. Sie kann die zahllose Vielheit und Mannigfaltigkeit nicht klar und deutlich in ihre Elemente auflösen, daher die Vorstellung von Materie. Hätte die Monade durchgängig deutliche Begriffe, so existierte keine Materie, aber dann wäre sie wie Gott, denn nur er hat eine deutliche und entsprechende, das heißt rein geistige Erkenntnis des Weltalls; er ist absolute Idealität, für ihn ist die Materie aufgehoben; er sieht die Dinge nicht materiell, weil er das Wesen sieht. Die Materie ist daher im strengsten Sinne nichts als Vorstellung, oder die sämmtlichen anderen Monaden, wie sie von jeder einzelnen vorgestellt werde. Die Vorstellung eines anderen Wesens ist aber die Vorstellung der Grenze am anderen. Wo die Gedanken ausgehen, da nimmt die Materie ihren Anfang. Wir brauchen also nicht zu fragen, wie Geist und Körper zusammenkommen, sondern wie Thätigkeit und Leiden, Freiheit und Nothwendigkeit in einem und demselben Wesen Platz finden. Das Für-sich-sein der Monade ist ihre Seele, das Für-andere-sein ihre Materie. Unter den Monaden, welche den Leib ausmachen, ist die eine die stärkere, der die anderen gleichsam dienen. Alle Monaden sind für einander geschaffen, und jede auf ihre Weise ein Spiegel des Universums, das Universum selbst aber ist in vollkommener Ordnung und Harmonie: es gibt darin nichts Regelloses, nichts Todtes, keine Verwirrung, aller Tod ist nur Entwickelung, Verhüllung, Verminde-

Gott.

Prästabilierte Harmonie.

rung, die Entstehung nur Entfaltung, Umbildung, Vergrößerung. Alles in der Natur ist analog: wer eines wahrhaft weiß, weiß alles. In jedem Wesen ist das Unendliche erkennbar. Der Grund liegt in der prästabilierten Harmonie oder in Gott. Gott hat alles im voraus ein für allemal geregelt, den Leib so geschaffen, daſs er die Befehle der Seele vollstrecken muſs, und die Seele so, daſs sie vorstellen muſs, was im Körper vorgeht. Gott ist die ursprüngliche Monade, die anderen sind seine ununterbrochene Ausstrahlung.

Gott ist das vollkommenste Wesen, ist höchste Macht, Weisheit und Güte und hat die beste Welt vermöge dieser drei Eigenschaften hervorgebracht. Das Übel, das wir darin finden, kann die höchsten Zwecke nicht hindern, es ist auch nicht auf Gott selbst zurückzuführen, es geht vielmehr aus der idealen Natur der Geschöpfe hervor, die dem Schöpfer nicht gleich, immer beschränkt, also unvollkommen sind. Das Böse ist Negation, die nicht von Gott ausgeht. Gott läſst das moralische und physische Übel nur zu, letzteres als Strafe oder als Besserungsmittel. Das Weltall geht nach einem ursprünglich berechneten weisen Plane seinem Ziele entgegen, welches in Beglückung der Creatur zu suchen ist. Die Seele denkt, wird gedacht und ist beides zusammen. Wo die Seele sich zum Bewuſstsein ihrer selbst erhebt, ist sie Geist. Die Erkenntnis der ewigen nothwendigen Wahrheiten unterscheidet uns von den Thieren. Unsere Vernunft ist nur der Zusammenhang der nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten. Die nothwendigen Wahrheiten hängen nicht von den Sinnen ab, wie Locke annimmt, aber durch letztere werden wir jener bewuſst; die ganze Arithmetik und Geometrie liegt in uns der Kraft nach, nur haben wir zu unseren abstracten Gedanken immer etwas Sinnliches nothwendig. Wenn gewisse Grundsätze auch nicht allen Menschen bekannt sind, so sind sie ihnen doch angeboren, denn sie anerkennen sie, so bald sie dieselben verstehen. Es ist so Vieles in unserer Seele verborgen, nur nicht immer wirklich erkannt. Die wirklichen Erkenntnisse sind eigentlich Handlungen der Seele, sie entspringen aus ihrer eigenen Tiefe, sind angeregt durch die Sinne, aber nicht gegeben. In uns liegen Sein, Einheit, Substanz, Wesen. Die Erkenntnis der Natur der Sache ist eigentlich die Erkenntnis der Natur unseres Wesens. Erfahrung und Sinne können der Seele nie Ideen geben. Sagt man: Nichts ist in der Vernunft, was nicht vorher in den Sinnen war, so muſs man hinzufügen: ausgenommen die Vernunft selbst. Das Bewuſstsein erhebt den allen Monaden gemeinsamen Trieb zum Willensact und damit zur Freiheit. Das Wesen der Freiheit beruht auf der Erkenntnis. Die freie Substanz bewegt sich durch sich selbst, aber Beweggrund ist die Vorstellung des Guten durch die Vernunft. Die Intelligenz ist die Seele der Freiheit. Durch die Vernunft zum Besten bestimmt werden, ist der höchste Grad der Freiheit. Jeder Geist ist eine eigene Welt für sich, ist unabhängig, faſst das

Die beste Welt.

Locke.

Unendliche in sich und spiegelt es ab und ist daher so beständig und dauerhaft, wie das Universum selbst, weshalb wir auch annehmen müssen, daſs jeder Geist immer im Universum eine Rolle spielen wird und zwar diejenige, in welcher er am besten zur Vervollkommnung aller Geister mitwirken kann, die in ihrer moralischen Einheit den Staat Gottes ausmachen. — Ja der Geist ist nicht nur ein Spiegel des Weltalls, sonden auch der Gottheit, gleichsam ein kleiner Gott, im Stande, der Gottheit ähnliche Werke hervorzubringen, obschon nur im kleinen; indem er die Gesetze entdeckt, nach denen Gott seine Dinge geordnet hat, denkt er Gott seine Gedanken nach.

Dies sind einzelne Sätze des groſsen Systems, das mit wenigen Zeilen wiederzugeben mehr als schwierig ist. Friedrich Schlegel meint, Leibniz sei mit einem Arzte zu vergleichen, der vielfach mit Palliativen und nicht von Grund aus das Übel heile, sondern nur den gewaltsamen Ausbruch für den Augenblick zurückdränge; er habe nur den Anlauf zu einer wahrhaft christlichen Philosophie genommen, die allein diesem Übel entgegentreten konnte, welches er ahnend erkannte und rastlos bekämpfte, denn er habe in seiner Vielgeschäftigkeit sein System unvollendet gelassen. —

Christian Wolf.

Wolf. Manche Gedanken desselben hat Christian Wolf ausgeführt, in gröſseres Licht gesetzt, näher bestimmt, die Folgerungen daraus gezogen, Lückenhaftes ergänzt. Leibniz wirft seine groſsen Gedanken nur abgerissen hin, Wolf verfolgt jeden Punkt, führt ihn mit aller Strenge der Beweise, mit Verhütung aller Sprünge, mit genauer Erklärung jedes Wortes aus. Er wendet keinen unerwiesenen Satz an, führt aber jeden einzelnen mit groſser Weitschweifigkeit aus. Schrieb Leibniz meist französisch oder lateinisch, so machte sich Christian Wolf um die Muttersprache dadurch verdient, daſs er nur deutsch lehrte und die ungefüge Sprache geeignet machte zum Ausdruck philosophischen Denkens. Seine Werke fanden vielfachen Anklang und retteten die deutsche Jugend lange vor Versinken in den groben Materialismus der Engländer und Franzosen.

Christian Wolf[1]) war geboren 24. Januar 1679 zu Breslau, der Sohn eines Rothgerbers, von seinen wackeren Eltern streng erzogen und zum geistlichen Stande bestimmt. Früh faſste er auch den Vorsatz, Gott im Predigtamte zu dienen, kam aber auch früh bei dem Streit der Bekenntnisse auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, daſs sie keinen Widerspruch leide. — In Jena studierte er daher neben der Theologie Mathematik als Hilfswissenschaft zu derselben. In seinen Predigten suchte er

[1]) Wuttke, Christian Wolfs eigene Lebensbeschreibung mit einer Abhandlung über Wolf. Leipzig 1841. — Ludovici, Vollständige Historie der Wolf'chen Philosophie. Leipzig 1837. 3 Bde.

durch deutliche Begriffe die Sache zu erklären. Sein Lehrtalent war hervorragend. Bald war aber Mathematik und Philosophie bei ihm Hauptbeschäftigung. 1707 ward er Lehrer der Mathematik und Physik in Halle und seit 1709 hielt er auch Vorträge über Philosophie. Leibniz, der früh auf ihn aufmerksam gemacht wurde, blieb sein Leitstern in den höchsten Problemen. So sehr Wolf aber durch seinen Eifer und die Deutlichkeit seiner Vorträge Beifall bei der Jugend fand, so sehr kam er in Verdacht bei den Pietisten: er schien den Glauben in bloße Speculationen zu verwandeln, man sah in seinen Behauptungen Ketzereien, namentlich schien die Lehre von der prästabilierten Harmonie den biblischen Begriff einer freien Schöpfung von Seiten Gottes zu gefährden, ebenso die Lehre von der Freiheit des Menschen. Wolf dagegen bezeichnete seine Gegner als lichtscheue Heuchler, sprach gegen blinden Gehorsam und aus Unwissenheit erzeugte Scheinheiligkeit. Der theologische und philosophische Standpunkt wurden von beiden Seiten mißachtet. Hagenbach meint das Verhältnis der Philosophie zum Glauben nicht besser zu erklären, als etwa durch das Verhältnis der Physik und Astronomie zur unmittelbaren Erfahrung des täglichen Lebens. „Es wäre ebenso thöricht, nicht eher sehen zu wollen, bis die Theorie des Lichtes ausgemittelt ist, als es thöricht wäre, darum die Untersuchungen selbst zu unterlassen oder zu verbieten, weil dadurch die Leute am Genusse des Lichtes können gehindert werden. Seit Gott gesprochen, es werde Licht! — schien das Licht in der Finsternis, und bei allen Theorien ward es Morgen und Abend; und so sollte es auch mit dem inneren Lichte sein, das Jesus uns aufgesteckt hat. Der Glaube hält sich an das Licht, freut sich des Lichtes, schaut und erkennt im Lichte; die Wissenschaft forscht über das Licht. Wäre sie thöricht genug, die Sonne würde fortleuchten und ihrer spotten. — Aber leicht mag auch die Theorie vom natürlichen Lichte etwas behaupten, was dem Ungebildeten, wenn er es hört, nur so vorkommen kann, als würde damit die Wirkung der Sonne geleugnet. Und so kann es auch bei der Philosophie sein. Eine andere Vorstellung von Gott, eine andere ungewohnte Ausdrucksweise über sein Wesen und sein Verhältnis zur Welt kommt dem ungebildeten Verstande leicht vor als ein Leugnen Gottes. Darum, was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz. Ist dein Glaube wahrer Glaube, nicht bloß Annehmen von Wahrheiten auf Autorität hin, sondern ist er Leben und Erfahrung, so laß die Wissenschaft forschen und grübeln, sie wird dich nicht irre machen. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo sie dir verständlich wird; wo nicht, so bleibt der Glauben doch in seinem Rechte.“ [1]

Pietisten.

Aber Wolf hatte in einem Vortrage etwas für einen Pietisten Unverzeihliches begonnen: er hatte die Jesuiten gelobt [2]) und die evangelischen Geistlichen gegen sie in Schatten gestellt. Jetzt verschafften sich seine Gegner die Hefte seiner Zuhörer, und als Wolf gar am 12. Juli 1721 bei Übergabe des Rectorates in einer Festrede die Sittenlehre des Kongfutse pries und sich in Übereinstimmung damit erklärte, so fanden darin die Theologen eine ungeziemende Erhebung des Heidenthums und eine Heruntersetzung der christlichen Sittenlehre, und stellten Wolf darüber zur Rede, der sich jedoch auf den Grundsatz philosophischer Lehrfreiheit berief. Eine Untersuchung der Frage, auf welche die Theologen bei der Regierung drangen, fiel zu Gunsten des Philosophen aus. Der Streit an der Universität wurde immer heftiger. Wolfs Gegner

Wolf lobt die Jesuiten.

[1]) Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, I, S. 120.
[2]) Als viros candore eminentes.

wird angeklagt. griffen zuletzt zu einem gemeinen Mittel: sie ließen durch die Generäle Natzmer und Löben dem König beibringen, die Lehre Wolfs von der prästabilierten Harmonie sei sehr gefährlich für die Soldaten, sie könnten sich für ihre Neigung, zu desertieren, darauf berufen, wie wenn sie davonlaufen müssten, weil die Sache einmal im göttlichen Weltplan vorher so bestimmt sei. Seinen blauen Kindern, die ohnehin immer davonlaufen wollten, und nur durch die fürchterlichsten Mittel zum Bleiben verhalten wurden, einen Vorwand zum Desertieren geben, das hieß dem König ins Herz greifen. Friedrich Wilhelm erließ sogleich den Befehl: da Professor Wolf in Schriften und Vorlesungen Lehren vortrage, welche der von Gott geoffenbarten Religion entgegenstehen, so sei er seiner Stelle nicht bloß enthoben, sondern es sei ihm auch anzudeuten, er habe binnen achtundvierzig Stunden nach Empfang des Befehles alle königlichen Lande bei Strafe des Stranges zu räumen. Die ArmensündERglocke wurde geläutet, als Wolf aus Halle floh. Selbst den Gegnern kam die Härte der Strafe unerwartet, der Hauptankläger Lange gestand, dass ihm auf drei Tage aller Schlaf und aller Appetit zum Essen und Trinken vergangen sei. Wolf fand übrigens sogleich eine Professur in Marburg, auch von anderer Seite kamen Anträge. Die Jesuiten nahmen sich seiner an und ließen seine Schriften in Wien die Censur passieren, sie waren auch schuld, dass er in den Freiherrnstand erhoben wurde. Der Fürstbischof von Würzburg und der Cardinal Fleury sandten ihm schmeichelhafte Schreiben. Sogar in Italien fanden seine Schriften Eingang, ein Buchhändler in Venedig veranstaltete einen Nachdruck. Nach seinem System wurde auf katholischen Universitäten gelehrt, zuletzt sogar auf protestantischen. Es bildete sich für Verbreitung seiner Philosophie eine eigene Gesellschaft, der Alethophilen oder Wahrheitsfreunde, selbst in Batavia war eine Abzweigung derselben.

15. November 1723 verbannt.

Alethophilen

Wolfs Lehre ist sehr weitschweifig, auch Dinge, die sich von selbst ergeben, werden in seiner praktischen Philosophie nach allen logischen Regeln mit Ober-, Unter-, Schlussſatz bewiesen. Seine Bücher sind Folianten, aber seine Schüler (die ihn so verehrten, dass sie sogar in ihren Heften anmerkten, wann der Herr Regierungsrath gelacht habe) sagen, nur Stutzern könne Nürnberger Taschenformat gefallen, Werke dagegen, die der Dauer der Welt trotzen sollten, hätten nicht Raum unter einem Mückenflügel. Selbst Friedrich Wilhelm I. wurde zu Gunsten Wolfs wieder umgestimmt, so dass er ihn 1733 unter ehrenvollen Bedingungen einlud, nach Halle zurückzukehren; er bot ihm sogar die Stelle eines Vicekanzlers der Universität mit 6200 Thalern Gehalt an. Aber Wolf hatte keine Lust, zumal das Verbot noch immer bestand, bei Karrenstrafe die Wolfischen Schriften zu lesen, und für Professoren hundert Ducaten Strafe, darüber vorzutragen. Wolf konnte die Drohung mit dem Strange nicht vergessen. Erst als Friedrich II. den Thron bestieg, nahm Wolf den Ruf nach Halle wieder an. Unter lautem Jubelgeschrei, unter Trompeten- und Paukenschall fuhr er am 6. September 1740 in die Universitätsstadt wieder ein. Doch erfüllte sich die Erwartung von einem großen Zudrange der Studenten nicht. Bald blieben die Hörsäle leer. Eine andere Zeit war gekommen, der Wolf zu orthodox war. Wolf starb 1754.

Noch sei bemerkt, dass Johann Lorenz Schmidt, der in Halle Wolf gehört hatte und Erzieher der jungen Grafen von Löwenstein-Wertheim

geworden war, im Geiste Wolfs 1735 die fünf Bücher Moses in Wertheim frei „übersetzt“ herausgab. Da war allerdings die kräftige Bibelsprache in weitläufige und wässerige Erklärung umgesetzt. Der Segen Jakobs (I. Moses 3, 15): „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Dasselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihr in die Ferse stechen“, war übersetzt: „Bist Du das unglückselige Thier auf der Welt, das dergleichen gethan hat? Künftighin soll zwischen dir und der Frau und euer beider Nachkommen eine beständige Feindschaft sein, dergestalt, daſs die Menschen den Schlangen auf den Kopf treten und diese dagegen jene in den Fuß stechen werden.“ Nicht bloß die Pietisten schlugen Lärm gegen „die vielen naturalistischen, pelagianischen und anderen Irrthümer dieser Übersetzung“, sondern der Kaiser ward sogar wegen der strafmäßigen Verfälschung des Grundtextes vermocht, eine Untersuchung einzuleiten. Schmidt berief sich vergebens auf die jedem Protestanten zustehende Freiheit, den Sinn der Heiligen Schrift zu prüfen und zu erklären, und betonte vergebens, daſs dieselben Pietisten, die ihn anklagten, auch die Jesuiten als Atheisten angeklagt hätten, weil sie Wolf nicht für einen Atheisten erklären wollten. Er blieb in Haft, bis es ihm gelang, nach Holland zu entfliehen. — Wertheimer Bibel.

Die Mystiker.

Damit sind wir an eine neue Erscheinung im geistigen Leben Deutschlands gekommen, an die Mystik und den Pietismus, die zunächst aus der Abneigung entstanden gegen die Dürre der orthodoxen Dogmatik, gegen das Gezänk und gegenseitige Verketzern der Lutheraner und Calviner, und aus dem Versuch, den Predigern statt der bedientenhaften eine würdigere Stellung gegenüber den Fürsten zu geben.

So fand schon Schwenkfeld, welcher noch in persönlicher Verbindung mit Luther stand, dieser begründe nur ein neues Reich des Buchstabens und helfe dem christlichen Leben nicht auf: seine eigene Lehre klingt aber höchst pantheistisch. — Schwenkfeld. Osiander (gestorben 1552) aber betrachtete die Menschwerdung Gottes als ein wesentliches und nothwendiges Element in der göttlichen Lebensentwicklung, Gott wäre Mensch geworden, wenn der Mensch auch nicht gesündigt hätte. Gott ist Subject und Object seines Rathschlusses.[1] — Osiander. Weigel, Pfarrer in Tschoppau, geboren 1533, gestorben 1588, sah die kirchlichen Dogmen nur als Allegorien für innere Welt- und Gottesverhältnisse an. Der Mensch ist ihm der Mikrokosmus, die Welt im kleinen zugleich ein Bild und Sohn Gottes. In der Selbsterkenntnis ist zugleich Welt- und Gotteserkenntnis. So redet er in seiner Schrift „Erkenne dich selbst“ Gott mit den Worten an: „Meine Augen sind deine Augen, meine Erkenntnis ist deine Erkenntnis, du erkennst und siehest Weigel.

---

[1]) Plank, Geschichte der Entstehung der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs, I. Bd., II, S. 258. — Osiander, geboren zu Gunzenhausen, war ein Eiferer für die Reformation Luthers in Nürnberg, gerieth aber seit 1531 in Streit mit seinen Collegen, weil er die innere wirkliche Gerechtigkeit des Menschen für nothwendig zur Seligkeit hielt. 1548 wurde er Pastor in Königsberg, 1549 Professor der Theologie an der neuerrichteten Universität, 1551 Vicepräsident des Bisthums Ermeland.

dich selber, das ist durch mich." Mit anderen Worten: Gott kommt im Menschen zum Selbstbewusstsein. Dieses innere Licht sei das wahrhafte Wort Gottes im Menschen, gegen welches alle Schrift nichts ist. Alles Äußerliche sei nur Schatten und Schale, das nur Wert habe für die Erweckung des Inneren. Gott sei nicht einmal Mensch geworden, die Menschwerdung finde beständig statt.[1])

Jakob Böhme. Der größte Mystiker oder Theosoph, der in der protestantischen Kirche entstand, ist Jakob Böhme, ein Mann merkwürdig durch die Innigkeit seines frommen Gemüthes, der, obschon nur ein schlichter dürftiger Handwerker, den Flug zu den höchsten Fragen der Philosophie wagt, und sie in einer Sprache von ursprünglicher Kraft und Fülle und mit einer seltenen Tiefe der Anschauung und hellsehendem Natursinn behandelt. Oft überwiegt die Phantasie, an deren Kraft Böhme einem Milton nicht nachsteht; seine Werke sind reich an poetischen Schönheiten wie an speculativen Betrachtungen. Ein Kind des Volkes, nicht verbildet, will Böhme den inneren Kern der Christuslehre mittheilen; aber nicht gebildet genug, spricht er oft, ohne es zu wollen, den schroffsten Pantheismus aus.

Lebensgang. Jakob Böhme,[2]) der Sohn armer Bauersleute, 1575 geboren zu Altseidenberg bei Görlitz in der Oberlausitz, war ein stilles, nachdenkliches Kind und hatte als Knabe eine reiche Phantasie, welche im Anblicke einer großartigen Natur und das einsame Leben als Hirte nur verstärkte, und schon Zustände des Hellsehens. Wir vernehmen dies aus der Erzählung, wie er, der sonst mit andern Knaben das Vieh hütete, einmal allein auf dem Landskron den Berg offen und in der Tiefe ein großes Gefäß voll Gold sah, worüber ihn ein Grausen erfasste, so dass er davonfloh. Als er mit den Kameraden zurückkehrte, konnte er die Öffnung nicht mehr finden. Nachdem er in der Dorfschule nothdürftig lesen und schreiben gelernt, kam er zu einem Schuhmacher in Görlitz in die Lehre. Die sitzende Lebensart konnte seinen Hang zur Grübelei nur verstärken. Da sagte ihm einmal ein Fremder, der Schuhe von ihm kaufte: „Jakob, du bist klein, aber du wirst groß werden, dass sich die Welt über dich verwundert. Sei fromm, fürchte Gott und ehre sein Wort. Lies gerne in der Heiligen Schrift, dann findest du Unterweisung und Trost, denn du wirst viel Noth und Armut mit Verfolgung leiden müssen, doch sei getrost und bleibe beständig, denn du bist Gott lieb und er ist dir gnädig." Böhme wurde nachdenklich und der Meister, dem er das gotteslästerliche Reden und Fluchen verwies, entließ den seltsamen Hauspropheten. Auf seiner Wanderung lebte er eingezogen, seinen Gedanken nachhängend, von niemand verstanden, die einen hielten ihn für hochmüthig, die andern für einen Narren; sein friedliches Gemüth ward oft verletzt durch den Streit der Zionswächter; statt der freudigen Botschaft der Liebe vernahm er nur Sectenhass. Das trieb ihn zu eifrigem Forschen in der Bibel und in religiösen und astrologischen Werken: er las Paracelsus und Schriften der Mystiker, und sagt darum in seiner „Aurora": „Ich habe viel hoher Meister Schriften gelesen." — Ihn tröstete die Zusage des Heilands, dass der Vater denen, welche ihn darum bitten, seinen

---

[1]) Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie. Weigel, sonst ein musterhafter Pastor, hatte den Muth nicht, seine eigensten Ansichten zu bekennen, sie erschienen erst nach seinem Tode.
[2]) Sein Leben, von Franckenberg verfasst, in der Amsterdamer Ausgabe von 1682.

heiligen Geist gebe. Und wieder kam eine Verzückung über ihn, er stand mit göttlichem Lichte umflossen sieben Tage lang im himmlischen Freudenreiche. — 1594 kam Böhme nach Görlitz zurück, heiratete eine Bürgerstochter, mit welcher er dreißig Jahre in glücklicher Ehe lebte, und verdiente als Schuhmacher sein Brot im Schweiße seines Angesichtes. 1600 kam wieder eine Entzückung über

Entzückung.

ihn: beim Blick auf ein blankgescheuertes zinnernes Gefäß schaute er den tiefsten Grund des Lebens, und war es ihm, als sei er in den Mittelpunkt der geheimen Natur eingeführt. Zweifelnd an seinem Gesichte gieng er vor das Thor ins Grüne, aber da war es ihm, als sehe er allen Geschöpfen ins Herz. Freude kam über ihn, er dankte Gott aus ganzem Herzen und kehrte in seine Hütte zurück. Zehn Jahre später kam wieder eine ähnliche Erregung über ihn und der Drang, das Geoffenbarte niederzuschreiben. So entstand 1612 die „Morgenröthe im Auf-

Erste Schrift.

gang", in welcher er sich von den ihn drängenden Anschauungen Luft machte. Böhme dachte nicht an Veröffentlichung, er schrieb nur für sich, wie er später in der ersten Apologie sagt: „Ich verstund nach Laienart wenig die hohen Glaubensartikel, noch viel weniger die Natur, bis mir das Licht in der ewigen Natur anhob zu scheinen, davon ich sosehr lüstern ward, dass ich anfieng und wollte mir meine Erkenntnis zu einem Memorial aufschreiben, denn der Geist gieng hindurch als ein Blitz und sah in Grund der Ewigkeit, oder wie ein Platzregen vorübergeht, was er trifft, das trifft er; also giengs auch mir. Ich fieng an zu schreiben als ein Knabe in der Schule und schrieb also in meiner Erkenntnis und eifrigem Triebe immerhin fort." — Ein Bekannter sah bei ihm die Handschrift, bat sie sich aus und ließ sie eiligst abschreiben, so kam sie unter die Leute — und auch unter die Augen des Hauptpastors Richter, eines Zeloten, der, statt den Mann

Verfolgung.

und seine Eigenart kennen zu lernen und ihn liebevoll zu belehren, gegen ihn von der Kanzel herab losdonnerte, als sei er ein Ketzer und Aufrührer. Der Angeschuldigte fragte nach dem Gottesdienst den Prediger gelassen, worin er gefehlt habe, er wolle es ja gerne wieder gut machen; doch der Pastor drohte mit dem Thurm, wenn er sich nicht gleich entferne. Am andern Tage ward Böhme vor den Rath befohlen, ihm sein Manuscript abgefordert und er sogleich aus der Stadt verbannt, 1613; doch ward er bald wieder zurückgerufen, ihm aber bedeutet, er solle bei seinem Leisten bleiben, und ihm das Bücherschreiben untersagt. Fünf Jahre hindurch hielt sich Böhme an das Verbot[1]) in hartem Kampf mit dem Drange seiner Natur. Dann aber wollte er Gott mehr gehorchen als den Menschen und blieb ein eifriger Schriftsteller bis an sein Lebensende. Die „Morgenröthe" hatte ihm Freunde erworben. Der Director des chemischen Laboratoriums in Dresden, Dr. Walter, welcher sechs Jahre im Wissensdurst den Orient bereist hatte, gestand ihm, dass er bei ihm in aller Reinheit und Fülle gefunden, was er auswärts vergebens gesucht habe, und begrüßte ihn als „Philosophus Teutonicus". Für das Ausleihen oder Abschreibenlassen erhielt Böhme Korn, Geld u. dgl.; er hatte also nicht mehr nöthig, Schuhe zu machen und gab sein Handwerk auf. Es gab Männer, welche hinlänglich erkannten, dass hier ein neues Element sei, und Böhmes Bücher durch Abschreiben verbreiteten. Die Presse in Schlesien stand unter der Censur der Orthodoxen, deshalb wurden Böhmes Schriften meist in Holland gedruckt und dort wie auch in England viel gelesen,[2])

[1]) Frankenberg, Jakob Böhmes Lebenslauf, Nr. 15.

[2]) Sparrow und Taylor übersetzten Böhmes Werke ins Englische, Podarge schrieb Erläuterungen dazu, Leade gründete die Gesellschaft der Philadelphier zur Verbreitung seiner Lehre.

i·· Niederdeutsche und ins Englische übersetzt. Ein hochgebildeter schlesischer Edelmann, Abraham von Franckenberg (geboren 1593 zu Ludwigsdorf bei Öls, gestorben 1652), welcher längere Zeit in Amsterdam lebte, vermittelte, dass fünf Abhandlungen Böhmes, von denen er entzückt war, dort unter dem Titel: „Der Weg zu Christo" im Druck erschienen. Von ihm rührt auch die Lebensbeschreibung Böhmes, welche vor der Ausgabe seiner Werke steht, und in der er unter anderem die Persönlichkeit seines Lehrers also schildert: „Seine äußere Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem Ansehen, kleiner Statur, niedriger Stirne, erhobener Schläfe, etwas gekrümmter Nase, grau und fast himmelblaulich glänzenden Augen, sonst wie die Fenster am Tempel Salomonis, kurz dünnen Bartes, kleinlautender Stimme, doch holdseliger Rede, züchtig in Geberden, bescheidentlich in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leben, sanftmüthig im Herzen." Das Bekenntnis der schlesischen Mystiker lag in dem Verse, welchen Böhme in ein Stammbuch schrieb:

Wem Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit von allem Leid.

Franckenberg [1]) gab selber mystische Schriften heraus. Sein Denkspruch war:

Die Natur sagt, ich vermag es nicht,
Die Schrift zeigt den Unterricht.
Die Gnade spricht, ich bin das Licht,
Der Geist bekennt und leugnet nicht.

Franckenberg las, wie Böhme, alchemistische Schriften, auch Theophrastus Paracelsus, nicht zum Vortheil für seine Arbeiten. Trotz dieser trübenden Lectüre blieb bei Böhme der Natursinn stark; ein Arzt Köber bemerkte, wie Böhme aus Gestalt und Farbe einer Pflanze ihre Eigenschaften errieth und aus dem Klang eines fremden Wortes richtig auf dessen Bedeutung schloss. [2]) Beim Wort „Idea" rief er entzückt aus, es werde ihm dadurch das Bild einer reinen, schönen himmlischen Jungfrau erweckt. Böhme stand in hohem Ansehen, manche kamen, bei ihm Trost und Belehrung zu suchen, die er gerne spendete. Doch gieng es nicht ohne einen letzten Hauptsturm ab. Als Franckenberg Böhmes „Weg zu Christo" drucken ließ, griff ihn der Oberpfarrer von Görlitz noch einmal an, Böhme aber gab scharfe Antwort. Da bat ihn der Rath von Görlitz, auf einige Zeit die Stadt zu verlassen. Seine Freunde wollten ihn auf ihren Schlössern beherbergen, Böhme aber gieng nach Dresden, um sich vor seinem Landesherrn — denn die Lausitz stand seit 1620 unter Sachsen — zu vertheidigen. Dort fand ein Gespräch mit vier Theologen, zwei Ärzten und dem Kurfürsten statt. Das Urtheil lautete: „Böhme ist ein Mann von wunderbar hohen Geistesgaben, die man jetzt weder verdammen noch approbieren kann. Wie können wir urtheilen, was wir nicht begriffen haben? Gott bekehre den Mann, so er irret, und erhalte uns bei seiner Wahrheit." [3]) Böhme kehrte nach Görlitz zurück, doch seine Tage waren gezählt, er starb 21. November 1624 nach einer Verzückung, in welcher er schöne Musik hörte und seinen Sohn bat, die Thüre zu öffnen, damit der

berg. Prüfung.

---

[1]) Kahlert, Angelus Silesius. Breslau 1813. S. 6.
[2]) Franckenberg, l. c. Nr. 20.
[3]) Weißners, Wahrhaftige Relation von dem Examen in Dresden.

Gesang besser hereinkomme, mit den Worten: „Nun fahre ich ins Paradies.“ Noch um seine Leiche entstand Streit: die protestantische Geistlichkeit verweigerte die feierliche Bestattung, der katholische Landvogt Hannibal von Dohna befahl sie. Übrigens wurde der Sohn seines Hauptgegners, des Oberpfarrers Richter, der eifrigste Verbreiter seiner Schriften. In neuerer Zeit hat ihn Schelling und die romantische Schule wieder zu Ehren gebracht. Novalis singt von ihm:

Es sind an mir durch Gottes Gnade
Der höchsten Wunder viel geschehen;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sah'n meine Augen offen stehen.
Ich habe treulich aufgeschrieben,
Was inn're Lust mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Friedrich Schlegel rühmt seine hocherleuchtete Phantasie und die dichterischen Schönheiten in seinen Werken, die ursprüngliche Kraft in seiner Sprache und sagt: „Die Quellen der Natur sind jedem stillen und frommen Gemüthe zugänglich, weil ihre Adern dem innern Lebensstrom der menschlichen Seele mit einverwebt sind; und dem kindlichen Auge ist vielleicht Manches schon klar und durchsichtig, was für das künstliche Fernrohr und die äußern Sehanstalten des gelehrten Untersuchers oft noch mit einer siebenfachen Decke und Wolke verhüllt ist. Es gibt auch für die Natur eine eigenthümliche Offenbarung im unmittelbaren Gefühl ihres inneren Lebens; und wie unsere Zeit in der Erkenntnis der göttlichen Dinge, nach langen Mühsalen des irrenden Denkens, mehr und mehr wieder zu der einfachen Klarheit des Glaubens zurückgekehrt ist, so wird auch die Naturwissenschaft gerade in unsern Tagen wieder den Rückweg nehmen müssen zu jenen ersten Quellen der innern Anschauung und eines noch nicht verbildeten und gestörten, sondern noch von Grund aus hellsehenden Natursinnes, als dem innern Born der Offenbarung für jene Wissenschaft, welche zwar nicht den Schöpfer, wohl aber die Herrlichkeit seiner Schöpfung, die Menschen erkennen lehren soll. Obgleich nun dem christlichen Naturdenker, wenn er außerhalb der katholischen Kirche steht, mit so viel erhöhenden Gnadenwirkungen der Seele auch die letzte Klarheit des Geistes immer fehlen wird; so muss es doch wohl unterschieden werden, ob jene Absonderung aus der eigenen Gesinnung des Zwiespaltes herstammt, oder nur durch den unverschuldeten Zufall der Geburt, ohne selbst weitern Antheil an dem Geiste des Haders zu nehmen, veranlasst wurde.“

Bedeutung.

Anlage.

Ziel.

Gewiss ist, Böhme wollte mit seinen Schriften das Gute stiften und den wahren Glauben verbreiten, und war von seinen Gedanken eher fortgerissen, als dass er sie beherrschte. Er selber sagt: „Wenn ich denke, warum ich schreibe, und es nicht andern Scharfsinnigen überlasse, so finde ich, dass mein Geist in diesem Wesen, davon ich schreibe, ganz entzückt ist; es ist ein lebendig laufend Feuer dieser Dinge in meinem Geist. Darum, was ich mir auch sonst vornehme, so quillt immer das Ding oben und bin also in meinem Geiste damit gefangen, und ist mir auferlegt als ein Werk, das ich treiben muss. — Ich habe viel tausendmal zu Gott gefleht, wenn mein Wissen nicht zu seiner Ehre und meinen Brüdern nicht zur Besserung dienen sollte, möchte er dasselbe von mir nehmen und mich nur in seiner Liebe erhalten. Aber ich befand, dass ich mit meinem Flehen das Feuer nur heftiger in mir entzündete, und in solchem Entzünden und Erkennen

Drang Ideen.

habe ich meine Bücher geschrieben.[1]) — Ich weiß selber nicht, wie mir damit geschieht, ohne dass ich den treibenden Willen habe; weiß auch nichts, was ich schreiben soll, denn wenn ich schreibe, dictiert mir der Geist, dass ich oft nicht weiß, ob ich nach meinem Geist in dieser Welt bin und mich des hoch erfreue." — Aber nicht minder gewiss ist, dass Böhme, trotz seiner religiösen Begeisterung, unter der Herrschaft einer regellosen Phantasie, und beim Mangel an jeder Schule und Vorbildung und angeweht von Gedanken, die er in frühern Mystikern, oder im Umgang mit unklaren Geistern seiner Zeit fand, sehr oft, ohne es eigentlich zu wollen, im derbsten Pantheismus steckt.[2]) Böhme sagt von Gott, er sei nichts, aber auch, er sei alles, d. h. er sei nicht ein Bestimmtes, aber in ihm liege die Welt, die ganze Creatur. Im Nichts ist der ewige Wille zur Offenbarung, das Nichts ist ihm eine Sucht nach Etwas. Gott offenbart sich als Alles, er ist das Auge alles Sehens und der Grund aller Wesen. Das Leben der Gottheit ist ein ewiger Process, derart, dass sich Gott als Nichts in Gott dem Sohn, d. h. in dem Etwas findet, und dass die wirkliche Identität des Vaters und des Sohnes, des Nichts und des Etwas, in einem Dritten, dem Geist, erkannt und ausgesprochen wird. „Die Natur und Creatur", sagt Böhme, „ist sein Etwas, womit er sich sichtbar empfindlich und findlich macht, beides nach der Zeit und Ewigkeit." Nicht minder pantheistisch ist der Satz: „Das Wesen aller Wesen ist nur ein einiges Wesen, aber es scheidet sich in seiner Gebärung in Licht und Finsternis, in Freud und Leid, in Gutes und Böses, in Liebe und Zorn, in Licht und Feuer, und aus diesen zwei ewigen Anfängen in dem dritten Anfang, nämlich in die Schöpfung zu seinem eigenen Liebespiel, nach der ewigen Begierde Eigenschaft."[3]) Damit ist der Ursprung des Bösen in Gott selbst verlegt. In den „Drei Principien"[4]) sagt Böhme: „Da nun Gott diese Welt sammt

Pantheismus.

Trinität.

---

[1]) „Von den drei Principien", 24, Nr. 12, 16; II, Nr. 10. — In der Regel führt man 21 Schriften an. Die Amsterdamer Ausgabe von 1682 zählt ihrer jedoch 31 auf, und zwar nach den Jahren, also 1612: Die Morgenröthe im Aufgang. — 1619: Von den drei Principien. — 1620: Vom dreifachen Leben des Menschen. Antwort auf die 40 Fragen von der Seele. Von der Menschwerdung Christi, von seinem Leiden, Sterben und Auferstehung, item vom Baume des Glaubens. Ein Buch von sechs Punkten. Vom himmlischen und irdischen Mysterio. Von den letzten Zeiten. — 1621: De signatura rerum, oder von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen. Von den vier Complexionen. Apologia an Balthasar Tilken. Bedenken über Esaias Stiefeln. — 1622: Von der wahren Buße. Von wahrer Gelassenheit. Von der Wiedergeburt. De poenitentia. — 1623: Von der Vorsehung und Gnadenwahl. Mysterium magnum über die Genesis. — 1624: Eine Tafel der Principiorum. Vom übersinnlichen Leben. Von göttlicher Beschaulichkeit. Von den zwei Testamenten Christi. Gespräch einer erleuchteten und unerleuchteten Seele. Apologia wider den Primarium zu Görlitz, Gregorium Richter. Von 177 theosophischen Fragen. Auszug des Mysterii magni. Ein Gebetbüchlein. Tafel der göttlichen Offenbarung der drei Welten; gehört zur 47. Epistel. Vom Irrthumb Ezechiel Meths. Vom jüngsten Gerichte. Briefe an unterschiedliche Personen. Die neueste Ausgabe seiner Werke in 7 Bänden, Leipzig 1831—1847, besorgte Schiebler. Sein Leben beschrieben Fouqué, Greiz 1831, Wuller, Stuttgart 1831, Hamberger, München 1834. Der Methodist Law lieferte 1765 eine neue Übersetzung.

[2]) Carriere, Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, Stuttgart 1847, will in seiner spannenden Darstellung Jakob Böhmes, S. 608, 725, nachweisen, unser Philosoph habe in der rechten Weise Immanenz und Transscendenz vereinigt. Schärfer urtheilen hierüber: L. Feuerbach, Geschichte der neuern Philosophie von Baco bis Spinoza, S. 131—184, und Staudenmaier, Philosophie des Christenthums. S. 726—740. Vermittelnd behandelt ihn Weiße und Fichtes Zeitschrift für Philosophie und Religion, XIV und XVI, 1845 und 1846.

[3]) Von göttlicher Beschaulichkeit, I, Nr. 9, 10.

[4]) L. c. I, Nr. 3, III, Nr. 21.

allem hat erschaffen, hat er keine andere Materie gehabt, daraus er es machte, als sein eigen Wesen, aus sich selbst." In ähnlicher Weise heißt es in der gleichen Schrift:[1]) „Der rechte Himmel, in dem Gott wohnet, ist aller Orten, auch mitten in der Erde; er begreift die Hölle, wo die Teufel wohnen; nichts ist außer Gott. Da er gewesen vor der Weltschöpfung, da ist er noch, in sich selbst und ist selbst das Wesen aller Wesen." Sich vertheidigend sagt Böhme in der „Apologie gegen Tilken":[2]) „Alles muss den Schöpfer aller Wesen loben. Die Teufel loben ihn in der Macht des Grimmes, und die Engel und Menschen loben ihn in der Macht der Liebe." Es ist dann ganz folgerichtig, wenn für Böhme Selbsterkenntnis ohne alles weitere schon Gotteserkenntnis ist, und wenn er meint, wenn wir uns finden, so finden wir alles. Wir dürften nirgends hinlaufen, um Gott zu suchen, wir seien in ihm alle ein Leib in vielen Gliedern, er habe uns ins Wesen geschaffen, auf dass ein Spiel in ihm sei. Liege doch Himmel und Erde mit allem Wesen, dazu Gott selber im Menschen; so ich mich selber lese, so lese ich in Gott den Menschen. Gott wolle sich im Menschen sehen und erkennen, Gottes Sehen sei unser Sehen. Indem die göttlichen Eigenschaften sich in Schiedlichkeit ausführen, entstehen die Kräfte der Natur und des Geistes. Gott sei das Auge alles Sehens und der Grund aller Wesen, er wolle und thue in sich selber immer nur ein Ding, nämlich er gebäre sich im Vater, Sohn und heiligen Geist. Er könne in sich selber nichts mehr, als nur sich selber wollen. Allerdings sagt dann Böhme wieder, man könne von keinem einzelnen Dinge sagen, dass es Gott sei; eine solche Religion habe der Teufel angenommen. Aber gleich darauf wieder: „Wo du bist, da ist eine Pforte Gottes, du musst sie nur aufschließen; wenn du den heiligen Gott im Himmel anbetest, so betest du ihn an in dem Himmel, der in dir ist." Der Heilige habe seine Kirche an allen Orten bei sich und nicht außer sich, der heilige Geist predige ihm aus allen Creaturen. Folgerichtig nimmt Böhme ein allgemeines Priesterthum der Erleuchteten an. Wer sich dem Mysterium Gottes einergeben habe, der sei Gottes Priester, denn er lehre aus Gott. Die Seele ist unserm Philosophen ein Gegenbild der Dreieinigkeit: die Kraft im ganzen Gemüth ist Gott der Vater; das Licht, das es erleuchtet, ist Gott der Sohn, und der Geist aus der Kraft und dem Lichte ist eine Seele, und bedeutet den heiligen Geist, der im ganzen Gott regiert, wie die Seele im Leib, dieser ist im Äußern nichts anderes, als was sie im Innern ist. Der Mensch steht höher als Engel und Teufel, denn diese offenbaren nur eine oder die andere Weise des Seins, während er ein Saitenspiel ist, aus dem die ganze volle Harmonie der Gottheit hervortönen kann. Gut und Bös liegen in seinem Herzen und er ist seiner selbst Macher, der Schöpfer seiner Worte, seiner Kräfte, ein Funke vom göttlichen Sprechen, hat er die Macht des Wiederaussprechens. Ein jeder Mensch ist sein eigener Gott und sein eigener Teufel. Gott läßt ihn frei, wenn er auch weiß, wohin der Wille sich wenden wird. Er macht aus uns, was wir wollen. Die Verstockung liegt im Eigenwillen. Wer sich selbst verwirft, der wird verworfen, Gott bestätigt nur unsere Wahl. Gott will uns alle gern haben und sich in uns offenbaren, wenn wir aber Teufel sein wollen, da kann er seinen Geist nicht in den gottlosen Willen geben; lassen wir aber das Fünklein der Liebe Gottes wieder ins Lebenslicht ein, welches immerdar vor uns steht und uns zuruft, so können wir gerettet werden. Wir haben Himmel und Hölle in

Alles ist Gott.

Gott.

Allgemeines Priesterthum.

Trinität.

Die Seele

Woher das Böse?

Vorbestimmung.

---

[1]) Nr. 140.

[2]) Gnadenwahl, 2, Nr. 1—4.

Sünde. uns. Unsere Ichheit ist die Schlange, der Christus den Kopf zertritt. — Keiner kann Gott schauen, wenn nicht zuvor Gott in ihm Mensch wird. Gottes Feuer muſs in uns brennen, Gottes Wille muſs unser Wille sein. Alle Sünde ist der Wille, der sich von Gott scheidet: da entsteht die Hoffart, die über andere sein und nichts Gleiches haben will; der Geist, der alles allein besitzen will und dem Menschen keine Ruhe läſst; der Neid, der sich selber vor giftigem Hunger friſst und doch nimmer satt wird. Die Gottlosen sind an Gott als die Todten, es ist kein Odem des göttlichen Lebens in ihnen.

Urzustand. Gott schuf Adam zum ewigen Leben ins Paradies mit himmlischer Vollkommenheit: er war hell, wie ein durchsichtig Glas, und war von der göttlichen Liebe wie die Welt von der Sonne durchleuchtet — und die Welt war ihm so sonnig und klar, wie er selbst; er verstand die Sprache Gottes und der Natur, und gab den Dingen nach ihren Eigenschaften den Namen. Sein Gemüth war wie das eines Kindes, welches mit den Wundern des Vaters spielt. Alles wollte Fall Adams. ihn haben. Als die Lust der Welt in Adam siegte, verblich in ihm das Bild Gottes. Die Natur hörte auf, ihm das holde Paradies zu sein, das himmlische Wesen wurde vom thierischen verschlungen. Nun muſste wieder das Herz Gottes mit seinem Licht in die Seele kommen, wenn sie gerettet werden sollte, denn in Erlösung. Gottes Herz herrscht kein Zwang, nur freiwilliger Liebesdienst. Dazu hat die ewige Liebe von je Voranstalt getroffen. Aber die Folgen der Sünde waren unabweisbar. Wäre Adam mit Gott vereinigt geblieben, die Menschen hätten nie eines Regenten bedurft; weil er aber ein Thier sein wollte, gab ihm Gott einen Jäger, der ihn bändigt, einen Richter, der die falsche Begierde straft. Aus dem Zorn entstand der Streit und der Krieg und die Ungleichheit der Menschen, der Adel und die Leibeigenheit, während doch alle nur aus einem Brunnen herrühren und nur ein Hirt und eine Herde sein soll. Jakob Böhme spricht ganz Socialismus socialistische Lehren aus, während er über das Treiben seiner Zeit aufs bitterste sich ausläſst. Die Welt meine, sie stehe jetzt im Flor, aber der Geist zeige ihm, daſs sie mitten in der Hölle stehe, denn sie verlasse die Liebe und hänge am Geiz, Wucher und Schinderei; es sei keine Barmherzigkeit in ihr. Ein wahrer Christ spreche nicht: das ist mein, die Stadt, das Dorf, das Land, das Fürstenthum, sondern sage aus ganzem Herzen und gutem Willen: es ist alles meines Gottes und seiner Kinder; er hat mich zum Verwalter und Haushälter darin gesetzt.

Sprache. Sinnreich sind die Bemerkungen Böhmes über die Sprache und den Grund der verschiedenen Religionen. Im Hall, meinte er, zeichnet der Geist seine eigene Gestaltnis und geht derselbe in eine andere Seele ein. Solange die Kräfte der Menschheit sich noch nicht ausgewickelt hatten, so redeten alle Menschen einerlei Sprache. Als die Völker selbstsüchtig auseinander giengen, da wurden auch ihre Zungen zertheilt; da sich jede Eigenschaft in eine Selbstheit und eigenen Verstand einführte, daſs sie einander nicht mehr verstanden. Aus den verschiedenen Zungen Religionen. sind auch die verschiedenen Religionen erboren, und jedes Volk hat sich in sonderlichem Einnehmen von Gott eingeführt, und die selbstsüchtigen Lehrer haben ihren Heidenthum eigenen Sinn in das prophetische Wort gelegt. — Die Heiden, meint Böhme, „haben die wirklichen Kräfte der Natur göttlich verehrt, und darum hat der Geist der Natur sich ihnen angeeignet und sie groß gemacht: aus der Seele der Welt haben ihnen ihre Götterbilder geantwortet. Ihr Glaube, und nicht der Teufel, hat dieselben bewegt; welche im Licht der Natur und in Reinigkeit lebten, die waren die freien Willenskinder und der Geist hat ihnen große Wunder eröffnet, wie an ihrer hinterlassenen Weisheit zu sehen ist. Auch in ihnen spiegelte sich

das heilige innere Reich, denn das Wort der Gnade lag auch in den Heiden. In Christo ward Gott und Mensch wieder eins. Der Heiland hat die menschlichen Eigenschaften wieder in die göttliche Harmonie eingeführt. Christus ist unser Bruder, und da er mit Gott geeinigt war, so wurde er Herr über alles und erschien die ganze Fülle der Gottheit in ihm leibhaftig. Er ist der Grundquell geworden, sein Wasser quillt in uns. Sein Leib ist die versöhnte Natur. Wenn wir der Eitelkeit los werden, ist Gott unsere Speise und wir die seine. Der Glaube ist ein Nehmen und Essen von Gottes Wesen. Wer recht betet, der wirkt innerlich mit Gott und gebiert äußerlich gute Werke. Das Ziel der Geschichte ist, dass die ganze Erde zum Gottesreich und die Menschheit eine Herde unter dem Hirten Christus werde — dann hat der Mensch auch das rechte Verständnis der Dinge und die rechte Kraft über die Natur. Christus.

Das sind einige Grundzüge der Lehre Böhmes. Überall dringt er auf den lebendigen wirksamen Glauben, gegenüber dem, der sich bloß an den Buchstaben der Schrift, an Formeln und Meinungen halte. Hätte er im zweiten Jahrhundert gelebt, Böhme wäre ohne Zweifel ein Neuplatoniker geworden. Er hat ein edles, sittliches Streben, aber Tiefes und Abgeschmacktes, Kraft und Fülle der Phantasie und wunderliche Einfälle gehen bei ihm durcheinander. Ihm fehlte die Schulbildung, Latein hat er nie lernen können und die deutsche Literatur seiner Zeit lag im Argen. Staunen müssen wir deshalb über die Kraft seiner Sprache, über die Originalität seiner Bilder. Dabei fehlt es ihm aber oft an einer logischen Eintheilung des Stoffes und sind daraus die Wiederholungen und Widersprüche zu erklären. Der Glaube, dass er nur vom Geist getrieben schreibe, gieng von ihm auf viele über, denen die Bibel nicht genug von göttlichen Dingen und Naturgeheimnissen zu enthalten schien und die von den Lehren der protestantischen Kirche nicht befriedigt waren. Sein eifriger Verehrer Gichtel aus Regensburg, welcher die erste und beste Sammlung seiner Schriften 1682 zu Amsterdam herausgab, stiftete eine eigene Secte, die der Engelsbrüder, denen die Schriften Böhmes sogar höher standen, als die heiligen Schriften. — Die Engelsbrüder blieben ehelos und gedachten durch Gebete und Bußwerke Genüge zu leisten für ihre Sünden und die der übrigen Menschen und Gottes Zorn über die Sünden der Welt zu besänftigen. Gichtel starb 1710 in Amsterdam, nachdem er wegen seiner Lehre dort zweimal verhaftet, an den Pranger gestellt und verbannt worden war; er war ein Schwärmer im vollen Sinne des Wortes; er behauptete, seine Seele sei fünf Tage nacheinander wie eine flammende Kugel zusammengerollt in ein feuriges Meer getaucht, dann mit der Sophia vermählt, dann beauftragt worden, Melchisedeks Priesterthum zu errichten. Engelsbrüder.

Von Jakob Böhme war auch Angelus Silesius angeregt oder, wie sein eigentlicher Name ist, Johannes Scheffler, geboren zu Breslau 1624, hier gebildet, dann in Straßburg, hierauf in Holland, wo er Böhmes Angelus Silesius.

Schriften kennen lernte. Wahrscheinlich traf er in Amsterdam mit Franckenberg zusammen, in Padua erlangte er 1648 den Doctorgrad und kam 1649 als Leibarzt an den Hof des Fürsten von Öls, welche Stelle er bis zum Tode seines Freundes Franckenberg, der sich in das nahe Ludwigsdorf zurückgezogen hatte, beibehielt. Nach seinem Hingang widmete er ihm einen schönen dichterischen Nachruf.[1]) Ganz im Geiste Jakob Böhmes ist der Schluss:

Wer Zeit nimmt ohne Zeit und Sorgen ohne Sorgen,
Wem gestern war wie heut und heute gilt wie morgen,
Wer alles gleiche schätzt, der tritt schon in der Zeit
In den gewünschten Stand der lieben Ewigkeit.

Von der protestantischen Kirche nicht befriedigt, trat Scheffler 1653 in Breslau zur römisch-katholischen über, und nahm von einem spanischen Mystiker des sechzehnten Jahrhunderts in der Firmung den Namen Angelus an. Bald trat er in den geistlichen Stand über und wurde ein eifriger Vertheidiger der alten Kirche. „Ich habe als ein aufrichtiger Christ gehandelt," erklärte er, „indem ich, was ich in meinem Herzen getragen, in gänzlicher Überzeugung meines Gewissens mit dem Munde öffentlich bekannt habe." — Seine Streitschriften athmen Feuer und Geist. 1661 wurde er Priester. 1657 schon waren seine beiden bedeutendsten Werke erschienen: „Der cherubinische Wandersmann" und die „Geistlichen Hirtenlieder". „Der cherubinische Wandersmann" enthält einen Schatz tiefer Gedanken und sprachlicher Eigenthümlichkeit, er besteht aus sechs Büchern, voll lose zusammenhängender in Alexandrinern vorgetragener Reimsprüche, welche seine Anschauungen über Metaphysik und speculative Theologie, Psychologie und Ethik, namentlich aber über das Verhältnis von Gott zur Welt anschaulich machen, auf das zarteste die Liebe zu Gott aussprechen, aber auch von der tiefsten Demuth oft in den höchsten Stolz überspringen. Zum Beispiel:

II, 109. Schau, diese Welt vergeht. Was? sie vergeht auch nicht,
Es ist nur Finsternis, was Gott an ihr zerbricht.

21. Was Gott ist, weiß man nicht: er ist nicht Licht, nicht Geist,
Nicht Wonnigkeit, nicht Eins, nicht was man Gottheit heißt,
Nicht Weisheit, nicht Verstand, nicht Liebe, Wille, Güte.
Kein Ding, kein Unding auch, kein Wesen, kein Gemüthe,
Er ist, was ich und du und keine Creatur,
Eh' wir geworden sind, was er ist, nie erfuhr.

VI, 189. Mensch, glaube dies gewiss, hast du nach all'm Begier,
So bist du bettelarm und hast doch nichts in dir.

I, 82. Halt an, wo laufst du hin? Der Himmel ist in dir,
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.

V, 320. Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür,
Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.

---

[1]) Mitgetheilt in der gehaltvollen Schrift Kahlerts: Angelus Silesius. Breslau 1853.

III, 160. Die Hoffnung höret auf, der Glaube kommt zum Schauen,
Die Sprachen red't man nicht, und alles, was wir bauen,
Vergehet mit der Zeit, die Liebe bleibt allein,
So lasst uns doch schon jetzt auf sie beflissen sein.

I, 222. Die Hoffnung ist mein Seil. Könnt' ein Verdammter hoffen,
Gott zög' ihn aus dem Pfuhl, in dem er ist ersoffen.

I, 61. Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.

IV, 150. Wer Gott hoch dienen will, der muss ihm ähnlich werden,
Christförmig sein an Lieb, an Leben und Geberden.

In manchen ist die selige Trunkenheit des Gefühls göttlicher Nähe, wie ein Rausch.

I, 9. Dass Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat er sowohl von mir, als ich von ihm empfangen.

, 10. Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Der Dichter meint nämlich, die Liebe binde Gott an die Menschen und ohne diese Eigenschaft könne er nicht existieren. Es sind Anklänge an Jakob Böhme, über welchen Angelus Silesius 1664 schreibt, er habe ihn so wenig für einen Propheten gehalten als Luther; — er danke aber Gott dafür, dass er mit seinen Schriften bekannt geworden sei, denn sie seien große Ursache gewesen, dass er zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen sei und sich in die katholische Kirche begeben habe. Der Dichter hat übrigens erklärt, dass er bei derartigen Sprüchen nie gemeint habe, dass die menschliche Seele ihre Geschaffenheit verlieren solle oder könne und durch die Vergötterung in Gott oder sein ungeschaffenes Wesen verwandelt werde, denn obwohl Gott allmächtig ist, könne er doch dieses nicht machen, dass eine Creatur natürlich und wesentlich Gott sei. Leibniz bemerkt in seiner „Theodicee“ hierüber, es sei am besten, so zu schreiben, dass man sich nicht zu entschuldigen oder zu erläutern brauche; übrigens müsse er gestehen, dass die oft übertriebenen Ausdrücke stärker ergreifen, als die regelmäßige Sprache der Prosa. An einer andern Stelle bemerkt der große Philosoph Ähnlichkeit in den Aussprüchen Schefflers mit Spinoza, sowie dass sich in allen Schriften der Mystiker oft Sätze finden, die nahezu an Gottlosigkeit streifen. — Sosehr die Protestanten dem Angelus Silesius wegen seines Abfalles grollten, haben sie doch mehrere Lieder aus seiner „Heiligen Seelenlust“ in ihre Gesangbücher aufgenommen. —

Die Pietisten. Jakob Spener.

Diese Mystiker klagen über die protestantische Kirche, weil dieselbe sie nicht befriedigen konnte. Ähnliche Beschwerden hören wir auch bei orthodoxen Theologen: die Kirche werde ein Babel, es thue eine Reformation noth; es frage sich, ob die Übelstände mit den Mitteln der lutherischen Kirche bewältigt werden könnten.[1]) Valentin Andrea (gestorben 1654) klagt, Klagen über die protestantische Kirche,

[1]) Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie, II, B. XVII, Cap. 5.

dass der leidige Satan in der Reformation nicht lange gefeiert, sondern das leidige Joch bald wieder anderwärts aufgelegt und seinen Esel umgürtet habe, und wünscht den Fürsten mehr Gottseligkeit und weniger Verschwendung, den Räthen mehr Muth und weniger Eigennutz, den Consistorien mehr Barmherzigkeit und weniger Verkuppelung, den Pfarrern mehr Wachsamkeit und weniger Einkünfte. Müller, Superintendent in Rostock (1675), klagte: „Die heutige Christenheit hat vier stumme Kirchengötzen, denen sie nachgeht: den Taufstein, Predigtstuhl, Beichtstuhl, Altar. Sie tröstet sich ihres äußerlichen Christenthums, dass sie getauft ist, Gottes Wort hört, zur Beichte geht, das Abendmahl empfängt, aber die innere Kraft des Christenthums verleugnet sie." Andere klagen, dass die Träger des Wortes und die Verwalter des Sacraments nicht den Muth und Ernst haben, auf diejenige Gestaltung des Gemeindelebens zu halten und zu dringen, welche allein dem Wesen des göttlichen Wortes und Sacramentes entsprechend ist.[1]) Namentlich wurde die Abhängigkeit der Geistlichen von den Fürsten schmerzlich empfunden. Schon Chyträus jammerte: „Die Politici haben auf Lutheri Unterricht desto begieriger das Evangelium angenommen, da sie das Joch der Bischöfe abwerfen und die Kirchengüter nehmen dürfen. Nun wollen sie aber jetzt nicht mehr auf die Kirchendiener sehen und über alle urtheilen. Also muss die Kirche nach dem Ausspruche der Höfe mehr, als nach dem Worte Gottes regiert werden." — Die Beichte, in der katholischen Kirche so wirksam, hatte in der protestantischen wenig Erfolg, Großgebauer sagt ganz richtig darüber: „Im Beichtstuhle geht nichts anderes vor, als ein allgemeines Bekenntnis der Sünden und alsdann eine Privatpredigt von der Gnade Gottes in Christo gegen alle bußfertigen Sünder, und der Schluss wird mit gewissem Beding gemacht, dass, wofern der beichtende Sünder wahre Buße thue, alsdann ihm alle seine Sünden vergeben sein sollen. Ist der zum Beichtstuhl Kommende bußfertig, so hat er schon Vergebung seiner Sünden bei Gott; ist er unbußfertig, so hilft ihm des Priesters Absolution nichts." Die Fürsten, welche das Kirchenregiment in der Hand hatten, unterstützten die Geistlichen nicht, wenn sie es mit der Kirchenzucht ernst nahmen, und gestatteten in vielen Fällen Loskaufung von der Kirchenstrafe durch Geld. Reiche Sünder verachteten oder verlachten die Geistlichen, die sie ernsthaft ermahnen wollten. Und doch hatte die Sittenverwilderung infolge des dreißigjährigen Krieges einen hohen Grad erreicht. Hencke bezeichnet den Zustand der protestantischen Kirche[2]) schneidig mit den Worten: es habe wohl kaum eine Zeit in der ganzen Geschichte der Kirche gegeben, wo das christliche Volk auch von den Inhabern des Amtes in so tiefer Noth so gründlich versäumt und vergessen worden wäre, wie damals. Die Handhabung der Lehre

über Mangel an Ernst,

an Freiheit,

an Beichterfolg.

[1]) Heinrich Schmid, Geschichte des Pietismus. Nördlingen 1873. S. 1—42.
[2]) Hencke, Georg Calixtus und seine Zeit. II. Bd., 1. Abth., S. 9.

war der einzige Spielraum der Prediger, nachdem die Kirchenzucht in den Händen der Obrigkeit war. Man war stolz auf die Reinheit der Lehre, predigte viel, bekämpfte fremde Ansichten: dabei hören wir aber die Klage, man könne sich kaum dem Verdacht der Schwärmerei entziehen, wenn man die Gottlosigkeit mit einem rechten Eifer treibe und dahin vermahne, dass doch auch in Übung gebracht werde, was man lehre.[1])

Ein Elsässer war es, der diese Gebrechen tief fühlte und ihnen abzuhelfen suchte, Philipp Jakob Spener, der Sohn eines Rathes der Grafen von Rappoltstein, geboren zu Rappoltsweiler, 13. Januar 1635.[2]) Von seinen wackern Eltern fromm erzogen und dem Dienste der Kirche geweiht, verlebte Spener ein reines Jugendleben. 1651 bezog er die Universität Straßburg, wo er mit Eifer griechische und hebräische Sprache und Literatur betrieb. Die dortige Facultät war streng lutherisch, doch bemühte man sich auch um die Erbauung der Gemeinde, nicht bloß um orthodoxes Predigen. 1653 wurde Spener Magister, 1654 Lehrer zweier Pfalzgrafen bei Rhein. Daneben hielt er Vorlesungen über Logik, Mathematik, Physik und Genealogie. 1659 gieng er nach Basel, um beim berühmten Johann Buxtorf den Unterricht im Rabbinischen zu genießen. Daneben hielt er Vorlesungen über Geschichte und Geographie. In Genf kam er dann mit Waldensern in Berührung. Eine Reise nach Lyon erweiterte seinen Gesichtskreis. Dann hielt er wieder Vorlesungen in Tübingen, 1663 bekam er eine Freipredigerstelle in Straßburg, die ihm Muße ließ, seinen Studien und Vorlesungen obzuliegen. Speners Ausbildung ist demnach keine einseitige, sein Ruf war makellos, sein Eifer für die Kirche warm, sein ganzes Wesen so ernst, dass er, als man ihm zur Ehe rieth, beschloss, eine Witwe zu heiraten, deren Mann von verdrießlichem Humor gewesen, damit sie so viel weniger Mühe hätte, mit ihm sich zu gewöhnen — übrigens war die Wahl glücklich und die Ehe mit elf Kindern gesegnet. 1666 erhielt er einen Ruf als erster Pfarrer nach Frankfurt am Main und dort erst begann seine weitreichende Wirksamkeit. Spener.

Spener war ein tüchtiger Redner, der mit Vermeidung aller rhetorischen und scholastischen Kunststücke den Kern der christlichen Lehre seinen Zuhörern ans Herz legen wollte. Gegenüber der Meinung seiner Standesgenossen, als ob alles gethan wäre, wenn nur die reine Lehre erhalten werde, betonte er nun, dass allerdings nur der Glaube selig mache, aber dass er sich in Werken bethätigen müsse, wenn er recht vorhanden sei. Bald kam er auf einen noch eingreifenderen Satz; nicht am Bekenntnisse, nicht an der Kirche, zu der jemand gehöre, erkenne man seinen Glauben, sondern an seiner Wiedergeburt. Als ihm einige eifrige Freunde klagten, wie bei den üblichen Zusammenkünften nur über den Nebenmenschen Böses geredet oder unziemlicher Scherz oder Kurzweil getrieben werde, veranstaltete er zweimal in der Woche Versammlungen in seinem Hause, Collegia pietatis, woher die Richtung den Namen Glaube und Werke. Collegia pietatis.

---

[1]) Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie, II, B. VII, XVII. Cap. 5, 11.

[2]) Philipp Jakob Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung von Wilhelm Hoßbach, evangelischen Prediger an der Jerusalems- und Neuen Kirche zu Berlin. Berlin 1828. I. Theil, S. 1—185. — Schmid, Geschichte des Pietismus.

Pietismus bekam, die er mit einem kurzen Gebete eröffnete, worauf aus einem frommen Buche etwas vorgelesen und dann darüber gesprochen wurde. Reden, die zur Erbauung nicht sonderlich diensam waren, und theologische Streitfragen waren ausgeschlossen. Bald legte man menschliche Bücher beiseite und griff zur Bibel. Spener las einen Abschnitt vor und erklärte jeden einzelnen Vers nach dem Wortverstande und schloss, wenn keiner der Anwesenden eine Bemerkung dazu zu machen hatte, die Versammlung mit einer Ermahnung und einem Gebete. Daher der Name „Pietisten." Jedermann hatte freien Zutritt. Anfangs kamen nur wenige, nach und nach aber Leute jeden Standes, Alters und Geschlechtes. Von der Kanzel arbeitete Spener zugleich zwei Anschauungen entgegen, die damals unter den Lutheranern verbreitet waren, dass einem Christen, der doch allein durch den Glauben gerechtfertigt werde, nicht nöthig sei, dass er mit solcher Sorgfalt in den Wegen des Herrn wandle, und dass dem Gläubigen in diesem Leben es nicht möglich sei, aus göttlicher Gnade ein solches Leben zu führen, dass er die Sünde nicht mehr bei sich solle herrschen lassen, — Ansichten, die nur Folge waren der Lehre Luthers vom alleinseligmachenden Glauben. 1675 gab Spener, als Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Arndischen Postille, „Pia desideria" heraus oder „Herzliche Wünsche nach Gott gefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche sammt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen Vorschlägen". In dieser Schrift schildert Spener mit scharfen Strichen den Zustand der protestantischen Kirche: die Fürsten, welche die Kirche knechten, die Geistlichen, die das erste Gebot des Christenthums, sich selbst zu verleugnen, nicht kennen, die prunken mit unfruchtbarem Wissen und meinen, mit Aufrechthaltung der reinen Lehre sei alles gethan; die Laien, die ein unchristliches Leben führen und in der Meinung, sie würden selig, wenn sie nur den rechten Glauben hätten, in eine falsche Sicherheit sich einwiegen. Eine allgemeine Kirchenversammlung, um den großen Schäden abzuhelfen, sei nicht möglich; christliche Prediger müssten daher in Schriften sich ihre Vorschläge mittheilen. Spener schlägt vor, das Wort Gottes reichlicher unter die Leute zu bringen, dahin zu wirken, dass namentlich das Neue Testament in den Häusern fleißig gelesen werde; ferner solle man nach dem gewöhnlichen Gottesdienste Versammlungen abhalten, in welchen jeder seine Bedenken vorbringen und sich Belehrung verschaffen könne — die Prediger lernten dadurch ihre Zuhörer und deren Bedürfnisse genauer kennen; die Christen hätten dabei Gelegenheit, ihr Recht des geistlichen Priesterthums zu üben, da nicht nur der Prediger, sondern alle Christen von ihrem Erlöser zu Priestern gemacht, mit dem heiligen Geiste gesalbt, und zu geistlichen, priesterlichen Verrichtungen gewidmet seien. Man müsste drittens allen wohl einschärfen, dass es mit dem Wissen im Christenthume durchaus nicht genug sei, sondern dass es vielmehr in der Werkthätigkeit bestehe und vor allem in der Übung der Liebe; zur

Pia desideria.

Pietismus.

Glauben ohne Werke.

Liebe und zur Versöhnlichkeit solle man sie namentlich anhalten. Viertens, für Ungläubige und Falschgläubige solle man beten, ihnen kein Ärgernis geben, sondern mit gutem Beispiele vorangehen und, wo es gelte, sie zu belehren und der Wahrheit Zeugnis zu geben, es ohne Bitterkeit und fleischlichen Eifer thun. Fünftens müsse man besonders für Bildung tüchtiger Geistlicher auf Schulen und Universitäten sorgen. Die Professoren sollten zugleich Erzieher sein und den Studenten nicht weniger ihr Fleiß und Fortschritt, sondern auch das gottselige Leben am Herzen liegen: sie sollten nicht bloß die Theologie, sondern auch die Kunst lernen, sich selbst zu erkennen und zu beherrschen. In den Streitigkeiten solle Maß gehalten und die ganze Theologie wieder zur apostolischen Einfalt zurückgebracht werden. Außer der Bibel seien zum Lesen nützlich die Schriften Taulers, die deutsche Theologie und Thomas von Kempen. Den Studierenden solle Gelegenheit gegeben werden, Unwissende zu belehren, Kranke zu trösten und sich im Predigen zu üben. In den Predigten solle nicht mit Gelehrsamkeit geprunkt, sondern Erweckung des Glaubens und der Früchte desselben erzielt werden. Um diese Punkte dreht sich nun vierzig Jahre hindurch der Streit in der protestantischen Kirche: sie enthalten indirect das Geständnis, dass die Reformation Luthers nicht vollständig sei. In einem Schreiben an den Herzog Ernst von Gotha greift Spener die Unfehlbarkeit der symbolischen Bücher an: man könne Abweichungen von der Lehre nur dann für Ketzerei erklären, wenn dies aus der Schrift erwiesen wäre. Luther verlange selbst nicht, dass man seine Schriften vergöttere; man finde in ihnen ungeheuere Geisteskraft, aber auch viel Menschliches. Ein Riese bleibt groß und ein Zwerg klein, indessen wo der Zwerg auf des Riesen Achsel stehe, sehe er doch weiter als der Riese.

Gebet für Irrende

Streitpunkte.

Die „Pia desideria“ fanden anfangs die beste Aufnahme. Von vielen Seiten kamen zustimmende Briefe. Collegia pietatis wurden in vielen Städten nachgeahmt. Dies gab Spener Ermuthigung zu zwei weiteren Schriften: „Das göttliche Priesterthum aus geistlichem Worte kürzlich beschrieben“ und das „Sendschreiben an einen christeifrigen ausländischen Theologen“. Er legt darin großen Wert auf Hausversammlungen. Die Gemeinden müssten mit Hand ans Werk legen und jeder in seinem Kreise mitwirken, dass wieder mehr Ernst in der Gottseligkeit entstehe. Er will von unten nach oben wirken, es sollten ecclesiolae in ecclesia, kleine fromme Kreise sich bilden, die sich immer mehr erweitern und andere heranziehen, gleichsam glühende Kohlen, von welchen die in der Nähe liegenden todten Kohlen wieder entzündet werden.

Weitere Schriften.

Aber auch falscher Lehren ward Spener bald angeklagt. Vieles Gerede entstand gegen diese Versammlungen: Weiber und Mägde fiengen an zu predigen, die Weiber vernachlässigten dabei ihre Haushaltung und das Gesinde den Dienst der Herrschaft; sie unterstünden sich, jedermann zu strafen, sie entzögen sich den Ihrigen, sie möchten etwas Besonderes sein und verachteten andere neben sich;

Anklagen.

man erkenne sie schon an ihrem bleichen und betrübten Gesicht. Darum verbot die städtische Regierung solche Conventikel, dem Rathe in Frankfurt waren sie zuwider. Spener vertheidigte sich: es seien nur viele in einen heiligen Schrecken versetzt; die Kraft des Wortes Gottes gehe eben jetzt vielen durchs Herz; es sei Zeit, die Reformation Luthers zu vollenden; es fehle der Kirche besonders an der Reinheit. Die Quelle des Verderbens sei namentlich, dass dem dritten Stande seine Rechte entzogen seien: der ganzen Kirche, wozu die Laien mitgehören, seien die Himmelsgüter, die Sacramente, die Schlüssel anvertraut, nicht den Fürsten oder den Predigern allein. In Beurtheilung anderer Confessionen erweist er sich mild: er setzt den wahren Glauben in die göttliche Wirkung des herzlichen Vertrauens auf Gottes Gnade und Christi Verdienst: da sei die Seligkeit, wenn auch in andern Artikeln Irrthümer sein mögen. Auch über die Mystiker spricht er sich ehrend aus, er wollte Jakob Böhmes Schriften nicht verurtheilen.

Vertheidigung.

Spener hat der Bewegung den Anstoß gegeben, — sie gieng jetzt in manchen Dingen weiter, als er wollte. Darauf hat seine Schrift, „Die Klagen über das verdorbene Christenthum, Missbrauch und rechten Gebrauch", Bezug. Man sprach von hochmüthigem Separatismus. Auf der anderen Seite waren es namentlich Bürger, welche die alte Einfalt der Väter in einer verkommenen Zeit bewahrt hatten, arme Bauern, die mit Lasten überbürdet, im Glauben Trost und Stärkung fanden, das tiefe Elend zu ertragen. Aber auch der Adel wurde gewonnen, besonders der hohe. Spener hatte von Jugend auf viel mit der vornehmen Welt verkehrt und sein reichhaltiges Werk über die Heraldik (1680) schmeichelte der Standeseitelkeit, wo seine Ideen nicht zündeten. Insbesondere vornehme Damen wurden eifrig für die Lehren des schlichten Predigers und verbreiteten sie mit Erfolg, so eine Gräfin Solms.[1] Barthold sagt von ihr: „Sie übte durch ihre musterhafte Frömmigkeit, durch ihre Verbindung mit fränkischen, sächsischen, wetterau'schen Geschlechtern, durch Heiraten in gesinnungsverwandten Grafenfamilien, einen nicht zu berechnenden, spät dauernden Einfluss auf die hohe, deutsche Aristokratie aus und verknüpfte bis nach Schlesien, Niedersachsen, Holstein und Alt-Preußen, ja nach Petersburg hinauf, eine glanzvolle, aber stille Gemeinde zu einer großen, gottseligen Familie, deren Glieder nach denselben Grundsätzen und Sitten, wie durch ein napoleonisches Hausgesetz erzogen, überall auch dasselbe gesellschaftliche Gepräge an sich trugen." Sie wusste auf Dresden zu wirken. Der Kurfürst von Sachsen wollte bei einem Besuche in Frankfurt Speners Predigten hören und ward davon so ergriffen, dass er ihm den Antrag machte, als Oberhofprediger nach Dresden zu gehen. Von 1686 finden wir Spener in der Hauptstadt Sachsens.

Zunahme.

Spener nach Dresden.

Indes hatte der Same, den er ausstreute, schon wieder an anderen Orten Frucht getrieben. 1686 war nämlich in Leipzig ein Collegium Philobiblicum entstanden. Lehrer und Studierende hatten sich vereint, das Neue Testament griechisch, das alte hebräisch miteinander in regelmäßigen und bestimmten Stunden zu lesen, den buchstäblichen Sinn des Textes gewissenhaft zu ermitteln und Folgerungen daraus zu ziehen. Francke hieß einer der jungen Männer, welche durch Speners Schriften angeregt, diese

Leipzig.

Collegia philobiblica.

[1] „Die Erweckten im protestantischen Deutschland während des Ausganges des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; besonders die frommen Grafenhöfe", von Fr. W. Barthold, in Fr. von Raumers Historischem Taschenbuch 1852 und 1853.

Versammlungen leiteten. Spener, dem sie davon Nachricht gaben, bezeugte seine Freude darüber und gab den Rath, sie mit Gebet zu beginnen und sich nicht dabei zu tief in gelehrte Untersuchungen einzulassen, nicht zu Hause Niedergeschriebenes abzulesen, sondern frei vorzutragen. Der Erfolg war bedeutend, die Anzahl der Mitglieder wurden immer größer. 1687 wohnte auch Spener einer solchen Versammlung bei. In die Studenten kam ein rechter Ernst, sie arbeiteten mit Eifer und beflissen sich eines eingezogenen Wandels.

Anklagen.

Aber auch Gegner regten sich.[1] Franckes Vorlesungen wurden gehindert, bis Thomasius das ganze Verfahren gegen ihn als rechtswidrig bezeichnete. Auf eine Anfrage aus Dresden über das Treiben in Leipzig wurden die Pietisten verdächtigt: sie lehrten, der Beichtstuhl sei von Menschen erdacht; das Abendmahl verleihe keine Vergebung der Sünden; sobald man aus Gott geboren sei, sündige man nicht mehr; kraft des geistlichen Priesterthums dürfe jeder lehren; man solle klar bei der Bibel bleiben und nach Luthers Lehre nicht viel fragen.

Zunftneid.

Die Leipziger und Wittenberger Facultät zeigten sich fortan der ganzen Bewegung feindselig, obschon sie ungefähr dasselbe, was Spener, bisher gelehrt hatten; es war Zunftneid dabei, Ärger, daſs die Laien sich jetzt in Fragen mischten, welche die Professoren zu beantworten sich vorzubehalten wähnten. Man klagte jetzt Spener an, das sei der Same, den er ausgestreut habe. Im Vaterlande der Reformation war dem eifrigen Manne keine Wirksamkeit in dem Maße möglich, wie in Frankfurt. Er suchte nicht die ganze Kirche zurecht zu bringen, sondern nur kleine Kirchlein dem Herrn zu sammeln, und an dem wenigen Häuflein, so unter dem großen noch erhalten werde, sich zu vergnügen. Er predigte erbaulich, er hielt Katechismusstunden, zu denen nicht bloß Kinder, sondern auch Erwachsene sich drängten.

Spener in Ungnade.

In der Seelsorge machte Spener aber bald bittere Erfahrungen. Als er 1689 bei Gelegenheit eines Bußtages als Beichtvater in einem freimüthigen Briefe dem Kurfürsten Georg III. Vorstellungen über seine Lebensweise und über den Zustand seiner Seele machte, war dieser zwar im ersten Augenblicke dadurch gerührt, aber schon am nächsten Tage für die Aufreizung empfänglich, ein solcher Brief laufe wider den schuldigen Respect. Der Kurfürst wohnte von da an nicht mehr den Predigten Speners bei, nahm auch das Abendmahl nicht mehr von ihm. Spener durfte froh sein, als er 1691 einen Ruf als Consistorialrath und Propst nach Berlin erhielt.

Ruf nach Berlin.

Seine Ungnade gab seinen Gegnern in Sachsen den Muth, gegen den Pietismus in Wort und That aufzutreten; namentlich war Professor Carpzow in Leipzig ein böser Gegner.

Den Pietisten warf er vor, es sei ihnen nicht viel um die Frömmigkeit, sondern um Zusammenkünfte zu thun, worin sie verdächtige Bücher lesen und untereinander vertrauter verkehren, als der Ehrbarkeit gezieme; sie wollten in

[1] Über das rohe Treiben auf den deutschen Universitäten vergl. Döllinger, Die Reformation, I. S. 408. Dagegen Tholuck, Das akademische Leben des 17. Jahrhundert, I, S. 253—279.

Vorwürfe. sonderbarer Heiligkeit glänzen, und bildeten sich ein, sie könnten das Gesetz Gottes vollkommen erfüllen; sie achteten den öffentlichen Gottesdienst gering, desgleichen die Beichte, die Ehe; sie geben vor, besonderer Erleuchtung theilhaftig zu sein, und behaupten, sie vernehmen allein den reinen Verstand der Schrift; sie seien chiliastische Schwärmer. Das Gewicht dieser Anklagen wurde durch manchen Unfug erhöht. In Hamburg, wo man sie mit den Quäkern verwechselte, gab es Aufläufe gegen die Pietisten. Angeregt durch das Feuer in ihren Predigten, tauchten Schwärmerei. Entzückte auf, meist aus dem weiblichen Geschlechte. Ein Fräulein Juliane von Asseburg wollte mehrmals den Heiland gesprochen haben, der ihr versicherte: „Ich will mich mit dir verloben in Ewigkeit und dein Bräutigam bleiben." — Zu anderen Zeiten empfand sie Fersenstiche und Faustschläge des Teufels. In Halberstadt gab es begeisterte Mägde, die sich göttlicher Erleuchtungen und Offenbarungen rühmten. Eine derselben erklärte, sie komme nicht zur Beichte, um Vergebung ihrer Sünden zu suchen, sondern nur andern, die sehr nöthig hätten, um Vergebung der Sünden zu bitten, kein Ärgernis zu geben, auch genieße sie das Abendmahl nur zum Gedächtnisse Jesu Christi. Es gab Leute, die Blut schwitzen, in Entzückungen die höchsten Geheimnisse geschaut haben wollten. Bei andern kam nach geistlichen Überspannungen Verfall in rohe Sinnlichkeit vor. Vergebens entgegneten die Pietisten, man schreibe ihnen alle Unordnungen und außerordentlichen Begebenheiten zu: erhenke oder ersäufe sich jemand, so müsse er ein Pietist gewesen sein oder ihre Predigt gehört haben; sei jemand notorisch verrückt und richte Händel an, so müsse er ein Pietist oder von diesen angestiftet sein. Spener wollte mit diesen Entzückten, bei denen oft der Enthusiasmus mit Unsittlichkeit endete, allerdings nichts zu thun haben, aber seine Anhänger zogen die Grenze nicht so genau.

Die Sache des Pietismus erschien vielen Regierungen bedenklich und sie erließen Verbote dagegen. Spener hatte sich fortan nur zu vertheidigen gegen die Feinde, und in der eigenen Partei zur Mäßigung zu ermahnen. Schriften über Schriften erschienen gegen die neuen Schwarmgeister. Man Verspottung. spottete über den widerlich süßlichen Ton ihrer Briefe, die man veröffentlichte.

So den eines pietistischen Candidaten an seine Frau: „Mein getreues, herzliebstes, du mein Kind des großen Gottes, meine geduldige, stark aufrichtige Israelitin, auserwähltes und bei unserem himmlischen Vater in nicht geringer Gnade und Liebe, ja in dessen Schutz und Schirm wider alles Fleisches stehendes Schwesterchen." Der andere Brief aber beginnt mit den Worten: „Mein Herz, Dein Herz, Ein Herz, Sein Herz, nämlich unseres Gottes." Man klagte bei ihnen über geistlichen Hochmuth; so schrieb eine Frau ihrem früheren Beichtvater: „Ihr habt nicht den Geist der Prüfung, darum sprecht ihr Hurer, Abgöttische und Zauberer los; darum ekelt meine Seele, des Herrn Abendmahl bei euch zu halten." Die Wittenberger Facultät hielt es ihrer Würde schuldig, „gegen die Irrgeister Klage zu führen, welche das ganze Menschengeschlecht in Verwirrung bringen." In Büchern wurde viel gekämpft gegen den Chiliasmus der Pietisten; da Spener in seinen frommen Wünschen behauptet hatte, der Kirche warteten noch bessere Zeiten, die vor allem von der allgemeinen Bekehrung der Juden und dem Falle des Papstthums zu hoffen wären. Babel war ihm das päpstliche Rom. Es kam im Verlaufe des Streites so weit, daß Verwerfung einer jeden Art von Chiliasmus als Zeichen lutherischer Rechtfertigung galt.

Namentlich heftig ward der Beichtstreit, angeregt durch einen eifrigen Anhänger Speners, Caspar Schade, welcher die bei den Protestanten übliche Beicht, da man nicht den Seelenzustand genau erkundigen, in Gewissensnöthen nicht Rath und Trost, eigentlich auch keine Vergebung der Sünden ertheilen könne, für ganz unnütz erklärte, und eine Flugschrift herausgab, in der die Worte vorkamen: Beichtstuhl, Satanspfuhl, Höllenpfuhl. Dem Manne war es mit seinem Eifer für das Seelenheil der ihm Untergebenen so ernst, dass er manchmal die Nacht auf den Sonntag statt des Schlafens mit Jammern und Seufzen zubrachte und zuletzt gar keine Privatbeichte mehr abhalten wollte. Spener lehrte, die Beicht vor dem Abendmahle sei zwar nicht göttlich eingesetzt, sei aber eine Kirchenordnung, die ihren Nutzen haben könne. Nicht minder heftig war der Streit über die Adiaphora oder Mitteldinge. Der Lebensernst der Pietisten wandte sich gegen eine Menge Handlungen und Genüsse, welche bei den Protestanten an sich weder für gut, noch für böse galten.

Beichtstreit.

Mitteldinge.

Theater und Oper kamen damals in Mode, die Pietisten hielten jedoch den Besuch für Sünde: die Opern seien bloße Augenlust, wider die Buße, denn die Christen werden dadurch nur zur Eitelkeit gereizt; es sei überhaupt der christlichen Aufrichtigkeit und Wahrheit zuwider, sich zu stellen, ein anderer zu sein. Ihre Gegner behaupteten, die Opern hätten einen löblichen Zweck: sie dienten zur Ehre Gottes, zur Liebe der Tugend und Flucht der Laster, zu einer geziemenden Ergötzlichkeit, zur Ausbildung der von Gott verliehenen Vocal- und Instrumentalmusik. Nicht minder erregte das Tanzen den Pietisten Bedenken, es gab Geistliche, welche den Gemeindemitgliedern wegen Theilnahme an einem Tanze das Abendmahl verweigerten. Spener äußerte im ganzen eine milde Ansicht: wo der Jugend durch die rechtschaffenen Gründe des Christenthums ein Ekel an allen üppigen Weltfreuden gemacht und stets unterhalten wird, werde ihnen das Lernen des Tanzens, so weit es zur Zierlichkeit der Geberden diene, nichts schaden, sondern gleich sein anderen Dingen, die sie aus Noth lernen. An einer anderen Stelle betont er, dass das Tanzen in der Schrift nicht ausdrücklich verboten sei. Darf ein Christ mit gutem Gewissen auf jemandes Gesundheit trinken? — denn auch das schien einigen Eiferern als Sünde. Spener antwortete, er mache sich kein Gewissen daraus, nur dürfe man sich nie betrinken. Der Christ solle alles zur Ehre Gottes thun, seine Zeit so anwenden, dass er sich vor Gott zu verantworten wisse. Überhaupt steht Spener fortan als Mäßiger des Feuers da, welches er selber angezündet hatte. Stets mahnte er zur Vorsicht.

Theater.

Tanzen.

Toaste.

In Berlin hatte er große Macht, seine Partei zu stützen. Leibniz wirft ihm vor, dass er sich zum Nutzen derselben auch solcher Männer bedient hätte, deren Leben und Sitten er sonst nicht achtete, und dass er bei ihnen vertuschte, was er an anderen getadelt hätte. Die pietistische Richtung wurde damals im Kurfürstenthume Mode. Fürsten und Fürstinnen schützten ihn und ein großer Theil des Adels hieng ihm an. Spener starb am 5. Februar 1705 mit der Erklärung, dass er mit ganzem Herzen sich zu den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche bekenne, dass er aber auch an der Hoffnung besserer Zeiten, an dem Glauben einer künftigen Bekehrung der Juden und an der Lehre vom

Spener, † 1705.

tausendjährigen Reiche Christi festhalte. Er verordnete, dass man ihn in weißem Kleide in einen weiß angestrichenen Sarg lege, keinen schwarzen Faden wolle er mit ins Grab nehmen, denn er habe über den bedrückten Zustand der Kirche lange genug, nicht nur äußerlich mit seiner schwarzen Kleidung, sondern auch innerlich in seinem Herzen getrauert; nun aber gehe er in die triumphierende Kirche ein; doch es sei sein Wille, mit seinem ganz weißen Sterbekleide zu bezeugen, dass er an der Hoffnung einer besseren Zeit der Kirche Gottes auf Erden festhalte.[1] —

Hermann Francke.

Spener war schon nicht mehr das Haupt der Partei, sondern Hermann Francke,[2] viel entschlossener, rücksichtsloser als Spener, während dieser vor Schwierigkeiten leicht zurückzuschrecken pflegte. Francke ist in Lübeck geboren 22. März 1663, der Sohn frommer Eltern, die ihn früh zum Geistlichen bestimmten. Die eigene Neigung war dafür. „Gott hat mir", erzählt er selber, „Liebe zum Worte Gottes und insonderheit zum Predigtamte von Kindesbeinen an ins Herz gesenkt." Francke klagt aber auch über sich, dass diese Stimmung hin und wieder schwanke, obschon er als Knabe schon gelobt habe, sein ganzes Leben dem Dienste Gottes zu widmen. Der Anblick böser Beispiele machte ihn lau, sein Ziel wurde, durch Gelehrsamkeit Ehre und Wohlhabenheit in der Welt zu erwerben. Er besuchte mehrere Universitäten, er hielt sich einige Zeit in Hamburg auf, einen berühmten Lehrer im Hebräischen zu hören, er verstand das Alte und Neue Testament nicht bloß in der Ursprache, sondern war auch wohl bewandert in der französischen und englischen Literatur; aber, meint er, all seine Theologie sei ihm im Kopfe gesteckt und habe nicht im Herzen gelebt, es sei mehr eine todte Wissenschaft, als eine lebendige Kenntnis, und er selber sei nichts, als ein bloß natürlicher Mensch gewesen, weit entfernt von Christus. Mitten in weltlicher Gesellschaft jedoch sei er oft unruhig und vom Drange ergriffen gewesen, ein Kind Gottes zu werden; er sei sich vorgekommen, wie einer, der in einem tiefen Schlamme steckt, aber die Kraft nicht findet sich empor zu helfen. Da sollte er in Lüneburg eine Predigt halten über den wahren lebendigen Glauben. Während der Vorbereitung däuchte ihm aber, er selber besitze ihn nicht, es kam ihm der Zweifel, ob die Heilige Schrift Gottes Wort sei, und ob die Christen mehr Recht haben daran zu glauben, als die Türken an den Koran und die Juden an den Talmud. Der Zweifel erstreckte sich weiter, sogar auf das Dasein Gottes. Schon wollte er die Predigt absagen, weil er die Leute nicht betrügen könne, und er weinte, dass er keinen Gott mehr habe, und jammerte über seine Sünden, seinen Unglauben und Wahnglauben, und in der Angst warf er sich auf die Knie

Margin: Francke. — Studien.

[1] Heinrich Schmid, Geschichte des Pietismus. S. 316.
[2] Guerike, A. H. Francke. Halle 1827.

und rief doch wieder Gott an, „wenn nämlich einer wäre," ihn aus diesem Zustande zu erretten. Hören wir nun ihn selber, wie er den Durchbruch der Gnade schildert, denn diesen Jammer um Trost und diese Beseligung nach der Erhörung sahen die Pietisten als das Zeichen der Wiedergeburt an und Tausende wollten Ähnliches in sich erfahren haben: „Da erhörte mich der Herr, der lebendige Gott, da ich noch auf meinen Knien lag. Wie man eine Hand umwendet, so war all mein Zweifel hinweg. Ich war versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo, ich dürfe Gott nicht allein Gott, sondern meinen Vater nennen. Alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens war auf einmal weggenommen, hingegen war ich mit einem Strom von Freuden überschüttet, dass ich aus vollem Munde Gott lobte und preiste. Ich begab mich darauf zu Bette, aber ich konnte vor großen Freuden nicht schlafen. Es war mir, als hätte ich in meinem ganzen Leben alles nur im Traum gethan und wäre jetzt erst davon aufgewacht. Es durfte mir niemand sagen, was zwischen dem natürlichen Leben eines natürlichen Menschen und zwischen dem Leben, das aus Gott ist, für ein Unterschied sei, denn mir war zu Muthe, als wenn ich todt gewesen und jetzt erst lebendig geworden wäre. Ich konnte mich die Nacht über nicht in meinem Bette halten, sondern ich sprang vor Freude heraus und lobte den Herrn, meinen Gott, und wünschte, dass alles mit mir den Namen des Herrn loben möchte; ich war überzeugt, dass die ganze Welt mit aller Lust und Herrlichkeit solche Süßigkeit im menschlichen Herzen nicht erwecken könne. Von dieser Zeit an hat es mit meinem Christenthume einen Bestand gehabt und von da an ist mir leicht geworden, zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig und gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt. Von da an habe ich mich beständig zu Gott gehalten, Beförderung, Ehre und Ansehen vor der Welt, Reichthum und gute Tage und äußerliche, weltliche Ergötzlichkeit für nichts geachtet, und da ich mir vorhin einen Götzen aus der Gelehrsamkeit gemacht, sah ich nun, dass Glaube wie ein Senfkorn mehr gelte, als hundert Säcke voll Gelehrsamkeit, und dass alle zu den Füßen Gamaliels erlernte Wissenschaft als nichts zu achten sei gegen die überschwängliche Erkenntnis Jesu Christi unseres Herrn. Von da an habe ich auch erst recht erkannt, was Welt sei und wodurch sie von den Kindern Gottes unterschieden sei, denn die Welt fieng auch bald an mich zu hassen und anzufeinden."

Bekehrung. Wiedergeburt. Glaube und Wissen.

Wir sehen aus dieser Stelle, wie im Streben nach Gottseligkeit der Pietismus die Wissenschaft gering achtet, wie er gegen den ganzen Lehrstand voll Misstrauen ist, wie er eigentlich nur eine praktische Tendenz hat, wie alle theologische Wissenschaft zurücksteht vor der Frage: ob, die Buße, ob der Reueschmerz, ob der Schrecken vor dem Gerichte Gottes groß genug gewesen sei, ob die Gnade zum Durchbruch, ob eine echte Beseligung in das Herz gekommen sei. Die Pietisten betrieben höchstens Bibelstudium, Philosophie war

Praktische Tendenz.

ihnen ein Greuel. Plank sagt nicht mit Unrecht, durch den Pietismus sei das Fortrücken der Gelehrsamkeit um ein Menschenalter verspätet worden. Gelehrsamkeit galt bald als Hindernis am geistlichen Wachsthum. Semler erzählt,[1] wie ihn, als er auf die Universität nach Halle kam, seine Freunde ermahnten, er solle das unselige Studieren wegwerfen, es hindere ihn nur, dem Heiland ganz nahe zu kommen, und wie einer seiner Freunde versicherte, weil der Heiland besser lehren könne, als Menschen, so gehe er in gar kein Collegium mehr und genieße dafür unaussprechliche Ruhe und den Unterricht des Heilandes. Zugleich sehen wir, wie die Richtung der ganzen protestantischen Kirche feindselig war, die auf die rechte Lehre das größte Gewicht legte. Ein Bekehrter, ein Wiedergeborener, wollte die Predigt eines Geistlichen nicht besuchen, der nicht in seinem Sinne fromm war.

Francke in Erfurt. Franckes weitreichende Wirksamkeit beginnt mit seiner Berufung nach Erfurt. Er sammelte die Kinder um sich und wiederholte mit ihnen die Predigt, — bald nahmen auch Erwachsene theil, er machte fleißig Hausbesuche. Studierende aus Leipzig und Jena kamen, um von ihm Vorlesungen zu erbitten — sie wurden in ihrem Benehmen ernst und gemessen. Bald sprach man aber auch von einer neuen Religion, die in Erfurt aufgekommen sei. Die kurfürstliche Regierung verbot 1691 das Halten von Conventikeln und der Rath schickte ihm die Weisung zu, „binnen zwei Tagen bei Vermeidung unausbleiblichen Schimpfes die Stadt zu verlassen". Francke gieng nach Halle, wo 1691 die Ritterakademie in eine Universität verwandelt worden war und wohin ihm Spener einen Ruf als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen vermittelt hatte, zugleich wurde er zum Pastor von Glaucha ernannt. Hier fieng seine eigentliche Wirksamkeit ins große an. Francke hielt öfter Abendstunden in seinem Hause und die Erscheinungen von Zerknirschung und dann von außerordentlicher Freude bei seinen Zuhörern, wenn endlich die Gnade durchgebrochen war, wiederholten sich. Von allen Seiten strömten Studenten zu, Halle wurde ein Mittelpunkt des Pietismus und Francke das zweite Haupt der Partei. In seinen Vorlesungen war es namentlich auf praktische Anregung abgesehen. Daneben gründete er ein Seminar für orientalische Studien. Als Schriftsteller war er besonders eifrig, Anleitung zu einem fruchtbaren Studium der Theologie zu geben. Die Professoren — Francke gab bald in der Facultät den Ton an — verkehrten viel mit den Studenten, gaben ihnen Rath, wie sie ihre Studien einrichten sollten, hielten alle Vierteljahr Prüfungen mit ihnen ab und waren auch über ihren Herzenszustand immer genau unterrichtet; kurz es geschah alles, um in Halle eine Geistlichkeit nach dem Sinne des Pietismus heranzubilden, und mehr als 6000 Prediger giengen von dort aus. Auf das jüngere Geschlecht erlangte Francke außerordentlichen Einfluss durch Gründung des Waisenhauses. Eines Tages kam ihm der Gedanke, arme Kinder, die bei ihm Almosen holten, zu katechisieren; er wurde tief betrübt über den Zustand ihrer Unwissenheit. Er versprach nun den Eltern ein wöchentliches Schulgeld, wenn sie ihre Kinder zur Schule schickten, gab aus eigenem Gelde dazu, sammelte anderes bei Bekannten und hieng eine Armenbüchse

(Marginal notes: "in Halle." beside "nach Halle"; "Waisenhaus." beside "lichen Einfluss durch Gründung des Waisenhauses.")

---

[1]) Semlers Lebensbeschreibung, I, S. 79, 90.

im Pfarrhause auf. Nach einem Vierteljahre fand er darin vier Thaler sechzehn Groschen und fasste den kühnen Entschluss, damit eine Armenschule zu stiften. Er kaufte Bücher und bestellte einen armen Studenten, welcher die Kinder täglich zwei Stunden unterrichten sollte. Doch die Bücher verschwanden und die Kinder kamen oft nicht. Francke aber blieb beharrlich. Die Bücher mussten nun in der Schule gelassen werden und zum Schulzimmer machte er den Vorraum zu seinem Studierzimmer, welcher bald zu eng wurde, da auch vermögliche Bürger, welche aber bezahlten, ihre Kinder in seinen Unterricht sandten. Er musste jetzt einen Raum im Nachbarhause mieten, kam aber bald wieder auf den Gedanken, ein eigenes Waisenhaus zu gründen, da er merkte, dass außer der Schule verdorben wurde, was im Unterrichte gut gemacht war. Zuerst wollte er nur einen Waisenknaben aufnehmen, man brachte ihm aber vier — und er nahm sie alle an. Sein Eifer entzündete zu mitleidigen Gaben. Bald konnte er neun Waisenkinder ernähren und war im Stande, das Haus zu kaufen, das er bisher gemietet hatte. Nicht lange, so musste er ein zweites, ein drittes nebenan kaufen. 1698 legte er den Grundstein zum großen Waisenhause, 1701 wurde es bezogen. Große Erfolge. Francke hatte jetzt 100 Waisenknaben und 34 Waisenmädchen, 231 Studenten und 3006 arme Schüler speisten daselbst. Es war ein Fräuleinstift dabei, eine Pension für Witwen, ein Pädagogium mit 82 Schülern und 70 Lehrern, meist armen Studenten, eine lateinische Schule mit 400 Schülern und 32 Lehrern, eine deutsche Bürgerschule mit 1700 Kindern. Mit dem Hause war eine Apotheke und eine Buchhandlung verbunden. Die Schulen waren gut und wurden bald auch von Adeligen besucht. In einem Lehrerseminar wurden arme Studenten zu Lehrern, in einem philologischen Seminare zu Professoren herangebildet. Francke hoffte, die Jugend von ganz Deutschland in seine Geistesrichtung hineinzuziehen! Er betete oft, wenn er im Freien allein war: „Herr, gib mir Kinder, wie der Thau aus der Morgenröthe, wie der Sand am Meere, wie die Sterne am Himmel, dass ich sie nicht zählen könne" — und mit Befriedigung über seinen Erfolg schreibt er eines Tages: „Gott hat mein kindliches und zuversichtliches Gebet so gnädig angesehen, dass ich in der That die Zahl derer nicht mehr würde ausrechnen können, die mir selber bezeugt, dass sie ihre Seligkeit dem Worte, so aus meinem Munde gegangen, zu danken hätten und zwar nur in Deutschland, da doch deren nicht weniger und vielleicht noch mehr in anderen Ländern sein mögen, auch noch das Werk der Bekehrung unter den Heiden dazu gekommen ist."

Der König Friedrich IV. von Dänemark hatte nämlich von Francke Glaubensboten für seine ostindischen Besitzungen verlangt und so konnte dieser jetzt Berichte der Missionäre herausgeben, die bekehrten Heiden als seine Kindeskinder bezeichnen und in Halle eine Druckerei für tamulische Schriften anlegen. Seine Druckerei lieferte die Bibeln nach Hunderttausenden, zum billigsten Preise, auch eine hebräische Bibel erschien daselbst unter der Leitung von Michaelis. Von allen Seiten her verlangte man Geistliche und Lehrer von Halle. Der Pietismus war jetzt eine Macht, welche nach und nach die ganze lutherische Kirche umzugestalten schien. Eine gewisse religiöse Strenge machte sich in vielen Gebieten, namentlich Norddeutschlands, geltend. Es gebe keine Mitteldinge, hieß es. Es gab viele Geistliche, die keinen zum Abendmahle zulassen wollten, der ins Theater gieng oder an einer Tanzbelustigung Antheil nahm. Es gab Laien, die den Kirchenbesuch mieden, weil der Geistliche nicht Pietist war, oder die sich weigerten, das Abendmahl mit solchen zu nehmen, die ihnen unwürdig schienen. Wie sehr bei vielen Lehrern Frömmigkeit zu erzielen Hauptsache war, hören wir gelegentlich eines gewissen

Missionen.

Bibelverbreitung.

Sittenstrenge.

Frömmelei. Schilling, welcher in aller Früh mit den ihm untergebenen Kindern betete, dann jedes in eine besondere Kammer gehen, beten und seine Sünden Gott vorklagen hieß, wobei er ein oder das andere behorchte. Dann begann der Unterricht, wobei zuerst der Morgensegen nachgebetet wurde, den ihnen der Lehrer aus dem Herzen vorgebetet hatte. Sofort wurde ein Capitel aus der Bibel gelesen und jetzt erst begann der Unterricht aus Latein und Mathematik. In den Erholungsstunden mussten die Kinder immer etwas Nützliches treiben. Nach dem Mittagessen mussten sie aus dem Neuen Testamente vorlesen und dann erklären, was sie gelernt hätten. Der Unterricht nachmittags fieng mit Gebet an und schloss mit Gebet. Wenn die Kinder in dem Garten sich ergiengen, wurden sie vom Lehrer stets beobachtet und ermahnt, ohne Unterlass zu beten. Nach dem Abendessen wurde wieder gebetet.

Es war vielen aufrichtig ernst mit ihrem Sündenschmerz und ihrer Gottseligkeit und wir dürfen wohl annehmen, dass in der Sittenverwilderung von jenen Kriegen der Pietismus manchen Gedrückten aufrecht erhalten und häusliche Zucht und Ordnung geschützt hat. Aßmann[1]) erzählt: „In meinem Knabenalter habe ich in Häusern und auf Kanzeln aus dieser Schule noch Greise gesehen, und die Glückseligkeit eines festen und festmachenden Glaubens, die heitere und stille Freundlichkeit eines von allen Stürmen der Zeit und von allen Leiden und Unbilden durch Menschen unverwüstlichen und unanfechtbaren Lebens schwebt noch als liebliche Blume der Erinnerung vor meinen Augen."

Pietistische Dichter. Der Pietismus regte das Gefühl und die Phantasie vorzugsweise an, er hat darum auch Dichter aufzuweisen: einen Benjamin Schmolke[2]) (1672—1730), in dessen Liedern, — über tausend — eine Fülle religiösen Lebens liegt; einen Johann Anastasius Freylinghausen (geboren 1670, gestorben 1739). Er war der Gehilfe Franckes im Predigtamte und machte solchen Eindruck, dass man sagte, man meinte, ein Engel Gottes stehe auf der Kanzel; er war sehr bescheiden, menschenfreundlich und wohlthätig, in Leiden sehr geduldig. Seine meisten Lieder dichtete er im Zahnweh, so dass seine Freunde sich über seine Zahnschmerzen zu freuen pflegten. 1704 gab er in Halle das Gesangbuch der Partei heraus, das über tausend alte und neue Gesänge enthält. Von seinen eigenen Liedern sind manche auch heute noch bei den Protestanten im Gebrauch.
Bogatzky. Karl Heinrich von Bogatzky, geboren 1690 zu Jankowe in Niederschlesien,[3]) gebildet in Jena, dann in Halle unter Francke, der ihm auch rieth ein Tagebuch anzulegen, in das er seine Seelenzustände und inneren Kämpfe einzeichnete. Von ihm ist „Das Güldene Schatzkästlein", eine Sammlung auserlesener Sprüche der Heiligen Schrift mit kurzen Betrachtungen und Liederversen. Das Tagebuchhalten hat seine eigene Gefahr, indem man gar zu leicht geneigt ist, sich schöner auszumalen und mit sich selber ein Spiel zu treiben. Bogatzky war es herzlich Ernst und er bemerkt über ein solches Tagebuch: „Achte unseren Gott nicht für einen solchen König, der nichts als königliche Gedanken in deiner Seele wissen und

Tagebücher.

[1]) Hagenbach, l. c. I, S. 152.
[2]) Hoffmann von Fallersleben, Barth, Ringwald und Benjamin Schmolck. Breslau 1833.
[3]) K. H. Bogatzkys Lebenslauf. Halle 1801.

von lauter hohen Dingen hören wollte. Gedenke nicht, dass er sich verkleinere, wenn er anhört, was in einer armen Haushaltung oder in dem Gewissen eines armseligen Geschöpfes vorgeht; lass deiner Seele nichts so gering sein, das du es deinem Gott und Heiland nicht sagtest." — Gerhard Tersteegen, geboren 1697 zu Mörs in Westfalen, gestorben 1719, ein Bandweber, Naturdichter, Wohlthäter der Armen, der nach Stilling bei den Erweckten und Stillen im Lande von Amsterdam bis Bern seine Anhänger zählte, schrieb ein „Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen", in welchem manche Lieder durch Tiefe und Einfachheit sich auszeichnen. Tersteegen blieb ehelos. An einem Gründonnerstag als Jüngling hatte er seinem Seelenbräutigam sich mit seinem eigenen Blute verschrieben. Jung-Stilling[1]) bemerkt darüber: „Wie verehrungswürdig ist dieser Jüngling bei all seinem übertriebenen Enthusiasmus im Vergleich gegen unsere heutigen süßen Herrchen, die ihrem Herzen keine Lust wehren und so hoch betheuern, der Mensch habe keine Gewalt über sich." Ernst Woltersdorf (1725—1761) gründete in Bunzlau ein Waisenhaus nach dem Vorbilde Franckes. Seine Lieder, von denen noch heute einige bei den Protestanten im Gebrauche sind, leiden nur zu oft an Weitschweifigkeit. Woltersdorf sagt über seine Art zu dichten, es sei ihm oft plötzlich etwas ins Gemüth gefallen und er habe die Feder ergreifen müssen: „Es war mir oft, wie ein Brand im Herzen, der mich trieb, dem Herren und seinem Volke von dieser oder jener wichtigen Sache ein Lied zu singen. Wollte ich zuweilen 3 Verse schreiben, so wurden gleich 12, 15 oder 30 daraus. Manchmal konnte die Feder dem schnellen Zufluss nicht folgen." — Das Bedürfnis nach solchen Liedern, das heißt nach Erregung des lebendigen Gefühles, war bei den Pietisten groß. In Köthen wurden solche Lieder bogenweise gedruckt und verbreitet. —

Tersteegen.

Woltersdorf.

Verkommen des Pietismus.

Die Kraft der pietistischen Richtung hielt jedoch nicht lange aus. Die erste Generation bestand aus tüchtigen Männern, bei der zweiten zeigt sich schon ein gedrücktes, scheues, peinliches Wesen und allerhand Seltsamkeiten. Die Zerknirschung und die Gottseligkeit, die Anfechtungen und Kämpfe konnte man auch erheucheln, gewisse Schlagwörter ließen sich leicht nachreden. Semler erzählt in seiner schon angeführten Lebensbeschreibung: „Eine Historie der eigenen Erfahrung und Erbauung wurde die Regel für andere, es ja ebenso zu machen. Über den Seelenzustand führten manche Prediger ein großes Stadtregister; die Vorsteher der einzelnen Erbauungsstunden hatten ebenfalls dergleichen geistliche Kalender eingeführt, woraus jeder seinen Seelenzustand in der ganzen vorigen Woche wieder hersagte. Dieses war für sehr viele ein recht sicherer Weg, sich nun bei allen hohen und vornehmen Personen so zu empfehlen, dass sie ihre häuslichen und bürgerlichen Endzwecke aufs Allerunfehlbarste hin erreichten, wenn sie sich dieser geistlichen Leitung nun ganz so überließen, dass dem Stolze oder dem Eigensinne oder der schon bekannten

Entartung.

[1]) Theobald, II, S. 114.

Eigenliebe des Seelenführers ganz gewiss Genüge geschah. Die, welchen es Ernst war mit der Sache, hatten viel zu kämpfen, wenn sie den Seelenzustand, den sie haben sollten, das Gefühl der Sündhaftigkeit oder der Erlösung nicht so lebhaft in sich verspürten, als man es von ihnen verlangte." Vom Treiben in Saalfeld, wo der Hof für die Pietisten war, erzählt Semler weiter: „Viele waren wirklich gutmeinende Christen, aber es waren auch ganz unleugbare Müßiggänger und bekannte Abenteurer, die zu diesen Anstalten eintraten und ihre gute, sehr bequemliche Lebensart dabei fanden. Man lief im Walde herum Tag und Nacht und hielt Andacht im Mondenlichte. Man sang die neuen Liederchen miteinander; der Herzog gab oft den Conversationswagen her, nebst der leiblichen Bewirtung, ja er war oft selber Kutscher, um einige arme Schusterweiber damit zu ehren." Der Subjectivität war die weiteste Berechtigung zugestanden und diese ergieng sich nur zu oft in Schwärmerei.

Schwärmerei. Da wollte ein Petersen die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge für eine von Gott selbst geoffenbarte Lehre erklärt wissen. In Schlesien gab es eine ganze Gemeinde von inspirierten Kindern, die auf Eingebung des heiligen Geistes redeten und beteten. In Nürnberg wollte ein Perückenmacher Tennhart den Geist der Prophetie haben und nannte sich den Kanzlisten Gottes. Ein Schuhmacher Dauth in Frankfurt verkündigte den Untergang des deutschen Reiches und gab eine „Donnerposaune" heraus. Der Hirschwirt Trautwein in Stuttgart verkündigte die Ankunft des neuen Jerusalem. Der Bürgermeister in Ronsdorf hielt sich für Jesus Christus selber und seine Frau für das Sonnenweib in der Offenbarung. Ein Prediger Tuchfeld zog mit zwei inspirierten Mägden, welche Taufe, Beichte und Abendmahl verwarfen, im Lande herum.[1]) Namentlich war Berleburg der Sammelplatz von Schwärmern aus allen Gegenden Deutschlands. Beim Volke fanden sie vielen Anklang. Jung-Stilling sagt geradezu: „Die erstaunliche Trägheit und Schläfrigkeit der Geistlichen, ihre Unwissenheit und Ungeschicklichkeit in der Seelsorge, und bei alldem ihre unbiegsame Herrschsucht war mehr schuld an der Schwärmerei als die Schwärmer selbst."[2]) Ein gewisser Hochmann aus dem Lauenburgischen reiste durch Deutschland, überall gegen das hergebrachte Kirchenthum und die Geistlichkeit eifernd. Oft fiel er den Predigern während ihres Vortrages ins Wort, oft betrat er nach ihnen die Kanzel, oft predigte er im Freien mit solcher Kraft, dass den Zuhörern zumuthe war, als würden sie zu den Wolken emporgehoben und als wenn der Morgen der Ewigkeit schon im Anbruch sei. Ein Hesse, Johann
Dippel. Konrad Dippel[3]) (1673—1734), ein Mann von umfassendem Geiste und Wissen, der neben der Theologie Arzneiwissenschaft und die Rechte studierte, aber dem es an Charakter gebrach, gab 1698 „Das gestäupte Papstthum der Protestierenden" heraus, obschon er früher zu den orthodoxen Protestanten gehört hatte, und wie er selber gesteht, den Pietisten zum Trotz alle liederlichen Gesellschaften besucht hatte. „Ich zeigte, dass ich echt lutherisch bleiben wollte." Er eiferte gegen den papierenen Gott der Protestanten, das Wort Gottes sei

---

[1]) Hagenbach, l. c. I, S. 150—173.
[2]) Theobald, S. 29.
[3]) Ackermann, Leben J. K. Dippels. Leipzig 1781.

allerdings in der Schrift enthalten aber es sei schon vor der Schrift da gewesen, von Ewigkeit. Er ist der Erfinder des Berliner Blaues und des animalischen Öles und gab sich viel mit Goldmachen ab. Nach seiner Ansicht ist Gott die Seele der Welt, und die Welt der Leib Gottes und das göttliche Wesen von einer Licht- und Feuermaterie umgeben, in welcher der Same der ganzen Körperwelt liege. Die einzelnen Geister sind nur Funken aus derselben. Die Kräfte der Natur sind ihm Naturgeister. In allen drei Reichen nahm er einen Goldsamen an (Aurum potabile), den er fassen zu können glaubte, immer aber sprang die Retorte, wenn er meinte, das Gold sei da. Dippel führte ein unstetes Leben, bald an Höfen mit Gunst aufgenommen, bald verfolgt, endete er in Armut.

Der Pietismus drang auch nach Süddeutschland, namentlich nach Wirtemberg und bis in die Schweiz herunter. Aber die Obrigkeiten waren in der Regel dagegen, so in Zürich und Bern. Aus letzterem ward ein Prediger, König, Schweiz. verbannt, weil er Collegia pietatis abgehalten. Die Geistlichen des Kantons mussten einen Associationseid gegen den Pietismus ablegen. In Basel wurde heimliches Lehren mit fünfzig Gulden Strafe verboten. Mit dem Pietismus gieng Mystik, oft auch Wiedertäuferei Hand in Hand. Als Mystiker hat ein Pfarrer Annone (gestorben 1770), ein origineller Mann, einen Namen. Ein Separatist, Riggenbacher, der sich gegen das Abendmahl ausgesprochen hatte, wurde mit seinen Anhängern zur Bekehrung ins Zuchthaus gethan. Ein bernerischer Prediger Lutz hielt Versammlungen auf freiem Felde, und war in seinem Leben so ängstlich, dass er sich's zur Sünde anrechnete, dass er auf den Rath des Arztes Mineralwasser gebraucht hatte, da ihm der Heiland gesagt habe, er selber wolle sein Arzt sein. Zwei Brüder, Hieronymus und Anton Christian Kohler, zu Brüggeln im Kanton Bern, hielten sich für die zwei Zeugen, von denen in der Offenbarung, Capitel 11, die Rede ist, und kündigten auf das Jahr 1749 den Untergang der Welt an. Der eine von ihnen, Christian Kohler, machte einmal Miene, als ob er gegen Himmel fahren wolle; der andere ward auf Befehl der Berner Regierung auf einem Scheiterhaufen erdrosselt und dann verbrannt. Bittere Früchte hatte nämlich ihre Lehre getragen, den Wiedergeborenen sei alles erlaubt, wer einmal im Himmel angeschrieben stehe, dem schade nichts mehr, Gott werde seinen Namen nicht wieder auskratzen. Wenn der Geist mit Gott sei, so möge das Fleisch thun, was ihm beliebe. Dem Reinen sei alles rein. Die auserwählten Kinder Gottes brauchten auch nicht zu arbeiten, das sei Sache der Heiden und Babylonier. Gott gebe es den Seinen im Schlafe.[1]) — Zu welchen sittlichen Verirrungen religiöse missdeutete Vorstellungen auch in Deutschland führten, zeigt die Geschichte der Buttlerschen Rotte in Schwarzenau und Sasmannshausen[2]) (1702—1711). Der Anstand verbietet hier davon zu erzählen. Schwärmerei und Wollust.

Doch all das läst uns nicht verkennen, dass der Pietismus in seiner ersten Zeit die Herzen zu vielem Guten erwärmte: in einer verkommenen, zerfahrenen, trostlosen Zeit gab er Seelenerhebung zur ewigen Wahrheit; gegenüber der Sittenverderbnis, die wie ein unreiner Strom sich von Frank- Nutzen des Pietismus.

[1]) Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, I, S. 173—195.
[2]) Zeitschrift für historische Theologie, Bd. 15, Jahrgang 1845. — Barthold, Die Erweckten im protestantischen Deutschland. Raumers Taschenbuch, 1853, 6. Cap.

reich über Deutschland ergoss, lehrte er in heiliggehaltener Ehe das reinste Glück zu suchen, regte er zu Mildthätigkeit und Werken der Barmherzigkeit an, zu aufmerksamem Forschen nach den Bedürfnissen armer Brüder. Die Liebe zu Gott und zum Heiland, welche er entzündete, zeigte sich auch als Freundlichkeit und Leutseligkeit gegen die Menschen. Er gab den armen und Bedrängten Trost und Erhebung, er lehrte muthig sterben, Seelenkraft bis zum letzten Augenblick bewahren. Recht zu sterben galt für eine Kunst und man liebte es, das gottselige Ende ausgezeichneter Menschen anzuschauen und zu beschreiben.[1] Aber der Aufschwung währte nicht lange, schon die zweite Generation zeigt ein gedrücktes, scheues, abergläubisches Wesen, der Durst nach geistlichem Genuss bekommt etwas Peinvolles, aller gesunden Lebensfreude Feindseliges; das qualvolle Ringen nach Erleuchtung und Gnadenwahl führt zum „Däumeln" oder zum Orakelschlagen in der Bibel; die Verachtung der Wissenschaft führt zu einem trüben Geistesleben. Das erste Geschlecht war thatkräftig, das zweite jämmerlich, angstvoll, kindisch, feig. Im großen und ganzen endete die Bewegung zum Nachtheile der protestantischen Kirche, sie erschien wehrlos, als der Rationalismus mit aller Macht einbrach.

Schneller Verfall.

1727 starb das Haupt der Partei seit Spener, Hermann Francke, in Halle. Kampfhahn der Partei war jetzt Joachim Lange (1670—1744), ein tüchtiger Lehrer in Halle und literarisch sehr thätig. Spener und Francke hatten sich nur vertheidigt, Lange gieng zum Angriff über und warf seinen Gegnern Abgötterei und Ketzerei vor, Pelagianismus, Indifferentismus, Skepticismus; alles, was man gegen Pietismus sage, beruhe auf Irrthum, die Pietisten wollten nur ein thätiges Christenthum. Löscher, Professor in Wittenberg, ein gelehrter, nüchterner Mann, hob den Handschuh auf.[2] Er bezeichnete den Pietismus als eine falsche Mystik, hervorgegangen aus einem falschen Eifer für Frömmigkeit, welcher die Kirche sehr gefährde, und warf ihm Geringschätzung der Gnadenmittel vor, Vermengung der Glaubensgerechtigkeit mit den Werken, Präcisismus (absolute Verdammung und Verwerfung aller natürlichen Lust), Perfectismus (man übertreibe und lehre eine absolut nöthige, unmögliche Vollkommenheit, die aber doch nur in der Einbildung beruhe und theils geistlichen Hochmuth, theils Verzweiflung erzeuge). Der Streit erschien vielen ein Ärgernis und sie suchten eine Ausgleichung durch eine Zusammenkunft der Gegner. Da verlangte aber Lange, Löscher müsse zuerst seine Unwissenheit und sein Unrecht eingestehen und von der Finsternis zum Lichte sich bekehrt haben. Bei der Zusammenkunft in Merseburg (Mai 1719) war Lange im Vortheil. Er konnte darauf pochen, dass die Pietisten lutherisch-

Lange.

Löscher.

Die Gegner beisammen.

[1] Die letzten Stunden einiger der evangelischen Lehre Zugethanenen und in den nächstverflossenen Jahren selig verstorbenen Personen von unterschiedenem Stand, Geschlecht und Alter. Halle 1720—1733.

[2] Zuerst in den unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen, dann im „Timotheus Verinus".

orthodox seien wie ihre Gegner, dass sie die ausschließliche Autorität der Schrift lehrten, die gänzliche Verdorbenheit der Menschen durch den Sündenfall, die alleinige Rechtfertigung durch den bloßen Glauben — ihre theils aftermystische, theils allegorische Erklärung der Bibel konnte ihr Gegner ihnen nicht zum Vorwurf machen, denn so lehrte sie der Geist, das reine und lautere Wort Gottes verstehen. Stolz verlangten die Hallenser von Löscher Reue und Widerruf, und erklärten ihren festen Entschluss, auf dem betretenen Weg fortzuwandeln, nie mit irdisch gesinnten Lehrern in ein Horn zu blasen und beim reinen und lautern Wort Gottes zu bleiben. Löscher gab den Kampf auf. Gegen die Steigerung religiösen Gefühls und der Phantasie wirkten keine wissenschaftlichen Gründe, nur die Zeit. Die Angriffe verstummten, man ließ den Pietismus seiner Wege gehen. Es war eine Zeitrichtung, von der Schmid meint, sie habe auf die Schäden der protestantischen Theologie wohl aufmerksam gemacht, aber nichts Besseres an ihre Stelle gesetzt; der Pietismus Folgen des Pietismus. habe viele tausend Seelen erweckt, sie aber auch dem eigentlichen Geiste und Leben der lutherischen Kirche entfremdet, diese habe sich von dem Schlage, den sie damals erlitten, nie mehr erholt: — er habe die besten und lebensfähigsten Kräfte an sich gezogen, „von ihm gieng noch Leben aus, von der Kirche nicht mehr."[1])

Noch sei zweier Gelehrten von Namen gedacht, die mit dem Pietismus in Verbindung standen, Arnolds und des Thomasius. —

Arnold und Thomasius.

Gottfried Arnold schrieb die Kirchengeschichte im Sinne des Pietismus. Arnold. Er ist der Sohn eines armen Schullehrers zu Annaberg im Erzgebirge, geboren 1666, studierte, von Stundengeben sich ernährend, auf dem Gymnasium zu Annaberg, dann seit 1685 Theologie zu Wittenberg, wo ihn aber das wilde Studentenleben anekelte; er meinte: „Unter den heidnischen Philosophen und Studenten zu Athen habe schwerlich ein so ungezogenes, fleischlich gesinntes, lasterhaftes Wesen jemals stattgefunden, als unter unsern sogenannten christlichen Akademien." — Mit eisernem Fleiße warf der Strebsame sich auf die Studien, denen er es verdankt, „dass sie ihn vor Lüsten und Lastern der Jugend bewahrt haben." 1689 kam Arnold als Hauslehrer nach Dresden, und dort in Berührung mit Spener, und wiederum durch dessen Empfehlung 1693 als Hauslehrer nach Quedlinburg. Hier schrieb er 1696 sein berühmtes Buch: „Die erste Liebe, Die erste Liebe. das ist, wahre Abbildung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben", worin sich eine große Belesenheit in den Kirchenvätern, in den christlichen Mystikern und eine warme Einbildungskraft kundgibt, und die Überzeugung ausgesprochen wird, dass das wahre Christenthum sich nur in der alten Kirche, aber nicht mehr in der Kirche der Gegen-

[1]) Geschichte des Pietismus, S. 467.

wart finde. Spener war so erfreut über dieses Buch, daß er es in Berlin seinen männlichen Zuhörern nach der Nachmittagspredigt vorlesen ließ. Die Orthodoxen aber tadelten daran, daß er das Wesen des Christenthums in die Liebe und nicht in den Glauben setze. Dieses Buch verschaffte seinem Verfasser 1697 einen Ruf als Professor der Geschichte nach Gießen; diese Stelle legte er jedoch schon 1698 nieder, „weil ihn die akademischen und menschlichen Wissenschaften in seinem Gemüth zu sehr zerstreuten und er außer einem solchen Amt besser für seine Seele sorgen könne." — Arnold zog sich nach Quedlinburg zurück. 1699 erschien der erste Band seiner „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie", 1700 der zweite. In beiden zeigt sich ein merkwürdiger Fortschritt der reinen deutschen Prosa, beide führen aber auch den Satz durch: „Die Kirche solle eine Gemeinde der Heiligen sein, wie sie aber jetzt bestehe, sei sie durch und durch verderbt in ihrer Lehre, wie in ihren Institutionen; das wahre Christenthum habe von jeher außerhalb der herrschenden Kirche sich befunden. In glühenden Zügen entwirft Arnold ein Bild der Urkirche, des lauteren Glaubens der ersten Christen, ihrer Beständigkeit in Verachtung aller Dinge, ihrer Geduld im Leiden und Tod, ihrer Freudigkeit und seligen Ruhe dabei, ihres aufrichtigen und liebereichen Umgangs mit Freunden und Feinden. „Die Apostel suchten in ihrer Arbeit keine Ehre oder Vortheile dieses Lebens, viel weniger nur eine ungereimte eigensinnige Behauptung ihrer eigenen Meinung." Mit dem dritten Jahrhundert sei eine Änderung eingetreten, die erste Hitze sei nach und nach kalt, die Gottseligkeit gänzlich verderbt geworden. Constantin habe Gottes und des Teufels Regiment zusammenzusetzen versucht, die äußere Sicherheit habe die Christen ihre Pflichten vergessen lassen. Durch Gezänk und Disputieren, Schmähen und Lästern sei die Kirche geplagt worden und der Satan sei losgekommen. Man habe nur auf Orthodoxie geschaut, nicht aber, ob einer ein rechtschaffener Christ sei oder nicht, und so sei es mit jedem Jahrhundert immer ärger geworden. Die Reformation habe zwar anfangs einen Anlauf zum Guten genommen, sei aber bald wieder erlahmt, und täglich werde es jetzt ärger. Namentlich habe man dem spitzen Melanchthon wieder das Hereinbrechen der systematischen Theologie zu verdanken und jetzt sei die lutherische Kirche so verderbt, wie jede andere. Es sei gar nichts mehr vorhanden, was die Glieder an die Kirche fesseln könne. Nicht die reine Lehre, sondern das rechte, gottgefällige Leben sei das Kriterium der wahren Kirche. Nur die Kirche sei die reine und wahre, deren Glieder wahrhaft gottselig seien. Das Buch ist ein Sammelplatz aller Anklagen gegen die katholische, wie gegen die reformierte und lutherische Kirche. Den Irrlehrern dagegen gehört Arnolds Herz; er hat Theilnahme für jeden Verstoßenen und entfaltet in der Darstellung der Irrlehren eine außerordentliche Belesenheit. Kritik ist nicht seine starke Seite und das Mittelalter versteht Arnold nicht. Das Buch trug nicht wenig dazu bei, Gleichgiltigkeit gegen Religion zu verbreiten, so wenig Arnold dies wollte. Die Lutheraner sind ihm ärger als Papisten und Heiden, im Grunde verdorben. Besondere Capitel schildern ihr ärgerliches Leben, ihre babelische Verwirrung, ihre äußerste Sicherheit und Frechheit. Nichtsdestoweniger nahm Arnold 1705 eine Stelle in der Altmark an, 1707 eine andere als Superintendent zu Perleberg, 1714 starb er, achtundvierzig Jahre alt, aus Ärger über Verachtung der Kirche. Unterofficiere schleppten nämlich während der Communion am Pfingstfest junge Bursche vom Altar weg unter die Soldaten. Das Säbelregiment war also doch noch härter als das geistliche Regiment, das Arnold so bitter verhöhnt hatte.

Kirchen- und Ketzergeschichte.

Mangel an Kritik.

Der andere war der Advocat der Pietisten, von welchem sie lange irrig glaubten, daſs er einer der Ihrigen werden würde, Christian Thomasius, geboren 1655 zu Leipzig, der Sohn des Professors der Philosophie, während er sich selber nach einigem Schwanken der Jurisprudenz widmete. Früh ein Anhänger Pufendorfs, huldigte Thomasius fortan der Überzeugung, daſs das Naturgesetz wesentlich verschieden sei von dem göttlich geoffenbarten, und faſste den Vorsatz, sich künftighin nur von der Vernunft bestimmen zu lassen. Er kam sich vor, „wie einer, der sich von einem Tyrannen lossagt, um gegen ihn die Freiheit zu vertheidigen, die dieser unterdrücken will." Kampf gegen die Theologen, wie Kampf gegen die aristotelische Philosophie war bei dieser streitlustigen Natur fortan Lebensfrage. *Christian Thomasius.*

1686 behauptete er in der Abhandlung „De crimine bigamiae", die Vielweiberei sei weder vom Standpunkte des Naturrechts, noch der Vernunft, ein Verbrechen, wohl aber verbiete sie das christliche Gesetz, dem man sich fügen müsse, wenn man auch den Grund nicht einsehe. 1687 behauptete er dasselbe in seiner „Anleitung zur göttlichen Rechtsgelehrsamkeit": der Mensch müsse sich dem Sittengesetz, welches Gott ihm gegeben, unterwerfen, wenn es auch keinem Zug in ihm entspreche und manches verbiete, woran die Natur eigentlich kein Arg habe. Das Licht der Natur und das Licht der Offenbarung seien eben verschiedene Quellen. Im gleichen Jahre kündigte Thomasius ein deutsches Collegium über Gratians Grundregeln an, während bisher alle Vorlesungen lateinisch gehalten wurden, und hob hervor, daſs ein alter Deutscher, wenn er von den Todten wiederkehrte, sich nicht würde überreden lassen, er sei in seinem Vaterland; es sei ein Hauptverdienst der Franzosen, daſs sie nicht allein ihre Werke mehrentheils in französischer Sprache herausgeben, sondern auch den Kern der lateinischen und griechischen Schriftsteller in ihrer Muttersprache übersetzen; so könne jeder das Wichtigste in seiner Muttersprache lesen, und brauche es sich nicht sauer werden zu lassen, um fremde Sprachen zu erlernen, während wir uns einbilden, unsere Sprache sei nur zum gemeinen Leben nutz. Sprachen seien wohl Zierraten eines Gelehrten, aber an sich machen sie nimmer einen Gelehrten. In diesem Kampfe gegen Zunftgelehrsamkeit gab Thomasius eine neue Zeitschrift in deutscher Sprache heraus, 1688—1690: „Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher." — Hierin griff er das ganze wissenschaftliche Treiben seiner Zeit an und verhöhnte bekannte Leipziger Professoren. Die Jurisprudenz sei verhunzt, die Mediciner werden nur mit anderer Leute Schaden klug, ein Trunk Rheinwein helfe mehr, als ihre beste Arznei; die gegenwärtige Logik helfe zur Erforschung der Wahrheit so viel, als wenn einer mit einem Strohhalm ein Schiffspfund aufheben wollte; die Metaphysik mit ihren Grillen sei im Stande, einen gesunden Menschen derart zu verderben, daſs ihm Würmer im Hirn wachsen, woraus der meiste Zwiespalt in Religionssachen entstünde. Die Behandlung der Moralphilosophie sei läppisch und unnütz. *Deutscher Unterricht.* *Deutsche Zeitschrift.*

Die philosophische Facultät reichte eine Klage gegen ihn ein, Thomasius rächte sich mit einem Roman über das Leben des Aristoteles, woran sich eine Verhöhnung seiner Philosophie knüpfte, worauf die damalige Theologie begründet war. Namentlich verhöhnte der Witzbold dabei die damalige Art, den Stoff zu

einer Predigt zu finden und ihn einzutheilen, und erzählte, wie ein Candidat, der erklären wollte, was für einen Käse David seinen Brüdern ins Lager gebracht habe, zuerst alle Käsarten beschrieben und dabei auseinandergesetzt habe, warum es diese nicht gewesen sein können; er habe dann damit geschlossen, es sei guter gemeiner Schafkäse gewesen, weil damals David noch Schafe hütete. Die Erbitterung gegen Thomasius stieg in Leipzig unter den Zunftgenossen auf den Gipfel, als er die Behauptung des dänischen Hofpredigers Masius bekämpfte, dass nur die lutherische Religion den Frieden zwischen Fürsten und Unterthanen sichere, als er die *Angriffe auf Francke* als Lästerungen bezeichnete, als er gar die Erörterung der Frage, ob zwei fürstliche Personen, wovon die eine lutherisch, die andere reformiert sei, mit gutem Gewissen sich heiraten können, als wertlos

Indifferentismus.

bezeichnete: er möchte weder einem Lutheraner rathen, katholisch zu werden, noch einem Katholiken, lutherisch zu werden; er tadle jedoch diejenigen nicht, die das eine oder das andere thun. Thomasius musste aus Leipzig fliehen und fand eine Anstellung in *Halle*, wo er 1690 seine Vorlesungen mit einer Darstellung der Mängel des damaligen Unterrichtes begann: er wollte es dahin bringen, einen jungen Menschen binnen Jahren in der Philosophie und in allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit vollkommen zu unterrichten; dann erfolgte eine Einleitung zur Vernunftlehre mit kurzen Handgriffen, wie man in seinem Kopfe aufräumen, sich zur Erforschung der Wahrheit geschickt machen, die anerkannte Wahrheit andern beibringen, andere verstehen und auslegen, und den Irrthum geschickt widerlegen solle.

Die Anwendung der Muttersprache, der Kampf gegen die kastenartige Abgeschlossenheit des Gelehrtenstandes, die Klarheit, Anschaulichkeit und der Witz in seiner Darstellung, zogen eine Menge Schüler in seinen Lehrsaal, auch Kaufleute und Adelige hörten ihn. Im Kampfe gegen die Theologen stützte er die Macht der Fürsten, deren bischöfliche Gewalt er von der Landesherrlichkeit ableitete. Was der Fürst an der Kirche thue, geschehe zum Wohle des Staates, und das Interesse des Staates verlange vor allem den Frieden.

Cäsaropapie.

Der Fürst habe nicht die Pflicht, seine Unterthanen tugendhaft zu machen, auch sie nicht zu dieser oder jener Religion zu bekehren, sondern für den Frieden zu sorgen. Verschiedene Religionen könnten in einem Staate ganz gut nebeneinander bestehen, und jedem einzelnen stehe das Recht zu, sich für eine Religion zu entscheiden, und dem Fürsten die Pflicht, ihn in diesem

Toleranz.

Recht zu schützen, d. h. dafür zu sorgen, dass Toleranz geübt werde, und diejenigen aus dem Lande zu verweisen, welche den Frieden stören. In der Frage wegen der Mitteldinge behauptete Thomasius: da Christus sie weder geboten, noch verboten habe, so hätten auch die Theologen kein Recht, darüber zu entscheiden, wohl aber der Fürst im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt. In der Frage, ob Ketzerei ein strafbares Verbrechen sei, stimmte Thomasius ganz mit Arnold überein: es lasse sich gar nicht genau bestimmen, wer ein

Ketzerei straflos.

Ketzer sei und worin sein Vergehen bestehe. Als Irrthum sei die Ketzerei nicht strafbar, als Laster des Willens sei sie es ebensowenig, denn man bestrafe nur dasjenige, was die Ruhe oder die Sittlichkeit gefährde. Die Be-

hauptung, der Prediger habe das Recht des Bindeschlüssels, verwarf er vollständig: er dürfe über keinen die Excommunication verhängen, keinem das Abendmahl versagen, er dürfe nur bitten und ermahnen, denn in Sachen des Glaubens gebe es gar keine äußere Gewalt, jeder habe völlige Freiheit. Religiöse Freiheit. Die Kirche sei unsichtbar, diejenigen, welche der heilige Geist mit seinen Gaben erleuchte und heilige, das seien die Glieder der wahren christlichen Kirche. Damit war die äußere sichtbare Kirche verneint und die Staatsallmacht gelehrt. „Die Freiheit", meint Thomasius, „ist es, die einem Geiste das rechte Leben gibt und ohne welche der menschliche Verstand todt und entseelt zu sein scheint. Der Verstand erkennt keinen Oberherrn, als Gott, und daher ist ihm das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität vorschreibt, unerträglich oder er wird zu allen Wissenschaften ungeschickt, wenn er unter diesem Joch erliegen muss oder sich ihm aus eitler Ehre oder eitler Furcht freiwillig unterwirft."

So wurde aus dem Advocaten der Pietisten der Bahnbrecher der Aufklärung. Aufklärung. Ein wirkliches Verdienst erwarb sich übrigens Thomasius in seinem Kampf gegen die Hexenprocesse.[1]) —

Zinzendorf.

Ein anderer, der von den Pietisten ausgieng, aber später mit ihnen zerfiel, ist der Erneuerer der Brüderunität, Zinzendorf; ihre Gemeindeverfassung ist eigentlich die des Pietismus: der Bund soll aus lauter Erweckten bestehen, die ihr ganzes Leben dem Heiland weihen, die Liebe zu ihm soll das einzige Band sein, das sie vereinigt.[2]) Brüderunität.

Nikolaus Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf wurde geboren zu Dresden 26. Mai 1700. Sein Vater starb früh, seine Mutter, eine fromme und gebildete Frau, leitete seine Erziehung und nach deren zweiter Vermählung seine Großmutter, die mit Spener in Verbindung stand, welcher eines Tages dem Knaben als künftigem Beförderer des Reiches Jesu seinen Segen gab. Diese Worte hafteten tief in dem regen, namentlich religiös feinfühligen Kinde. Schon im vierten Jahre kannte Zinzendorf die Hauptlehren des Christenthums, und großen Eindruck machte auf ihn die Vorstellung, dass Jesus unser Bruder und für uns gestorben sei. Er schloss einen Bund mit ihm: „Sei du mein lieber Heiland, ich will dein sein" — er unterhielt sich stundenlang mit ihm in seinem Zimmer und glaubte, dass er ganz nah bei ihm wäre; er schrieb kleine Briefe an ihn, warf sie zum Fenster hinaus auf die Straße, in der Hoffnung, sein Zinzendorf. Jugend. Liebe zu Christus.

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 175 dieses Werkes. — Luden, Thomasius nach seinen Schicksalen und Schriften. Berlin 1805.

[2]) Spangenberg, Leben des Grafen Zinzendorf. Barby 1772. 8. Band. — Schrautenbach, Der Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeinde. 1782. — Varnhagen van Ense, Leben Nikolaus Graf Zinzendorfs in den biographischen Denkmalen. Bd. V. — Möhler, Symbolik, S. 544—560. — Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, I, S. 401—451.

himmlischer Freund werde sie schon finden. Er erzählt selber, wie er in seinem achten Jahre einmal vor dem Einschlafen in Nachdenken versunken und auf die raffiniertesten Ideen der Atheisten verfallen sei, er habe aber den Entschluss gefasst, wenn es möglich wäre, dass ein anderer als er Gott sein und werden könnte, so wolle er lieber mit dem Heiland verdammt, als mit einem andern gottselig werden, und er habe den festen Vorsatz gefasst, fortan den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu gebrauchen, als er langte, und ihn so weit zu schärfen, als möglich, im Geistlichen aber, bei der im Herzen gefassten Wahrheit so einfältig zu bleiben, dass er sie zum Grunde aller andern Wahrheiten legen, und was er nicht aus ihr ableiten könne, gleich wegwerfen wolle. Und bei diesem Entschluss sei er geblieben.

Entschluss.

Früh zeigte Zinzendorf Talent zu Liedern und rednerischen Übungen — als Knabe von sechs Jahren schon predigte er in einem Saal, wobei zusammengestellte Stühle seine Zuhörer vorstellen mussten. Für Sprachen dagegen zeigte er wenig Talent, für Mathematik gar keines, beim Geldzählen kam er immer in Verwirrung. Was ihm geschenkt wurde, gab er sogleich den Armen. Das Gemüthsleben war bei ihm vorwiegend. In seiner Jugend blieb er sittenrein, darum blieb ihm auch die Begeisterung und die Opferwilligkeit für das, was er als gut erkannte.

Viel Gemüth.

In Halle.

1710—1716 war Zinzendorf auf dem Pädagogium in Halle. Francke setzte Adelsstolz bei ihm voraus und nahm das „naseweise Gräflein" in strenge Zucht. Zinzendorf selber gesteht, er sei fürwitzig gewesen, sein Oheim Canstein klagt über Bosheit und Unwahrhaftigkeit. Zinzendorf erzählt aber auch, wie ihn seine Kameraden mit aller List und Kunst zu groben Sünden zu verführen suchten: „Gern hätte ich alles wissen mögen, was gut oder schädlich sei, weil ich aber unter einer Gnadenzucht stand, die sie nicht kannten, so wurde ich nicht allein allemal von ihren bösen Thaten zurückgehalten, sondern es gelang mir mehr als einmal, diejenigen, die mich verführen wollten, statt dessen ins Gebet mit mir zu bringen und für meinen Heiland zu gewinnen." — Er stiftete einen Orden vom Senftkorn mit gleichgesinnten Knaben, sie verbanden sich zum Beten und zu wechselseitiger Prüfung und Ermahnung; sie trugen einen goldenen Ring mit der Aufschrift: „Unser keiner lebt ihm selber." Unter den Freunden, die er gewann, war ein Schweizer Wattewil. Beim Abschiede von der Schule hielt Zinzendorf eine lateinische Rede über die Rechthaberei der Gelehrten. Francke meinte, der junge Graf werde einst noch ein großes Licht der Kirche werden.

Nur ungern folgte Zinzendorf dem Willen seines Vormundes, der fürchtete, er möchte in Halle gar zu pietistisch werden, zum Besuche der rechtgläubigen Universität in Wittenberg; dort sollte er sich des Rechtes befleißigen, hörte aber in den Mußestunden Theologie, hielt Betstunden und Fasttage. Den Professoren hielt er ihre Versündigung gegen die in Halle offen vor, ohne dass sie es ihm übel nahmen. Später suchte er, jedoch erfolglos, zwischen beiden Parteien zu vermitteln. „Gerne wäre er ein simpler Katechet oder glücklicher Dorfpfarrer geworden." — Sein Vormund war dagegen, forderte, dass er fechten, tanzen, reiten lerne. Zinzendorf gehorchte, nahm aber, wie er erzählt, mit seinem Herzensfreunde, dem allgegenwärtigen Heiland, Abrede, er solle ihm ja kein viel Geschicklichkeit geben, damit er von solchen unnöthigen Dingen bald losgesprochen und in Freiheit gesetzt werde, die etlichen Stunden des Tages auf etwas Würdigeres und seinem Gemüth und künftigen Umständen Entsprechenderes zu wenden, und sein einziger und wahrhafter Vertrauter habe ihn hierin auch keine Fehlbitte thun lassen.

In Wittenberg.

Nach dem Willen seiner Vormünder gieng Zinzendorf 1719 auf Reisen. In Düsseldorf machte „Der leidende Christus" von Correggio mit der Unterschrift: „Das alles habe ich für dich gethan, was thust du für mich?" großen Eindruck auf ihn. Die religiöse Stimmung blieb, trotz aller neuen Anschauungen. In Holland lernte er die Reformierten von einer bessern Seite her kennen, er hielt dort auch täglich Erbauungsstunden. Über Brüssel kam er nach Paris. Das üppige Leben der Hauptstadt machte keinen Eindruck auf ihn, stieß ihn im Gegentheil ab. Der milde Cardinal Noailles fand Gefallen an ihm. Zinzendorf bemerkt später: „Seit ich mit den Katholiken wenig Verkehr mehr habe, fange ich an, mich über ihre Vernunft, Geduld und Toleranz zu verwundern: da sie so viel, zum Theil ungegründete heftige Angriffe und Kritteleien, deren ich mich in meinen jüngern Jahren schuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine damalige Bekehrungssucht ins Beste deuteten, und mich doch so viele Jahre nicht hassen, nicht drücken mögen. Wollte Gott, dass meine Glaubensgenossen mit mir so raisonnabel und christlich gehandelt hätten. Die Katholiken führen das Anathema im Mund und Panier, und haben oft viel Billigkeit gegen andere in Praxis. Wir Protestanten führen die Freiheit im Mund und auf dem Schild, und es gibt unter uns in Praxis (das sage ich mit Weinen) wahre Gewissenshenker." Am Schluss der Reise sagt Zinzendorf: „Es ist ein elend jämmerlich Ding um alle Hoheit der Großen, und es ist doch keiner so prächtig, es thuts ihm noch einer zuvor." Auf Reisen. Urtheil über Katholiken.

Nach seiner Rückkehr sollte er sich vermählen. Seine Braut, eine junge Gräfin Kastell, wurde aber auch für seinen Freund, einen jungen Grafen Reuß, gewünscht, darum verzichtete Zinzendorf mit ihrer Zustimmung und wohnte selbst ihrer Verlobung bei. 1722 vermählte er sich mit Erdmuthe, der Schwester des Grafen Reuß, mit der ihn bald die innigste Seelengemeinschaft verband, oder die vielmehr ganz auf seine Anschauungen eingieng. Dreiundzwanzig Jahre später schrieb er über sie dankbar: „Wer hätte vor der Welt so unanstößig gelebt? wer hätte mir in Ablehnung der trockenen Moral so klug assistiert? wer hätte den Pharisäismus, der sich alle Jahre hindurch immer herbeigemacht, so gründlich gekannt? wer hätte die Irrgeister, die sich von Zeit zu Zeit so gerne mit uns vermengt hätten, so tief eingesehen? wer hätte meine ganze Ökonomie so viele Jahre so wirtschaftlich und reichlich geführt, wie es die Umstände erfordern? wer hätte so ökonomisch und doch so nobel gelebt? wer hätte so niedrig und hoch sein können? wer hätte bald eine Dienerin, bald eine Herrin repräsentiert, ohne weder eine besondere Geistlichkeit zu affectieren, noch zu mundanisieren (sich weltlich zu geberden)? . . . wer hätte zu Land und zu See solche erstaunliche Mitpilgerschaft übernommen und ausgehalten?" 1721 nahm Zinzendorf eine Stelle bei der Landesregierung in Dresden an, aber nur mit Widerwillen. Dagegen hielt er bei offenen Thüren alle Sonntage Erbauungsstunden, wie er sagte, als ein Prediger, der aus Gehorsam gegen seine Eltern einen Degen trug, aber mit seinem ganzen Gemüthe in der Predigt des Evangeliums lebte. Der Superintendent Löscher hemmte ihn nicht, „aus Mitleid mit seiner unterdrückten Predigergabe." 1722 kaufte er von seiner Großmutter das Rittergut Berthelsdorf und suchte nun auf diesem seinem Gute dem Herrn eine Gemeinde zu sammeln, und die echten Freunde des Heilands, die wahren Kinder Gottes, zusammenzuhalten, er sah die lutherische Kirche als Ganzes für verloren an. In dieser Zeit baten ihn Mährische Brüder, ihnen eine gesicherte Unterkunft zu verschaffen. Es war der österreichischen Regierung nicht gelungen, alle Hussiten wieder in die Ehe. Lob der Gattin. Beamter. Predigt.

Mährische Brüder. katholische Kirche zurückzuführen, in der Stille hiengen noch viele an den Lehren des böhmischen Reformators, wussten dieselbe aber nicht rein zu bewahren, sondern nahmen waldensische Ideen auf.[1]) Sie übten eine strenge Sittenzucht und feste Handhabung der Excommunication. Es gab unter ihnen drei Classen, beginnende, fortschreitende und vollkommene, nach dem Maße des geistigen Wachsthums. Christus galt ihnen als unmittelbare Quelle der Kirchengewalt; sie verwarfen die Ordination, das Fegefeuer, die Heiligenverehrung, die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl. Luthers Auftreten erweckte von neuem ihre Hoffnungen, obschon Luther in vielen Dingen ganz entgegengesetzte Anschauungen hatte. Der wittenberg'sche Reformator zeigte sich ihnen geneigt, sie dagegen verstanden sich zur Annahme der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in der Eucharistie und nahmen auch die Grundbestimmungen der lutherischen Rechtfertigungslehre auf (1536), doch hielten sie fortwährend an der Ehelosigkeit der Geistlichen fest, weil diese dadurch ungestörter ihrem Berufe leben können, und an Strenge der Zucht und des Wandels.[2]) Gegen die österreichische Regierung glühte unter ihnen ein wilder Hass fort, weshalb sie oft zu Auswanderungen genöthigt wurden. Ein Zimmergeselle, Christian David, erhielt damals von Zinzendorf das Versprechen der Aufnahme seiner Brüder auf seinem Gute. Am Hutberge bauten sie 1722 ein Haus, dessen Bewohner fortan auf des Herren Hut stehen sollten, dass Tag und Nacht kein Stillschweigen bei ihnen sei, daher der Name Herrenhuter.

Christian David.

Brüdergemeinde. Hier wollte Zinzendorf eine Gemeinde gründen, oder, wie er sich ausdrückt, das Lamm Gottes inthronisieren als eigentlichen Schöpfer, Erhalter, Erlöser und Heiligmacher der ganzen Welt, und die Katholicität seiner Leidenslehre als eine Universaltheologie in Theorie und Praxis einführen. Der Graf legte seine Stelle bei der Regierung nieder und zog sich auf sein Gut zurück, um ganz nur dem geistlichen Berufe zu leben. 1724 legte er den Grundstein zu einem gottesdienstlichen Versammlungshause, wobei er den Wunsch aussprach, es möge nicht länger bestehen, als es zum Preise des Heilandes eine Wohnung der Liebe und des Friedens sein würde. Liebe, Friede, Ruhe der Seele war die Losung, sonst waren in den Überzeugungen große Gegensätze vorhanden. Zinzendorf war seiner Erziehung nach Pietist, dabei aber der augsburgischen Confession zugethan. Von den Mährischen Brüdern, die auf seinem Gute sich niederließen, hegten einige calvinische, andere hussitische Ansichten. Es waren also große Gegensätze beisammen und wir glauben Zinzendorfs Geständnis gern: „Ich lernte in einem halben Jahre mehr Kirchenhistorie und bekam mehr Data zu einer soliden Kritik über die Häresiologie, als ich in Jahren aus Arnolds ‚Kirchen- und Ketzerhistorie', ja selbst in Bayle würde gesammelt haben." Der Graf beschloss die obwaltenden Verschiedenheiten unbeachtet zu lassen, obschon er seine Gemeinde in drei Tropen, in den lutherischen, reformierten und mährischen, eintheilte, und sich nur an das zu halten, was allen gemeinsam sei, an die Erlösung im Blute Christi:

Das Leben lehrt.

Drei Tropen.

[1]) Gindely, Geschichte der Böhmischen Brüder, 2. Bd., Prag 1857.
[2]) Möhler, Symbolik, § 74.

der Tod Jesu Christi sei der Mittelpunkt des Glaubens; durch die Predigt der Versöhnungslehre wollte er die Gemeinde einigen. „Ich habe nur eine Passion", sagte er, „und die ist Er, nur Er." Es war der Glaube seiner Kindheit, der ihn begeisterte, und mit Taubeneinfalt und Schlangenklugheit wusste er die Mitglieder zusammenzuhalten und die Gegensätze zu versöhnen, zugleich strenge Sittenzucht durchzuführen. 1727 wurde ihm mit Zustimmung aller das Vorsteheramt übertragen und eine neue Gemeinde-Ordnung auf Grundlage der alten mährischen festgesetzt. Alle waren eingereiht in Banden und Chöre, bei denen aber die Geschlechter geschieden waren. Die Banden bestanden aus freiwilligen Vereinen von zwei oder mehreren Seelen, die sich über ihren Herzenszustand kindlich miteinander besprechen und nichts voreinander verbergen sollten. Jedes Geschlecht hatte vier Chöre, der Kinder, der Unverehlichten, der Verheirateten, der Witwer und Witwen. Jeder Chor hatte seine eigenen Erbauungen, Lieder, Festtage mit besonderen Abzeichen. Kreuz- und Bluttheologie. Banden. Chöre.

Auch die Kinderzucht wurde genau ins Auge gefasst. Zinzendorf bezeichnet sie als eine heilige, priesterliche Methode, die Seelen von der Wiege an nichts anderes wissen zu lassen, als dass sie für Jesu da sind, und dass ihre ganze Glückseligkeit darin besteht, wenn sie ihn kennen, ihn haben, ihm dienen, mit ihm umgehen; ihr Unglück aber sei, von ihm getrennt zu sein, daher der Kinder größte Strafe sein muss, nicht mitbeten, mitsingen, nicht in die Versammlung gehen, nicht lernen zu dürfen, nach Gelegenheit der Umstände nicht gestraft zu werden; eine Fühlung im Gemüthe zu haben, dass man schlecht stehe, ohne ein Gefühl im Äußern, dass man es übel habe. Ja, selbst die unmündigen Kinder auf den Armen der Wärterinnen sollten sich schon gewöhnen, den Gesang und das Gebet anzuhören. Der Heiland wurde in den Kinderstuben als Kind dargestellt, seine Kindschaft gepriesen und besungen, und seine vertrauteste Liebe erfleht. Kinderzucht.

Der Unterricht der Jugend war dem Zwecke des Ganzen entsprechend; da der Besuch fremder Lehranstalten bedenklich schien, so wurden alle Wissenschaften in den eigenen Erziehungsanstalten (Barby) gelehrt. Jünglinge und Jungfrauen traten, nach den Geschlechtern getrennt, in einen engern Bund, zu einem strengen, von allen Lockungen der Sinne abgezogenen Wandel. Sie versprachen einander mit Herz und Hand, sich dem Bräutigam ihrer Seele unbedingt zu ergeben und nicht anders zu heiraten, als im Sinne des Heilandes, nach seinem, durch den Ausspruch der Gemeinde und innere Überlegung erkennbaren Willen und mit völliger Ausschließung aller persönlichen Antriebe. Ehe.

Die ganze Verbindung erhielt eigentlich einen klösterlichen Charakter. Jeder hatte Arbeit, musste sie aber auch um gute und billige Preise liefern. Besondere Pfleger sorgten für die Armen und für die Kranken. Friedensrichter schlichteten die Irrungen und Zwistigkeiten, die sich einem strengen

Rechtsgange entziehen ließen. Erbauung war übrigens Hauptsache. Es gab eine Menge Bet-, Sing- und Erbauungsstunden, auch ein sogenanntes Stundengebet, indem je vierundzwanzig Brüder oder Schwestern sich verbanden, von einer Mitternacht zur andern so im Gebete zu verharren, dass jeder eine Stunde auf sich nahm, wo er in Einsamkeit dem Gebete oblag.

Ordnung. Einfachheit, Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und Ordnung nahm man beim ersten Blicke in ihren Niederlassungen wahr, die durchgängig religiöse Namen haben. Die Tracht der Brüder war einfach, gewöhnlich braun oder grau; bei den Schwestern war aller Modeputz, auch Sonnenschirme und Fächer, verbannt, ein einfacher Hut oder eine schlichte Haube von weißer Leinwand ohne Spitzen diente als Kopfbedeckung; an der Schleife von seidenem Band, mit welchem er zugebunden war, erkannte man, zu welchem Chor eine Schwester gehöre: die kleinen Mädchen hatten ein dunkelrothes, die Jungfrauen ein rosenrothes, die verehelichten Frauen ein blaues, die Witwen ein weißes Band. Eine Trauerkleidung gab es nicht; denn das Ausderzeitgehen sei kein Anlass zum Leid. Jedes Gemeindemitglied musste vor der Aufnahme sich urkundlich verpflichten, im Falle der Widersetzlichkeit auszuwandern und seine Güter der Gemeinde zu hinterlassen. Die Befriedigung, welche die Mitglieder in dieser Genossenschaft empfanden, und die religiöse Begeisterung führte zu Botschaften. Botschaften, das heißt dass ein Bruder sich auf den Weg machte, um etwas für den Heiland auszurichten, oder, wie der in der alten Kirche übliche Name hiefür ist, zu Missionen. Eine strenge Prüfung gieng aber voraus, damit kein im Glauben noch Unbefestigter, kein seines Berufes Unsicherer Botschaft zu den Heiden übernehme.

Reisen. Zinzendorf gieng mit dem guten Beispiele voran. Er war unablässig auf Wanderungen nach Dänemark, Schweden, Holland, England, nach der Schweiz; 1739 machte er sogar eine Reise nach Westindien, um die Inseln St. Thomas und Ste.-Croix zu besuchen. Dort fand er vorausgegangene Brüder im Gefängnis und erwirkte ihre Freilassung. Als Zinzendorf selber in creolischer Sprache zu den Negern predigte, erhoben sich die Pflanzer gegen solche Versammlungen und trieben sie durch Schuss und Hieb auseinander.
Amerika. 1741 besuchte er die Ansiedelungen Nazareth und Bethlehem am Flusse Delaware. Hier legte er vor Zeugen, unter denen auch Franklin war, den Grafentitel nieder und nannte sich einfach Freund Ludwig. Die strengen Puritaner legten jedoch seinem Auftreten allerhand Schwierigkeiten in den Weg. Als er an einem Sonntag ein geistliches Lied, das er eben gedichtet, niederschrieb, wurde er als Sabbathschänder in eine Geldstrafe verfällt. Auch in Livland wollte er Gemeinden stiften, wurde jedoch verhaftet und erhielt den Befehl, sich aus den kaiserlichen Landen je eher je lieber zurückzubegeben. Umsomehr Anklang
England. fand Zinzendorf in England, wo 1749 in beiden Häusern eine Bill durchgieng, welche die Brüder als Mitglieder der alten evangelischen Kirche anerkannte, und von Eidesleistung, sofern es ihnen bedenklich erschien, vom Waffendienst und Antheil an den Geschwornengerichten in peinlichen Fällen befreite. Am Schlusse seines Lebens konnte Zinzendorf sich rühmen, dass er Gemeinden und Anhänger

habe „in Herrenhut und Herrenhaag, Herrendyck und Pilgerruh, Ebersdorf, Jena, Amsterdam, Rotterdam, London, Oxford, Berlin, in Grönland, Ste.-Croix, St. Thomas, St.-Jean, Barbesien, Palästina, Surinam, Havannah, in Georgien, Karolina, Pennsylvanien, unter Ungern, Wilden und Hottentotten, desgleichen in Leth-, Liv-, Esthland, Litthauen, Russland, am Weißen Meer, in Lappland, Norwegen, in der Schweiz, auf der Insel Man, in Äthiopien, Persien, bei den Boten der Heiden zu Land und See.“ Gemeinden.

Auch die **Pietisten** traten Zinzendorf entgegen, weil er den Verkehr mit dem Herrn als ein ewiges Freuden- und Liebesfest auffasste und nichts von ihrer Lehre vom Durchbruch und Bußkampf wissen wollte, „worin die Seele zuerst unter der Last ihrer Sünden in Angst und Noth verzage, wie ein Missethäter, der zum Richtplatz geführt wird.“ Er war gegen den unnatürlichen Zwang zum Gebet und Bibellesen und gegen ihre ängstliche Lehre von der Sündlichkeit der Mitteldinge. Er meinte, es gebe Seelen, die ohne dergleichen geistliche Convulsionen aus dem Geiste geboren werden. Der Bußkampf, wie er von diesen geistlichen Hebammen betrieben werde, führe tausendmal eher zu einer Fehlgeburt, das heißt zur religiösen Heuchelei. „Die Leute wollen,“ sagt er, „dass eine Seele, die zum erstenmal um den Heiland weint, noch etliche Wochen, Monate oder Jahre aufgehalten werde, den und jenen Process durchmache, darnach absolviert werde, und dann in einer Ordnung, die wieder ihre Aphorismen hat, ein Heiliges werden muss. In meiner Idee ist das ein Heiliges, das zu den Füßen des Heilands weint, — das ist ein solch geheimnisvoller Moment der Freiheit, da man mit Liebesthränen zu thun hat, die uns keine Freude wehren.“ Die Pietisten wollten dafür die Herrenhuter nicht als Kinder Gottes anerkennen und Zinzendorf konnte in der Abneigung gegen sie den Vers machen: Pietisten.

„Ein einzig Volk auf Erden
Will mir anstößig werden,
Und ist mir ärgerlich,
Die miserabeln Christen,
Die kein Mensch Pietisten
Betitelt, als sie selber sich.“

Seine Lehre, welche er die **Kreuz- und Blut-Theologie** nannte, spricht namentlich das dankbare Gefühl der Erlösung durch Christi Opfertod aus. In seinen Reden und Liedern drückt sich eine gewisse Verliebtheit in den Heiland aus, namentlich eine Entzückung an den Wunden und besonders an der Seitenwunde, „worein die Kinder Gottes sich legen, womit sie spielen, welche sie küssen.“ Manche seiner Lieder — er dichtete und schrieb sehr viel — sind einfach, innig und voll tiefen religiösen Gefühles, so dass die Protestanten sie in ihr Gesangbuch aufgenommen haben; andere sind läppisch und ungenießbar, voll seltsamer Wiederholungen, z. B.: „Des wunden Kreuzgottes Bundesblut, — Die Wunden-Wunden-Wundenflut, — Ihr Wunden, ja ihr Wunden! — Eu'r Wunden-Wunden-Wundengut, — Macht Wunden-Wunden-Wundenmuth — Und Wunden, Herzenswunden. — Wunden! Wunden! Geißelwunden! — Dornenwunden! Nägelschrunden! — Speerschlitz! Grüß euch Gott ihr Wunden!“ — Manche seiner Lieder sind sogar sehr sinnlich. Bei seinen Vorträgen überwog nur zu oft das Gefühl, auch fehlte es ihm an strenger dogmatischer Durchbildung und seinen Gedanken am logischen Zusammenhang. Die Theologie seiner Gegner nannte er eine **Gott-Vater-Theologie**, indem er sich fast nur mit der Person und dem Werk Christi beschäftigte. Während Zinzendorf als Dichter. Dogmatische Irrung.

er die Prediger Gottes des Vaters Professoren des Satans nannte, hob er einseitig das blutige Verdienst Christi hervor und verwirrte die Lehre der Trinität derart, daſs er den heiligen Geist als Gott-Mutter erklärte und einmal in einer Rede sich zur Behauptung fortreißen ließ: „Wir sind hier eine Versammlung, eine Synagoge des Heilands, unseres Specialvaters; denn Gott der Vater des Herrn Jesu Christi ist nicht unser directer Vater, das ist eine falsche Lehre und einer von den Hauptirrthümern, die in der Christenheit sind. Was man so in der Welt einen Großvater, einen Schwiegervater nennt, das ist der Vater unseres Herrn Jesu Christi.“ Begreiflicherweise hoben die Gegner solche Sonderbarkeiten

Bengels Urtheil.

hervor, um ihm die Geister abwendig zu machen. *Bengel* hielt ihm entgegen: man dürfe den Sohn nicht überhupfen, aber auch den Vater nicht; man dürfe aus dem theuern Blut Christi kein Opium machen, um die Christen zu berauschen, und man dürfe die Empfindung unter dem Vorwande des Gefühls nicht abtödten. Aus dem ewigen Reden und Hören von Wunden würden zuletzt nur leere Worte; auch habe das Fleisch in den ausschweifenden Bildern, in welchen das Verhältnis der Seele als Braut zum Bräutigam Christus dargestellt werde, ein reichliches

Spangenberg.

Futter. — Zum Glück für die Gemeinde fand sie in *Spangenberg*[1]) einen nüchternen Mann, der fern von aller Schwärmerei die Grundsätze der Schrift als Norm des Glaubens hinstellte und die Vorwürfe beseitigte.

Begreiflicherweise wollte Zinzendorf als Hauptlehrer der Gemeinde sich eine formelle Anerkennung für seine geistliche Wirksamkeit erringen. Dies hatte aber seine großen Schwierigkeiten. 1732 wuſste er von der theologischen Facultät zu Tübingen die Erklärung zu erlangen, daſs die Einrichtungen der herrenhutischen Brüder-Union dem Verbande mit den Augsburgischen Confessionsverwandten nicht hinderlich sei; 1734 gieng er unter dem Namen Freidegg, so hieß eine Zinzendorfische Herrschaft, als Candidat der Theologie nach Stralsund, bestand eine Prüfung und erhielt ein ausführliches Zeugnis der Rechtgläubigkeit. Im gleichen Jahre hielt er in Tübingen eine Predigt und wurde unter die Zahl der Candidaten aufgenommen, welche geistliche Amtsgeschäfte verrichten können. Wenn er aber auch für seine Böhmen und Mährer ein rechter Oberhirte sein wollte, so muſste er die Weihe als Bischof haben, denn sie hatten in ihrer Verfassung Bischöfe. Dazu verhalf ihm der reformierte Oberhofprediger Jablonsky in Berlin, 20. Mai 1737.

Friedrich Wilhelm I.

Es war nicht leicht, das Miſstrauen *Friedrich Wilhelms I.*, ohne dessen Erlaubnis Jablonsky nicht weihen durfte, zu überwinden. Zinzendorf vertraute auf seine Macht über die Herzen der Menschen und legte dem Könige offen sein Streben auseinander. Und er hatte solchen Erfolg, daſs der König erklärte, es habe weder der Ketzerei noch der Staatsverwirrung halber Noth mit ihm, seine ganze Sünde sei, daſs er als ein Graf und in der Welt angesehener Mann sich dem Dienste des Evangeliums widme; kurzum, der Teufel aus der Hölle könne nicht anders lügen, als die Gegner Zinzendorfs gelogen haben. Seit der Weihe

Ordinarius.

nannte sich Zinzendorf *Ordinarius*, und konnte jetzt selber Geistliche weihen und aussenden. In *Dresden* hätte er das nicht erreicht. Das Consistorium

[1]) „Idea fidei fratrum“ heißt sein dogmatisches Lehrbuch.

sprach sich dort gegen seine Lehre aus und der Regierung war sein ganzes Treiben zuwider, weil von Wien aus geklagt wurde über Verleitung österreichischer Unterthanen zur Auswanderung. Er erhielt sogar 1738 die Weisung, die sächsischen Lande zu verlassen, und einige Zeit war der Hauptsitz der Gemeinde zu Herrenhaag. Erst 1748 durfte der Graf wieder zurückkehren, aber nur nachdem er der Regierung ein namhaftes Darlehen vermittelt hatte, und nach einer Prüfung, wobei erklärt wurde, dass man sich an die Lehrartikel der Augsburgischen Confession halte, erhielt die Brüdergemeinde Zulassung in ganz Sachsen. Bischof.

In Herrenhut starb Zinzendorf am 9. Mai 1760, in der Überzeugung, der Herr sei mit ihm zufrieden, er habe sein Tagewerk vollendet. „Ich bin fertig zum Herrn zu gehen, mir ist nichts mehr im Wege." Auf dem Hutberge wurde er am 16. Mai bestattet. Er hinterließ Kinder, aber wenig Vermögen. „Ich suchte bei meinen Brüdern und Schwestern, pflegte er zu sagen, nicht das Ihrige, sondern sie, denn es sollten nicht die Kinder den Eltern Schätze sammeln, sondern die Eltern den Kindern. Es soll niemand sagen können, er habe mich reich gemacht. Ich habe seit vielen Jahren am eigenen Hab und Gut auf einmal nie hundert Thaler vermocht." Zinzendorf war groß an Gestalt, von edlen Zügen, edlem und freundlichem Wesen, im Umgang munter, verbindlich, unterhaltend, voll Witz und Einbildungskraft. Seine Manieren verriethen den Mann von Stand. In seinen Bedürfnissen war er einfach. Das Feuer der Begeisterung, seine schöne Stimme, die Würde seines Wesens machten tiefen Eindruck. Dabei hatte er etwas Herzgewinnendes. Er konnte wie wenige volksmäßig reden, aus dem Herzen beten, geistliche Lieder improvisieren und singen. Der Gesang spielt eine große Rolle bei seiner Gemeinde. Die Zahl seiner Anhänger berechnete man bei seinem Tode in Europa und den anderen Welttheilen auf 80.000. Die in Herrenhut versammelten Prediger nannten im Schreiben, womit sie seinen Hingang den auswärtigen Gemeinden meldeten, Zinzendorf „den Restaurator der Brüderkirche, den Apostel so mancher Nationen der Erde, den Stifter der Dörflein des Herrn, ein treues Herz für eine jede arme verlegene Seele, dem es eine Fürstenlust war, Gutes zu thun." — Varnhagen meint am Schlusse seiner gelungenen Biographie, Zinzendorfs Leben sei als ein glückliches und beneidenswertes, auch von solchen anzuerkennen, die weder seines Glaubensbekenntnisses, noch seiner Sinnesart sind, noch ihm nachzuahmen den Wunsch und Beruf haben. Zinzendorfs Tod. Charakter. Glücklich.

Die Herrenhuter oder die Brüder-Unität wollen nur eine lebendige Gemeinde Jesu sein, die nur ihm leben, nach seinem Willen handeln, und von ihm sich leiten lasse. Fragen wir nach dem Symbolum der Gemeinde, so erhalten wir die Antwort: „Der Heiland ist das Object der Heiligen Schrift; die Bibel ist das durchgehends von ihm, unserem Liebhaber, handelnde Buch; ohne ihn weiß man nicht, was es heißen soll, aber sobald man gleichsam aus dem Heilande heraus die Bibel ansieht, so hängt alles zusammen. Einem Gelehrten können chronologische, historische oder physikalische Scrupel aufsteigen, einem anderen nicht, es wäre denn in seinem Herzen nicht ganz richtig."[1] Also in der Bibel ist alles enthalten; sie ist orakelmäßig eingerichtet, sagt der Stifter. Glaubensquelle.

[1] Zinzendorf, Gedanken, III.—XI.

Deswegen traf der Graf 1729 auch die Einrichtung, dass Stellen aus ihr nach der Zahl der Tage des Jahres ausgelesen, in ein Kästchen gethan werden, und dass aus dieser Sammlung durch den Gemeindeältesten für den folgenden Tag ein Spruch gezogen und von Haus zu Haus bekannt gemacht wird. Das ist die Losung des Tages, wobei der Glaube waltet, weil Christus die Losung. Gemeinde liebe, so werde er durch diese Losung gerade das mittheilen, was zur Warnung oder Ermunterung gerade nöthig ist. Überhaupt sahen die Herrenhuter im Los den Ausdruck des Willens des Herrn und gebrauchten es bei Besetzung der Ämter und selbst bei Verheiratungen.

Gemeindewesen. In bürgerlicher Hinsicht sind die Brüdergemeinden den landesherrlichen Behörden unterworfen, in Kirchen- und Schulsachen aber stehen sie unter der Leitung ihrer eigenen Bischöfe und der von diesen ordinierten Lehrer und Prediger. Die Gemeinden heißen Ortsgemeinden, wenn sie einen für sich bestimmten Ort einnehmen, Stadt- und Landgemeinden, wenn die Brüder in einer Stadt oder einem Dorfe zerstreut wohnen, jedoch ein eigenes Versammlungshaus haben. Brüder der Diaspora oder in der Zerstreuung heißen die Protestanten, welche, ohne Absonderung von ihren Kirchen, mit der Brüder-Unität in Verbindung Aufsicht. stehen und von Zeit zu Zeit von ihren Predigern besucht werden. Nicht Aufstellung eines neuen Lehrgebäudes, sondern Förderung des thätigen Christenthumes ist der Zweck der Gesellschaft. Darum die Festhaltung der Disciplin und Strenge bei der Aufnahme, die selbst nach der genauesten Prüfung doch nur stufenweise geschieht. Ebenso ist die Ausschließung, wenn ein Bruder seine Denkart verändert, eine stufenweise: zuerst vom Genusse des Abendmahles, nach hausväterlichen Bitten, Ermahnungen und Ahndungen, dann von der geistlichen Gemeinschaft mit den Brüdern und zuletzt von der ganzen Gemeindeverfassung. Jeder beaufsichtigt und wird wieder beobachtet. Grundansicht ist, das ganze Leben soll ein beständiger Gottesdienst sein. Darum hat jeder Chor seinen Vorsteher oder Ältesten und seinen Helfer, dieser hat mit allen Mitgliedern des Chors genauesten Umgang, besucht sie und wird von ihnen besucht. Jedes Mitglied soll, namentlich in der Woche vor der monatlichen Abendmahlfeier, dem Vorstand den ganzen Zustand seines Herzens vertrauen. Dies heißt das „Sprechen" und jener ist zur höchsten Verschwiegenheit Feste. verpflichtet. Jeder Chor hat sein besonderes jährliches Chorfest an dem Tage, an welchem die erste Einrichtung für ihn getroffen wurde, die Knaben am 12. Januar, die Mädchen am 5. März, die ledigen Brüder am 29. August, die ledigen Schwestern am 4. Mai, das Ehechor am 7. September, die Witwer und Witwen am 31. August. Alle Chöre stehen aber in der innigsten Verbindung miteinander. Sonst werden die in der christlichen Kirche eingeführten Festtage gemäß den landesherrlichen Ordnungen begangen. Besondere Feste und Gedenktage der Herrenhuter sind daneben: der 19. Januar für den Anfang der Mission in Grönland (1733), der 1. März für den Anfang der alten Brüderkirche (1456), der 12. Mai für die Grundlegung des Versammlungshauses zu Herrenhut (1724), der 17. Juni für den Anfang des Anbaues von Herrenhut (1722), der 6. Juni als Todestag des Johannes Huß (1415), der 13. August für Erneuerung der Bruderkirche (1727), der 21. August für die erste Mission der Heiden nach St. Thomas (1732), der 13. August für Erfahrung des ältesten Amtes Jesu bei der Brüderunität (1741). Als man nämlich einen Ältesten wählen wollte, schlug ein Bruder Jesus Christus dafür vor. Vor dem Abendmahle finden zur

Unterhaltung der brüderlichen Liebe Liebesmahle statt, wo man beim mäßigen Genusse von Speise und Getränke sich durch fromme Gespräche gegenseitig zu erbauen sucht. Zinzendorf wollte das Leben der alten Christen wiederum erneuern — bekanntlich hatten diese eine Zeit lang alles gemeinsam. Er selber opferte sein Vermögen. Daraus darf aber nicht geschlossen werden, dass kein Herrenhuter Privatvermögen haben kann, die Unität hat jedoch ihr eigenes Finanzwesen. Der österreichische Erbfolgekrieg, der siebenjährige Krieg, die Kriege der französischen Revolution haben dasselbe schwer geschädigt, der Eifer der Brüder aber immer die geschlagenen Wunden wieder geheilt. Die Auslagen für Missionen, für Anstalten sind nicht gering. Brüder, die ihr eigenes Vermögen haben, dienen in der Regel unentgeltlich, die Besoldung der anderen ist sehr mäßig. Zu gewissen Beiträgen werden sämmtliche Mitglieder angehalten, dabei fließen freiwillige Beiträge zahlreich in einemfort.[1]) Liebesmahle.

1764 vom 1. Juli bis 29. August fand die erste große Synode zu Marienborn statt. Diese bestimmte den Grundvertrag der Unitätsverfassung also: „Eine Gemeinde Jesu Christi ist eine Versammlung, die aus lebendigen Gliedern seines Leibes besteht, worin er selbst das Haupt ist, die der heilige Geist zusammengesammelt, darin er selbst regiert, Diener ordnet und einsetzet, und wo alles darauf angestellt wird, dass ein jedes Glied möge zubereitet werden, mit Freuden einmal vor seinem Angesichte zu erscheinen. Das schließt nicht aus, dass sie eine Schule und ein Lazareth seiner Kranken ist, da man mit manchen Leuten Geduld haben und sie mit Erbarmen selig machen muss. Gott hat sich in unseren Zeiten ein Volk bereitet, dem Geiste zu widerstehen, der in die Welt ausgegangen ist, die Lehre von Jesu Versöhnung zur Fabel zu machen, und dasselbe ist dazu berufen, seinen Tod zu verkündigen, bis dass er kommt. Daraus stammt auch der Beruf einer Gemeinde Jesu, das Evangelium nicht nur an die Christenheit, sondern an allen Menschen mit dem Zweck zu treiben, sie zum Heilande zu bringen. Wenn der heilige Geist außer unseren Gemeinen durch das Evangelium Seelen berufet und zusammen verbindet, um sie zur Freude des Heilandes zuzubereiten, so freuen wir uns darüber und halten sie für ein Gemeinlein Jesu. Zwischen solchen Häuflein und unserer Gemeine muss in Ansehung der Herzenssache, des unverrückten Genusses der Seligkeit in Jesu Wunden und alles dessen, was zum Leben und göttlichen Wandel gehört, kein Unterschied sein. Was aber die äußere Verfassung und Einrichtung anbelangt, die der Heiland zum besonderen Wohnen seines Volkes in den Gemeinorten geschenkt hat, so bleibt es dabei, dass wir den mit uns verbundenen Gesellschaften in den Religionen keinen Anlass geben, dieselben nachzumachen; sondern sie ermahnen, in ihrer kirchlichen Verfassung zu bleiben und treue Religionsleute zu sein." Sämmtliche Brüdergemeinden machen die Bruder-Unität aus und stehen untereinander in Verbindung. Ihre Bevollmächtigten treten mit den Kirchendienern alle 4—12 Synode.

[1]) Cranz, Alte und neue Brüder-Historie. Barby 1791. S. 778.

Verwaltung. Jahre zu Synoden zusammen, bei welchen ein Vorstand und Beirath gewählt, und von allen gleiches Stimmrecht geübt, und alles berathen wird, was zur Förderung des inneren und äußeren Wohles der Brüder-Unität beitragen kann. Bei Sachen, deren Folgen und Ausgang man auch bei der sorgfältigsten Überlegung nicht bestimmen kann, greift die Synode zum Los. In der Synode werden die Bischöfe und Priester der Kirche ernannt und geweiht und zugleich eine Ältestenconferenz zur Unität gewählt, aus zehn bis fünfzehn Mitgliedern bestehend, welche, bis wieder eine Synode zusammenkommt, die Leitung des Ganzen zu führen hat. Durch Schriftwechsel und Besuche verkehrt die Direction fleißig mit den einzelnen Gemeinden. Für Missionen bei den Heiden zeigten die Herrenhuter großen Eifer und nicht ohne Erfolg. Man sieht nicht auf einen großen Haufen von bloßen Namenchristen, sondern nur auf solche, die sich wirklich bekehren wollen. Die Aufnahme, welche die Herrenhuter in der Welt fanden, war im ganzen ein freundliche. Sie sind eifrige Ackerbauer, nicht ohne Kunstgeschick, und zeigten sich für den Anbau und Wohlstand des Landes überall nützlich. Die Zahl ihrer Gemeindeorte hat übrigens seit dem Tode ihres Stifters wenig zugenommen. Wir kennen nur Gnadenfeld in Schlesien, Fairfield in England und Königsfeld in Baden (1807). Vom Los bei den Heiraten ist man abgekommen. Jeder Bruder kann mit Genehmigung der Ältesten frei eine Schwester wählen, und gibt diese ihre Zustimmung, so findet die Trauung in einer öffentlichen Versammlung statt.

Der Pietismus gieng vom Mangel an Befriedigung durch die orthodoxe Kirche aus. Auch Zinzendorf hielt die lutherische Kirche als Ganzes für unrettbar verloren, und suchte den gesunden Theil in seine Brüdergemeinde herüberzuziehen: „Die lutherische Kirche sollte so ausgesogen, entsalzet und entwürzet werden, dass nichts als ein Skelett übrig bleibe." In der Zeit, da er seine Brüdergemeinde stiftete, trat, gleichfalls aus Mangel an Befriedigung durch die lutherische Kirche, zu Stockholm der Stifter des „Neuen Jerusalem" auf.[1]) — *Kirche des neuen Jerusalem.*

Swedenborg.

Swedenborg. Emanuel **Swedenborg** ist der Sohn des lutherischen Bischofs von Westgothland, geboren 1689 zu Stockholm, und streng orthodox erzogen. Er machte in seiner Jugend große Reisen durch England, Holland, Frankreich, Deutschland und besuchte viele Universitäten. Swedenborg schien eine nur praktische Natur zu sein, und nur der Mathematik und Mechanik zu leben. 1718 schaffte er zur Belagerung von Friedrichshall zwei Galeeren, fünf

[1]) Swedenborg, Arcana coelestia in verbo domini detecta. 1746; von Tafel deutsch herausgegeben, Tübingen 1823. — Möhler, Symbolik, S. 573—612. — Görres, E. Swedenborg und sein Verhältnis zur Kirche. Speier 1828.

große Boote und eine Schaluppe mit Rollen über Berg und Thal. Er gab arithmetische und astronomische Abhandlungen heraus, er trieb Chemie, er bereiste die schwedischen und sächsischen Bergwerke, 1729 ward er Mitglied der Akademie in Stockholm, 1734 gab er seine mineralogischen und philosophischen Werke in drei Foliobänden heraus. Die Pariser Akademie übersetzte sein Werk vom Eisen, als das beste in dieser Materie, ins Französische. 1740 gab er seine „Ökonomie des Thierreichs" heraus, ein Werk voll Belesenheit und eigener Gedanken, worin er die Naturreiche nach Reihen und Stufen zu einer Harmonie ordnet, die er constabilierte nennt. Die constabilierte Harmonie war fortan sein Hauptgedanke. Swedenborg stand wegen seiner Leistungen in hohem Ansehen: 1710 ward er von seiner Königin in den Adelstand erhoben. 1747 aber legte er sein Amt nieder, indem er meinte, der Herr habe ihm ein neues Amt aufgetragen, die Verbindung zwischen der Geister- und Körperwelt zu bilden. Es war ihm Ernst, er prahlte nicht damit. Auf der andern Seite wusste er Spötter mit Würde in ihre Schranken zurückzuweisen. Bei alldem blieb er ein stilles, fröhliches Gemüth, ein Muster ungeheuchelter Frömmigkeit, Güte und Wahrheit. Er glaubte an seine Erscheinungen in vollem Ernst, er war kein Betrüger, wohl aber ein Betrogener.

Kein Mensch ahnte, dass in ihm der Stifter einer neuen Religion stecke. Da erschien ihm, wie er behauptet, 1743 während seines Aufenthalts in London der Herr selber, that ihm sein Inneres auf, erschloss ihm die Geisterwelt, und würdigte ihn des Umgangs mit Engeln — und fortan macht und beschreibt er Reisen in Himmel und Hölle — verkehrt mit den Geistern der Vorwelt, sieht sich als Gottesgesandten berufen, das ursprüngliche Christenthum wieder herzustellen, ein neues Zeitalter, das neue himmlische Jerusalem, einzuleiten. Am 19. Juni 1770 schrieb er die letzten Worte seines Hauptwerks, und mit diesem Tage fängt die neue Zeit an. Christus sendet die zwölf Apostel durch die Geisterwelt mit der frohen Botschaft, dass nun er regiere. Wir haben es hier mit einem Hellseher zu thun, der glaubt, was er schreibt, der vor sich sieht, was er glaubt, und mit einer bezaubernden Anschaulichkeit die Zustände im Jenseits schildert, als ob er von einem Berge aus in ein reichbevölkertes Thal hinabblicke.

Sokrates, Cicero, Luther sprechen aus Swedenborg, wie er aus seinem Innern heraus sie sprechen macht, daher hören wir nicht sie aus ihm, sondern Swedenborg aus ihnen. Er spricht mit ihnen, wie man mit seinen Gedanken spricht, Engel und Geister sind seine Gebilde, sie sind die Laterna magica seiner eigenen Gedanken, nur personificiert er sie nicht wissentlich, als Visionen waren sie vor oder in ihm, der in einem krampfhaften Zustande sich befand. Diesen Zustand schildert er in dreifacher Art: 1. Die Geister kommen zu ihm und sprechen mit ihm. 2. Er verfällt in Entzückung, sein

Inneres geht ihm auf. 3. Er wird vom Geiste fortgerissen und sieht in kürzester Zeit unsägliche Orte und Gegenstände. Herder sagt:[1] „Ernst und bedeutend winkt Adrastea den Menschen durch Swedenborg zu, auch fromme Gedanken, biblische Sprüche und Bilder, einen geistigen Sinn der Schrift u. s. w. nicht über Maß und Ziel zu führen; das zarte Geschäft wird bald Müßiggang der Gedanken, langweiliges Spiel, Wahnsinn. Sie winkt uns zu, keiner Imagination einen unbegrenzten Raum zu geben, auch die reinsten Ideen des Wahren und Schönen dergestalt nicht in Bilder zu kleiden, als ob diese die Wahrheit selbst wären; bei der redlichsten Gesinnung wird durch sie der Selbstbetrogene ein Wahnsinniger, ein Verführer. Endlich zeigt sie uns, dass der ganze Reichthum wissenschaftlicher Kenntnisse, zumal wenn diese den Geist ermattet haben, nicht vor dem Trug bewahre, wenn diesen das ungesättigte Herz begehret. Offenbar war Swedenborgs Fehler, dass er ermüdet vom wissenschaftlichen und Staatsunfug die Kette der Natur, die irdische Ökonomie verließ und sich geistig isolierte. Seinen starken Organen war damit Raum gegeben; er schuf sich die Welt, die er in Gesetzen der mechanischen, animalischen Natur gefunden hatte, und sonst nirgends fand, moralisch geistigerweise in himmlischen Träumen."

Swedenborg galt für einen wahrhaftigen, menschenfreundlichen, frommen Mann. Seine Stelle legte er 1747 nieder, um ganz nur seinem religiösen Beruf zu leben; seine Bücher musste er auf eigene Kosten drucken lassen, Hohn und Spott ward ihm vielfach zutheil; er erreichte ein Alter von vierundachtzig Jahren und starb 1772 in London.

Zustände im Jenseits.

Eine Hauptrolle in seiner Lehre spielt seine Vorstellung vom Jenseits. Es sei ein großer Irrthum anzunehmen, dass nach dem Tode eine gewaltige Veränderung mit uns allen vorgehe, während doch der Mensch sich selbst in die andere Welt mit hinübernehme und dort sei, treibe, wünsche und begehre, was er hier gewesen war, getrieben, gewünscht und begehrt hatte. „Ich habe sie tausendmal gesehen, gehört und mit ihnen gesprochen", versichert uns der Schwede; „die Geister hatten ein herzliches Bedauern, dass in der Welt und besonders innerhalb der Kirche noch eine solche Unwissenheit herrsche." Die Gelehrten sagten ihm, sie schämten sich der albernen Vorstellungen, die sie auf Erden vom Jenseits gehegt hätten, während in der geistigen Welt alles erscheint, was in der natürlichen Welt ist. Es gibt dort Katholiken und Protestanten, Schweden, Dänen, Holländer, Engländer, Mohammedaner, wie auf der Erde. Es gibt dort Häuser und Paläste, Paradiese und Gärten, und in ihnen Bäume aller Art; es erscheinen Äcker und Brachfelder und Auen, sowie großes und kleines Vieh — alles gerade, wie auf unserer Erde, nur mit dem Unterschied, dass dies alles einen geistigen Ursprung hat. Die also, welche in der Neigung zum Guten und Wahren sich befinden, die wohnen in solchen herrlichen Palästen, welche Paradiese mit Bäumen sind; diejenigen, welche eine entgegengesetzte Gesinnung haben, sind auch in der Hölle in Zuchthäuser eingeschlossen, welche keine Fenster haben, in denen aber gleichwohl

[1] Sämmtliche Werke zur Philosophie und Geschichte, 12. Theil, S. 121.

Licht ist, wie von einem Irrwisch; oder sie befinden sich in Wüsten und wohnen in Hütten, um welche herum alles unfruchtbar ist, und wo sich Schlangen, Drachen, Nachteulen und anderes dergleichen aufhält, was ihrem Wesen entspricht. Nur ist manches anders im Jenseits, als die verschiedenen Religionen es sich vorstellen. Der Teufel z. B. ist keine Person, sondern alle verdammten Seelen zusammen machen den Teufel aus. Calvin ist nicht unter den Seligen, sondern er steckt in einer Grube, angefüllt von den abscheulichsten Geistern, weil er ein sinnlicher Mensch war und die empörende Lehre von der unbedingten Vorherbestimmung verbreitete. Auch Melanchthon ist übel daran: er schreibt immer die Worte: „Der Glaube macht allein selig" — und immer verschwinden diese Worte, weil sie nicht wahr sind. Luther hält Vorlesungen, wie er es in Wittenberg that; seine eifrigsten Schüler sitzen seiner Lehrkanzel am nächsten; er predigt den alleinseligmachenden Glauben; da kommt die Kunde, diese Lehre sei grundfalsch, und er könne nicht selig werden, wenn er nicht davon abstehe. Swedenborg erzählt, er habe gesehen, wie Protestanten im Jenseits ankamen und sogleich von Engeln ins Verhör genommen wurden. Diejenigen, welche in diesem Leben nicht bloß geglaubt, sondern auch nach dem Glauben gelebt hatten, bekamen die Einladung: „Mein Freund, komm mit uns und nimm Wohnung in unserer Mitte!"

Also der Glaube macht nur selig, wenn die Liebe mit demselben verbunden ist; also der Glaube hat keinen Wert ohne die Liebe und die Liebe keinen Wert ohne den Glauben. Swedenborg geht demnach aus von seiner Abneigung gegen die protestantische Rechtfertigungslehre und von seinem Haß gegen die unbedingte Vorherbestimmung. Diese Lehren kann er nicht vertragen, und so hält er sich für berufen, auf die Grundlage seines vermeintlichen Verkehrs mit Geistern eine bessere Lehre, das wahre Christenthum (wie er meint), an ihre Stelle zu setzen — in Wahrheit ist es aber nur ein phantastischer Rationalismus.[1]) System.

Swedenborg verwirft das Grunddogma des Christenthums, die Trinität, seine Lehre gleicht der des Sabellius. Er nimmt nicht drei Personen an, sondern eine göttliche Person, die als Vater die Welt erschuf, als Sohn erlöste und als Geist heiligte, oder vielmehr Christus ist Vater, Sohn und heiliger Geist zugleich. Er behauptet sogar, bis zum Concil von Nikäa sei dies allgemeiner Glaube der ersten Kirche gewesen, was ganz falsch ist. Überhaupt fehlt es ihm an ordentlichen Kenntnissen in der Kirchengeschichte und an einer richtigen Methode, die Schrift zu erklären. So beweist er in die Bibel hinein, was ihm seine Phantasie vormacht, behauptet dabei, die Engel hätten ihm das wahre Verständnis der Schrift erklärt — er habe den göttlichen, den lebendigen Glauben, während die gewöhnlichen Menschen nur den todten haben. So sind ihm auch Adam und Eva nicht wirkliche Personen, sondern nur Personificationen der ältesten Kirche. Warum die Menschheit allmählich so verfiel, weiß Swedenborg nicht zu erklären. Die Erlösung aber wurde nach Antitrinitarier.

---

[1]) Hase, Kirchengeschichte, § 412, nennt Swedenborg einen Dante des Nordens.

ihm nothwendig, um der zuwachsenden Macht der Hölle Schranken zu setzen, denn immer mehr Geister kamen in die Hölle und durch diese fortgesetzten Einwanderungen wurde der Muth der Bösen so groß, dass sie über die Grenze der Seligen drangen. Da wurde Gott Mensch und befreite die Guten von der Zudringlichkeit der Bösen. Ohne die göttliche Herablassung in Christo wäre der Glaube nur ein in das Blaue des Himmels geworfener Blick, der sich ins Unbestimmte und Grenzenlose verliert, durch Christus aber hat er seinen eigentlichen Gegenstand und seine Bestimmtheit erlangt. Von einer stellvertretenden Genugthuung kann, weil der Sohn zugleich der Vater ist, keine Rede sein. Christus feiert im Tode nur seine eigene Verklärung, die Hineinbildung seines menschlichen Wesens in das göttliche. In ihm ist die Wahrheit und Liebe erschienen und die Sünde ist vergeben, wenn der Bußfertige sich ihm anschließt; dann wird der Mensch mit Gott vereinigt.

Erlösung.

Sacramente.

Sacramente kennt Swedenborg nur zwei, Taufe und Abendmahl; Fleisch und Brot sind das irdische Abzeichen der göttlichen Liebe und Güte, Blut und Wein ist das Sinnbild der Wahrheit und Weisheit Gottes. Essen ist das sich Aneignen, Irdisches und Überirdisches entsprechen sich immer wie Äußeres und Inneres. Dies nennt Swedenborg die Correspondenzen. Durch das Abendmahl werden wir in den Himmel eingeführt, wenn wir es würdig nehmen. Eine Prädestination zum Himmel oder zur Hölle gibt es nicht. Die weder für den Himmel, noch für die Hölle ganz reif sind, kommen nach dem Tode in einen mittleren Ort, wo sie belehrt werden; die sich nicht bessern wollen, werden von der Hölle verschlungen. Es gibt Verruchte, die nicht selig werden wollen, und darum auch nicht können. Im Jahre 1757 sah Swedenborg selber dem jüngsten Gerichte zu. Da der Apostel Paulus von stellvertretender Genugthuung spricht, so verwirft Swedenborg seine Briefe, er erkennt nur die Evangelien und die Apokalypse als echt an.

Correspondenzen.

Der schwedische Religionsstifter bekam in neuerer Zeit in England, Deutschland und Amerika Anhang — in Wirtemberg hat Tafel seine Schriften übersetzt —, nicht bei den arbeitenden Classen, denn diese sind nicht geneigt, an eine Unsterblichkeit zu glauben, wo die jetzige Noth ihres Daseins fortdauert, sondern bei den Reichen. Möhler erklärt die Verbreitung von Swedenborgs Lehre aus dem Vorherrschen des Unglaubens:[1] „Die sehnsuchtsvolle Brust des Menschen ist mit solchem Gerede nicht zu befriedigen, und wenn du ihr die wahren Wunder nimmst, so wird sie sich falsche erdichten. Unsere Zeit ist dazu verurtheilt, das trostlose Schauspiel des mattesten, unmächtigsten und freudelosesten geistigen Lebens neben dem überspanntesten und krankhaftesten Überreiz desselben aufführen zu sehen, und wenn wir nicht mit lebendigem und geisterfülltem Sinne zur Kirchenlehre zurückkehren, werden wir bald die

[1] Möhler, Symbolik, S. 613.

kläglichste Schwärmerei mit demselben Übergewichte um sich greifen sehen, wie wir den flachsten Unglauben auf dem Throne erblickten.“ Das Tischrücken und Geisterklopfen hat die Richtigkeit dieses Ausspruchs seither nur zu gut bewiesen. —

Edelmann.

Also religiös erregt war diese Zeit. Wie diese Überspannung und Überreizung des religiösen Gefühls leicht zu einem Umschlag in den Unglauben führen konnte, zeigt die Geschichte Edelmanns, dessen Selbstbiographie vor kurzem erschienen ist.[1]) Edelmann.

Edelmann ist aus Weißenfels, geboren 1698, gebildet zu Jena, wo er sehr fleißig war und dürftig mit Privatstunden sich erhielt, aber sich auch durch geläufige deutsche Verse und Tüchtigkeit in Disputationen schon bemerkbar machte. 1725 bestand er seine Prüfung in Eisenach, wurde dann Hofmeister bei einem lutherischen Grafen Kornfeil in Niederösterreich, dann 1728 bei einem Grafen in Wien, der von den Pietisten in Halle bekehrt war. Edelmann erzählt von Pietisten in Wien. seinem Herrn: „Sein Temperament neigte zur Fröhlichkeit, weil er aber nach der Halle'schen Theologie glauben musste, dass alle Fröhlichkeit Sünde sei, so durfte er nicht fröhlich sein. Deswegen pflegte er die Worte: ‚Er gebe uns ein fröhliches Herz‘ bei den gewöhnlichen Tischgebeten mit der größten Inbrunst und thränenvollem Auge zu beten, wie er sich denn überhaupt mit dem Gebet dergestalt zu martern gelernt hatte, dass er oft zwei Stunden auf den Knien lag, und Gott fast alle Augenblicke vorwerfend, dass er ihn in Sünden habe geboren werden lassen, um Gnade und Vergebung seiner Sünden flehte, dass ihm der Angstschweiß vom Gesicht lief. Das Seltsamste war, dass man ihm nichts von der Liebe Gottes gegen seine Geschöpfe vorsagen durfte, das hielt er für den größten Leichtsinn, und es war der nächste Weg, sein Vertrauen gänzlich zu verscherzen; hingegen, wer ihm den Zorn Gottes recht groß und die Hölle recht heiß machte, der war ihm recht.“ — Also auch im lebensheitern Wien finden wir dieses düstere Treiben und Edelmann spricht von Gebetsmarterstunden, und wie ihm Angst war, dass die Reihe zu beten auch an ihn kommen möchte, da er die Gabe des Gebets nicht in dem Maße wie seine Brüder hatte, welche ganze Stunden lang vorbeten konnten. 1728 übernahm Edelmann die Rolle eines Teufelsbanners bei einer frommen Gräfin, 1731 gieng er als Hauslehrer zu einem Prediger ins Erzgebirg. Das unheilige Leben des Predigers, dann Schriften Arnolds regten in ihm Zweifel auf an der Richtigkeit des lutherischen Systems. Begierig las er die Schriften aller Freidenker und Mystiker. Er suchte nach etwas Neuem, was ihn befriedigte, er näherte sich den Gichtelianern in Dresden, er schrieb an Zinzendorf, der ihm Reisegeld und die Mahnung schickte: „Komm und sieh zu.“ Edelmann wurde nun „ein Närrlein in Herrenhut und ließ sich mit andern Närrlein vom Bruder Ludwig am Strick herumleiten.“ Es gefiel ihm aber nicht, wie die Knaben und Mägdlein mit Gebet gemartert wurden; seine Zweifel waren

[1]) Früher erschien: S. Johann Heinrich Prathe, Historische Nachricht von J. Chr. Edelmanns, eines berüchtigten Religionsspötters, Leben, Schriften und Lehrbegriff. (Hamburg 1723, 2. Aufl. 1735).

nicht zu bewältigen; er drückte sie in einem Aufsatz aus, worin nicht undeutlich die ganze Lehre vom Bruch und der Versöhnung als eine Gotteslästerung hingestellt war. Dieser verschaffte ihm eine Einladung vom Haupte der Separatisten in Frankfurt, an der Berleburger Bibelübersetzung theilzunehmen. Nun schildert er uns sehr anziehend das Treiben der Separatisten in und um Frankfurt, das Gebaren der Erweckten, unter denen es auch Anhänger der Madame Guyon gab, die sich täglich eine gewisse Stunde bestimmten, „wo sie zusammenkamen, und ohne ein Wort zu sprechen, nur still bis zum Verlauf der Stunde vor sich wegsahen, bisweilen, um nicht einzuschlafen, die Augen verdrehten und heimliche Seufzer hören ließen, auch während dieses selbsterwählten Stillschweigens nichts anderes in sich hören durften, als was alle armen Sünder lauter bekennen, nämlich dass sie arme verdorbene und zu allem Guten untüchtige Creaturen wären. Natürlich blieben die armen Leute, wie sie waren, und dachten doch Wunder, was sie vor andern voraus hätten.“ Edelmanns Zweifel steigerten sich. Er brach mit den Herausgebern der Berleburger Bibel, er schloss sich an andere Inspirierte, einen Schuhmacher, einen Bortenwirker, einen Apotheker an, immer in der Hoffnung, etwas Besseres zu finden. Er musste aber gestehen, dass er in seinem Leben nie elender, abgeschmackter und kraftloser beten hörte, als unter diesen geistlichen Brüdern; er nennt die Zeit, die er unter ihnen zubrachte, die einfältigste in seinem Leben. Die Leute dachten über den Text, den sie erklären sollten, nicht vorher nach, das hielten sie für babylonische Gaukelpossen; um die Kraft des Geistes Gottes recht zu empfinden, müsse man immer einfältiger werden und sich von aller Schulgelehrsamkeit ausleeren; sie merkten, dass er ein Zweifler sei, und vertrösteten ihn auf die Ankunft des großen Propheten, des Sattlers Rock. Edelmann kam aber bald zur Überzeugung, dass der Geist, der aus diesem rede, nicht der rechte sei. Aus der Verzweiflung und Höllenangst rettete ihn der Gedanke: „Gott ist die Vernunft.“ Dieser Satz wurde sein Leitstern, er lernte Borten wirken, um sich sein Brot zu verdienen; um Christus ähnlich zu werden, warf er seine Perücke ab, ließ Haar und Bart wachsen und zog in schlechtem Gewand umher, andere belehrend und Narren Schläge auf den Rücken ertheilend. Redliche Leute unterstützten ihn, Geld kam ihm von allen Seiten zu, schließlich eine Einladung von einem reichen Kaufmann nach Berlin. — Aber seine Feinde hatten ihn dort schon angezeigt und er wäre sicher in das Zuchthaus nach Spandau gekommen, wäre er nicht in Potsdam angehalten und vor den König gebracht worden, der gerade bei guter Laune war. Da entspann sich folgendes Gespräch zwischen Friedrich Wilhelm I. und ihm: „Woher?“ — „Von Berleburg.“ — „Warum lasst Er den Bart wachsen?“ — „Ich sehe nicht, warum sich ein Christ der Gestalt seines Heilandes zu schämen hat.“ — „Er wird wohl ein Wiedergeborner sein?“ — „Nein, dazu habe ich noch einen großen Sprung.“ — „Geht er in die Kirche?“ — „Ich habe meine Kirche bei mir.“ — „Ihr seid ein gottloser Mensch, ein Quäker.“ — „Wir sind Narren um Christi willen.“ — „Geht Ihr zum Abendmahl?“ — „Wenn ich Christen finde, die sich neben mir mit Christus zum gleichen Tode pflanzen wollen, so bin ich bereit, heute oder morgen das Abendmahl mit ihnen zu halten.“ — „Warum geht Ihr nicht in die Kirche, da wird es ausgetheilt?“ — „Das halte ich nicht für des Herrn Abendmahl, sondern für eine antichristliche Ceremonie.“ Der König sah bedenklich die Generale an, die um ihn standen, und Edelmann fürchtete schon, es werde ihm nicht ungenossen hingehen. Aber Friedrich Wilhelm war diesmal bei guter Laune und fragte weiter: „Wovon lebt Ihr?“ — „Aus

der Hand Gottes!" — „Ihr werdet fechten gehen?" — „Gott hat mir so viel gegeben, dass ich als ehrlicher Mann leben kann; sollte sich aber je Mangel ereignen, so weiß ich auch, dass Gott noch Christen hat, die der Noth ihrer Nebenmenschen unter die Arme zu greifen wissen." — „Ich will auch einer dieser gutthätigen Christen sein, gebt ihm sechzehn Groschen." Edelmann schämte sich, das Geld anzunehmen, fürchtete aber zugleich im Falle der Weigerung einen Buckel voll Schläge und sagte deshalb: „Euer Majestät, ich bitte mir eine Gnade aus; verschonen Sie mich mit der Gabe!" — „Warum, wollt Ihr mehr haben?" — „Nichts überall, verschonen Sie mich damit, ich habe es nicht nöthig." — „Ich schenke es Euch in Gottes Namen." — „In Gottes Namen nehme ich's an." — „Wo wollt Ihr hin?" — „Nach Berlin." — „Nein, nach Berlin dürft Ihr nicht, in Eurem Gewissen sollt Ihr aber nicht gekränkt werden. Ihr seid ein gottloser Mensch, Gott bekehr' Euch!" — „Das wünsch' ich Euer Majestät auch!"

Edelmann kam später nach des Königs Tod doch nach Berlin und machte sich einen Namen als Herostratus, indem er Feuer in den Tempel warf und in seinen Schriften „Moses mit aufgedecktem Angesicht", „Christus und Belial", „Die Göttlichkeit der Vernunft", das Ansehen der Bibel bestritt und lehrte, das Gewissen sei der Himmel und die Hölle, die menschliche Vernunft sei der von Johannes verkündete Logos, es gebe weder Gott, noch Teufel; die wahre Bibel, nämlich niemand zu beleidigen und jedem das Seine zu lassen, sei in jedes Menschenherz geschrieben. Seine Schriften wurden auf Befehl des Kaisers von Henkershand verbrannt. Friedrich II. beschützte den Verfasser. Edelmann starb in Berlin 15. Februar 1767.[1])

Sieg des Rationalismus.

Mit dem Jahr 1740 beginnt die Herrschaft des Rationalismus in Deutschland. Friedrich II. verordnete: „Die Hallischen Pfaffen müssen kurz gehalten werden." Der König bezeichnete die Pietisten kurzweg als Narren und neckte sie, wo er konnte. Als 1745 Professor Francke zu Halle sich dem Theater widersetzte, schrieb Friedrich II.: „Da ist das geistliche Muckerpack schuld dran. Sie sollen spielen und Herr Francke, oder wie der Schurke heißet, soll dabei sein, um die (den) Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation zu thun, und mir soll der Attest von den Komödianten geschickt werden, dass er da gewesen ist." — Der König wollte von den Frommen so wenig hören, dass man einem Frommann nur dadurch eine Stelle verschaffen konnte, dass er seinen Namen in Frohmann umänderte. Des Königs Grundsatz war: „Die Religionen müssen alle toleriert werden, und muss der Fiscal nur das Auge darauf haben, dass keine der anderen Abbruch thue; denn hier muss ein jeder nach seiner Façon selig werden." — Nur den Katholiken gegenüber war Friedrich nicht gleich tolerant; er verordnete, bei Anstellungen im Justizcollegium solle man die

---

[1]) Bruno Bauer hat in neuerer Zeit sein Andenken wieder aufgefrischt und eine Auswahl seiner Schriften veranstaltet, Bern 1847. Klose hat in Berlin seine Selbstbiographie herausgegeben.

Katholiken sparsam ansetzen. — Alle Controverspredigten wurden verboten, aber auch alle pietistischen Conventikel.

Widerstand, wie die Puritaner in England leisteten, fand bei den Pietisten nicht statt. Es lag etwas zu Süßliches in ihrem Wesen, auch fehlte die stählende Kraft eines Kampfes für alte Verfassung. Der Übergang war rasch und vollständig. Nach der Kreuz- und Bluttheologie stoßen wir jetzt auf eine so vollständige Ernüchterung, dass am Weihnachtstag über Stallfütterung und am Ostersonntag über den Nutzen des Frühaufstehens gepredigt werden konnte. Sebaldus Nothanker, welcher den Bauern vorträgt, dass sie früh aufstehen, ihr Vieh pflegen, Garten und Acker fleißig bearbeiten sollen, wurde das Ideal eines Predigers. Für das Gesangbuch wurden die wässerigsten Verse ausgesucht, wie:

Des Leibes warten und ihn nähren,
Das ist, o Schöpfer, meine Pflicht.
Durch eigene Schuld ihn zu zerstören,
Verbietet mir dein Unterricht! [1])

Rascher Umschlag in den Gegensatz findet sich oft im Geistesleben. Wir kommen jetzt an den König der Aufklärung, an Friedrich II., aber auch von Büchern und Lehrkanzeln wieder in die Cabinette und auf Schlachtfelder.

---

[1]) Hagenbach, l. c. S. 311.

Der Nordosten Europas.

Russland.

Wir nahen jetzt der Zeit, da Polen zerrissen wird, da Russland auf Mitteleuropa großen Einfluss gewinnt und Preußen zur Großmacht heranwächst, und haben zuvor die Ursachen aufzusuchen, welche dem einen sein Unglück zuzogen und den beiden anderen zum Aufsteigen verhalfen.

Polen und Russen sind miteinander stammverwandt, sind beide Binnenvölker — und doch die größten Gegensätze. Wir sahen früher,[1]) wie die Urzustände der Slaven sehr einfach und republikanisch waren und wie die Piasten in Polen und Ruriks Söhne in Kiew zur Herrschaft gelangten. Polen erhielt um 1000 von Kaiser Otto III. für seinen Herzog die Königswürde und von Rom aus den Synodalverband. Wladimir der Große (980 bis 1015) ließ sein Volk 991 durch griechische Priester taufen. Der Hass der griechischen Kirche gegen die römische zog eine unübersteigliche Schranke zwischen beiden Völkern. Die abendländische Kirche hat die Idee bürgerlicher Freiheit allenthalben verbreitet, die morgenländische hat unbedingte Hingebung an den Herrscher zu einem Glaubensartikel gestempelt. Darum haben die Großfürsten den Clerus bis zu einem gewissen Grade gehoben, sie verliehen ihm den Zehenten von ihren eigenen Gütern. Die Adeligen wurden nicht gerne Cleriker, dagegen suchten die Niederen in der Kirche eine Zuflucht und lehrten den Ungehorsam gegen den Herrscher als das größte Verbrechen betrachten. Der Adel blieb unwissend und verweichlicht, der Clerus arbeitete für den Thron; beide Umstände hatten zur Folge, dass der Großfürst unumschränkt wurde. So wurde das Volk der Russen eine Armee von tapferen Sclaven. Polen und Russen.

Im Clerus ist ein byzantinisches Element in den russischen Staat gekommen, der Erzbischof von Kiew stand unter dem Patriarchen von Constantinopel und wurde von ihm geweiht. Es fehlte nicht an Versuchen, dieses Verhältnis wieder zu brechen. 1051 ernannte Jaroslaw ohne jede Mitwirkung des byzantinischen Patriarchen den Russen Hilarion zum Erzbischof von Kiew,

[1]) Vergl. Bd. III, S. 745—746 dieses Werkes.

Byzantinisches Element. ebenso suchte er eine selbständige Mutteranstalt slavischen Mönchthums im Höhlenkloster zu Kiew zu begründen, bei welchem ihm das Kloster auf dem Berg Athos zum Vorbild diente. Derselbe Herrscher suchte Familienverbindungen mit den Fürstenhäusern des Abendlandes zu schließen.[1] Isäslaw aus Gregor VII. Kiew sandte 1075 an Gregor VII. seinen Sohn: er sei bereit, des Papstes weltliche und geistliche Macht über Russland anzuerkennen, wenn er ihm Schutz und Hilfe gegen seine aufrührerischen Unterthanen verschaffe. Der Papst nahm das väterliche Reich aus den Händen des Sohnes und stellte es ihm als Lehen des heiligen Petrus wieder zurück. Aber Byzanz streckte starke Arme aus, um Russland vom Eintritt in den abenländischen Völkerbund zurückzuhalten. 1071 unter Isäslaw kam wieder ein Grieche, den der Patriarch von Constantinopel geweiht hatte, auf den Stuhl von Kiew und fortan — bis zur Eroberung von Constantinopel — waren es die dortigen Patriarchen, welche die Erzbischöfe von Kiew weihten. Auch die Verbindung mit dem byzantinischen Mönchthum wurde wieder angeknüpft und die griechischen Mönche wussten die durch Jaroslaw entstandene Neigung für die katholische Kirche gründlich zu tilgen. Den Russen ward verboten, mit Leuten römischen Bekenntnisses an einem Tisch zu sitzen und zu essen; es wurde für schwere Sünde erklärt, dass russische Fürsten ihre Töchter und Söhne mit römischen Katholiken vermählten.[2] Damit kam auch die byzantinische Macht der Tradition. Stabilität nach Russland. Haxthausen bemerkt:[3] „Nichts könnte in den Augen des russischen Volkes die kleinste im äußern Gottesdienst vorgenommene Abänderung entschuldigen, denn das Wesen, die tiefste Grundlage der orientalischen Kirche, ist die Tradition. Alles bis auf die kleinste Verzierung im äußeren Bau einer Kirche ruht auf einer überlieferten, von Jahrhundert zu Jahrhundert treulich vererbten Sitte. In dieser Kirche hat die Hierarchie keine Religionsfragen zu entscheiden: ihre geistliche Autorität bezieht sich weder auf die Auslegung des Dogmas, noch auf die Einrichtung des Gottesdienstes; als treue Bewahrerin der Vergangenheit hat sie nur die Aufgabe, alles zu erhalten, was durch die Jahrhunderte festgestellt und geheiligt ist."

Normännisches Element. Ein normännisches Element, Thatendrang und Streben nach Neuerung, lag in der Herrscherfamilie, in den Söhnen Ruriks oder den Rurikowitschen. Leider lebte in den Mitgliedern der Herrscherfamilie die Überzeugung vom Rechte aller Glieder auf die oberste Gewalt und so wurde aus Rußland ein Bund vieler Fürstenthümer bis zum sechzehnten Jahrhundert. Jeder Nachkomme des heil. Wladimir besitzt den Namen Fürst, und ein Anrecht auf einen gewissen Landstrich, wo er als unabhängiger

[1] Helfert, Russland und die katholische Kirche in Polen. Wien 1867. S. 26—45. — Gfrörer, Gregor VII., Bd. II, S. 492—527.

[2] Strahl, Geschichte Russlands, I, S. 115.

[3] Studien über Russland, I, S. 312.

Beherrscher seine Hauptstadt, sein Gefolge, sein Heer, seine Bojaren hat, einen Bischof ernennt, Gesetze erlässt, Recht spendet, belohnt und straft, Krieg führt und Frieden schließt mit wem er will, und nach seinem Wohlgefallen Städte und Festungen baut. Der älteste Theilfürst der Familie ist der Großfürst (Weliki kniäs). Er hat das Recht, die Streitigkeiten zwischen den Theilfürsten auszugleichen und zu einem auswärtigen Kriege Truppen zu fordern, aber nicht das Recht, sich in die Verwaltung der Fürstenthümer einzumischen oder Steuern in denselben zu erheben; er ist nur unbeschränkter Herr in seinem Antheile. Er ist nur gemeinsamer Vermittler in Angelegenheiten, die sich auf ganz Russland beziehen. Die fürstliche Würde ist nur erblich in männlicher Linie. Die Söhne theilen unter sich das väterliche Gebiet. Das war das Band, welches die Einheit Rußlands wahren sollte. Es konnte Bestand haben, wenn die Nachfolger immer die gleiche Kraft des Stifters dieses Theilungsvertrages besaßen und wenn in der Familie selber nicht Streitigkeiten entstanden. Den Nachfolgern Jaroslaws aber gebrach es an der gleichen Einsicht und Festigkeit des Willens und der jüngere Zweig der Familie anerkannte die Bestimmung des Theilungsvertrages nicht, wonach das Recht auf einen Antheil nur den älteren Repräsentanten des fürstlichen Hauses gebüre, und so entstand um das Bundessystem ein Kampf, der von 1054—1240 dauerte, in welchem Rußland seine Kräfte selber verzehrte. „Dieser Kampf", sagt Ustrialaw,[1]) stellt unter der Feder unserer Chronisten ein dunkles ermüdendes Gemälde dar; die Riesen der Dämmerung, Oleg, Swätoslaw und Wladimir, verschwinden, und an ihre Stelle treten ihre Nachfolger als bleiche Schatten, wie böse Geister, welche in lärmendem Getümmel auf die Scene treten, einander verdrängen, nach kurzer Zeit still verscheiden, und aufs neue einen allgemeinen Kampf beginnen, den sie ihren Söhnen, Enkeln und Urenkeln überliefern."

Theilungsvertrag.

Gebrechen.

Jaroslaw theilte sein Reich unter seine fünf Söhne: dem ältesten, Isäslaw gab er die Fürstenthümer Kiew und Nowgorod, dem Swätoslaw Tschernigow, dem Wsewolod Perejaslawl, dem Wjätscheslaw Smolensk und dem Igor Wladimir in Wolhynien. Übergangen waren zwei Enkel Wladimirs, Rostilslaw und Wseslaw, welche den Grundsatz, dass das Recht auf einen Antheil nur dem älteren Zweige des Hauses und nicht dem jüngeren gebüre, verwarfen, während Jaroslaw nur dann dem jüngeren ein Recht einräumte, wenn der ältere erloschen sei. Aber auch die anderen Fürsten sahen in Isäslaw nicht ihren Herrn, sondern nur den älteren Bruder. Die Grenzen der einzelnen Gebiete waren nicht genau bestimmt und so stritt man sich denn nach Normannenart mit den Waffen in der Hand um die Provinzen. Wenn auch die Russen nicht immer eifrig waren, für den einen Rurikowitschen gegen den anderen zu Felde zu ziehen, so fanden die herrschsüchtigen Fürsten in dem wilden Volke der Polowzer,[2]) deren Horden damals von den Ufern des Pruth bis an die

Theilungsperiode.

[1]) Geschichte Russlands, I. S. 81.
[2]) Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 743.

Polowzer. Wolga sich umhertrieben, und ohne Neigung zum Ackerbau, von der Viehzucht und vom Raub lebten, gefürchtete Helfer. Polowzer heißt Bewohner der Ebene oder Steppe, die Byzantiner nennen sie Kumanen, die Deutschen Falen oder Insassen der Niederung; sie galten als grausam, blutdürstig, treulos; es heißt von ihnen, sie verschlingen rohes Fleisch, Aas und Mäuse; sie waren türkischen Stammes und jeden Augenblick bereit, ins russische Land einzufallen und zu plündern. Die Jaroslawitschen erlagen in diesem Kampfe. Der letzte Sohn Jaroslaws, Wsewolod I., Großfürst, aber schwach, seit 1078, starb 1093.

Jetzt theilten die Enkel Jaroslaws das Reich. Sie ließen dem Ältesten der Familie, Swätopolk II., dem Sohne des Isäslaw, den Titel eines Großfürsten, erfanden ihn aber als engherzig und treubrüchig und kämpften gegeneinander, bis 1097 der tüchtigste unter ihnen, Monomach, sie auf einer Zusammenkunft zu Ljubetsch bewog, sich zu vertragen, und sich durch Küssen des Kreuzes zu verpflichten, einander gegen jeden Dränger zu vertheidigen. Der Vertrag von Ljubetsch gewährte den Söhnen das Erbrecht an dem väterlichen Antheil, die Selbständigkeit der Fürsten und die Gewalt, selbst den Großfürsten zu richten, im Falle, dass er sich widerrechtlich benehme. Doch der Vertrag ward nicht gehalten. Bald erhoben sich alle Theilfürsten gegen den Großfürsten, welcher die Ungarn zuhilfe rief. 1100 fand eine neue Versöhnung der Fürsten in Kiew statt. Sie war umso nöthiger, als die Polowzer, damals die Geißel Monomach 1113 bis 1125. Russlands, einen Raubzug nach dem anderen unternahmen. Monomach zog in ihr Land und brachte ihnen einen Schlag bei, der Russland auf lange Zeit Ruhe verschaffte. Dieser Sieg bahnte ihm selber den Weg zum Großfürstenthume nach dem Tode Swätopolks, 1113, dessen Söhne dem allgemein gefeierten Helden nicht in den Weg zu treten wagten und ihn selber als das Haupt Russlands anerkannten, obschon er nicht der älteste der Familie war. Monomach kehrte zum Plan Jaroslaws zurück, die Herrschaft einer Familie zu sichern, nämlich seinen Söhnen. Die widerstrebenden Fürsten wurden bezwungen und er beherrschte Russland unbedingt, mit einer Kraft, wie einst Jaroslaw, und unternahm noch glückliche Feldzüge gegen Finnen, Esthen, Bulgaren und Polowzer. Sterbend (1125) verpflichtete er seine Söhne, die neue Ordnung der Dinge zu befestigen.

Mstislaw. Sein ältester, Mstislaw, verfolgte auch mit Klugheit, Strenge und Glück diesen Plan. Widerstrebende wurden unerbittlich aus ihrem Lande gejagt, schließlich setzte er eine Thronfolgeordnung in absteigender Linie fest. Aber die Geschichte der Jaroslawitschen wiederholte sich in der Familie Monomachs. Seine Nachkommen waren schwach und treulos, Brüder stritten mit Brüdern, Neffen mit Oheimen, verdrängte Fürsten der älteren Linie mit den jüngeren, und mit dem Jahre 1157 finden wir Russland in eine Menge ganz unabhängiger Fürstenthümer getheilt, welche den Vorrang des Herrschers von Kiew nicht mehr anerkennen, sondern von denen jedes eine besondere Welt für sich bildet, ausschließlich einer Familie gehört, deren Sprösslinge dasselbe wieder in neue, noch kleinere Fall des Systems. Fürstenthümer vertheilen. Die Geschichte des Ganzen wiederholt sich in der Geschichte der kleineren Theile, Brüder, Neffen und Oheime liegen in unauflöslichem Streite miteinander. Kurz vor dem Einfalle der Mongolen sind die wichtigsten Fürstenthümer folgende: 1. Polozk in der Familie Wsjeslaw Brätschislawitsch. 2. Galizien in der Familie Roman Mstislawitsch. 3. Tschernigow in der Familie Wsewolod Olgowitsch. 4. Sjewerien in der Familie Swätoslaw Olgowitsch. 5. Rjäsan in der Familie Rostislaw Jaroslawitsch. 6. Murom

in der Familie Swätoslaw Jaroslawitsch. 7. Wolhynien in der Familie Isäslaw Mstislawitsch. 8. Smolensk in der Familie Rostislaw Mstislawitsch. 9. Susdal in der Familie Jurji Dolgoruki. 10. Nowgorod.

In dieser Stadt hatten sich viele Waräger niedergelassen und waltete freier Sinn und Unternehmungsgeist. Die Stadt war so reich geworden, dass sie ein eigenes Söldnerheer unterhalten konnte, und mit dem Reichthume wuchs das Gefühl der Selbständigkeit. Nowgorod war der Mittelpunkt des Handels im Nordosten Europas; es hatte ein ausgedehntes Gebiet, viele Städte hiengen von ihm ab. Die Bürgerschaft hatte von Jaroslaw, als er in der Noth war, einen Freibrief erlangt, welchen jeder seiner Nachfolger beschwören musste, wenn er die Huldigung erlangen wollte. Die oberste gesetzgebende und richterliche Gewalt war bei der Versammlung der Bürger, diese entschied über Krieg und Frieden, wählte den Fürsten (Knäs), den Bürgermeister (Posadnik), den Erzbischof (Wladyk), richtete über Staatsverbrechen, und setzte Fürsten und Beamte ab — in hundert Jahren wechselten in Nowgorod dreißig Fürsten miteinander. Der Fürst hatte nur richterliche Gewalt und war oberster Schutzherr, Führer im Kriege, war aber dem Bürgermeister über sein Verfahren verantwortlich, der ihn vertrat, im Falle der Fürst verjagt wurde, und welcher der Vollstrecker aller Beschlüsse der Volksversammlung war. Auch der Bischof wurde von der Versammlung gewählt und vom Metropoliten von Kiew nur bestätigt; ließ er sich ein Vergehen zuschulden kommen, so wurde er von der Volksversammlung zur Verantwortung gezogen. Nowgorod.

Der Geist, der von Nowgorod ausgieng, weht auch in dem ältesten russischen Gesetzbuch (Ruskaja Prawda) — dasselbe kennt drei Classen der Bevölkerung, Edle, Gemeinfreie und Hörige.[1] Der Gemeinfreie ist durch einfaches, der Edle durch doppeltes Wehrgeld geschützt. Für Ermordung des Hörigen muss dem Herrn Ersatz bezahlt werden. Die Blutrache ist nur ausnahmsweise gestattet. Unter den Gemeinfreien nimmt die erste Classe ein der Beamte des Fürsten, die zweite der Kaufmann, die dritte der freie warägische Grundbesitzer, die vierte der freie slavische Grundbesitzer. Der Knechtschaft verfällt, wer vor Zeugen verkauft ist, wer seine Schulden nicht bezahlen kann, wer ohne Bedingung eine Sclavin ehelicht, wer um Geld gemietet oder wer ohne Bedingung in den Dienst eines anderen tritt, endlich ein um Geld Gemieteter, der entflieht, ehe er seine Zeit ausgedient hat und nicht beweisen kann, dass er beim Fürsten oder beim Richter Gerechtigkeit suchte gegen den Herrn, der ihn mietete. Peinliche Klage muss durch Zeugnis oder Eid begründet werden. Ist der Kläger ein Waräger oder Ausländer, so braucht er nur zwei Zeugen oder Eideshelfer. Alle anderen Freien müssen in wichtigen Klagen wenigstens sieben Eideshelfer stellen — ein merkwürdiges, vielsagendes Zugeständnis an die Fremden gegenüber den Slaven. Ruskaja Prawda.

[1] Karamsin, Geschichte des russischen Reiches, Deutsche Ausgabe, II, S. 35 ff. — Gfrörer, Gregor VII., Bd. II, S. 498—508. — Spruner-Menke, Historischer Atlas, Nr. 68.

Gründe der Einheit. Trotz des Theilfürstenthumes lebte die Idee der Einheit des Reiches fort: in allen Fürstenthümern bekannte man sich zum christlichen Glauben nach griechischem Ritus, in allen Gebieten herrschten Fürsten aus dem Hause Rurik, Nachkommen des heil. Wladimir. Starb eine Linie aus, so beeilte sich die nächste an ihre Stelle zu treten. In allen Fürstenthümern waren ungefähr die gleichen Einrichtungen, Nowgorod ausgenommen. Die Kirche hatte eine einheitliche Gestalt, vom Metropoliten zu Kiew hieng der Erzbischof von Nowgorod und die übrigen Bischöfe des Reiches ab. Auch politisch fand wenigstens einige Zeit eine Einigung statt, indem die Fürsten unter den Großfürsten von Kiew standen. Kämpfe zwischen Kirche und Staat, wie jedes Volk im Westen sie durchmachte, hat Russland im Mittelalter nicht erlebt, jeder einzelne Fürst hatte das Recht, den Bischof seines Landes ein- und abzusetzen. Der Metropolit von Kiew wurde vom Großfürsten bestätigt. Also geistlich war Russland durch die byzantinische Kirche geeinigt, politisch stand es unter den Rurikowitschen.

Arier und Turanier. Zu dem normännischen und slavischen Lebenselement kommt jetzt ein neues, das mongolische. Die Slaven gehören zum indogermanischen Stamm. Der Indogermane[1]) ist religiöser und individueller, er hat ein Streben nach bürgerlicher und politischer Freiheit, er liebt den Fortschritt, das Familienleben ist stark ausgeprägt, er hängt am Boden, er liebt den Ackerbau. Wir finden bei ihm eine unendliche Mannigfaltigkeit von individuellem Leben der Völker, der Stämme, der Familien, der einzelnen Glieder derselben. Der Turanier ist ein ganz anderer Mensch. Die Individualität ist schwach ausgebildet und geht nicht in die Tiefe und das Künstlerisch-Schaffende. Einer sieht dem anderen gleich. Wenig Unterschied der Stämme, sie haben Neigung zum Communismus, sie hängen nicht am Boden, sie lieben nicht den Ackerbau, dagegen das Nomadenleben und ändern gern den Wohnsitz. Keine neue Religion ist unter ihnen entstanden, kein neuer die Welt umgestaltender Gedanke, keine große dichterische oder künstlerische Schöpfung; dagegen ahmen sie Fremdes leicht nach. Politisch zerbröckeln sie in lauter Atome, oder fügen sich gern dem unbedingten Willen eines Herrschers. Der Geist ist stabil, der Körper sehr beweglich. Sie sagen, der Erdboden zittere unter ihnen und gestatte ihnen keine Ruhe.

Mongolen. Dieses turanische Element kam nun mit dem Mongoleneinfall, der früher[2]) geschildert wurde, nach Russland. 1224 erlagen zuerst die Polowzer, dann die Russen in der Schlacht an der Kalka. 1240 war ganz Russland von ihnen bezwungen, ein Haufe von Trümmern. 237 Jahre herrschten die

---

[1]) Die Eroberung durch die Mongolen vergl. Bd. V, S. 652—653 dieses Werkes. Vergl. Henry Martin, Russland und Europa. Übersetzt von Kinkel. Hannover 1869. S. 8—12.

[2]) Vergl. Bd. V, S. 652—653 dieses Werkes.

Mongolen über Russland. 1247 huldigten die russischen Fürsten in Sarai dem Batu, indem sie vor ihm niederknieten, ihr Haupt im Staube beugten und die Höhe des Tributes von ihm bestimmen und sich in ihre Fürstenthümer von ihm einsetzen ließen. Der Großchan waltete in Korakorum. *Batu*, der unter ihm stand, hauste mit der goldenen Horde im Lande Kiptschak. Auf Batu folgte 1256—1266 sein Bruder *Berkai*, welcher dem ganzen russischen Volke eine Kopfsteuer auflegte. Auf Berkai kam *Mengutemir* und auf diesen kamen zwei Chane, *Nogai* und *Tudamangu*. Dieser erlag jenem, der aber wieder von *Toschtagu* vertrieben wurde. Von Nogais Nachkommen stammten die Chane der Krim ab. Toschtagu überließ 1313 den Thron dem Usbek. Doch trotz alles Zwiespaltes in der goldenen Horde blieben die Russen geknechtet. Keiner der russischen Fürsten konnte sein Erbreich antreten, ohne in Sarai dem Chan gehuldigt und dessen Weiber und Diener mit Geschenken gewonnen zu haben. Neunmal musste der Russe, wenn er vor den Chan trat, sein Haupt in den Staub vor ihm beugen, und vorher zwischen zwei Feuern durchgehen, um sich zu reinigen. Sandte der Chan ihm eine Botschaft, so musste er sie knieend anhören, dem Boten entgegengehen und einen Pelz unter die Hufe von dessen Ross ausbreiten. Oft musste er ein ganzes Jahr dort warten und erreichte sein Ziel dennoch nicht, wenn ein anderer Fürst größere Geschenke bot oder schlauer war, die Rathgeber des Chans zu gewinnen. Zwar hielten sich die Chane oft an die Erbfolge, waren aber in Erkennung der russischen Fürsten nicht daran gebunden. Um das Gerichtswesen, um die inneren Einrichtungen, um die Religion bei den Unterworfenen kümmerten sie sich nicht, wenn diese nur zahlten und im Kriege die verlangte Hilfsmannschaft stellten. Zum Unglücke für die Unterworfenen verpachteten die Chane die Steuer an jüdische oder armenische Kaufleute, welche dann, von mongolischen Truppen unterstützt, dieselben einzogen, dabei mehr, als recht war, verlangten und solche, die nicht zahlen konnten, in die Sclaverei verkauften. Diese Zeit der Knechtung hat sich dem russischen Charakter tief eingeprägt. Die Mongolen schienen ihm wie vom Schicksale gesandte, über ihn verhängte Peiniger, bei denen man nur durch Darlegung des niedrigsten Knechtssinnes bestehen könne; die ursprüngliche Heiterkeit und der Freiheitssinn des Slaven gieng verloren. 1336 eilte der Fürst Iwan Kalita vor den Chan und sprach: „Ich habe deinen Zorn verdient, entscheide, wie der Himmel und dein Herz es dir eingeben, — willst du meinen Tod, so gib ihn mir; willst du mir mein Leben schenken, so werd' ich Gott und dir dafür danken." So kriechend sprach ein russischer Großfürst! Anfangs fanden Versuche statt, das Joch abzuschütteln, aber schnell wie Staubwolken, die der Sturm vor sich hertreibt, waren diese wilden Horden wieder da auf ihren leichten Pferden, mit ihren scharfen und großen Pfeilen, die sie aus weiter Ferne abschossen, mit ihren Lanzen, die mit Widerhaken versehen

In Sarai, an der Wolga. — Batu. — Berkai. — Die goldene Horde. — Knechtung der Russen. — Wie ein Fürst sich wegwarf.

waren, mit ihren leichten Schilden, die aus Weidenruthen geflochten waren. Kein Fluss schützte vor ihnen, sie durchschwammen ihn; keine noch so feste Mauer deckte, denn sie führten ihre Wurfmaschinen und Mauerbrecher mit sich. Es war die Freude des Nomaden, mit der sie volkreiche Städte zerstörten! Der Schrecken, der ihnen vorangieng, erhöhte die Stärke dieser hässlichen Feinde mit dickknochigem Gesichte, mit kleinen enggeschlitzten Augen, mit schwarzbrauner Gesichtsfarbe, schmutzigem Barte, langem Zopfe, kahler Platte und hoher Mütze, dieser blitzschnellen Reiter, die auf ihren kleinen Rossen mehr zu kauern als zu sitzen schienen, und die sie doch jetzt zum Angriff, jetzt zur Flucht, oder zum verstellten Rückzuge mit einer Sicherheit leiteten, als wären sie mit ihnen verwachsen.[1])

Ost- und West-Russland. Russland begann sich jetzt in ein östliches und westliches zu theilen. Zwar ernannte Batu den Jaroslaw Wsewolodowitsch zum Haupte aller russischen Fürsten, als dieser 1243 demüthig vor ihm die Stirne gebeugt hatte, aber Daniel Romanowitsch wollte lange die mongolische Herrschaft nicht anerkennen und der Chan ernannte ihn zum Regenten des westlichen Russland, 1250, froh darüber, dass er seinen Widerstand aufgab. So haben wir denn ein Ostreich Galizien. in Wladimir an der Kliesma und ein Westreich in Galizien. Jaroslaw hielt sich nur durch die äußerste Unterwürfigkeit (gestorben 1246), sein Nachfolger Andrei versuchte einen Aufstand, erlag und musste nach Schweden fliehen, 1252. Alexander Newskj. Alexander (1252—1263) erneute die Politik des Jaroslaw, hielt den Unmuth seines Volkes in Schranken, gestattete sogar eine Volkszählung zur Auflegung einer schweren Steuer, obschon er sonst gegen Schweden und Litthauen ein glücklicher Krieger war und von einem Siege über den Schweden Birger den Beinamen Newskj erhielt. Als Retter seines Volkes erhielt Alexander die Verehrung als Heiliger. Seine Söhne und Enkel hingegen stritten miteinander, verklagten einander vor dem Chan, mieteten Scharen von Mongolen gegeneinander, Rom. jeder wollte Großfürst werden. Die rettende Hand wurde ihnen von Rom aus zugestreckt, die russischen Fürsten wiesen sie aber zurück: wären sie zur römischen Kirche übergetreten, so hätten die Päpste die Streitkräfte des Abendlandes für Schweden. sie in Bewegung gesetzt. Die Schweden benützten die Nothstände Russlands, um die Herrschaft über die Jem und Karela zu erlangen. Erst 1323 wurde in Orjechow ein Friede geschlossen, welcher die Grenzen des beiderseitigen Gebietes durch eine Linie von der Mündung der Sestra bis zum südwestlichen Theile des jetzigen Kreises Kexholm zog. Die Schwertbrüder und Deutschritter, die unter andern Umständen für die Russen gestritten hätten, bedrohten Litthauer. jetzt Pskow und Nowgorod. Ein anderer gefährlicher Feind waren die Litthauer, eines Stammes mit den Kors in Kurland und den Semgalen in Livland, damals noch Heiden, halb wild; wenn sie auch einmal unterworfen wurden, so trug der Sieg höchstens einen Tribut an Wildhäuten, Lindenbast und Badebesen ein. Der Kampf mit ihnen in den vielen Wäldern ihres Landes war immer sehr gefährlich, in harten Wintern aber erschienen ihre Scharen mit verzweifelter Keckheit bisweilen in Wolhynien. So war denn die Lage des östlichen Russland eine verzweifelte zu nennen.

---

[1]) So schildern sie Rubruquis und Carpi in ihren Reiseberichten. — Vergl. Külb, Geschichte der Missionsreisen nach der Mongolei, Bd. I und II. Regensburg 1860.

Besser stand es mit dem südwestlichen Russland. Daniel bekannte sich zwar 1250 als Vasall der Mongolen, gab aber den Gedanken an Erringung der Freiheit nie auf. 1254 unterhandelte er mit Innocenz IV., welcher ihm auch eine Königskrone sandte und ihn zum Kreuzzuge gegen die Mongolen aufforderte; aber eh die Kräfte von Ungarn, Polen und Böhmen ihm zu Hilfe kommen konnten, waren die Mongolen schon da und erzwangen die Zerstörung der Befestigungen von Lemberg, Wladimir, Luzk und Kaminjec. West-Russland. Daniel 1228 bis 1264.

Doch bewahrten die Fürsten von Galizien eine gewisse Selbständigkeit: sie reisten nie zur goldenen Horde, um mit ihrer Stirne neunmal den Boden zu berühren. Sie drohten den Mongolen mit den Fürsten des Westens und den Fürsten des Westens mit den Mongolen. Die Familie blieb einiger, obschon Galizien nach Daniels Tod in vier Theile zerfiel. Jurij, der Enkel Daniels, vereinigte unter sich 1301 das ganze südwestliche Russland und nannte sich König der Russen und seine Nachfolger nannten sich Könige von Kleinrussland. Für sie waren die Litthauer besonders gefährlich, unter deren vielen Fürsten sich von Zeit zu Zeit einer zu besonderer Macht erhob, so ein Mindowg zur Zeit Daniels, der in der Noth, 1255, sich an Papst Alexander wandte und von ihm auch eine Königskrone erhielt. — Doch betrog er den Papst, nachdem er sein Ziel erreicht hatte, und blieb ein Heide. Nach seinem Tode, 1265, kam Litthauen auf kurze Zeit an Galizien, doch Lew, der Sohn Daniels, wusste die Herrschaft über das Land nicht zu behaupten. Ein fähiger Heide, Troiden, schwang sich auf den Thron und bald kam Wolhynien, namentlich durch das Absterben des Daniel'schen Hauses in den Besitz der Litthauer. Ihre Fürsten suchten fortan Familienverbindungen mit dem russischen Fürstenhaus: wenn sie den Dienst Perkuns aufgaben, ließen sie sich nach griechischem Ritus taufen. Dies hatte zur Folge, dass die litthauischen Fürsten bald als Nachkommen des heil. Wladimir galten. Litthauen. Mindowg.

Die allmähliche Befreiung Russlands gieng von Moskau aus. Die Stadt ist nicht alt, 1147 erst von Juri Dolgoruki (Georg Langarm) gegründet. Moskau, oder richtiger Moskwa oder Moscha, heißt im Finnischen Hauptlager, der Vereinigungspunkt der Horde. Finnen waren die Bewohner der Gegend und unter ihnen hat Juri Dolgoruki den christlichen Glauben verbreitet. Sein und einer Tatarin Sohn, Andreas von Bogolub, ließ sich nach der Zerstörung von Kiew, 1169, an der er theilnahm, zum Großfürsten ausrufen und verlegte den Sitz der Regierung nicht mehr nach Kiew, dem Constantinopel am Dnjepr, sondern nach Wladimir im Fürstenthume Susdal. 1174 wurde er von seinen eigenen Bojaren im Schlosse Bogolub ermordet. Die Annalisten feiern ihn wegen seiner Tapferkeit als einen Helden und wegen seiner Weisheit als einen zweiten Salomo. — „In Susdal“, bemerkt Henry Martin,[1] „in Rostof, Wladimir, in Twer, in Moskau hat nie Moskau. Wladimir.

[1]) L. c. S. 33.

die Bürgerglocke getönt, um regelmäßige Bürgerversammlungen zu berufen. So gieng durch Andreas das Übergewicht in dem warägischen Staatenbunde von dem slavisch-europäischen Elemente auf das finnische über und fiel dem despotischen Geiste von Nordasien anheim. Andreas, nicht Rurik, ist der wahre Stammvater dessen, was man heute das russische Reich nennt — der wahre Gründer dessen, was man einst viel richtiger die Moskovey genannt hat." — Noch bedeutsamer wurde Moskau, als durch Johann I. (1328—1340) der Metropolit Theognost sich bewegen ließ, seinen Sitz von Wladimir dahin zu verlegen; der geistliche Oberhirte von ganz Russland wohnte jetzt in Moskau.

Iwan Kalita 1328 bis 1340.

Johann oder Iwan I. heißt Kalita[1]) — der Beutel — wegen seiner vielen Spenden an Arme und Unglückliche — war stets ein Mann ohne Charakter, voll von Widersprüchen, verschwenderisch gegen Arme, Kirchen und Klöster, habsüchtig und geldgierig gegen seine Unterthanen und Verwandten; er trug Frömmigkeit zur Schau und brach Eide, er kroch vor den Mongolen und misshandelte hochfahrend die Russen; er reiste oft zum Chan, brachte glänzende Geschenke, verleumdete seine Verwandten, stellte Usbek seine Kinder vor als künftige eifrige Diener der Horde und gewann die Gunst des Herrschers in hohem Grade. Er waltete unbeschränkt in seinem Fürstenthum Moskau, welches er aber durch Erwerbung neuer Gebiete und Städte vergrößerte. Usbek ließ es hingehen, dass Iwan Moskau befestigte — eine hölzerne Mauer ward um die Stadt gezogen, der Berg in ihrer Mitte wurde bewehrt und erhielt den tatarischen Namen

Kreml.

Kreml. Rasch hob sich Moskau an Größe und Schönheit; Reiche und Bojaren zogen dahin, Kirchen und Klöster entstanden in der Stadt, außer derselben die berühmte Troizer Laura, der heiligen Dreifaltigkeit zu Ehren. Als Großfürst waltete Iwan über Wladimir und Nowgorod, war Friedensstifter in den übrigen Provinzen und erhob den jährlichen Tribut, um ihn an den Chan abzuliefern. — Iwan suchte nun die Rechte des Großfürsten zu verstärken und in seiner Familie erblich zu machen — und sein Ziel ward erreicht. Sein Sohn

Simeon der Stolze.

Simeon Iwanowitsch, der Stolze[2]) (1340—1353), hob bei Usbek die vieljährige und erprobte Treue seines Vaters mit Geldgründen eindringlich hervor, dass er zum russischen Großfürsten ernannt wurde, dem alle übrigen Fürsten zu gehorchen hätten. Bis zur Erniedrigung demüthig vor dem Chan, hielt Simeon durch Schrecken die Fürsten in Unterwerfung, daher sein Beiname — der Stolze. Um die Eintracht in der Familie zu erhalten, bewog er die jüngeren Brüder am Grabe des Vaters zum Gelöbnisse, dass sie ihm auf jedem Feldzuge folgen und nie mit seinen Widersachern sich verbinden wollten, dass ihre Bojaren und Diener von ihm abhängen sollten. Das Original dieser Urkunde, der ersten auf Papier geschriebenen in Russland, ist noch vorhanden. Simeon bot die Theil-

Nowgorod.

fürsten zum Kriege auf gegen das freie Nowgorod, das sich weigerte, ihm Steuer zu entrichten: der Großfürst habe in ihrem Gebiete nichts zu befehlen, sie wählten ihre Fürsten selbst und würden Gewalt mit Gewalt vertreiben, und zwang sie, ihm 1000 Rubel jährlich zu entrichten, wofür er ihre alten Ordnungen zu achten versprach. Simeon nannte sich Großfürst von ganz Russland, und wusste sich beim Chan so einzuschmeicheln, dass dieser ihm auch die Herr-

[1]) Strahl, Geschichte des russischen Staates, II, S. 115—134.
[2]) Ibid. S. 134—152.

schaft über das Fürstenthum Twer übergab und ihm sogar den jährlichen Tribut dafür erließ.

Als der Großfürst 1353 dem schwarzen Tode erlag, ward sein Bruder Iwan II. in Sarai zum Großfürsten vom Chan Tschanibek ernannt, das heißt er wurde auf ein reich geschmücktes Pferd gesetzt und von den tatarischen Großen bis zu seinem Zelte begleitet. Iwan II. Iwanowitsch (1353—1359) heißt der Sanfte;[1] er war von Natur schwach und gutmüthig und liebte den Frieden, und das Ziel, wonach seine beiden Vorgänger gerungen hatten, schien ernstlich gefährdet, denn nicht bloß Nowgorod, sondern auch Theilfürsten wollten die oberste Gewalt nicht anerkennen und Iwan vermochte nicht zu hindern, dass der Litthauer Olgerd, Gedimins Sohn, die ganze Strecke vom Dnjepr bis zur Ugra wegnahm. Zum Glücke stand der damalige Metropolit Alexei im Rufe der Heiligkeit; als die Gattin des Chans, Taidula, krank wurde, schrieb Tschanibek an den Großfürsten: „Wir haben gehört, dass der Himmel dem Gebete deines Oberpriesters nichts abschlägt, möge er also denselben um die Genesung meiner Gattin anflehen." — Alexei reiste nach Sarai und ward, da Taidula genas, der Fürsprecher für Moskau und wirkte für das Großfürstenthum, das sich an Moskau knüpfte, auch nach dem Tode Iwans, als es bei den Thronstreitigkeiten in der goldenen Horde, wo rasch ein Chan von einem andern gestürzt wurde, den Nowgorodern gelang, von Mamai Chan den Dimitri Constantinowitsch von Susdal zum Großfürsten ernannt zu sehen. Die Bojaren und Alexei wussten es von Murad Chan von Sarai zu erlangen, dass der zwölfjährige Dimitri Iwanowitsch (1362—1389) von Moskau zum Großfürsten ernannt wurde. Russland hatte also jetzt zwei Großfürsten und den inneren Krieg, denn Dimitri von Susdal wollte nicht weichen und anerkannte erst 1362 seinen Namensvetter von Moskau als seinen Oberherrn. Dieser handelte ganz im Geiste Johann Kalitas: er war umsichtig und thatkräftig und vermehrte seine Macht trotz der furchtbaren Pest, welche damals Russland verheerte. Eine Feuersbrunst, von einem furchtbaren Sturme beflügelt, legte 1365 in zwei Stunden Moskau in Asche. Dimitri ließ es mit steinernen Mauern neu befestigen, und schon im nächsten Jahre brach sich an ihrer Stärke der Angriff der Litthauer unter Olgerd, und erhöhte sich das Ansehen des Großfürsten. Mamai gedachte dieses Wachsthum zur Macht zu hemmen und schickte einige tausend Räuber aus, um das Land zu verheeren — doch Dimitri erfocht am 11. August 1378 an den Ufern der Wosha einen glänzenden Sieg. Mamai schwor blutige Rache und sammelte seine Kräfte zu einem entscheidenden Schlage. Nicht bloß Tataren, sondern auch Tscherkessen, Jassen, Burtanen, Armenier, Polowzer, Türken, selbst Genuesen aus der Krim strömten zu seinen Fahnen. Aber seit dem Siege an der Wosha schreckte der Name Tatar die Russen nicht mehr; wer eine Waffe tragen konnte, eilte nach Moskau; die Theilfürsten, Oleg von Rjäsan allein ausgenommen, entsprachen dem Aufgebote und folgten der Fahne des Großfürsten. Der Metropolit segnete ihre Waffen, selbst Mönche zogen mit und stritten wie Helden in der Schlacht der Entscheidung. 150.000 Mann musterte Dimitri in Kolomna, nie sah Russland ein kampflustigeres Heer. Am 6. September 1380 zog das Heer in Booten, auf Flößen, auf Brücken über den Don, am 8. September kam es auf der großen Ebene von Kulikow, im heutigen Gouvernement Tula, zur riesigen Schlacht, die 150.000 Menschen das

Randnotizen: Iwan II. — Alexei. — Dimitri IV. Donski. — Sieg an der Wosha. — Sieg von Kulikow.

[1] Strahl, l. c. II, S. 152—163.

Leben kostete, dessen Andenken heute noch im donischen Kloster in Moskwa gefeiert wird.[1]) Dimitri focht in den vorderen Reihen, man fand ihn nach der Schlacht, von einem Schlage betäubt, unter einem Baume liegend. Der Sieg blieb unvergesslich und erhöhte das Ansehen des Großfürsten von Moskau, der von da an Donski hieß.

Die Hoffnung, dass das Joch der Tataren für immer gebrochen sei, war jedoch verfrüht. Zwar Mamai schadete den Russen nicht mehr: allerdings sammelte er ein Heer, um an Dimitri, der seit seinem großen Siege der Donische heißt, Rache zu nehmen, aber er hatte durch die Niederlage bei den Seinen selber alle Achtung verloren. Tokatmisch, Chan der blauen Horde, erhob sich gegen ihn, und schlug ihn an der Kalka. Mamai floh nach Kaffa zu den Genuesen, Tokatmisch. die ihn aber tödteten, um sich seiner Schätze zu bemächtigen und Tokatmisch nicht zu reizen. Dieser war nun der Chan der goldenen Horde in Sarai und meldete den Russen, er habe ihren gemeinschaftlichen Feind besiegt und erwarte jetzt ihren Tribut. Davon wollten aber die Russen nichts hören, auch in Sarai nicht mehr huldigen. — Bald sollten sie den Zorn des neuen Chans fühlen, der, nachdem er in der Stille gerüstet, 1382 mit einem unermesslichen Heere vor Moskau zog, alles verwüstend, unaufhaltsam. Schrecken ergriff die Fürsten, Dimitri suchte Moskau. sich in Kostroma zu vertheidigen. Moskau wehrte sich tapfer, drei Tage lang stürmten die Mongolen vergebens; während einer Verhandlung am vierten Tage erstiegen sie treulos die Mauern und nun begann ein Blutbad, bei dem kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand geschont wurde; schließlich gieng die Stadt in Flammen auf. Dimitri fand statt seiner blühenden Hauptstadt einen Aschenhaufen voll Leichen, man zählte deren noch 24.000. Der Großfürst musste sich dem Chan unterwürfig zeigen, er sandte seinen Sohn mit Bojaren zur Huldigung und ward dafür in seiner Würde bestätigt, 1383.

Die Steuer war jetzt größer, die Knechtschaft härter, aller Gemeingeist schien verschwunden, doch Dimitri gab die Hoffnung nicht auf. Sein Muth blieb Nowgorod. aufrecht und er suchte nach und nach die Wunden zu heilen. Nowgorod, welches sich weigerte, seinen Antheil am Tribute beizutragen, wurde durch Waffengewalt bezwungen und hat sich von da an nicht mehr erholt, zumal der Geist der Zwietracht sich der Stadt bemächtigte und die verschiedenen Viertel sich anfeindeten. Tokatmisch Chan aber erlag vor dem Soldatenglücke Timurs.[2]) Dimitri näherte sich Jagello, um nicht von zwei Seiten gefasst zu werden, doch Timur zog nur wie eine drohende Wolke vorüber. Als durch Sorgen und Anstrengungen gebrochen Dimitri, kaum vierzig Jahre alt, die Nähe des Todes fühlte, ernannte er seinen ältesten Sohn zu seinem Nachfolger in der großfürstlichen Würde, nicht den ältesten seiner Familie, den verdienten Wladimir, dessen Einbrechen in den Rücken der Mongolen den Sieg von Kulikow entschieden hatte, der seinem Vorrange entsagte. Die Erbfolge in directer Linie konnte der Großfürst noch nicht aufstellen, aber ihr Bahn brechen; das Recht des Ältesten in der Familie blieb ein- für allemal geschwächt.[3]) Hatten bisher die Bojaren des neuen Regenten die des verstorbenen verdrängt, so entstand jetzt ein Hofadel, der sich in seinen Ämtern sicher fühlte und eifrig dem Großfürsten half, die kleinen Theilfürsten zu unterdrücken. Unter diesem Großfürsten unternahm ein eifriger Mönch, Stephan

---

[1]) Strahl, l. c. II, S. 166—217.
[2]) Vergl. Bd. VI, S. 478 dieses Werkes.
[3]) Ustrialow, l. c. I, S. 174.

Charp, die Bekehrung der Permier, die damals noch eifrig an ihren Götzen Woipel und Baba hiengen. Sonst zeigt die russische Kirche wenig Eifer und Erfolg in Missionen. Permien.

Das Begonnene zu vollenden, war Sache seiner Nachfolger. Von diesen hat sein Sohn Wassilij I.[1]) Dimitrijewitsch (1389—1425) unter schweren Umständen vieles geleistet, nicht durch Heldenkühnheit, wie der Vater, sondern durch Schlauheit, Gewandtheit, unnachgiebige Zähigkeit, wie Iwan Kalita. Zwar war Basilius beim Tode seines Vaters erst sechzehn Jahre alt, aber in dessen Geiste leitete ihn ein Rath von Bojaren und Priestern. Sein stetes Ziel war, das Joch der Tataren zu brechen, die Litthauer, die einen Theil Russlands nach dem andern an sich zu ziehen suchten, in Schranken zu halten, und bisher unabhängige Gebiete der Theilfürsten einzuziehen. Da war große Vorsicht nöthig, um den Argwohn des Chans nicht zu reizen und zur Vergrößerung — Wassilij I. zog sieben solcher Fürstenthümer ein — seine Genehmigung zu erlangen. Diese Fürsten mussten sich dann bequemen, Hofdienste beim Großfürsten zu nehmen, oder im Elend und in der Verbannung zu leben, oft stritten sie aber aus Hass selbst in den Heeren der Tataren gegen Russland. Wassilij Dimitrijewitsch.

Das Verhältnis zu den Tataren war umso schwieriger, als hier durch innere Parteiungen rasch die Herrscher wechselten und doch alle in guter Stimmung erhalten werden mussten. Aber der Moskowite zeigte große Schlauheit, zog hin und wieder zur goldenen Horde, wusste aber doch das Band der Abhängigkeit zu lockern, seine geringen Gaben mit der Noth des Landes — Pest, Hungersnoth — zu entschuldigen. Bei offenem Streite zeigte er Muth und bot sein Volk auf. — Übrigens that Tamerlan durch seinen Kampf gegen die Horde in Sarai am meisten für die künftige Befreiung Russlands.

Gefährlich waren die Litthauer, Witold trachtete, sich des alten Russland großentheils zu bemächtigen. Der Moskowite rief die Tataren gegen sie zuhilfe und suchte einen Feind durch den andern zu schwächen, den europäischen durch den asiatischen Unterdrücker. An der Worskla schlugen sich 1399 Tataren und Litthauer mit der höchsten Erbitterung. Die Tataren siegten, schwächten sich aber wieder durch blutige innere Kriege. Die Kraft und der Stolz Witolds war jedoch erschüttert. Biegsam, wie die Weide, richtete sich Wassilij I. auf nach dem Sturm. Nowgorods Freiheiten, dem Großfürsten immer verhasst, wurden unermüdlich eingeschränkt, dabei erstarkte Moskau. Als der Chan Ediger 1409 diese Stadt belagerte, schlug sie alle Angriffe glücklich zurück. Sterbend ernannte Wassilij I. seinen gleichnamigen Sohn, nicht seinen Bruder Jurij zum Nachfolger, und seine Wahl wurde in der Horde bestätigt — ein weiterer Schritt zur Durchführung der Idee des gesetzmäßigen Rechtes der Erstgeburt in absteigender Linie. Als der tapfere Wladimir Andrejewitsch 1410 starb, der nach dem Senioratsrecht zunächst hätte Großfürst werden sollen, es aber für Russlands Wohl vorzog, als Oheim im Dienste seines Neffen zu stehen, befahl er seinen fünf Söhnen, sich dem Großfürsten als Vasallen zu zeigen. Witold.

---

[1]) Strahl, l. c. II, S. 217—267.

Wassilij II. Temnoi. Wassilij II., oder Wassilijewitsch (1425—1462), war ein schwacher Herrscher — ein seltsames Gemisch von Weichheit und Härte, von Stolz und Demuth, von Herrschsucht und Nachgiebigkeit, von Klugheit und Thorheit, und mehr geeignet, die Errungenschaften seiner Vorfahren zu verlieren, als sie zu erweitern. Dennoch erhielt sich der Gedanke des Johann Kalita lebendig — und Jurij. doch war der Bruder des verstorbenen Herrschers, Jurij Dimitrijewitsch, ein hochbefähigter, ehrgeiziger und sehr gefährlicher Mann, der sich auf das Senioratsrecht berief und den großfürstlichen Thron für sich in Anspruch nahm. Da kein Theil nachgeben wollte, so mussten die Waffen entscheiden, oder schließlich der Chan das Urtheil sprechen. So kamen denn wieder böse Zeiten über das Großfürstenthum, innerer Krieg und daneben die Pest 1427. Die Chronik des Nikon klagt, dass das Menschengeschlecht in Russland seit dieser Seuche hinfälliger und schwächer geworden sei, dass es an Lebensdauer abgenommen, an Kleinmuth aber zugenommen habe. Da Jurij mit Gewalt der Waffen seine Ansprüche nicht durchsetzen konnte, so nahm er Wassilijs Antrag an, mit ihm zur goldenen Horde zu reisen. Chan Ulug Mehmet entschied in feierlichem Gericht für Wassilij und verlangte sogar, dass Jurij diesem nach alttatarischer Sitte das Pferd führen sollte. Ein tatarischer Beamter setzte in Moskwa Wassilij im Namen des Großchans auf Krönung in Moskau. den russischen Thron, und von dieser Zeit an geschah die Krönung des russischen Großfürsten nicht mehr in Wladimir, sondern in Moskwa bis auf unsere Zeit.[1]) Wassilij, wurde also in seinem Rechte durch den Chan geschützt, aber um welchen Preis! Er erbat sich die Würde vom Chan als Gnade und nicht als Recht; er stellte Russland als ein Eigenthum des Chans dar, worüber dieser nach Willkür schalten und walten könne. Zum Glück für Russland war die Macht der Tataren im Sinken. Jurij hielt sich nicht lange an das Gebot des Mongolen, eine Unbesonnenheit Wassilijs nahm er zum Anlass, ihm den Krieg zu erklären. Dieser wurde 1433 geschlagen, Jurij besetzte Moskwa, nannte sich Großfürst und gab dem Abgesetzten Kolomna als Lehen. Wassilij fügte sich, aber die Bojaren und das ganze Volk ließen es nicht ruhig hingehen; sie verließen Moskau und zogen nach Kolomna zu ihrem Herrscher. Moskau wurde zur Einöde und schien verflucht, und Jurij sah sich genöthigt, dem Titel eines Großfürsten zu entsagen; — umgeben von seinen Großen und seinem Volk zog Wassilij wieder im Triumph in seine Hauptstadt ein. Jurij rüstete zum neuen Krieg, verdrängte Wassilij noch Wassilij der Schieler. einmal aus Moskau, starb aber 1434. Sein Sohn Wassilij der Schielende ließ sich jetzt zum Großfürsten von Moskau und Wladimir ausrufen und gab Befehl, Wassilij Wassilijewitsch aufzufangen. Aber die eigenen Brüder wollten nichts vom Thronanmaßer wissen; sie ließen ihm sagen: „Da Gott nicht wollte, dass ihr Vater auf dem großfürstlichen Thron säße, so wollten sie ihn auch nicht auf demselben sehen" — und vertrieben, als die wärmsten Freunde des rechtmäßigen Herrschers, den Schielenden aus Moskau. 1435 kam es zum Kriege, dann zum Vergleich, schließlich zu neuem Krieg. Der Schielende wurde geschlagen, gefangen und auf Befehl des Großfürsten geblendet. Diese schmachvolle Verstümmelung, welche im griechischen Reiche im Gebrauch war, wo man neunzehn verschiedene Grade der Blendung kannte, erregte Unmuth bei den Russen, und man hielt es für ein Gericht Gottes, als später der Großfürst selber geschlagen, gefangen und geblendet wurde. Die Verhältnisse zu den Tataren nahmen dagegen eine üble Wendung. Chan Machmed zog verheerend durch Russland und

[1]) Strahl, l. c. II, S. 276.

gründete dann im alten Bulgarien 1438 das kasanische Reich, das zwar nur von kurzer Dauer war, aber wo einige Zeit hindurch Tataren, Russen, Bulgaren, Mordwinen, Tscheremissen sich vereinten. Aus diesem Völkergemisch entstanden die heute noch bestehenden kasanischen Tataren. 1439 stand Machmed vor Moskau, vermochte aber die feste Stadt nicht zu nehmen, dafür verheerte er das Land und zerstörte Kolomna und zog sich dann nach Kasan zurück, da er von seinem Bruder aus Sarai vertrieben war. Kasan.

Das Jahr 1440 ist in der russischen Kirche merkwürdig durch den Versuch der Vereinigung mit der römischen Kirche. Isidor von Thessalonika erhielt vom Großfürsten 1437 die Ermächtigung zur Theilnahme am Concil zu Ferrara, auf die Vorstellung hin:[1] „Soll die russische Kirche allein verwaist dastehen, und ich, ihr Hirte, sie nicht vertreten? Soll sie keinen Antheil nehmen an jener glorreichen Versammlung, in welcher sich alle christlichen Mächte in Bestrebungen begegnen, sich über die wahren Glaubenslehren auszusprechen und die so oft versuchte und sehnlichst gewünschte Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Schwesterkirchen zustande zu bringen?" — Am 8. September 1437 verließ der würdige, in griechischer und lateinischer Literatur gleich gebildete und beredte Erzbischof Moskau mit einem Gefolge von mehr denn hundert Personen weltlichen und geistlichen Standes. Die Reise gieng über Dorpat, Riga, Lübeck, Leipzig, Bamberg, Nürnberg, Augsburg, Tirol nach Italien. Die Aufnahme war freundlich und gastlich. Wie staunten die Russen über den Reichthum und die Gewerbthätigkeit in den deutschen Städten, über die himmelanstrebenden Berge Tirols, über den üppigen Blumenflor und die Fruchtbarkeit des Südens! Isidor trat dem Vereinigungsacte vom 6. Juni 1439 bei. Der Papst ernannte ihn 17. August zu seinem Legaten für Litthauen, Livland und Russland und am 18. September 1439 zugleich mit Bessarion zum Cardinal. Die Heimreise gieng über Venedig, Dalmatien, Kroatien, Ofen, Kiew. In einem Hirtenbrief forderte Isidor Russen, Serben, Walachen zur Freude auf über die heilige Verbindung mit der Mutterkirche. Aber auch die Völker der lateinischen Kirche mahnte er, sich von den griechischen Brüdern, welche die Kirche als wahre Christen anerkannt habe, nicht abzuwenden, in griechischen Kirchen zu beten, wie jene in lateinischen gebetet haben, und das Abendmahl bei einem Griechen oder Lateiner in gesäuertem oder ungesäuertem Brote zu empfangen. Es ist der Geist der katholischen Liebe, der aus ihm spricht. In Kiew ward Isidor mit Begeisterung aufgenommen, in Moskau mit Staunen. Im Frühjahr 1441 zog Isidor in seine Kathedrale ein. Der Vereinigungsact wurde verlesen. Dass Isidor das römische Kreuz und drei Bischofsstäbe vor sich einhertragen ließ, erschien als gottlose Neuerung. Der Großfürst, hieß es, erkannte ihn als einen räuberischen Wolf und wollte den Segen von

Metropolit Isidor.

[1] Karamsin, l. c. V, S. 231—241.

ihm nicht annehmen. Isidor erhielt den Befehl, die erzbischöfliche Wohnung zu verlassen und in einem Kloster Buße zu thun. Ein Concil russischer Bischöfe, welches der Großfürst berief, erkannte, Isidor sei in seinem Glauben zum Verräther geworden und habe römische Ketzerei zurückgebracht. Da der Metropolit sich weigerte, seiner Verbindung mit Rom zu entsagen, blieb er zwei Jahre eingesperrt. Am 13. September 1443 gelang es ihm, zu entfliehen; er gieng nach Rom, wo er als Bischof von Russland und Cardinal fortwirkte und bis zu seinem Tode, 14. März 1463, in hohem Ansehen stand. Der Großfürst, heißt es, war überzeugt, dass Änderung im Glauben den Eifer für denselben schwäche und dass die feststehenden Vorschriften der Väter besser seien, als alle neueren Klügeleien. In Wahrheit aber passte die Vereinigung, welche Russland damals schon für die Civilisation des Abendlandes eröffnet hätte, nicht für die Politik des Großfürsten. Die Litthauer geberdeten sich eifrig römisch-katholisch und der Großfürst hatte Angst vor ihren und vor Polens Eroberungsplänen. Das religiöse Bekenntnis sollte fortan eine Scheidewand bilden. Die unumschränkte Herrschaft, zu welcher das Großfürstenthum emporstieg, vertrug sich nicht mit dem freien Geiste der katholischen Kirche.[1])

Kiew. Für Kiew bestimmte Papst Eugen IV. Isidors Schüler Gregor zum Metropoliten: Bresc, Smolensk, Przemysl, Turow, Luck, Wladimir, Polock, Chelm, Halic, Lemberg, Briansk wurden Suffraganstühle. Kiew und Moskau waren nun religiöse Gegensätze. Die Nowgoroder sogar wollten ihren Bischof von dem in Kiew weihen lassen, der Metropolit in Moskau forderte aber alle Strafen der Hölle gegen eine solche That heraus. Dennoch war nur die ungeschickte Politik der polnischen Könige schuld, dass die Union selbst im Großfürstenthum Russland nicht weitere Verbreitung fand. Jonas aber, der neugewählte Metropolit zu Moskau, nannte sich Metropolit von Moskau und ganz Russland — der südliche nannte sich Metropolit von Kiew und ganz Russland.

Letzter Kampf gegen das Großfürstenthum. Inzwischen hatte sich Schemjäka, ein Bruder Wassilij des Schielenden, zum Kampfe gegen den Großfürsten erhoben. Zu den Unruhen kamen Missernten und Hungersnoth, so schrecklich, dass Eltern sich selbst und ihre Kinder als Sclaven an Juden und Mohammedaner verkauften.[2]) Dazu kam ein äußerer Feind; Ulu-Machmet, Chan von Kasan, zog 1445 und 1446 alles verheerend bis Susdal. Kamenka. Bei Kamenka schlugen zuerst die Russen die Tataren, überließen sich aber zu früh der Trunkenheit des Sieges und wurden von den zurückkehrenden Tataren geschlagen. Der Großfürst wurde verwundet und gefangen. Schemjäka. Machmet bot Schemjäka das Großfürstenthum als tatarisches Lehen an und versprach, Wassilij in ewiger Gefangenschaft bei sich zu bewachen. Da jedoch die Antwort Schemjäkas zulange ausblieb, fasste Machmet den Plan, sich in Wassilij

[1]) Helfert, Russland und die katholische Kirche in Polen, S. 59—63.
[2]) Strahl, l. c. II, S. 293.

einen dankbaren Freund zu erwerben, und gab ihn gegen ein Lösegeld von 2000 Rubeln frei. Bei der Rückkehr fand der Großfürst seine Hauptstadt durch Brand und Erdbeben zerstört. Es schien, als ob die ganze Arbeit wieder von vorne begonnen werden müsse. Noch Ärgeres kam nach. Die Partei Schemjäkas verbreitete die Lüge, Wassilij, habe sein Großfürstenthum an Machmet verkauft, und nahm jenen 1446, als er auf einer Wallfahrt sich befand, gefangen und beraubte ihn des Augenlichts. Schemjäka nahm den großfürstlichen Titel an, vertheilte Güter an seine Anhänger und Gesellen, trat aber im Übermuth Sitte, Recht und Gesetz derart mit Füßen, dass das Volk den unglücklichen Wassilij zurückwünschte und seine Hoffnungen namentlich auf dessen Söhne setzte. Vor der Volksstimme sich fürchtend, gab Schemjäka den Wassilij frei, nachdem dieser Urfehde geschworen und das ihm widerfahrene Schicksal als gerechte und wohlverdiente Strafe anerkannt hatte. Wassilij schwor den verlangten Eid und nahm Wologda als Lehen. Aber die russische Geistlichkeit griff diesmal ein: sie wusste den gebeugten Großfürsten zu überreden, dass sein Eid ungiltig sei, dass er mit gutem Recht und Gewissen der Herrschaft sich wieder bemächtigen könne, die ihm jeder wünsche und wozu ihm jeder gern beistehen möchte, sobald er sich erkläre.[1]) Wassilij folgte der Mahnung und allenthalben erhoben sich seine Anhänger und bemächtigten sich Moskaus. Schemjäka musste nachgeben und froh sein, dass er sein altes Fürstenthum wieder bekam. Als er aber noch einmal sich erheben wollte, traten die Bischöfe zusammen und drohten mit dem Fluch und Kirchenbann, wenn er seine Pflichten nicht erfülle. Bei Galitsch kam es 27. Januar 1450 zur Schlacht, Galitsch.
der letzten zwischen den Theilfürsten und Großfürsten: Wassilij siegte, Schemjäka floh, und als er später in Gefangenschaft gerieth, wurde er mit Gift aus dem Wege geräumt, weil er ein unversöhnlicher Feind der öffentlichen Ruhe sei. Um allen Empörungsversuchen anderer vorzubeugen, ernannte Wassilij seinen zehnjährigen Sohn Iwan zum Mitregenten und Großfürsten, denn so würden die Russen durch Recht und Gewohnheit zum Gehorsam gegen ihn angehalten.

Es war dies ein neuer Schritt zur Unabhängigkeit. Ein anderer war vom Clerus gemacht worden, indem nach der Einnahme Constantinopels der Metropolit als Oberhirte für ganz Russland erklärt wurde. Russland sagte sich damit von Constantinopel und der griechischen Vormundschaft los. Der alte Großfürst hatte fortan Glück und fasste auch wieder Muth.

Ein Angriff der Tataren auf Moskau, 2. Juni 1451, ward glänzend abgeschlagen, mehrere Fürstenthümer wurden dem russischen Staate einverleibt, 1459 auch der Freistaat Wjetka. 1174 hatten einige Bewohner des Nowgo- Wjetka.
rod'schen Gebietes, müde der Unruhen und ewigen Gefahren, beschlossen, ihr Glück in andern Gegenden zu suchen und, der Wolga folgend, zuerst an der Mündung der Kama eine Niederlassung gegründet, dann im Lande der Wotjäken sich des Städtchens Bolwansky bemächtigt und hier unter eigenen Gesetzen und Vorstehern einen Freistaat gegründet.[2]) 278 Jahre blieb dieser unabhängig. 1459, nach mehrjähriger Vertheidigung, musste Wjetka versprechen, dem Großfürsten Tribut zu zahlen und ihm zu gehorchen.

Wassilij überlebte diesen Erfolg nicht lange. Er starb nach zweiundzwanzigjähriger stürmischer, meist unglücklicher Regierung 1462, siebenundvierzig Jahre

[1]) Strahl, l. c. II, S. 302.
[2]) Ibid. I, S. 297.

alt. Während seiner Regierung bildete sich im Südwesten Russlands der Freistaat
Kosaken. der Kosaken.[1]) Trotz seiner bittern Erfahrungen verlieh er zwar dem ältesten Sohn Johann das Großfürstenthum, den vier andern Söhnen aber Städte, Einkünfte und Ländergebiete, so dass das Theilfürstenthum neue Kraft hätte bekommen können, so verderblich es auch für Russland gewesen war.

Iwan III. Doch der Thronfolger Iwan III. Wassilijewitsch (1462—1505) war anderer Ansicht und besaß so viel Scharfblick, Kraft und Glück, dass es ihm gelang, den Einheitsstaat und die unumschränkte Gewalt neu und fest zu begründen, das Ansehen und die Macht Russlands zu einer bis dahin nicht gekannten Größe zu erheben. Ein unumschränkter Herrscher und ein Staat — das war sein Ziel und das hat er erreicht, weshalb ihn viele den Großen nennen, während seine Zeitgenossen ihm den Namen des Schrecklichen gaben. Keck und rücksichtslos, war Iwan wenig wählerisch in seinen Mitteln. Die Schwäche seiner Feinde zu erlauern, den einen durch den andern zu lähmen, den Feind des Feindes zu seinem Bundesgenossen zu machen, wen er fällen wollte, zuerst in Sicherheit einzuwiegen und ihn dann durch Überraschung zu stürzen — das verstanden wenige Fürsten besser als Iwan der Schreckliche. Durch Unterhandlungen und List zu siegen, war ihm lieber als mit Waffen. Nur wo der Fuchspelz ihm nicht mehr half, zog er das Löwenfell um. Durch sein Geschick und durch sein Glück ward Russland damals schon eine europäische Großmacht. Der Großfürst nannte sich fortan Czar, und Moskau sah Gesandte des Papstes, des Kaisers, des Großchans Dschagatai, Ungarns, Polens in seinen Mauern.

Iwan III. war erst zweiundzwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg, bewies aber eine Umsicht und Besonnenheit, als hätte er schon Jahrzehnte regiert. Mit seinen Plänen trat er nur allmählich hervor, woran die Misslichkeit der Lage schuld war, in welcher ihm sein Vater die Regierung hinterließ. Auch verheerte die Pest Russland damals derart, dass im Gebiete von Nowgorod allein 230.000 Menschen gestorben sein sollen. Iwan bestätigte seine Brüder in ihren Lehen, den Fürsten von Twer nannte er sogar seinen Bruder und ihm gleichen Großfürsten.
Kasan. Anfangs war Friede eine Nothwendigkeit. Der erste Krieg begann gegen Kasan, 1467, er zog sich unentschieden hin bis 1469; die Russen wollten eine Hauptschlacht, der Großfürst wagte aber keinen entscheidenden Streich. Da rief das Heer: „So wollen wir denn allein für unsere Religion, für unsern Fürsten und unser Vaterland das Schwert führen und unsere Ehre an den Gottlosen rächen!" Die Stadt ward so bedrängt, dass ihr Chan 1. September 1469 um Frieden bitten und sich verpflichten musste, alle seit vierzig Jahren gemachten Gefangenen wieder in Freiheit zu setzen und ganz nach dem Willen des Herrschers zu Moskau zu leben.

Nowgorod. Die Verlegenheiten dieses Krieges wollte Nowgorod benutzen, um seine völlige Unabhängigkeit zu erringen, und ohne Zweifel sich von dem moskowitischen Reich vollständig zu trennen; was ihre Väter durch Schwäche

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 99, 445 dieses Werkes.

verloren hatten, hofften sie während der Jugend des Großfürsten durch Kühnheit und Gewalt wieder zu erlangen. Anders aber war Iwan gesinnt: ihm waren ihre Übergriffe willkommen, um sein Volk zu einem Kriegszug zu entflammen. Der Kampf war hart. Marfa, die heldenmüthige und freiheitsliebende Witwe des Stadtoberhauptes, wusste die Bürger zum Widerstande zu begeistern. Zuerst bemächtigten sich die Nowgoroder einiger Ländereien, die sie früher dem Großfürsten abgetreten hatten, und zwangen die Einwohner, sich vom Großfürsten loszusagen und sie als ihre Herren anzusehen. Iwan verlangte Genugthuung und drohte mit seinem Zorn. Beide Theile rüsteten zum Krieg. Als ihren Gesandten gegenüber der Großfürst Nowgorod „sein Vatererbe“ nannte, so erklärten Marfas Söhne in der Volksversammlung, sie hätten lange genug und ruhig die Unbilden der russischen Großfürsten und die Beschränkungen ihrer Freiheiten ertragen, sie wollten aber nicht ihre Sclaven sein, denn Nowgorod sei unabhängig; sondern sie wollten Kasimir von Polen zu ihrem Beschützer wählen. Die Partei des Widerstandes siegte, man sandte an Kasimir um Schutz der alten Rechte und Freiheiten; dieser willigte ein und sandte ihnen einen Feldherrn.

Marfa.

1471 brach Iwan III. mit einem großen Heere gegen Nowgorod auf. Die Witterung begünstigte ihn, eine ungewöhnliche Dürre trocknete die Sümpfe aus, welche seine Truppen am Fortschreiten hindern sollten. Im blinden Eifer ließen sich die Nowgoroder in der Nähe des Ilmensees in eine Schlacht ein und wurden geschlagen. In einer zweiten Schlacht an den Ufern der Schelona, 9. Juni 1471, verloren sie 12.000 Mann. Johann ließ von den Gefangenen einigen von den angesehensten als Empörern den Kopf abschlagen, darunter einem Sohn der Marfa. Jetzt verloren die Bürger den Muth, zumal die von Kasimir erwartete Hilfe ausblieb. Auch hatte der Großfürst heimliche Anhänger in der Stadt, welche in einer Nacht 55 Kanonen vernagelten. Der Erzbischof kam und bot Unterhandlungen an. Die Bedingungen des Friedens waren hart: Nowgorod musste 15.500 Rubel zahlen, alle streitigen Ländereien dem Großfürsten zurückstellen, die schwarze oder Kopfsteuer entrichten, die Beschlüsse der Volksversammlung abschaffen, es durfte fortan keine Verordnung ohne großfürstliche Genehmigung erlassen, weder mit Polen, noch mit Litthauen, noch mit irgend einem Feinde Iwans in Verbindung treten. Es blieb ihm nur ein Schatten seiner alten Freiheit.

Nowgorod geschlagen 1471,

gedemüthigt.

Vertrag zu Korostüna.

Diese Demüthigung war schmerzlich, doch nicht die letzte. Ein freies Städteleben war mit Iwans Politik nicht vereinbar. Nowgorod sollte noch gänzlich gebrochen werden. Iwan verschob die Ausführung seines Planes auf eine günstige Gelegenheit, bis durch Ränke die Stadt im Innern noch mehr entzweit wäre.

1475 forderten auf heimliche Veranstaltung hin die jüngern Bürger von Nowgorod den Großfürsten auf, in ihre Stadt zu kommen und die innern Streitigkeiten, die er angeregt hatte, zu schlichten. Iwan kam als Richter und Friedensstifter, nur von seiner Leibwache begleitet. Die Nowgoroder gaben ihm

1475 neuer Zwist

glänzende Feste und herrliche Geschenke. Herberstein berichtet:[1] „Der Großfürst habe 300 Wagen mit Kostbarkeiten nach Moskau geschickt und seine Leibwache habe sich zugeeignet, was ihr in der reichen Stadt gefiel.“ Neun Wochen lang ließ sich Iwan bewirten, schließlich befahl er, die Schuldigen unter Wache zu nehmen und nach Moskau zu führen. Es geschah. Nowgorod war wie betäubt, denn ein Hauptsatz der bisherigen Freiheiten war verletzt, dass nämlich kein Nowgoroder außerhalb seines Vaterlandes solle gerichtet werden. Darum sandten die Bürger eine Botschaft nach Moskau um Befreiung der Gefangenen und Schonung der Freiheiten. Diese Gesandten waren so demüthig, dass sie Iwan als Herrscher (Gosudar) Nowgorods, statt Herrn (Gospodin) anredeten, wie sie ihn früher genannt hatten. Daraus zog Iwan sogleich Nutzen: er schickte nach Nowgorod und ließ fragen, inwiefern die Stadt den Großfürsten als Herrscher anerkenne. Da flammte die letzte Begeisterung für die alte Freiheit auf. Die Sturmglocke ertönte. Mehrere angesehene Bürger wurden als Anhänger der Moskowiten ermordet, andere ins Gefängnis geworfen. Das Volk versammelte sich in Waffen und wollte bei Litthauen Schutz suchen. Dem Großfürsten wurden seine Gesandten 1475 mit der Erklärung zurückgeschickt, dass Nowgorod den Großfürsten nie Herrscher, wohl aber Herrn nennen, nie sein Gericht und seine Tunen (Richter) annehmen, und noch weniger ihm Jaroslaws großen Hof einräumen, dagegen in allem ganz dem Vertrag gemäß leben werde, der gegenseitig zu Korostüna 1471 sei bestätigt werden.

Johann will Herr sein und richten.

Iwan nannte dies Hochverrath, klagte, dass man seine Freunde und Anhänger morde und in den Kerker werfe, und sandte sogleich die Kriegserklärung. Die Zurüstungen waren gewaltig. Den Nowgorodern sank der Muth zum Widerstand, zumal Hungersnoth und Krankheiten in der Stadt wütheten. Sie boten ihm den Titel Herrscher an, baten aber nur um Erhaltung einiger ihrer Freiheiten. Iwan aber verlangte unbedingte Entsagung auf alle Rechte und wusste das letzte enthusiastische Aufflammen für Freiheit durch seine Sendlinge zu lähmen. So erkannte denn Nowgorod den Großfürsten am 15. Januar 1478 als unumschränkten Herrn und Gebieter an. Die Großen und das Volk leisteten den Eid der Treue und berührten wie demüthige Sclaven vor ihm mit der Stirne den Boden und brachten ihm Geschenke dar.[2] Die alte Volksversammlung hörte auf. Die angesehensten Eiferer für die Freiheit endeten im Gefängnis, unter ihnen die hochbegabte Marfa. Aus Gnade gestand Iwan zu, dass er das Privateigenthum schonen, niemand nach Moskau vor Gericht fordern, dass er alles Geschehene vergessen wolle. Die Stadt musste ihm 2700 Höfe und vieles andere Land als Eigenthum überlassen, alles andere wurde mit Steuern belegt. So fiel diese große Handelsrepublik nach 600jährigem Bestande, da der Geist der Eintracht und der Muth, für die Freiheit zu sterben, erloschen war. Weil Iwan noch immer ein Aufblitzen des alten Freiheitsgeistes fürchtete, so siedelte er nachträglich viele Familien in andere Orte über, 1488 auf einmal 8000 Bürger nach Moskau, wo man ihnen Ländereien anwies, während ihre Güter an die Beamten des Herrschers vergeben wurden. Um alle Verbindungen mit der Hansa abzubrechen, wurden alle ihre Kaufleute vertrieben oder ins Gefängnis geworfen. Beim Tode

Unbedingte Unterwerfung

15. Jan. 1478.

---

[1] Herberstein, Rerum moscoviticarum Comment., p. 79—81. Antverpiae 1558.

[2] Strahl, l. c. II, S. 352.

Iwans war Nowgorod aus einer Weltstadt zu einer kleinen Landstadt herabgesunken. Es hatte alles verloren, was ihm helfen konnte, Freiheit und Reichthum.

Unter Nowgorods Oberherrschaft stand, wenn auch von eigenen Fürsten beherrscht, das Permische Land, das aus Alfred bekannte, an Pelzthieren und Silberminen reiche Biarmien.[1] 180.000 Mann sind gegenwärtig dort mit dem Bergbau beschäftigt, und allein an Goldsand werden jährlich 12.000 Pfund gewonnen. Damals hatte das Land nur wenige Städtchen, und war großentheils mit Wald und Morast bedeckt. Die Beleidigungen, die dort einigen Moskowiten widerfuhren, genügten dem Großfürsten, dem kleinen Staat den Krieg zu erklären. Sein Feldherr schlug die Biarmier bei Işkor und unterwarf das ganze Land. Unter der Beute werden glänzende schwarze Zobelfelle und 29 Ballen deutsches Tuch erwähnt, welches damals durch die Hanseaten in Russland verbreitet wurde. Perm.

Iwans Ehrgeiz wurde seit 1472 durch seine zweite Gemahlin, Sophia, gesteigert. Sie war die Nichte des letzten Kaisers von Constantinopel und mit ihrem Vater, Thomas, dem Fürsten von Morea, als alles verloren war, nach Rom geflüchtet, wo Papst Pius II. huldvolle Gastfreundschaft gewährte. Der Vater starb in Rom 1463, seine älteste Tochter Helena, 1446 mit Lazarus II., König der Serben, vermählt, starb als Witwe in einem Kloster in Rom. Für die zweite Tochter Zoe, mehr bekannt unter dem Namen Sophia, die als geliebte Tochter auf Kosten der römischen Kirche erzogen wurde, war insbesondere Cardinal Bessarion besorgt. Verschiedene Pläne für eine anständige Vermählung kamen in Frage; Jakob II. von Lusignan, genannt der Bastard, zögerte mit dem Jawort; auch die Verhandlungen mit einem Fürsten Caracciolo scheiterten. Da kam der Groß-Knäs zu Moskau in Vorschlag.[2] Sophia war ob ihrer Schönheit, ihrem Verstande und ihren Tugenden allgemein verehrt. Paul II. hegte den lebhaften Wunsch, sie standesgemäß zu vermählen und zugleich durch ihre Ehe Russland in den großen Bund gegen die Türken hineinzuziehen. Bessarion, der durch Isidor von Thessalonich, welcher in Rom weilte, immer Nachrichten über Russland und über das Aufsteigen Iwans III. zur Macht erhielt, dachte an den Zuwuchs, den die Ehe mit Zoe der Sache der Christenheit gegen die Türken verschaffen konnte, machte Iwan den Antrag, der ihm umso mehr schmeichelte, weil diese Ehe ihn mit den Mächten des Abendlandes, die gegen die Tataren helfen konnten, in Verbindung brachte und ihm ein Anrecht auf den griechischen Kaiserthron gab. Iwan III. war kurz vorher seine erste Gattin, Maria von Twer, gestorben. Aber zuerst wollte der Czar durch einen Abgesandten sich von den persönlichen Eigenschaften der Prinzessin überzeugen und schickte im Mai 1469 seinen Münzmeister, Gian-Battista della Volpe, nach Rom, der die Prinzessin sehr schön fand und geneigt, dem Großfürsten die Hand zu reichen, Sophia. Paul II. Bessarion.

[1] Vergl. meine Geschichte Alfreds des Großen, S. 294.

[2] In diese Heiratsangelegenheit hat P. Pierling nach gründlichen Studien neues Licht gebracht in einer 1891 in Paris erschienenen Schrift: „La Russie et l'Orient. Mariage d'un Czar au Vatican, Iwan III. et Sophie Paléologue".

und beim Papste ehrenvoll empfangen wurde. Im Mai 1472 kam Volpe wieder mit einem glänzenden Gefolge, um die Braut abzuholen. Dem Papste, es war jetzt Sixtus IV., überbrachte er ein Schreiben des Großfürsten und 60 Zobelfelle als Geschenk. Das Schreiben lautete: „An den großen römischen Papst Sixtus IV., Iwan, Herzog von Weißrussland, entsendet seinen Gruß, indem er mit der Hand an die Stirne schlägt, und bittet, dass man seinem Gesandten Glauben schenke.“ Volpe sprach so, dass der Papst und die Cardinäle glauben konnten, der Großfürst werde die Beschlüsse des Florentiner Concils hinsichtlich der Vereinigung annehmen.

Brief an Sixtus IV.

Der Papst lobte den Großfürsten, weil er den Beschlüssen von Florenz anhänge und keinen Bischof vom Patriarchen von Constantinopel erbitten wolle, der jetzt unter den Türken stehe, und weil er ein christliches Weib suche; er lobte die Braut und sprach den Wunsch aus, dass die feierliche Verlobung in der Petruskirche stattfinde. Ist der Brief von Iwan echt, hat der Papst Iwan als einen guten römischen Katholiken loben können? Wenn er es that, so muss Volpe den heiligen Vater getäuscht haben. Er war kein gerader Charakter, er geberdete sich in Moskau als Anhänger der griechischen Kirche und in Rom als Eiferer für die katholische. Ihm lag nur daran, dass die Ehe zum Abschlusse komme und dass er vom Papste und vom Großfürsten eine gute Belohnung erhalte. Am 24. Juni 1472 fand die feierliche Verlobung statt. Die Basilika im Lateran war prachtvoll geschmückt, vieler Glanz war entfaltet. Helena, die Königin-Witwe von Bosnien, Bessarion und Theodor von Gaza wohnten bei. Der Papst gab Zoe prachtvolle Geschenke mit, dazu 6000 Goldstücke und Empfehlungsschreiben, die ihr und ihrem Gefolge einen guten Empfang sicherten in allen Städten, wo Katholiken waren, und die so viel wert waren als bares Geld. 27. Juni verließ Zoe Rom mit einem Gefolge von hundert Personen, Griechen und Italienern; Cardinal Bonumbre begleitete sie als päpstlicher Legat. Am 29. Juni fand Zoe in Siena feierlichen und gastfreundlichen Empfang. In Florenz betrieb die Jugend damals mit Enthusiasmus griechische Studien, doch haben wir keine einzige Nachricht über ihre sicher glänzende Aufnahme. In Bologna war alles in freudiger Bewegung über die Schönheit der Prinzessin und über ihre Frömmigkeit, mit der sie einer heiligen Messe über dem Grabe des heil. Dominicus beiwohnte. Einer der vornehmsten Bürger, ein Malvezzi, machte den Wirt. In Vicenza wurde der 20. und 21. Juli unter Festen zugebracht. Venedig sandte Geschenke und trug die Kosten der Bewirtung auf seinem Gebiete. Vom Zuge durch Tyrol haben wir keine Nachricht mehr, wohl aber aus Nürnberg, wo 10. August der Zug eintraf. Die Frauen bewillkommneten Zoe mit Wein und Zuckerbrot, auf dem Stadthause war ein Fest. Ritter begleiteten sie in ihre Wohnung; dann giengs nach Lübeck, der Hansastadt, und von da zu Schiff nach Reval, wo die Ritter des Deutschordens sie ehrenvoll begrüßten. In Dorpat kamen ihr schon die Gesandten des Großfürsten entgegen. Pskow empfieng sie nach russischer Art mit Brot und Salz, Wein und Meth, die Kaufleute mit einem Geschenke von 50 Rubeln.

Verlobung.

Reise.

Pskow.

In Pskow kam der Gegensatz der lateinischen und griechischen Kirche schon zur Schau und zeigte sich Zoe-Sophia auf einmal nicht mehr als das treue Kind der römischen Kirche, sondern als eifrige Griechin, sobald sie ihr bisheriges Kleid mit dem russischen gewechselt hatte. Das Volk von Pskow sah staunend

auf die hochrothe Kleidung des Legaten, auf die hohe Inful, auf das silberne Crucifix, das vor ihm hergetragen wurde, und ärgerte sich, als der Legat bei seinem Eintritte in die Kirche nicht vor den heiligen Bildern sein Haupt beugte. Zoe-Sophia aber gebot ihm, das Muttergottesbild zu küssen und verrichtete andächtig alle Gebräuche der griechischen Kirche.

Rasch gieng jetzt die Reise gegen Moskau. Dort berieth Iwan III. mit seinen Bojaren über das silberne Crucifix, welches der Legat vor sich hertragen ließ: einige meinten, aus Achtung für den Papst dürfe man es dem Legaten nicht verbieten; andere äußerten, dem lateinischen Glauben dürfe man keine Ehrerbietung erweisen. Der Großfürst wandte sich nun an den Metropoliten Philipp, der voll Hass gegen die Römer die Antwort gab: „Wofern du erlaubst, in dem rechtgläubigen Moskau vor einem lateinischen Bischofe das Kreuz zu tragen, so zieht er zu einem Thore hinein, ich aber, dein Vater, verlasse zum anderen hinaus die Stadt." Da ließ Iwan den Legaten auffordern, das Kreuz wegzunehmen, was dieser ungern that, und nur aus Rücksicht auf das Ziel der Vereinigung, das er doch zu erreichen hoffte. Am 12. November fand der Einzug in Moskau und die Vermählung statt. Am 13. überreichte der Legat seine Vollmachten und die Geschenke. Von einem Beitritte zur Florentiner Vereinigung wollte aber Iwan nichts hören. Er hatte sein Ziel erreicht und mochte nicht in Zwist mit seiner Geistlichkeit gerathen und entließ nach elf Wochen den Legaten mit freundlichen Worten und Geschenken an den Papst. Die Hoffnung des Papstes gieng also nicht in Erfüllung; Bessarion, der immer für die Vereinigung beider Kirchen glühte, überlebte seine Enttäuschung nicht lange, er hauchte schon am 18. November 1472 in Ravenna seinen letzten Seufzer aus.

Metropolit Philipp gegen die Union.

Die Scheidewand blieb, alle Anstrengungen, den Großfürsten zu gewinnen, waren vergebens, ebenso ein gelehrter Streit mit dem Metropoliten Philipp. Von dieser Vermählung an ist der zweiköpfige Adler, der durch Zoe von den griechischen Kaisern sich vererbte, im Wappen Russlands — früher war es das Bild des heiligen Georg —, die Umschrift war „Großfürst durch Gottes Gnaden und Hospodar von ganz Russland", und kam am Hof, wo sonst das Leben einfach und roh war, byzantinische Etikette in Gebrauch. Mit dem Worte Cäsar steht jedoch das Wort Czar in keiner Beziehung, dieses stammt vielmehr von den Bulgaren und bedeutet Herr des Bodens.[1]) Auch kamen Künstler, Baumeister, Ärzte. Ein Baumeister aus Bologna baute eine neue Kathedrale. Von da an findet wissenschaftliche ärztliche Behandlung der Kranken statt.

Byzantinische Etikette. Doppeladler.

Der Stolz der Großfürstin Sophia fand das Verhältnis der Russen zur goldenen Horde unerträglich. Iwan wünschte längst dieses verhasste Joch abzuschütteln, aber ein großer Angriff und Sieg auf die Horde von Sarai hätte nur beigetragen, die Tataren zu vereinigen und diese furchtbare Macht auf Russland zu lenken. Den Mongolen war nur dadurch beizukommen, dass man die Zwietracht unter ihnen schürte. Darum sandte Iwan im Anfange Gesandte und Geschenke nach Sarai, suchte aber Kasan sich unterwürfig zu

Sophias Stolz.

[1]) Schnitzler, Histoire intime de la Russie, I, p. 301 ff.

machen, um den Weg nach Sarai offen zu haben, und schloss innigen Bund mit Mengli-Ghirai, dem Chan der Krim, der gerne für ihn gegen die Horde oder gegen Litthauen Krieg führte. Als er sich hinlänglich vorbereitet glaubte, sandte der Czar keinen Tribut mehr, gab kein Zeichen von Unterthänigkeit

Achmet.

mehr. Chan Achmet, den Iwans Machtzuwachs längst sorglich gemacht hatte und der überdies von Kasimir zu einem Angriffe auf den Moskowiter gestachelt wurde, griff 1472 zu den Waffen, traf aber an der Okka seinen Gegner mit 180.000 Mann und zog sich rasch vor ihm zurück. 1476 vertrieb Achmet aber den Mengli-Ghirai aus der Krim und setzte Sebenek zum Fürsten auf der Halbinsel ein. Iwan suchte deshalb einen Bund mit Persien zu schließen und es zum Angriffe auf die Horde zu reizen und schloss 1480 mit Mengli-Ghirai, welcher Sebenek 1477 wieder vertrieben hatte, von neuem ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Achmet wie gegen Kasimir. Jetzt kam es zu offenem Bruch. Die Kasanische Chronik[1]) besagt, Iwan III. habe das ihm in Moskau vom tatarischen Gesandten überreichte Bild des Chans zerbrochen und mit

Krieg wider die goldene Horde.

Füßen getreten. Achmet brach, alles verheerend, mit einem großen Heere in Russland ein, wartete aber vergebens auf Kasimir, der durch die Krimtataren zurückgehalten wurde. Der Großfürst rückte ihm bis zur Okka entgegen, aber nicht weiter; kühner Angriff war nie seine Sache. Als der Chan Miene machte, von Westen einzufallen, eilte der Großfürst nach Moskau. Das Volk murrte: „Ist das der Schutz, den uns der Fürst gewährt! Zahlten wir deshalb die schwere Tatarensteuer, damit der Fürst sie für sich einnahm und dadurch den Chan erbitterte?" Die Geistlichkeit erhob laut ihre Stimme, um Iwan Muth einzuflößen und alle zur Befreiung des Vaterlandes anzuspornen. Iwan III. kehrte zu seinem Heere zurück, das nur die Ugra vom Feinde trennte. Drei Tage beschossen sich beide über den Fluss, kein Theil wagte ihn zu überschreiten. Der Großfürst sandte Friedensvorschläge mit ansehnlichen Geschenken, Achmet aber erklärte, jener habe neun Jahre keinen Tribut mehr bezahlt und solle jetzt bei seinem königlichen Steigbügel um Verzeihung bitten.[2]) Die Geistlichkeit erschrak und suchte wieder dem Großfürsten Muth einzusprechen. Dieser aber zog sich zurück, die Tataren hielten es für eine Kriegslist und flohen gleichfalls über Hals und Kopf. Ein Heer floh also vor dem anderen! Achmet überfiel nun Litthauen, um sich an Kasimir dafür zu rächen, dass er nicht gekommen war. Indess überschritten die Russen und

Ende der goldenen Horde

Krimtataren die Wolga, fielen in die unbewachte Horde ein und zerstörten Sarai. Achmet, der den Seinen zuhilfe kommen wollte, wurde von den Nogaiern geschlagen, floh und ward in der Nähe des heutigen Asow getödtet. Achmets Söhne trieben sich noch einige Zeit an der Wolga herum, wagten aber nichts mehr gegen Russland, dieses blieb frei und feiert heute noch am

[1]) Strahl, Geschichte des russischen Staates, III, S. 358.
[2]) Ibid. II, S. 360.

23. Juni die Erinnerung an den Tag, da das Joch, welches 250 Jahre auf ihm schmählich gelastet hatte, glücklich gebrochen wurde. Des Großfürsten Feigheit ward nun als Klugheit gepriesen. Der Erfolg steigerte seine Unternehmungslust, 1487 zwang er Kasan zur vollständigen Unterwerfung; der Chan, den er dort einsetzte, musste schwören, ihn als Herrn anzuerkennen und ihm Tribut zu zahlen. Die Kasanischen und Krimtataren der Nogaier waren jetzt jeden Augenblick bereit, über die Stämme an der Wolga herzufallen. Drei Jahre vor Iwans Tod war die Horde von Kiptschak vollkommen vernichtet; in Kowno endete der letzte Chan der Horde als Gefangener. Kasan. Ende der goldenen Horde.

Als Herr von Nowgorod sprach Iwan 1463 auch das jenem Freistaate einst zinspflichtige westliche Sibirien an; sein Heer drang über den Tobolfluss und Irtisch, und die Häuptlinge der armen Wogulen und Ostjäken kamen demüthig zu Iwan, brachten köstliche Felle, weiße Falken und farbige Edelsteine, baten um Gnade und gelobten Tribut und Gehorsam. Seitdem nannte sich Iwan Fürst von Jugorien. — Twer hatte unter allen Theilfürstenthümern allein noch eine gewisse Selbständigkeit und einen Glanz bewahrt — jetzt sollte es fallen wie die anderen. Iwan jagte dem Fürsten Michael Furcht ein, zwang ihn dadurch, Hilfe in Litthauen zu suchen, und klagte sofort über Verrath. Unfähig, Iwans Heere zu widerstehen, unterwarf sich Michael, entsagte dem Namen eines gleichen Bruders, räumte dem Großfürsten ein Oberansehen über sich ein und gab die Verbindung mit Litthauen auf. So war Twer zunächst mediatisiert. Viele seiner Bojaren traten zum Großfürsten über. Als Michael, Hilfe erflehend, sich wieder an Litthauen wandte, wurde der Brief aufgefangen. Michael musste fliehen, Twer ward eingezogen. Michael starb in Litthauen. Und doch hätte Twer 40.000 Mann stellen und dem Großfürsten viele Verlegenheiten bereiten können. Gier nach Alleinherrschaft verleitete ihn sogar zur Härte gegen seine Brüder, namentlich seit die Mutter, welche Iwan bisher in Schranken gehalten, 1486 gestorben war. Anfangs ließ ihnen Iwan den ruhigen Besitz ihrer Lehen gegen das Versprechen, mit keinem seiner Gegner in Unterhandlung zu treten; 1491 setzte er aber Andrei und dessen beide Söhne gefangen, zog ihre Lehen ein und vereinigte sie mit der Krone. Mit Härte behandelt, starb Andrei im Gefängnisse, ein Opfer der Politik. Sibirien. Twer. Iwans III. Brüder.

Iwan hatte jetzt nur noch einen Gegner, den Großfürsten von Litthauen: er sprach alle Besitzungen an, welche das Haus Gedimins und die Schwertbrüder im Laufe der Zeit Russland entrissen hatten, namentlich Kiew und ganz Wolhynien. Darum schloss er ein Bündnis mit dem Hospodar der Moldau, mit Matthias Corvinus, selbst mit dem römischen Kaiser, auch mit litthauischen Großen, bei denen sein Ansehen, namentlich seit der Abschüttelung des tatarischen Joches, gestiegen war; sie meldeten Kasimir, dass sie nicht länger seine Vasallen sein, sondern in den Schatten des alten Vaterlandes zurückkehren wollten. Litthauen. Kasimir.

Darüber starb Kasimir, dessen jüngerer Sohn, Alexander, Großfürst von Litthauen wurde, während der ältere, Albrecht, den Thron von Polen bestieg. Alexander fühlte sich der Macht der Moskowei nicht gewachsen und suchte Iwan Alexander.

Helena. darum zu gewinnen, indem er um die Hand seiner Tochter Helena bat, ihm das Fürstenthum Severien abtrat und ihm den Titel „Beherrscher von Russland" gab. Iwan III. willigte ein unter der Bedingung, dass seine Tochter nicht auf irgend eine Art zur Veränderung ihres Glaubens gezwungen werde. 1495 ward Helena zwar mit dem Großfürsten von Litthauen vermählt, aber der Friede zwischen den Staaten ward dadurch nicht lange gewahrt. Alexander klagte bald über feindliche Einfälle der Verbündeten seines Schwiegervaters, Mengli-Ghirais, Bajesids und Stephans, und Iwan beschwerte sich, dass seiner Tochter eine eigene griechische Hofkapelle verweigert werde, dass sie in die Pfarrkirche gehen müsse, wenn sie ihr Gebet verrichten wolle. 1500 wurde der Bruch unheilbar. Alexander hatte in seinem Eifer, groß und klein zur römisch-katholischen Kirche zu bekehren, sich viele Vornehme zu Feinden gemacht, diese stellten sich jetzt unter den Schutz Iwans, welcher seinem Schwiegersohne sagen ließ, er sehe sie und ihre Besitzungen fortan als zu Russland gehörig an. Die russischen Waffen hatten raschen Fortgang, obschon die Litthauer sich tapfer schlugen und ein tüchtiger Feldherr an ihrer Spitze stand, Ostroschkij, „zu Hause fromm wie Numa, in der Schlacht kühn wie Romulus". An den Ufern der Wedroscha erlagen 1500 die Litthauer der Übermacht, nie hatten die Russen einen größeren Sieg über sie erfochten. 1501 wurde Alexander nach dem Tode seines Bruders zum Könige von Polen gewählt und dadurch seine Macht verstärkt, desungeachtet erlitten 1501 bei Mstislawl die Litthauer eine neue Niederlage, 7000 blieben auf dem Platze. — Jetzt trat aber ein furchtbarer Gegner wider die Russen in die Schranken, der livländische Heermeister Plettenberg, welcher Iwan wegen seines Verfahrens gegen Nowgorod und die Hanseaten hasste. Mit nur 4000 Reitern und einigen tausend Mann zu Fuß schlug er 1501 bei Isbors 40.000 Russen aufs Haupt. Krankheiten hinderten ihn, den Sieg auszubeuten und zwangen ihn, das Heer zu entlassen — da drangen die Russen in Livland ein und verheerten alles mit Feuer und Schwert. In einer Nacht überfielen jedoch die Ritter das Lager und richteten unter ihnen ein fürchterliches Blutbad an. 1502 errang Plettenberg an den Ufern des Sees Smolin einen noch glänzenderen Sieg. Jetzt brachen 90.000 Russen gegen Plettenberg auf, der nur 7000 Reiter, 1500 deutsche Soldaten und 5000 Bauern zur Verfügung hatte, die aber wie Löwen fochten. Obschon seine Aufstellung den Feinden verrathen ward, errang Plettenberg 13. September 1502 dennoch einen glänzenden Sieg; nur die Saumseligkeit der Litthauer war schuld, dass Alexander keinen Vortheil daraus zog. Da schritt der Papst ein; Alexander VI. betrieb damals einen Bund aller christlichen Mächte gegen die Osmanen. Der Krieg war Iwan III. schon lästig, desungeachtet beharrte er darauf, alle russischen Länder seien sein Eigenthum und er könne auf Kiew und Smolensk nicht verzichten.

Schlacht an der Wedroscha. Schlacht bei Mstislawl.

Ende Iwans III. Der Tod seiner Gemahlin Sophia, 1503, Gebrechen des Alters erinnerten Iwan an sein eigenes Ende, Gewissensbisse drückten ihn, er machte Wallfahrten und beschenkte Kirchen und Klöster, und fasste sein Testament ab: darin bestimmte er seinen Sohn Wassilij zum Herrn von ganz Russland und seiner jüngeren Brüder, die ihn als den ältesten verehren und ihm gehorchen sollen; sie sind apanagierte Prinzen und haben keinerlei Herrschaftsrechte, haben keinen Antheil an den Pachtungen des Staates, ihnen ist verboten, eigene Münzen zu prägen, sie dürfen keine Mörder richten, nicht mit

Testament.

fremden Mächten in Verbindung treten. Iwan III. übergibt in diesem Testamente dem Thronfolger die Großfürstenthümer Moskwa, Wladimir, Nowgorod, Pskow, Twer, das wilde Lappland, Alt-Rjäsan und Perewitesk als Eigenthum.

Iwan heißt der Große, noch öfter der Furchtbare; das Volk zitterte vor ihm; es heißt, schüchterne Frauen sollen vor seinem zornigen Blicke in Ohnmacht gesunken sein, die Großen hätten an seiner Tafel nicht gewagt, wenn er, von Wein oder Speisen überladen, einschlief, einander ein Wort zuzuflüstern oder fortzugehen. Von ihm an datiert die Einführung der Knute. Haxthausen[1]) sagt: „Unter den Großrussen gibt jede sociale Gewalt ihre Autorität durch Hiebe zu fühlen, welche übrigens Neigung und Freundschaft gar nicht schwächen. Jedermann theilt Prügel aus. Der Vater haut seinen Jungen, der Mann seine Frau, der Grundherr oder Inspector seine Bauern, ohne dass daraus Erbitterung oder Bosheit entsteht. Der Rücken der Russen ist an Prügel gewöhnt, und doch ist der Stock ihren Rückennerven noch empfindlicher, als ihren Seelen." Prügel.

Die dreißigjährige Regierung des Wassilij IV. Iwanowitsch (1503 bis 1534) ist nur Fortsetzung der Politik Iwans III., wenn auch minder geschickt und minder glücklich. Wie wenig auch der Schatten der Freiheit mit der aufkommenden moskowitischen Alleinherrschaft verträglich war, zeigt die Geschichte des Freiheitsstaates Pskow, welcher neben und unter dem Gent des Ostens, neben Nowgorod, durch seine Handelsthätigkeit einst frei, reich und mächtig geworden war. Wassilij IV.

Die „Chronik von Pskow", welche zuerst Karamsin[2]) mitgetheilt und die auch Herrmann[3]) benutzt hat, beweist diesen Satz schlagend und schildert das Ende jeglicher Unabhängigkeit in ergreifender Weise. Iwans Statthalter stiftete Uneinigkeit unter den Bürgern und klagte sie zugleich beim Großfürsten als widerspänstig an. Wassilij kam 1509 nach Nowgorod und die Pskowiter ließen ihm durch siebzig ihrer angesehensten Männer sagen: „Dein Erbeigenthum, die Stadt Pskow, wirft sich dir zu Füßen und dankt dir, dass du, der Beherrscher von ganz Russland, vor Fremden uns gnädig schützest und uns nach dem Alten hältst. Nicht anders verfuhr mit uns dein Vater. Dafür sind wir bereit, dir treu zu dienen, wie wir Iwan und euren Vorfahren gedient haben. Aber sei gerecht. Dein Statthalter bedrückt die freien Männer, Herrscher, schütze uns!" — Arglistig befahl Wassilij, der Statthalter und seine Ankläger sollten zu ihm nach Nowgorod kommen. „Da zitterte den Pskowitern das Herz, denn der Großfürst schmeichelte uns und empfieng Geschenke, aber seine Gedanken und Pläne mit Pskow wusste niemand." — Als die Pskowiter kamen, wurden sie ohne vorhergegangen Rechtshandel eingesperrt: „Ihr seid gefangen von Gott und unserem großen Herrscher, als vor ihm schuldig!" — Der Schrecken über die Trauerbotschaft war groß in Pskow: „Uns wurden der Gaumen trocken und die Lippen welk. Großes Elend und Seuchen hatten wir ertragen, die Deutschen hatten wir vor unseren Thoren gesehen, aber in solcher Verzweiflung waren wir nie. Das Wetsche Pskow. Jammer der Feigheit.

[1]) Studien über Russland, III.
[2]) Geschichte des russischen Staates, VII, S. 23.
[3]) Ibid. III, S. 1—9.

(die Volksversammlung) versammelte sich. Das Volk überlegte, was zu thun sei, — sollte man sich in die Stadt einschließen? Aber wenn die Schwäche der Stärke gegenüber steht, ist kein Heil möglich. Was können wir thun ohne unsere besten Leute, die in Nowgorod gefangen sitzen?" — Es fehlte also der Muth, für die Freiheit zu sterben, und darum gieng auch die Freiheit verloren. Sie sandten also an den Großfürsten den Beschluss: „Wir werfen uns dir zu Füßen vom Kleinsten bis zum Größten, begnadige dein altes Erbeigenthum; wir, deine Waisen, sind dir, Herr, sonst und jetzt immerdar anhänglich und in keinen Stücken zuwider gewesen. Gott und du schalten nach Willkür in deinem Erbeigenthume!" Der Großfürst entgegnete den Abgesandten: „Die Pskowiter haben die große Acht verdient, weil sie meinen Statthalter beleidigt. Wenn sie die Volksversammlung aufgeben und meine Beamten in alle ihre Besitzungen aufnehmen, so lasse ich Gnade für Recht ergehen; wenn nicht, so wird das Christenblut, das ich vergießen muss, auf ihr Haupt kommen." — Darob war der Jammer groß: „Nur die Säuglinge vergossen nicht Thränen vor Kummer. Die Straßen und Häuser hallten wieder vom Wehklagen und Stöhnen, einer umarmte den anderen, als sei es die letzte Stunde seines Lebens." — Die Erinnerung an die frühere Treue und an den Eid des Fürsten war vergebens. Die Volksversammlungsglocke wurde vom Thurme heruntergenommen, das Volk stand herum und weinte über den Verlust seiner alten Rechte. Der Großfürst kam selber nach Pskow und berief die Bürger in die große Gerichtsstube. Da wurde den Armen in seinem Namen verkündet: „Der Czar, von Gottes Gnaden Herrscher und Großfürst von ganz Russland, verkündet euch Gnade: er will in euer Eigenthum nicht eingreifen, genießt desselben jetzt und immerdar. Hier aber könnt ihr nicht bleiben, denn ihr habt das Volk bedrückt und viele von euch Beleidigten haben die Gerechtigkeit des Großfürsten angefleht! Nehmt eure Weiber und Kinder, zieht in das moskowitische Gebiet und lebt glücklich durch die Gnade des Großfürsten." In derselben Nacht wurden 300 Familien nach Moskau geführt. Nur wenige durften ihre Habe mitnehmen. In ihre Besitzungen kamen Moskowiter, desgleichen in die eigentlich mittlere Stadt, aus welcher alle Pskowiten abziehen mussten. Ebenso ergieng es in den zwölf Nebenstädten von Pskow. Dabei wurden Bürger und Bauern unter dem Namen neuer Gesetze mit Abgaben belastet: „Die Armen wussten nicht, was das für ein Recht sei, das moskowitische; es war mit dem Kreuzeskusse (bei der Huldigung) gegen Himmel geflogen und die Arglist fieng an auf Erden zu wandeln. Es machte sich fort, wer konnte, ohne Zögern, aber wohin sollten die übrigen sich bergen? Die Erde that sich nicht auf und gegen Himmel fliegt man nicht. So sank der Ruhm der Stadt Pskow; nicht durch fremdgläubige, nein, durch rechtgläubige Männer wurde sie gestürzt. Wer klagt nicht darob? O große und berühmte Stadt Pskow, sage, warum trauerst du? Wie soll ich nicht trauern, nicht grämen und weinen ob meiner Verödung, antwortet das schöne Pskow. Es kam über mich herangeflogen ein Adler mit mächtigen Schwingen und Löwenklauen; er nahm von mir drei Cedern vom Libanon: Schönheit, Reichthum, Kinder, zur Strafe für unsere Sünden; mein Land verödete, die Stadt wurde zerstört, die Einwohner nahm man gefangen, die Marktplätze wurden umgegraben und mit Schutt bedeckt; die Väter und Brüder in Gegenden abgeführt, wo weder Väter, noch Großväter, noch Altväter ihre Heimat hatten, die Mütter und Töchter aber gab man der Entehrung preis."[1] — In ähnlicher

Ende der Freiheit.

[1]) Karamsin, l. c. VII, S. 33.

Weise gieng es den Theilfürstenthümern und den Großen. Alles eilte unaufhaltsam der Alleinherrschaft zu. Die Prinzen wurden ihrer festen Sitze und Burgen beraubt. Den Brüdern gestattete der Czar nicht einmal zu heiraten. Den Fürsten von Rjäsan ließ der Großfürst unter dem Vorwande feindseliger Verbindung mit der Krim im Gefängnisse sterben, das gleiche Loos hatte der Fürst von Severien.

Die Machtverhältnisse nach außen gestalteten sich nicht so glücklich wie unter seinem Vater. Als der Großfürst von Litthauen, Alexander, 1506 starb, wünschte Wassilij gewählt zu werden und sicherte den Großen Freiheit des Glaubens und ihre Privilegien zu. Diese aber wollten nichts vom Moskowiten wissen und wählten Alexanders Bruder, Sigmund I., der infolge dessen auch König von Polen wurde. Jetzt begann Wassilij den Krieg. Litthauen. Sigismund I. 1506 bis 1548.

Vorwand war, seine verwitwete Schwester Helena werde nicht mit den gebürenden Rücksichten behandelt. Die Russen drangen bis Wilna vor. 1508 schloss Sigismund Frieden und überließ den Moskowiten die Erwerbungen Iwans III. für immer. Der König begann aber bald wieder den Kampf und diesmal unterstützten ihn die Tataren der Krim; denn Mengli-Ghirai, der für Iwan III. immer zu Feld gezogen, war alt und konnte seine Mursen nicht mehr beherrschen. Seine Söhne waren dem Moskowiter abgeneigt, seine Großen hatte Sigismund durch einen jährlichen Tribut gewonnen, 1512 fielen sie verheerend in Russland ein. In der Überzeugung, dass Sigismund sie dazu gereizt habe, schwor Wassilij gegen Litthauen Krieg zu führen, solange sein Pferd gehen und sein Säbel schneiden wolle. Der Sieg neigte sich bald auf diese, bald auf jene Seite. 1514 zogen die Russen in Smolensk ein. Im gleichen Jahre aber schlug Ostroschski mit 35.000 Litthauern bei Orscha das 80.000 Mann starke russische Heer aufs Haupt, doch vermochte er Smolensk nicht wieder zu gewinnen. 1522 wurde ein Waffenstillstand geschlossen, welcher dem Moskowiter Smolensk sicherte, ohne dass er jedoch seinen Ansprüchen auf Kiew, Polozk, Witebsk entsagte. Herberstein wirkte für einen Frieden im Namen Kaiser Karls V. Krim. Litthauen. Smolensk.

War gegen Litthauen Wassilij der Angreifer, so musste er gegen die Krim-Tataren Russland vertheidigen. Machmed-Ghirai sprach das Recht der goldenen Horde über Russland an und die Vermittelung zwischen Russland und Polen. Die Tataren waren sehr begehrlich und der Moskowite zahlte ihnen nicht genug. Einen verheerenden Einfall entschuldigte der Chan der Krim mit den Worten: „Klage mich nicht an, meine Leute wollten mir nicht gehorchen, ich schickte sie nach Litthauen, da fielen sie über dein Russland her. Du selbst trägst die Schuld. Schicke mehr Geschenke und du wirst Ruhe haben. Zu mir sprechen alle: die moskowitische Freundschaft bringt uns jährlich einen Zobel, der Krieg aber die Goldstücke in Tausenden.“ — Ein andermal meldete der Chan dem Großfürsten: „Du hast meine Freundschaft verachtet — sieh jetzt auf Deine verwüsteten Länder und wisse, dass mein Durst nach Rache noch nicht gestillt ist. Wo immer einen Feind von Dir ich finde, da werde ich zu Deinem Verderben sein Freund sein.“ — Da hatte doch Mengli-Ghirai immer seine Wünsche viel artiger ausgesprochen: „Einen silbernen Pokal mit einem Schöpfeimerchen, den ich von Iwan erhalten, hat der Sohn des Sultans mir genommen; schick' mir dafür einen neuen. Ich will dafür nur aus ihm trinken, und dabei Deiner als meines Bruders gedenken.“ — Jetzt hatten die Russen einen Angriff der Krim- Machmed-Ghirai. Mengli-Ghirai.

tataren nach dem anderen zu bestehen. Machmed Ghirai vertrieb den russischen Vasallen in Kasan und setzte dessen Bruder an seine Stelle; er herrschte in Astrachan; er schlug die Russen 1521 an der Okka und lagerte vor Moskau. Nur die deutschen Bombardiere zeigten Muth. Die Russen bewogen durch Geld den Chan zum Abzuge und verpflichteten sich sogar zum Tribut, welchen sie einst der Horde von Kiptschak bezahlt hatten. Auf dem Rückwege waren die Tataren

Jordan. daran, Rjäsan wegzunehmen, nur der Muth eines Tirolers, Jordan, rettete die Stadt den Russen. Der Großfürst, der während der Zeit der Noth in einem Heuschober sich versteckt hatte, zahlte erst nach Jahren, auf vieles Mahnen hin, den beiden Deutschen, die Moskau und Rjäsan gerettet hatten, zehn Gulden. Was das russische Volk unter diesen Tatareneinfällen zu leiden hatte, zeigt Herberstein[1]) in seinen lehrreichen Berichten über diese Vorgänge. Die Tataren schleppten 800.000 Menschen mit fort, von denen sie die kräftigen theils selber zur Arbeit verwendeten, theils als Sclaven an die Türken verkauften. Die Schwachen und Alten überließen sie ihrer Jugend zu grausamen Kriegsspielen. Erst 1530 wurde der Großfürst Kasans wieder sicher.

Der Clerus muthlos. Im russischen Clerus war die Kraft nicht, wie im römisch-katholischen, der Willkür des Herrschers Schranken zu setzen. Dies zeigt die Geschichte Wassilijs IV. Die Ehe war zweiundzwanzig Jahre unfruchtbar, da sah der Großfürst einmal auf dem Lande[2]) ein Nest mit Vögeln und rief seufzend: „Die sind glücklicher als ich, sie haben Junge", und klagte dann seinen Bojaren: „Wer soll nach mir über das russische Land herrschen und über all meine Städte und Gebiete? Etwa meine Brüder? Die können nicht einmal ihre Erbbesitzungen in Ordnung halten!" Die Bojaren erwiderten: „Einen unfruchtbaren Feigenbaum haut man ab, und wirft ihn aus dem Garten."

Scheidung. Selbst der Metropolit sprach für Scheidung. Nur der Eroberer von Jugorien, Simeon Kurbiky, und zwei Mönche vertheidigten die Unauflösbarkeit der Ehe — sie wurden dafür verfolgt, als Männer, die unanständig gegen den Herrscher gesprochen! Die Gemahlin wurde mit Gewalt zur Nonne geschoren und auf Befehl des Herrschers sogar mit Ruthen gezüchtigt. Nach alten Satzungen musste der Mann auch die Tonsur annehmen, wenn er seine Frau ins Kloster entließ, aber die Geistlichkeit sprach den Großfürsten von dieser Verpflichtung los und Wassilij vermählte sich rasch mit der schönen und gebildeten Helena Glinski, die ihn bald vollständig beherrschte.

1530 gebar sie ihm Iwan, 1532 Jurji — und jetzt erst erlaubte der Großfürst seinem jüngsten Bruder, sich zu vermählen. Als er 1533 sein Ende nahe fühlte, berief er seine Brüder, den Metropoliten und die Bojaren, empfahl ihrem Schutze den dreijährigen Iwan, den er zum Großfürsten ernannte, wodurch

Thronfolge. also die Thronfolge-Ordnung nach dem Rechte der Erstgeburt in gerader absteigender Linie festgesetzt wurde, und mahnte sie, ihm treu zu dienen und gegen die Ungläubigen und römischen Christen sich zu erheben. Sterbend verlangte er als Mönch eingekleidet zu werden, und erhielt den Namen Warlam. Wassilij IV.

[1]) Herberstein, Commentarii, p. 93–111.
[2]) Hermann, l. c. III, S. 39. — Karamsin, l. c. VII, S. 108.

starb am 3. December 1533. Der Titel, den er führte, lautet: „Der großmächtige Herr Wassilij, von Gottes Gnaden Czar und Beherrscher von ganz Russland und Großfürst von Wladimir, Moskwa, Nowgorod, Pskow, Smolensk, Twer, Jugorien, Perm, Wiätka, Bulgarien und anderen; Beherrscher und Großfürst vom Nowgorod-Nisowschen Lande, von Tschernigow und Rjäsan, von Wolotzk, Rshew, Beelsk, Rostow, Jaroslaw, Beelosersk, Udorien, Obdorien, Kondien und anderen." Titel.

Die unumschränkte Regierung erreichte ihre weiteste Ausdehnung während der fünfzigjährigen Regierung von Iwan IV. Wassilijewitsch, dem Schrecklichen (1534—1584), oder wie ihn Stephan Batthory nennt, „dem Henker des russischen Volkes, der sich Beherrscher des Ostens und Westens nennen lasse, aber auch den Titel eines Fürsten der Teufel hinzufügen könnte". Der Italiener Gerio sagt über ihn: „Er ist der riesigste Tyrann und die Russen beten ihn mehr an als Gott." Es ist mit Recht bemerkt worden,[1]) Caligula und Nero seien Stümper gegen Iwan IV. gewesen. In blutigerer Weise ist wohl nie Unterthanen die Lehre vom duldenden Gehorsam eingeprägt worden, und würdeloser hat wohl nie ein Volk die Launen eines Tyrannen ertragen. Iwan IV

Iwan IV. war beim Tode seines Vaters drei Jahre alt, zur Regentin war durch das Testament Wassilijs IV. dessen Mutter Helena im Einvernehmen mit dem Bojarenrathe ernannt, der aus zwanzig der angesehensten Großen bestand. Helena besaß Einsicht und Stärke des Willens und die äußere Politik wurde im Sinne Wassilijs fortgesetzt. Kasan, das sich frei machen wollte von der moskowitischen Oberherrschaft, wusste sie in Abhängigkeit zu erhalten, die Verbindung mit Kaiser Karl V., mit Schweden, mit dem Sultan, mit dem Hospodar der Moldau, zu befestigen. Im Innern baute sie Städte und verbesserte das Münzwesen. Aber in ihrer Leidenschaft für den Liebling Telepnew überließ Helena diesem ungebürenden Einfluss, und als die Brüder des Verstorbenen und ihr eigener Oheim sich gegen ihren Liebling erhoben, ließ sie dieselben unbarmherzig ums Leben bringen. 3. April 1538 starb Helena plötzlich an Gift. Telepnew wurde jetzt in Fesseln geschlagen und starb im Gefängnisse den Hungertod. Minderjährigkeit. Helena.

Zehn Jahre hindurch stritten sich nun die Parteien im Bojarenrath um die Regierung und verdrängten eine die andere und nützten alle die Gelegenheit unbarmherzig aus, sich zu bereichern und die Gegner zu vernichten — zuerst die Schuiski, dann die Beelski, dann wieder ein Schuiski. Ihre Gegner gaben dem jungen Großfürsten ein, die Räuber, die das Volk drückten, ihrer angemaßten Macht zu berauben. Am 23. December 1543 rief Iwan die Bojaren zusammen, warf ihnen vor, dass sie seine Jugend missbrauchten, das Land plünderten und eigenmächtig Menschen hinrichteten. Viele seien schuldig unter ihnen, strafen wolle er aber nur den allerschuldigsten, den Andrei Schuiski, der denn auch alsbald ermordet wurde. Von jetzt fiengen die Bojaren an, vor Iwan Schrecken zu bekommen; selbständig war er noch nicht. Die Glinski, die Verwandten seiner Mutter, bemächtigten sich der Herrschaft; den Neigungen des Großfürsten schmeichelten sie, um bei ihm in Gunst zu bleiben. Früh zeigte Iwan IV. Tyrannen- Bojarenrath.

---

[1]) Helfert, l. c. S. 81.

launen, die sie durchaus nicht zu mildern suchten — wenn er sich nur damit beschäftigte und nicht ans Selbstregieren dachte! Sie nährten seine Lust an rohen Spielen, am Gräslichen, am Martern zahmer und wilder Thiere. (Iwans Jugend.) Bald gieng er zum Quälen der Menschen über; es war seine Lust, Bären und Hunde auf die Leute zu hetzen, wie toll zu Ross durch die Straßen einherzusprengen, Weiber und Greise zu überreiten; so that er in Moskau, so bei der Bereisung des Reiches. In Pskow baten siebzig Männer um Schutz gegen die Willkür des Statthalters. Der Czar begoss sie mit glühendem Wein, sengte ihnen Bart und Haare, befahl, sie zu entkleiden und auf die Erde hinzustrecken. Schon waren die Armen des Todes gewärtig, da rettete sie die Nachricht, die große Glocke in Moskau sei herabgestürzt, und der Czar eilte alsbald nach seiner Hauptstadt. (Brand Moskaus.) Moskau verbrannte 1547 gänzlich, die Kirchen, wie das Schloss des Czaren; 1700 Menschen, Kinder und Greise abgerechnet, kamen in den Flammen um. Das Elend überstieg alle Vorstellung. Wilde Gährung herrschte im Volke. Die Gegner benutzten dieselbe zum Sturze der verhassten Glinski. Als der Czar auf dem Platze im Kreml die Bürger fragte, wer die Stadt in Brand gesteckt habe, hieß es: die Glinski, ihre Mutter habe den Todten das Herz ausgerissen, es ins Wasser gelegt und mit diesem die Straßen von Moskau besprengt, darum sei die Stadt vom Feuer heimgesucht worden. (Sturz der Bojaren.) Alsbald wurde ein Glinski und viele seiner Anhänger ermordet. So endete die Bojarenherrschaft.[1])

(1547 bis 1560.) Iwan regierte jetzt allein, oder vielmehr, er ließ sich dreizehn Jahre hindurch von zwei wackeren Männern leiten; der eine war ein demüthiger Mönch aus Nowgorod, Sylvester, (Sylvester.) der ihm Angst vor dem strafenden Gott einflößte und durch seinen Feuereifer ihn zu einem andern Menschen machte; der andere war ein Fürst, Adaschew. Den wilden Sinn Iwans half auch seine erste Gemahlin, Anastasia Romanowna, mildern.

Nach seiner Krönung, am 15. September 1546, hatte der Czar nämlich befohlen, die schönsten Töchter des Landes in die Hauptstadt zu senden, damit er aus ihnen eine Czarin wähle. Um die Stimmung des Volkes zu beschwichtigen, berief Iwan aus allen Städten Russlands und aus allen Ständen Abgeordnete nach Moskau und redete hier nach einer Procession den Metropoliten vor allem Volke also an:[2]) (Abitte Iwans.) „Heiliger Herr! Ich kenne deinen Eifer für das Gute, du in deiner Liebe bist mein Beschützer und mein Gehilfe! Du weißt es selbst, wie ich als vierjähriger Knabe meines Vaters, als achtjähriger meiner Mutter beraubt wurde. Eltern hüteten mich nicht, und meine gewaltthätigen Bojaren und Großen kümmerten sich nicht um mich; eigenmächtig handelnd, eigneten sie sich selbst Ehren und Würden an in meinem Namen, ohne dass jemand es ihnen wehrte. Sie überließen sich der Habsucht, dem Raube und jeglicher Unbill. Ich aber in meiner verwaisten Jugend war wie stumm und taub und kein Urtheilsspruch gieng über meine Lippen. O, über euch Wucherer und Räuber, Ausüber des Unrechtes und Verdreher des Rechtes! Wie viel Thränen sind durch euch geflossen, und was könnt ihr mir jetzt zur Antwort geben? Ich bin rein an diesem Blute, ihr aber seid gewärtig der Vergeltung." Hierauf verneigte sich Iwan nach allen Seiten und fuhr fort: „Diener Gottes und mir von Gott Geschenkte! ich flehe euch an,

---

[1]) Karamsin, l. c. VII, S. 241—255.
[2]) Ibid. VII, S. 269.

bei eurem Glauben an Gott und bei eurer Liebe zu Uns: die Bedrückungen, die Schmach und die Verwüstung, denen ihr und eure Güter durch die Vernachlässigung meiner Jugend in meiner verwaisten Hilflosigkeit von den Bojaren und den Großen preisgegeben waret, wieder gutzumachen, ist unmöglich; für die Zukunft aber gelobe ich euch, selber, wo euch Unrecht geschieht, Recht und Schutz zu gewähren, so oft und wie ich kann." Also sprach Iwan in der Zeit, da Mönch Sylvester und ein Jüngling von reinem Gemüthe, edlen Sitten und hohem Schwunge, Adaschew, ihn leiteten, — sie riethen ihn nur zum Guten. Zu Adaschew sagte Iwan 1553: „Ich habe dich aus den niedrigen und aus den allerjüngsten Leuten erwählt und über dein Maß erhoben, dass du von den Armen und Unterdrückten die Bittschriften entgegennehmest und mit treuer Sorgfalt über sie wachest. Fürchte nicht die Mächtigen und Hochangesehenen, welche Ehre für sich suchen und mit Gewalt die Unvermögenden ins Verderben bringen." Adaschew.

Vernichtung der Parteiungen, Herstellung der Eintracht, Hebung der Kirche, Erstarkung des Staates war das Ziel der beiden Männer. So entstand der Sjudebnik 1550, das Gerichtsbuch Iwans oder die Sammlung der Criminalgesetze, und der Stoglaw 1551 oder die hundert Capitel gegen die Missbräuche in der Kirche. Letztere zeigen, dass die russische Kirche nicht im besten Zustande war; sie betonen, dass die Menschen in den Klöstern nicht ihr Seelenheil, sondern körperliche Ruhe und Genüsse suchen, dass schamlos und üppig dort gelebt werde, und treiben zur Mäßigkeit und Enthaltsamkeit an; sie eifern gegen den Wucher, welchen Bischöfe und Klöster treiben, gegen Aberglauben und Weissagung, mit denen sie — auf unanständige Weise Geld erwerben; gegen Spitzen und Stickereien, mit denen sich die Mönche schmücken; gegen Missbrauch der Armenhäuser, in denen sich junge und gesunde Tagdiebe aufhalten; gegen Faulenzerei der Einsiedler, gegen Fressen und Saufen, zu denen Festtage den Anlass geben. — Nicht Bier und nicht Meth, noch Brot dürfe auf den Altar gestellt werden, sondern nur das, was zum heiligen Abendmahle nöthig sei. — Sie verordnen aber auch, dass die Heiligenbilder nur nach Art der alten griechischen gemalt werden dürfen, und zwar nur von solchen Leuten, die wegen untadelhaften Wandels vom Herrscher und den Bischöfen als würdig anerkannt seien. Iwans Hauptgesetzbuch suchte die Unterthanen gegen die Statthalter zu schützen und gab den Städten und Dörfern das Recht, Älteste und Geschworene zu wählen, die im Vereine mit dem Statthalter oder Gaubefehlshaber über Klagen richten sollten. Eine besondere Verordnung bestimmte den Dienstrang. Jeder verdankt seine Stellung dem Dienste, nicht dem Adel des Geschlechtes, aus dem er stammt, und zwar, dem Alter im Dienste und dem Range desselben; selbst das Ansehen der Knäse, der Nachkommen der alten Fürstengeschlechter, ist bloß durch die Stellung bedingt, die ihnen der Czar im Staatsdienste gewährt. Die Abgaben an den Fiscus wurden bestimmt nach dem Ertrage des Erwerbes und der Ländereien. Um die allgemeine Bildung zu heben, wurden in Moskau und in anderen Städten Volksschulen angelegt — zumal viele

Reformen. Gesetze.

Priester nicht einmal buchstabieren konnten —, und Verbindungen mit dem Auslande angeknüpft.[1])

Deutsche nach Russland.

Johann Schlitte aus Goslar erhielt 1547 vom Czar den Auftrag, Gelehrte, Künstler, Handwerker und Gewerbetreibende im deutschen Reiche für Russland anzuwerben. Er brachte 120 Personen zusammen: Ärzte, Apotheker, Rechtsgelehrte, Staatskundige, Gottesgelehrte, Kriegsbaumeister, Bergwerkskundige, Steinmetzen, Brunnenmeister, Glockengießer, Goldschmiede, Waffenschmiede, Glaser, Uhrenmacher, Papiermacher; und trotz der Hindernisse, welche der Neid der Hansa und der livländischen Ritter ihnen entgegensetzte, kamen doch viele nach Russland.

Buchdruckerei.

1553 bewilligte der Czar ein besonderes Gebäude zu einer Druckerei, 1564 erschien das erste in Russland gedruckte Buch: „Die Apostelgeschichte".[2]) Aus der Neigung des Czars, mit Ausländern Verbindungen anzuknüpfen, wussten die Engländer den meisten Nutzen zu ziehen. 1553 sandte eine Gesellschaft in London drei Schiffe aus, um eine Durchfahrt durch das Eismeer nach Sina zu finden. Zwei Schiffe froren an der Küste von Lappland ein, eines aber landete in der Mündung der Dwina. Als der Czar davon hörte, lud er die

Engländer in Russland.

englischen Gäste nach Moskau ein und gewährte ihnen große Handelsfreiheiten. Chancellor, welcher an ihrer Spitze stand, kam im Jahre 1555 wieder mit Empfehlungen von König Philipp und Königin Maria, und Iwan verlieh jetzt den Engländern das Recht, in allen Gegenden seines Reiches Handel und Gewerbe zu treiben, ohne einen Aus- oder Einfuhrzoll oder eine Gewerbssteuer erlegen zu müssen, überall Häuser und Kaufmannsläden zu besitzen, Diener und Arbeitsleute zu mieten und in Eid und Pflicht zu nehmen.[3]) Für jedes Vergehen sollte nur der Schuldige und nicht die Gesellschaft verantwortlich sein. Der Czar könne nur über Leben und Ehre des Verbrechers, nicht aber über sein Vermögen verfügen. Für Schlichtung der Streitigkeiten unter sich sollten die Engländer einen Ältesten aus ihrer Mitte wählen, welcher gegen Widerspenstige die Hilfe der russischen Regierung anrufen könne. Kein Engländer dürfe gefänglich eingezogen werden, wenn dieser Älteste sich für ihn verbürge. Das Vorbild der Engländer feuerte jetzt auch die Niederländer, Dänen und Norweger zu Fahrten nach dem Eismeere und dem russischen Lappland an. 1584 entstand Archangel. Die kühnste Handelspolitik verfolgten aber immer die Engländer. Ein Master Antony Jenkinson[4]) zog 1557 vom Weißen Meere nach Moskau und fuhr von der Mündung der Moskwa in die Okka und in die Wolga hinunter bis Astrachan.

Nogaier.

Seine Reisebeschreibung schildert eingehend namentlich auch die Nogaier, die, in verschiedene Genossenschaften oder Horden getheilt, je einem Mursen gehorchten. Das Leben der alten Tataren und Hunnen tritt uns hier entgegen. Städte und Häuser hatten sie nicht, sie lebten in Hütten oder Zelten, auf Wagen, welche, von Kameelen gezogen, ihre Weiber, Kinder und all ihre geringen Habseligkeiten enthielten. Waren die Triften in einer Gegend abgeweidet, so begaben sie sich in eine andere. Jeder Mann hatte wenigstens vier oder fünf Weiber außer den Concubinen. Geld hatten sie nicht im Gebrauche, aber sie verkauften ihr Vieh für Putz- und andere Waren. Ihr Reichthum bestand namentlich in Vieh.

---

[1]) Karamsin, l. c. VII, S. 273 ff.
[2]) Strahl, l. c. III, S. 130.
[3]) Ustrialow, l. c. I, S. 262.
[4]) Nach dem Berichte Hacluyts bei Strahl, l. c. III, S. 133.

Von Kunst und Wissenschaft war bei ihnen nicht die Rede, aber im Kriege waren sie sehr erfahren. Sie aßen viel Fleisch, besonders Pferdefleisch, und tranken Stutenmilch, wodurch sie sich zu berauschen pflegten. Sie waren diebisch und scheuten den Mord nicht. Sie säten kein Korn und aßen keine Art von Brot, verspotteten aber die Christen darüber, dass sie sich Nahrung und Getränke aus den Spitzen eines Unkrautes bereiten, welches sie weichlich mache, während Fleischessen und Milchtrinken kräftige. — Jenkinson fuhr über das Kaspische Meer nach Persien, um Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Um das Heerwesen zu ordnen, wurden 70 Wersten um Moskwa Ländereien mit dem Bedinge vertheilt, dass ihre Besitzer auf die erste Aufforderung mit einer bestimmten Anzahl Bewaffneter ins Feld rücken sollten. Für die Zeit des Feldzuges erhielten die Krieger einen bestimmten Sold. Auch ein stehendes Heer ward errichtet: die Strelitzen (Schützen). Im Falle der Noth konnte Russland 300.000 Bewaffnete stellen. Heerwesen. Strelitzen.

In die äußere Politik kam durch Sylvester und Adaschew ein hoher Schwung. Die natürlichen Grenzen Russlands, der Ural, das Schwarze Meer, der Kaukasus, das Kaspische Meer, sollten gewonnen, namentlich aber die Tataren niedergeworfen werden.[1]) Da war noch ein Reich, Kasan, mit der schwer einzunehmenden Festung gleichen Namens, stark bevölkert und verlockend durch seinen Reichthum. Seine Schwäche war Mangel an bestimmter Thronfolge und innere Unruhen. Bald setzte ihm der Großfürst zu Moskau, bald der Herrscher der Nogaier einen Chan. Schwächer an Macht und ärmer an kriegerischem Geist war Astrachan, das sich bald an den Sultan, bald an die Krim, bald an die Nogaier, bald an Moskau anlehnte. In der Krim lebte noch der alte kriegerische Geist und die alte Raubsucht. Seit Mengli-Ghirai schickten die dortigen Tataren dem Sultan von Zeit zu Zeit Geschenke und rechneten dafür in der Zeit der Noth auf seinen Schutz, waren also gewissermaßen abhängig von der Pforte, trieben aber bald gegen Litthauen und Polen, bald gegen Moskau die alte Raubpolitik. So schrieb Saig-Ghirai an Iwan IV.: „Du warst jung, bist aber jetzt schon bei Verstand. Erkläre, was Du willst, Liebe oder Blut; willst Du Liebe, so schicke nicht Lumpereien, sondern ansehnliche Geschenke, nach dem Beispiele des Königs von Polen, der uns jährlich 15.000 Goldstücke sendet. Willst Du aber Krieg, so bin ich bereit, nach Moskau zu ziehen, und Dein Land soll unter den Hufen meiner Pferde sein." Äußere Politik. Kasan. Astrachan.

Iwan IV. griff eines dieser Chanate nach dem andern an, — zuerst Kasan, wo der Moskowite den Zwiespalt benützte nach dem Tode Sapha-Ghirais. Am 14. Februar 1550 stand zum erstenmale ein russisches Herr vor der Festung, vermochte sie aber nicht zu erstürmen und musste umkehren, zumal bald Thauwetter eintrat. Im Mai 1551 kamen die Russen wieder und legten zunächst bei Kasan die Festung Swiäshsk oder Iwangorod an, als Stützpunkt für ihre Unternehmungen. Darob erschraken die noch heidnischen Völker- Kasan.

---

[1]) Ustrialow, l. c. I, S. 263.

schaften in der Umgebung: die Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen und Moshanen, und leisteten den Eid der Treue. Auch die Kasanen bekamen Angst, und erbaten sich von Iwan einen Herrscher. Er gab ihnen Schig-Aley, der aber auf die Herrschaft der eben genannten Völker verzichten musste. Trauer ergriff ihn darob: „Was werde ich da für ein Czar sein, wer wird mir gehorchen?" Den Seinen war er als russischer Mietling verhasst und russische Truppen blieben zu seinem Schutze zurück. Sumbeka, die Gattin Sapha Ghirais, die für ihr zweijähriges Söhnlein Utemisch bisher regiert hatte, wurde abgeführt. Sie gieng mit den Worten: „Arme, bluttriefende, verzagte Stadt, nicht Herrscherin, jetzt Sclavin, dein Ruhm ist gesunken, entkräftet fällst du, wie ein enthauptetes Thier. Wo ist jetzt der Stolz und das Gepränge deiner Ulane und Knäse, wo der Tanz, Gesang und Jubel deiner jungen Weiber und schönen Mädchen? In dir flossen Ströme von Wein und Honig, jetzt aber fließt das Blut deiner Kinder und es entsprudeln dir Quellen aus dem Blute, Thränen der Trauernden unversiegbar, und das Schwert der Russen ruht nicht, bis sie alle deine Bewohner vertilgt haben." — Die Russen frohlockten. Schig-Aley aber hielt sich nur mit Härte und Treulosigkeit, lud einen Theil unter seinen Gegnern zum Mahle und ließ sie ermorden. Klagen über ihn kamen nach Moskau. Adaschew gieng, den Zwiespalt zu stillen und Kasan zu beruhigen. „Volk und Fürsten hassen mich", sagte Schig-Alei, „Iwan gebe uns das ganze Gebiet zurück, dann bürge ich für die Treue von Kasan, sonst aber begebe ich mich freiwillig des Thrones und gehe zu Iwan, denn ich habe auf der Welt keinen andern Zufluchtsort, nur darf ich die Christen nicht selbst hier einführen." Die Kasaner aber versprachen, in allen Stücken den Russen zuwillen zu sein, wenn man sie nur von Schig-Alei befreie. Adaschew entsetzte ihn nun des Thrones. Als aber die Russen von Swiäshsk aus in Kasan einrücken wollten, loderte die alte Liebe zur Unabhängigkeit empor, alles griff zu den Waffen und schlug die Russen zurück. „Kasan ist ein Nest der Verschwörung, man muss es vertilgen, ehe ihm die andern Tataren zuhilfe kommen", rieth Adaschew. So begann der Feldzug 1552. 130.000 Krieger zogen unter Iwans Führung gegen Kasan, wie die Russen berichten,[1]) unter dem unmittelbaren Schutze Gottes: „Überall fanden die Russen die von Gott bereitete Nahrung auf dem Felde, Obst und Beeren, Elennthiere boten sich freiwillig dem Spieße dar. Die Flüsse waren voll von Fischen. Aus der Luft kam eine Menge von Vögeln geflogen, die sich gleichsam selbst gefangen, auf die Erde niederfielen." — Mit dem Muthe der Verzweiflung wehrten die Kasaner fünf Wochen hindurch den Andrang ab. Am 1. October machte Iwan dem Heere bekannt, „dass jeder sich zum Trinken des gemeinschaftlichen Blutbechers bereit halte, und dass jeder seine Seele vorher reinige." Das letzte Angebot der Gnade wiesen die Kasaner mit den Worten zurück: „Im Thurm der Russe, auf der Mauer der Russe — wir fürchten uns nicht; wir stellen einen andern Thurm, eine andere Mauer hin; wir sterben oder wir befreien uns." Eine Mine mit 48 Faß Pulver gieng los, dass die Erde zitterte; Kasan war in eine Wolke von Rauch und Staub gehüllt, die Russen drangen in die Stadt. Unter Trümmern und Leichen kämpften aber die Tataren wie Verzweifelte. Die Priester in der Hauptmoschee gaben sich selber den Tod. Schon wollten die Russen umkehren, da führte sie Iwan selber zu neuem Kampfe. Der vollständigste Sieg ward errungen. Ediger, den die Tataren zum Chan gewählt hatten, wurde von den ihn umgebenden Kriegern vor

Schig-Aley. Kasans Fall.

[1]) Karamsin, l. c. VII, S. 270—351.

den russischen Heerführer gebracht: „So lang wir eine eigene Heimat hatten, stand unser Chan unter unserm Schirm. Jetzt übergeben wir ihn euch, dass ihr ihn unversehrt zum Sieger bringet.“ — Alle kasanischen Krieger wurden getödtet, die übrigen Gefangenen unter die Regimenter vertheilt, so dass auf jeden Russen wenigstens einer kam. Die Beute an Gold und Silber und Zobeln war äußerst reich, aber auch groß der Verlust der Russen. Kasan und die ihm unterworfenen Gebiete wurden zum Reich geschlagen. Utemisch, der verdrängte junge Chan, und Ediger, der gefangene, wurden in Moskau getauft. Iwan ließ ihnen den Czarentitel und anständiges Einkommen. Die Bevölkerung von Kasan wurde aber lange nicht vollständig beruhigt. Die Russen hatten öfters gegen Aufstände schwere Kämpfe zu bestehen. Erst starke Einwanderungen der Russen und dann die Eroberung von Astrachan und Sibirien machten den Unruhen ein Ende. Der Czar von Astrachan unterwarf sich schon 1551 unter denselben Bedingungen wie Schig-Aley und gieng schon im nächsten Jahre völlig in den Dienst des russischen Herrschers. Iwan war nicht mehr als zweiundzwanzig Jahre alt, als er durch diese großen Gebiete Russland vergrößerte. Astrachan.

Gegen die Krim waren den Russen die Kosaken sehr nützlich als unversöhnliche Feinde gegen die Tataren, Krieger oder Wagehälse, wie der Name bedeutet,[1]) Mischlinge, großentheils russischen Stammes, und Polowzer, Tscherkessen, Polen, Litthauer, Moldauer. Ihre Religion ist die griechische, ihre Sprache besteht aus russischen, polnischen und tatarischen Worten. Ihr Land war die Ukraine oder Steppe. Dörfer und Städte hassten sie, unbeschränkte Freiheitsliebe, Kühnheit und Furchtlosigkeit waren ihnen eigen. So erscheinen sie als eine Art russischer Franken[2]) an den Ufern des Don, der Worskla und in den Niederungen des Dnjepr in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, und setzten durch ihre Einfälle bald Polen, bald Russland, bald Litthauen, bald die Moldau in Schrecken. Eine ähnliche Genossenschaft war die der Zaporoger, das heißt die jenseits der Wasserfälle des Dnjepr, deren Hauptsammelplatz Sietsch war, ein befestigtes Dorf auf der Insel Chortiz. Auch sie hiengen am russisch-griechischen Bekenntnis und waren erbitterte Feinde der Tataren in der Krim. Das erste, was der Hof in Moskau that, als er die Krimtataren anzugreifen sich anschickte, war, dass er sich mit den Kosaken verband. Danilo, Adaschews Bruder, fuhr den Dnjepr hinunter, nahm auf dem Meere zwei Schiffe und zog verheerend durch die Halbinsel und kehrte mit reicher Beute, namentlich vielen aus der Moldau befreiten Russen, aus der Krim zurück. Adaschew und Sylvester riethen, die Halbinsel vollständig zu unterwerfen. Iwan aber richtete seine Waffen gegen Livland. Kosaken. Krim.

Wir kommen damit an die Wendung in seinem Leben, an die unglückselige Veränderung in seinem Charakter. Dreizehn Jahre hindurch haben Adaschew und Sylvester — unter den seltenen edlen Erscheinungen in der Verschlechterung Iwans.

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 99, 445 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. III, S. 631—635 dieses Werkes.

russischen Geschichte zwei der edelsten — den wilden Drang in dieser reichbegabten, mit starken Leidenschaften, scharfem Verstand und Neigung zur Willkür ausgestatteten Natur in Schranken gehalten, so dass ein Engländer, der Russland bereiste, Iwan als Musterbild eines Herrschers schildern konnte. „Johann“, schreibt er, „hat seine Vorfahren durch seine Macht und seine Tugend verdunkelt; er hat viele Feinde und demüthiget sie. Litthauen, Polen, Schweden, Dänemark, Livland, die Krim,[1]) die Nogaier fürchten den russischen Namen. Im Umgange mit seinen Unterthanen ist er außerordentlich herablassend und freundlich; er unterhält sich gern mit ihnen, gibt ihnen oft Gastmähler im Schlosse und versteht dessenungeachtet zu befehlen; sagt er zu einem Bojaren: Geh! so läuft der Bojar; zeigt er einem Großen Unzufriedenheit, so ist dieser in Verzweiflung; er verbirgt, grämt sich in der Einsamkeit, lässt zum Zeichen der Trauer die Haare wachsen, bis ihm der Czar Verzeihung ankündigt. Mit einem Worte, es gibt in Europa kein Volk, das seinem Herrscher, der auf gleiche Weise gefürchtet und geliebt ist, mehr zugethan wäre als das russische. Johann, immer bereit, Klagen anzuhören und zu helfen, geht in alles selbst ein und entscheidet alles selbst; er wird der Geschäfte nicht überdrüssig und ergötzt sich weder mit der Jagd, noch mit Musik, indem zwei Gedanken ihn einzig und allein beschäftigen, nämlich: Gott zu dienen und die Feinde Russlands zu vertilgen.“

Adaschew und Sylvester verkannt.

Nun ward aber alles anders. Der Czar war zum Manne erwachsen und die Freimüthigkeit Adaschews und Sylvesters erschienen ihm auf einmal als eine unschickliche, den Monarchen beleidigende Grobheit.[2]) Dass sie seine Leidenschaft in Schranken hielten, kam ihm als Zwang vor, den sie auf ihn übten. Es fehlte nicht an Schmeichlern, die da sagten: „Wer sind denn diese Männer, die einem großen und weisen Czaren nicht nur in Staats-, sondern auch in häuslichen und Familienangelegenheiten, ja sogar in seiner Lebensart Gesetze zu geben wagen; die sich erkühnen, ihm vorzuschreiben, wie er sich gegen seine Gemahlin zu betragen habe, ihm zuzumessen, wie viel er essen und trinken solle?“ — Sie stellten dieselben als Heuchler dar, die, während sie himmlische Tugend predigten, nach Irdischem trachteten und sich so vor den Thron stellten, dass das Volk den Czaren nicht sehen könne. Adaschew und Sylvester verlangten Beendigung des Krieges gegen die Tataren, und waren gegen seine Neigung zu einem livländischen Krieg; denn die Livländer seien doch Christen und Gott segne nur rechtmäßige, für die Unversehrtheit und Freiheit des Reiches nothwendige Kriege.

Auch die Czarin war seit einiger Zeit gegen beide, denn 1553, als Iwan erkrankte und sein kaum halbjähriges Söhnlein zum Nachfolger ernennen wollte, gehörten sie zu denen, welche für die Regentschaft von Wladimir, einem Vetter

[1]) Hacluyt — bei Karamsin, l. c. Anhang zu Bd. VII, S. 301.
[2]) Karamsin, l. c. VIII, S. 7.

des Czaren, sprachen. 1561 zeigte der Czar seinen beiden Rathgebern solche Kälte, dass sie vom Hofe fortverlangten. Sylvester schloss sich in ein einsames Kloster ein, Adaschew wurde Woiwode in Livland. Die Schmeichler sagten zum Czaren:[1] „Jetzt bist du ein wahrhafter Selbstherrscher, ein Gesalbter Gottes, du verwaltest ganz allein das Land und schaust frei über das ganze Reich.“ Aber rasch gieng es mit Iwan zum Bösen. Die beiden Räthe hatten ihn zum Guten angehalten, ihm aber kam es vor, sie hätten ihn nur beherrschen wollen. „Ich war ein Sclave auf dem Thron,“ klagte er nachher; „ich habe unbeschreibliche Erniedrigungen und Schande von ihnen erduldet. Wie einen Gefangenen schleppten sie den Czaren mit einer Hand voll Soldaten durch das Land der Feinde (kasanische) und schonten weder meiner Gesundheit noch meines Lebens; sie ersannen kindische Schreckbilder, um meine Seele zu ängstigen. Sie verlangten von mir, dass ich höher sein solle, als die menschliche Natur; sie verboten mir, die heiligen Klöster zu besuchen, und sie erlaubten mir nicht, die Deutschen zu züchtigen. Sie hauchten den Bojaren den Geist des Eigenwillens ein, theilten Städte und Provinzen unter ihre Helfershelfer aus, schoben in den Reichsrath, wen sie wollten, und besetzten alle Stellen mit ihren Anhängern.“ — Also den glänzendsten Theil seiner Regierung schreibt Iwan selber dem Sylvester und Adaschew zu. Jener lebte jetzt als demüthiger Mönch in einer Einöde, ob seiner Liebe zur Frömmigkeit und Sanftmuth berühmt. Dieser war der Abgott der Landschaft, über die er als Woiwode waltete. Aber gerade der Glanz ihrer Verdienste reizte ihre Gegner und Iwan, das Werk des Undankes und Hasses zu vollenden. 1561 starb die Czarin und der leidenschaftliche Iwan war wie von Schmerz zerrissen. Seine Schmeichler sagten:[2] „Herr, du bist in Verzweiflung, Russland ebenfalls; aber sieh zu, dass nicht zwei Bösewichter triumphieren. Sylvester und Adaschew haben die Czarin durch Zauber aus der Welt geschafft. Wären sie nicht Zauberer, wie hätten sie deinen hohen Geist beherrschen können?“ Ein Gericht ward im Palast versammelt. Der Czar klagte und seine Schmeichler erklärten sogleich, die Bösewichter seien des Todes schuldig. Als der Metropolit meinte, man müsse doch die beiden Männer berufen und anhören, schrien andere dagegen, dass Männer, die durch das Gefühl des hochweisen gnädigen Herrschers verurtheilt wären, gar keine gesetzliche Forderung bewerkstelligen könnten! Adaschew ward in Dorpat eingesperrt und endete in kurzer Zeit, wie es hieß, an einem hitzigen Fieber. Sylvester endete im Szolowetzky'schen Kloster auf einer wüsten Insel des Weißen Meeres.

Fall Sylvesters und Adaschews.

Verleumdung.

Tod.

Ihr ganzer Anhang ward verfolgt. Von allen angesehenen Männern ward der Eid verlangt, dem Czaren treu zu sein und es nicht mit „den bestraften Verräthern“ zu halten. Der Palast ward jetzt der Sitz der wildesten Orgien. Den Großen, die ernst und nüchtern sein wollten, goss man Wein auf den Kopf. „Sieh,“ hieß es, „das sind Übelgesinnte; trotz ihres Schwures leben sie nach Adaschews Weise, reizen die Gemüther auf und verlangen nach dem ehemaligen eigenen Willen!“ — Als ein Bojare im Palast zusehen musste, wie der Czar, trunken von Meth, mit seinen Lieblingen in Masken tanzte, fieng er an vor Kummer zu weinen. Da wollte ihm Iwan selber eine Maske vorbinden. Repnin aber, so hieß der wackere Mann, riss sie herunter, trat sie mit Füßen und sprach:

Fall ihres Anhangs.

Iwans Tollheit.

---

[1] Die Beweise bei Karamsin, der dem Ungeheuer zwei Bände seines gelehrten Werkes widmete.

[2] Karamsin, l. c. VIII. S. 9.

„Geziemt es sich für den Czaren, einen Possenreißer abzugeben? Ich wenigstens als Bojar und Mitglied des Reichsrathes kann nicht Thorheiten treiben." — Iwan jagte ihn hinaus und ließ ihn einige Tage später, während er im Tempel betete, ermorden. Als der Fürst Demetrius einem der Lieblinge des Czaren, über seinen Übermuth entrüstet, zurief: „Wir dienen dem Czaren durch nützliche Werke, du aber durch die schmutzigen Thaten der Sodomiten" — stieß ihm Iwan im Auflodern des Zornes das Messer ins Herz.[1]) In ähnlicher Weise ergieng es andern ausgezeichneten Männern und Frauen. Der Besieger der Krimtataren ward gefoltert und an schwere Ketten geschmiedet. „Wo ist deine Casse?" fragte Iwan, „du giltst für reich." — „Herr," sagte der Märtyrer, „ich habe sie durch die Hände der Armen zu Christus, meinem Heiland, gesendet."

Blut reizt zu neuem Blutvergießen. Mit jedem Jahre steigerte sich der Blutdurst des Tyrannen, aber auch die Zeichen des Wahnsinnes, denn anders kann man diese Verbindung von Grausamkeit und religiösen Übungen nicht nennen. Auf der einen Seite vergoss der Czar Blut in Strömen und nannte seine Opfer Verräther, Zauberer; dann drückte ihn wieder das vergossene Blut und er nannte sich den abscheulichen Mörder der Unschuldigen und gieng in ein Kloster, um durch religiöse Übungen Verzeihung von Gott zu erlangen. Jeder Widerspruch gegen seine Launen erschien ihm als Hochverrath, und um ungescheut thun zu können, was ihm einfiel, fuhr er im December 1564 mit seinem ganzen Hof von Moskau fort, zuerst in ein Kloster, dann in die Alexandrow'sche Sloboda. In Moskau war man in Unruhe, was die Abreise des Landesherrn bedeute. Am 3. Januar 1565 erhielt der Metropolit ein Schreiben des Czaren voll Klagen über die Unbotmäßigkeit der Bojaren: „Zufolge dessen haben Wir, da Wir Eure Verräthereien nicht ertragen wollen, vor großer Trübsal des Herzens das Reich verlassen und gehen hin, wo Uns Gott den Weg zeigen wird." Engländer und Franzosen hätten sich über die freiwillige Abreise eines solchen Tyrannen nur gefreut, aber Iwan kannte den Knechtssinn seiner Moskowiter nur zu gut. Das Volk heulte: „Der Czar hat uns verlassen, wir gehen zugrunde. Wer wird in den Kriegen mit den Fremden unser Schutz sein? Wie können die Schafe bestehen ohne den Hirten!" — Die Großen baten den Metropoliten mit weinenden Augen, er möge doch den Czaren besänftigen. „Mag der Czar die gegen ihn Übelgesinnten richten, er hat Macht über Leben und Tod, aber möge das Reich nicht ohne Haupt bleiben! Er ist der uns von Gott gegebene Herrscher, einen andern kennen wir nicht! Wir wollen alle mit unsern Köpfen dir nachfolgen, dem Landesherrn zu Füßen fallen und jammern." Die Kaufleute und Bürger sagten: „Der Czar soll uns seine Verräther zeigen, wir werden sie von selbst umbringen!"[2]) — In Massen zogen sie zu Iwan: „Wenn du weltlicher Größe und des Ruhmes nicht

---

[1]) Karamsin, l. c. VIII, S. 16—17.
[2]) Ibid. VIII, S. 61 ff.

achtest," sagten die Geistlichen, „so bedenke, dass du, indem du Moskwa verlässest, das Heiligthum des Tempels verlässest, wo die Wunder der göttlichen Gnade an dir offenbar geworden sind, wo die heilbringenden Gebeine der Geweihten Christi ruhen. Gedenke, dass du nicht nur der Wächter des Reiches, sondern auch der Kirche bist, der erste und einzige Monarch der Rechtgläubigen; wenn du dich entfernst, wer wird die Reinheit und Wahrheit unseres Glaubens wahren, wer wird die Millionen Seelen von dem ewigen Verderben retten!" — Welch ein Missbrauch religiöser Reden an dieses Ungeheuer! Iwan klagte wieder über die Bojaren, die von altersher die Urheber des Blutvergießens und der inneren Zwistigkeiten seien. Aus Rücksicht auf die Bischöfe wolle er einwilligen, das Reich wieder anzunehmen; unter welchen Bedingungen, würden sie schon nachträglich erfahren. Diese bestanden darin, dass Iwan ohne alle widrige Belästigung von Seite der Geistlichkeit die Verräther mit Acht, Tod und dem Verluste ihres Vermögens bestrafen könne, dass er also unbedingte Macht über das Leben und Vermögen jedes Einzelnen habe. Und alle dankten ihm mit Thränen, selbst die Bojaren, die ihre Köpfe schon wackeln fühlten. Am 2. Februar 1565 kam der Czar wieder nach Moskau, versammelte hier die Bojaren und erklärte, dass er die Opritschnina (Auserwählung) als eine für die Ruhe des Reiches durchaus nöthige Maßregel jetzt einführen werde. Zuerst müsse er eine besondere Leibwache haben von 1000 Mann; dann erklärte er sechzehn Städte und mehrere Ämter für sein Eigenthum, in Moskau überdies eine Reihe von Straßen, aus welchen nun alle Edelleute, die nicht zu seiner Leibwache gehörten, ausziehen mussten. Auch einen eigenen festungsartigen Palast, fern vom Kreml müsse er haben, alles andere nannte er Semschtschina (Landschaftliches), und für Kosten der Reise nach der Sloboda und zurück verlangte er 100.000 Rubel aus der Reichscasse! Und des Czaren Wille war nun Gesetz.

Cäsaropapie.

Opritschnina.

Semschtschina.

Die Großen, die er für Gegner seiner Willkür-Regierung hielt, wurden nun unerbittlich verbannt, gefoltert, hingerichtet. Die Geistlichen wagten keine Fürbitte mehr. Statt 1000 wählte Iwan 6000 junge Russen zu seinen Leibwächtern, es sind die Opritschnys, denen er den Eid abnahm, ihm im Glauben und in der Wahrheit zu dienen, die Verräther anzugeben, sich mit den Semschtschys, das heißt den Landschaftlichen, nicht zu befreunden, keine Gastfreundschaft mit ihnen zu halten, weder nach Vater noch nach Mutter zu fragen, sondern dem Czaren allein anzugehören. So war Russland in zwei Parteien getheilt, und der einen gab der Czar die andere preis.

Opritschnys.

12.000 ehemalige Besitzer wurden mit Weib und Kind und leeren Händen von ihren Gütern vertrieben. Die Opritschnys waren die Jäger, die Semschtschys das Wild. Jene ritten mit Hundeköpfen und Besen an ihren Sätteln aus, zum Zeichen, dass sie die Feinde des Czaren beißen und Russland fegen wollten. Der Hass, der sich gegen sie regte, war ihm Bürgschaft, dass sie treu zu ihm hielten.

Iwan Mönch. Der Czar zog sich doch wieder in die Sloboda zurück. Nach außen eine Festung, wurde das Freidorf im Innern in ein Kloster umgewandelt. Aus 300 der Wildesten machte er eine eigene Bruderschaft: sie trugen ein schwarzes Mönchsgewand, der Czar war ihr Abt. Vier Uhr Morgens läutete er selber zur Frühmesse; wer nicht sogleich erschien, wurde acht Tage eingekerkert. Der Czar las, sang, betete so eifrig und schlug den Kopf so oft auf die Erde, dass seine Stirne wund wurde. Um zehn Uhr war Brudermahl, bei welchem der Czar etwas Erbauliches vorlas und Wein und Meth in Fülle getrunken wurde. Dann erst speiste der Abt, unterhielt sich von der Religion, schlummerte dann oder fuhr in die Gefängnisse, um Unglückliche zu foltern. Um acht Uhr gieng's wieder zur Vesper, um zehn Uhr zog sich der Czar in sein Schlafgemach zurück. Drei Blinde mussten ihm Märchen erzählen, bis er einschlief. Während der Frühmette wurden auch Befehle zur Hinrichtung ertheilt. Bärenhatzen unterbrachen hin und wieder diese frommen Übungen. In vertrauter Unterredung mit Ausländern beklagte sich Iwan über die Bojaren und die Geistlichkeit,[1]) und sprach seinen Entschluss aus, die ersteren zu vertilgen, und die Opritschnys an ihre Stelle zu setzen, welche in ihm ihren Vater und Wohlthäter sähen, während die Bojaren nur an die Zeit Adaschews dächten, wo sie in Freiheit lebten und der Czar in Sclaverei.

Der Metropolit. Als der neuernannte **Metropolit** von Moskau 1566 mit dem Czaren vertraulich von Sünde und Reue, von Tod und Gericht sprach, sagten die Günstlinge: „Der will gewiss ein zweiter Sylvester werden, er erschreckt dich, um sich deiner zu bemächtigen" — und alsbald ward der neue Metropolit fortgejagt. Der Czar sah sich nach einem andern Oberhirten um, und berief einen im Rufe der Heiligkeit stehenden Mönch aus dem Szolowetzkyschen Kloster, der aber, ohne Philipp. dass der Czar es ahnte, von Sylvesters Gedanken angeweht war. Philipp lehnte die angebotene Würde ab und bat den Czaren, das kleine Boot nicht mit so großer Last zu beschweren. Aber Iwan forderte, dass der Mönch Metropolit werde, und Philipp nannte die Bedingungen: „Ich unterwerfe mich deinem Willen, allein beruhige mein Gewissen; lass keine Opritschnina mehr sein, es sei nur ein einziges Russland, denn jedes getheilte Reich verödet! Ich kann dich nicht aufrichtig segnen, indem ich die Bekümmernis des Vaterlandes sehe." — Der Czar jedoch wollte ihm die Nothwendigkeit seiner Einrichtung beweisen: „Weißt du nicht, dass die Meinigen mich zu verschlingen drohen, dass meine Angehörigen mir den Untergang bereiten?" — Philipp wollte es ihm ausreden, da befahl ihm der Czar zu schweigen und sah fortan in ihm ein Werkzeug der verhassten Bojaren, gegen welche er mit Morden fortfuhr. 1566 behandelte Greuelthaten. Iwan IV. den Fürsten **Feodorow** als Haupt einer Verschwörung, bekleidete ihn am Hofe mit einem Czarengewand und der Krone und setzte ihn auf den Thron, gab ihm das Scepter in die Hand, zog die Mütze vor ihm ab, verbeugte sich und rief: „Sei gesund, großer Czar des russischen Landes, sieh, die ersehnte Ehre hast du von mir empfangen; da ich aber die Macht habe, dich zum Czaren zu machen, so habe ich auch die Macht, dich wieder vom Throne zu stoßen." — Dabei stieß ihm Iwan ein Messer ins Herz! Andere Unschuldige von vornehmem Stand wurden ersäuft, geköpft, in Stücke gehauen. Die Opritschnys erschlugen allein in Moskau täglich zehn bis zwanzig Menschen auf den Straßen, niemand dachte, sie zu begraben. Die Bürger fürchteten auf die Straße zu gehen.

Und doch bestand keine Verschwörung gegen ihn, die armen Russen zitterten

---

[1]) **Karamsin**, l. c. VIII.

bloß. Iwan aber war so überzeugt von Empörungsversuchen, dass er die Königin Elisabeth von England um einen Zufluchtsort in ihrem Lande bat, welchen sie ihm auch auf das Ehrenwort einer christlichen Königin urkundlich zusagte.[1]) Die russischen Großen waren so harmlos, dass sie beim Metropoliten nur zu klagen und zu weinen wagten! Dadurch führten sie aber seinen Tod herbei. Als nämlich 1568 der Czar mit seinen Gesellen am Himmelfahrtstage als Mönch gekleidet in die Kathedrale kam, gab ihm der Metropolit den Segen nicht. „Segne den Czaren!" hieß es. „In dieser Gestalt, in diesem fremden Aufzug," antwortete Philipp, „erkenne ich den rechtgläubigen Czaren nicht. Ich erkenne ihn auch nicht in den Angelegenheiten des Reiches. O Herr, wir bringen hier Gott unser Opfer, und jenseits des Altars fließt unschuldiges Christenblut! Seitdem die Sonne am Himmel glänzt, ist es nicht gesehen, noch gehört worden, dass gottesfürchtige Czaren ihre eigenen Staaten so furchtbar zerrütten; selbst in ungläubigen, heidnischen Reichen gibt es Gesetze und Recht, gibt es Barmherzigkeit gegen die Menschen — aber in Russland nicht. Vermögen und Leben der Bürger sind ohne Schutz! — Überall Raub, überall Mord — und im Namen des Czaren wird er verübt! — Hoch stehst du auf dem Throne, aber es ist ein Höchster, dein und unser Richter! Wie wirst du vor seinen Richterstuhl treten, befleckt mit dem Blute der Unschuldigen, betäubt von dem Geheule ihrer Qual, denn selbst die Steine unter deinen Füßen schreien um Rache! Herr, ich spreche als Hirt der Seelen, ich fürchte nur den einzigen Gott." — Iwan schlug vor Wuth mit dem Stab auf die Steine und schrie: „Pfaffe, bis jetzt hab' ich euch Aufrührer zu sehr geschont, künftig werde ich so sein, wie ihr mich schildert!"[2]) Ein Gericht ward über Philipp niedergesetzt; dieser hielt es unter seiner Würde, sich fruchtlos zu rechtfertigen, er habe untadelhaft ein hohes Alter erreicht, in seinem Einsiedlerleben die Leidenschaften und Ränke der Welt nicht kennen gelernt und wolle so seine Seele Gott übergeben. „Es ist besser, als unschuldiger Märtyrer den Tod zu erleiden, denn in der Würde des Metropoliten die Schrecken und die Frevel dieser Zeit stumm mitanzusehen. Thu, was dir gefällt! Hier ist der Hirtenstab, hier die weiße Kapuze und der Mantel, mit dem du mich hast erheben wollen." — Der Czar zwang ihn, den Metropolitenschmuck zurückzunehmen. Als Philipp aber am nächsten Festtag in vollem Ornat vor dem Altare stand, kamen die Opritschnys, lasen ihm das Urtheil vor, dass er seiner Würde entsetzt sei, rissen ihm die bischöfliche Kleidung vom Leibe, hüllten ihn in einen armseligen Kittel, jagten ihn mit Besen aus der Kirche, schleppten ihn auf einer Schleife ins Kloster, wo man ihm, um ihn zu kränken, bald das abgeschlagene Haupt seines Vetters Iwan zeigte: „Da ist dein lieber Verwandter, deine Zaubereien haben ihm nichts geholfen." Philipp segnete das Haupt und gab es dem Überbringer zurück. Das Morden gieng von neuem fort. Die Vorstellungen einzelner edler Männer waren vergebens.

Muth des Metropoliten.

In der Politik nach außen finden wir die sichere Hand Adaschews nicht mehr. Der Kampf gegen die Deutschen, den er hatte verhindern wollen, begann, anfangs mit Glück. Iwan sprach Livland als altes Eigenthum seines Hauses an und forderte vom Bischof von Riga den rückständigen Tribut von fünfzig Jahren her. So kam es zum Kampfe mit den Schwertbrüdern. Die alte Kraft lebte aber nicht mehr im Orden.

Forderung Livlands.

[1]) Karamsin, l. c. VIII, S. 110.
[2]) Ibid. S. 83.

Schwertbrüder. Ein gefangener Ritter sagte den Russen offen: „Als noch Eifer für den wahren Glauben, Tugend und Ehrbarkeit in unseren Herzen wohnten, da stand uns Gott offenbar bei; wir fürchteten weder die Russen, noch die litthauischen Fürsten. Ihr werdet von jener denkwürdigen Schlacht mit dem furchtbaren Wittowt gehört haben, in welcher sechs Heermeister des Ordens fielen, die einer nach dem andern zu Anführern erwählt werden mussten. So waren die alten Ritter, so waren die neuern. — Als wir uns aber von Gott wendeten, als wir den Vorschriften des wahren Glaubens abtrünnig wurden und einen neuen, vom menschlichen Geiste zur Fröhnung der Leidenschaften ersonnenen Glauben annahmen; als wir Reinheit der Sitten vergaßen, uns schändlicher Wollust ergaben und uns ungezügelt auf die breite Bahn der Ausschweifungen warfen, da gab Gott den Orden in eure Hände. Die schönen Städte, die hohen Festungen, die glänzenden Paläste, von unseren Vorfahren erbaut, die Gärten und Weinberge, von ihnen gepflanzt, fielen euch ohne Mühe anheim. Glaubt nicht, dass ihr uns durch euren Muth besiegt habt, Gott züchtigt durch euch die Sünder. Aber auch in Ketten danke ich dem Höchsten." Iwan ließ ihm dafür den Kopf abschlagen, dass er erklärt hatte, Livland kämpfe für Ehre und Freiheit und verabscheue die Sclaverei. Der Czar von Kasan, der unter den Zuschauern des russischen Triumphes sich befand, soll einen der deutschen Würdenträger mit den Worten angespuckt haben: „Es geschieht euch recht, ihr Thoren; ihr habt die Russen gelehrt, die Waffen zu führen, ihr habt uns und euch ins Verderben gestürzt."

Ende des Ordens. Nach den Besitzungen der Schwertbrüder lechzten gar viele, nicht bloß in Dänemark, sondern auch in Schweden und Russland. Das Gebäude des Ordens war längst hinfällig und neigte sich zum Sturze. Der Heermeister Walter von Plettenberg hatte durch Annahme der Reformation, 1525, sein Land säcularisiert, derselbe, welcher 1513 die Verbindung mit den Deutschherren gelöst hatte. Doch blieben die Heermeister fortan nur die Herren von der westlichen Hälfte des Landes, da die Erzbischöfe von Riga den katholischen Glauben und die hergebrachten Rechte vertheidigten. Erst als Wilhelm von Brandenburg Erzbischof von Riga wurde, fiel ganz Livland dem Protestantismus zu. In einer blutigen Schlacht bei Fellin 1560 wurde der Kern der Ritterschaft von den Russen erschlagen, bald darauf fiel Fellin selber. Als selbständig konnte sich der Orden nicht mehr halten.

Die esthnischen Stände erklärten sich daher für Unterthanen Schwedens, der Heermeister stand aber mit dem Polenkönige in Unterhandlung. Am 28. November 1561 löste sich der Orden der Schwertbrüder in Wilna auf.

Kettler. Kettler und die Deputierten Livlands anerkannten Sigmund August gegen das Versprechen, dass weder in der Religion noch in den Gesetzen und bürgerlichen Freiheiten etwas geändert werde, als Herrn von Livland, Kettler wurde aber als erblicher Herzog von Kurland und Semgallen Vasall oder Lehensmann des Königs. Livland, hieß es, könne sich nicht retten ohne die innigste Verbindung mit dem Königreiche Polen, Sigismund aber verspreche die Sache der von den Barbaren bedrohten Christen zu verfechten, die Russen

zu vertreiben und den Krieg in ihr eigenes Land zu spielen. Die Ritter legten nun wie der Heermeister Kreuz und Mantel öffentlich ab. Kettler war zugleich Verweser von Livland im Namen des Königs. Polen wünschte alle Besitzungen des Ordens zu bekommen. Ein Krieg brach aus, der zwanzig Jahre hindurch den Norden erschütterte, und in dem Livland für den Norden das wurde, was Mailand für Italien geworden war. Russland nahm Narwa, Dorpat, Allentaken; der König von Dänemark hatte für seinen Bruder Ösel erkauft; Schweden nahm Harrien, Reval und die Hälfte von Wirland; Kettler war Herr von Kurland und Semgallen, Sigismund der Herr vom südlichen Livland. Theilung der Gebiete.

Iwan benahm sich indes auch in Ehesachen als Kaiserpapst. Als nach dem Tode der Anastasia Romanowna die Schmeichler zu ihm sagten: „Willst du denn immer um deine Gemahlin weinen? Durch Unmäßigkeit im Schmerze kannst du deiner unschätzbaren Gesundheit schaden! Gott und das Volk verlangen, dass du gegen irdisches Leid auch irdischen Trost suchest" — da kam Iwan auf den Gedanken, durch eine Vermählung mit Sigmunds Schwester zugleich Vortheile zu erringen. Czarinnen. Sigmund aber forderte als Preis der Verschwägerung vom Moskowiten Nowgorod, Pskow, Smolensk und Severien. Das war dem Czaren zu viel; er vermählte sich 1561 mit einer Tscherkessin, die in der Taufe den Namen Maria erhielt. Sie soll, von wilden Sitten und grausamem Gemüth, Iwan in seinen schlechten Neigungen noch bestärkt haben. Neue Epochen des Mordens kamen, man zählt deren sechs.[1]) Als diese zweite Czarin 1561 starb, hieß es wiederum, sie sei von Bösewichtern vergiftet worden, und dieser Glaube gab Anlass zu neuem Morden. Zunächst ward Prinz Wladimir nebst seiner Wladimir. Gemahlin kurzweg vom Czaren mit dem unbegründeten Vorwurf: „Ihr habt mich mit Gift aus dem Wege räumen wollen, so trinkt es denn selbst", zum Tode verurtheilt. Da Wladimir sich nicht mit eigenen Händen vergeben wollte, mahnte ihn seine Gattin zur Festigkeit: „Nicht wir vergiften uns, sondern der Czar gibt uns das Gift. Es ist besser durch die Hände des Czaren als durch die des Henkers zu sterben." Nach ihnen kamen ihre Söhne an die Reihe und Massenmorde. Johann war Zeuge ihrer Leiden. Dann ließ er ihre Dienerinnen kommen: „Da sind die Leichname meiner Todfeinde. Ihr habt ihnen gedient, aber aus Barmherzigkeit schenke ich euch das Leben." — „Wir verlangen deine Barmherzigkeit nicht, du blutdürstiges Ungeheuer!" riefen die jungen Weiber. Iwan ließ sie dafür erschießen. Bald kamen Massenmorde. Nowgorod erholte sich allmählich. Nowgorod. Dies schien Iwan bedenklich. Auf die Anklagen eines wegen schlechter Streiche in Nowgorod abgestraften Landstreichers, der Erzbischof habe hochverrätherisch an den König von Polen geschrieben, beschloss der Czar die Vernichtung der Stadt. Auf dem Zuge dahin beraubte und ermordete sein Gefolge, wen es wollte. In einem Kloster auf dem Wege war der ehemalige Metropolit Philipp eingesperrt. Einer der Lieblinge Iwans verlangte den Segen von ihm. Da der Greis entgegnete, man segne nur Gute und zum Guten, ward er für diese kühne Antwort erdrosselt. Es hieß, er sei vor unerträglicher Hitze in seiner Zelle gestorben. Auf dem Durchzuge durch Twer wurde geplündert und gemordet, als Twer. habe man diese Stadt mit Sturm genommen; kein Haus blieb verschont, und

[1]) Karamsin, l. c. VIII.

Nowgorod. Iwan sah dem Morden mit Wohlgefallen zu. Auf dem Wege nach Nowgorod musste jeder sterben, dem man begegnete, damit der Zug ein Geheimnis bleibe. Die Vorhut Iwans versiegelte aber in Nowgorod Kirchen und Klöster und peitschte jeden Mönch und Geistlichen, der nicht zwanzig Rubel bezahlte, vom Morgen bis zum Abend. Mit Grauen sah man in der armen Stadt der Ankunft des Czaren entgegen. Als der Erzbischof unter Vorantragen der Heiligenbilder den Czar begrüßte, um ihn zu segnen, nannte Iwan diesen einen Feind der Kirche, einen Verräther, einen Wolf, und ließ seinen Palast und die Kirchen plündern. Dann saß der Czar mit dem Czarewitsch jeden Tag über 800—1000 Nowgoroder zu Gericht und ließ sie in der Regel ertränken, erstechen oder in Stücke hauen. Den geringen Rest der Bevölkerung ließ Iwan IV. am 12. Februar vor sich kommen und sagte freundlich zu ihm: „Betet zum Herrn für unsere gottesfürchtige Czarenherrschaft, Gott richte meinen Verräther, den Erzbischof, und fordere von ihm und seinen Räthen das Blut, das hier geflossen ist. Es verstumme jetzt das Weinen und Wehklagen, geht in Frieden in eure Häuser, lebt und gedeiht in dieser Stadt.“ — 60.000 Menschen waren einem Verdachte zum Opfer gefallen. Auf einem einzigen Kirchhof lagen 10.000 unbeerdigte Leichen.

Pskow. Von Nowgorod giengs nach **Pskow**. Hier nahm man schon Abschied vom Leben und machte einander Muth zum Sterben. Ein Einsiedler soll das grauenhafte Schicksal von der Stadt abgewendet haben, indem er, als der Czar ihn besuchte, ihm ein Stück rohes Fleisch anbot. Als Iwan befremdet sagte: „Ich bin ein Christ und esse in der großen Fasten kein Fleisch“ — antwortete der Einsiedler: „Du thust schlimmer, denn du nährst dich von dem Fleisch und Blut der Menschen, nicht nur der Fasten, sondern auch Gottes vergessend.“ In der Verzweiflung kamen die Männer mit Weib und Kindern dem Czaren mit Brot und Salz entgegen: „Deine treuen Unterthanen bieten dir voll Anhänglichkeit und Liebe Brot und Salz. Aber mit uns und unsern Leibern thue nach deinem Gefallen, denn alles, was wir haben und selbst sind, gehört dein, großer Selbstherrscher.“ — Tische auf den Straßen waren für das Gefolge gedeckt. Der Czar ward besänftigt: „Stumpft eure Schwerter an den Steinen ab,“ sagte er zu seinen Woiwoden, „dass das Morden ein Ende nehme.“ — Sofort gieng es nach

Moskau. **Moskau**, wo das Foltern und Hinrichten begann. Die Einwohner glaubten, der Czar wolle sie alle bis auf den letzten Mann vertilgen. Auf einem Platze waren 18 Galgen und ein hoher Scheiterhaufen errichtet. 300 Verurtheilte wurden unter dem Schall der Becken auf den Platz geführt. Der Czar erschien selbst zu Pferde, aber er vermisste Zuschauer und ließ die Leute aus den Häusern an den Haaren herbeiführen, bis sich der Platz füllte. Da rief Iwan: „Volk, du wirst Qualen sehen und Tod; allein ich züchtige Verräther. Antworte, ist mein Gericht gerecht?“ — In der Todesangst riefen die Zuschauer: „Langes Leben dem großen Czar, Untergang den Verräthern.“ — Edle und unedle Opfer fielen: sie wurden gespießt, gehenkt und in Stücke gehauen. Der Czar selber durchbohrte einen alten Mann mit der Lanze.[1]) Nach vollbrachter That priesen die Mörder die Gerechtigkeit des Czaren, der vom Anblick der Qualen noch nicht gesättigt, in die Häuser der Opfer ritt, ihre Frauen und Töchter verspottete, foltern oder ins Kloster sperren ließ.

Einfacher Tod war bald eine zu leichte Strafe. Die greulichsten Qualen wurden ersonnen, Menschen geschunden, gelenkweise zerschnitten, zersägt. Einen

---

[1]) **Karamsin**, l. c. VIII, 3. Hauptstück.

Edelmann, der, um sein Leben zu retten, in ein Kloster gegangen war, ließ der Czar auf einer Pulvertonne in die Luft sprengen, mit dem faden Witz: „Die Mönche sind Engel und müssen gen Himmel fahren.“[1]) Von seinen Anstrengungen im Quälen erholte sich der Czar bei üppigen Gelagen und mit Possenreißern. Doch es war nicht ganz sicher, mit dem Tiger zu scherzen: dem einen schnitt er zum Spaſs mit einem Messer ein Ohr ab, dem andern goſs er einen Napf voll heißer Suppe über den Kopf oder warf das Messer noch nach ihm, als der Spaſsmacher heulend weglaufen wollte. Als der Getroffene in seinem Blute schwimmend zusammenbrach, rief der Czar dem Arzt: „Heile mir meinen braven Diener, ich habe unvorsichtig mit ihm gespaſst!“ — „So unvorsichtig,“ entgegnete der Arzt, „daſs nur Gott und deine Czarische Majestät ihn wieder auferwecken kann. Es ist schon kein Athem mehr in ihm.“

Also Gott und deine Czarische Majestät! Man denkt unwillkürlich an das Wort eines Russen: „Gott kann alles, aber der Czar ist noch jung“; und an das Wort eines Livländers: „Die Russen wissen nicht, was sie von Iwan sagen sollen, er sei ein Gott und nicht ein Gott, er sei ein Mensch und mehr als ein Mensch.“[2]) Merkwürdig ist die Entschuldigung des Geschichtschreibers Karamsin:[3]) „So war der Czar! — So waren die Unterthanen. Sollen wir mehr über ihn oder über sie erstaunen? Wenn er nicht alle Tyrannen an Grausamkeit übertraf, so übertrafen sie doch alle Unterthanen an Geduld, denn sie hielten die Gewalt des Landesherrn für göttlich und jeden Widerstand für eine Gesetzwidrigkeit, schrieben Johanns Tyrannei dem himmlischen Zorne zu und bereuten ihre Sünden; in Glauben und Hoffnung erwarteten sie die Besänftigung desselben, aber sie fürchteten auch den Tod nicht, indem sie sich durch den Gedanken trösteten, daſs es zum Glücke der Tugend ein anderes Dasein gebe und daſs das irdische nur zu einer Prüfung desselben diene; sie giengen zugrunde, allein sie retteten für uns Ruſslands Macht, denn die Macht des Volksgehorsams ist die Macht des Reichs.“ — Aber was ist eine Staatsgröße wert, die um den Preis von allem erkauft wird, was der Mensch für gut, wahr und heilig hält! Karamsin.

Unsägliches ertrugen diese armen Russen von ihrem Herrscher, dazu kamen noch Hunger und Seuchen, Kriege. Iwan konnte Livland nicht vergessen, die Liven wollten aber nicht russisch werden, trotz aller Versprechen, Livland. die er ihnen machte, selbst daſs Livland ein freies Königreich, bloß unter der russischen Oberhoheit sein solle. „Wie kann der Tyrann seines eigenen Volkes der Wohlthäter eines fremden werden!“

Zu dem livischen Krieg kam ein Einfall der Krimtataren. Der Czar floh vor ihnen, Moskau war ohne Heer. Am 24. Mai 1572 gieng Moskau in Feuer auf und in vier Stunden war alles bis auf den Kreml ein Aschenhaufen. 800.000 Menschen kamen ums Leben. 100.000 Gefangene schleppten

[1]) Karamsin, l. c. VIII, S. 132.
[2]) Henning — bei Strahl, Geschichte des russischen Staates, III, S. 286.
[3]) Karamsin, Geschichte des russischen Reiches, VIII, S. 135.

Tatareneinfall die Tataren mit sich fort: „Ich verbrenne und verwüste," schrieb der Chan, „wenn Du mir nicht Kasan und Astrachan abtrittst. Ich habe Dich überall gesucht, selbst in Moskau, ich wollte Deine Krone und Dein Haupt, aber Du wagst es, mit Deiner Majestät zu prahlen, da Du weder Muth noch Scham hast. Jetzt hab' ich die Wege Deines Reiches kennen gelernt; wenn Du nicht thust, was ich fordere, so komme ich aufs neue zu Dir." Und der Czar schlug die Stirne vor dem Chan, d. h. er überschickte ihm die Zeichen der Unterwürfigkeit, und versprach, ihm Astrachan zu überlassen![1])

Den Zorn über diese Demüthigung ließ Iwan wieder an seinen Unterthanen aus. Heiraten. Damals wählte er die dritte Frau. Über 2000 der schönsten Mädchen wurden ihm aus dem Reiche vorgestellt. Als die schönste nahm er die Tochter eines Kaufmanns aus Nowgorod. Als sie nach wenigen Tagen wegstarb, hieß es, sie sei von Verräthern vergiftet, und es begann die fünfte Epoche des Mordens. Der Czar wählte schnell eine vierte Gemahlin, ohne priesterliche Einsegnung zu verlangen. Als Iwan dies Verfahren später vor einer Kirchenversammlung entschuldigte, Feigheit der Bischöfe. vergossen die Bischöfe Thränen der Rührung über die Schuld und den Schuldigen, bestätigten die Ehe um der aufrichtigen und andächtigen Reue des Czaren wegen, gaben ihm eine leichte Buße, welche sie im Falle eines Feldzuges auf sich selbst nahmen, bedrohten aber jeden andern, der es wagen würde, eine vierte Frau zu nehmen, mit dem Bannfluche.

Der Feind kam nur zu bald, aber der Czar zog nicht zu Felde, er schmauste in den Klöstern, während Moskau 1572 vor einem neuen Besuche Sieg bei Molody. der Tataren zitterte. Ein Worotynski führte am 1. August bei Molody die Russen zum glänzenden Siege. Der Czar kam jetzt auf einmal nach Moskau, um Danksagungen des Volkes für die Rettung des Vaterlandes zu empfangen. Doch schaffte er noch im gleichen Jahre die Opritschnina ab. Der Sieg gab Muth zu neuem Krieg gegen Livland, wo man nach Sigismunds Tod auf Iwans Wunsch, dessen Nachfolger zu werden, wenig Rücksicht nahm. Die Russen führten den Krieg in Esthland nach Art von Barbaren. Nach Erstürmung einer Stadt ließ Iwan die gefangenen Schweden und Deutschen auf einem Scheiterhaufen verbrennen. Damals fanden viele Max II. Verhandlungen zwischen Kaiser Maximilian II. und Iwan statt wegen eines Cobenzl. Angriffs auf die Türkei.[2]) Der österreichische Gesandte Cobenzl schildert den Reichthum Iwans, den er bei Gelegenheit eines Gastmahls im Palaste zu sehen bekam: „Im Speisesaal stand Silber und Gold haufenweise, desgleichen hatte jeder Palast des Czaren Näpfe und Schüsseln mit Edelsteinen angefüllt", so dass Kobenzl sich zum Ausruf versteigt: „Ich habe die Schätze des Kaisers, der Könige von Spanien, von Frankreich, Ungarn und Böhmen, des Herzogs von Toscana gesehen, aber nirgends so etwas, wie bei Johann erblickt." Die Verhältnisse zu Polen und Litthauen nahmen auf einmal eine Batthory. schlechte Wendung, als der kühne Batthory 1576 in Krakau zum König gewählt wurde.

---

[1]) Karamsin, l. c. VIII, S. 145—180.
[2]) Ibid. VIII, S. 192 und Anmerkung Nr. 230 im Anhange.

Früher hatte Iwan durch List Livland gewinnen wollen, da er nicht mehr hoffte, mit Waffengewalt es zu erzwingen. Er hatte den dänischen Prinzen Magnus, den Herrn der Insel Ösel, dadurch auf seine Seite zu ziehen gesucht, dass er ihm seine Nichte zur Gemahlin gab, ihn zum König von Livland ernannte, für welches er ihm jedoch die Huldigung abnahm, und ihm sieben Tonnen Goldes versprach, die er ihm aber nicht lieferte. Die Livländer wollten aber nichts von Russland wissen, so dass in Wenden sich die Besatzung eher in die Luft sprengte, als sich den Russen ergab, und Magnus fieng an, dem Czaren zu misstrauen. An Batthory hatte er einen gefährlichen Feind. Nicht prahlerisch hatte dieser bei der Wahl den Polen und Litthauern zugerufen: „Lasst feigherzige Furcht schwinden, ich habe eine kriegserfahrene Mannschaft, Kraft in der Hand und Muth im Herzen." Jetzt kam die Zeit, wo Iwan nicht mehr über die Schwäche der Feinde lachen durfte, wo er für den Bestand seiner Herrschaft fürchten musste — nicht von Seite der Russen, denn diese ließen sich von ihm noch immer alles gefallen. Ein Livländer schreibt:[1] „Diese Menschen lassen sich weder durch Todesstrafe, noch Beschimpfungen in ihrem Eifer für den Monarchen abwendig machen. Den in Kurland krank darniederliegenden Fürsten Sugorsky ließ der Herzog jeden Tag nach seinem Befinden befragen. Die Antwort war immer: „An meinem Leben liegt nichts, wenn nur der Czar gesund ist." Auf die Frage: „Wie könnt Ihr einem Tyrannen mit solcher Treue dienen?" antwortete der Fürst: „Wir Russen hängen an unseren Czaren, an den gnädigen sowohl, als an den strengen", und erzählte, dass, als Johann einen vornehmen Mann wegen eines geringen Vergehens hatte spießen lassen, dieser Unglückliche vierundzwanzig ganze Stunden noch gelebt und unter fürchterlichen Qualen unaufhörlich gerufen habe: „Gott, erbarme dich des Czaren." Livland.

Die Polen hatten jetzt an Batthory einen tüchtigen Anführer und als er den Landtag fragte, ob er die Krimtataren oder die Russen angreifen solle, lautete die Antwort: „Der Türke schützt die Krim, es ist fortan besser, Frieden mit dem Chan zu haben. Dieser wilde Feind plündert immer und ist immer arm. Das moskowitische Reich dagegen ist groß und mächtig; desto rühmlicher ist der Sieg. Es blüht durch den Überfluss der Natur und durch den Handel; desto reicher ist die Beute."[2] Iwan berief 1579 den Rath der Bojaren und der Geistlichkeit und erklärte, dass ein Jahr des Blutvergießens gekommen sei; er selbst wagte nicht den Kampf zu bestehen. Batthory nahm Polozk, Welikiluki, und drang gegen Moskau vor. „Wenn du Frieden haben willst," ließ er Iwan sagen, „so musst du Nowgorod, Pskow, Luki nebst allen Witebskischen und Polozkischen Provinzen, sowie auch ganz Livland an Litthauen abtreten." 1580 sagte Batthory den Polen: „Freuet euch des Sieges, wisset ihn aber auch zu benutzen. Das Schicksal gibt euch, wie es scheint, das ganze moskowitische Reich in die Hände. — Kühnheit und Vertrauen führen zum Großen."

Indes verbarg sich Iwan in seine Sloboda, ließ Große hinrichten, die er im Verdacht des Einverständnisses mit Batthory hatte, nahm ein siebentes Weib, verheiratete seinen Sohn Theodor mit der Schwester des Boris Godunow,[3] Fedor. demüthigte sich in Briefen vor Batthory, der neue Städte, neue Provinzen und 400.000 Goldstücke von Russland verlangte. Iwan schrieb an den Sieger, wie

[1] Karamsin, l. c. VIII, S. 219.
[2] Ibid. VIII, fünftes Hauptstück.
[3] Über Boris vergl. Bd. IX, S. 96—100, 113 dieses Werkes.

er der demüthige Herr von ganz Russland sei. Batthory antwortete: „Wo bist Du jetzt, Gott des russischen Landes, wie Du Dich von Deinen unglücklichen Sclaven nennen läſst. Noch haben wir Dein Angesicht nicht gesehen, ebensowenig als die heilige Kreuzesfahne, deren Du Dich rühmst. Aber nicht die Feinde, nur die armen Russen schreckst Du mit Deinem Kreuz. Thut Dir das Blut der Christen leid, so bestimme Zeit und Ort, erscheine zu Pferd und kämpfe mit mir, Mann gegen Mann, den Gerechten mag Gott mit dem Siege krönen!"

Iwan und Rom. Durch Willkür und Ausschweifung gebrochen, verstand jedoch der Czar diese Heldensprache nicht. Er wandte sich an den Kaiser und an den Papst um Vermittelung des Friedens. Schon einmal hatte er seine Neigung, die Julius III. russische mit der römischen Kirche zu vereinigen, 1551, an Papst Julius III. ausgesprochen, und um den Titel eines Königs gebeten. Rom hatte diesen in Aussicht gestellt unter der Bedingung, daſs der Groſsfürst Gesandte mit Vollmachten nach Rom sende, dem Papst den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten, und daſs der Metropolit von Moskau, der als Primas des Reiches den Czaren zu krönen habe, in herkömmlicher Weise gewählt, jedoch vom Papst bestätigt werde, von Rom das Pallium und den Titel eines Legatus a latere erhalte, nachdem er persönlich oder durch Bevollmächtigte in Rom Treue und Gehorsam geschworen; dann daſs der König und Primas geloben, alle Mühe aufzubieten, um die Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche durchzuführen. Ob es damals Iwan Ernst war oder nicht, gewiſs ist, daſs die Polen vor den Folgen erschraken und sich alle Mühe gaben, die Vereinigung zu hintertreiben, aus Furcht, daſs die Ruthenen dann an Russland sich anschlieſsen: es sei dem Moskowiter kein Ernst, da er nichts mehr hasse als Rom und den Papst, der angeborne Hochmuth des Groſsfürsten und seines Volkes werde niemals eine Autorität über sich anerkennen; Gregor XIII. es sei ihm nur um den Königstitel zu thun. Gregor XIII. meinte jetzt, über nationaler Eifersüchtelei die Möglichkeit, ein ganzes Reich für die Wiedervereinigung zu gewinnen, nicht preisgeben zu dürfen. Er sandte den Possevin. Jesuiten Antonio Possevino, einen gelehrten, gewandten und muthigen Mann, denn es gehörte Muth dazu, in die Höhle des Tigers zu treten. Batthory, welchen er in Wilna traf, sagte ihm geradezu: „Der Czar will den heiligen Vater betrügen, da er das Ungewitter über sich sieht, verspricht er gern alles; aber mich betrügt er nicht. Geh nur und handle." [1])

Am 21. August 1581 wurde Possevino nebst vier Brüdern seines Ordens dem Czaren vorgestellt. Der Empfang war glänzend. Er übergab Angebot des Papstes. Geschenke und ein Schreiben des Heiligen Vaters, worin dieser die Erwartung ausdrückte, daſs Iwan in Erinnerung, daſs das griechische Reich durch Nichtannahme der Beschlüsse der Kirchenversammlung von Florenz gefallen sei, die russische Kirche mit der katholischen vereinigen werde; der Papst versprach,

[1]) A. Possevini Moscovia. Vilnae 1586. I., II., III. Colloquium, p. 1—15.

bei Batthory für den Frieden und die Herausgabe der Eroberungen zu wirken, drückte aber zugleich den Wunsch aus, dass der Czar mit dem Kaiser und den andern katholischen Mächten sich gegen die Osmanen verbinde — der Papst selber wollte 50.000 Krieger stellen. Auch der Schah von Persien werde sich am Bunde betheiligen. Der Papst bat ferner, der Czar möge den Venetianern gestatten, in Russland freien Handel zu treiben und Kirchen zu bauen. Iwan entgegnete:[1] „Bringe zuerst den Frieden mit Polen und Schweden zustande, dann wollen wir über die Religion weiter sprechen."

Die Jesuiten speisten mit den Bojaren bei Iwan auf Gold. „Ich sah nicht den schrecklichen Selbstherrscher, sondern den guten, freundlichen, aufmerksamen Wirt im Kreise lieber Gäste, denen er von allen Seiten Speisen und Wein herumschickte. ‚Antonio,' sagte er zu mir, ‚stärke dich durch Speise und Trank, denn du hast einen weiten Weg machen müssen, da dich der Heilige Vater, das Oberhaupt und der Hirte der römischen Kirche, den wir von ganzer Seele hochachten, zu uns hergeschickt hat.'"

Voll Eifer für den Czaren und den Dienst der Kirche eilte Possevin wieder zu Batthory, der eine solche Macht besaß, dass der osmanische Gesandte, der in seinem Lager war, beim Anblick des glänzenden Heeres ausrief: „Wenn Batthory und der Sultan gemeinsame Sache machen wollten, so besiegen sie das Weltall." — Pskow leistete übrigens verzweifelten Widerstand; der Winter, Mangel, Hunger und Krankheiten räumten auf im polnischen Heer. Aber auch die Schweden unter dem Franzosen De la Gardie hatten indessen den Russen Narwa, Iwangorod und Koporie weggenommen. Iwan kam aus dem Schrecken nicht heraus. Er vertraute nur noch auf Possevin, der allein im Stande war, im Namen des Papstes Batthory zum Stillstand zu bewegen. Am 6. Januar 1582 schloss dieser den Frieden von Sapolie zwischen Polen und Russland. Johann verzichtete auf Livland, trat Polozk und Welisch ab und erkannte Livland als polnische Provinz. Batthory gab Weliki Luki, Isborsk Gdow und andere von ihm besetzte Orte zurück. Esthland blieb in den Händen der Schweden. Selbst Rom feindliche Russen[2]) anerkennen das Verdienst Possevins, ohne welchen sich Batthory schwerlich mit Livland begnügt, sondern ihnen noch Smolensk entrissen haben würde.

Possevin macht Frieden.

Pskow.

Schweden.

Friede zu Sapolie.

Das Volk in Moskau jubelte über das Ende des langen Krieges, nicht aber der Czar, über den das schwerste Leid gekommen war. Bisher war er mit seinem Sohne, dem Czarewitsch Alexander, ein Herz und eine Seele. Beide schwelgten gemeinsam in Wollust und Menschenmord. Während der Belagerung von Pskow aber forderte der Sohn stolz ein Heer vom Vater, um den Feind zu verjagen und die Ehre des Landes zu retten. Im Jähzorn schrie Johann: „Rebell, du hast dich mit den Bojaren verbunden, um mich vom Throne zu stoßen" — und

[1]) Karamsin, l. c. VIII, S. 263 ff.
[2]) Tolstoj — bei Helfert, l. c. S. 80. — Karamsin, l. c. VIII, S. 281.

Iwan ermordet den Sohn. schlug mit seinem spitzen Stock, mit dem er bisher so viele misshandelt hatte, dem Sohn auf den Kopf — blutend stürzte dieser zusammen. „Ich habe meinen Sohn erschlagen", schrie Iwan bebend, küsste den Unglücklichen und suchte das aus der Wunde strömende Blut zu stillen, rief die Ärzte und flehte zu Gott um Erbarmung. Vergebens. Drei Tage darauf starb der Czarewitsch; er soll dem Vater vergeben, die Hand geküsst und gesagt haben, er sterbe als treuer Sohn und Unterthan. Wie in allem, so war auch im Schmerze Iwan maßlos. Er warf sich mit Geheul auf den Sarg, er wälzte sich auf der Erde, er scheute das Licht des Tages, er wollte Mönch werden, aber die Bojaren trauten nicht und sagten zu ihm: „Verlass uns nicht, wir wollen keinen Czaren, als den von Gott verliehenen." — Schließlich entlud sich sein Unmuth auf einige Kriegsleute, weil sie feigherzig eine Festung übergeben hätten. Der russische Geschichtschreiber Karamsin sagt: „So züchtigt die Gerechtigkeit des höchsten Rächers auch in dieser Welt zuweilen die Ungeheuer der Unmenschlichkeit, mehr um des Beispiels, als um ihrer Besserung willen; denn es scheint eine Grenze im Bösen zu geben, jenseits deren keine wahrhafte Reue mehr, keine frei entschlossene Rückkehr zum Guten, jenseits deren nichts ist als Qual, der Anfang der höllischen, ohne Hoffnung und Änderung des Herzens."

Als Possevin zum Czaren zurückkam, hatte der früher so prachtvolle Hof das Aussehen eines Mönchsklosters. Für seine politischen, wie für seine religiösen Pläne erreichte übrigens der Jesuite, nachdem er den größten Dienst doch geleistet hatte, nichts. Religionsverhandlungen. Als er im Namen Batthorys erklärte, dieser habe keinen geheimen Gedanken mehr an künftige Eroberungen, er wünsche wahre Brüderschaft und das Glück Russlands, in beiden Reichen sollten die Wege für Kaufleute und Reisende, für Deutsche und Römer offen stehen, Friede den Christen, aber Rache den krimischen Räubern werden, und zu einem gemeinsamen Zug gegen die Tataren aufforderte, antwortete Iwan IV. kalt, er sei mit dem Krim-Chan nicht mehr im Kriege. Als Possevin eine Unterredung wegen Vereinigung der Kirchen verlangte, bestimmte Iwan den 21. Februar 1582 dazu, empfieng den Jesuiten aber nur im Kreise seiner Bojaren und sicher in der Absicht, ihn lächerlich zu machen.[1]) „Ich bin jetzt schon an fünfzig Jahre alt und habe nicht lange mehr auf der Erde zu leben, ich kann den Grundsätzen meiner Kirche nicht untreu werden." — „Der Heilige Vater will dich nicht nöthigen, die griechische Kirche zu verlassen," entgegnete Possevin, „er wünscht nur, dass du die Aussprüche der ersten Versammlungen derselben befolgen und alles Alte, alles Wahre als unveränderliches Gesetz auf ewig in deinem Reiche bestätigen mögest. Dann verschwindet die Verschiedenheit zwischen der morgenländischen und römischen Kirche, dann werden wir alle ein Leib Christi sein. Erkanntest du den Heiligen Vater nicht selbst für das Oberhaupt der Christenheit an, als du ihn anflehtest, Europa den Frieden zu geben und alle christlichen Herrscher zur Überwindung der Ungläubigen zu vereinigen? Hat nicht Isidor, der angesehenste Hierarch deiner Kirche, die

[1]) Possevini, Moscovia. III. Colloquium, p. 10—13.

Beschlüsse des Concils von Florenz bestätigt? Wird nicht das byzantinische Reich dir zutheil werden, das Gott den Griechen wegen ihrer Scheidung und ihres Ungehorsams gegen Christus entrissen hat?" — „Die Griechen", entgegnete Iwan, „sind für uns kein Evangelium, wir glauben an Christus und nicht an die Griechen. Was das morgenländische Reich anbelangt, so wisse, dass ich mit dem meinigen zufrieden bin, und in dieser irdischen Welt keine neuen Reiche begehre; ich wünsche nur die Gnade Gottes in der zukünftigen." — Den Kaufleuten und Priestern des lateinischen Glaubens wolle er übrigens Schutz gewähren unter der Bedingung, dass sie mit Russen nicht von Glaubenssachen sprechen. Als Possevin die Russen als Neuerer im Glauben bezeichnete, wurde der Czar unmuthig: „Du rühmst dich der Rechtgläubigkeit und scherst dir den Bart; Euer Papst läſst sich auf einem Throne tragen und den Pantoffel küssen, auf dem ein Crucifix abgebildet ist. Was für ein Stolz für einen demüthigen christlichen Hirten! was für eine Erniedrigung für das Heiligthum." — „Keine Erniedrigung," entgegnete Possevin, „Ehre, wem Ehre gebürt. Der Papst ist das Haupt der Christen, der Lehrer aller rechtgläubigen Monarchen, der Throngenosse des Apostels, der Throngenosse Christi." — „Einige Päpste waren in der That Schüler der Apostel, aber wer sich einen Throngenossen Christi nennt, sich auf einem Sitze tragen läſst und nicht nach der christlichen Lehre lebt, ein solcher Papst ist ein Wolf und kein Hirt." — „Wenn der Papst ein Wolf ist, so habe ich nichts mehr zu sprechen" — schloss Possevin. Am dritten Tage sagte Iwan zum Jesuiten, er möge vergessen, was er über die Päpste gesagt habe, und nichts davon nach Rom schreiben; er, der Czar, wünsche mit allen christlichen Herrschern in Freundschaft zu leben. Possevin drang in ihn, junge, gebildete Russen nach Rom zu schicken, damit sie sich dort mit den wahren Dogmen der alten griechischen Kirche bekannt machen. Vergebens! Schließlich wollte Iwan IV. den Jesuiten in eine Stellung bringen, wo er in ihrem Tempel betend und dem Metropoliten die Hand küssend dem Volke gezeigt werde. Am ersten Sonntag in der Fasten sagte er zu ihm: „Da ich weiß, dass du die Gebräuche unserer Kirche zu sehen wünschest, so habe ich befohlen, dich heute in den Tempel zu führen, wo ich selbst sein werde, damit du die Wahrhaftigkeit und Schönheit des russischen Gottesdienstes erblickest. Da beten wir das Himmlische und nicht das Irdische an, achten den Metropoliten, aber tragen ihn nicht auf den Händen." — „Herr," antwortete Possevin, „jeder Ort ist heilig, wo man Christum preist; aber bevor wir uns nicht über einige Lehrsätze verständigen und bevor der russische Metropolit nicht Verbindungen mit dem heiligen Vater anknüpft, kann ich Eurem Gottesdienste nicht beiwohnen. Ich wiederhole dir, dass es keine Sünde, sondern Pflicht ist, dem obersten Hirten Ehre zu erzeigen. Ihr tragt den Metropoliten nicht, aber ihr wascht Euch die Augen mit dem Wasser, womit er

Einwände.

Antwort Possevins.

sich die Hände wascht!" — Der Zug in die Kirche setzte sich in Bewegung, man wollte den Jesuiten fortreißen, dieser aber wusste zu entkommen. Damit schlossen die Verhandlungen Moskaus mit Rom.

Russisches Patriarchat. Der Papst hatte den Metropoliten von Moskau zum Patriarchen ernennen, überhaupt das Ansehen des russischen Clerus heben wollen. Dieser wies die dargebotene Hand zurück. Als Boris Godunow für seine ehrgeizigen Pläne den russischen Clerus für sich gewinnen wollte, erhob er 1588 den Metropoliten von Moskau zum Patriarchen von Russland. Der Patriarch

Boris. von Constantinopel war gerade, um Geld einzusammeln, in Moskau; Boris gewann ihn für seine Pläne und am 23. Jänner 1589 verkündigte ein hoher Staatsbeamter dem Metropoliten Hiob: der rechtgläubige Czar, der allgemeine Weltpatriarch und die heilige Kirchenversammlung erheben dich auf den bischöflichen Stuhl von Wladimir, Moskau und ganz Russland.[1]) Der Czar überreichte ihm bei der Einweihung die Abzeichen seiner Würde und gebot ihm, sich zu nennen: „Von Gottes Gnaden und dem Willen des Czaren Haupt der Bischöfe, Vater der Väter und Patriarch aller nördlichen Länder." Mit russischem Gelde betrieb dann der Patriarch in Constantinopel 1591 auf einer Synode, dass die vier Hochsitze der morgenländischen Kirche das neue Patriarchat von Moskau genehmigten. Boris erhob die Kirchensitze von Nowgorod, Kasan, Rostow und Krutica zu Metropolien, die von Wologda, Susdal, Nischnej-Nowgorod, Smolensk, Rjäsan und Twer zu Erzbisthümern, ohne den Patriarchen in Moskau oder den in Constantinopel zu fragen. Der russische Patriarch sollte von den Metropoliten und Bischöfen frei gewählt werden, aber es ist klar, dass die Regierung großen Einfluss darauf übte. Die Wahl des russischen Patriarchen wurde den anderen Patriarchen angezeigt, aber, wie ausdrücklich bemerkt wurde, nicht als ob eine Zustimmung nöthig wäre, sondern um der vollkommenen Bescheidenheit willen und damit die Kirche zeige, dass sie den Bund der Liebe in Christo habe. Bei der Rangordnung der Patriarchate wurde Rom ganz ausgelassen, denn es sei in apollinarische Ketzerei verfallen. In die erste Stelle wurde Constantinopel gesetzt, in die zweite Alexandrien, in die dritte Moskau, in die vierte und fünfte Antiochia und Jerusalem. Da aber Constantinopel und dann Alexan-

Vorzug Moskaus. drien im Besitze der Ungläubigen sind, so ist Moskau das erste Patriarchat und hat sich im Czarenreiche alles Religiöse in eins gesammelt. Karamsin sagt: „Griechenland war uns gleichsam eine zweite Heimat. Stets gedachten die Russen mit Dankbarkeit, dass es ihnen das Christenthum mitgetheilt habe, die ersten Künste und viele Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens. Jetzt ist schon kein einziges rechtgläubiges Reich mehr übrig, als das russische. Erfüllt wurde die Vorhersagung des heil. Methodius und Leos des Weisen,

---

[1]) Helfert, Russland, S. 83—90.

dass die Ismaeliten Byzanz erobern werden. Erfüllt wird dereinst auch die zweite, dass die Russen die Ismaeliten (Türken) besiegen und auf den sieben Hügeln von Byzanz herrschen werden." [1]) Wie Peter der Große dem Patriarchat ein Ende und den Kaiser zum eigentlichen Patriarchen machte, ist oben angegeben worden. [2])

Um auf Iwan IV. zurückzukommen, so musste er nicht bloß vor Bathory zurückweichen, den Schweden Esthland, altes Eigenthum Russlands, abtreten, er vermochte auch eine Empörung der Tscheremissen, die über die Härte der russischen Beamten erbittert und vom Krim-Chan ermuthigt waren, nicht zu bezwingen. Sie vertheidigten sich mit verzweifelter Tapferkeit in ihren Wäldern und suchten Unabhängigkeit oder Tod. Iwan zog nicht mehr zu Feld, wohl aber beschäftigte er sich mit Heiratsgedanken, obgleich er schon die siebente Frau hatte. [3]) Man hatte ihm so viel von der Schönheit, Liebenswürdigkeit und den großen Eigenschaften der Elisabeth von England erzählt, dass er an eine Bewerbung um ihre Hand gedacht haben soll. Gewiss ist, 1583, in demselben Jahre, in welchem ihm der unglückliche Sohn Demetrius geboren wurde, bewarb er sich allen Ernstes um die Hand einer Verwandten der Elisabeth, Maria Hastings, die aber, erschreckt von der Schilderung seiner grausamen Gemüthsart, die Königin bat, sie von der zugedachten Heirat zu befreien. Mit Johanns Leben gieng es übrigens zu Ende. Seine wilden Leidenschaften zehrten seine Kraft rasch auf, aber nicht seine Grausamkeit. Er mordete bis zum Ende. 1584 fiengen seine Eingeweide an zu faulen und sein Körper an zu schwellen. Er suchte noch Hilfe bei sechzig Zauberern, die er aus Lappland hatte kommen lassen, doch vergebens. Den 10. März ernannte er seinen Sohn Feodor zum Thronfolger, bestimmte angesehene Männer zu Räthen und Hütern des Reiches und ermahnte den Zarewitsch, gottesfürchtig, mit Liebe und Gnade zu herrschen. Im Delirium rief er nach seinem erschlagenen Sohne und sprach freundlich mit ihm. Am 12. März 1584 sank er, während er Damenbrett spielte, todt zusammen. Man wagte lange nicht zu glauben und zu sagen, dass er todt sei. Vierundzwanzig Jahre haben die Russen den Wütherich ertragen, während die Israeliten schon im ersten Jahre auf das Drohen des Tyrannen Roboam ausriefen: „Israel, zu deinen Zelten!" Es ist ein bedenkliches Lob, welches Karamsin dem russischen Volke spendet, wenn er sagt: „Es beharrte mit Liebe bei der Selbstherrschaft, denn es glaubte, dass Gott es sei, der sowohl Erdbeben, Pest, wie Tyrannen sende; es zerbrach nicht den eisernen Scepter in Johanns Händen, es waffnete sich nur mit Gebet und Geduld, um in besseren Zeiten einen Peter den Großen, eine Katharina II. zu haben. (!) Mit hochherziger Ergebenheit starben die Dulder am Richtplatze, wie einst die Griechen bei Thermopylä für Vaterland und Treue, ohne auch nur mit einem Gedanken an Empörung zu denken." —

Tscheremissen.

Iwan und Elisabeth.

Maria Hastings.

Iwans Tod

---

[1]) Helfert, Russland, S. 83—90. — Karamsin, l. c. IX, S. 50—56.
[2]) Vergl. oben S. 44.
[3]) Karamsin, l. c. IX, S. 57—61.

Sibirien.

So furchtsam auch Iwan der Schreckliche in der letzten Zeit in seiner äußeren Politik war, so hatte der Eroberer von Kasan und Astrachan auch Sibirien. wider seinen Willen und sein Wissen — das Glück, Herr von Sibirien zu werden, eines riesigen Ländergebietes von nahezu 223.000 Quadratmeilen. Im Westen begrenzt es der Ural, welcher es von Europa scheidet, im Norden das Eismeer, im Osten die Behringstraße, im Süden die Tatarei und Sina. Das Land ist noch wenig bevölkert, es zählt jetzt, wo seit mehr als einem Jahrhundert jährlich 10.000 Sträflinge im Durchschnitt dahin gesendet werden, nicht über drei Millionen Einwohner, ist aber wichtig als Sitz von Metallen und Edelsteinen und als Aufenthaltsort von Thieren, die edle Pelze geben. Im Norden ist es unwirtlicher als im Süden; große Ströme durchziehen dasselbe, fischreiche Seen finden sich, auch anmuthige Thäler. Bis zu jener Zeit war diese Gegend unbekannt und der Tummelplatz von Hunnen, Türken und Mongolen. Herodot verlegt dahin die das Gold hütenden Greife. Die Mongolen, die er unter seinen Skythen schildert, waren in der That reich an Gold, es kam aus dem Ural, wo man die alten Bergwerke heute noch erkennt. Den Namen hat das Land von der Festung Sibir.

1488 kamen russische Krieger dahin. Im sechzehnten Jahrhunderte bemächtigten sich die Nogaischen Tataren der Festung Sibir, sechzig Werste von dem jetzigen Tobolsk. Nach der Eroberung von Kasan wurde Ediger dem Kutschjum. Czaren tributbar. Bald verdrängte ihn aber ein Kirgisenhäuptling Kutschjum, und bemächtigte sich des Landes vom Ural bis an die Quellen des Ob, zahlte Johann nicht bloß keinen Tribut, sondern verbot auch den Ostjäken, Wogulen und Jugriern, Pelze oder irgend eine Steuer nach Moskau zu liefern, ermunterte die Tscheremissen zum Aufstande und bedrohte mehr als einmal Permien. Der Krieg um Litthauen beschäftigte die Kräfte Iwans, darum nahm Stroganow. er den Vorschlag der Brüder Jakob und Gregor Stroganow gerne an, Permien zu schützen. Sie waren umsichtige, gewandte Kaufleute, mit den Verhältnissen der nordöstlichen Grenze wohl vertraut und verfügten über reiche Mittel: ihr Vater hatte sich durch Handel und Anlegung von Salzsiedereien bereichert. Der Czar gab ihnen Schenkbriefe über die Gegenden längs der Kama, das Recht, Festungen zu bauen, Geschütz und Krieger zu halten, über die Leute, die sich ihnen anschlössen, zu richten ohne Zuziehung der permischen Beamten, Dörfer, Ackerland und Salzsiedereien anzulegen, zwanzig Jahre hindurch zollfreien Handel mit Salz und Fischen zu treiben: — nur mussten sie sich verbindlich machen, keine Bergwerke zu betreiben und, wenn sie Silber, Kupfer oder Bleigänge fänden, den landesherrlichen Schatzmeister davon zu benachrichtigen. Die Kaufleute erfüllten weitaus die in sie gesetzten Hoffnungen, gründeten 1558 das Städtchen Kankor, 1564 die Festung Kergedan, 1572 errangen sie einen Sieg über die Tscheremissen, Ostjäken und Baschkiren und waren in jeder Beziehung treue Hüter des permischen Landes. Seit 1573 ließ Kutschjum ihre Festungen bedrängen, sie baten deshalb den Czaren um das Recht, ihn in seinen eigenen Besitzungen anzugreifen, und erhielten kraft einer Urkunde 1574 und zur Belohnung ihrer guten Dienste

auf ewige Zeiten das Recht, nicht nur Eisen, sondern auch Kupfer, Blei und Silber zu bearbeiten und mit den Bulgaren und Kirgisen zollfreien Handel zu treiben. Jakob und Gregor Stroganow starben indes, ihr jüngerer Bruder Simon führte jedoch mit seinem Neffen das Unternehmen weiter. Bedrängt durch die Tataren, wandten sie sich 1579 an einige donische Kosaken, welche wegen Räubereien geächtet, übrigens tapfere und findige Männer waren. „Wir haben Festungen und Ländereien, meldeten sie ihnen, aber wenig Mannschaft; kommt und helft uns Groß-Perm und die östliche Grenze des Christenthumes schützen. Gebt euer unwürdiges Räuberhandwerk auf, vollbringt rühmliche Thaten als Krieger des weisen Czaren und söhnt euch mit Gott und Russland aus." — Der Antrag lockte. 540 Krieger kamen unter dem Befehlshaber Jermak 1581, und schlugen die Feinde von den Besitzungen der Stroganow zurück. Jermak.

Das war jedoch Jermak, einem Manne von unbekannter Herkunft, aber „vornehmem Gemüth", wie die Chronik sagt, zu wenig — er stellte sich ein höheres Ziel. Mit den Kriegern Stroganows, Deutschen und Litthauern zusammen, hatte er 840 Mann unter seinem Befehle, leichte Feldstücke und Feuergewehre auf Böten und fuhr „unter dem Gelübde des Muthes und der Keuschheit" auf der Tschußowaja, am 1. September 1581, nach dem Uralgebirge ab, um den Sultan Kutschjum zu verjagen und das sibirische Land zu erobern. Iwan IV. wusste nichts davon. Die Stroganow glaubten, zum Unternehmen keines weiteren Befehles zu bedürfen. Kaum war Jermak abgefahren, als der Fürst von Pelym die Besitzungen der Stroganow an der Kama angriff, doch eilte er in seine Heimat zurück, als er von dem Unternehmen der Kosaken hörte. Iwan IV. aber gerieth in Zorn und verlangte von den Stroganow die Abberufung „der Bösewichter". Zug nach Sibirien.

Jermak bewies bei seinem kühnen Unternehmen — Sibirien ist größer als Europa, und er hatte nur 840 Mann — Scharfblick, Muth, Feldherrntalent — und hatte Glück. Die Russen nennen ihn nicht ohne Grund ihren Pizarro. Auf dem sibirischen Wege errichtete er zuerst eine Erdbefestigung für Nothfälle, dann zogen sie durch die Wüste bis Scharawlä, da kamen sie in die Tura. Das erste Städtchen, was sie trafen, war Jepantscha, vor dem Donner der Kanonen ergriffen aber die Feinde die Flucht. Jermak ließ den Ort zerstören, Turinsk liegt jetzt an der Stelle. An der Mündung der Tauda fiengen die Kosaken einen hohen Beamten Kutschjums, der, um sein Leben zu retten, ihnen alles mittheilte, was sie zur Kenntnis des Landes zu wissen brauchten, und ihnen auch insoferne diente, als er dem Kutschjum Angst machte vor den unüberwindlichen Kriegern, welche mit tödtlichem Feuer und Donner bewaffnet, einen Panzer durch und durch schößen. Die Bewohner Sibiriens kannten in der That das Feuergewehr noch nicht. In der ersten Schlacht am Tobol brachte Jermak durch einige Salven 10.000 Reiter zum Stehen und schlug sie dann in die Flucht. Das zweite Treffen war am Karatschasee, wo Mundvorrath und reiche Beute gewonnen wurde. Die dritte Schlacht dauerte hartnäckig einen ganzen Tag am Karatschasee. Abends riethen manche Jermak zum Rückzuge, denn bald werde niemand mehr übrig sein, der siegen könne. Doch Jermak entgegnete: „Brüder, uns bleibt nur der Weg vorwärts. Schon bedecken sich die Flüsse mit Eis; wenden wir den Rücken, so erfrieren wir im tiefen Schnee, und wenn wir auch Russland erreichen, so ist es mit dem Schandfleck des Meineids, da wir gelobt haben, Kutschjum zu demüthigen, oder durch einen großherzigen Tod unsere Schuld vor dem Czaren auszulöschen. Lange haben wir im schlechten Rufe gelebt, so wollen wir in einem guten sterben. Gott verleiht den Sieg, wem er will, oft dem Schwachen vor dem Starken, auf

Jepantscha. Neue Siege.

dass sein Name geheiligt werde!"[1]) — Am 23. October 1581 erstürmten die Kosaken und Deutschen die Verschanzung der Tataren und Kutschjum floh mit den Resten des Heeres in die Ischmische Steppe. Sein tapferer Neffe Mametkul, welcher die Schlacht geleitet hatte, denn Kutschjum selber war blind, ward verwundet. Aber auch Jermak hatte den Verlust von 107 seiner Tapferen zu betrauern. Übrigens verschaffte dieser Sieg den Russen die Herrschaft vom Ural bis zum Ob.

Mametkul.

Sibir.

Am 26. October zogen die Sieger in die Stadt Sibir oder Isker ein, am Ufer des Irtisch. Der Ort war menschenleer, aber reich war die Beute an Gold und Silber, Edelsteinen und Pelzwerk. Mundvorrath brachte der Fürst der Ostjäken, schwor Treue und bat um Erbarmen und Schutz. Jermak theilte brüderlich die Beute, hielt aber auch strenge Mannszucht und strafte unerbittlich jedes Vergehen. So wahrte er sich die unbedingte Herrschaft über die Seinen und gewann das Vertrauen der Bevölkerung. Bald kehrten die Tataren auch wieder in ihre Wohnungen zurück und verstanden sich zum leichten Tribut, den Jermak ihnen auferlegte. Auch die Fürsten der Wogulen an der Lonta und am Tobol brachten Zobel, und leisteten den Eid der Treue. Der Winter gebot dem weiteren Vorschreiten Halt.

Feldzug 1582.

Im April 1582 nahte Mametkul mit einem zahlreichen Heere. Jermak erfuhr seinen Aufenthalt, schlich sich in der Nacht mit sechzig seiner verwegensten Bursche in das Lager der Tataren, die meist betrunken waren, machte viele derselben nieder und brachte Mametkul als Gefangenen nach Sibir. Kutschjum hatte jetzt seine rechte Hand verloren. Die Kosaken aber zogen längs des Irtisch gegen Norden, erstürmten eine Festung. Die Einwohner mussten „den vom Blut triefenden Säbel" küssen, das heißt Russland huldigen. Vergebens tranken die Ostjäken das Wasser aus einem Becken, in welches sie ihren goldenen Götzen Ratscha gesetzt hatten, um sich Muth zu machen. Der Götze schwieg, als die Kanonen der Russen donnerten, die Feinde flohen. Im Städtchen Narimsk fanden die Sieger nur Weiber und Kinder, alle in Erwartung des Todes. Jermak behandelte sie leutselig und jetzt kamen auch die Männer und huldigten. Dann ward das Lager des Fürsten Samar in der Morgendämmerung überfallen, der Fürst fiel von der ersten Kugel, sein Heer stob auseinander. Alle Festungen bis zum Ob wurden bezwungen. Da nahte aber der Winter, Jermak kehrte nach Isker zurück, nachdem er einen eingeborenen Fürsten zum Oberhaupte der Jurten ernannt hatte.

Wogulen.

Lohn der Sieger.

Jetzt erst erhielten die Stroganow Nachricht von den Fortschritten ihrer Krieger und jetzt erst schrieb Jermak an Iwan, dass seine armen geächteten, von Reue erfüllten Kosaken für ihn dem Tode entgegen gegangen wären und dem Czaren ein mächtiges Reich erobert hätten, auf ewige Zeiten, solange es Gott gefallen möge, die Welt stehen zu lassen. Iwan Kolzo, der tapfere Kampfgenosse Jermaks, brachte nach Moskau Edelsteine, Gold und Silber, Biberpelze und Zobelfelle. Wie war der Czar froh über die Siege nach so vielen Demüthigungen! Von der Acht war keine Rede mehr, er spendete Lob und Geschenke, Geld, Tuch, Damast, Panzer, Medaillen, sandte 500 Schützen als Ver-

[1]) Die ausführliche Schilderung des Zuges bei Karamsin, l. c. IX. Erstes Hauptstück.

stärkung, gestattete dem Boten, Ansiedler mitzunehmen, und gebot dem Bischofe von Wologda, zehn Geistliche mitzuschicken. Indes hatte im Frühjahre 1583 Jermak die Reste der Wogulen zur Huldigung gezwungen und war im jugorischen Lande bis zur Soswa vorgedrungen — da kam der Bote des Czaren. Er brachte für Jermak die Ernennung zum Fürsten von Sibirien mit der Vollmacht, wie bisher zu schalten und zu walten, und die Ordnung und die Oberherrschaft des Czaren zu befestigen. Er überbrachte zwei Panzer, reiche Geschenke für Führer und Gemeine, Vergeben und Vergessen der alten Vergehen und die Versicherung der ewigen Dankbarkeit Russlands.

Die Ermuthigung war groß, aber auch umso nöthiger, als neue Schwierigkeiten sich zeigten. Im Winter mangelte es an Brot, der Scharbok raffte viele Opfer weg, unter ihnen auch den Woiwoden, den der Czar gesendet hatte. Eine Abtheilung Kosaken wurde vom Fürsten Karatscha, der um Schutz gebeten hatte, treulos ermordet und jetzt begann eine Empörung aller Unterworfenen. Aufstand. Isker ward mit einer unübersehbaren Wagenburg umzingelt. Die Belagerer wagten keinen Kampf, hofften aber die Stadt auszuhungern. Da machten die Kosaken in der Nacht des 12. Juni 1584 einen verzweifelten Zug in das Lager ihrer Feinde, ermordeten eine Menge und befreiten ihre Stadt. Karatscha floh, Jermak verfolgte ihn den Irtisch hinauf. In der Nacht des 5. August 1584 wurde aber sein Lager selber überfallen, 47 Kosaken wurden erschlagen, Jermak schlug sich durch die Feinde durch und sprang in den Irtisch, um sich durch Schwimmen zu retten, doch der eiserne Panzer, den ihm der Czar geschenkt Jermaks Ende. hatte, zog ihn in die Tiefe. So endete der Eroberer Sibiriens. Als die Feinde seine Leiche aus dem Flusse zogen, stellten sie dieselbe vor Freude sechs Wochen aus und schossen mit Pfeilen danach.

Die Reste von Jermaks Heer hielten nach seinem Tode alles für verloren und zogen aus Isker nach Russland ab. Boris Godunow[1]) hielt es jedoch Boris Godunow. für Ehrensache Russlands, das Verlorene wieder zu gewinnen. 1598 zog der Woiwode von Tura mit 397 Kosaken gegen Kutschjum und schlug ihn. — Kutschjum entkam, seine Söhne und Töchter wurden jedoch gefangen. Boris ließ alle Glocken in Moskau läuten, um den Sieg zu feiern. Die früher Zinspflichtigen kehrten jetzt zum Gehorsam zurück. Städte wurden erbaut, das Land mit Kosaken, Kriegs- Ansiedelung. gefangenen, Verbannten bevölkert. Der Ruf von Sibiriens Reichthümern lockte ganze Scharen von Russen in das Land, in kurzer Zeit herrschten sie bis zu den Ufern des Jenisei. Noch mehr geschah unter Michael Romanow. Der Tribut Michael Romanow. ward geordnet, in den Städten wurden Kirchen und Klöster gebaut, in Moskau wurde eine eigene sibirische Kammer errichtet, für Tobolsk wurde 1620 ein eigener Erzbischof ernannt. Immer weiter drangen die Russen, im Sommer auf Flüssen, im Winter auf den Schneeschuhen voran. 1638 ward die Jana beschifft und wurden die Jugatiren zinspflichtig. 1639 erreichte ein Kosake das Meer von Kamtschatka, im gleichen Jahre erhielt man die ersten Nachrichten vom Amurfluss. 1619 gieng die erste Gesandtschaft von Tobolsk nach Peking ab, hatte jedoch keinen Erfolg, weil sie sich in die sinesischen Hofgebräuche nicht fügen wollte. 1643 wurden die Buräten am Baikalsee unterworfen.

So ist Russland zur Großmacht herangewachsen durch die merkwürdige Vereinigung normännischer, slavischer, byzantinischer, finnisch-mongolischer

---

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 96—100, 113 dieses Werkes.

Grund russischer Macht. Elemente. Arndt sagt: „Die Russen haben in ihrer stolzen ruhigen Todesverachtung etwas Spanisches, etwas Orientalisches, ein unendliches Gefühl des Schicksals und der Nothwendigkeit, welches sie tapfer macht; sie haben überhaupt einen Nachhalt und eine Ausdauer, welche sie von allen Slavenstämmen unterscheidet. Haben sie das als scandinavischen Keim? haben sie es von den Tataren? Ich glaube es. Das Asiatische, das Tatarische läßt sich noch in Sitten, Gebräuchen und Gestalten zeigen." Karamsin sagt: „Unsere politische Existenz und unsere Religion verdanken Moskau ihre Stellung, und Moskau selber schuldet seine Größe den Mongolen." Von Byzanz und vom Chan der Horde entnahm der Russe seine Anschauung vom Herrscher, er ist stolz auf die Macht des Czaren, er vergöttert sie, er opfert sich für sie. Dabei ist er tapfer.[1]) Napoleon I. nannte den russischen Soldaten eine wandelnde Festungsmauer. Batthory drückte seine Bewunderung der Tapferkeit der Russen vor Possevin mit den Worten aus: „Kaltblütig nehmen sie die Stelle der Erschlagenen und der durch die Wirkung der Mine in die Luft Gesprengten ein und füllen die Mauerbrüche mit der Brust aus: sie schlagen sich Tag und Nacht und haben nichts als Brot zu essen; sie sterben vor Hunger, aber ergeben sich nicht, um an den Landesczaren nicht treulos zu werden; an ihrer Seite zeigen selbst die Weiber ihren Muth, indem sie das Feuer löschen oder von der Höhe der Mauern Balken und Steine auf den Feind hinabwälzen."[2]) Mit einem solchen Volke kann eine fähige Hand eine Weltmacht schaffen. —

Polen.

Beim Russen überwiegt das Gefühl für das Allgemeine, in welchem er Polen. aufgeht, eine Welle ist wie jede andere. Beim Polen überwiegt der Sinn für Freiheit und Individualität. Das politische Leben des Russen gipfelt in der Autokratie des Czaren, das politische Leben des Polen im Liberum Veto. Die Geschichte hat die Russen zur Autokratie geführt, während bei den Polen der altslavische Zug nach Freiheit fortlebte. Dort haben die Mongolen gedrängt, während die Polen lange ihre alten Gebräuche behalten konnten.[3]) Auf den Ebenen ihres Landes konnte länger eine Gesellschaft ohne Gesetze bestehen und ihre Neigung zur Zügellosigkeit befriedigt werden. Ihr Reichthum bestand in ihrem Vieh, ihr berauschendes Getränk in Pferdemilch, ihr Schmuck waren ihr Pelz und ihre Waffen. Kriegsgefangene mussten ihre Herden weiden, ihre Wagen lenken, ihre Waffen fertigen, durften aber nie selber die Waffen tragen; die Sclaverei war eine harte — und so finden wir in Polen zwei

---

[1]) Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig 1843.
[2]) Moscova, p. 19, 20.
[3]) Über Polen vergl. Bd. IV—X dieses Werkes an betreffender Stelle.

streng geschiedene Glieder der Gesellschaft; Knechte und Herren; jene arbeiten und bleiben zu Haus, diese ziehen in den Krieg und haben die Gewalt. In den Ländern westlich von Polen war der Clerus im Stande, die Herren mild und die Sclaven frei zu machen, in Polen finden wir aber immer einen Adel ohne Volk hinter ihm, Reiterei ohne Fußvolk, Grenzen ohne feste Plätze, Städte ohne Bürgerschaft, ohne Handel und Gewerbe, Herren, die sich keiner Zucht fügen wollen, — und hierin liegt der Grund zum Unglücke Polens. Glanz ohne Reinlichkeit, Waffenschmuck, während die Leinwand fehlt, war den Polen eigenthümlich.[1] All die Herren hielten sich für gleich, wichtige Angelegenheiten wurden auf großen Versammlungen entschieden, hier beschloss man Krieg oder Frieden, es war Ehrensache für jeden Edelmann, nicht fern zu bleiben. Wo war aber in einer so zahlreichen Versammlung von Bewaffneten eine ruhige Berathung möglich? Wie eine Einigkeit der Stimmen? Was die Mehrzahl beschloss, das geschah; die Minderheit, die sich nicht fügen wollte, schloss einen Bund, Conföderation, und so blieb Zwietracht und Bürgerkrieg beständig, und so ist der Charakter der polnischen Geschichte Kampf ohne Sieg, Krieg ohne Frieden.[2] Polen blieb ein Heerlager, in dem keine Ruhe und Ordnung herrscht, und trotz aller Begeisterungsfähigkeit und allen Heldenmuthes kam die Nation stets zurück statt vorwärts. Erringt ein König Macht, so ist das stete Bestreben des Adels, diese zu brechen. Fähige Fürsten sind umsonst bemüht, das Joch der Knechte zu mildern, den Nacken der Stolzen zu beugen und einen Bürgerstand zu schaffen; sie erliegen dem Unabhängigkeitstriebe, dem Stolze, der Kühnheit des Adels, der nichts über sich dulden will und alles, was unter ihm ist, mit Füßen tritt. Nur Jagd und Krieg galt ihm als ehrenhafte Beschäftigung — Am Gewerbe haftete der Makel der Knechtschaft. Durch Betrieb eines Handwerkes gieng der Adel verloren, nicht aber durch Armut. So war also Polen im Widerspruche mit allen Grundsätzen, auf denen der Fortschritt in der menschlichen Gesellschaft beruht.

Kasimir III. (1333—1370), der letzte der Piasten, deren Geschichte die früheren Bände behandelten, wollte in Polen Zustände schaffen, ähnlich denen in den Ländern des Westens: er suchte durch Aufrechthaltung des Friedens den Ausbau des Staates und den Wohlstand seiner Unterthanen zu heben.[3] Liebe zum Frieden war der Grundton seines Wirkens, einerlei Gesetz unter einem Könige das Ziel seines Strebens. Vor ihm gab es in Polen nur Gewohnheitsrecht, Kasimir III. ließ das erste polnische Gesetzbuch, das sogenannte Statut von Wislica, ausarbeiten und nach Überwindung vieler Schwierigkeiten legte er es 1368 in demselben Wislica der Versammlung der geistlichen und weltlichen Würdenträger vor: „Da unter einem

Kasimir III.

Statut von Wislica.

[1] Salvandy, Histoire de Pologne avant et sous Sobieski, I, Exposition.
[2] Ibid. I, Exposition.
[3] Caro, Geschichte Polens, II, S. 173 ff.

Fürsten ein und dasselbe Land nicht verschiedenartiges Recht haben darf, damit es nicht einer Missgestalt mit mehreren Häuptern gleiche, so liegt es im Vortheil des Staates, dass nach einer und derselben gleichartigen Gerichtsbarkeit, sowohl in Kleinpolen als in Großpolen und in den übrigen Ländern, gerichtet werde. Und da alle nur einen Fürsten haben, so darf im ganzen Lande auch nur einerlei Münze gelten, die auch zu aller Zeit von gutem Gewichte sein muss, damit sie überall gern angenommen werde." Aus dem lockeren Länderbunde — mehr war bisher Polen nicht — sollte also ein lebendiger Staat werden.

Adel. Waren früher die Edelleute einander völlig gleich, so förderte Kasimir eine feudale Gliederung des Adels. — Nicht mehr der freie Besitz und das Kriegsdienstrecht ist das alleinige Kriterium des Adels, sondern das Wappen (Wappen und Geschlechter, Brüderschaften werden gleichbedeutend), ferner der höhere Ansatz des Wehrgeldes, die Erleichterung des Entlastungsbeweises; das Gesetz verlangt jetzt auch die Wahrung der Standesehre.[1] Der ursprüngliche Adel Polens war Vermögensadel, gestützt auf freien Besitz; später kam dazu der Begriff der Geburt. Die Milites famosi oder slachcic haben Geburt und Besitz, die Milites scartabelli, die Ritter neuer Schaffung, haben Besitz, die Edelbürtigkeit wurde ihnen aber durch den König oder durch Adoption verliehen. Da die Güter theilbar waren, so häuften sie sich oft in der Hand einiger, während die anderen verarmten. Der bene natus ist darum leicht auch schon bene possessionatus. Diejenigen, bei welchen eigener Besitz mit Edelbürtigkeit sich verband, gelangten auch leichter zu den höchsten Ehren und Ämtern — wurden Barone; so wenig aber die Ämter erblich waren, so wenig war die Baronie erbliche Würde. Baronie ist in Polen ein Amt mit bestimmten Befugnissen. Diese Barone sind die Proceres, die Gerichtsbeiständе und Beisassen, wenn der König als oberster Richter das Land bereist. Aus den Versammlungen dieser Vornehmen in den einzelnen Provinzen hat sich nach und nach allmählich die Reichsversammlung entwickelt. Ein Gegengewicht gegen die heranwachsende Macht des Adels suchte Kasimir in

Städte. den Städten und im Bauernstande festzustellen, wobei ihn auch die Rücksicht auf die Vermehrung des Nationalreichthums und des königlichen Einkommens leitete. Deutsche wurden in großer Zahl ins Land berufen, eine Menge Ortschaften mit Kulmer oder Magdeburger Recht angelegt, mit jenem meist die nördlichen, die masowischen und kujavischen, mit diesem die südpolnischen und russischen

Deutsch. Städte. Dadurch wurde das Deutschthum in den Vordergrund geschoben. „Man sprach deutsch in den Gerichtsversammlungen, die deutsche Sprache war die des Geschäfts- und Marktverkehrs, ja selbst in den Kirchen wurde in fast allen bedeutenden Städten deutsch gepredigt; deutsche Ausdrücke drangen massenhaft in die polnische Sprache ein. Es ist fast unerhört in der Weltgeschichte, dass ohne eine vorhergegangene Eroberung eine Nationalität die andere dermaßen durchwuchs, dass man heute, Jahrhunderte danach, trotz der lebhaftesten nationalen Reactionen die Spuren davon erkennen kann. Wieviel aber der heimische Geist darunter einbüßte, das nahm der Landesreichthum und die Wohlhabenheit der Bewohner dadurch zu. Kasimir erhielt ein ausgesogenes, thränenerfülltes Land von seinem Vater und bei seinem Tode hinterließ er es in einer Blüte und in einem Wohl-

[1]) Caro, l. c. S. 515—525.

stande, die mit den gesegnetsten Staaten seiner Zeit wetteifern konnten." [1]) Von dem Reichthum in diesen Städten erhalten wir einen Begriff, wenn wir lesen, daß Kasimir den Krakauer Bürgern verbot, mehr als acht Hausnarren zu halten, und den Bürgersfrauen, mit einem zahlreicheren Gefolge als zwanzig Personen ins Bad zu gehen; daß ein Bürger an einem Tage in seinem Hause Kaiser Karl IV., die Könige von Cypern, Dänemark und Polen sammt ihrem Gefolge bewirtete. Diese deutschen Ansiedlungen hatten alle das Recht der Selbstverwaltung, sie wählten ihren Vogt, ihre Rathsmänner, ihre Schöppen. Kasimir suchte dieses fremde Element dadurch in den Staatsorganismus zu verflechten, daß er den Städten Antheil an der Gesetzgebung verlieh und Oberhöfe nach magdeburgischem Recht einrichtete. Die ganze Dauer seiner Regierung war Kasimir bestrebt, für Polen Gesetze und ein Volk zu schaffen. Darum erkannte er auch die Freiheit und das Eigenthum der Kmetonen an, der Bauern, welche nicht Schollengehörige, adscriptiti waren, aber doch dem Edelmann frohnden und einen Theil seines Gutes bebauen mussten; sie konnten durch Loskauf sich von diesen Verpflichtungen frei machen. Vom Verfall in die Leibeigenschaft wären sie für alle Zeit gesichert gewesen, wenn ihnen Kasimir III., „der Bauernkönig" — eine Betheiligung am Staatsleben hätte verschaffen können, wenn der Bauernstand am Reichstage vertreten gewesen wäre.

Reichthum der Bürger. — Kmetonen. — Bauern.

Zum Vorwurf wurde dem König seine Begünstigung der Juden gemacht. Diese finden wir schon in alter Zeit in Polen, wahrscheinlich eingewandert aus dem Chazarenreiche, das den jüdischen Glauben ganz angenommen hatte; auch unter den Mongolen wurden sie begünstigt; seit dem zwölften Jahrhundert wanderten sie aus Deutschland ein, seit 1279 aus Ungarn. Sie trieben nicht Ackerbau, aber Handel, auch mit Sclaven. In der Noth borgte Kasimir von ihnen Geld und gewährte 1334 Begünstigungen; die Juden waren nicht, wie in Deutschland, fürstliche Kammerknechte, sondern standen unmittelbar unter dem Schutze des Königs. Geistliche, welche den Geschäftsverkehr mit den Juden hinderten, verfielen einer Strafe; der König sicherte ihnen freie Religionsübung zu, eigene Gerichtsbarkeit, sie konnten aber auch das Magdeburger Recht in Anspruch nehmen. Daß die Juden Wucher trieben, geht aus den Bestimmungen des Statuts hervor, welche die Zinsen beschränken und verbieten, verschwenderischen jungen Leuten beim Leben ihrer Eltern etwas zu leihen, und wenn dies dennoch geschieht, die Eltern von der Verpflichtung freisprechen, die Schuld zu bezahlen. Bezeichnend ist auch die Verordnung, daß die Juden nicht gegen Schuldscheine, sondern nur gegen Pfänder Darlehen geben dürfen. Die Juden wurden damals für Polen, was der Aussatz für einen saftreichen Körper.

Juden. — Wucher.

Geistreich und fein gebildet, liebte Kasimir Kunst und Wissenschaft. Am Pfingstfest 1364 stiftete er die Universität Krakau, „vom glühenden Wunsche beseelt, Nutzen und Menschenglück zu verbreiten, auf daß die neue Anstalt eine Perle sei der mächtigen Wissenschaften, welche umsichtige Männer erzeugt voll Reife, Männer, mit dem Schmuck der Tugend ausgestattet." [2]) Von Bologna und Padua war die Einrichtung der Universität und die Stellung in der Verfassung entlehnt, die Gehalte der Lehrer waren die auf Einkünfte von Wieliczka angewiesen, den Scholaren ausgedehnte Freiheiten zugesichert. — Von altnationaler Poesie sind nur spärliche Überreste erhalten — fürchterliche Stürme brausten eben

Universität Krakau. — Poesie.

[1]) Caro, l. c. II, S. 358.
[2]) Theiner, Monumenta Pol., I, p. 626.

über Polen. Fremde Bildung kam mit der Einführung des Christenthums, 1008 führte Boleslaw Chrobry die Benedictiner ins Land und gründete die großen Klöster von Tyniec, Sieciechow und Lysagora. Schulen entstanden neben den Kirchen, die Verbindung mit Italien wurde lebhaft, vornehme Jünglinge holten dort ihre Bildung. Als durch den Mongolensturm, gegen welchen die Polen verdienstvoll für das ganze Abendland stritten, das Land verödet und verarmt war, kamen viele deutsche Einwanderer, so dass manchem vor einer gänzlichen Teutonisierung des Landes bange wurde und dass der Clerus, welcher namentlich das Heimische wahrte, glaubte die nationale Fahne erheben zu müssen: 1257 wurde bestimmt, keine Deutschen sollten als Rectoren und Vorstände der Kirchen angestellt werden, wenn sie nicht polnisch vorzutragen verstünden; später verlangte man noch, dass sie im Lande geboren sein mussten. Cleriker pflegten die Poesie, den Kirchengesang — in ihren Schriften sind uns die letzten spärlichen Reste auch des Volksgesangs aufbewahrt. — Geistliche waren die Geschichtschreiber, so Martinus Gallus,[1] Hofkaplan Boleslaws III., Krzywousty, ein verständiger Mann, der vielerlei gelesen und der aus der noch lebenden Volkssage geschöpft hat; Wincenty Kadlubek[2]) — von Innocenz III. 1207 zum Bischof von Krakau ernannt, gestorben als Mönch 1223 — welcher in patriotischem und demokratischem Sinne aus der Geschichte Polens ein Unterhaltungsbuch machte; so Bogufal, 1242—1253 Bischof in Posen, ein trockener Annalist. Die Chronik des Dzierswa zeigt den Verfall der Cultur nach dem Mongolensturm, sie geht bis 1288. Der nächste Chronist, der schlichte und treue Janko von Czarnkowo, war Reichsvicekanzler unter Kasimir III. — Wie die Bildung, so hob sich unter diesem „Friedenskönig" auch der Handel. Ausgeführt wurde Blei, Salz, Holz, Asche, Pech, Theer, weniger Getreide, denn Polen war noch großentheils mit Wald bedeckt; das einzige Industrie-Erzeugnis, das ausgeführt wurde, war ein Tuch, „polnische Lacken". Die Wasserstraße der Weichsel wurde damals bis Krakau befahren. Die Handelsstraßen, welche Polen durchschnitten, liefen in Lemberg zusammen.

Clerus. Geschichtschreiber. Handel.

Kasimir III. war ein Friedenskönig; er verzichtete auf Schlesien zu Gunsten König Johanns von Böhmens, welcher dafür den angemaßten Titel eines Königs von Polen aufgab; er verzichtete auf Pommern im Vertrage von Kalisch 1343 und erhielt dafür vom Deutschorden Kujavien heraus. Pomerellen und Danzig blieb unter dem Namen Westpreußen beim Orden. —

Deutschritter.

Der Deutschorden.

Wir verließen diese kämpfenden Mönche und betenden Ritter 1283,[3]) es war dasselbe Jahr, in welchem sie einen Zug nach Samaiten übernahmen und ein Heiligthum, welches gleichfalls Romowe genannt wurde, zerstörten; 1384 drangen sie siegreich bis Grodno. Doch nicht bloß tapfer zu kämpfen

---

[1]) Vergl. Bd. IV, S. 158 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. IV, S. 159 dieses Werkes.
[3]) Vergl. Bd. V, S. 347 ff. dieses Werkes.

verstanden diese Ritter, auch durch die Sorge für den Pflug und durch neue Schöpfungen im bürgerlichen Leben wussten sie sich zu verewigen.[1])

Der Landmeister Meinhard von Querfurt, wie der Chronist sagt, „ein aufrichtiger, freundlicher und sittiger Mann, auch wohl ein ernster Kriegsheld, wagte eine Sache ins Werk zu stellen, an welche nur zu denken ein anderer sich scheute.“ Durch die jährlichen Überströmungen der Nogat und Weichsel war meilenweit Sumpf und Morast. Meinhard beschloss, das Land durch Dämme vor dem Strom zu sichern und nutzbar zu machen. Sechs Jahre, 1288—1294, hindurch waren Tausende von Menschen hiefür in Arbeit und Bewegung und die goldenen Auen von Elbing bis Marienburg erstanden und die bisher menschenleere Wüstung war bald von Tausenden von Ansiedlern bewohnt und gedieh zu üppiger Fruchtbarkeit. Um das neu gewonnene Land auch von außen zu sichern, wurden an der Memel die beiden Festungen Ragnit und Tilsit errichtet und Semgallen völlig unterworfen. Schon gedachte er auch Samaiten zu erobern, als der Aufruf des Papstes Nikolaus IV. zur Rettung des gelobten Landes 3000 Ritter nach Palästina trieb. Es galt die Behauptung von Akkon, wo noch immer das Haupthaus des Deutschen Ordens stand. Burkard von Schwenden legte hier 1290 die Hochmeisterwürde nieder, weil es ihm nicht gelang, die drei geistlichen Ritterorden zu vereinigen. Konrad von Feuchtwangen wurde gewählt. Ansiedelung. Akkon.

Die Vertheidigung von Akkon,[2]) 1291, war heldenmüthig, aber hoffnungslos, dennoch waren die Deutschritter zuletzt die einzigen, die Widerstand leisteten. Als die Ritter aber ihren Hochmeister dringend ersuchten, sie noch einmal in den Kampf zu führen, um da zu sterben, wo gerade hundert Jahre früher ihre ritterliche Verbrüderung begonnen hatte, schlug der Meister die Bitte ab: der Ordensritter müsse gerne leben, solange er mit Ehren leben könne; die ihm in Akkon angethane Schmach lasse sich an den Heiden in Preußen rächen. Akkon war verloren, den Rittern aber gelang es, das Meer zu erreichen. Venedig nahm sie freudig auf; hier war jetzt einige Zeit das Haupthaus des Ordens und wohnte der Hochmeister, in Preußen aber war jetzt ein anderes Palästina; hier wurde der Kampf gegen die Heiden fortgesetzt, hier wurden Kapellen mit einem heiligen Grab errichtet, wohin der Ritter nach dem Gesetze wallfahren sollte. In sechsjährigem Kampfe (1294—1300) wurde von hier aus auch ganz Samaiten unterworfen. Der Ordensritter Konrad von Liebenzell drang in das Heiligthum Romowe ein, das in Flammen aufgieng, der Wohnsitz des Landesgriwen und einer mächtigen Priesterschaft wurde dem Boden gleichgemacht. Was der Schrecken der Waffen zuerst gewonnen, das suchte dann der Ritter, „schnell an Muth und an That“, durch milde Behandlung der Besiegten zu unterhalten. Romowe.

Aber diese steten Auszüge in Feindesland riefen 1295 eine Verschwörung unter den alten Stammeinwohnern hervor.[3]) Aufstand.

[1]) Voigt, Geschichte Preußens, IV, S. 32—38.
[2]) Ibid. IV, S. 56—70.
[3]) Ibid. S. 85—100.

Die deutschen Einwanderer waren nämlich nur zur Landwehr verpflichtet, die alten Landbewohner mussten aber jeden Kriegszug ins Ausland mitmachen, und die Aufgebote wiederholten sich oft mehrmals des Jahres, denn die Pflicht des Ordens war steter Kampf gegen die Heiden. Daher die Erbitterung gegen die steten Drangsale und die Sehnsucht nach Freiheit. Doch die Bewegung missglückte und ward im Blute ihrer Häupter erstickt.[1] *Withinger.* Die treugebliebenen Withinger erhielten Vergrößerung ihrer Rechte, namentlich, dass im Falle ihres Todes ohne *Erbrecht.* männliche Erben ihr nächster Verwandter männlichen Geschlechtes ihre Hinterlassenschaft und ihr Erbgut in Besitz nehmen dürfe, statt dass wie bisher in einem solchen Falle das Gut als ein freilediges dem Bischof oder dem Orden anheimfiel. So wurde aus dem Lehen nach und nach immer mehr ein Allod. Das Wehrgeld eines Withingers ward auf sechzig Mark festgesetzt, während es bei einem Stammpreußen nur auf dreißig stand. — In neue Schwierigkeiten *Riga.* verwickelte den Orden ein Streit mit dem Erzbischof von Riga, der sich sogar nebst den Bürgern von Riga mit den heidnischen Litthauern verband; dann der *Pommern.* Tod des kinderlosen Herzogs Mistwin von Pommern[2]) 1295. Przemislaw von Polen hatte das ihm zugesprochene Herzogthum schon in Besitz genommen und ließ sich als König von ganz Polen und Herzog von Pommern krönen. Für die Besitzungen des Ordens war es gefährlich, auch von dieser Seite von Polen umschlossen zu sein. Zwar starb Przemislaw schon 1296, aber der Adel Polens rief den neugewählten König Wladislaw Lokietek auch zugleich zum Herzog von Pommern aus. Auch Böhmen und Brandenburg machten Anspruch auf Pommern. Das Land war ohne Ordnung und voll Jammer. 1308 nahm der Orden Danzig und bald darauf, um die Verbindung offen zu erhalten, Dirschau und Schwez. —

Der Deutschorden nach dem Nordosten verlegt.

Hier war Gefahr und Kampf und die Anwesenheit des Hochmeisters erforderlich. In Venedig war das Haupthaus des Ordens nur bezogen worden, weil man damals noch auf eine erfolgreiche Unternehmung in Asien hoffte. Bald schwand jedoch alle Aussicht auf einen neuen Kreuzzug und jetzt legte sich der Gedanke von selbst nahe, den Hauptsitz des Ordens nach Preußen zu verlegen,[3]) zumal der Hochmeister in Venedig bei der Spannung mit dem deutschen Könige sich eben beengt und bedrängt fühlte. Auch galt es, im Mittelpunkte der Macht sich gegen jeglichen Angriff sicherzustellen, um nicht einem Schicksal zu verfallen, wie es die Templer getroffen hatte. Die Gefahr war nahe und groß.

Als der Hochmeister Gottfried von Hohenlohe 1302 in einem Ordenscapitel zu Memel auf Verschärfung der Ordensgesetze und Verlegung des Haupthauses von Venedig nach Preußen bestand, fand er solchen Widerspruch, dass er seine Würde niederlegte. 1303 wurde Siegfried von Feuchtwangen ge-

[1]) Voigt, l. c. S. 103—115.
[2]) Ibid. S. 207—228.
[3]) Ibid. IV, S. 252 ff.

wählt, der aber eine starke Gegenpartei hatte, welche Hohenlohe bewog, wieder als Haupt des Ordens aufzutreten — so entstand denn eine ärgerliche Spaltung und eine Partei klagte die andere vor Fürsten und Geistlichen an. Aber auch der gesammte Orden wurde vom Erzbischof von Riga beim Papste verklagt und alle Mittel der Schlauheit und Hinterlist angelegt, um die Ritter aus Preußen und Livland wieder zu verdrängen. Und Papst war damals jener Clemens V., der unter dem Drucke des französischen Hofes den Templer-Orden so kläglich preisgab. Schon war eine Bulle erlassen, in welcher der Erzbischof von Bremen aufgefordert wurde, „eine sorgfältige Untersuchung über alle Verbrechen und Laster der Ordensritter anzustellen, die in Preußens und Livlands Gebiete dazu eingesetzt, daſs sie der Kirche, den Geistlichen und andern Bekennern des Glaubens wie ein mächtiger Wall zur Befestigung dienen und gegen der Heiden Anfälle Schutz gewähren sollen, zu schwerem Unglimpfe des Erlösers, zur Schmach aller Gläubigen und zum Verderben des Glaubens wie Feinde im Hause, wie Widersacher in der Familie geworden sind, welche mit aller List und Schlauheit wider Christum selber kämpfen, Kirchen aller ihrer Güter berauben, gegen Christen Krieg anschüren, Erzbischöfe und Prälaten in scheußliche Kerker werfen und so Sünde auf Sünde häufen". Da war also die Schuld im voraus angenommen und das einzige Heilmittel, welches viele nach den Gütern des Ordens lüsterne Gegner angerathen haben mögen, wäre seine Vernichtung gewesen. — Aber Siegfried von Feuchtwangen, seit Hohenlohes Tod, 1309, allgemein anerkannt, ließ eine schlagende Vertheidigung verbreiten. Die deutsche Nation stand hinter ihm. Noch immer eilten die Söhne der edelsten Geschlechter in die Reihen des Ordens, oder nahmen wenigstens an einem Kriege theil, um den Ritterschlag zu erwerben. Da vollbrachten sie mit den Ordensbrüdern in Feindesland tapfere Thaten. Die Fahne des Ordens wehte von einem Hügel vom frühen Morgen bis Mittag. Ein Herold rief: „Wer es wagen wolle, dem Edlen N. N. den Ritternamen streitig zu machen, oder wer eine That von ihrer einem wisse, die dem Ritterthum Schmach bringe, der möge, solange die Ordensfahne wehe, hervortreten und mit dem Angeschuldigten den Zweikampf beginnen." Erfolgte kein Widerspruch, so ertheilte der Ordenscomthur nachmittags den Ritterschlag. — Auch war es noch immer Sitte, daſs Eltern und Verwandte beim unvermutheten Tode ihrer Angehörigen gewisse Summen für Söldner aussetzten, welche nach Preußen zogen, um da zum Heile der Verstorbenen gegen die Heiden zu kämpfen. Mit andern Worten: das deutsche Volk sah im Bestande des Ordens noch immer einen Heldenkampf für die Sache Christi. Wenn der Großmeister, statt in Akkon oder Venedig, in der Mitte der Ritter in Preußen weilte, so konnte er den Sieg nur beflügeln und dem Bestand des Ordens eine Stütze geben. Darum schlug der Hochmeister 1309 seinen Sitz in Marienburg[1]) auf. Dort entstand jetzt das Haupthaus des ganzen Deutschen Ordens, ein Bau, großartig und edel, wie der Geist des Ordens selber. Durch die Anwesenheit des Großmeisters erlosch die Würde eines Landmeisters für Preußen, es gab jetzt nur noch einen Deutschmeister oder Meister von deutschen und welschen Landen und einen Meister von Livland.

Anklage, mit dem Los der Templer drohend.

Ritterschlag.

Marienburg.

Die Verlegung des Hauptsitzes von Venedig nach Marienburg war wichtig für das Land wie für den Orden. Mehr Kirchen wurden gebaut, Geistliche herbeigerufen, der Haſs und Widerwille der Stammpreußen gegen

[1]) Voigt, l. c. IV, S. 259 ff.

das deutsche Wesen legte sich allmählich, der Geist des Christenthums gieng vielen auf, die allgemeine Bildung hob sich; wir finden Schulen, Domstifts-Bibliotheken. Dass unter einem zähen Volke wie die Preußen waren, Tausende noch im Herzen an den alten Göttern hiengen, dass bei ihnen die Taufe nur leere Form war, ist leicht zu schließen. Aber das Ganze hob sich. Feuchtwangen berief Gebietiger, Prälaten und die vornehmsten Bürger der größeren Städte zu einer Berathung über eine Landes-Ordnung, neue Gesetze wurden beschlossen. Dem Brandenburger wurden seine Ansprüche auf Pommern abgekauft, auch mit Polen wurde über Abkauf seiner Ansprüche verhandelt; gegen eine neue Anklage des Ordens beim Papste erhoben die Bischöfe Preußens eine wahrheitsliebende, dringende Vertheidigung; nicht minder kräftig traten die Prioren des Prediger-Ordens für ihn in die Schranken und sprachen dem Cardinals-Collegium ihre Überzeugung von des Ordens Schuldlosigkeit und der Heilsamkeit seines Wirkens aus.

Karl von Trier

Der neue Hochmeister Karl von Beffart oder von Trier — Feuchtwangen starb schon 1310 —, ausgezeichnet durch Anlagen, reiche Bildung, Besonnenheit und Thatkraft, wirkte in gleichem Geiste fort. Es war umso nöthiger, als Witen, der Großfürst von Litthauen, 1310 mit Blitzesschnelligkeit ins Land fiel und mit reicher Beute und Tausenden von Gefangenen rasch wieder abzog. Schon hatte er sein Gebiet wieder erreicht und feierte nach Vertheilung der Beute eben ein Dank- und Opferfest, als die Ritter ihn überfielen, die Gefangenen befreiten, die Litthauer erschlugen; nur die Schnelligkeit seines Rosses rettete den Großfürsten. Es war ein Glaubenskrieg.[1]) 1311 drang der Großfürst ins Gebiet von Ermland bis Braunsberg. Die Kirchen wurden zerstört, die Priester erschlagen, das Landvolk in Gefangenschaft abgeführt. Auf einer Anhöhe bei

Woplauken.

Woplauken nahm er feste Stellung und musterte die Beute. Als er eine Monstranz fand, rief er den Gefangenen zu: „Ist das nicht euer Gott? warum hilft er euch nicht, wie unsere Götter uns helfen? Ich will euch beweisen, wie ohnmächtig er ist." — Mit diesen Worten riss er das Allerheiligste heraus und trat es mit Füßen. „Was ist es denn, das ihr anbetet? Nimmer kann Brot Gott sein, es ist ein eitler Wahn, den ihr heget! Seht doch meine Macht an, die mir unsere Götter verliehen, und wendet euch zu unserem Glauben! Während euer Gott weder euch noch sich selbst zu helfen vermag, haben es unsere Götter bewirkt, dass ihr auf ewig in der Gefangenschaft verbleibet." Der Prahler ahnte nicht, wie nahe ihm die Ritter waren; sie erstürmten plötzlich sein Lager trotz verzweifelten Widerstandes und vernichteten in wenig Stunden das Heer des Großfürsten, der verwundet und mit wenigen Begleitern nur durch die Flucht sich rettete. Mit 2800 erbeuteten litthauischen Rossen und Scharen befreiter Gefangenen kehrten die Ritter heim, der Sieg wurde fortan jedes Jahr am 7. April gefeiert.

So wechselten Einfälle der Litthauer mit Kriegsreisen ins heidnische Land. Kein Wechsel des Kriegsglückes konnte den Eifer der Ritter lähmen — und ihr Los, wenn sie gefangen wurden, war doch ein entsetzliches: auf einem Pferde, das an vier Pfähle gebunden war, verbrannt zu werden als Opfer

---

[1]) Voigt, l. c. IV, S. 272 ff.

für die heidnischen Götter! Der Großmeister war ein gediegenes Haupt und der Orden nahm trotz aller Widersacher, aller Arglist zu an Reichthum und Ehren. Gegen eine Anklage des Ordens bei Johann XXII. durch den Erzbischof von Riga vertheidigte sich der Hochmeister so glänzend, dass selbst die Gegner ihm Beifall spenden mussten.[1]) Der Papst ließ das Kreuz gegen die heidnischen Litthauer predigen, an deren Spitze jetzt Gedimin stand — einst der Stallmeister Witens, den er ermordet hatte, ein gefährlicher Feind, stets schlagfertig und zum Kampfe gegen den Orden entschlossen. Gedimin.

1322, gerade hundert Jahre, seitdem die Ritter das Kulmerland überzogen hatten, kam es zwischen den Kreuzfahrern und Rittern einerseits und den Litthauern andererseits zu einem ernsten Zusammenstoß. Im Gebiete Wayken nahmen die Christen ein heidnisches Heiligthum ein, eine Götterwohnung, die rings von einem heiligen Walde umschlossen war. Das Heiligthum gieng in Flammen auf und alle Bewohner fraß das Schwert. Ein zweites Heiligthum, im Gebiete von Rossiena, hatte das gleiche Los. Nun aber nahte Gedimin mit großer Übermacht, vor der die Ritter sich zurückzogen. 1323 verbrannten die Litthauer Memel und verheerten alles mit Feuer und Schwert bis Straßburg. Der Orden versammelte seine ganze Kraft, um die Gefahr zu bestehen. Neuer Krieg.

Da wurden auf einmal Briefe des Königs Gedimin bekannt, worin er den sehnlichsten Wunsch aussprach, die Taufe zu empfangen und mit seinem ganzen Volke in die Kirche einzutreten, sofern sie nur den Henkern, den Meistern und den Rittern, dadurch in nichts verpflichtet würden; schon sein Vorgänger Mindowe wäre zum christlichen Glauben geneigt gewesen, hätten ihn die Frevelthaten des Ordens nicht abwendig gemacht. Von Riga und dessen Erzbischof gieng eine Gesandtschaft an den Papst und stellte ihm dasselbe vor, und die Curie ließ sich anfangs täuschen. Erst später kam an den Tag, dass die Briefe Gedimins niemand anderer verfasst habe, als der Erzbischof von Riga selber, denn als Johann XXII. ein Schreiben an Gedimin sandte, gab dieser Antwort mit dem Schwerte durch einen Zug bis Pultusk, das er stürmte. Zugleich ließ er erklären, er habe selbst nie an den Papst geschrieben, noch je befohlen, derartiges an die Seestädte zu verkünden, vielmehr habe er bei der Macht der Götter geschworen, dass er nie einen andern Glauben annehmen werde, als in welchem seine Vorfahren gestorben seien. Zum Unglücke für die Sache des Ordens näherte sich damals der Polenkönig Wladislaw den Litthauern und sein Sohn und königlicher Erbe Kasimir reichte Gedimins Tochter Altona die Hand, welche in der Taufe den Namen Anna bekam. Bei der Hochzeit in Krakau soll damals, zum Andenken der Feier, der Orden vom weißen Adler gestiftet und ein Bündnis zwischen Gedimin und Wladislaw gegen den Orden beschlossen worden sein. Begreiflich ist es, dass der Orden damals ein Freundschafts- Gedimins Briefe. Polen. Russland.

[1]) Voigt, l. c. IV, S. 359—373.

Russland. bündnis mit dem russischen Großfürsten Georg Danylow abschloss, welcher zunächst versprach, das Gebiet des Ordens gegen die Mongolen zu sichern und niemals den König von Polen oder einem andern Fürsten im Kriege gegen den Orden Beistand zu leisten. Die Lage wurde umso ernster, als der Ludwig der Bayer. Kampf zwischen Ludwig dem Bayer und dem Papste begann, und die Ordensgebietiger im Drange sich für einen oder den anderen zu entscheiden hatten. Bei einer Berathung in Marienburg beschlossen die Gebietiger, da der Orden vor allem den deutschen Kaisern und Fürsten seine Erhebung und Vergrößerung verdanke, trotz des gefahrvollen päpstlichen Zornes, am Vaterlande Johann XXII. festzuhalten und dem König Ludwig getreu zu bleiben. Johann XXII. hingegen gab dem Polenkönig Recht gegen den Orden.

In dieser schwierigen Lage war es für die Deutschherren ein großes Glück, dass sie nach dem Hinscheiden des geistvollen Karl von Trier 1334 in Werner von Orseln. Werner von Orseln[1]) einen im Leben und Wandel bewährten Hochmeister wählten. Werner, einem angesehenen Geschlechte in Mainz entstammt, war ein Mann offen und gerade in Wort und That, weise und besonnen im Handeln, in Frömmigkeit und Demuth, in Reinheit der Sitte und Unbeflecktheit der Ehre allen ein Vorbild, glühend für Aufrechthaltung strenger Zucht. Schnell geschah das Nöthige, um im Innern und nach außen zum Kampfe gerüstet zu sein, Städte und Burgen zu umwehren und die Streitmacht zu verstärken.

1327 begann der Kampf, der mit kurzen Unterbrechungen nahezu zwei Jahrhunderte dauerte, die Kraft des Ordens stählte und ihm eine weltgeschichtliche Bedeutung gab.

Die Ritter drangen verheerend in Kujavien ein. 1328 nahmen die Polen durch einen Einfall ins Kulmerland dafür Rache. Schon fürchtete man im Orden den Bannspruch des Papstes als dieser, um den Polen Luft zu machen, die Ritter zu einem Kreuzzuge gegen Litthauen aufrief. Unter denen, die das Johann von Böhmen. Kreuz nahmen, war auch der thatenlustige König Johann von Böhmen, und mit ihm zogen viele Großen, 300 auserlesene Reisige. Das Kreuzherr zählte 18.000 wohlgerüstete Krieger und 200 Ordensritter. Der Memel wurde überschritten und die starke Burg Medewagelen erstürmt. Da kam die Nachricht, Polen. die Polen seien ins Kulmerland eingefallen. Das Kreuzheer musste umkehren, um die Feinde zu verjagen. Das Dobrinerland ward besetzt, Dobrin und Plock erstürmt. In Thorn stellte König Johann dem Orden einen Schenkungsbrief über Pommern aus und überwies ihm die eine Hälfte des Dobrinerlandes, bald darauf gegen eine bestimmte Geldsumme auch die andere Hälfte, und versprach, mit dem König Wladislaw nicht eher Frieden zu schließen, bis er auch Dobrin entsagt habe.

1330. Gedimin und Wladislaw verabredeten 1330 einen gemeinsamen Angriff auf Preußen. Der Großfürst kam verheerend bis Kauernik, kehrte aber verdrossen Gedimin. um, als er die Polen da nicht traf, wo er sie vermuthete. „Ich kam," ließ er dem König sagen, „wie verabredet, du aber nicht. Nur meine Götter haben mich vor Verrath und Gefangenschaft beschützt. Nun aber kenne ich den, welcher meinen

[1]) Voigt, l. c. IV, S. 384—478.

Verrath beschlossen." Der König hatte in der That kommen wollen, war aber von den Rittern trotz aller seiner List am Übergange über den Fluss bei Straßburg gehindert worden. Als der Anführer der ungarischen Hilfsvölker vernahm, der König stehe im Bunde mit den Heiden, drohte er sogleich abzuziehen, denn es galt damals noch als ein großes Verbrechen, sich mit Ungläubigen zu verbünden und Christen zu bekriegen. Wladislaw verleugnete nun öffentlich Wladislaw bricht mit Gedimin. Gedimin. Durch eine Furt bei Lübitsch gelang es endlich den Polen, den Fluss zu überschreiten. Um Schönsee wurde vier Tage gestritten, aber so tapfer und umsichtig kämpften die Ritter, dass der König an seinem Glücke verzweifelte und um Frieden bat. Ein Waffenstillstand ward geschlossen und die Könige von Ungarn und Böhmen zu Schiedsrichtern des Friedens bestimmt.

Die Ruhe benützte Werner von Orseln, um die Wohlfahrt des Landes zu heben, die Freiheiten und Gerechtsame seiner Unterthanen zu sichern, Wüsteneien urbar zu machen, in den Städten ein blühendes Bürgerthum zu wecken, die Bildung des Volkes zu mehren, Schulen zu stiften, Bibliotheken zu gründen, im Orden selber für die Zukunft jeden Keim des Zwiespaltes zu tilgen, die Ordnung im Orden. Wahl und künftige Stellung des Hochmeisters zum Orden genau zu bestimmen, ihn selber vor Ausschreitungen der Macht zu schützen durch Hinzuziehung des Capitels. Die Gebietiger sollen dafür sorgen, dass allzugroße Weichlichkeit gehärtet und allzugroße Strenge gemildert werde. Dem Streite mit Riga machte Werner ein Ende; die Stadt anerkannte ihre Abhängigkeit vom Orden und den Erzbischof bewog er, seinen Streit aufzugeben. Seine Fürsprache war schuld, dass der Orden eine Petersteuer entrichtete, obschon viele Ritter meinten, sie bewährten ihren Glaubenseifer hinlänglich im Kampfe gegen die Heiden, und sie ließen sich dieses Joch nimmer gefallen, eher wollten sie ihre Hälse verlieren. Strenge hielt der Großmeister darauf, dass die Ritter unbescholten und tadellos lebten: „Wo man eines der Gelübde des Ordens bricht, so sind wohl die Regeln alle zerbrochen." Unerbittlich führte er die Gesetze durch.

Darob grollte ihm schon längst ein Ritter, Johann von Endorf, ein Endorf Sachse von Geburt, der in unlautern Absichten in den Orden getreten und wegen unsittlichen Lebens schon abgestraft worden war. — Der Ritter wollte durchaus am Feldzuge in Litthauen theilnehmen, der Hochmeister aber meinte, er wolle sich nur der strengen Zucht und Ordnung im Convente entziehen; es sei für ihn kein Ross mehr vorhanden; auch sei es für ihn viel zu früh, gegen den Feind ziehend, dem Tode entgegenzugehen; er müsse zuvor von seinem wüsten und unordentlichen Leben ablassen; die Seele, welche einem solchen Kampfe entgegentrete, müsse zuvor ernste Buße thun und sich üben in Tugenden, guten Sitten und rühmlichen Werken. — Der Ritter erhielt von Freunden ein Pferd, der Hochmeister ließ es ihm wegnehmen, denn kein Ritter dürfe ein Pferd nehmen, er dürfe ein solches nur vom Obersten empfangen. — Am 19. November 1330 tödtet Werner. gieng der fromme Hochmeister eben in die Kapelle, um einsam seine Andacht zu verrichten, als Endorf mit dem Rufe: „Nimm mir mehr das Meine!" auf ihn los-

stürzte und ihm ein Messer in die Brust stieß. „Das vergebe dir Jesus Christus!" rief der Hochmeister in seinem Blute zusammenstürzend. Sterbend bat er die Brüder, die zusammeneilten, um Vergebung für den Mörder. So endigte dieser herrliche Mann. Um die Schmach zu vermeiden, erklärten die Ritter den Mörder für wahnsinnig. Ein so entsetzlicher Fall war in den Ordensregeln nicht vorgesehen. Der Papst bestimmte, dass der Mörder im Gefängnis bei Wasser und Brot sein Vergehen zeitlebens büßen solle.

Lothar. Lothar,[1]) Herzog von Braunschweig, Sohn des Herzogs Albrecht des Großen von Braunschweig, der drei Söhne im Orden hatte, wurde jetzt Hochmeister (1331—1335). Aber nicht seine hohe Abstammung war allein schuld an der einmüthigen Wahl, sondern auch der Adel und die Reinheit seiner Sitten, sein edler Sinn, seine erprobte Tüchtigkeit. Dabei besaß Lothar hohe geistige Bildung; schon als Jüngling empfänglich für Gesang und Dichtkunst, pflegte er diese Gaben noch als Meister. Der heiligen Elisabeth, mit der er durch Abstammung verwandt war, widmete er vor allen seine Lobgesänge. Ein Theil seines „Leben der heiligen Barbara" glaubt man in einer Reimchronik wiedergefunden zu haben. Auf seinen Wunsch bearbeitete ein Dichter biblische Bücher in poetischer Darstellung. Das Ordenshaus zu Marienburg wurde der Aufenthalt der ersten Sänger und Dichter. Der Hebung des Unterrichtes widmete der Hochmeister seine höchste Thätigkeit. Nur wissenschaftlich gebildete und wohlgesittete Männer sollten als Lehrer verwendet werden. Dabei fehlte der Geist der That nicht.

Pflege der Dichtkunst.

Den feindseligen Absichten des Polenkönigs zuvorzukommen, ließ er ein Heer in Kujavien einrücken. Bis Gnesen drangen die Ritter. Bei Plowcze kam es (1331) zu einer Schlacht. Ein Pole, Vincenz Zamotuli, der von seinem König zu den Rittern geflohen war, aber Verzeihung wieder gewinnen wollte, verrieth den Polen die Stellung der Deutschen. Plötzlich sah sich ein Theil von Übermacht angegriffen und umzingelt, vertheidigte sich aber doch mehrere Stunden lang mit dem äußersten Muth. Die meisten Ritter wurden erschlagen, 36 Deutsche, darunter der Ordensmarschall, gefangen. „Wer sind diese Krieger?" fragte zornig der König. „Ritter vom deutschen Orden", war die Antwort. Da ergieng der ruchlose Befehl: „Plündert sie aus und mordet sie bis auf den letzten Mann." — Kaum waren die Opfer gefallen (der Ordensmarschall ausgenommen), so sprengten den Polen unerwartet und unerwünscht die andern Abtheilungen heran und die Schlacht begann von neuem. Durch den Anblick der ermordeten Gefangenen ergrimmt, gewährten die Ritter keine Gnade. In wenig Stunden waren die übermüthigen Sieger geschlagen und auf der Flucht. Der Orden kam jetzt in den Besitz Kujaviens. Die Könige von Böhmen und Ungarn traten als Vermittler des Friedens auf, aber die Verhandlungen zogen sich lange hin. Erst der Tod des Königs Wladislaw verhieß dauernden Frieden. Kasimir III., sein Sohn und Nachfolger, war friedfertig. Zunächst wurde ein Waffenstillstand geschlossen, während dessen der „reine und weise Meister" Lothar 1335 aus dem Leben schied.

Schlacht bei Plowcze. Kasimir III.

[1]) Voigt, l. c. IV, S. 480—520.

Zu seinem Nachfolger hatte er (1335—1341) Dietrich von Altenburg, der bereits siebenunddreißig Jahre den Ordensmantel getragen hatte und damals schon achtzig Jahre alt war. Die Lage für den Orden wurde insoferne günstiger, als Papst Johann XXII., der ihm seine Hingebung für Ludwig den Bayer nie verziehen hatte, 1334 starb, und der Nachfolger, Benedict XII., für die ritterlichen Kriegswerke der Deutschherren eingenommen, ihm seine Huld zusicherte und bewahrte. Auch setzten dem Papste die Minoriten und Dominicaner auseinander, wie das ganze Land im Nordosten eine Einöde wäre ohne die Ritter; wie diese nicht bloß durch ihre Strenge gegen sich selbst und ihre Mildthätigkeit gegen die Armen, sondern auch durch ihre opferfreudige Bekämpfung der Litthauer sich Verdienste um die Christenheit, ja sogar um das Königreich Polen erworben hätten. Dietrich von Altenburg.

Am 24. November 1335 verkündeten die Vermittler auf der Burg Wissegrad den Frieden, wonach Dobrin wie Kujavien dem König von Polen, dagegen das Land Pommern nach seiner alten Grenze dem Orden verbleiben solle. Kasimir war zufrieden, aber die Großen fanden den Schiedsspruch schimpflich für Polen. So kam es zu neuen Verhandlungen. Indes nahten 1336 wieder Kreuzfahrer, unter ihnen der Herzog Heinrich von Bayern und der Markgraf Ludwig von Brandenburg, viele Ritter aus Frankreich und Österreich. Der erste Angriff galt der altheidnischen Burg Pillenen, die mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigt wurde. Als das Wurfgeschoß der Ritter die Brustwehr niedergerissen hatte, und sie zum Sturme schritten, erwürgten die Vertheidiger ihre Frauen und Kinder, stießen sich das Schwert in die Brust oder boten ihr Haupt dem Opferbeil einer alten Priesterin dar, eher als dass sie sich ergaben. Die Burg gieng in Flammen auf. Friede. Pillenen.

Ein weiteres Vorschreiten in Litthauen hemmte die Nachricht, dass Kasimir, von seinen Großen gedrängt, in das Ordensgebiet eingefallen sei. Der König hatte im eigenen Lande keine Macht. Die Friedensvermittler schritten jedoch ein und Kasimir versicherte, er halte treu und fest am Friedensspruche, aber sein Wille sei ohnmächtig; übrigens versprach er Ersatz des Schadens. Sofort rüstete der Hochmeister zu neuem Kriege gegen die Heiden und begann am Memelstrom den Aufbau einer neuen Schutzfestung, Marienburg, gegen welche jedoch die Litthauer in solcher Macht heranstürmten, dass die Ritter den Weiterbau aufgeben mussten.

Da kam 1337 ein neues Kreuzheer, an seiner Spitze zum zweitenmale der Böhmenkönig Johann, obschon blind, doch immer noch thatenlustig und im dicksten Kampfgewühl sich gern bewegend. Mit ihm kamen sein Sohn, Markgraf Karl von Mähren, drei Herzoge von Bayern, der Pfalzgraf Otto der Erlauchte und andere Männer von edlem Geblüt, um sich einen unsterblichen Namen und Verdienste um die Sache Christi zu erwerben. Nachdem Johann den Polenkönig zu einer Waffenruhe bestimmt hatte, übernahm der Herzog von Bayern die Führung des Kreuzheeres. An Zuzug von Fürsten.

der Grenze Samaitens, hart am Memelstrom, wurde eine zweite starke Festung, die Bayerburg, errichtet, und zwei Monate hindurch das heidnische Land verheert. Schließlich schwor Kasimir in Gegenwart von Bischöfen und weltlichen Großen, nie wieder mit den Heiden gegen den Orden sich zu verbinden, und verzichtete feierlich auf den Besitz und Titel eines Herzogs von Pommern.

Aber die polnischen Reichsgroßen missbilligten das Benehmen ihres Königs und sandten eine Klage an den Papst nach Avignon. Zu gleicher Zeit kam die Bayerburg durch Verrath zweier Withinge in die höchste Gefahr, die jedoch ein deutscher Edelknabe in Gedimins Dienst den Rittern meldete. Als Gedimin mit Übermacht vor der Burg erschien, hieng schon die Leiche des Verräthers, der sie ihm öffnen sollte, an den Zinnen. Wuthentbrannt bot der Großfürst nun alles auf, die Burg zu erstürmen. Schon war die Besatzung, durch zweiundzwanzigtägigen Kampf erschöpft, daran zu erliegen, als sie die Fahne des Ordensmarschalls Dusmer von Arffberg erblickte, der zum Entsatz herannahte, und während sie aus der Burg ausfiel, das feindliche Lager erstürmte. Ein furchtbares Gemetzel begann, die Litthauer mussten fliehen. Gedimin starb an seinen Wunden. Die Ritter setzten den Fliehenden nach, welche sich bei Medeniken zu neuem Kampfe stellten. Die Ritter kamen in Noth. Doch der Marschall weckte in ihnen das Vertrauen auf den Schutz Marias; ein neuer Angriff erfolgte, und die Feinde flohen, unter Zurücklassung von 1200 Todten. Der Ruhm dieses Doppelsieges floh durch die Lande.

Bayerburg. *Tod Gedimins.* *Medeniken.*

Kaiser Ludwig schenkt dem Orden ganz Litthauen.

Kaiser Ludwig der Bayer sandte eine Urkunde, in welcher er dem Orden das ganze Land Litthauen nebst Samaiten, Karsau und Russland, soweit es im Besitze der Heiden sei, zum ewigen und eigenen Besitze überwies. Die Bayerburg solle die Hauptburg des neuen Landes sein, und bei allen ferneren Kriegsreisen gegen die Heiden solle Bayerns Fahne beim Angriffe die erste, beim Rückzuge die letzte sein. Ein Erzbisthum solle in dem neuen Lande mit dem Namen Bayern gegründet werden. Seit den Hohenstaufen war von keinem Kaiser dem Orden solche Gnade zutheil geworden; dafür wankte er aber jetzt in der Gunst des Papstes, welcher all die Ritter, so an dem Einfalle in Polen theilgenommen, vor seinen Stuhl zur Verantwortung zog. Der Kaiser verbot, Folge zu leisten, und so war der Streit zwischen dem Orden und der Krone Polen ein Streit zwischen dem Kaiser und Papst. Die Nuntien antworteten mit Verhängung des Bannes gegen den Hochmeister und die Gebietiger. Die Bischöfe verklagten dagegen die Nuntien beim Papst: das grausenhafte Tatarenvolk stehe an den Thoren des Landes und habe sich mit den Litthauern und Russen verbunden, die gesammten nahen christlichen Lande mit Krieg zu überziehen. Weder der Orden, noch diese Länder seien stark genug, Widerstand zu leisten; umso trauriger sei es, dass die Sendboten des Papstes, die Hausfreunde der Könige von Polen und Ungarn, aus Missgunst eine Gerichtsbarkeit gegen den Orden ausübten, die ihnen durch die Kirchengesetze untersagt sei. Der Papst bekam

Bedenken gegen seine Nuntien und stellte, um allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, drei neue Schiedsrichter auf. Indes starb der edle Hochmeister Dietrich von Altenburg, „der Sinnreiche" unter welchem der Orden eine Bedeutung im Handel und Wandel, in den Städten und auf dem Lande eine Blüte erlangt hatte, wie nie zuvor.[1])

Ein Sachse, Ludolf König von Weizau, wurde 1342 zum Hochmeister gewählt. Die Würde war nur der Preis seiner Verdienste. Während seiner Regierung kam am 8. Juli 1343 in Kalisch der Friede mit Polen zustande. König Kasimir III. entsagte, diesmal mit Zustimmung der Großen von Polen, allen Ansprüchen auf das Kulmerland, auf das Michelauerland, auf den Besitz und Titel eines Herzogs von Pommern; dagegen räumte der Orden die von ihm besetzten Gebiete von Kujavien und Dobrin. Der König schwor auf die Krone seines Hauptes, der Hochmeister durch Berührung des Ordenskreuzes den Frieden. Mit einem Kuss versprachen sich beide unverbrüchliche Freundschaft. — Ludolf König. Friede von Kalisch.

Gedimins Söhne.

Für den Orden war Sicherheit von Seite Polens umso nothwendiger, als von Litthauen her neue Gefahren drohten. Gedimin hatte drei sehr befähigte Söhne hinterlassen, Jawnut bekam die Herrschaft über Wilna, Olgierd über Witepsk und das Gebiet bis zur Beresina, Kynstutte das Samaitenland, die Landschaften von Traken, Garden und Kauen (Trokno, Grodno und Kowno). Olgierd glänzte durch Verstand und kriegerischen Geist: ein Feind alles berauschenden Getränkes, sann er nur auf Mittel, seine Macht zu mehren. Nicht minder kühn, tapfer und eroberungssüchtig war Kynstutte. Sie hatten dem Orden ewigen Krieg und Hass geschworen, dessen Waffen auch durch eine Empörung der Esthen gegen die Dänen beschäftigt waren. Aber das Vaterland vergaß auch seine bedrängten Söhne nicht und der Papst ließ das Kreuz predigen. In Breslau sammelte sich ein Kreuzheer. An seiner Spitze stand König Johann von Böhmen, der jetzt zum drittenmal gegen die Heiden zu Felde zog, mit ihm sein Sohn Karl und neben ihm der König Ludwig von Ungarn, Graf Wilhelm von Holland und andere Große. Die Söhne Gedimins.

Der Zug gieng in südlicher Richtung nach Litthauen, die Feinde aber brachen indes in Samaiten ein, dann in Livland, und hausten furchtbar mit Feuer und Schwert. Der Hochmeister ließ sich nicht von dem Gedanken abbringen, dass ein Vordringen in Litthauen die Feinde zwingen müsse, aus dem Ordenslande zurückzukehren. Was er für Beharrlichkeit hielt, nannten aber andere Eigensinn; Feldzug 1344.

[1]) Voigt, l. c. IV, S. 520—582.

während er zehn Tage nutzlos im Feindeslande herumzog, erlitt das Ordensland Entsetzliches. All den Jammer schob man auf den Fehler des Hochmeisters, der darüber zuerst in tiefe Schwermuth, bald in Geistesverwirrung und Wahnsinn verfiel, so dass er Hand an sich selbst legen wollte. Auf Ersuchen gab er die Großmeisterwürde auf und lebte als Comthur zu Engelsberg in Kulmerland ruhig bis 1348.[1])

Dusmer von Arffberg. Indes wurde Heinrich Dusmer von Arffberg (1345—1351) Hochmeister, ein verdienstvoller Schwabe, der schon seit mehreren zwanzig Jahren den Ordensmantel trug. Ein tüchtiger Heerführer war nöthig, denn die Fürsten Olgierd und Kynstutte waren nicht minder kampflustig als herrschsüchtig, und hatten ihre Brüder ihres Gebietes beraubt und dadurch ihre Macht vergrößert. — 1347 drangen sie bis Wehlau vor. Von der Raschheit der Bewegungen der Litthauer finden wir einen Zug in einem polnischen Chronisten. Er sah auf seinem Gute in der Ferne ihre Scharen herannahen; bekannt mit der schonungslosen Wuth der Heiden, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ein Ross zu besteigen, sein Weib mit einem Knaben, den sie vor kurzem erst geboren, darauf zu binden und mit Ross und Bürde in die Weichsel zu springen. Hundert Feldzug 1348. Speere flogen ihm nach, doch glücklich erreichte er das jenseitige Ufer.[2]) 1348 trafen zahlreiche Kreuzfahrer ein, und mit einem Streitheere von 40.000 Mann wurde die Grenze überschritten und das Feindesland verheert. Am 2. Februar 1348 traf Sieg an der Strebe. man den Feind an der Strebe, einem Seitenflusse des Memelstromes. Eine wilde hartnäckige Schlacht entbrannte. Einmal schienen die Litthauer zu siegen und sich der Ordensfahne zu bemächtigen. Fünfzig Ritter fielen in ihrer Rettung, welche den Kämpfenden neuen Muth einflößte. Endlich löste sich das Heer der Feinde in Flucht auf, das Eis des Flusses brach unter ihnen, bei 6000 ertranken. Man schrieb den Sieg der Schutzpatronin des Ordens, der heiligen Jungfrau, zu und der heilbringenden Siegerin zu Ehren ward ein Frauenkloster in Königsberg gestiftet. Bald darauf wurde die heidnische Burg Welun, die Schutzfestung eines großen heiligen Waldes, bezwungen. Glänzend stand der Orden wieder da. Zwar starb in diesem Jahre sein Beschützer, Kaiser Ludwig der Bayer, allein sein Nachfolger, Kaiser Karl IV., bewies den Rittern nicht mindere Gunst und aus Deutschland strömten von allen Seiten her reichliche Gaben und ritterliche Kämpfer.

Da kam aber ein großes Unglück, der schwarze Tod, der unter den Rittern wie in den Städten schrecklich aufräumte. Der Hochmeister war gebeugt von Kummer über die Entvölkerung der Städte und Dörfer und legte,[3]) nachdem er sechs Jahre weise und besonnen, wie thatkräftig, milde wie gerecht das Land verwaltet hatte, seine Würde nieder, um einer jüngeren Kraft Platz zu machen, und einhellig wurde, wahrscheinlich auf seinen Rath, ein Großmeister gewählt, der alle Eigenschaften eines Herrschers und eines Helden besaß und zum Glück Winrich von Kniprode. für den Orden noch einunddreißig Jahre lebte, nämlich Winrich von Kniprode (1351—1382). Seine Regierung ist eine Zeit schweren Kampfes, aber auch steten Bemühens, die Verluste zu decken, den Wohlstand und das geistige Leben im Ordensstande zu heben. Ein Dichter seiner Zeit schildert ihn in dieser Hinsicht mit den Worten, er habe:

---

1) Voigt, l. c. V, S. 1—35.
2) Caro, l. c. II, S. 402.
3) Voigt, l. c. V, S. 35—83.

Ritter und ehrbare Knechte
Gehalten in ihrem Rechte;
Gebauer und auch Bürger
Für ihn sind gewest achtbar.
Und sonderlich den Bauersmann
Hat er gehalten lobesan,
Er Witwen und Waisen Vater war
Mit großer Erbarmung, das ist wahr.

Der schwarze Tod und ein furchtbarer Orkan, der in Danzig allein sechzig Schiffe zerbrach und Thürme niederstürzte, erschien in der Zeit als eine Mahnung, den Gott wohlgefälligen Kampf gegen die Heiden rasch zu beginnen. 1352 begann ein Zug nach Samaiten, der jedoch wegen des plötzlich eintretenden Thauwetters keine Folgen hatte. Zur Wiedervergeltung fielen, als kaum die Wege wieder gangbar waren, die Fürsten Olgierd und Kynstutte mit seinem Sohne Patirke in das Ordensgebiet und heerten längs der Deime mit Mord und Brand und schleppten Gefangene mit sich an Händen und Füßen gefesselt. Der Comthur Heinrich Schindekopf griff den Haufen Patirkes an und zersprengte ihn. Dieser selbst sank auf der Flucht im Flusse unter, wurde von Schindekopf gerettet und seinem Vater mit dem Bedeuten geschickt, da der Sohn nicht im Kampfe gefangen worden sei, so wolle man ihn auch nicht als Gefangenen bei sich sehen. Die Litthauer vergalten diesen Edelmuth mit Undank, sie fielen 1353 in die Gegend von Rössel ein und ließen auf der Rückkehr, weil von Rittern verfolgt, alle Gefangenen, welche der Eile des Zuges nicht folgen konnten, ohne Unterschied erwürgen.

Roheit Kynstuttes.

Der Hochmeister hatte aber nicht bloß das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, sondern auch die Schäden zu ersetzen, welche durch die Pestkrankheit verursacht waren, Ansiedler herbeizuziehen, den Wohlstand des Landvolkes, den Aufschwung der Städte zu heben, auch durch eine strenge Kleiderordnung der Verschwendung vorzubeugen. Der Bürger sollte aber auch seine Heimat zu vertheidigen wissen, darum geschah manches, ihn wehrhaft und waffentüchtig zu machen, damit er nicht allein von den Kreuzfahrern und Söldnern, oder den Ordensrittern sein Heil erwarte. Im Orden selber sah Winrich strenge auf sittliche Reinheit und Unbescholtenheit des Wandels. Brüder mit unbeschränkter Vollmacht bereisten die Convente, um genauen Bericht abzustatten und Verbrechen und Fehler auf der Stelle mit angemessenen Strafen zu ahnden. In jedem Convent sollen wenigstens sechs Ritterbrüder und vier Priesterbrüder sein, von denen zwei durch Gottesgelehrtheit und Kenntnis des Rechtes sich auszeichnen mussten. In Marienburg entstand eine Pflanzschule für gelehrte Ordensbrüder. Hervorragende Männer aus Deutschland und Italien wurden berufen, „das Consistorium von rechtserfahrenen Männern“ erlangte bald einen Namen, so dass in wichtigen Fällen selbst aus Deutschland seine Entscheidung erbeten wurde. Jeder Spruch musste durch Gründe des Rechtes, der Billigkeit und der Geschichte gestützt sein. Auch die Domschule in Königsberg stand in hoher Blüte. Selbst

Strenge Ordnung.

Rechtsschule in Marienburg.

Domschule in Königsberg.

Volksschulen. Volksschulen auf dem Lande finden wir in dieser Zeit. Auch einen Verein von Geistlichen finden wir, die unter einander auf Redlichkeit und Unbescholtenheit des Wandels zu achten, in Krankheitsfällen und Nöthen einander zu pflegen und sich bei Todesfällen die letzte Ehre zu erweisen hätten. Bei den steten Raubzügen der Heiden war das Leben des Geistlichen immer am meisten gefährdet und war große Opferfreudigkeit erfordert. Das Land hob sich durch diese Maßregeln sichtbar. Nicht bloß der Kaiser, sondern auch der neue Papst Innocenz VI. sprachen dem Hochmeister ihr Wohlwollen aus. Als eine Anklage von Polen aus erfolgte, schrieb der Papst, er könne die Anschuldigung nicht glauben.

Geistliche.

Die Litthauer waren einige Zeit mit Russland beschäftigt und das Ordensland hatte Ruhe. 1358 erschien sogar der Großfürst Kynstutte in Nürnberg vor dem Kaiser und meldete: „Er und sein Bruder Olgierd seien entschlossen, die Taufe zu empfangen und sich mit all ihren Landen der christlichen Kirche anzuschließen.“ Der Kaiser war erfreut; er erschien um Weihnachten selbst in Breslau, wohin die Litthauer versprochen hatten, zur Taufe zu kommen. Statt des Großfürsten kam aber bloß die Ansage: er könne erst dann die Taufe empfangen, wenn ihm die Ordensherren alle mit des Kaisers Zustimmung geraubten Gebiete zurückgeben würden. Nun sah Karl IV. klar ein, dass es dem Litthauer bloß darum zu thun war, einige Zeit vor den Angriffen des Ordens sicher zu sein.

Kynstutte und Karl IV.

1360 begann wieder der Kampf. Ordensmarschall war der ritterliche Held Heinrich Schindekopf. Kreuzfahrer kamen, an ihrer Spitze Graf Rudolf von Wertheim, der Landgraf von Hessen, Otto der Schütze. Einfälle in feindliches Gebiet erfolgten. Großfürst Kynstutte wurde in einem Treffen gefangen genommen; viele Wochen saß er, obschon gut behandelt, in Marienburg. Durch List und Verwegenheit gelang es ihm aber, zu entkommen. Glühend vor Rachelust machte er einen neuen Einfall, ward wieder gefangen und entkam wieder. Winrich beschloss, ihm die volle Macht der Waffen des Ordens zu zeigen und seine Hauptfestung Kowno zu erstürmen. Die Burg ward tapfer vertheidigt von Waydot, dem Sohne Kynstuttes. Der Großfürst selber und sein Bruder Olgierd nahten zum Entsatz, die Ritter aber befestigten ihr Lager gegen die Stadt und nach außen. Kein Tag vergieng ohne schwere Kämpfe. Am Charsamstag 1362 wurde die Festung unter dem Rufe: „Christ ist erstanden!“ erstürmt. 4000 Mann von der Burgbesatzung fraß die Flamme oder das Schwert, nur Waydot fand mit sechsunddreißig Bojaren Schonung und fiel in Gefangenschaft. Winrich beschloss den Kampf fortzusetzen, bis die Kriegskräfte der Litthauer erschöpft seien, und drang bis Wilna vor. Ein Sohn Kynstuttes, Bütaud, kam nach Marienburg und ließ sich taufen.

Kynstutte. Kowno.

Der Ruhm des Ordens stieg, mit ihm die Begeisterung für ihn. Jedes Jahr kamen neue Kreuzfahrer. Wehrburgen wurden in des Feindes Land errichtet. Als Kynstutte darob drohen ließ, er werde im Winter künftigen Jahres den Hochmeister in Preußen besuchen und dort sein Gast sein, wurde

ihm geantwortet, er werde so empfangen werden, wie es ihm gezieme. In der That kamen 1370 die Litthauer, verstärkt durch die Tataren Mamais, 70.000 Mann stark in das Ordensland. 40.000 Christen zogen ihnen entgegen. Am 17. Februar kam es bei Rudau zur Entscheidung. Lange schwankte der Sieg, bis er sich den Waffen der Christen zuwendete. Der Verlust der Litthauer wurde auf 11.000 Mann berechnet. Wie zündete dieser Sieg durch ganz Deutschland! Rudau.

Neue Scharen von Kriegsgästen kamen, unter ihnen Herzog Leopold von Österreich, der Bruder Herzog Albrechts III., und die Herzoge Friedrich und Stephan von Bayern. Samaiten wurde von der Jura bis an die Nawese durchzogen, jedoch nirgends wagte der Feind sich zu stellen. In ähnlicher Weise fanden nun jedes Jahr Kriegsreisen statt, obschon der Aufruf zum Kampfe gegen die Türken den Kreuzfahrten nach Preußen Abbruch that. So kam es meist nur zu Raub- und Verheerungszügen ohne große Bedeutung und sonderlichen Ruhm. 1376 belagerten die Ritter Traken, die Hauptburg Kynstuttes, und Wilna, die Hauptburg Olgierds, — beide wurden aufs tapferste vertheidigt. Die Großfürsten erwirkten einen Stillstand auf mehrere Tage und luden ihre Feinde zu Wilna und Traken zu Gast und erhielten zum Schlusse das Versprechen, dass Wilna verschont, keine Feindseligkeit mehr verübt und das Ordensheer ruhig über die Grenze zurückgeführt werde. So geschah es. Die arglistigen Fürsten hatten indessen Reiterscharen voraus geschickt und alle Lebensmittel und das Futter für die Rosse vernichten lassen, so dass das heimziehende Heer in große Noth kam. Zur Vergeltung ward das Feindesland verheert, als eine neue Heidenfahrt unter Albrecht III. von Österreich begann. Er kam mit einem Streitheere und 2000 Pferden und ward aufs prachtvollste aufgenommen, da der Orden immer Beweise großer Gunst in Österreich erhielt. Nawese.

Der Hochmeister gab nach vielen Festlichkeiten ein sogenanntes Hochmahl am Ehrentische,[1]) an welchem Gast gewesen zu sein damals den höchsten Ruhm verlieh, denn nur tadel- und makellose Ritter, welche glänzende Thaten aufzuweisen hatten, wurden eingeladen. Den obersten Sitz erhielt nur derjenige, dem kein anderer an Ruhm und Rittertugend gleich kam. Diesmal hatte den Vorsitz ein Österreicher, Konrad von Krey. Man sah nur Tischgeräthe von Gold und Silber. Jeder Gast leerte nur einmal einen Pokal und der geleerte fiel ihm dann als Ehrengeschenk zu, und je mehr er Pokale leerte, umso mehr Geschenke nahm er mit sich fort. An der Ehrentafel waren nur zehn oder zwölf Sitze. Die übrigen Ritter speisten in dem gleichen Saale, aber an anderen Tischen. Liedsprecher, Sänger, Musikanten erheiterten die Gäste. Solche glänzende Feste waren nur möglich, weil die Einkünfte des Ordens mit Ordnung verwaltet wurden, er war immer bei guter Casse, und nicht bloß mit dem Schwerte, sondern auch durch Kauf wurde manches Gebiet erworben. — Der Handel[2]) stand in Blüte, namentlich mit Holland, Polen, Ehrentisch. Konrad von Krey.

[1]) Über den Ehrentisch vergl. die Abhandlung von Voigt, Anhang, V, S. 712—720.
[2]) Voigt, l. c. V, S 249—256.

Handel. Ungarn und Russland, selbst mit England. Lebhaft war namentlich der Bernsteinhandel nach dem Orient und nach Holland. Nach den Festen fand ein Kriegszug in Samaiten statt. Nebst Herzog Albrecht erhielten zweiundachtzig Edelleute den Ritterschlag. Der österreichische Dichter Peter Suchenwirth hat an dieser Fahrt theilgenommen und sie in seinen Liedern beschrieben.[1])

Litthauen. Indessen trat in Litthauen eine bedeutende Änderung ein. Die beiden Brüder Olgierd und Kynstutte hatten bisher alles gethan, ihr Land nach Osten zu erweitern und nach Westen zu vertheidigen. Olgierd hatte einmal über das andere sein Schwert gegen die Russen gezogen und war bis vor die Thore von Moskau gedrungen. Kynstutte hatte mit gleich viel List, Schnelligkeit und Ausdauer die Vertheidigung gegen den Orden geführt. Die Brüder waren einig. 1377 trat aber Olgierd, altersschwach, vom Schauplatze ab. Von seinen zwölf Söhnen haben sich drei einen Namen gemacht, Jagal oder Jagello, Skirgal und Swidrigal. Jagal war der Liebling des Vaters. Durch Geist und männliche Kraft wurde er nach seinem letzten Willen oberster Herzog in Litthauen. Kynstutte hätte Wilna wohl gewinnen und dem Jagal ein anderes Herzogthum geben können, jedoch um das Andenken seines Bruders, den er liebte, zu ehren, that er dies nicht und beschützte dessen Sohn nach allen Seiten. Kynstutte war eifriger Heide. Jagal,[2]) dessen Mutter eine Christin, war dem Naturdienste schon entwachsen, nicht als ob das Christenthum sein Herz berührt hätte, sondern er war der Ansicht, dass das Heidenthum in Litthauen sich auf die Dauer nicht mehr halten könne. Auch Kynstutte soll in der Überzeugung, dass das Land durch hundertjährigen Kampf erschöpft, sich in seiner Abgeschlossenheit nicht behaupten könne, den Plan gefasst haben, mit dem Volke in ein anderes Land auszuwandern, wo es durch die Natur mehr geschützt, seine Religion und seine Freiheit bewahren könne.[3]) Aber Kynstutte war auch schon achtzig Jahre alt und Jagal in frischer Jugendkraft und von dem Ehrgeize beseelt, die Alleinherrschaft zu erlangen und sich ein Reich zu bauen, größer als einer seiner Vorfahren es besessen. 1379 bewog er Kynstutte, mit dem Orden einen Vertrag zu schließen, wonach zwischen einigen Landen Litthauens und einigen des Ordens auf zehn Jahre Frieden bestehen und von den Bewohnern keine Verheerung oder sonstiger Schaden verübt werden solle, widrigenfalls müssten Entschädigung geleistet, Gefangene gelöst, Erschlagene mit Wehrgeld gebüßt werden. 1380 aber schloss Jagal auf dem Felde von Daudisken[4]) mit dem Orden einen geheimen Vertrag unter dem Scheine eines Jagdfestes, in welchem er dem

Olgierds Tod. — Jagal. — Kynstutte. — Vertrag von Daudisken.

[1]) Peter Suchenwirth, herausgegeben von Primisser. Wien, 1828.
[2]) Nach Karamsin, l. c. V, S. 41, wurde er Christ und Mönch.
[3]) Voigt, l. c. V. S. 292.
[4]) Ibid. V, S. 356.

Orden für all seine Lande Frieden versprach; überziehe der Orden Kynstuttes Gebiet, so solle dadurch, auch wenn Jagal mit einem Heere zujage, der Friede nicht gebrochen werden. Damit war die Kriegsmacht des Ordens gegen Kynstutte allein gelenkt, dieser also von seinem Neffen preisgegeben.

Zwiespalt zwischen Jagal und Kynstutte.

Die erste Frucht dieses Vertrages war die Eroberung von Kynstuttes Burg Nauenpille, ohne dass Jagal dem Oheim zuhilfe kam. Witold, Kynstuttes Sohn, war Jagals Freund und wollte nicht an den Verrath glauben, den Kynstuttes Scharfsinn bald durchschaute und wofür er bald Beweise in die Hand bekam. Er beschloss Rache zu nehmen[1]) und erschien 1381 plötzlich vor Jagals Hauptstadt Wilna, Stadt und Burg wurden genommen, Jagal, seine Mutter Juliana, sein Bruder Korybut gefangen genommen, bald auch seine übrigen Burgen besetzt. In Wilna wurde auch die Urkunde von Jagals Vertrag mit dem Orden gefunden, sein Verrath war also erwiesen. Witold legte Fürsprache ein. „Sei ruhig", bemerkte Kynstutte, „ich werde Jagal die Lande Witepsk und Krewa und all das Geld und die Rosse geben, was ihm als Erbtheil zukommt, und wie es Olgierd von meinem Vater Gedimin erhalten hat." Und er hielt sein Wort. Jagal aber schickte insgeheim seinen Bruder Skirgal an den Orden und ließ ihn um Befreiung bitten, gegen das Angebot ansehnlichen Landes. Edelmüthig wies Winrich dieses zurück: „Er wolle seine ganze Macht aufbieten, um dem gefangenen Fürsten sein Land wieder zu erwerben, sofern dieser mit sicherer Bürgschaft gelobe, binnen vier Jahren sich mit all seinen Leuten der Kirche zuzuwenden." Skirgal schaffte die schriftliche Versicherung in die Hände des Hochmeisters. Nun rüstete der Orden zu neuem Kriege, während Jagal dem Ansehen nach in seinem Gebiete ruhig und theilnahmslos blieb; er schien machtlos, auch hatte er dem Oheim geschworen, jede Verbindung mit dem Orden abzubrechen und auf jede Aufforderung ihm zuhilfe zu ziehen. 1382 jedoch brach Jagal, während Kynstutte gegen Korybut, Fürsten von Severien, zog, plötzlich gegen Wilna auf, eroberte die Stadt und die Landesburgen, schlug Witold, der mit einem Heere nahte, und rückte vor Traken, Kynstuttes Hauptburg. Hier sollte es zur entscheidenden Schlacht kommen. Da ließ Jagal dem Oheim Friede und Versöhnung anbieten, um das Blut des eigenen Volkes zu schonen. Kynstutte und Witold giengen arglos zu Jagal, der sie plötzlich gefangen nahm; ihrem Heere ward gesagt, die Fürsten wollten in Wilna Frieden schließen, und es gieng auseinander. Der Löwe war jetzt die Beute des Fuchses. In Wilna wurde Kynstutte in Fesseln geschlagen und nach der Burg Krewa in einen finsteren Kerker gebracht. Am fünften Tage fand man ihn todt, es hieß, er habe sich erdrosselt, wahrscheinlich aber haben ihn Mörder erwürgt. Seine Gattin ward ersäuft, ihr Vater hingerichtet. Witold ward das Leben geschenkt,

Jagal und der Orden.

Kynstuttes Tod.

[1]) Voigt, l. c. V, S. 356—366.

aber er blieb im Kerker. Aus Rücksicht auf das Volk veranstaltete Jagal seinem Oheim eine große Leichenfeier,[1] als ob er schuldlos wäre an dessen Tod. Jagal hatte sein Ziel, König von ganz Litthauen zu werden, erreicht.

Jagal Alleinherr.

Witold entkam wieder aus dem Kerker in den Kleidern seines Weibes, die für ihn zurückblieb, zum Herzoge von Masovien, von wo aus er die Hilfe des Hochmeisters anrief. Aber auch Jagal rief den Orden an und er beschwor mit seinem Bruder auf dem Werder von Dubissa die Abtretung der größeren Hälfte von Samaiten, als Eigenthum des Ordens, ferner kräftigen Beistand wider alle Feinde des Ordens auf vier Jahre, endlich, dass er mit seinen beiden Brüdern und allen ihren Untergebenen innerhalb dieser Frist die Taufe empfangen werde.

Bund mit dem Orden.

Winrichs Tod.

Winrich erlebte dies nicht mehr, er starb am 24. Juni 1382. Die Folge seiner glänzenden Waltung war, wie ein alter Christ sagt: „Der Orden zu Preußen war geziert mit viel weisen und edlen Brüdern, also, dass er stand wie eine Blüte an Weisheit, an Rath, an Zucht, an Mannheit, an Ehren, an Reichthum und an wohlgestalteten Brüdern, so dass in den Zeiten kein Convent war, in dem man nicht einen oder zwei Brüder gefunden hätte, die wohl zum Hochmeister an Redlichkeit und an Weisheit getaugt hätten."[2]

Zöllner von Rottenstein

Am 5. October 1382 wurde Zöllner von Rottenstein aus dem Bisthume Würzburg gewählt. Rasch und gewandt benutzte er die eintretende Wendung der Verhältnisse in Litthauen. Fürst Witold kam selber nach Preußen und bat den Hochmeister um seine Verwendung bei Jagal, damit ihm sein Erbtheil zurückgestellt werde. Jagal antwortete, ihm scheine es unangemessen, eine Schlange am Busen zu nähren, und warnte den Orden, die Samaiten für sich gewinnen zu wollen, welche sich alle ihm, dem Könige, ergeben hätten. Der Großmeister wurde stutzig wegen der Samaiten, denn Jagal hatte ja früher ihm das Land abgetreten; er suchte daher mit Jagal persönlich zu verhandeln und lud ihn zu einer Zusammenkunft nach Christmemel ein. Jagal kam aber nicht unter dem leeren Vorwande, seine Herren wollten es nicht dulden. Der Hochmeister musste aus allem schließen, dass der Großfürst nur einen Vorwand suche, um von seinen früheren Verpflichtungen loszukommen, und kündete ihm deshalb im Juli 1383 den Frieden auf: „Wir finden keinen Glauben, noch stete Treue an dir und wollen nach diesem Tage keinen Frieden mehr mit dir haben." — Desgleichen zieh er ihn in einer Erklärung an die christliche Welt des Wortbruches und schnöder Undankbarkeit. Witold aber empfieng im Haus zu Tapiau die Taufe und den Namen Wigand, gelobte dem Hochmeister feste Treue und stete Ergebenheit und nahm sein väterliches Besitzthum vom Orden zum Lehen an. August 1383 wurde denn aufgebrochen, um ihm sein Land wieder zu erobern. Der Feldzug gelang. Traken, Witolds väterliche Burg, wurde rasch erobert. Die Samaiten und Litthauer eilten herbei, um ihrem Fürsten zu huldigen. Wilna wurde in Brand gesteckt.

Witold. Jagals Wortbruch. Wigand. Feldzug 1383.

Kaum aber waren die Ritter wieder abgezogen, so rückten Jagal und Skirgal mit Übermacht vor Traken. Bald erschien Witold wieder als

[1] Er ließ ihn in seinem Harnisch, mit seinen Rossen und Jagdhunden, verbrennen.
[2] Voigt, Geschichte Marienburgs, S. 183.

Flüchtling in Königsberg und bat um Hilfe beim Orden, dem er ganz Samaiten abtrat, sein ganzes väterliches Erbtheil nahm er wiederholt vom Orden zu Lehen: es solle dem Orden anheimfallen, wenn er keine Erben hinterlasse; wenn er nur eine Tochter habe, so solle der Orden sie in Schutz nehmen und mit einem ebenbürtigen Manne vermählen. Auf dem von Witold abgetretenen Gebiete wurde eine neue Burg erbaut, um die Glaubensfeinde leichter zu bekämpfen, Marienwerder. So schien ein ganzes Land gewonnen und für eine neue Kreuzfahrt der Sieg über ganz Litthauen und die Vernichtung des ganzen Heidenthumes möglich.[1] Wigand

Aber Jagal wusste dem Orden den neuen Lehensmann wieder abwendig zu machen; er bot ihm nicht bloß sein ganzes väterliches Besitzthum an, sondern stellte ihm eine merkliche Vergrößerung seiner Herrschaft in Aussicht — und die Bande des Blutes waren mächtiger, als alle Eide, die er dem Orden geschworen. Witold wurde zum Verräther an den Rittern. Marienwerder ward nach muthiger Vertheidigung gestürmt, auch andere Burgen des Ordens fielen, 150 Ritter wurden erschlagen, 55 gefangen. Witold war durch seine Feindschaft mit dem Orden Jagal gegenüber in eine Stellung gebracht, dass dieser seiner Folgsamkeit sicher sein konnte. Jagal musste aber ganz Litthauen zusammen haben, um König von Polen und Gemahl der schönen Hedwig zu werden. — treulos.

Polen. — Die Könige Ludwig, Sigismund, Jagello.

Kasimir III. war 1370 ohne männliche Nachkommen mit Tod abgegangen. Zum Nachfolger war schon längst der Sohn seiner Schwester Elisabeth, König Ludwig von Ungarn, bestimmt, obschon noch Piasten von Seitenzweigen vorhanden waren. Die Erwerbung des neuen Reiches schien Ludwig wichtig als Machtzuwachs, ein Herz für Polen selber hatte er nie. Die Luft behagte ihm nicht, der Boden brannte ihm unter den Füßen. Als eigentlicher Ausländer hatte er früher schon um die Gunst der Großen geworben, dadurch aber ihre Bedeutung erhöht und die Königsmacht vermindert. Sie stellten ihm Bedingungen. Er wurde am 17. November 1370 in Krakau gekrönt, die Großpolen aber verlangten, dass er sich auch in Gnesen krönen lasse. Er selber wandte sich bald wieder nach Ungarn und ließ in Polen seine Mutter Elisabeth als Regentin zurück. Da er nur Töchter hatte, so musste er bei den Polen bitten, dass sie ihm die Erbschaft in weiblicher Linie zugestanden. Das kostete alles viel Geld und der König sah sich darum genöthigt, eine große Pflugsteuer auszuschreiben. Da hieß es, sie sei unter Kasimir gar nicht bezahlt worden. Der König musste die Steuer herabsetzen und auf einem Reichstage zu Kaschau das ganze Machtverhältnis der Krone zu den Staatsfactoren bestimmen lassen. So entstanden die Pacta conventa von Polen. Ludwig der Große.

[1] Voigt, l. c. V, S. 402–424.

Pacta conventa. Kaschau. Der Schwerpunkt der politischen Rechte ist hier in den Adel verlegt, nur der Adel hat das Recht des Heerbanns. Das arme, steuerzahlende Volk hat keinen Antheil mehr an der gemeinen Wehre. Weiter muſste der König zugestehen, daſs er nur eingeborenen Polen die höchsten Ämter, Ehren und Würden, und namentlich das Richteramt ertheilen wolle, und zwar in jeder Provinz nur den in derselben Eingebürgerten. Von da an ist Polen nicht nur ein Wahlreich, sondern bei jeder Wahl werden die Schwäche der Krone. Rechte der Krone gemindert. Die Thronbewerber gestehen, um ihr Ziel zu erreichen, jede Forderung zu, und so wird die königliche Macht, deren Verstärkung allein Polen hätte retten können, immer schwächer, bald nur ein Schatten, während die Ämter unwiderruflich werden. Die Heerführer haben mehr Gewalt über die Armee, als der König. Die Groſswürdenträger haben die Geschäfte mehr in der Hand, als der Throninhaber: er ist ihr Diener und sie sind seine Kerkermeister.[1])

König Ludwig starb 1382 zu Tyrnau, nachdem er über Ungarn mit Glanz vierzig Jahre, magyarische Kraft mit italienischer Bildung verbindend, regiert hatte, und über Polen über zwölf Jahre, aber ohne Ruhm. Auf einem Tage zu Altsohl hatte der König von polnischen Magnaten — allerdings waren es nur Kronbeamte und Günstlinge des ungarischen Hofes — Maria und Sigismund. die Huldigung für seine Tochter Maria und ihren Gemahl Sigismund erlangt. Das Nationalgefühl war aber jetzt schon so stark, daſs der groſspolnische Adel Sigismund erklärte, er werde ihn nur dann anerkennen und ihm unterwürfig sein, wenn er sich verpflichte, mit seiner Gemahlin im Lande zu sein und einen miſsliebigen Statthalter zu entfernen. Als Sigismund diese Forderung stolz ablehnte, entfremdete er sich die Gemüther und auf einer Tag zu Radomsk. Zusammenkunft zu Radomsk rissen die Groſspolen auch die Kleinpolen, welche sonst loyaler waren, zum Beschluſs fort, Treue und Gehorsam nur gegen diejenige Tochter des Königs Ludwig zu üben, welche ihnen gegeben werde, um in Polen zu bleiben. Da nun Maria schon als Königin von Ungarn gekrönt war, so gieng Polen mit diesem Beschlusse für sie verloren. Sigismund hatte nicht Macht genug, die Polen zu zwingen, und um das Königreich für die Familie nicht zu verlieren, so sah sich Elisabeth genöthigt, ihre Hedwig. dreizehnjährige Tochter **Hedwig** nach Polen zu senden, wo diese 13. October 1384 in Krakau zur Königin von Polen gekrönt wurde. Nach den Schilderungen der Zeitgenossen war sie von bezaubernder Schönheit und Anmuth. Da an ihre Hand ein Königreich sich knüpfte, so fehlte es natürlich nicht Wilhelm von Österreich. an Bewerbern. Ihr Vater hatte sie längst dem Herzog **Wilhelm von Österreich** bestimmt, sie war mit ihm verlobt, mit ihm erzogen worden, ihr Herz gehörte ihrem Jugendgenossen. Allein die Polen waren gegen den

[1]) Salvandy, Histoire de Pologne, I. Expos.

Österreicher und sandten an den Großfürsten Jagal, er solle Christ werden und Polen mit Litthauen zu einem großen Reiche vereinigen.[1])

Der Großfürst zauderte nicht. Am 19. Januar 1385 erschienen zwei Brüder von ihm in Krakau vor der jungen Königin und warben feierlich um ihre Hand und versprachen dafür, das ganze Volk der Litthauer werde in die katholische Kirche übertreten, der Großfürst werde seine Schätze zum Wohle beider Reiche verwenden, an den Herzog Wilhelm die 200.000 Thaler Reuegeld auszahlen, er werde alle polnischen Gefangenen frei geben, er werde alles, was Polen entrissen sei, ihm wieder erwerben, er werde all seine litthauischen und russischen Länder mit dem polnischen Reiche vereinigen. Glänzendes Angebot! Aber der jungen Königin graute vor dem vierzigjährigen hässlichen Barbaren; sie erklärte, dass sie über ihre Hand nicht mehr zu verfügen habe, dass sie einem andern schon versprochen sei. Die Gesandten aber zogen zu ihrer Mutter nach Ofen:[2]) „Schon viele Kaiser und mächtige Fürsten hatten den Wunsch gehabt, mit dem Großfürsten von Litthauen in verwandtschaftliche Verbindung zu treten und ewige Freundschaft mit ihm zu schließen, aber der allmächtige Gott hat die Erreichung dieses Zieles Euer Majestät vorbehalten. Erfülle daher, erlauchte Herrin, des Himmels Bestimmung. Nimm den Großfürsten Jagello zum Sohn, gib ihm zur Ehe deine Tochter, die geliebte Hedwig, die Königin von Polen. Wir haben das feste Vertrauen, dass aus dieser Verbindung hervorgehen wird: Preis dem Allmächtigen, Freude den Geistern, Ehre den Menschen und Wachsthum den Königreichen." — Elisabeth war gegen Wilhelm wie gegen Sigismund, wagte aber, wie die Lage war, weder Ja noch Nein zu sagen. Leopold von Österreich kam nach Ofen und verlangte auf Grund der Verträge die Vermählung seines Sohnes mit Hedwig. Herzog Wilhelm aber eilte nach Krakau und Hedwig freute sich der Ankunft des Jugendgeliebten. Allein ihre Räthe waren vom Litthauer bestochen und Wilhelm von Österreich ward von ihr aufs strengste ferngehalten und musste zuletzt entfliehen. Hedwig wollte mit ihm ziehen; entrüstet über den Zwang, den man ihr anthat, soll sie an der Schlosspforte dem wachhabenden Kriegsmann das Beil abgenommen und versucht haben, das Thor zu öffnen. Einer der Großen sprang herbei und führte sie zurück.

Jagals Brautwerbung. — Herzog Wilhelm. — Zwang gegen Hedwig.

Der bestimmte Wille ihrer Mutter, die Erklärung der Großen, dass sie Jagello zu ihrem Herrn und König wählen wollten, der Wunsch des Landes und die Erklärung, dass nur sie im Stande sei, ein ganzes heidnisches Volk in den Schoß der Kirche zu führen und ein Werkzeug der ewigen Gnade zu werden, beugten endlich den Sinn der frommen jungen Königin. Am 12. Februar 1386 hielt der Litthauer seinen feierlichen Einzug in Krakau, am 13. Februar erhielt er in der Taufe den Namen Wladislaw, Wigund den Namen Alexander, Swidrigal den Namen Boleslaw, Kornello den Namen Kasimir, Witold ließ sich noch einmal taufen und empfieng den Namen Alexander. Viele edle Litthauer wurden am gleichen Tage mit ihrem Großfürsten getauft. Von allen Seiten gedrängt, der Wohlfahrt Polens und der Religion das Opfer ihrer Neigung zu bringen, reichte Hedwig am 18. Februar 1386

Wladislaw II. — Taufe der Litthauer.

[1]) Caro, l. c. III, S. 429—466.
[2]) Ibid. III, S. 442.

Jagellonen. dem Großfürsten die Hand, am 11. März 1386 ward Jagal als Wladislaw II. zum König von Polen gekrönt. Litthauen und Samogitien mit dem Theil Russlands, den Jagal beherrschte, wurde durch eidliches Versprechen auf ewige Zeiten mit Polen vereinigt. Die Polen jauchzten vor Freude, als sie das Meer sahen. So traten die Jagellonen an die Stelle der Piasten.[1])

Lage des Ordens geändert. Damit war die Lage des Ordens vollkommen verändert. Bei dem Machtzuwachs des ehrgeizigen, unversöhnlichen Jagal war der Orden in höchster Gefahr, Litthauen und Polen waren einig im Hass gegen die Deutschen. Empört über die treulose Behandlung des Herzogs Wilhelm hatte der Hochmeister das Angebot Jagals, in Krakau Taufzeuge und Hochzeitsgast zu sein, abgelehnt. Der neue König zeigte sich erzürnt darüber. Auf beiden Seiten wurde gerüstet und suchte man Bundesgenossen zu bekommen. Um den Papst zu gewinnen, zwang Jagal sein Volk, zum Christenthume überzugehen. Er Bekehrung Litthauens. ließ die heiligen Haine aushauen, die Opfersteine umstürzen, die Götzenbilder zertrümmern, die heiligen Schlangen tödten und Perkunos heiliges Feuer in der Burg zu Wilna auslöschen. Rottenweise musste das Volk in das gesegnete Flusswasser steigen und alle in einer Abtheilung bekamen immer den gleichen Namen. Der Papst konnte nicht umhin, seine Freude auszusprechen, dass ein ganzes Volk zum wahren Glauben übergetreten sei, obschon er lange anstand, Jagello als König von Polen anzuerkennen. Doch war Noth des Ordens. die ganze Lage des Ordens verändert: er konnte nicht mehr zur Kreuzfahrt predigen lassen, da die Litthauer jetzt als Christen galten, und doch bereitete der neue Christenkönig dem Orden Schwierigkeiten, wo er konnte; so reizte er die Herzoge von Pommern auf, welche die Kreuzfahrer, die aus dem Westen kamen, aufhielten. Gegen das vereinigte Polen und Litthauen waren des Ordens Kräfte zu schwach, er musste daher Söldnerhaufen anwerben, was seine Finanzkräfte sehr in Anspruch nahm, und zudem litt der Handel sehr.

Neuer Krieg. 1385 begann der Kampf von neuem. Witold fiel mit zwei Brüdern Jagals in Masovien ein. 1389 stritt der Orden in Pommern. 1386 näherte sich Witold wieder dem Orden; denn Jagal hatte ihn getäuscht, Skirgal war zum Großfürsten von Litthauen erhoben worden. Gegen beide bat Witold um Hilfe, indem er seine Gattin, Tochter und hundert vornehme Litthauer als Unterhändler und Geiseln der Treue sandte. Mit 40.000 Mann fiel der Ordensmarschall Kreuzfahrer. in Litthauen ein und Witold stieß mit einer Streitschar zu ihm. Einige Festungen wurden erobert, aber zuletzt fielen die Litthauer über Witold, als den Verwüster ihres Landes, her und brachen seine Burgen, nur die Samaiten standen treu zum Orden. Zum Glück für denselben erschienen zahlreiche fremde Kriegsgäste aus Deutschland, Frankreich und England, darunter Heinrich von Derby, der später als Heinrich IV. den Thron Englands bestieg; unter den Franzosen war der berühmte Ritter Boucicault, der jetzt zum drittenmal gegen die Litthauer zu Felde zog. Bei Alt-Kauen wurde Skirgal geschlagen, wurden

---

[1]) Caro, l. c. III, S. 492—510.

drei Herzoge und eilf Bojaren gefangen. Dann giengs vor Wilna, das zwei Burgen hatte. Die eine wurde verbrannt und Karigal, Jagals Bruder, dabei erschlagen; die andere hielt stand, bis kalte Herbstwitterung und Krankheiten die Deutschen vertrieben, und es starb am 20. August 1390 der Hochmeister, der, wenn auch nicht mit gleicher Kraft, doch im gleichen Sinne wie Winrich, regiert hatte.[1])

Konrad von Wallenrod wurde 1391 zum Hochmeister gewählt und waltete drei Jahre, ein tüchtiger Mann, aus einem alten Geschlechte Frankens entsprossen, ein kühner Krieger, immer kampflustig, streng in der Verwaltung und doch wieder mild und gütig gegen seine Ordensbrüder, bescheiden im Urtheil über sich selbst und willig für besonnenen Rath, insbesondere wohlthätig und nachsichtig gegen Bürger und Landmann, weshalb ein Zeitgenosse, der Chronist Lindenblatt[2]) von ihm sagt, er habe den Städten des Landes gütlich gethan und sei ihnen milde gewesen, er habe sich auch dem Landmanne gütlich und milde bewiesen und mit Strenge darauf gesehen, dass den gemeinen Landbewohnern von den Gebietigern keine Gewalt und keine Ungerechtigkeit geschehe. Ablösung von Scharwerken und bäuerlicher Arbeit kommt unter seiner Waltung häufig vor, nur der Dammbau machte eine Ausnahme und ein feindlicher Einfall — da musste jeder die Warten mit besetzen helfen. — Wallenrod.

Polen und der Deutschorden.

Ein tüchtiger Hochmeister und die Spannkraft des ganzen Ordens war nöthig, um der neuen Lage zu genügen. Die Vereinigung Polens und Litthauens schuf eine gewaltige Macht, die darum den Orden zermalmen musste, weil bei beiden Völkern der Hass gegen die Deutschen gleich lebendig war; wenn der König gegen den Orden zog, so folgten ihm freudig die Polen und Litthauer. Der slavische Geist regte sich und suchte die Bande abzuschütteln, in die ihn der Deutsche geschlagen. Darum endeten alle Friedensverhandlungen zwischen dem Orden und Polen oder Litthauen mit Krieg statt mit Frieden. Hierin lag die Gefahr für den Orden, dem die Bekehrung der Litthauer auch den Vorwand entriss, zum Kreuzzug gegen sie aufzufordern. König Sigismund hatte einmal den Gedanken, den ganzen Orden an die türkische Grenze zu verpflanzen und ihm so ein neues Feld für seine Begeisterung und seine Kampflust anzuweisen, und wahrscheinlich hätte sich der Orden noch Jahrhunderte im alten Glanze erhalten, denn Kampf für den Glauben war seine Lebenslust. Auf die Dauer ruhig ein Land zu verwalten, war darum schwierig, weil, je eifriger für Hebung der Städte, für Befreiung der Bauern und Berechtigung des einheimischen Adels gesorgt wurde, umso näher für die Geschützten die Versuchung lag, nach der Selbstregierung zu greifen und die Leitung eines fremden Ritterordens abzuschütteln.

Gefahr des Ordens.

Stellung Jagals.

1) Voigt, l. c. V, S. 540—580.
2) Ibid. V, S. 659.

Darin lag die Gefahr. Jagal war nur das Bindemittel zweier feindseliger Völker, seine eigentliche Gewalt als König in Polen war gering. Dafür, dass der polnische Adel die schöne Hedwig zwang, ihm die Hand zu reichen, hat er sich große Rechte ausbedungen. Eine Zeitgenosse sagt mit Recht: „Es steht schlimm um die Königsherrschaft in Polen, denn der Adel will einen König nur, um die Güter des Reiches an sich zu reißen und zu seinem Nutzen auszubeuten.[1]) Jagello musste versprechen, alle Würden, Lehen und Ämter sollten allein denjenigen Adeligen vorbehalten sein, die in dem Landestheil, wo er Amt handeln sollte, ansäßig seien, und zwar solle die Verleihung nur unter dem Beirath des heimischen Adels geschehen. Alle Schlösser und Burgen dürfen nur eingebornen Polen von Adel anvertraut werden. Es waren also die Deutschen geopfert, wie das Bürgerthum. Polen ist also eine Adelsherrschaft geworden, nur Jagal ist als König zunächst erkoren, nicht seine Nachkommen. Polen ist ein Wahlkönigthum. Litthauische Bojaren konnte also der König nicht nach Polen verpflanzen. Die Landesvertheidigung lag allerdings auf dem Adel, allein nicht bloß für den Kriegsdienst außer Landes, sondern auch innerhalb des Landes war Ersatz aller wesentlichen Schädigungen und Auslösung aus der Gefangenschaft ausbedungen. So war also Jagello in Polen machtlos und hatte durch seinen Übertritt zum Christenthum und zu den Polen seine Stellung in Litthauen gefährdet.

Pacta conventa.

Litthauen

Allerdings zog er nach seiner Vermählung nach Litthauen und setzte die Bekehrung mit Gewalt durch, aber im Herzen hiengen noch lange Viele an den alten Göttern, die nach ihrem Glauben den Frühling spendeten, den Ackerbau schützten, das Getreide und den Hanf gaben, die Herden groß machten, an den Zauberern, welche die Geister beschwören. Nur die angestammte Furcht vor dem Herrn hielt **Bojaren** (Wojar = Armiger, Waffentragender, Kriegsdienstpflichtiger) und Knechte im Zaum. Es gab Zinsbauern, die persönlich frei, aber dinglich unfrei waren, und persönlich und dinglich Unfreie. Der Litthauer war gewöhnt, dem Befehle des Fürsten zu gehorchen, und jetzt befahl er, sich taufen zu lassen, und unterstützte sein Gesuch mit dem Geschenk eines weißen Tuchrocks, während bisher die Litthauer sich nur in Leinwand und ärmliche Pelze gekleidet hatten. Der Bojar, der bisher über seine Habe nicht frei verfügen konnte, erhielt jetzt mit dem Christenthum freies Verfügungsrecht über sein Vermögen, war auch in Betreff der Verheiratung seiner Töchter und Nichten nicht mehr an die Bestimmung des Fürsten gebunden. Die Witwe erbt fortan das Vermögen des verstorbenen Mannes. Der Bojar hat für den Fürsten nicht mehr Arbeitsdienst oder Robot zu leisten, dagegen wird er zum Burgenbau und Kriegsdienst angehalten und zur Verfolgung des Feindes im Falle der Noth kann jede Mannsperson auf-

Bojaren.

Unfreie.

[1]) Caro, l. c. III, S. 31.

gerufen werden. Wer das Christenthum verläßt oder es anzunehmen weigert, verliert all diese Rechte. Wilna wurde Bisthum. Ehen mit Nichtrömisch-katholischen wurden verboten. Die Neigung, welche aber die Litthauer hin und wieder zeigten, sich an Witold gegen Jagal anzuschließen, beweist, wie gefährdet die Herrschaft Jagals und wie viel Schlauheit nöthig war, um über alle Schwierigkeiten zu siegen. Wilna Bisthum.

Der Adel Polens hatte den König machtlos und die niedern Stände rechtlos gemacht, aber das Ländergebiet, über welches Jagal und Hedwig walteten, war groß und reichte von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Jagal war oberster Lehensherr, magnus dux Lithuaniae, rex Letowiae, König in Polen, und während er auszog, um Litthauen zu bekehren, empfieng Hedwig die Huldigung mancher russischen Provinzen, die früher unter Ludwig dem Großen gestanden. Lemberg huldigte, Jaroslaw erkannte sie als Herrin. Die Fürsten von Podolien, Peter von der Moldau huldigten Hedwig. Der Metropolit von Kiew, ganz Wolhynien, Bessarabien und die Walachei wurden den Polen ohne Mühe zutheil. Aus den Triften der Ukraine zogen sich die Tataren allmählich zurück. Polnische Herren bemächtigten sich dieser Landschaft. Größe Polens.

Ein neuerer Geschichtschreiber [1]) bemerkt aber mit Recht: „Erwerbungen von diesem Umfang und auf so mühelose Weise hat die Geschichte kaum wieder aufzuweisen. Allein Staaten wie Individuen bestätigen die Lehre, dass zu leichter Gewinn selten beglückt. So wenig als Polen ein handeltreibendes Volk war, so wenig besitzt es das Talent, zu colonisieren. Wo hätte auch das dünnbevölkerte Land so vieler Anbauer entbehren können, als zur Nutznießung des unermesslichen russisch-litthauischen Gebietes erforderlich war. Selbst auf die Auswanderung aus Deutschland, fast zu allen Zeiten, ja bis auf den heutigen Tag angewiesen, konnte das polnische Land nimmermehr einer Zumuthung genügen, wie der, welche die menschenleeren Strecken am Dnjestr und Dnjepr an dasselbe stellten. Die vorgefundene, seit den Verheerungen der Polen angewachsene Bevölkerung bestand fast ganz aus Russen. Um dieses fremdartigen Elementes Heer zu werden und es der eigenen Art verwandt zu machen, hätten die Polen eine massenhafte ausdauernde Einwanderung der arbeitenden Classen einleiten müssen, denn Umwandlungen in nationaler Hinsicht erfolgen nie anders, als von unten her. Dazu aber war das polnische Volksaggregat nicht befähigt. Herren, Adel, Grundbesitzer konnte es jenen Gegenden abgeben, nicht aber Arbeiter, Bebauer des Bodens. Diese vermehrten sich durchaus als ein dem Polenthum fremder und abgeneigter Volksbestandtheil, der durch viele Bezüge, wie Sprache, Sitte, Kirche mehr nach dem Osten gerichtet war. Sobald daher in der wachsenden Civilisation das Volksbewusstsein sich verstärkte, war der Zusammenstoß unabweisbar. — Polen war zu klein für die Größe seines Besitzes, zu klein für das Glück Jagellos." Mangel an Bauern.

So lange Hedwig lebte, kam es zwischen dem Orden und Polen nicht zu einem großen Krieg, ein Gefühl der Verehrung für ihn als eine kirchliche Anstalt leitete die Königin. „Dieweilen wir leben," schrieb sie einmal vertraulich an den

---

[1]) Caro, l. c. III, S. 67.

Hedwig Hochmeister, „darf sich der Orden nicht besorgen, sondern wenn wir todt sind, habt ihr gewisslichen Krieg mit Polen.“ — Ja, kurz vor ihrem frühen Ende, zerfiel sie sogar mit ihrem Gemahl wegen seiner Politik hinsichtlich des Ordens.
† 1399. Ihr opferreiches Leben endete früh, sie starb am 17. Juli 1399, nachdem sie am 22. Juni desselben Jahres ihr erstes Kind, ein Mädchen, geboren und bald darauf diese ihre einzige Hoffnung zu Grab hatte tragen sehen. Die Thränen und Klagen der Unglücklichen, deren unermüdliche Wohlthäterin sie war, folgten ihr nach. Sterbend gab sie ihrem Gemahl noch den Rath, sich wieder zu vermählen und zwar mit Anna von Cilly, um ein Unrecht ihres Vaters zu sühnen, welcher Annas Mutter über dem Grabe Kasimirs für unehelich hatte erklären lassen. Ihre Habe vermachte sie theils den Armen, theils für die Wiederaufrichtung der in Verfall gerathenen Universität Krakau. So endete diese edle Tochter Ludwigs des Großen, die an Adel des Herzens ihren Vater gewiss übertraf.[1]

Bald nach ihrem Tode kam es zum Entscheidungskampf mit dem Orden, für den längst alles vorbereitet war. Es war Jagal gelungen, seinen Vetter Witold wieder dem Orden zu entfremden und zu seinem Bundesgenossen zu machen, indem er ihm die Belehnung mit Litthauen und insbesondere mit Wilna verhieß.[2] Unerwartet fiel darauf 1392 Witold über die Hilfstruppen des Ordens her. Der Herzog von Oppeln verpfändete damals das Dobrinerland an den Orden, was den Polen Anlass gab, mit dem Krieg zu drohen. Dennoch gieng der Hochmeister auf einen Antrag Königs Sigismund und
Theilung Polens. seiner Brüder Prokop und Johann, Polen zu theilen, nicht ein. „Diese Herren“, sagte sein Abgeordneter, „haben es also vor, dass sie keinen König zu Polen mehr haben wollen, und meinen, alles, was diesseits von Kalisch gelegen ist, nebst Masovien, sollte zu Preußen, und was jenseits Kalisch ist, Krakau, Sandomir und die russischen Provinzen, sollte zu Ungarn, was aber von der Warta westlich liegt, sollte der Mark und dem römischen König gehören.“[3] Der Hochmeister entgegnete, nur wenn der Papst dem Orden das Kreuz und der Kaiser das Schwert gebe, so werde er auf solche Weise seine Kraft versuchen.

Jungingen. Auch Wallenrods Nachfolger, Konrad von Jungingen (1393—1407), schwäbischen Geschlechtes, ein frommer, würdiger, strenger Mann, suchte sein ganzes Leben den Frieden zu erhalten. Er war ein guter Haushälter, erweiterte den „Elendenhof“ in Danzig, da es ein gutes Werk sei, die Elenden, Kranken und Siechen zur Rast und zur Ruhe zu bringen. Er sicherte das Gebiet der Weichsel durch Dämme vor Überschwemmung; er hob das städtische Leben, indem er Ausschweifungen entgegentrat und das Rechtswesen förderte. 1394 wurde in Marien-
Städteordnung. burg eine allgemeine Städteordnung entworfen; von Thorn und Königsberg sind noch vollständige „Willküren“ vorhanden.[4] Er war für Hebung und Gestaltung der Handelsverhältnisse unermüdlich thätig, er

---

[1] Caro, l. c. III, S. 177—180.
[2] Voigt, l. c. V, S. 605 ff.
[3] Caro, l. c. III. S. 130.
[4] Voigt, l. c. VI. S. 6—19.

half, den Seeräubern das Handwerk zu legen. Der Orden eroberte damals die Insel Gothland. Bei den Hansatagen spielte der Orden eine große Rolle. 1394 fand ein Zug gegen Litthauen statt, um Witold im Schach zu halten, 1399 ein Einfall in Samaiten.

Der ehrgeizige und kühne Witold hatte damals den Plan, bei den Zwistigkeiten der Mongolen untereinander über das Schicksal von Batus Thron zu entscheiden, Tamerlan selbst zu vernichten und Moskau mit seinem Reich zu vereinigen. Er schloss Frieden mit dem Orden, der ihm sogar eine auserlesene Schaar von 500 Reitern mitgab. Der Kern des Heeres bestand aus Russen und Litthauern. Edegu, der greise Feldherr Timurs, trat ihm mit Übermacht an dem Flüsschen Worskla entgegen. „Warum ziehst du wider mich zu Feld?" ließ er Witold fragen. „Hab' ich je deine Grenzen bewaffnet überschritten?" — Witold antwortete: „Gott gab mir die Herrschaft der Welt, zahle mir Tribut als Sohn und sei mein Sclave!" — Am 13. August 1399 kam es zur Schlacht, zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Witolds Heer wurde von der Übermacht erdrückt, auch die meisten Ordensritter fielen.

Witold.

Mongolen.

Schlacht an der Worskla.

1400 wurde Samaiten mit Hilfe Witolds dem Orden unterworfen. Viele Bewohner wurden nach Preußen verpflanzt.[1]) Bald machte Witold wieder neue Umtriebe. Selbst der Papst schien gegen den Orden gewonnen, doch wusste der Hochmeister einen Frieden zu erlangen, in welchem Jagello das Dobrinerland gegen Zahlung von 50.000 Gulden zurückerhielt, Witold aber dem Orden Samaiten zum ungestörten Besitz überließ.

Desungeachtet brach bald ein Streit aus über Driesen, an der Grenze der Neumark, welcher die letzten Lebenstage des Hochmeisters verbitterte; voll Kummer sah er das schwere Unglück der Ritter voraus und warnte aus Liebe zu seinem Orden davor, das Meisteramt seinem kriegslustigen Bruder zu übertragen. Desungeachtet wählte das Capitel 1407 einstimmig Ulrich von Jungingen und jetzt bekam der Streit um Driesen einen verschärften Charakter. Als Witold in Samaiten, offenbar im Einverständnis mit Jagello, einen Aufstand erregte, ließ der Hochmeister den König von Polen, den er längst durchschaut hatte, zur offenen Antwort auffordern, ob er dort für oder gegen den Orden auftreten werde. Jagello ließ entgegensagen: „Bei einem Kriege des Ordens gegen Litthauen werde der König seinem Verwandten Witold Beistand leisten, auch wolle er nicht mehr König von Polen heißen, wenn er nicht Driesen mit seinem Reiche vereinigen könne." Als seine Unterhändler erklärten: „Hütet Euch, ein Krieg mit Litthauen ist ein Krieg mit Polen" — entgegnete der Hochmeister: „Habt Dank für diese Offenheit, so will ich's denn lieber beim Haupt, als bei den Gliedern fassen, und lieber

Driesen.

Ulrich von Jungingen.

[1]) Voigt, l. c. VI, S. 186—200.

besiedeltes und bebautes Land, als Öde und Wildnis aufsuchen" und sandte am 6. August 1409 dem König den Fehdebrief.

Krieg 1409. Die Grenzen des Dobrinerlandes wurden alsbald überschritten und einige Burgen genommen; auf der anderen Seite erhob Witold Krieg im Samaitenland. Doch der Polenkönig war nicht hinlänglich gerüstet und begann daher von neuem Unterhandlungen, und so ward ein Waffenstillstand geschlossen bis zum folgenden Johannistage, während dessen der Schiedsspruch

Wenzel. des Königs Wenzel eingeholt werden solle. Dieser fällte 1410 den Spruch: „Das Land Dobrin ist dem König von Polen zurückzugeben. Samaiten bleibt dem Orden. Driesen gehört dem König von Ungarn." Als die polnischen Gesandten ihre Zustimmung verweigerten, rief Wenzel zornig aus: „Nun sehen wir wohl, dass ihr eigentlich König von Polen seid, nicht aber euer Herr! Wollet ihr Krieg, wohlan! so wollen wir und unser Bruder, der König von Ungarn, dem Orden wider euch zur Seite stehen und mit des Herrn Hilfe euch mit Heeresmacht in eure Grenze zurücktreiben." Um Zeit zu gewinnen, unterhandelte nun Jagello mit dem König von Ungarn, reizte aber zugleich Witold gegen den Orden, so dass um Pfingsten 1410 der Hochmeister das Gebot erließ, „dass jeder bereitstehen solle, auf den ersten Befehl zuzujagen",[1]) und nach allen Seiten an die Fürsten um Hilfe sandte und die Landesgrenzen besetzte. Endlich war Jagello gerüstet und brach auf, die Grenze zu überschreiten. Sein Heer soll sich auf 163.000 Mann belaufen haben, darunter 66.000 Reiter; Heiden, Mohammedaner, Armenier waren dabei und darunter nicht weniger als 30.000 Tataren, während das Ordensheer nur 80.000 Mann zählte, darunter 46.000 Reiter, 33.000 Söldner aus Deutschland. Das Ziel des polnischen Heeres war Marienburg. Die Tataren übten, wo sie hinkamen, ohne Unterschied des Ge-

Schlacht bei Tannenberg. schlechtes und Alters Greuel aller Art. Beim Dorfe Tannenberg, nahe bei Osterode, kamen beide Heere einander zu Gesicht. Ein furchtbarer Gewittersturm in der Nacht hatte die Wege aufgeweicht und den Marsch ermüdend gemacht. Das ist der Grund, warum der Hochmeister mit dem Zeichen zur Schlacht bis Mittag zögerte, obschon der Chronist meint, wenn er in der Frühe angegriffen, so hätten die Ritter die Ehre des Tages erworben. Aber das polnische Heer wollte aus Buschwerk und Wald nicht heraus. Deshalb sandte der Ordensmarschall an Jagello zwei bloße Schwerter. „Es ist Brauch kriegerischer Streiter", sagten die Herolde, „wenn ein Kriegsheer, zum Kampfe bereit, das andere erwartet, so sendet es diesem zwei Schwerter zu, um es zum gerechten Streit auf den Kampfplatz zu fordern. Sehet, so reichen auch wir euch jetzt zwei Schwerter entgegen, das eine für euch, den König, das andere für euch, Herzog Witold — im Namen des Meisters, des Marschalls und der Ritter des Ordens, auf dass ihr den Kampfplatz erwählet, wo ihr ihn wollt. Nehmt sie euch zuhilfe diese Schwerter zu Beginne des Streites. Aber zaudert nicht ferner und versäumt nicht die Zeit. Wozu versteckt ihr euch in die Wälder und verberget euch, um dem Kampfe auszuweichen, dem ihr doch nicht mehr entgehen könnt?" Der König antwortete: „Wir haben nie von einem andern Hilfe erbeten, außer von Gott. In seinem Namen nehmen wir die Schwerter an; doch die Wahlstatt zu wählen, geziemt uns nicht, wo sie Gott uns gibt, wollen wir sie nehmen als gegeben und erwählt."[2]) — Es ist dies die Rede der Angst, trotz der Übermacht, die auf seiner Seite war.

---

[1]) Voigt, l. c. VII, S. 73—76.
[2]) Ibid. VII, im Anhang, gibt den Plan der Schlacht.

Ungeduldig des Zögerns schritt am Mittag, wo heiß die Sonne vom Himmel brannte, Witold zum Angriff vor. Mit Jubelruf nahm ihn der Orden an. Mit unglaublicher Tapferkeit wurde stundenlang auf beiden Seiten gestritten, bis Litthauer, Russen und Tataren ermattet zu weichen begannen. Vergebens suchte Witold die flüchtigen Haufen zum Stillstande zu bringen. Manche flohen mit Schrecken in ihre Heimat und verbreiteten die Nachricht, der Orden habe gesiegt. Auch auf dem linken Flügel des polnischen Heeres schien sich der Sieg für den Orden zu entscheiden und schon erschallte auf der ganzen Schlachtlinie der übliche Siegesgesang: „Christ ist erstanden!" — Allein der polnische Befehlshaber Zindram, denn Jagello blieb klugerweise auf einem Hügel außerhalb der Schlacht, sandte immer neue Scharen in die rechte Flanke der Ritter, welche das schon verlorene polnische Reichspanier wieder eroberten. Auch Witold holte aus Wald und Busch immer neue Scharen herbei, während das ganze Ordensheer schon vom Kampfe ermüdet war. Da der Augenblick der Entscheidung nahte, riethen viele dem Hochmeister, sich vor der Übermacht zurückzuziehen und in den Burgen des Landes den Kampf fortzusetzen. „Das soll nicht geschehen, so Gott will!" rief Ulrich von Jungingen, „denn wo so mancher brave Ritter neben uns gefallen ist, will ich nicht aus dem Felde reiten" — und sprengte an der Spitze von sechzehn Fähnlein, der letzten Kraft des Heeres, an die Stelle, wo der König und das Reichspanier stand. Der kulmische Bannerführer Nikolaus von Renis flieht mit einigen Fähnlein vom Landesadel, desungeachtet dringt der Meister mit der übrigen Freundesschar vor. Massen von feindlichen Reitern umschließen sein Häuflein. Ein entsetzliches Mordgewühl beginnt. Da stürzt der Hochmeister, in Brust und Stirn getroffen, nachdem er allen im Kampfe durch Heldenmuth vorgeleuchtet, vom Streitroß, und bald liegen um ihn die Gebietiger, Freunde, die Tapfersten der Tapfern, welche diesen Tag nicht überleben wollten. Eine Stunde vor Sonnenuntergang war die Schlacht entschieden. Die Blüte des Ordens war hingemäht, mehr als 200 Ritter, 40.000 vom gemeinen Kriegsvolk. Jagello soll 60.000 Mann verloren haben. Dieser Tag und seine Folgen hat die Kraft des Ordens gebrochen, aber er gieng unter im Glanze seines Ruhmes. Der Rest des Ordensheeres zog sich spät am Abend, von den Feinden, deren Scharen unerschöpflich schienen, gedrängt, in das Lager zurück. Die Polen blieben zwei Tage auf dem Schlachtfelde stehen, um die Beute zu sammeln.[1]) — *Ruhm im Unglück.*

Der Schlag wirkte betäubend. Nicht bloß der Orden, der ganze Staat, den er gegründet, einer der wohlgeordnetsten jener Zeit, schien vernichtet. Allen entsank der Muth. Städte, Burgen ohne Besatzung, ohne Geschütz fielen rasch nacheinander. Der König drang bis Marienburg vor, alles mit — *Folgen der Schlacht.*

---

[1]) Voigt, l. c. VII, S. 86—100. — Caro, l. c. III.

Feuer und Schwert verheerend. Manche Ritter waren so sehr überzeugt, daſs jetzt alles verloren sei, daſs sie eilig Geld und Gut zusammenrafften und nach Deutschland entflohen. Da zeigte Graf Heinrich von Plauen, Comthur von Schwez, was ein Mann von Muth in der Noth wert sei.[1])

Heinrich von Plauen.

Von Pommern, wo er zum Schutze der Grenze aufgestellt war, nach Marienburg eilend, wuſste Heinrich zur Vertheidigung dieses Hauptsitzes des Ordens anzufeuern. Die Stadt, die nicht zu halten war, ließ er in Flammen aufgehen, Lebensmittel und Bewohner brachte er in die Burg, deren Vertheidigung er selber übernahm, nachdem ihn die wenigen anwesenden Ritter zum Statthalter mit meisterlicher Macht ernannt hatten. Vergebens beschoſs der Feind die Mauern und wagte Sturm auf Sturm, Heinrich von Plauen machte sogar kühne Ausfälle, deren Gelingen den Muth der ritterlichen Besatzung erhöhte. Bei einer Verhandlung bestand der König auf der Übergabe von Marienburg, während Heinrich von Plauen für den Frieden nur das Kulmerland, Michelau und Pomerellen und Entscheidung der Streitfrage durch den Papst, Kaiser und die Reichsstände angeboten haben soll. Jagello aber meinte, gewonnene Lande könne er nicht als Geschenke für den Frieden annehmen und so währte die Belagerung fort. Muth gab den Bedrängten ein eingebrachtes Schreiben Sigismunds, worin er baldigen Entsatz verhieß. Krankheiten, Fröste und Mangel nöthigten bald Jagello, den Frieden unter den Bedingungen anzunehmen, die ihm Heinrich schon gestellt hatte. Allein Heinrich von Plauen wies jetzt den Frieden stolz zurück und am 19. September 1410 wurde die Belagerung aufgehoben, wenn die Feinde auch mit viel Raub und Beute beladen heimkehrten.

Marienburg in Noth.

Bald nahmen die Ritter eine Reihe der ihnen entrissenen Burgen wieder und am 1. Februar 1411 kam es zwischen beiden Theilen zum Frieden von Thorn, in welchem die eroberten Burgen und Städte alle wieder zurückgegeben, die Kriegsgefangenen entlassen wurden und nur das Land Samaiten dem König und dem Großfürsten für ihre Lebenszeit verbleiben und erst nach ihrem Tode an den Orden zurückfallen sollte, Dobrinerland und alle früheren Besitzungen des Königs sollten der Krone Polen, Pommern, Michelau, Kulmerland dagegen dem Orden wieder zufallen. Den Streit über Driesen solle ein Schiedsgericht, nöthigenfalls der Papst, entscheiden.

Friede zu Thorn.

Kaum war der Frieden abgeschlossen, so erhielt der Hochmeister, denn am 9. November 1410 war Heinrich von Plauen als Retter von Marienburg einmüthig zu dieser Würde erkoren worden, von Sigismund die Nachricht, er sei jetzt Erbherr von Brandenburg und werde dem Orden kräftige Hilfe leisten. Die Botschaft kam zu spät. Der Friede war geschlossen, aber die Lage des Hochmeisters eine äußerst kummervolle. Die Kriegsrüstung, der Sold, die Verheerungen der Feinde, die Nothwendigkeit, die zerstörten Burgen wieder aufzubauen, hatten die Geldmittel des Ordens erschöpft. Der Hochmeister muſste zum erstenmal einen allgemeinen Schoſs (Landsteuer) ausschreiben, jeder Ordensunterthan, auch Geistliche und Mönche, muſsten beisteuern. Jagello meinte es nicht ehrlich mit dem Frieden und das energische Durchgreifen des Hochmeisters,

Geldnoth im Orden. Schoſs.

[1]) Voigt, l. c. VIII, S. 103—128.

wozu die Noth ihn trieb, erweckte ihm im Orden selber Feinde. Männer, die sich auf dem Schlachtfelde von Tannenberg feig gezeigt, standen an der Spitze einer Verbindung, welche den Hochmeister absetzen, im Nothfalle ermorden wollte. Die Verschwörung ward entdeckt, aber auch zutage gebracht, dass den Verschworenen Beihilfe aus Litthauen und Polen versprochen war. Der Hochmeister musste also zu neuem Kriege rüsten. Er wandte sich an die Höfe von Frankreich und England, er rief Wenzel von Böhmen als Haupt der Christenheit an, auf Erden habe er nebst Gott keinen anderen Trost. Verschwörung.

Die Überzeugung, dass mit dem Orden auch die Nordostgrenze des Reiches bedroht sei, lebte in vielen. Sigismund drohte mit Krieg, wenn „diesem festen Schild der ganzen Christenheit" Gewalt und Unbill geschehe, und trug sich einige Zeit mit dem Gedanken, den Orden mit Polen zu versöhnen und mit Hilfe beider die Türken aus Europa zu verjagen. Wäre er in seiner Politik nur auch beharrlicher gewesen! Aber so verlangte er 1412 vom Orden, dieser solle dem Polenkönig für die noch rückständige Geldsumme als Unterpfand die Neumark mit dem Hause Driesen einräumen. Dies hielt aber der Hochmeister für sehr gefährlich, schrieb einen neuen Schoss aus, den Polenkönig zu befriedigen, und griff in der Noth und in der Überzeugung, dass ohne ein engeres Anschließen an die Stände des Landes der Orden und ohne kräftigere Unterstützung des Ordens das Land nicht lange mehr frei erhalten werden, zur Errichtung eines Landesrathes. 1412 ward auf einem Tag zu Elbing bestimmt, dass forthin zwanzig der Vornehmsten vom Adel und siebenundzwanzig Vertreter der Städte in den Rath des Ordens zur Theilnahme an der Landes-Verwaltung, zur Mitwissenschaft aller wichtigen Landes-Angelegenheiten und aller das Land betreffenden wichtigen Unternehmungen, wie Kriegsbündnisse, Verträge, sollen aufgenommen werden. Ein folgenschwerer Schritt! Der Hochmeister entfernte sich dadurch ohne Zweifel die Gemüther der Gebietiger: als er zu einem neuen Krieg gegen Witold rüsten musste, wollten weder diese noch die Vertreter der Städte etwas davon wissen. Um alle Fesseln zu brechen, berief der Hochmeister 1413 ein Ordenscapitel; hier aber wurde er vom Marschall der Eigenmächtigkeit und Gewaltthätigkeit angeklagt und das Capitel beschloss, ihm die Zeichen des Meisteramtes abzunehmen. Obschon tief gekränkt durch den Undank, legte der Retter von Marienburg dennoch ohne Widerrede seine Würde nieder. Er war ein Opfer seiner Überzeugung von der Nothwendigkeit des Krieges und seiner Entschlossenheit, lieber gleich alles auf die Spitze des Schwertes zu stellen, als durch arglistige Unterhandlungen sich hinziehen zu lassen und den rechten Augenblick zu verlieren. Sein Ankläger ward später in dieselbe Lage und zur selben Überzeugung gebracht. Dass aber ein Hochmeister wegen seines kriegerischen Eifers gegen einen treulosen Feind, und weil er in der Noth alle Kräfte in seiner Hand zusammennehmen musste, unter dem Vorwande der Eigenwilligkeit abgesetzt werden konnte, zeigt einen tiefen Verfall vor, und dass

Sigismund.

Landesrath.

Der Großmeister abgesetzt.

Verfall des Ordens. viele lieber in Ruhe glückliche Tage verleben, denn für das Kreuz kämpfen wollten, und dass die frühere Zucht und Strenge bei der Aufnahme und das brüderliche Vertrauen aufgehört haben mussten. Der Orden krankte bereits an unheilbaren Wunden.[1])

Küchmeister. Der Ankläger Heinrichs von Plauen, Michael Küchmeister von Sternberg, aus fränkischem Geschlecht, wurde jetzt Hochmeister (1414—1422) und begann sein Amt mit Schritten der Annäherung an Polen. Früher schon hatte er die Unterhandlungen, die in Ofen über den Frieden gepflogen wurden, geleitet. Sigismund. Durch den Sieg bei Tannenberg war Jagello für Sigismund nicht minder gefährlich geworden als für den Orden, und es ist leicht begreiflich, dass die Trennung von Polen und Litthauen in den Wünschen des Luxemburgers lag. Witold. Deshalb gab er schon 1410 Witold den Rath, er solle vom Papst und vom Kaiser unmittelbar die Krone annehmen. Witold besaß damals eine solche Macht, dass, wenn er zum griechischen Bekenntnis griff, er ganz Russland an sich zu reißen vermochte. Zu diesem Wechsel zu rathen, dazu war Sigismund zu sehr Katholik, darum seine Mahnung, Witold solle sich in Wilna als König ausrufen lassen. Auch Witold blieb, wenigstens politisch — denn in seinem Verfahren sahen wir nichts von religiösen Bedenken — bei der abendländischen Kirche. Für Polen hätte ein Übertritt Witolds zur griechischen Kirche verhängnisvoll werden können. Russland hätte dann früher schon einen großen Theil von Polen an sich gezogen.

Convent zu Horodlo October 1413. Indes kam es jetzt anders. In Horodlo am Bug fand im October 1413 eine Versammlung polnischer Adeliger und litthauischer Bojaren statt. Sie heißt in den amtlichen Schriftstücken Generalconvent oder Parlament. Wir hören nur von Bischöfen, Würdenträgern, Großen, aber nicht von Vertretern von Städten, von Landboten. Hier wurden die Bojaren zu polnischen Bojaren. Rittern erhoben, dergestalt, dass immer ein litthauischer Bojar in eine der polnischen Sippen als Mitglied aufgenommen wurde und all die Rechte, Freiheiten, Geschlechtsnamen und Wappen erhielt, deren sich der betreffende polnische Geschlechtsverband bis dahin erfreute. Siebenundvierzig solcher Bojaren waren von Witold für diese Ehre vorgeschlagen, sie waren ohne Zweifel alle Bekenner der römischen Kirche. Die Anhänger des byzantinischen Bekenntnisses blieben Knechte.[2]) Den neuen Rittern wurde das freie Verfügungs- und Vererbungsrecht ihres Besitzes abermals zuerkannt, die Befugnis aber, Töchter, Schwestern, weibliche Verwandte zu verheiraten, dahin eingeschränkt, dass sie nur katholischen Männern zur Ehe gegeben werden können. Das wichtigste Zugeständnis aber war: „Alle Adeligen des polnischen Reiches und der Länder Litthauens werden zum Vortheile und Nutzen des Reiches Convente und Parlamente abhalten, wann immer es nöthig sein sollte, in Lublin oder Parczow oder an einem andern passenden Orte, unter Zustimmung und

[1]) Voigt, l. c. VII, S. 214—223.

[2]) Das besagt der Wortlaut der Urkunde vom 28. December 1413. — Caro, l. c. III, S. 407.

Einwilligung der Fürsten." Damit ist also der Adel Polens und Litthauens geeinigt und beruht auf ihm die eigentliche Gewalt des Staates und ist also das litthauische Leben in das katholische und polnische Leben hineingezogen. Für Polen zunächst war dies Verstärkung, nicht minder war für Jagello die Absetzung des Hochmeisters ein großer Vortheil, desgleichen dass Michael Küchmeister die Rüstungsvorkehrungen seines Vorgängers wieder abstellte. Damals war in Polen „große Sterbung", Jagello hatte kein Heer auf den Beinen und ließ sich darum gerne in Unterhandlungen ein, die an Ostern 1414 in Grabau eröffnet wurden. Der Hochmeister wünschte den Frieden, der König schien ihm nicht abgeneigt; wie der Ordenschronist berichtet, schieden sie friedlich voneinander. Aber die polnischen Großen, denen der Tag von Horodlo das Selbstgefühl gesteigert hatte, wollten Krieg. Nach ihrer Ansicht hatte der König den Sieg von Tannenberg zu wenig ausgebeutet und im Frieden zu Thorn zu wenig verlangt. Sie wussten wohl, würde der Orden je wieder kräftig, so ließe er den Tag von Tannenberg nicht ungerochen. Darum wollten sie ihn schwächen und nicht wieder aufkommen lassen,[1] darum stellten sie Forderungen, die nicht angenommen werden konnten: sie verlangten Pomerellen, Kulm und Michelau, Nessau und Umgegend, die strittigen Städte der Neumark, Driesen, ferner Verzicht auf Samogitien und Sudauen und Schadenersatz in einem Umfange, dass der Orden vollkommen verarmt wäre.[2]

Verhandlung zu Grabau.

Forderung der Polen.

Das hieß offen sprechen. Wie war der richtige Blick Heinrichs von Plauen jetzt gerechtfertigt! Musste der neue Hochmeister doch jetzt offen zugestehen, ein solcher Übermuth sei nicht länger zu dulden, und ließ er Vorbereitungen treffen gegen einen gewaltigen Angriff. Aber da nicht schnell ein Heer zu bekommen war, musste der Orden das offene Land preisgeben und sich auf Vertheidigung der Burgen beschränken oder, wie ein Zeitgenosse sagt, den Krieg auf skythische Weise führen, das heißt die Lebensmittel selbst vernichten, durch Mangel den Feind in Verlegenheit bringen und zum Rückzug nöthigen. Daher heißt der Feldzug von 1414 in der polnischen Geschichte der Hungerkrieg.[3] Diesmal hielten die Landschaften, — Dank der Errichtung des Landesrathes durch Heinrich von Plauen — mit dem Orden. Der Schaden, den sie erlitten, war ungeheuer. Die Tataren, welche Jagello und Witold in das Ordensland führten, hausten wie Barbaren in Schändung der Frauen, Kinder durchstach man „wie Ferkel und trat sie mit den Füßen". Die Burgen behaupteten sich in der Regel. Straßburg hielt das Feindesheer drei Wochen auf. Hunger und Pest räumten im Heere des Königs gewaltig auf, und dazu hatte Jagello dem Adel noch den erlittenen Schaden zu vergüten, daher sagte der Chronist: „Der König von Polen hatte keinen Frommen zu Preußen genommen." Nach neun Wochen zog sich der König zurück. Die Tataren hausten auf dem Rückzuge in Masovien wie im Feindesland. Aber wie war erst die Noth im Orden! Der Hochmeister musste

Hungerkrieg.

[1]) Caro, l. c. III, S. 424.
[2]) Ibid. III, S. 425.
[3]) Expeditio famelica.

alles Silbergeschirr einschmelzen lassen, Anlehen aufnehmen, um die Söldner zu bezahlen. In Deutschland sah man mit Schmerz dem Untergange des Ordens entgegen. Die öffentliche Meinung zwang den römischen König einzuschreiten; Entscheidung der Streitsache durch das Concil von Constanz war die Losung. Um den König zu gewinnen, ernannte Papst Johann XXIII. Witold und Jagal zu Generalvicaren der römischen Kirche für die Länder Pskow und Nowgorod, doch sollte den Rechten und der Wirksamkeit des erstern durch die Ernennung des letztern kein Eintrag geschehen. Einen Augenblick schien die Vereinigung wenigstens eines Theiles der griechischen mit der lateinischen Kirche in Aussicht zu stehen. Russische Bischöfe erschienen in Constanz, zogen aber nach einiger Zeit wieder ab mit der Erklärung, sie wollten bleiben, was sie vordem gewesen. Paul Wladimir wollte in einer Schrift an die germanische Nation nachweisen, dass weder Kaiser noch Papst das Recht hätten, den Krieg gegen die Heiden zu gebieten, thäten sie es dennoch, so könnten sie mindestens das Land und Gut der Heiden nicht verschenken. Das hieß mit andern Worten, das ganze Gut, den ganzen Besitzstand des Ordens in Frage stellen! Der König und das Concil wünschten Frieden zwischen dem Orden und Polen, um die Kräfte beider gegen die Türken zu richten, die damals in Ungarn vordrangen. Jagello war aber wenig empfänglich für die Rolle eines neuen Makkabäers, die ihm das Concil zudachte; er stellte nur diplomatische Verwendung beim Sultan in Aussicht.

Concil zu Constanz.

Der Orden wie seine Gegner klagten beim Concil wider einander. Witold sandte 60 Samogiten, um die Behauptung der Ordensritter zu widerlegen, dass das Christenthum in Samogitien noch keinen Eingang gefunden hätte. Der Hochmeister klagte, dass die Polen und Litthauer treulos das Land verheerten, dass man ihm zum Kriege reizen und ihm schließlich den Friedensbruch zuschreiben wollte. König Sigismund stellte als Grundlage eines festen Friedens auf, der Orden solle sein Land vom Reiche zu Lehen nehmen, solle für ihn die Zipser Gespanschaft auslösen und die Neumark an Polen abtreten.

Falkenberg.

Ein Dominicaner aus Kamin in Pommern, Johann Falkenberg, bezeichnete in einer Schmähschrift Jagello als götzendienerischen Verführer seines Volkes und die Polen als eine Ketzerrotte, gegen welche ein Kreuzzug der europäischen Christenheit ein sehr verdienstliches Werk wäre. Der Erzbischof von Gnesen klagte wider den Verfasser, der 1415 in Constanz verhaftet wurde. Der Hochmeister, dessen Betreiben man das Pamphlet zuschrieb, wies nach, dass er seine Genehmigung zur Verbreitung desselben als scandalös und injuriös verweigert habe.[1] Das Büchlein wurde als Lästerschrift mit Füßen getreten, aber nicht verbrannt, weil es keine Ketzerei enthalte, und Frankenberg wurde gefangen gehalten, bis er widerrief.

Welun.

Am 7. October 1414 wurde durch einen Legaten ein Waffenstillstand auf zwei Jahre vermittelt. Auf Witolds Vorschlag kam es 1416 zu neuen Friedensverhandlungen in Welun, bei welchen die Ritter den ungeschmälerten

[1]) Voigt, l. c. VII, S. 301—321.

Besitz aller Länder forderten, auf welche sie Rechtstitel besaßen. Der neue Papst, Martin V., hatte den Friedensbruch wider den Orden mit Bann und Interdict bedroht, — überhaupt hatten die Verhandlungen zu Constanz dem Orden wieder die Gunst der öffentlichen Meinung gewonnen. Der Orden wollte den Papst zum Schiedsrichter des Streites, Jagello den König Sigismund, er getraute sich es bei diesem dahin zu bringen, dass der Orden in Preußen aufgehoben und nach Cypern versetzt werde, weil er dort der Christenheit viel nützlicher werden könne. Sigismund grollte, dass der Orden des Reiches oberste Autorität als die entscheidende nicht anerkennen wolle.

Jagello aber lag damals in Hader mit dem Adel wegen seiner dritten Gemahlin, Elisabeth Grabowska (1417—1419), deren Krönung die Polen nicht beiwohnen wollten. Es kam zu bitteren Worten:[1]) „Als ihr neulich bei uns in Korczyn waret, bat ich euch, dass ihr mich mit meinem Weibe ziehen lasset auf mein väterliches Erbe und meine Tochter gebet, wem ihr wollt, und euch zum König machet, wen ihr wollt!“ Die Großpolen entgegneten: „Ihr seid unser Herr und König und mögt thun, was ihr wollt! Ihr habt ja alle fünf Kronen in eurer Schatzkammer; lasset sie aufsetzen, eine, zwei, alle fünf, dessen seid ihr mächtig zu einem Weibe, nicht aber zu einem Reiche.“[2]) Elisabeth war dem Orden geneigt, wie einst Hedwig. Nach ihrem Tode aber war schon wieder ein polnisches Heer auf dem Marsche gegen die Grenze Preußens, als es einem päpstlichen Legaten gelang, den Waffenstillstand zu verlängern. Wegen der unerwarteten Unterbrechung heißt dieser Krieg bei den Polen der Rückzugskrieg. Rückzugskrieg

Indes legten die Kurfürsten die Bedeutung des Ordens Sigismund dringend ans Herz: er sei der ganzen Christenheit ein fester, nützlicher und löblicher Friedensschild und alles Adels getreuer Aufenthalt viele Jahre her gewesen und sei es zur Zeit noch. So that denn am 6. Januar 1420 Sigismund in Breslau den Schiedsspruch: „Alle Straßen sind für die Unterthanen beider Theile frei und sicher; der Friede zu Thorn soll in allen Punkten in Kraft erhalten werden; die Grenzen von Pommern, Kulmer- und Michelauerland bleiben im Verhältnis, wie es frühere Verträge bestimmten. Der Orden zahlt dem König von Polen binnen zwei Jahren 25.000 Gulden.“ Schiedsspruch zu Breslau.

So der Schiedsspruch zu Breslau, welcher dem Jagello so unerwartet kam, dass er über Sigismunds Falschheit klagte: dieser habe nicht Friede geschaffen, sondern blutige Schwerter zwischen beide Theile geworfen. Auch Witold erklärte, Samaitenland dürfe nie mehr zurückgegeben werden. Der Friede konnte also nicht von Bestand sein, zumal Jagello betheuerte, er werde den Orden noch so beugen, dass er nach seinem Tode Polen nicht mehr schaden könne. Die Schwierigkeiten steigerten sich immer mehr. Der Orden ward beim Papste verklagt, Jagello stiftete den Adel der Neumark gegen ihn auf, schloss Bündnisse mit den Fürsten gegen die Ritter, deren Gebiet man schon im voraus vertheilte. Jagello suchte nur einen Anlass, um den Orden des Friedensbruches anzuklagen. König Sigismund

[1]) Caro, l. c. III, S. 483.
[2]) Expeditio reversalis. — Caro, l. c. III, S. 498.

sprach zwar für den Orden, aber seine Theilnahme war eher eine Last für denselben und wir dürften die Lage des Hochmeisters als die kummervollste ansehen, wenn auch das Schreiben an Sigismund verloren gegangen wäre, worin er sagt: „Gott sei mein Zeuge. Es ist in meinem Herzen eine solche Pein und Qual, dass ich des die Fülle nicht zu schreiben weiß.“ Und in der That war die Lage des Ordens schwer: rief er den Papst um Schutz an, so grollte der König, und folgte er dem Willen Sigismunds, so klagte man gegen ihn beim Papst. Michael *Zerrüttung.* Küchmeister war in seinen Hoffnungen geknickt und fühlte sich, bei hohem Alter und gebrochen durch eine schmerzliche Krankheit, der Schwierigkeit der Lage nicht gewachsen und legte darum 1422 seine Würde nieder. Für das Wohl des Landes hat er unter Bedrängnissen aller Art gethan, was möglich war. Die Verbindung des Landes mit dem Orden wurde übrigens immer lockerer. Wir hören, dass den Städten bei der Huldigung nach jeder Meisterwahl die Privilegien erweitert werden mussten, dass dem Landesadel die Gerichtsbarkeit auf seinen Gütern zugestanden wurde, ferner den Abgeordneten, dass sie wegen ihrer Meinungsäußerungen auf Berathungstagen keinerlei Schaden erleiden sollten.[1])

Nußdorf. Paul von Nußdorf, ein Rheinländer, wurde jetzt Hochmeister (1422 bis 1441), wie der Chronist des Ordens sagt: „ein Mann von hohem, klugem und witzigem Verstande“, der selbst bei den Polen große Achtung genoss. Spötter nannten ihn „den heiligen Geist“. Gewiss ist, er war nicht im Stande, der Parteiung im Orden entgegenzuarbeiten wie der zunehmenden Entsittlichung. Er wollte durch Frieden den Wohlstand des Landes heben; viele Ritter nannten ihn darum „eine blöde Feige und einen verzagten Mann“.[2]) Jagello dagegen wollte Krieg und der Großfürst von Litthauen stand ihm zur Seite. 1422 brach ein *Krieg 1422.* Feindesheer von 100.000 Mann auf dem nämlichen Weg, wie vor der Schlacht bei Tannenberg, ins Kulmerland ein, drängte die Heerhaufen des Ordens überall zurück und rückte verheerend bis Marienburg vor. Der römische König hatte zwar Hilfe versprochen, aber sie kam nicht, und indes wurde die Lage des Ordens *Golub* mit jedem Tage trostloser. Golub wurde von Witold erstürmt, daher heißt dieser Krieg auch der Golubische. Die Tataren und Walachen im Feindesheer verübten die fürchterlichsten Greuel, misshandelten die Frauen, hiengen Priester an den Füßen auf, rissen die Hostien aus den heiligen Gefäßen, stampften sie mit Füßen und riefen höhnend: „Das ist der Christen Gott, lasst sehen, ob er sich helfen kann.“ Kulm fiel nach kurzem Widerstande. Da keine Hilfe aus Deutschland kam, da die Stände des Landes sich auf einem Tag von Marienwerder *Friede zu Melno.* dringend für den Frieden aussprachen, so schloss der Hochmeister am Melnosee 1422 nothgedrungen Frieden, trat das Gebiet von Nessau, Samaiten und Sudauen ab. Dagegen sollten Pommern, Kulmer- und Michelauerland dem Orden verbleiben.

Traurige Lage. Der drohende Abfall des Landes hatte den Hochmeister gezwungen, wie die Übermacht des Feindes. Wie bitter war die Lage! Das Misstrauen Jagellos war trotz aller Abtretungen nicht überwunden. Kreuzfahrer nahten und wollten vom Frieden nichts wissen. Der Deutschmeister meldete, dass die Fürsten auf einem Tage zu Frankfurt befunden, der Orden habe gar weichlich und liederlich seinen Feinden sich widersetzt und leichtsinnig Schlösser, Lande und Leute übergeben, welche die Altvordern mit vielem Blutvergießen gewonnen, und darum

---

[1]) Voigt, l. c. VII, S. 406.
[2]) Ibid. VII, S. 427, 440, 447, 449.

verweigere er die Genehmigung des Friedens.[1]) Also Vorwürfe überall und von keiner Seite her Hilfe! Der Friede war abgeschlossen und der Hochmeister wollte ihn nur noch erhalten, sonst hätte er sogleich seine Würde niedergelegt. Dazu kam Schaden durch furchtbare Stürme und schließlich von Sigismund die Anforderung, ein ansehnliches Heer zum Kriege gegen die Hussiten zu stellen.

Übrigens näherte sich jetzt Witold dem Hochmeister.[2]) Bei mehreren Streitigkeiten, die zu einem neuen Kriege zu führen drohten, wusste er Jagello zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Der schlaue Mann wusste zu gut, dass in den Fall des Ordens er selber hineingezogen werde. Siegten die Polen gänzlich, so war jede Aussicht auf eine Selbständigkeit Litthauens dahin. Jagello alterte und wurde immer mehr willenlos. Witold trug sich mit weitreichenden Plänen, nicht bloß auf eine Königskrone, sondern auch auf Nachfolge in Polen und Herrschaft in Böhmen. Der Hussitismus eröffnete weite Aussichten. In Polen hatte derselbe allerdings keine Zukunft, obschon Hieronymus von Prag in Krakau mit Beifall dafür gepredigt hatte, und ein Zeitgenosse bemerkt mit Recht, der Boden sei zu dürr, um den Samen des Hussitismus aufzunehmen und zur Frucht zu bringen.[3]) Wenn Jagello hin und wieder dem Hussitismus sich günstig zeigte, so kam dies nur aus der politischen Parteistellung her, — im Herzen hieng er der Kirche an, wenn er sie auch nur in Äußerlichkeiten verstand. Als sein Vetter Korybut nach Böhmen gieng, jammerte Jagello über diese Unbesonnenheit: „er könne nicht genug Thränen vergießen über den Missgriff eines Mannes, dem er so viele Wohlthaten erwiesen habe, über dieses abscheuliche und fluchwürdige Beginnen." Witold hingegen hatte vertraute Beziehungen zu den Hussiten und ihn wollten sie zum Könige haben. An seinem Hofe sprach man sich laut gegen die Verurtheilung des Huss aus. Viele seiner Unterthanen waren längst Calixtiner. Überhaupt hatte Witold in Slavenländern einen großen Ruf und ein Anhänger der hussitischen Lehre äußerte sich: wenn er von Gott die Macht bekäme, so würde er keine Sigismunde und keine Jagellonen schaffen, sondern nur Witolde. Lange war eine böhmische Gesandtschaft an Witolds Hof, und als sich einmal in Prag die Nachricht verbreitete, er habe die Krone Böhmens angenommen, so nannte man dies eine Eingebung Gottes und die Freude darüber war unermesslich.

Witold. Korybut.

Jagellos Tochter Hedwig war damals sechzehn Jahre alt, man verhandelte über ihre Vermählung mit Friedrich II., Sohn des Kurfürsten von Brandenburg. König Sigismund, der den aufstrebenden Hohenzoller zum Kurfürsten erhoben, war in Verzweiflung darüber.[4]) Desungeachtet schloss dieser am 8. April 1421 den Verlobungsvertrag ab: sterbe der König ohne

Hedwig.

1) Voigt, l. c. VII, S. 472 ff.
2) Ibid. VII.
3) Caro, l. c. VII, S. 514.
4) Ibid. III, S. 523.

Nachkommen, so solle seine Tochter und der brandenburgische Prinz den Thron erben; bekomme aber Jagello noch Söhne, so erhalte Hedwig eine Mitgift von 100.000 Goldgulden. Witold, dessen Ehrgeiz dieser Vertrag widersprach, rieth dem zweiundsiebzigjährigen Jagello zu einer vierten Heirat, und zwar mit einer russischen Prinzessin. Bekam Jagello noch einen Sohn, so war der Vertrag mit Brandenburg gewichtlos. Zu gleicher Zeit ließ er den Böhmen sagen, er werde für sie einschreiten, bedeutete aber auch Jagello, er habe dabei immer die Absicht, die Abtrünnigen wieder zur römischen Kirche zurückzuführen, weil alle Gewaltmaßregeln den Trotz der Böhmen nur steigerten. Jagello vermählte sich in der That mit Sophia oder Sonka, der Tochter des ehemaligen Fürsten von Kiew. Witold hoffte, sie werde beim schwachen Manne die Fürsprecherin seiner Pläne sein. 1424 wurde sie in Krakau gekrönt. Im gleichen Jahre gebar sie dem sechsundsiebzigjährigen Greise einen Sohn Wladislaw. Jagello war nur für sich, nicht für seine Erben als König anerkannt: sollte sein Sohn Erbe der Krone werden, so muſste er es vom Adel erkaufen. Dies geschah 1425 auf einem Reichstage zu Brzesc in Kujavien. Hier muſste er zunächst dem Adel alle alten Briefe, Rechte und Freiheiten bestätigen, dem geistlichen, wie dem weltlichen, das heißt nur Adelige sollten fortan die höheren geistlichen Würden haben. „Die Emancipation des polnischen Clerus von jener Weltbürgerlichkeit, die das ureigene Zeichen der katholischen Hierarchie ist, war damit ausgesprochen."[1] Eine weitere Forderung des Adels war, daſs niemand verhaftet werden dürfe, er sei denn von dem ordentlichen zuständigen Ritter dazu verurtheilt, oder bei einem Capitalverbrechen unmittelbar ertappt. Das Münzrecht wurde nur von der Bewilligung des Reichstages abhängig gemacht. Für einen auswärtigen Krieg müsse der König jede Lanze mit fünf Mark zum voraus bezahlen. Das Königthum war zum Schatten heruntergezogen. Als Jagello sich weigerte, die Urkunde zu genehmigen, verlangte der Reichstag die Anerkennung zurück und die ergrimmten Magnaten hieben vor den Augen des erschrockenen Königs das Pergament in Stücke.

Jagello und Sonka. *Reichstag zu Brzesc.* *Jagellos Schwäche.*

Sonka. Man schrieb Sophia den Widerstand des Königs zu, und als sie 1426 und 1427 jedesmal eines Sohnes genas, zieh der Adel sie des Ehebruches. Witold nahm sich ihrer an. Die ärgste Demüthigung erfuhr aber Jagello, als bei Abordnung einer Gesandtschaft, die ihn vor dem Concil zu Basel wegen der Hinneigung zu den Hussiten rechtfertigen sollte, der Bischof von Krakau ihm in nachdruckvoller Rede Laster aller Art, Schwelgerei, Geiz, Versäumnis des Gottesdienstes, Bedrückung der Geistlichkeit, Nachlässigkeit in der Reichsverwaltung, Verschlechterung der Landesmünze vorwarf. Der König vergoſs Thränen des Zornes, als er aber über Frechheit klagte, erhob sich die ganze Versammlung und erklärte einmüthig, der Bischof habe Recht. In tiefem Schmerze verließ Jagello die Versammlung und stellte einige schreiende Misbräuche ab.[2]

Jagello angeklagt.

---

[1] Caro, l. c. III, S. 590. — Theiner, Monum. Pol. II, S. 37.
[2] Voigt, l. c. VII, S. 633.

So mächtig war der Adel, so schwach der König in Polen. Begreiflich, dass Witold Litthauen von Polen unabhängig machen wollte. Er wünschte sich als König von Litthauen krönen zu lassen, und dem Orden konnte nichts erwünschter sein, als Litthauen und Polen getrennt zu sehen! Deshalb näherte sich Witold dem Orden mit freundschaftlichen Gesinnungen, Geschenke wurden ausgetauscht, eine Vermittlung mit Polen angeboten. Die Unabhängigkeit Litthauens war auch im Vortheile Sigismunds, wie des Ordens. Der römische König versprach Witold Unterstützung seiner Pläne. In Luzk, der Hauptstadt Wolhyniens, kamen 1429 Abgeordnete des Hochmeisters, Witold, Jagello und Sigismund zusammen; der Zweck war angeblich Besprechung über einen gemeinsamen Krieg gegen die Türken und Hussiten. Als Sigismund für Witolds Königsplan zu Jagello sprach, zeigte sich dieser wider Erwarten geneigt, nur müsse er vorher das Urtheil seiner Großen darüber vernehmen.[1] Congress zu Luzk.

Die Polen aber sprachen gegen den Plan auf's heftigste und Witold kam bald zur Überzeugung, Jagello unterstütze insgeheim ihren Widerstand, und schrieb dem Könige bittere Worte darüber, dass er die Herzoge und Herren Litthauens zu Vasallen seiner Krone machen wolle, da sie doch immer frei und keinem Lande zinspflichtig gewesen seien. Jagello hingegen reizte jetzt insgeheim die Türken und Hussiten zum Kriege gegen Sigismund, welcher Witold eine Krone sandte. Schon wurden in Wilna Vorbereitungen zur Krönung getroffen und Gäste strömten von allen Seiten herbei, da starb Witold am 27. October 1430 infolge eines Sturzes vom Pferde, nachdem er über ein halbes Jahrhundert lang das Schicksal des Nordostens bestimmt hatte, — ein reichbegabter, rastlos strebender Mann; wie Caro meint,[2]) ähnlich der unbegrenzten, vasten Natur der Steppe, über die er regierte. „Wer heute sich über die Anlage und Beschaffenheit unverdorbener großrussischer Bauern versenkt, wird alle die Züge wiederfinden, die bei dem Großfürsten sich, nach Maßgabe seiner Stellung und der Objecte seines Berufes nur gesteigert und vielfach durchkreuzt durch die Einflüsse des Abendlandes zeigten. Jene verschleudernde Freigebigkeit, jene überströmende Lust am Geben, die nicht sowohl der Großherzigkeit, als vielmehr einer gewissen Gleichgiltigkeit gegen die geschichtliche Dauer und Haltbarkeit des Besitzes entspringt, war ihm im hohen Grade eigen." Witold, † 1430.

Gewiss ist, mit Witolds Tod fiel die letzte Schranke des polnischen Adels. Zwar wurde Swidrigal, der Bruder Jagellos, von den Bojaren Litthauens auf den großfürstlichen Stuhl 1431 erhoben und der Polenkönig gab wider Willen seine Zustimmung, allein Misstrauen herrschte zwischen beiden. Swidrigal näherte sich dem Orden, 1431 schloss er mit dem Hochmeister zu Christmemel ein Bündnis, in welchem sie sich gegen jeden Feind mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen versprachen, keiner von ihnen solle mit irgend jemand ein Bündnis oder einen Sühnvertrag eingehen, ohne zugleich den anderen mit einzuschließen. Swidrigal. Bund zu Christmemel.

---

[1]) Voigt, l. c. VII, S. 325—345.
[2]) Caro, l. c. III, S. 624—666.

Alsbald begann wieder der Krieg. Im Absagebrief betonte der Hochmeister, dass der König seinen Bruder aufgefordert habe, mit ihm gemeinschaftlich den Orden zu vernichten, und setzte sein Heer gegen Polen in Bewegung. Da traf plötzlich die Nachricht ein, Swidrigal habe mit dem Könige einen Waffenstillstand geschlossen und auch den Orden in denselben mit einbedungen. Desungeachtet musste man gerüstet bleiben, denn man kannte Jagellos Gesinnung, und wusste, wie er alle Mittel der List und Schlauheit aufbiete, um den Großfürsten zum Bunde gegen die Ritter eng an sich zu ketten. Nun sollte 1432 in Russisch-Brzesc zwischen dem Hochmeister, dem Könige und Swidrigal über den Frieden verhandelt werden; auf dem Wege dahin aber wurde letzterer vom Herzog Sigismund, dem Bruder Witolds und Fürsten von Narodub, überfallen und vom Fürstenstuhle verdrängt. Nur die Russen blieben Swidrigal treu. Neue Hoffnung für Jagello, Litthauen gegen den Orden auf seine Seite zu ziehen! Auch mit den Hussiten hatte er sich verständigt. Ihre vornehmsten Hauptleute schrieben dem Hochmeister: „Es fordert unsere Pflicht, dem Könige von Polen, dem Beschützer und Gönner der Hussiten, gegen den Orden Beistand zu leisten.“ Zum Glücke für die Ritter erstarkte Swidrigal wieder. Jagello musste seine Macht gegen Walachen und Tataren in Bewegung setzen.[1] Im Sommer 1433 aber wurde Preußen zu gleicher Zeit von Polen und Hussiten und im Osten von Samaiten überzogen. Die Hussiten drangen 1433 bis vor Konitz, das sich aber aufs tapferste vertheidigte, selbst die Frauen führten mit Kühnheit die Waffen; die Bürger wetteiferten mit den Rittern an Tapferkeit. Der Hauptsturm am 22. Juni wurde abgeschlagen. Die Hussiten zogen jetzt plündernd und alles verheerend 1433 bis Dirschau und Danzig. Am Meeresufer angekommen, füllten die Hussiten unter Jubel Flaschen mit Seewasser. Ihr Hauptmann rühmte sich, er habe in vollem Siegeslauf sein Kriegsvolk bis ans Ende der Erde geführt, nur das Meer habe seinen Eroberungen ein Ziel gesetzt.[2]

Sigismund. — Feldzug 1433. — Hussiten an der Ostsee.

Verhandlungen begannen wieder. Zu Brzesc wurde 1433 ein Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen. Ruhe nach dem wilden Sturme war dem Orden höchst nothwendig. Unzufriedenheit und Missmuth gährten unter dem Adel und in den Städten. Bald trat übrigens der beharrlichste Feind vom Schauplatze ab. Auf seinem Hofe Grodeck wollte sich der König erholen, zog sich aber dadurch, dass er bei kalter, feuchter Abendluft sich zu lange beim Gesange einer Nachtigall ergötzte, eine Erkältung zu, die bald in ein tödtliches Fieber umschlug. Nachdem er den Großen seinen Sohn als Nachfolger empfohlen hatte, verschied Jagello am 31. Mai 1434[3]) zum Glücke für den Orden, dem er während seines Lebens unheilbare Wunden geschlagen hatte; zum Glücke für Polen, welches infolge seiner untilgbaren Kriegslust in einem verarmten und trostlosen Zustande sich befand.

Jagellos Tod.

Der Hochmeister benutzte die Ruhe, um die Wunden zu heilen. Da kam aber Überschwemmung, Theuerung, Sterblichkeit, und in Litthauen dauerte der Krieg fort zwischen Swidrigal und Sigismund. Der erstere unterlag, sein Heer

[1]) Voigt, l. c. VII, S. 536—613.
[2]) Ibid. VII, S. 631—640.
[3]) Ibid. VII, S. 654 f.

wurde aufgerieben. Der Hochmeister sollte helfen. Allein der Landadel und die Städte erklärten, dass sie zu einem Kampfe weder Beisteuer, noch Kriegshilfe leisten würden.

Da steckte denn der Hochmeister nothgedrungen das Schwert in die Scheide und schloss am Neujahrstage 1436 einen ewigen Frieden zu Brzesc, wonach aller Streit zwischen dem Könige Wladislaw von Polen, dem Sohne Jagellos, dem Großfürsten von Litthauen und dem Orden beigelegt und aller Schaden vergessen sein solle. Das Bündnis des Ordens mit Swidrigal solle ungiltig sein und der Orden den Fürsten aufgeben. Nessauen, Samaiten und Sudauen sollen auf ewige Zeiten der Krone Polen, Pomerellen dagegen, Kulmer- und Michelauerland dem Orden verbleiben. Zwischen den Landen beider Fürsten solle Handel und Wandel völlig frei sein und alle Überläufer in ihr Land zurückkehren. Alle Abtrünnigen vom Orden sollen aus des Königs Land vertrieben und fortan nicht mehr angenommen werden. So der Friede von Brzesc.[1]) Vor den Feinden, Polen und Litthauen, hatte der Hochmeister Ruhe, aber jetzt fiengen die eigenen Freunde den Streit an. Friede zu Brzesc.

Kaiser Sigismund war ungehalten über den Frieden und schien entschlossen, den Orden die ganze Fülle seines Zornes fühlen zu lassen.[2]) „Habt ihr auch des Macht gehabt?" fuhr er die Boten des Hochmeisters in Ofen an. „Nein, ihr habt des keine Macht. Wisset ihr denn nicht, dass ihr einen Obersten über euch habt? Ihr sollt es gewahr werden. Wir wollen dazu thun, dass ihr wissen sollt, was das römische Reich ist, oder wir wollen unseren Hals dafür geben." Der Kanzler Caspar Schlick hatte Mühe, den Kaiser zu beschwichtigen. Sigismund war eigentlich durch seine Säumigkeit schuld an der verzweifelten Lage des Ordens. Damals wollte er beim Papste und Concil bewirken, dass der Orden in Preußen gänzlich aufgehoben und an die Grenze der Türkei versetzt werde, weil er hier seiner ursprünglichen Bestimmung näher komme und Preußen füglicher an andere Herren vertheilt werden könne. Aber Sigismund starb 1437 und sein Nachfolger Albrecht war ein Gönner des Ordens.[3]) Doch verlangte er, „der Orden, als ein merkliches Glied des römischen Reiches, habe trotz dem Frieden von Brzesc, der nicht vom Kaiser bestätigt sei, ihn in einem Kriege gegen Polen zu unterstützen."[4]) Viel gefährlicher war ein Streit im Orden selber. Der Deutschmeister und mehrere Gebietiger verwarfen auf einem Ordenscapitel den Frieden zu Brzesc als schmachvoll und nachtheilig und forderten den Hochmeister auf, alles, was er zugestanden, ohneweiters zurückzunehmen. Die Gebietiger in Preußen hielten zum Hochmeister, die Gebietiger in Livland und Deutschland zum Deutschmeister. Nach den Statuten Werners von Orseln solle der Hochmeister abgesetzt werden, wenn er sich über sein Verfahren auf einem Ordenscapitel zu Mergentheim nicht verantworten könne. Es kam so weit, dass der Deutschmeister den Hochmeister und der Hochmeister wieder den Deutschmeister für abgesetzt erklärte. Sigismund. Albrecht II. Streit im Orden.

[1]) Voigt, l. c. VII, S. 672.
[2]) Ibid. VII, S. 681 f.
[3]) Ibid. VII, S. 704.
[4]) Ibid. VII, S. 723.

Dieser Zwiespalt war ein großes Ärgernis. Das Concil von Basel mahnte nachdrücklich zur Vergleichung, obschon der Hochmeister die vermeintlichen Statuten Werners von Orseln für eine Fälschung erklärte. Das Maß des Unglückes für den Hochmeister voll zu machen, ward das Ordensland durch Überschwemmung und Pest verheert und regte sich der Geist der Unzufriedenheit unter den Unterthanen. Auf einer Tagfahrt zu Elbing klagten Landesadel und Städte über große Beschwerden und gelobten, einander fortan getreulich beizustehen in ihren Geschäften, die sie gegen den Hochmeister zu thun hätten; 1439, auf einem Tage zu Kulm, hieß es: „Es taugt nicht, dass wir länger stillsitzen und schweigen, sondern dass wir bedenken und berathen, wie wir solch unleidliches Joch von unserem und von unserer Nachkommen Nacken abschütteln."

Die Unterthanen.

Aber auch unter den Ordensmitgliedern in Preußen selber war Unzufriedenheit, Achtung vor Gesetz und Regel war bei vielen verschwunden. Die alte ernste Zucht schien vielen eine unerträgliche Last. In der Noth war man leichtfertig geworden betreffs der Aufnahme junger Männer. Die Weltlustigen wollten ihrer Leidenschaft keine Zügel anlegen. Die Begeisterung für Religion und Ruhm hatte einst alle niederen Rücksichten zurückgedrängt, jetzt aber, wo jene verschwunden war, trat der Stammeshass wieder hervor.

Keine Zucht mehr,

Die Sachsen und die Niederdeutschen waren gegen die Oberdeutschen. Damals entstand das Sprüchlein:[1])

„Es mag hier niemand ein Gebietiger sein,
Er sei denn Bayer, Schwabe oder Frankelein."

aber Zwist.

Der Rath besonnener Männer verhallte fruchtlos. In den einzelnen Conventen schlugen sich die Brüder, und ganze Convente trotzten dem Hochmeister und die Unterthanen klagten über Misshandlung durch die Ritter. Auf einem Tage zu Elbing hieß es: „Die armen Leute werden geschunden und aufgerieben wie Schafe von Wölfen, dass sie weder Wolle noch Haut haben." In Marienwerder bildete sich 1440 ein preußischer Bund. Das Verbot des Hochmeisters war vergebens. Es hieß, es solle ein Bund geschlossen werden zur Abwehr alles Unrechts, alles Truges, aller Gewalt, die an den Herren des Landes, an den Städten und Bewohnern verübt werden. Das eigentlich Gefährliche war aber, dass der Deutschmeister und die widerspenstigen Convente sich dem Bunde näherten und ihm die Hand boten, trotz aller Versuche des Hochmeisters, die feindlichen Parteien möglichst auseinander zu halten. In der Noth sah der Hochmeister kein anderes Mittel mehr, um die Gefahr zu beschwören, als dass er den Bund von Seite des Ordens förmlich bestätigte. Doch waren damit die Gemüther noch nicht beschwichtigt und Männer alten Schlages warfen dem Hochmeister Feigheit, Nachgiebigkeit und schimpfliche Furchtsamkeit vor. Um allem Zwiste wegen Vertheilung der Ordensämter vorzubeugen, sollten in des Meisters innerstem Rath die Rheinländer zwei, die Sachsen zwei, die Schwaben, Franken und Bayern drei Gebietiger haben, und diese Bestellung der Ämter nach den Zungen immerdar unabänderlich sein. Das Wichtigste aber war, dass die Bundesstände jetzt Schritt für Schritt in ihren Forderungen weiter giengen und immer mehr als leitende und mitregierende Landesbehörde auftraten.

Preußischer Bund.

[1]) Voigt, l. c. VII, S. 744—786.

Gebeugt von Sorgen und Alter legte der Hochmeister am 2. Januar 1441 seine Würde nieder, — sieben Tage darauf war er eine Leiche.

Konrad von Erlichshausen, aus altfränkischem Adelsgeschlechte, ein Mann von Kraft des Willens, Festigkeit der Grundsätze, Entschiedenheit der Gesinnungen und des Handelns, aber auch zugleich von umsichtiger Mäßigung, kluger Schonung und ruhiger Besonnenheit, wurde in dieser Noth einhellig zum Hochmeister gewählt und waltete mit Geschick 1441—1449. Sein Streben gieng dahin, der Zwietracht und Spaltung im Orden ein Ende zu machen. Er suchte den Meister von Livland dadurch zu gewinnen, dass er seine Würde bestätigte, und sich mit dem Deutschmeister auszugleichen dadurch, dass er die Statuten Werners von Orseln unverändert und ohneweiters annahm und ihren Inhalt mit aller Kraft aufrecht zu erhalten versprach. Den Landschaften kam er mit Vertrauen und Wohlwollen entgegen, aber auch mit Festigkeit. Er sicherte ihnen ihre bisherigen Rechte und Freiheiten zu, erklärte aber auch, dass er sich nichts werde abtrotzen lassen. Die Stellung zu Polen war friedlich. Auch der Großfürst von Litthauen bewarb sich um die Freundschaft des Ordens.[1]) Konrad von Erlichshausen.

Nur der Kurfürst von Brandenburg erregte mit seinen Ansprüchen an die Neumark Besorgnis — erst 1443 gestand er zu, dass ihre Veräußerung an den Orden durch Kaiser Sigismund rechtmäßig erfolgt sei. Das bisherige Gelingen der Wiedervereinigung des Ordens gab dem Hochmeister Muth, an gänzliche Auflösung des Bundes der Ritterschaft und der Städte zu denken. Auf einem Tag zu Elbing erklärten die Prälaten: der Bund sei gegen göttliches und natürliches Recht, gegen päpstliche und kaiserliche Ordnungen und Gesetze. Der Hochmeister sprach vertraulich im gleichen Sinne, doch große und kleine Städte betheuerten vereint mit dem Landesadel, sie wollten alle treu am Bunde festhalten und ihn vertheidigen mit Leib und Gut. So blieb denn der Bund bestehen. Brandenburg. Auflösung des Bundes.

Konrad suchte die alte Sittenstrenge im Orden wieder herzustellen, überzeugt, dass die Zuchtlosigkeit der Wurm sei, der am Herzen des Ordens nage. Er ließ alle Ordenshäuser 1447 genau visitieren, Abirrungen und Gesetzwidrigkeiten wurden strenge geahndet. Eine neue Sammlung der Ordensgesetze wurde veranstaltet, aber die Statuten Werners von Orseln, die er nur nothgedrungen zugestanden, wollte er nicht mehr anerkennen. In der Aufnahme neuer Ordensmitglieder kehrte die alte Strenge zurück, dagegen sandte der Meister zur Aufnahme dafür tauglich befundene Jünglinge auf Universitäten, berief auch sonst gelehrte Männer ins Land. Der Orden sollte sich nach seiner Ansicht von innen heraus wieder heben. Der Landschaft gegenüber waltete er wie ein wahrer Friedensfürst. Es geschah das Mögliche, die religiöse und sittliche Bildung des Volkes zu vermehren. Wir begreifen, dass nur eine gemeinsame Liebe dem Meister ins Grab folgte. Doch täuschte er

[1]) Voigt, l. c. VIII, S. 1—194.

sich nicht darüber, dass der Riss im Orden, den er mit Geschick verheilt hatte, wieder aufbrechen werde.

Letzter Rath. Mit prophetischem Geiste sagte der edle Mann zu den Gebietigern, die um sein Sterbebett versammelt waren: „Ein weiser, verständiger Verweser thäte wohl dem armen Lande große Noth. Es sind vor anderen zwei unter euch, die nach der Ehre des Meisteramtes streben; nehmt ihr Heinrich Reuß von Plauen, so habt ihr einen Aufstand der Unterthanen; wählt ihr meinen Vetter Ludwig, so weiß dieser sich selbst nicht zu rathen und muss thun, was ihr und andere wollen. Ich dürfte euch wohl rathen zu Herrn Wilhelm von Eppingen, der, ein sanftmüthiger, friedliebender Mann, es treu mit dem Lande meint. Aber was nützt es, dass ich euch rathe, es ist alles umsonst, denn ich weiß wohl, dass jüngst die meisten Gebietiger, zu Meve versammelt, beschlossen haben, wer von ihnen zum Hochmeister erkoren werde, müsse den Bund vernichten, sollte man auch das Land darüber verlieren. Uns steht großes Unheil bevor um unserer Sünde willen! Auf Gottesdienst achten wir nicht, leben alle in Übermuth und jeder thut, was ihm gelüstet. Wollte Gott, ich wäre in ein Karthäuserkloster gezogen, mir wäre um viel besser. Gott kehre den Jammer dieses armen Landes ab. Mit Gottes Hilfe ist es durch unsere Vorfahren von den Heiden gewonnen. Sehet zu, dass man es durch Gottes Verhängnis, durch Übermuth nicht wieder verliere. Gott erbarme sich seiner." — Welch schwer wiegende Worte! —

Der Deutschorden und König Kasimir IV.

Wahlcapitulation. Und doch wählte man trotz der Warnung des edlen Meisters seinen Vetter, aber — welche Neuerung! — gegen eine Wahlcapitulation.[1]) Der künftige Meister solle nicht sich allein, sondern dem ganzen Orden huldigen lassen; er solle keinem Gebietiger oder Amt von seinen Zinsen oder sonstigem Einkommen etwas entziehen, auch auf die Gebietiger oder Ordensbrüder keinen Schoss aussetzen ohne Wissen seines innersten Rathes. Jeder Gebietiger solle künftig seine Amtsleute selbst anstellen. Keinem Ordensbruder solle der Meister sein Geld oder Gut mit Gewalt nehmen dürfen. Gegen Ordensbrüder sollen nur Ordensbrüder, nie weltliche Leute zeugen dürfen! — Was vorauszusehen war, geschah.

Ludwig von Erlichshausen. Schon bei der Huldigung kam es zu Streitigkeiten. Der Argwohn, dass Ludwig von Erlichshausen (1449—1467), von einer feindlichen Partei im Orden getrieben, versteckte Absichten verfolge, brachte das ganze Land in volle Bewegung. Der Meister und die Gebietiger mussten sich bequemen, dass die Stände nur den Eid leisteten, den sie selbst vorzuschreiben kühn genug waren. Sie zeigten sich entschlossen, den Bund unter keinen Umständen aufzugeben, und drohten mit bewaffneter Selbsthilfe. Auch der Ausspruch eines päpstlichen Legaten, dass die Theilnahme am Bunde eine Todsünde sei, nützte so wenig, als das Ermahnungsschreiben des römischen Königs, der Bund streite gegen geistliches und

[1]) Voigt, l. c. VIII, S. 199 ff.

weltliches Recht.[1]) Im Kulmerland wurde jeder für ehrlos erklärt, der aus dem Bunde austreten würde. Bald kamen Nachrichten von bedenklichen Rüstungen aus Polen und dass der König die Partei des Bundes gegen den Orden ergreifen wolle. Schnell war die Spaltung unheilbar und die Gährung immer wilder, und 1452 gieng in der That eine Gesandtschaft nach Krakau, den König von Polen zu bitten, dass er die Bundesverwandten in Preußen in seinen Schutz und Schirm nehme. Sie erhielten bereitwillige Zusage. Bitte an Kasimir IV.

König von Polen war nicht mehr Wladislaw III. (VI.), der älteste Sohn Jagellos, welcher seinem Vater 1435 nach stürmischer Wahl folgte und, weil er noch zu jung war, ebensoviele Vormünder hatte, als er Provinzen besaß. Seine Regierung war keine glückliche für Polen. Der Oheim Swidrigal fiel einmal über das andere in das Land, bis er 1437, von den Polen geschlagen, auch Litthauen verlassen musste. Wie Wladislaw (III.) VI. 1440 als Ladislaus IV. zum König von Ungarn gewählt wurde und wie er, erst zwanzig Jahre alt, am 10. November 1444 in der Schlacht bei Varna, nachdem er wie ein Held gestritten, gegen Murad den Tod fand, ist schon früher erzählt worden.[2]) Sein jüngerer Bruder, Kasimir (II.) IV., bisher Großfürst von Litthauen, wurde 1445 zum König von Polen gewählt. Er hatte keine Liebe zu Polen, lehnte anfangs die Wahl ab, bereute dies aber, als man einen andern wählen wollte, und ließ sich 1446 zum zweitenmale wählen und am 14. Juli 1447 zu Krakau krönen. Schwach und leichtfertig, war Kasimir der großen Rolle, die er bei den damaligen Wirren im Osten Europas hätte spielen können, nicht gewachsen. Sein Herz hieng an Litthauen, mit den Polen war er die fünfzig Jahre seiner Regierung in stetem Streit. Sein ganzes Streben gieng nur dahin, die Erbländer seines Hauses von Polen loszureißen und Litthauen zu vergrößern. Die Polen waren klug genug, manches zu ertragen, nur damit die Einheit des Reiches nicht zerrissen werde. Begreiflich, dass sie das Angebot der Aufständischen gegen den Orden mit beiden Händen annahmen und nach Kräften die Spaltung zwischen dem Orden und dem Bunde zu erweitern suchten. Wladislaw III. Kasimir IV.

Eigentlicher Schiedsrichter zwischen beiden war der Kaiser, aber die Bündischen rühmten sich, Friedrich III. habe ihrem Verfahren die Zustimmung ertheilt. Begreiflicherweise wandte sich der Hochmeister an den Kaiser. Zwei ausgezeichnete Rechtsgelehrte, Peter Ricora, Probst zu Wetzlar, und Gregor Heymburg aus Nürnberg, führten seine Sache am Kaiserhof. Friedrich III. erklärte es als eine Lüge, dass je eine Bestätigung des Bundes von ihm ausgegangen sei. Am 1. December 1453 erfolgte in Wien des Kaisers Spruch gegen den Bund. Nun hieß es aber bei diesem, man werde seine Beschlüsse mit dem Schwert erhalten, und ein abtrünniger Bruder, Hans von Baisen,[3]) Kaiser Friedrich. Hans von Baisen.

[1]) Voigt, l. c. VIII, S. 220 ff.
[2]) Vergl. Bd. VII, S. 69 dieses Werkes.
[3]) Voigt, l. c. VIII, S. 321 ff.

ein Abenteurer, der die Sache der Ritter für verloren hielt, im Orden nur der lahme Basilisk oder der lahme Drache genannt, eilte im Namen des Bundes nach Krakau und sprach vor Kasimir IV. und seinen Großen: „Weil Lande und Städte in Preußen von alten langen Jahren her durch mannigfaltiges Unrecht bedrückt worden, so sind alle einträglich zu Rath gekommen, solche Gewalt und solches Unrecht von den Kreuzigern ferner nicht zu dulden. Weil aber das Land Preußen von altersher in die Herrschaft der Kreuziger daselbst aus der Krone Polen ausgegangen ist, und die Kreuziger selbst noch den König für einen Patron erkennen, so hat keiner billigeres Recht zu dem Lande, als seine königliche Gnade. Deshalb haben alle Lande und Städte Preußens den König zu ihrem rechten Herrn erkoren und bitten ihn, dass er sie wieder in seine Herrschaft aufnehmen und ihr Herr sein wolle, wie ihm solches mit Recht gebürt." — Als die Großen erklärten, der König habe zum Lande Preußen vollkommenes Recht, so versprach Kasimir IV. dem Bundesgesandten, fortan der Bedrängten Schutzherr und König zu sein.

Angebot an Polen.

Annahme.

Krieg.

Auf diese Antwort hin traf man im Lande überall Anstalten zum Krieg.[1]) Alle Vermittlungsversuche des Hochmeisters schlugen fehl, seine Berufung an den Glauben und die Ehrenhaftigkeit Kasimirs IV. war vergebens. 1454 begann der Krieg mit einem listigen Anschlag auf Thorn: drei Gebietiger, die man als Friedensunterhändler vom Hochmeister erbeten hatte, wurden treulos gefangen gesetzt und misshandelt. Am 4. Februar 1454 wurde dem Hochmeister Gehorsam und Huldigungseid aufgekündigt. Die Burg zu Thorn musste nach muthigem Widerstand, wegen Mangels an Vertheidigern und Lebensmitteln, übergeben werden. Ein Feuer auf der Spitze des höchsten Thurmes zeigte an, dass der Anschlag gelungen sei, und alsbald loderten Flammen von Thurm zu Thurm im Lande, und in wenig Tagen waren 13 Burgen genommen. Danzig fiel durch Verrath. In Elbing warf der Hauscomthur den Ordensmantel von sich und vereinigte sich mit dem Volke. Die Hauptstraße nach Deutschland wurde gesperrt, von keiner Seite her erhielt der Hochmeister Hilfe. In der Noth verkaufte er dem Kurfürsten von Brandenburg die Neumark für 40.000 Gulden rheinisch auf Wiederkauf, aber Unterstützung kam auch von da keine. Die verzweifelte Lage des Ordens meldete der Meister nach Deutschland: „Die Verräther wollen unsern Orden ganz aus dem Lande vertreiben, darum, Ihr ehrwürdigen edlen Fürsten und Herren, sehet an die Beleidigung Eurer deutschen Nation und Eurer Voreltern Pflanzung, das sind die Brüder unseres Ordens; sehet an die Zertrennung und Verderbnis Eures trefflichen Eigenthums und Hospitals, das sind diese Lande, die Eure Eltern dem deutschen Adel zu Zucht und Trost, Gott dem Herrn und Maria, der reinen Magd, zu Ehren und dem Christenthum zum Schirm aus der Gewalt des heidnischen Volkes mit so schwerer Arbeit und Blutvergießen gewonnen haben. Lasset es Euch leid sein und erbarmt Euch solchen Jammers, Gedränges und solcher Noth. Kommet uns eilig mit Eurer Macht zuhilfe!" — Ergreifende Mahnung — doch in welcher Verwirrung war damals das an Männern und Eisen so reiche Deutschland!

Thorn.

Danzig.

Hilferuf.

---

[1]) Voigt, l. c. VIII, S. 354 ff.

Der König von Polen dagegen erließ am 22. Februar 1454 die Kriegserklärung, worin er allerhand unerhebliche Gründe vorbrachte, um auf den Orden die Schuld des Friedensbruches zu werfen. In einer Urkunde vom 6. März nahm er die Bewohner Preußens als Unterthanen in seine Herrschaft auf: sie sollten an allen Rechten und Freiheiten der Krone Polens, auch an der Wahl und Krönung des Königs theilhaben und nie von der Krone entfremdet werden; alle Ämter und Würden sollten nur an Eingeborne gelangen, und die Wahl der bisher im Lande bestehenden Rechte, des Kulmischen, Magdeburgischen, Preußischen sollte jedem freistehen. Im Mai 1454 kam der König mit seiner Gemahlin und einer ansehnlichen Heerschar ins Land. In Elbing empfieng er die Huldigung. Er selber nahm die Eroberung von Konitz auf sich, die Danziger die Belagerung von Marienburg, wo kein Tag ohne Gefecht vorübergieng. Stuhm fiel 1454 nach längerer Belagerung.

Kasimir IV.

Konitz.

Dass aber die alte Tapferkeit noch im Orden lebte, zeigte die Schlacht bei Konitz, September 1454, in der die Polen in solcher Mehrzahl waren, dass sie prahlten, es bedürfe nur des Peitschenknalles ihrer Fuhrleute, um den kleinen feindlichen Haufen auseinanderzusprengen. Am Abend lagen ihrer 3000 erschlagen auf dem Wahlplatz, darunter 31 Woiwoden und Hauptleute. Viele der Vornehmsten, unter ihnen auch der Kanzler, wurden gefangen. Mit Mühe rettete sich der König auf der Flucht. Die Reichsfahne, alles Geschütz und Gepäck fiel in die Hände der Sieger. Die erbeuteten Lebensmittel versorgten Konitz auf zwei Jahre. Nun ward auch Marienburg wieder frei. Manche Burgen und Städte giengen wieder zum Orden über, nur die großen Städte, darunter Danzig, blieben dem König treu und baten ihn, er möge nicht verzagen, sie wollten bei ihm bis auf den letzten Mann ausharren mit Leib, Gut und Blut, und sie hatten große Mittel. Der König kam um Martini schon wieder mit einer Streitmacht von 60.000 Mann. Von allen Seiten her verlassen, hatte der Hochmeister sich genöthigt gesehen, an Führer von Söldnerhaufen Schlösser, Lande, Städte und Leute zu verpfänden. Dieses Versprechen wurde verhängnisvoll, denn als die ausbedungene Frist verstrichen war, hatte der Hochmeister noch kein Geld, um die Söldner auszulohnen, sie gaben ihm nur auf vieles Bitten 1455 eine neue Frist bis Georgitag. Er musste ihnen dagegen das Versprechen ausstellen, dass im Falle der Nichtbezahlung es ihnen gestattet sei, durch Veräußerung des Haupthauses Marienburg und der Lande Preußen sich selbst zu befriedigen, alles dieses nach ihrem Willen zu verpfänden und zu verkaufen, an wen sie wollten, und nahmen ihn beim Wort. Im November verhandelten sie wegen Verkaufs des von ihnen besetzten Oberlandes mit dem König von Polen selber. Am 15. August 1456 wurde eine Reihe von Städten und Schlössern, welche durch deutsche Hauptleute besetzt waren, darunter Allenstein, Friedland, Marienburg um 436.000 Gulden an Polen abgetreten.[1]) Der Hochmeister selber war in Marienburg wie ein Gefangener behandelt; die Ordensbrüder wurden, wenn sie in die Kirche giengen, von den Söldnern misshandelt, oft ihrer Kleider beraubt, ihnen die Bärte ausgerissen. Auf den Hochmeister selber wurde ein Mordanfall gemacht.

Söldner verkaufen das Land.

[1]) Voigt, l. c. VIII, S. 480—500.

Der Hochmeister nach Königsberg. Jeder Tag war für ihn voll Angst und Qual. Endlich ward er durch „schalkhafte Buben und ehrvergessene Bösewichter" unter Schmach und Misshandlungen aller Art nach **Königsberg** gebracht und **Marienburg**, das 146 Jahre her der Hauptsitz des Ordens gewesen war, wurde jetzt der Aufenthaltsort eines polnischen Statthalters.[1])

Elend des Krieges. Der Krieg zog sich dreizehn Jahre hin, und die Art, wie ihn der König von Polen führte, zeigt, dass er wenig Befähigung besaß, sonst hätte er, da dem Orden keinerlei Hilfe mehr aus Deutschland zukam, viel schneller zum Ziele kommen müssen. Er hatte viele Krieger, aber wenig Feldherrntalent, noch weniger Thatkraft. Die Ordensritter bewiesen eine heldenmüthige Tapferkeit bis zum letzten Augenblick, aber ihrer wurden immer weniger, und die Söldner, die sie nicht bezahlen konnten, wurden immer trotziger und führten den Krieg wie Räuber. So schien der Orden nicht leben und nicht sterben zu können. Einmal erhob sich Marienburg. die Stadt **Marienburg** unter ihrem heldenmüthigen Bürgermeister **Bluhme** gegen das Schloss, welches den Polen gehörte, und wehrte sich lange auch gegen ein Belagerungsheer nach außen, bis die Stadt nach zwanzig Wochen dem Hunger erlag. Ein Gericht rachgieriger Feinde verurtheilte den Bürgermeister zur Enthauptung.[2]) Zarnowitz. Bei **Zarnowitz** fand am 14. September 1463 die letzte größere Schlacht statt. Am Abend lagen 2000 vom Ordensheer todt auf der Walstatt. Jetzt kam es nur noch zu kleineren Kämpfen, in denen aber das Land so verwüstet wurde, dass ein Zeitgenosse sagt: „So weit das Auge zu sehen vermag, ist kein Baum und kein Strauch mehr, an dem man eine Kuh anbinden kann." Ritter und Volk hatten kaum Kleider, ihre Blöße zu decken, und mussten von Kräutern und Wurzeln sich nähren. In manchen Städten starben im Winter täglich 10—20 Menschen den Hungertod. Von 21.000 Dörfern, die man vor dem Kriege im Lande zählte, waren 1466 nur noch 3013 vorhanden, 1019 Kirchen lagen verwüstet da. An fremdem Söldnervolk sollen im ganzen Kriege Zahl der Opfer. 90.000 Mann geblieben sein, ebenso hoch schätzt man die gefallenen Bürger und Bauern. Der Orden konnte am Anfang des Krieges ein Heer von 71.000 Mann aufstellen, jetzt hatte er deren noch 1700. Als man dem König **Kasimir IV.** eine Berechnung der Kriegskosten und der Menschenopfer vorlegte, rief er seufzend aus: „Das ganze Land ist fürwahr nicht soviel wert, als es christliches Blut und Geld gekostet hat!" Alle Ordenshäuser waren tief verschuldet. Der Widerstand konnte nicht fortgeführt werden. Einzelne Comthure schlossen nothgedrungen mit den Polen ein Abkommen.

Deutschland schien den Orden vergessen zu haben. Nur Papst Paul II. nahm sich seiner noch an und dem Eifer seines Legaten, Bischofs Rudolf von Lavant, hatten es die Ritter zu verdanken, dass die Bedingungen des Friedens nicht härter waren. Tief von Gram und Sorge gebeugt, in ärmlichem Aufzug erschien der Hochmeister vor dem König in **Thorn** und schloss Friede zu Thorn. hier am 19. October 1466 den **Frieden**[3]) dahin ab: der Orden überlässt dem König auf ewige Zeiten Kulmerland, Michelauergebiet mit allen Schlössern und Städten und Pomerellen, einen Theil der Frischen Nehrung,

---

[1]) **Voigt**, l. c. VIII, S. 513 ff.
[2]) Ibid. VIII, S. 534 ff., 587 ff.
[3]) Ibid. VIII, S. 693—704.

einen Theil des Frischen Haffs, Schloss und Stadt Marienburg, den großen und kleinen Werder, den Drausensee, Stuhm und Elbing; das gesammte übrige Land Preußen, Samland, das Nieder- und Hinterland mit allen Städten und Schlössern bleibt im ungestörten Besitz des Ordens, aber unter der Oberhoheit Polens. Der König nimmt den Hochmeister als polnischen Reichsfürsten und beständigen Rath, und die vornehmern Gebietiger, die der Meister vorschlägt, als polnische Reichsräthe auf mit dem Versprechen, sie in ihrem Besitz zu schirmen. Dagegen muss jeder Hochmeister sechs Monate nach seiner Wahl vor dem König erscheinen und ihm den Treueid schwören und darf außer dem Papste niemanden als den König von Polen als sein Haupt und seinen Obersten anerkennen. Im Reichsrathe hat er seinen Ehrenplatz zur Linken des Königs. Der Orden unterstützt den König im Kriege mit Rath und That. Der Hochmeister und die Gebietiger dürfen mit niemanden Bündnisse und Verträge und umgekehrt der König nicht ohne Einwilligung des Ordens abschließen. Das Bisthum Kulm steht fortan unter Gnesen. In den Orden sollen künftig auch Unterthanen jeglichen Standes aus dem Königreiche Polen und dessen Herrschaften, jedoch nicht mehr, als die Hälfte der Ordensmitglieder aufgenommen und bei Verleihung der Ordensämter ebenfalls zur Hälfte auf sie Rücksicht genommen werden. Handel und Wandel sind in beiden Landen frei.

Der Hochmeister polnischer Reichsfürst.

Die Richter polnische Reichsräthe.

Die Hälfte Polen.

Der Meister unterschrieb mit Thränen. Der König schenkte ihm 300 Gulden Reisegeld, Festkleider, Marderpelze und schöne Rosse. Aber dem Manne war das Herz gebrochen, Kummer und Sorgen hatten längst seine Gesundheit erschüttert. Von Schwermuth erdrückt, starb der letzte unabhängige Hochmeister am 4. April 1467.

Heinrich Reuß von Plauen.

Heinrich Reuß von Plauen, einer der Gebietiger, der während der letzten Zeit noch am meisten Umsicht und festen Willen gezeigt hatte, wurde als Statthalter des Meisters zur Verwaltung des Landes erkoren. So sehr er die ganze Schwierigkeit der Lage begriff, so gab er doch nicht alle Hoffnung auf, Hilfe aus Deutschland zu erhalten und dem Orden wieder Marienburg zu gewinnen. Er wünschte die Wahl zum Hochmeister zu verschieben, um nicht dem Könige von Polen den Lehenseid leisten zu müssen. Seine ganze Sorgfalt richtete sich auf das arme verwüstete Land und die Hebung des Ordens. Wüstes Ackerland ließ er besetzen oder Ausländern anbieten. Mit Gütern, Dörfern, Städten wurden Schuldforderungen des Ordens getilgt, jene namentlich an Söldnerhauptleute und Rottmeister überlassen, welche dabei die Verpflichtung des Anbaues und der Theilnahme an Heerfahrten des Ordens übernahmen. So entstanden eine Menge neuer adeliger Güter. Da der Papst bisher die Bestätigung des Thorner Friedens verweigert hatte, gleichwie die Aufhebung des Bannes gegen die Verbündeten, und da das Gerücht gieng, der Orden sinne auf Antrieb des Kaisers und des Königs von Ungarn wieder auf Krieg gegen Polen, so mahnte Kasimir IV. an Beschleunigung der Meisterwahl und der Huldigung, als Heinrich Reuß von Plauen am 15. October 1469 einmüthig zum Hochmeister gewählt wurde. Heinrich zögerte lange, endlich musste er nach Petrikau. Hier schwor er kniend den vor-

geschriebenen Eid, worauf der König ihn umarmte. Als man ihm aber vorwarf, er habe den Papst heimlich gebeten, den Frieden nicht zu bestätigen, so wies er dies tiefbewegt mit den Worten ab: „Ich habe mich bisher in allen Zeiten als ein aufrichtiger Herr gehalten, ich würde mich sehr entehren, wollte ich mich in meinen letzten Tagen noch vergessen; denn dass ich hier in Eurem Rathe schwöre und dort dagegen sein sollte, stände keinem frommen Manne an." — „Wir geben Euch nicht schuld," erwiderte der König, „das Erwähnte ist vor zwei Jahren geschehen." Es waren die letzten Worte, die beide miteinander wechselten. Auf der Rückkehr starb der Hochmeister in Mohrungen, nachdem er eilf Wochen, aber vortrefflich, das Meisteramt verwaltet hatte.

Heinrich von Richtenberg. Heinrich Reffle von Richtenberg[1]) wurde sein Nachfolger 1470 bis 1477, aus fränkischem Geschlecht, der dreißigste in der Reihe der Meister. Er huldigte alsbald dem König in Petrikau und nahm dann seinen Aufenthalt in Königsberg. Die Schwierigkeiten suchte er nach Kräften zu überwinden, die noch im Lande liegenden Söldner zu befriedigen und fortzubringen, seine Würde zu wahren, während ihn der König von Polen immer sein abhängiges Verhältnis fühlen lassen wollte. Kasimir IV. kam selbst nach Marienburg und empfieng den Hochmeister mit Vorwürfen wegen heimlicher Verhandlungen mit dem König von Ungarn; dieser erklärte jedoch offen, er habe Angebote wegen Friedensbruchs entschieden zurückgewiesen, andere Forderungen lehnte er mit Würde ab. Die Spannung mit dem König wurde aber bald so groß, dass Richtenberg den Frieden verletzt erachtete und ein Bündnis mit Matthias Corvinus abschloss, worin dieser zum Schutzherrn und Vertheidiger aller Rechte und Freiheiten ernannt wurde. Schon war die Urkunde ausgefertigt, als ihr der Tod des Hochmeisters die Giltigkeit benahm. Reffle war unablässig bestrebt, die Zucht im Orden neu zu beleben, die ungeheure Schuldenlast zu tilgen und den Ackerbau und Wohlstand des Landes wieder zu heben.

Martin Truchsess. Martin, Truchsess von Wetzhausen,[2]) aus einem alten Geschlechte Frankens, ein kluger und hochsinniger, dazu kühner Mann, wurde einhellig zum Meister gewählt. Offen erklärte er den Frieden von Seite Polens für gebrochen und weigerte sich, auf dem Reichstage zu Petrikau zur Huldigung zu erscheinen. Es war umso wichtiger, als damals ein päpstlicher Nuntius Kasimir IV. in den Bann that und alle Unterthanen des Ordens von ihren Verpflichtungen gegen den König lossprach. Kasimir hingegen erklärte, er werde Preußen unter keinen Umständen wieder aufgeben, selbst wenn es ihm das Leben koste. 1478 kam ein polnisches Heer und verwüstete das Land. Weder von den Deutschen noch den Ungarn kam Hilfe, Matthias Corvinus lag gegen die Türken zu Felde. Da blieb dem Hofmeister nichts übrig, als nach Petrikau zu ziehen und zu huldigen, 9. October 1479. Es war der schwerste Tag seines Lebens. Fortan war Martin nur bemüht, alles zu vermeiden, was ihn in Kriegshändel verwickeln konnte, und eine Reformation im Orden selber vorzunehmen. Dieser widersetzten sich aber am allereifrigsten die Meister von Livland und Deutschland. Es blieb also nichts übrig, als seine Thätigkeit der inneren Landesverwaltung, der Hebung des Ackerbaues und Handels zuzuwenden. Da forderte Kasimir IV. aber auf einmal, der Orden solle mit ihm gegen die Türken ziehen, und als mit Mühe die Kosten hiefür aufgebracht waren, ließ der König

Kasimir gebannt.

---

[1]) Voigt, l. c. IX, S. 29—100.
[2]) Ibid. IX, S. 100—169.

melden, man möge nicht weiter gehen, der Türke eile nicht. Wieder griff der Meister den Gedanken auf, der Zuchtlosigkeit im Orden zu steuern, Gehorsam und Ordnung herzustellen; wieder muſste er jedoch wegen des Widerstandes des Meisters von Deutschland und Livland die Hoffnung aufgeben, seinen Plan zu verwirklichen. Mit dem bittern Gefühl, daſs er umsonst gearbeitet habe, stieg Martin 1489 ins Grab.

Johann von Tiefen [1]) trat an seine Stelle (1489—1497), aus einem fränkischen Geschlechte, ein frommer, einfacher, schlichter, freundlicher Greis, der ein reines Leben hinter sich hatte, leutselig, klug, besonnen und gewandt. Durch die Erfahrungen seines Vorgängers belehrt, huldigte er alsbald dem König in Radom und zeigte sich bereit zu einem Zug gegen Türken oder Tataren. Eine Reform des Ordens durchzuführen, betrieb er ein Generalcapitel, dem aber gerade die Gebietiger immer Hindernisse entgegenstellten. Es war nicht mehr zu helfen bei dem ordnungslosen Zustande. Dabei waren auch die finanziellen Verhältnisse sein steter Kummer. Johann von Tiefen.

Da starb König Kasimir IV. zu Grodno 7. Juni 1492, von den Polen nicht betrauert, während die Ritter von seinem Nachfolger das Beste hofften, denn dieser war dem Orden immer zugethan gewesen. Kasimirs lange Kriege hatten übrigens zur Ausbildung von Reichstagseinrichtungen geführt. Der Adel war immer auf der Reise, bald zu einer Reichsversammlung, bald auf einem Kriegszuge. Die Reichstage waren so zahlreich besucht, daſs sie nach zwei oder drei Tagen geschlossen werden muſsten, weil die Lebensmittel fehlten oder Streit auszubrechen drohte. Auf der anderen Seite muſste Kasimir stets überwacht werden. So kam man von selbst darauf, für die einzelnen Landschaften nur Stellvertreter, Landboten (Nuntii terrarum), zu wählen, meist zwei für eine Woiwodschaft.[2]) 1468 ward die Wahl von Landboten auf dem Reichstage von Neu-Korczin beschlossen und bald war es Grundsatz, daſs ohne diese Landboten keine Reichsversammlung für rechtmäßig galt, keine Steuer bewilligt, kein Gesetz gegeben werden konnte. In ihrer Versammlung beruhte die eigentliche Kraft des Staates; Staatsbürger war aber nur der Edelmann, nur ausnahmsweise wurden auch Vertreter der Städte berufen. Die erste Kammer oder den Senat bildeten die höchsten geistlichen und weltlichen Beamten, die Bischöfe, die Woiwoden, die Castellane. Es blieb aber jedem einzelnen Edelmanne dabei unbenommen, auf dem Reichstage zu erscheinen, und bei wichtigen Angelegenheiten, wie z. B. einer Königswahl, kamen sie in Masse und brachten ihre Leidenschaft, ihre Unerfahrenheit und die Trunkenheit ihrer Macht dahin. Mit derselben Eifersucht, mit welcher der Adel die Macht des Königs beobachtet hatte, sah er nun auf die Macht des Reichstages, den man immer unter dem Schilde halten müsse. Es wurden bei den Versammlungen der Woiwodschaften den Landboten genau vorgeschrieben, wie sie in dieser oder jener Frage sich zu verhalten haben, und in einer Versammlung nach dem

Polen. Reichstag. Landboten. Der Senat. Trunkenheit der Macht.

[1]) Voigt, l. c. IX, S. 169—232.
[2]) Cromer, l. c. p. 582: Binos e satrapiis.

Nach-landtage. Reichstage (Postcomitiales) mussten sie strenge Rechenschaft über ihr Benehmen geben. Verhängnisvoll war die Ansicht, dass nur Einstimmigkeit bei einem Beschlusse die Rechte aller wahren könne. Die Minderzahl bildete allenfalls eine Conföderation, wählte einen Marschall, setzte Beschlüsse den Beschlüssen entgegen und Gewalt der Gewalt. So blieb der Bürgerkrieg in Permanenz. —

Die letzten Zeiten des Deutschordens.

Kasimir IV. hatte aus der Ehe mit Elisabeth, der Tochter Kaiser Albrechts II., sechs Söhne: einer, Kasimir, starb 1484 im Rufe der Heiligkeit; Wladislaw wurde König von Böhmen und Ungarn;[1]) Johann Albert, Alexander und Sigismund wurden nacheinander Könige in Polen; Friedrich, der jüngste wurde Erzbischof von Gnesen.

Johann Albrecht. Johann Albrecht wurde, nachdem die Wahl länger geschwankt hatte, nicht vom Senate, nicht von den Landboten, sondern von der Masse des Adels zum Könige gewählt; die Litthauer aber verlangten, angeblich auf Befehl Kasimirs, Litthauen. den jüngeren Bruder Alexander zum Großfürsten, mit anderen Worten: sie wollten Trennung von Polen. Die Folge der Uneinigkeit war, dass beide Länder Gebiete verloren.[2]) Deshalb erhoben 1499 die Litthauer zu Wilna die schon von Jagello festgesetzte Union von neuem zum Gesetze, der Herrscher solle den Namen tragen: „König von Polen und Großherzog von Litthauen." Johann Albrecht ließ Buonacorsi. sich von seinem ehemaligen Lehrer Philipp Buonacorsi leiten, einem Italiener, der in Nacheiferung des griechischen Dichters sich den Namen Kallimachus gab, aber vor Paul II. als Pyrrhonianer aus Rom hatte fliehen müssen. Buonacorsi rieth dem Könige, die Macht des Adels zu brechen, und seiner verrätherischen Anstiftung schrieb man es zu, dass 1497 in der Bukowina in einem Waldverhau die Blüte des Adels vom Feinde überrascht und zusammengehauen wurde. Auch der Orden hatte Antheil an diesem Zuge und am Unglücke.[3])

Hans von Tiefen. Der König, früher gegen die Ritter freundlich und wohlwollend, verlangte alsbald die Huldigung und Beschwörung des ewigen Friedens. Der Hochmeister zögerte einige Zeit, da er den Eid schon dem vorigen Könige geleistet habe, bequemte sich aber endlich doch dazu, wie auch zum Kriegszuge gegen die Türken 1497, trotz der Armut des Landes und der Erschöpfung des Schatzes. Trotz seines Alters zog Johann von Tiefen selber mit: „Der geringste meiner Brüder ist in meinen Augen von größerem Werte, als ich. Wo die Meinen bleiben, da will ich mich ebenfalls nicht ausschließen." — Für die Verpflegung der Ritter war von den Polen gar nichts geschehen, sie litten Mangel. Der Hochmeister, der nichts Besseres für sich haben wollte, als die anderen Ritter, starb auf dem Zuge zu Lemberg, 10. August 1497 — ein Mann, der durch seine rechtschaffene und biedere Gesinnung, seine Pflichttreue, seine Strenge gegen sich selbst besserer Zeiten wert war. Es heißt von ihm: kein Unrecht gieng über seine Seele. Wie seine Rede kurz und schmucklos, so war sein Leben einfach, wie das eines Privatmannes. Sparsamkeit galt ihm als erste Tugend; nie schlief er in einem Bette.

---

[1]) Vergl. Bd. VII, S. 50 dieses Werkes.
[2]) Vergl. oben S. 533 ff.
[3]) Voigt, l. c. IX, S. 232 ff.

In Entsagung seinen Ordensbrüdern voranzugehen, schien ihm Pflicht. Dabei glaubte er, das Volk durch geistige Bildung heben zu müssen, und sandte junge, talentvolle Männer auf deutsche Universitäten, zog auch gerne gelehrte Leute ins Land.[1])

Auf die einfache folgte jetzt eine glänzende Hofhaltung. Überzeugt, dass der Orden nicht mehr über Polen stark genug sei, kamen die Gebietiger auf den Gedanken, einen Fürsten an ihre Spitze zu stellen und dadurch ein mächtiges Haus für sich zu gewinnen, zumal die Türken, durch den Sieg in der Bukowina ermuthigt, im Anzuge gegen Polen waren und auch nach Preußen kommen konnten. Herzog Friedrich von Sachsen wurde gewählt, obschon er noch nicht einmal Ordensritter und erst dreiundzwanzig Jahre alt war. Doch hatte er sich bereits dem geistlichen Stande gewidmet, auch strebsam auf den hohen Schulen zu Siena und Leipzig reiche Kenntnisse sich erworben. Am Tage, da er sich in den Orden aufnehmen ließ, wurde er auch zum Hochmeister gewählt. Friedrich hatte versichert, dass er dem Könige von Polen nie den Eid leisten werde, und er hielt sein Wort; auch verweigerte er dem Könige Zuzug gegen die Türken und Tataren.[2])

Friedrich von Sachsen 1498 bis 1510.

König Maximilian hatte ihn ermuthigt, der Orden müsse bei dem heiligen deutschen Reiche und deutscher Nation bleiben. Friedrich war unermüdlich thätig in der Landesverwaltung, übte strenge Gerechtigkeit, unterstützte Verunglückte und Arme, schonte das Volk und suchte den Wohlstand des Landes zu heben; die Ordensbeamten hielt er strenge zu Pflicht und Ordnung an; sein Plan aber, den ganzen Orden zu reformieren, scheiterte an der Weigerung des Deutschmeisters, in Preußen zu einem großen Ordenscapitel zu erscheinen. Zum Glücke für den Orden war der Großfürst von Litthauen damals im Gedränge durch die Russen und der König von Polen im Kampfe mit den Türken und Tataren. Kaum fühlte Johann Albrecht jedoch den Rücken frei, so verlangte er 1501 in strengem Tone, dass der Großmeister in Petrikau erscheine und huldige. Da traf aber ein Schreiben von Maximilian ein, der Orden habe außer dem römischen Stuhle nie eine andere Obrigkeit über sich erkannt, als das heilige römische Reich, von dem er auch seine Regalien empfangen; auch sei der sogenannte ewige Friede nie vom Papste, noch vom Kaiser Friedrich, noch von ihm selber bestätigt worden. Polen drohte mit Krieg, der Hochmeister erklärte, er sei bereit, in Petrikau zu erscheinen, wenn zuvor drei Punkte im ewigen Frieden beseitigt wären: 1. dass jeder Hochmeister den König allein als seinen Herrn anerkennen solle, was gegen des Meisters Pflicht streite; 2. dass der Meister dem Könige, so oft es dieser verlange, Heeresfolge leiste; 3. dass die Hälfte der Ordensbrüder aus der polnischen Nation genommen werden solle. Johann Albrecht rüstete zum Kriege, erlag aber 1501 in Thorn einem Schlaganfalle.

Huldigungsfrage.

Sein Bruder Alexander, bisher Großfürst in Litthauen, wurde zum Könige von Polen erwählt, nachdem der Senat mit den litthauischen Großen die Vereinbarung getroffen, dass Polen und Litthauen fortan ein Reich und

Alexander 1501 bis 1506.

[1]) Voigt, l. c. IX, S. 232 ff.
[2]) Ibid. IX, S. 238 ff.

ein Volk unter einem Könige sein sollen, dass der König in Polen gewählt werde, dass aber die Großen in Litthauen Antheil haben an der Wahl.[1]) Diese Großen sind die Herzoge und Fürsten, nicht der gesammte Adel, denn diesen hielten sie als ihre Vasallen, wie die Bauern als Leibeigene, streng unter dem Daumen. Die neue Vereinigung beider Länder verstärkte keineswegs die Macht des Königs, denn 1505 wurde auf einem Reichstage der Beschluss gefasst, dass der König in allen Stücken an die Zustimmung des Senates und der Landbotenkammer gebunden sei, dass er namentlich nicht einseitig Domänen verpfänden oder verkaufen dürfe. 1506 erschien das erste allgemeine Gesetzbuch im Drucke. Bürger und Bauern konnten jetzt nie mehr aufkommen, Staatsbürger in Polen waren nur die Edelleute und die waren sich alle gleich.

Schwäche des Königs.

Die Großen Polens waren es jetzt auch, die mit aller Strenge auf die Durchführung des ewigen Friedens drangen. Zum Glücke für den Orden beschäftigten die Russen die Streitkräfte Polens und Litthauens einige Zeit und hatte der Orden Ruhe. Kaum aber war die Gefahr beseitigt, so wurde der Hochmeister 1504 aufgefordert, in Petrikau zu erscheinen, um seiner Pflicht gemäß den ewigen Frieden zu vollziehen. Friedrich verweigerte es. Da kam strenger Befehl, in Marienburg zur Huldigung zu erscheinen, bald aber auch die Nachricht, König Alexander sei am 19. August 1506 gestorben.

Sigismund I.

Sein jüngerer Bruder Sigismund I., bisher Statthalter in Schlesien und in der Lausitz, wurde am 20. October 1506 in Petrikau zum Könige gewählt und am 24. Januar 1507 in Krakau gekrönt. Er war ein begabter Mann, körperlich so stark, dass er ein Hufeisen zerbrechen konnte und man ihn Herkules nannte. Er hatte Sinn für Kunst und Wissenschaft, für Bauten, und suchte Bildung unter seinem Volke zu verbreiten. Im ganzen mehr zum Frieden geneigt, wurde er zuerst durch Glinski, der unter Alexander die Russen geschlagen hatte und jetzt, stolz auf seinen Sieg, Großfürst von Litthauen werden wollte und bei den Russen Schutz suchen musste, zum Krieg mit diesen fortgerissen und 1509 zum Frieden gezwungen. Der Krieg, wie das Bündnis mit den Tataren beschäftigte seine Kräfte, wie wir oben sahen, längere Zeit, — ein Glück für den Orden, denn der König hatte offen erklärt, er wolle lieber alle ihm von den Russen abgedrungenen Lande an den Großfürsten von Moskau abtreten, als die Oberherrschaft über Preußen aufgeben. Der Hochmeister rüstete. Er wandte sich an den Kaiser und dieser versicherte ihn seines Schutzes in Handhabung seiner Rechte. Im Eifer, der aufsteigenden Gefahr zu begegnen, starb der Hochmeister, erst siebenunddreißig Jahre alt, 14. December 1510 auf dem Schlosse Rochlitz. Sein Bruder Herzog Georg von Sachsen rühmte ihm mit Wahrheit nach: „Das wissen wir, dass unser Bruder nächst Gott und seiner Seele den heiligen ritterlichen Orden immerdar vor allen Dingen auf's höchste geliebt und nichts mehr als dessen Ehre und Nutzen zu fördern auf dieser Erde begehrt hat."[2]) —

[1]) Cromer, l. c. p. 658.
[2]) Voigt, l. c. IX, S. 396.

Albrecht von Brandenburg.

Auf einer Berathung zu Heiligenbeil beschlossen die Gebietiger, wieder einen Fürsten zu wählen, nämlich den Sohn einer Schwester des Königs von Polen, zugleich einen nahen Verwandten des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, und zwar den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Sohn Friedrichs von Anspach und Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles: der König würde seinen Schwestersohn nicht mit lästigen Anforderungen bedrängen, der Kurfürst sollte seinen Verwandten unterstützen, sein Vater und sein Bruder seien beim Kaiser wohl angesehen und dadurch käme der Orden wieder in engere Verbindung mit dem Reiche. Albrecht von Brandenburg.

Auch Kaiser Maximilian befürwortete die Wahl: man solle sich nicht irren lassen an der Jugend Albrechts, denn er sei zu solchem Amte geschickt und werde dem Orden nützlich sein. So wurde denn der einundzwanzigjährige Markgraf am 15. Februar 1511 zum Ritter geschlagen, dann in den Orden eingekleidet und, nachdem er die Regeln beschworen, zum Hochmeister erwählt und mit den Ehrenzeichen dieses Amtes feierlich geschmückt. Die Wahl dieses Fürsten erweckte an den Höfen allerdings neues Interesse für den Orden, von Sigismund aber kam die Erklärung, er werde, obgleich Albrecht ihm blutsverwandt sei, einen solchen Schimpf, wie ihn der verstorbene Meister sich erlaubt, ferner nicht mehr dulden. Unterhandlungen begannen zu Thorn. Da traten die Polen mit einem eigenen Vorschlage hervor, nämlich der König von Polen solle selbst den Orden annehmen und zum Hochmeister erkoren werden; Albrecht solle seinem Amte wieder entsagen, werde dann vom Könige seinem fürstlichen Stande gemäß versorgt werden, jeder Nachfolger im Reiche solle dann im Orden Profess leisten und, einmal als Hochmeister eingekleidet, sich nie wieder vermählen können, also dass das Königreich und der Orden ein ewig unzertrennlicher Körper werden. Es wurde aber entgegnet, das alles ziele nur darauf hin, das gesammte Ordensland an die Krone Polen zu bringen. Man setzte die Unterhandlungen fort, um den Krieg hinzuhalten. Ein andermal erbot sich der König, dem Orden ein Stück Land in Podolien oder Roth-Russland abzutreten und dem Hochmeister jährlich 2000 Goldgulden zu zahlen,[1]) damit die Ritter ihrem Gelübde genügen und gegen Ungläubige kämpfen könnten, was an der Grenze der Ordensländer nicht mehr möglich sei. Auch wollte der König nachgeben, dass kein Pole mehr in den Orden aufgenommen werde, aber unerbittlich bestand er auf der Huldigung und Heeresfolge. Maximilian rieth Albrecht, mehr als seine Vorgänger im Meisteramte sich zu Kaiser und Reich zu halten, die Reichsstände würden dann auch leichter zu Hilfe und Rath für den Orden zu bewegen sein. Der Hochmeister rechnete denn auch auf das Reich, aber die „Läufe in Deutschland wurden immer wilder und seltsamer". Versprochen wurde vieles, geleistet fast nichts. Die Zeit von 1511—1519 war reich an Unterhandlungen,[2]) an Hoffnungen und an schmerzlichen Enttäuschungen. Der Orden musste gerüstet bleiben und das Land verarmte dabei immer mehr. In der Noth erließ Albrecht dem Meister von Livland für 1000 Gulden die Huldigungs- und Lehenspflicht für den Hochmeister Unterhandlungen.

[1]) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, I, S. 287.
[2]) Voigt, l. c. IX, S. 475—541.

Plettenberg. in Preußen, und so wurde Walter von Plettenberg ein unabhängiger Herr. In der Noth entsagte Albrecht zu Gunsten des Kurfürsten von Brandenburg 1517 dem Wiedereinlösungsrechte der verpfändeten Neumark. 1517 schien es alles Ernstes zum Kriege zu kommen, da verbot Maximilian, welcher Polen und den Orden vereint zur Vertreibung der Türken aus Europa gebrauchen wollte, alle Spannungen und Irrungen und mahnte, sie in Güte beizulegen, auf keinen Fall dürfe es zum Kampfe kommen, um nicht dadurch dem Christenfeinde Vorschub zu leisten.

Krieg 1519 bis 1521. 1519 rückte Sigismund mit 20.000 Mann in Kujavien ein, 1520 in Pomesanien. Die Tatarenhaufen, welche der König mitbrachte, verheerten das Land durch Raub, Mord und Brand auf's entsetzlichste. Der Bischof von Pomesanien wies das Angebot der Städte und Schlösser in seinem Sprengel, wenn er zum Könige übergehe, würdig mit der Bemerkung zurück: „Nun das Gut verloren, will man mich auch um die Ehre bringen; solche hat aber für mich mehr Wert, als alles verlorene Gut."[1]) — Um Braunsberg, um Marienwerder wurde zunächst gestritten, Natangen wurde überzogen, Eilau niedergebrannt. Die Lage des Ordens wurde mit jedem Tage trauriger, der Hochmeister bewährte weder Feldherrntalent, noch Entschlossenheit; die Söldner zeigten sich trotzig und missmuthig und wollten ohne Solderhöhung nicht ferner dienen. An Beihilfe von außen war nicht zu denken. Die Polen konnten, wenn sie auch hin und wieder Verluste erlitten, den Krieg doch länger aushalten, als das verheerte Ordensland. Die Kriegsmacht des Ordens bestand nur aus 7000 Fußknechten, 2000 Reisigen und 16.000 Mann bewaffneten Landvolkes. Nur durch die Vermittelung des Waffenstillstand. jungen Kaisers Karl V. wurde 7. April 1521 ein Waffenstillstand auf vier Jahre erlangt.

Auf den Wiederausbruch des Krieges war sicher zu rechnen, vielleicht schon vor Abfluss der vier Jahre, denn immer und immer erhoben die Polen neue Streitigkeiten. Woher sollte das verheerte Land die Mittel dazu aufbringen? Nothlage. Der Hochmeister selber kämpfte mit den größten Geldverlegenheiten. Die tüchtigsten Männer, die ihm bisher mit Rath beigestanden, erlagen damals Krankheiten. Der Plan, die Fürsten für die Sache des Ordens neu zu erwärmen durch den Vorschlag, die ganze vereinte Macht desselben gegen die Türken zu verwenden, schlug fehl. In jener tiefbewegten Zeit waren eben gar viele alte Einrichtungen in Frage gestellt, und brach so viel Neues allmählich Bahn, während bisher Deutschmeister. Bestehendes zusammensank. Im Orden selbst war Zwiespalt, der Deutschmeister war erbittert, dass die rückkehrenden Söldner durch die deutschen Ordensgüter befriedigt werden sollten, und strebte die bisherige Stellung und Verwaltungsart des Hochmeisters, dem man eigenmächtiges Verfahren vorwarf, zu beschränken. Ein letzter Versuch, auf dem Reichstage zu Nürnberg Hilfe zu erhalten, misslang, der Hochmeister war in solcher Verzweiflung, dass er seine Würde dem Herzoge von Braunschweig überlassen und in französische Dienste treten wollte. Der Rath einiger polnischen Abgeordneten, sein Amt in die Hände des Königs zu legen, der ihn dafür reichlich mit Land, Leuten und Geld versorgen würde, brachte den Meister auf ganz andere Gedanken.[2])

Papst Leo X. hatte ihn schon aufgefordert, eine vollständige Reformation des entarteten Ordens vorzunehmen, Hadrian VI. hatte mit scharfem Nachdrucke die Forderung erneuert, den Orden in den alten Stand zurückzuführen. In

---

[1]) Voigt, l. c. IX, S. 575—634.
[2]) Ibid. IX, S 631—686.

Nürnberg hörte Albrecht den evangelischen Prediger Osiander und wurde mit der Lehre Luthers bekannt. An diesen schickte er heimlich die Statuten des Ordens mit der Bitte, er möge ihm offen seine Meinung über eine vorzunehmende Reformation mittheilen. Luther forderte schon 1523 den Orden auf, das Gelübde der Ehelosigkeit fahren zu lassen. Auf dem Rückwege nach Berlin besprach sich der Hochmeister mit Luther selbst, welcher ihm die Ordensregel als albern und verkehrt bezeichnete und ihm geradezu rieth, eine Frau zu nehmen und Preußen in ein weltliches Fürsten- oder Herzogthum zu verwandeln.[1]) Albrecht lächelte bei diesen Worten, gab aber keine weitere Antwort. Auch Melanchthon rieth ihm dasselbe.

Albrecht wird lutherisch. — Luther. — Melanchthon.

Der Entschluss, Preußen in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln, blieb fortan fest in Albrechts Seele. Aber es war große Vorsicht nöthig, denn viele Ordensbrüder, der Deutschmeister insbesondere, lauerten ihm auf. Mit seiner geheimen Unterstützung griff die Reformation jetzt in Preußen um sich. Mönche und Nonnen verließen ihre Klöster, Ritter legten den Ordensmantel nieder und nahmen Frauen. Der Bischof Polenz von Pomesanien trat offen zu Luthers Lehre über, der Bischof von Samland förderte sie nach allen Seiten. In mehreren Städten, Danzig insbesondere, hatten die Lutheraner bald das Übergewicht. Noch einmal gieng der Hochmeister zu Luther nach Wittenberg und ersuchte ihn, tüchtige Prediger zu senden. Die Zuneigung Albrechts zur neuen Kirche wurde ruchbar. Der Papst machte 1524 ihm, „der ein Hauptmann der Kirche zu Schutz und Schirm des christlichen Glaubens sein solle", väterliche Vorwürfe. Der Meister dagegen mahnte seine Vertrauten, sachte vorzugehen, und wenn auch nicht mehr die Ordensmäntel, doch die Ordenskreuze zu tragen. An den Papst schickte er ein Vertheidigungsschreiben, dass er nichts Sträfliches, was wider Gott, den päpstlichen Stuhl und den christlichen Glauben sei, unternommen habe.[2]) In Rom hatte man aber über sein Vorgehen schon so ernste Nachrichten, dass man ihn seines Amtes entsetzen wollte. Der Deutschmeister verweigerte ihm jede Unterstützung; Luther dagegen forderte ihn wiederholt auf, zu wagen und als weltlicher Herr von Preußen aufzutreten. In Preußen gieng übrigens die Zersetzung rasch vor sich.

Reformation in Preußen.

So gieng denn der Hochmeister auf die Anträge der Polen ein, ihren König als Lehensherrn anzuerkennen, das Ordensland von ihm als Lehen anzunehmen; sterbe er ohne männliche Nachkommen, so solle das Lehen auf seine Brüder, die Markgrafen Kasimir, Georg und Johann, oder die nächsten erbberechtigten Fürsten, worüber sich die Brüder vereinigen würden, übergehen, doch also, dass sie jederzeit, ebenso wie der Hochmeister, die Lehenspflicht übernähmen. Am 2. April 1525 zog der Hochmeister, zum letztenmale mit dem schwarzen Adlerkreuz geschmückt, zum Könige nach Krakau. Am 8. kam der förmliche Frieden zum Abschlusse. Jeder Theil gab die Eroberungen zurück, Albrecht versprach die Huldigung gegen Sigismund als seinen Lehensherrn: nach Aussterben aller seiner männlichen Leibeserben solle das ihm zugewiesene Land an die Krone Polen fallen. Der König versprach dagegen dem Herzog,

Friede zu Krakau.

[1]) Voigt, l. c. IX, S. 687—702.
[2]) Ibid. IX, S. 737—739.

seinen Erben und allen Einwohnern des Landes Schutz ihrer Privilegien und Schirm wider ungerechte Gewalt. Der Herzog von Preußen nimmt auf Landtagen und in Rathsversammlungen die erste Stelle im Sitze neben dem Könige ein; er und seine Nachkommen sollen vom Herzogthume Preußen nichts verkaufen und, wofern sie die Noth drängt, was sie verkaufen wollen, zuerst dem Könige anbieten, Verpfändungen von Schlössern und Städten dürfen nur an des Herzogs Lehensleute geschehen. Der Herzog zieht dem Könige im Kriege mit hundert gerüsteten Reitern zu, ist aber vor der Hand auf sechs Jahre von diesem Kriegslehensdienste befreit, im Falle der König nicht wegen dieses Vertrages angegriffen wird. Der Handel ist frei zwischen den beiderseitigen Unterthanen. Die Abgeordneten der Stände Preußens genehmigten den Friedensvertrag und anerkannten den Herzog Albrecht fortan als rechtmäßigen Erbherrn und Landesfürsten. Am 10. April belehnte der Polenkönig den bisherigen Hochmeister mit dem Herzogthume Preußen, am 9. Mai 1525 hielt dieser seinen feierlichen Einzug in Königsberg.

Herzog von Preußen. *Erbherr.*

Ende des Ordens.

So endete der Orden in Preußen 334 Jahre nach der Gründung desselben vor Akkon; Albrecht war unter den Hochmeistern überhaupt der siebenunddreißigste, unter denen, die in Königsberg hausten, der siebente, sechzehn hatten in Marienburg ihren Wohnsitz. So gieng Preußen für Deutschland und für die Kirche verloren, Luther sah ein Wunder darin: in vollem Lauf, mit vollen Segeln eile jetzt das Evangelium nach Preußen. Die meisten Ritter verheirateten sich; Albrecht selbst vermählte sich bald darauf mit der Tochter König Friedrichs II. von Dänemark. Was half es, dass der Orden in Deutschland Verwahrung einlegte und einen neuen Hochmeister, Walther von Kronenberg, mit dem Sitze zu Mergentheim, wählte, den der Kaiser 1527 zum Administrator des Hochmeisterthums Preußen ernannte, dass dieser Albrecht aufforderte, Preußen zu räumen; was half es, dass das Reichskammergericht die Acht gegen den Herzog aussprach und der Kaiser diese Acht 1533 bestätigte! Von Polen geschützt, blieb Albrecht Herzog bis zu seinem Tode. Der Adel und der Herzog blieben bei ihren Rechten und die Folge der veränderten Verhältnisse lagen auf niemanden schwerer als auf den unglücklichen Bauern. 1526 verließen die letzten wenigen Bekenner der alten Lehre das Land. —

Ohnmacht des Königthumes in Polen.

Sigismund II. August.

Sigismund starb 1. April 1548, ihm folgte sein Sohn Sigismund II. mit dem Beinamen August, weil er im gleichnamigen Monat geboren war. Zum Nachfolger seines Vaters war er schon 1530 bestimmt worden. Seine Stellung zum Adel bezeichnet ein Vorgang auf dem Reichstage zu Petrikau. Die Polen fanden seine zweite Ehe mit einer Radziwill unangemessen und verlangten Scheidung, die der König verweigerte. Rafael Leczinski, der jüngste der Senatoren, redete hierauf den König also an: „Haben Sie vergessen, wem Sie zu gebieten die Ehre haben? Wir sind Polen und die Polen sind ebenso stolz darauf, die Könige zu ehren, welche die Gesetze achten, als den Hochmuth

derer zu beugen, welche dieselben verachten. Wenn Sie den Eid brechen, so entbinden Sie uns von unserem Eid und wir werden schon dafür sorgen, daſs Sie den Gesetzen einer Republik gehorchen, von der Sie nur der erste Bürger sind, was Sie aber nicht zu wissen scheinen." Der König wuſste sich vor den Anmaßungen des Adels nur zu schützen, indem er Zwiespalt unter ihm erregte. — Wie Kettler Livland ihm 1561 in die Hände spielte, ist oben angegeben worden. Das Los des Landes wurde unter dem neuen Herrn keineswegs besser. Eifersüchtig auf die Vergrößerung Polens, suchten Schweden und Rußland Stücke, die ihnen paſsten, von Livland mit dem Schwerte loszuschneiden. 1563 begann der Krieg wieder mit Rußland, wie wir oben sahen, und der Czar nahm dabei Poloczk weg. Stolz des Adels.

Nach altem Rechte waren in Polen von jedem Amte alle die ausgeschlossen, welche nicht zur römisch-katholischen Kirche gehörten. Sigismund jedoch wuſste, auf dem Reichstage zu Wilna 1563 die Gleichberechtigung der Bekenntnisse zur Anerkennung zu bringen: „Nicht allein die Edlen und Herren des römisch-katholischen Bekenntnisses, sondern im allgemeinen alle vom Stande der Ritter und Edlen, Litthauer oder Russen, vorausgesetzt, daſs sie Christen sind, sollen in Zukunft in gleicher Weise zu allen Ehren und Würden, sei es des Reichstags oder der Krone, und zu allen Stellen Zutritt haben." — 1568 auf dem Reichstage zu Grodno ward diese Satzung bestätigt, trotz des Widerspruches der Katholiken. Um die Vereinigung zwischen Polen und Litthauen für immer unauflöslich zu machen, entsagte Sigismund August auf alle Ansprüche der Jagellonen an Litthauen: das Großfürstenthum solle in Zukunft zur Republik Polen gehören und nicht Eigenthum des Königs sein. Litthauen stimmte aber nur unter der Bedingung zu, daſs es ganz gleiche Rechte mit Polen habe. Dies ist die Coaequatio jurium. Alle litthauischen Großen wurden nun in das Verzeichnis der Senatoren eingetragen. Litthauen und Polen sollten zwei verschiedene Regierungen unter einem Oberhaupte bilden. Sigismund starb 1572. Während sein Vater dem Protestantismus in Polen selber zu steuern suchte, den Studenten den Besuch von Wittenberg und jedermann den Besitz von Luthers Schriften verbot, war Sigismund II. August weniger entschieden gegen Neuerungen. Böhmische Brüder, Lutheraner, Reformierte kamen nach Polen, auch die Lehre Socins oder der Unitarismus[1]) fand Anhang. Nach des Königs Tod wuſsten die Akatholiken den Religionsfrieden von Warschau 1573 durchzusetzen, wonach Katholiken und Dissidenten einen ewigen Frieden halten und gleiche bürgerliche Rechte besitzen sollten. Der katholische Clerus hegte die Überzeugung, daſs der Protestantismus nur beitrage, das letzte Band der Einheit zu zerreißen und Polen den Untergang zu bereiten."[2]) Reformation in Polen. Litthauen. Coaequatio jurium.

War bisher das Königthum halb Erb- und halb Wahlkönigthum, so ist es fortan vollkommenes Wahlkönigthum, denn mit Sigismund starb der Stamm der Jagellonen aus, nach 186jährigem Bestande. Unter den Bewerbern trug Heinrich von Anjou[3]) den Sieg davon. Am 9. Mai 1573 wurde er gewählt, am 10. September unterschrieb er in Notre-Dame zu Paris vor den polnischen Abgesandten die Pacta conventa. Katharina von Medici betrieb die Wahl ihres Lieblings. „Die Franzosen", schrieb ein Pole jener Zeit, „hätten sich zu allem Heinrich von Anjou.

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 695 dieses Werkes.

[2]) Krasinski, Historical sketch of the rise, progress and decline of the Reformation in Poland. London 1838. Deutsch von Lindau. Leipzig 1841.

[3]) Vergl. Bd. VIII, S. 424 f., 649 ff. dieses Werkes.

verpflichtet; wir hätten fordern dürfen, daſs der König eine goldene Brücke über die Weichsel baue." — Heinrich gieng ungern; am 24. Februar 1574 wurde er in Krakau gekrönt. Früher wurde geschildert, wie beide Theile sich enttäuscht fühlten, die Polen fanden im neuen König den Helden nicht, den sie erwartet hatten, sondern einen Weichling, und Heinrich konnte sich nicht fügen in das rauhe Klima und in die Freiheit und den Stolz des Adels. Wie ein Gefangener aus dem Kerker entfloh Heinrich von Anjou auf die erste Nachricht vom Tode seines Bruders, Karl IX., aus dem Lande.

Dreizehn Monate warteten die Polen auf seine Rückkehr, erst auf dem Reichstage zu Neminz 15. Juli 1575 erklärten sie den Thron für erledigt und wählten am 13. December 1575 den Großfürsten von Siebenbürgen unter der Bedingung, daſs er sich mit Anna, der Schwester Sigismunds August, vermähle. Sechzehn Senatoren sollten immer ihn umgeben. 1576 wurden Stephan und Anna in Krakau gekrönt. Sein glücklicher Krieg mit Russland wurde oben erzählt.[1] Batthory gab sich viele Mühe, die Kosaken an militärische Zucht zu gewöhnen, um sie gegen die Tataren zu verwenden; unter ihm begann sich die Ukraine wieder zu bevölkern, auch wurde ein oberstes Hofgericht gegründet, die Streitigkeiten des Adels von Großpolen sollten in Petrikau, die von Kleinpolen in Lublin, die von Litthauen in halbjährigem Wechsel zu Wilna und Nowogrodek gerichtet werden. Batthory starb in Grodno 13. September 1586.

Stephan Batthory.

Die Wasas.

Sigismund III.

Wladislaw VII.

Jetzt kamen die Wasas, — zuerst Sigismund III. (1587—1632), der Sohn Johanns III., Königs von Schweden, und durch seine Mutter der Enkel Sigismund I., Königs von Polen. Wie er um den Thron von Schweden betrogen wurde, und wie er sich selbst um den Besitz von Russland und die ihm angebotene Krone der Moskowei brachte, ist oben erzählt worden.[2]) 1632—1648 folgte ihm sein Sohn Wladislaw VII.

Bei seiner Krönung am 18. Februar 1632 trat ein merkwürdiger Beleg des „Liberum Veto" ein. Als der Primas Umfrage hielt, ob man Wladislaw zum König haben wollte, sagte nur ein einfacher Edelmann „nein!" und über eine Stunde stand die Feierlichkeit stille. Auf die Frage, was er dem Fürsten vorzuwerfen habe, sagte er nichts als: „Ich will ihn nicht zum König". — Schon schien das ganze Fest vereitelt, als der Edelmann sich dem König zu Füßen warf und ausrief, er habe nur sehen wollen, ob die Nation wirklich frei sei, und da er finde, daſs sie frei sei, so anerkenne er gerne Wladislaw als König. Wladislaw VII. führte Krieg gegen die Russen und Türken; welche Niederlage die Polen durch die Kosaken und Tataren zu Korsum erlitten, wurde früher erwähnt.[3]) Er starb, ohne einen Sohn zu hinterlassen, 1648. Die Polen anerkannten seinen guten Willen erst nach seinem Tode, während seines Lebens traten sie ihm überall entgegen, als wäre er der bösartigste Tyrann.

---

[1]) Vergl. oben S. 556.
[2]) Vergl. Bd. IX, S. 91—95, 111, 115—116, 119, 138 dieses Werkes.
[3]) Vergl. Bd. IX. S. 445 dieses Werkes.

Johann Kasimir, der zweite Sohn Sigismunds III., wurde 1648 gewählt und regierte bis 1668. Sein an Abenteuern reiches Leben wurde früher geschildert,[1]) seine Kriege gegen Kosaken und Tataren, der Trotz des Adels, der Streit mit Schweden, und wie Kasimir zuletzt, des Streites mit den Großen des Reiches müde, 1668 die Krone niederlegte, sind früher erzählt worden. Merkwürdig ist der sichere Blick, mit dem der König die Zukunft Polens voraussah. Johann Kasimir V.

„Ich sehe das Unglück, das mein Vaterland bedroht, sicher voraus. Wollte Gott, ich wäre ein falscher Prophet. Der Moskowite und der Kosak werden sich mit dem Volke vereinen, welches dieselbe Sprache redet, wie sie, und werden Litthauen wegnehmen. Die Grenzen von Großpolen liegen für Brandenburg offen und Preußen wird das Recht der Verträge oder der Waffen anwenden, um uns unser Gebiet zu entreißen. Bei der allgemeinen Zerstückelung des Reiches wird Österreich seine Hand auf Krakau legen, jeder von unsern Nachbarn wird mit den Waffen in der Hand ein Stück von Polen wegnehmen." — Polens Geschichte von 1669—1704 wurde bei einem andern Anlaſs im vorigen Bande ausführlich behandelt[2]) und gezeigt, wie auch der Heldenruhm eines Sobieski dem Parteihader kein Ende machen konnte. Der Held von Choczim starb in der Überzeugung, daſs er die Todtenglocke der Monarchie läuten höre. —

Wie das Königreich Preußen entstand.

Polen war in fortwährendem Sinken, Ruſsland und Preußen dagegen im Aufsteigen. 1618 fiel Preußen an Brandenburg, 1657—1660 wurde Preußen unabhängig von Polen. Preußen.

Der ehemalige Hochmeister hatte als Herzog von Preußen wenig glückliche Tage. Er war ein schwacher Mann, ließ sich von Günstlingen leiten und fiel aus der Hand des einen in die des andern. Von Schulden erdrückt, muſste Albrecht die Steuern erhöhen und machte dadurch Städte und Adel unzufrieden. Herzog Albrecht. Die Edelleute meinten, den Herzog leiten zu können, wie einst die Gebietiger den Hochmeister, er hingegen rang mit unsicherer Hand nach unumschränkter Gewalt und erlag. Auf eine Klage der Preußen hin veranstaltete Sigismund August eine Untersuchung, infolge welcher die Gewalt des Herzogs beschränkt wurde: er durfte ohne Zustimmung gewisser Regimentsräthe nichts unternehmen, der Kanzler konnte, so oft er es für gut hielt, das fürstliche Siegel versagen. Ob vieler Demüthigungen zog sich die Herzogin vom Hofe ihres Gemahls zurück. Albrecht starb 20. März 1568. Bei der Belehnung seines fünfzehnjährigen Sohnes Albrecht Friedrich zu Lublin 19. Juli 1568 erhielt der Kurfürst Joachim von Brandenburg für sich, seinen Sohn Johann Georg und dessen männliche Leibeserben, die Mitbelehnung. Brandenburg mitbelehnt. — Er hatte sich große Summen dafür in Preußen und Polen kosten lassen, auch fürchteten die

---

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 443, 445—448 dieses Werkes.

[2]) Vergl. Bd. X, S. 360, 366—377, 433—450, 505—506, 534—535, 538—539, 643—648, 651—652 dieses Werkes.

preußischen Stände den Verlust ihrer Macht, wenn das Land unmittelbar an Polen fiele.[1])

Albrecht Friedrich. Auch Albrechts Sohn, Albrecht Friedrich, war unglücklich. Vom Orden in Deutschland hatte er zwar nichts mehr zu fürchten; denn Kaiser Maximilian II. hatte 1571 bei der Belehnung des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg ihm die Mitbelehnung ertheilt, und dadurch die Reichsacht stillschweigend zurückgenommen,[2]) — wohl aber von Streitigkeiten im Lande und von seinen Regimentsräthen, welche ihn sehr hart behandelten und ihn selbst durch körperliche Züchtigung zu allem zwangen, was sie wollten. Weinend rief er oft: „Die Räthe haben meinen Vater betrübt und geplagt bis in die Grube, also thun sie mir auch. Gott strafe sie bis ins dritte und vierte Glied.“ Seine Unzufriedenheit steigerte sich oft bis zur Wuth, sein Eigensinn bis zur Geistesverwirrung. Als der Herzog am bestimmten Tag verweigerte, sich trauen zu lassen, sagte ihm ein Herr von Warnbach: „Wollen Euer Gnaden nicht folgen, so wird man nicht sagen: ‚Gnädiger Herr,‘ sondern ‚du Lecker‘, — und über den Tisch gezogen und nun gut abgeprügelt!“ Bald wurde eine Regentschaft nöthig. 1618 starb der unglückliche Herzog und Preußen blieb fortan mit dem brandenburgischen Kurhause vereint.

Nordmark. Die Wiege des preußischen Staates ist die im Zeitalter der Ottonen gegründete, später Altmark genannte, Nordmark. Unter Albrecht dem Bär,[3]) aus dem Hause der Ascanier oder Anhaltiner, begann erst recht die Verdeutschung des sonst slavischen Landes.

Brandenburg. Seit Erstürmung von Brandenburg, der Hauptfestung der Heveller, nannte Albrecht sich Markgraf von Brandenburg (1157). Das germanische Volk, das sich früher ganz nach dem Südwesten gezogen hatte, eroberte jetzt wieder, sich rückwärts wendend, den Nordosten. Die bezwungenen gemeinen Slaven mussten das Christenthum annehmen und Leibeigene werden oder das Land verlassen. Der slavische Adel trat zum Theil zu den Siegern über und erhielt Gleichstellung mit dem deutschen Adel. Aus den Rheingegenden, aus Westfalen, aus Holland zog er fleißige Ansiedler herbei,[4]) die zugleich seine Herrschaft über die Eingebornen sicherten; Städte, Dörfer entstanden, Handel und Gewerbe blühten. Mit ihnen stieg das Ansehen der Markgrafen, die auf den Reichstagen neben den Herzogen standen und die Erzkämmererwürde verwalteten. Die Mark erlangte solches Ansehen, dass man unter Mark schlechtweg Brandenburg verstand. Seit das Wahlrecht auf wenige Fürsten sich zu beschränken begann, hieß der Markgraf auch Kurfürst und sein Land die Kurmark. Das höchste Ansehen erlangte die Mark unter

[1]) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, I, S. 341. — Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte, 4 Bde., 1874. — Droysen, Geschichte der preußischen Politik, I—III, 1868—1872. — Brosig, Geschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter, 1887. — Pierson, Preußische Geschichte, 2 Bde., 1889. — Köser, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, I, 1888.

[2]) Stenzel, l. c. I, S. 347, 1183.

[3]) Vergl. Bd. V, S. 13, 27, 29, 100, 115 dieses Werkes.

[4]) Helmodi chronica Slavorum, II, p. 88. — Vergl. Bd. V, S. 115 dieses Werkes.

dem letzten Ascanier, unter **Waldemar dem Großen**. Die Ascanier waren in der Regel tapfere, einsichtsvolle Männer, welche in ihren Unternehmungen Glück hatten. Nur durch die Bildung der Mark war die Gründung des Ordensstaates in Preußen möglich, denn nur durch Brandenburg bezog er immer neue Kräfte aus Deutschland, wie die Mark selber durch den Orden im Rücken immer gedeckt war. So verschieden auch die Mark und Preußen als Ordensland in ihren inneren Einrichtungen waren, sie hatten doch vieles gemeinsam. Der Adel war Dienstadel, auch Bürger und Bauern mussten Kriegsdienste thun, die Städte waren Festungen. „Man war in einem eroberten Lande," bemerkt ein geistreicher Schriftsteller, „noch lange Zeit hindurch von feindlichen Elementen bedroht, so dass wiederholt selbst die ganz neue Gründung in Frage stand. Da mussten sich die Colonisten als Glieder eines Heeres fühlen, es kam ein militärischer Zug in die ganze bürgerliche Entwicklung. Und aus demselben Grunde mussten sie sich auch eng an den Landesherrn anschließen, der das Ganze schützte. Alle wurden in gewissem Sinne die Mannschaft des Markgrafen oder des Hochmeisters. Da liegt die Grundlage des militärischen Charakters des preußischen Staates." — Und mit diesem vorzugsweise militärischen Charakter wird sich dann vor allem die Gewöhnung zu Gehorsam verbinden, zu Ordnung und Pünktlichkeit, wie andererseits eine gewisse Rüstigkeit und Dreistigkeit, die in einem industriellen Zeitalter sich am ehesten noch durch das Militärwesen erhält.[1]

und der Deutsch-orden.

Charakter des preußischen Staates.

Mit dem Todestage (September 1319) des großen **Waldemar** kamen böse Zeiten über Brandenburg. Der unmündige Neffe, den er als Erben zu sich berufen, **Heinrich der jüngere**, starb schon 1320. Eine Menge Fürsten fielen jetzt wie Raubthiere über das verwaiste Land her, bis der Sieg bei Ampfing 1322 **Ludwig dem Bayern** Muth gab, dasselbe an sein Haus zu bringen. Mit Einwilligung der Reichsfürsten belehnte der König 24. Juni 1324 seinen ältesten Sohn Ludwig mit der **Reichskämmererwürde**, der **Mark Brandenburg** und der **Lausitz**, den **Herzogthümern Stettin** und **Demmin**, dem **Lande Stargard**, der **Grafschaft Wernigerode** nebst allen Herrschaften, die Waldemar ehemals besessen.[2]

Die Bayern.

Ludwig der Bayer, der Brandenburger.

Dänemark hatte einst der Vergrößerung der Ascanier viele Hindernisse in den Weg gelegt; für den jungen Fürsten ward es jetzt durch die Verlobung mit **Margaretha**, der Tochter seines Königs **Christoph**, gewonnen. Tüchtige Vormünder wurden für den achtjährigen Ludwig bestellt, die Städte wurden durch Vermehrung ihrer Freiheiten angelockt. Der junge Markgraf war geschickt und entschlossen. Trotz alledem war seine Lage schwierig: die anhaltischen Vettern grollten unversöhnlich, Kaiser Ludwigs Sachen nahmen eine schlimme Wendung und die Luxemburger waren gefährliche Gegner. Das Land wurde verheert, verpfändet,

---

[1] Constantin Frantz, Das neue Deutschland. Leipzig 1871. S. 155 ff.
[2] Vergl. Bd. VI, S. 371 dieses Werkes.

zerstückelt. Welch ein Gegensatz zu den glänzenden Zeiten Waldemars! Begreiflich, dass ein Abenteurer, der Waldemar ähnlich sah, und mit Geschick ihn darzustellen wusste und behauptete, er sei seit 1321 im heiligen Lande gewesen und jetzt zurückgekehrt, leicht Anklang fand.

Die bayrische Herrschaft im Lande war von kurzer Dauer. Ludwig der Brandenburger trat 1357 die Marken seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto ab. Klug und tapfer verstand zwar Ludwig der Römer die Ruhe im Lande wieder herzustellen, starb aber schon 1364, nachdem er 1363 mit Karl IV. eine Erbverbrüderung geschlossen, vermöge welcher nach dem Abgange der männlichen Nachkommen der Markgrafen Brandenburg an das Haus Luxemburg fallen sollte. Der leichtsinnige Otto aber trat, von Feinden und Schulden bedrängt, 1373 die Marken mit Vorbehalt der Kur- und Erzkämmererwürde an die Söhne des Kaisers ab, und Brandenburg gehörte jetzt den Luxemburgern. Auf einem Tage zu Tangermünde, 29. Juni 1374, vereinigte Karl IV. die Mark Brandenburg mit Böhmen, dass sie immer dem Könige von Böhmen gehören und nie von diesem Reiche getrennt werden solle.

Ludwig der Römer. *Otto.*

Unter Karl IV. hatte die Mark gute Tage, während sie unter den bayerischen Fürsten einer völligen Zerstückelung entgegengegangen wäre. Der Kaiser stellte wieder Ordnung her und begünstigte den Fleiß des Bürgers und Landmanns. Schlimme Tage kamen aber unter seinen Söhnen, die ebenso tief unter ihrem Vater standen, als Ludwig und Otto unter Ludwig dem Bayern.

Die Luxemburger.

Bei der Theilung kam 1377 Brandenburg an Sigismund, Johann bekam die Lausitzen und Neumark. Sigismund kam selten in die Marken, er sah sie als Nebenland an und verpfändete sie in der Noth 1388 an die Markgrafen Jost und Prokop von Mähren und nach dem Tode seines Bruders Johann die Neumark an den Deutschorden. Jost behandelte das Land wie ein Stiefvater, kam selten, und nur um Geld zu erpressen, und ließ es durch Hauptleute verwalten. — Wie der Herr, so die Diener. Kein Recht galt im Lande. Viele Ritter trieben von ihren Burgen Weglagerei, beraubten den Landmann, die Städte mussten zu ihrem Schutze Söldner dingen. Zum Glücke starb Jost 1411 und gab Sigmund an Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, die Mark zum Pfand für 100.000 Goldstücke, die ihm jener vorgeschossen hatte.

Sigismund. *Jost.* *Zerrüttung.*

So kamen die Hohenzollern nach Brandenburg, ein uraltes Geschlecht,[1] reich an Fürsten, die tapfern mit klugem Sinn vereinen, gute Haushälter sind, ihre Macht zu mehren streben in rücksichtsloser Ausführung weitreichender, immer festgehaltener Pläne. Die Mark Brandenburg war der Ausgangspunkt, von dem aus sie ein großes Reich schufen. Sie gründeten nicht erst deutsches Leben in den Marken, das haben die Ascanier gethan, aber sie stellten es

Die Hohenzollern.

---

[1]) Die Sagen bei Cramer, Die Grafschaft Hohenzollern. Stuttgart 1873. S. 8—10.

wieder her, sie erhielten es, als die Mark in sich zu zerfallen und von den aufsteigenden slavischen Großmächten verschlungen zu werden drohte.

Die Burggrafen.

Die Burggrafen von Nürnberg[1]) sind mit den schwäbischen Zollern, Zollorin, Zolra, stammverwandt. 1170 soll ein nachgeborner Sohn, der Hohenzoller Konrad, Burggraf zu Nürnberg geworden sein, er war angesehen beim Kaiser, auf dessen großen Kreuzzug er auch umgekommen ist. Konrad war kaiserlicher Beamter, hatte den Befehl über die Burg und Burgmannschaft zu Nürnberg, die Gerichtsbarkeit über die dazugehörigen Güter und die Aufsicht über die Amtleute und Pfleger derselben. Die Stadt Nürnberg aber machte sich früh schon von allen Verpflichtungen gegen die Burggrafen los. Von der Burg aus erwarben diese bald durch Kauf, bald durch Pfand und Erbschaft, durch Geschenke der Kaiser, eine Menge zerstreuter Güter, Einkünfte und Gerechtsame. Durch Klugheit wie durch Thatkraft stiegen sie zu Ansehen empor. Ein Burggraf zu Nürnberg war es, Friedrich, der Rudolf von Habsburg[2]) die Kunde von seiner Ernennung brachte und zwischen ihm und den Wählern vermittelte. Ein Burggraf von Nürnberg spielte eine große Rolle bei der Wahl Adolfs von Nassau und Heinrichs von Luxemburg. Ein Burggraf von Nürnberg griff entscheidend ein in der Schlacht bei Mühldorf[3]), und wurde vom Sieger, Ludwig dem Bayer, dafür reichlich belohnt. Dem Burggrafen Johann II. gab Kaiser Karl IV. 1356 seine Tochter zur Gemahlin und erhob die Burggrafen zu Reichsfürsten; er verlieh ihnen viele Vorrechte für ihre Besitzungen. Aus den ehemaligen Beamten des Reiches waren sie jetzt reiche Fürsten geworden. Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts gliedert sich ihr Gebiet in die zwei Fürstenthümer Baireuth und Ansbach oder das Burggrafenthum Nürnberg oberhalb des Gebirgs, und das Burggrafenthum Nürnberg unterhalb des Gebirgs.[4])

Margaretha.

Friedrich VI.

Zu den fähigsten Männern dieses Geschlechtes gehört Friedrich VI.,[5]) der Baireuth oder das Oberland besaß, während sein Bruder Johann über Ansbach oder das Niederland waltete. Er hatte eine für jene Zeit glänzende Bildung, war der lateinischen, französischen und italienischen Sprache mächtig, auch im bürgerlichen und Kirchenrecht erfahren, und war bei all seinem Wissen thatkräftig geblieben — als Ritter tüchtig in allen Waffenkünsten, ein Mann von scharfem Blick, schneidig und entschlossen, stets wohl bei Casse und freigebig, wo es Vortheil brachte. Aus dem Verfalle des luxemburgischen Hauses hat der Burggraf, der sich an den fähigsten, aber auch leichtsinnigsten der Luxemburger, an Sigismund, anschloss, großen Vortheil gezogen für die Erhöhung seines Hauses. Er nahm thätigen Antheil an der Absetzung Wenzels, an der Wahl Sigismunds zum römischen König 1411, er lieh dem letztern 100.000 Goldgulden, und wurde auf Brandenburg

[1]) Lancizolle. Stenzel, Geschichte der Gründung des preußischen Staates, I, S. 163.
[2]) Ibid. III, S. 511.
[3]) Ibid. III, S. 575.
[4]) Stenzel, l. c. I, S. 164.
[5]) Cohn, Stammtafeln, Nr. 744.

Statthalter in Brandenburg. versichert. Am 8. Juli 1411 ernannte ihn der römische König zu einem obersten und gemeinen Verweser und Hauptmann der Mark, und befahl, ihm zu huldigen und zu gehorsamen, bis er ihm die 100.000 Goldgulden zurückbezahlt haben werde; sich selber behielt Sigismund nur die Kurwürde vor. 1412 kam der Burggraf nach Brandenburg als oberster Verweser und Hauptmann. Die Mark war durch die Wirren der letzten Zeit in solche Armut gebracht, dass sie niemand gern hat haben wollen.

Daher war der Empfang kühl; zwar die Städte huldigten gern, denn der Burggraf galt für einen Fürsten, der auf Ordnung hielt, aber der Adel, an Unbändigkeit und an das Leben aus dem Stegreif gewöhnt, verweigerte störrig „dem Nürnberger Tand“ die Huldigung: „Wenn es ein ganzes Jahr hindurch Burggrafen regnete, sollte doch keiner im Land aufkommen.“ [1]) Der deutsche Adel wurde vom altslavischen, in welchem ohne Zweifel die Erinnerung an die einstige Freiheit fortlebte, in diese Feindschaft mit fortgerissen. Viele vom Adel verschanzten die Burgen, verbanden sich mit Fürsten an der Grenze, um den Burggrafen aus dem Lande hinauszuschrecken. Friedrich zeigte sich anfangs nachsichtig; als aber keine Milde helfen wollte, griff er zu den Waffen, schmetterte mit seinem Geschütz die für unbezwinglich geltenden Burgen nieder, und zwang, auch im Siege sich mäßigend und fern von Grausamkeit, den Adel zur Unterwerfung.

Jetzt brach sich das Gefühl Bahn, es sei wieder ein Herr da, der das Gesetz aufrecht zu erhalten wisse. Anfangs hatten ihm die Städte die Huldigung nur „zu seinem Geld“ geleistet, d. h. ihm nur zu gehorsamen geschworen, bis Sigismund ihm die 100.000 Goldgulden zurückbezahlt habe. Dazu kam es bei den steten Geldverlegenheiten des Kaisers natürlich niemals. Im Gegentheil, bald entlehnte Sigismund 250.000 weitere ungarische Goldgulden 1417 als Kurfürst Friedrich I. vom Burggrafen, wofür er ihm auf dem Concil zu Constanz 18. April 1417 mit Bewilligung der Kurfürsten die Mark Brandenburg nebst der Kurwürde und aller Landesherrlichkeit übergab, jedoch mit dem Vorbehalt für sich, für seine und König Wenzels männliche Nachkommen, dieselbe mit 400.000 ungarischen Goldgulden wieder auszulösen. Sigismund kam nie dazu, die Summe zurückzuzahlen, und hinterließ so wenig als Wenzel einen Sohn. Friedrich blieb Herr der Mark und Kurfürst und suchte seine Länder und Rechte nach Kräften auszudehnen.

Hohe Pläne. Die Neumark verlangte er vom Orden gegen die dargeliehene Pfandsumme zurück, und zog auch schon Polen in den Kreis seiner Berechnung, warb für seinen Sohn Friedrich um Hedwig, die einzige Tochter Jagellos, an deren Hand sich damals der Thron Polens und Litthauens zu knüpfen schien, und brachte seinen achtjährigen Sohn selber nach Krakau, auf dass er die Sprache und Sitten derjenigen kennen lerne, über die er einst zu herrschen berufen sei. Als mit Albrecht III. die Kurlinie des anhaltinischen Hauses in Sachsen erlosch, machte Friedrich Ansprüche an dessen Land und Hauptstadt Wittenberg,

---

[1]) Stenzel, l. c. I, S. 167.

weil die erledigten Länder einst zur Mark Brandenburg gehört hätten, und weil sein Sohn Johann mit der einzigen Tochter Albrechts vermählt und wegen deren Mitgabe auf Sachsen versichert sei. Sigismund wollte jedoch nicht zwei Kurhüte auf ein Haupt kommen lassen, behandelte Sachsen als ein dem Reich anheimgefallenes Lehen, und übertrug es 1423 an Friedrich den Streitbaren, den Markgrafen zu Meissen und Landgrafen zu Thüringen. Der Kurfürst erhielt für seine Ansprüche 10.000 Schock Pragergroschen. Seitdem erkaltete seine Freundschaft zum König, zumal dieser sich 1429 alles Wiederkaufsrechtes der Neumark zu Gunsten des Ordens begab, und diesem also die Neumark für ewige Zeiten überließ. Der Burggraf starb 1440. 1437 hatte er zu Tangermünde die Verordnung bekannt gemacht, dass sein zweiter und vierter Sohn, beide Friedrich genannt, ihm in den Marken folgen, der ältere die Kurwürde, die Mittelmark, das Uckerland und Sternberg, der jüngere die Altmark und Priegnitz erhalten sollten. Der älteste Sohn, Johann, und der vierte, Albrecht, erhielten jeder die Hälfte der fränkischen Lande, und erst nach dem Aussterben der beiden fränkischen Linien sollten die märkischen und nach dem Aussterben beider märkischen die fränkischen Linien als Erben eintreten.[1]

Stirbt 1440.

Ländertheilung.

Unter den zwölf hohenzollerischen Kurfürsten regierte der zweite, Friedrich, nahezu einunddreißig Jahre, 1440—1470. Er heißt Eisenzahn (ferratis dentibus, dent de fer), wegen seines festen Verfahrens. Zwar die polnische Krone ward ihm nicht zutheil aus Gründen, die wir schon oben auseinandergesetzt haben, aber Kasimir IV. schloss mit ihm einen Vertrag, der dem Kurfürsten die Nachfolge in Polen zusicherte, wenn der König ohne Hinterlassung männlicher Erben sterben sollte. Mit den Brüdern in Franken schloss der Kurfürst eine Erbeinigung zu gemeinschaftlichem Beistand und hielt im Kriege und Frieden fest mit ihnen zusammen. Wie sein Vater besorgt, das Land zu vergrößern, suchte er, als mit dem Tode des Herzogs Otto von Pommern-Stettin 1464 dieses Haus ausstarb, dieses Land an Brandenburg zu bringen, denn nach einem Vertrage von 1338 hatten die Markgrafen von Brandenburg nach dem Aussterben der Linie Pommern-Stettin Ansprüche an das Land. Eine Partei war schon gewonnen, namentlich der Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Glinden. Dieser warf bei der Bestattung Schild und Helm der Herzoge von Stettin dem Sarge in das Grab nach, mit den Worten: „Da liegt unsere Herrschaft von Stettin" — um anzuzeigen, dass die Linie nun erloschen sei und die Herrschaft an die Markgrafen komme. Viele dachten aber anders, und ein Ritter Lorenz Eichstätten sprang in das Grab, holte Helm und Schild wieder heraus und sagte: „Nein, nicht also, wir haben noch erbliche geborne Herrschaft, die Herzoge von Pommern-Wolgast, denen gehört Schild und Helm zu." Darob entspann sich ein Krieg, in welchem Friedrich II. jedoch keinen Erfolg errang. Verdrossen darüber und gebeugt durch Kränklichkeit und den Verlust seines einzigen Sohnes, übergab er 1471 die Mark an seinen Bruder Albrecht und behielt sich nur 6000 Goldgulden jährlich vor.

Friedrich II.

Pommern.

Dieser Albrecht, der dritte der zwölf hohenzollerischen Kurfürsten (vom 10. Februar 1471 bis 11. März 1486), der allein das Geschlecht fortpflanzte, ist uns unter dem Namen Achilles nach einer Schilderung des Äneas Silvius aus dem Städtekrieg 1449[2]) schon bekannt. Er war einer der letzten Ritter, glänzte

Albrecht Achilles.

---

[1]) Stenzel, l. c. I, S. 190.

[2]) Vergl. Bd. VII, S. 119 dieses Werkes.

auf allen Turnieren durch Schönheit, Kraft und Kampflust, durch Pracht seines Gefolges. In die Marken kam er selten, ihre Regierung überließ er seinem Sohne Johann. In weitreichenden Plänen stand er hinter seinen Vorgängern nicht zurück, wegen seiner Gewandtheit in Unterhandlungen hieß er auch der deutsche Ulysses. 1473—1476 schloss er Erbverträge mit dem böhmischen Königshause. Damit sein Geschlecht nicht durch stete Theilungen geschwächt werde, verordnete er, es sollte, solange nur ein männlicher Erbe vorhanden sei, dieser die Marken und Länder in Franken vereinigt besitzen; wären zwei, so sollen die älteren die Marken, die jüngeren die fränkischen Fürstenthümer erhalten; wären drei, so sollen die fränkischen Länder getheilt werden, aber es nie mehr als drei regierende Linien geben. Sämmtliche Länder sollten dem ganzen Hause zur gesammten Hand zustehen, nichts von Land und Leuten, Schlössern und Städten, was Albrecht hinterließ, je verpfändet oder verkauft werden, und die Töchter, welche heiraten, eine Ausstattung und 10.000 rheinische Gulden Heiratsgut erhalten.

Hausgesetz.

Johann Cicero.

Ihm folgte 1486—1499 sein ältester Sohn Johann, der Cicero von Deutschland genannt wegen seiner Fertigkeit im lateinischen Ausdruck; sprach er doch vier Stunden hintereinander auf einem Reichstage des Kaisers Max in zierlich fließendem Latein. Kaiser Maximilian I. hatte 1495 auf dem Reichstage zu Worms den Antrag gemacht, es möge jeder Kurfürst in seinem Lande eine eigene Universität errichten. Kurfürst Johann stiftete Frankfurt an der Oder 1498. 1513 wurde sie wegen einer Pest auch Kotbus verlegt. Deswegen und dann auch, weil der Ruhm Wittenbergs die Jugend dahin zog, konnte die Universität Frankfurt nie recht aufkommen.

Universität Frankfurt.

Culmbacher Linie.

Johann Ciceros Bruder, Friedrich (1460—1536), ist der Gründer der älteren Culmbacher Linie, der Vater von acht Söhnen, von denen Kasimir (von Baireuth) im Bauernkrieg 1525 gegen die Aufständischen so große Strenge zeigte, Georg (von Ansbach) von Ladislaus, dem König von Böhmen und Ungarn, Jägerndorf in Schlesien erhielt und wegen seines Eifers für die Reformation den Beinamen der Fromme und der Bekenner bekam, und Albrecht der letzte Hochmeister und erste Herzog in Preußen wurde. Kasimirs Sohn ist Albrecht Alcibiades, so genannt wegen seiner Wandlungen und des Wechsels seiner Schicksale — er machte sich im Schmalkaldischen Kriege einen Namen, auch bei der Belagerung von Metz durch Karl V., und war lange ein Waffenbruder des Moriz von Sachsen, gegen den er aber 1553 auftrat und bei Sievershausen 9. Juli die Schlacht verlor.

Albrecht Alcibiades.

Joachim I. Hector.

Joachim I., der Sohn Johann Ciceros, der fünfte Kurfürst (1499 bis 1535), wegen seiner guten Rathschläge Nestor geheißen, zeigte sich in der Reformation als eifriger Anhänger der alten Kirche, dass er 1532 auf dem Reichstage zu Regensburg erklärte, er wolle lieber Land und Leute und selbst das Leben verlieren, als sich mit den Protestanten vertragen, denen er den Bauernaufstand und anderes vorwarf, was selbst sein Bruder, der kluge Erzbischof Albrecht von Mainz, missbilligte; dass er noch auf dem Todbette von seinen Söhnen das schriftliche Versprechen sich ausstellen ließ, dass sie mit all ihren Ländern katholisch bleiben wollten. Diese Söhne aber, Joachim II. und Johann, waren durch ihre Mutter, eine Schwester des unglücklichen Christian II. von Dänemark, insgeheim längst für die Lehre Luthers gewonnen, und traten 1539 offen zu derselben über; am 1. November empfieng Joachim II. in Spandau durch den Bischof von Brandenburg das Abendmahl unter beiden Gestalten. Doch nahm der Kurfürst keinen Antheil am Bund von Schmalkalden und sprach warm nach

Joachim II. Hector.

lutherisch.

der Schlacht bei Mühlberg für das Leben des gefangenen Friedrich von Sachsen und für die Freilassung des Philipp von Hessen. Durch seine zweite Gemahlin Hedwig, eine Tochter König Sigismunds, erlangte er 1569 die Mitbelehnung mit Preußen, also die Anwartschaft auf dies Herzogthum, im Falle die Culmbachische Linie aussterbe. 1537 schloss dieser Kurfürst eine Erbverbrüderung mit dem Herzog von Liegnitz, einem souveränen Fürsten, der von den alten Piasten abstammte. Liegnitz. 1546 erklärten aber die böhmischen Stände und Kaiser Ferdinand I., dass dieser Vertrag rechtswidrig sei; die Urkunde wurde vernichtet und die Unterthanen des Friedrich von Liegnitz wurden aller darauf Bezug habenden Eide entbunden. Joachim hatte früher in Ungarn gegen die Türken gekämpft, die Chronisten nennen ihn den deutschen Hektor, er liebte Kunst und Wissenschaft und hat Berlin durch Bauten verschönert. Berlin. 1240 hat ein Ascanier es als Burg befestigt und mit Holländern bevölkert. Einige deuten Berlin als Wehrlin = kleine Burg. Kurfürst Friedrich II. Eisenzahn erbaute daselbst ein Schloss, nachdem er den Trotz der Bürger gebrochen, und verlegte dahin seinen Hauptsitz. Die alten Hauptstädte waren Stendal und Brandenburg; in einem Wettstreit der Städte 1521 erhielt Brandenburg noch den Vorzug vor Berlin.

Der siebente Kurfürst, Johann Georg (1571—1598), der Sohn des Johann Georg. vorigen, war ein friedliebender Herr, aber doch stets zum Kriege gerüstet, so dass er 1591 Heinrich IV. gegen die Liga und 1594 dem Kaiser gegen die Türken Hilfe zu senden vermochte; er sorgte aufmerksam für die innere Sicherheit, hielt streng das Fehdewesen nieder — Fehder wurden mit dem Schwerte hingerichtet — und war eifrig für Hebung des Ackerbaues, der Gewerbe und des öffentlichen Unterrichts; auch nahm er sich der Bauern an, und mahnte den Adel, nicht so unchristlich mit ihnen umzugehen. Mit Pommern schloss er 1571 eine Erbverbrüderung. Seinen Enkel Johann Sigismund vermählte er mit der ältesten Tochter des Herzogs von Preußen, deren Mutter die älteste Schwester des wahnsinnigen Herzogs von Jülich, Cleve und Berg, demnach als nächste Erbin dieser wichtigen Länder anzusehen war. Da Baireuth und Ansbach an ihn heimfielen, so übertrug er sie auf den zweiten und dritten Sohn unter seinen 23 Kindern, und wurde so der Begründer der neuen Linien Baireuth und Ansbach. Um Streitigkeiten in der Familie und Verringerung ihrer Macht durch Theilungen zu verhüten, wurde 1598 im Geraer Vertrag das alte, Geraer Vertrag von Kaiser Friedrich III. 1473 genehmigte Familiengesetz des Albrecht Achilles erneuert: die gesammten Marken mit den dazugehörigen Herrschaften in der Lausitz, Hausgesetz. dem Herzogthum Krossen und der Anwartschaft auf Pommern und andere benachbarten Länder sollten ungetrennt immer dem Erstgebornen gemäß der goldenen Bulle zufallen; in Franken sollten nie mehr als zwei Fürstenthümer sein (sie kamen an die Markgrafen Christian und Joachim Ernst). Jägerndorf erhielt der Markgraf Johann Georg. Alle nicht aus Land und Leuten oder Pfründen versorgten Prinzen erhalten standesgemäßen Unterhalt, 6000 Thaler jährlich, die Prinzessinnen 2000 Gulden Heiratsgut. Veräußerungen von Land und Leuten sind untersagt.

Joachim Friedrich (1598—1608) war Erzbischof von Magdeburg, Joachim Friedrich. als der Vater starb, legte aber sogleich diese Stelle zu Gunsten seines Sohnes Christian Wilhelm nieder. 1605 wurde er Regent in Preußen. 1606 gründete er das Geheimraths-Collegium in Berlin, ohne dessen Zuziehung er nichts Wichtiges zu unternehmen versprach. Um sein Land erwarb er sich mannigfaches

Verdienst. Hatte sein Vater 1574 das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin gestiftet, so errichtete er die Fürstenschule auf dem Lustschlosse Joachimsthal, und stattete sie mit eingezogenen geistlichen Gütern zum Unterhalt von 120 adeligen und bürgerlichen Schülern aus.

Johann Sigismund.

Johann Sigismund folgte seinem Vater 1608—1619, ein kräftiger, entschlossener Mann. 1609 erhielt er nach vieler Mühe vom König von Polen die Vormundschaft über den regierungsunfähigen Herzog Albrecht Friedrich von Preußen. Das Recht der Nachfolge in Preußen erlangte er in Warschau nur unter Bedingungen, welche ihm sehr schwer erschienen: er musste den Katholiken freie Religionsübung, Bau von Kirchen, Zulassung zu allen Staatsämtern gestatten, er musste die Annahme des Gregorianischen Kalenders versprechen, und dass er außer den früher festgesetzten Zahlungen an Polen jährlich noch 30.000 polnische Gulden und dann noch jedesmal ebensoviel entrichten wolle, wenn eine polnische Reichssteuer ausgeschrieben werde, auch dass er zur Kriegszeit vier Schiffe zum Schutze der Küste ausrüsten wolle; desgleichen musste er geloben, alle obersten Staatsämter allein an Eingeborne zu vertheilen, neue Steuern nur mit Bewilligung der Stände aufzulegen, alle Appellationen an den König in Sachen über 500 Gulden Wert zu gestatten, und in seiner Abwesenheit nur durch eingeborne und landsäßige Räthe nach den vom König bestätigten Formen Processe führen zu lassen. 16. November 1611 erhielt er dann für sich, seine Brüder und die männlichen Erben die Belehnung.[1]) So kam Preußen an die Hohenzollern in Brandenburg und ist seitdem in ihren Händen geblieben.

Belehnung mit Preußen.

Ein anderes nicht minder wichtiges Erbe wurde 25. März 1609 durch den Tod des blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm von Jülich frei. Wie viele Bewerber mit Ansprüchen auftraten, wie das Erbe zu einem europäischen Kriege zu führen drohte, ist im neunten Bande gezeigt worden.[2]) Brandenburg und Neuburg wollten sich über die Theilung vergleichen und fassten sogleich Besitz vom Lande, beide schlugen noch im April 1609 ihre Wappen an die Regierungsgebäude in Cleve und Düsseldorf an. 1613 kamen Johann Sigismund und Wolfgang Wilhelm von Pfalzneuburg in Düsseldorf zur Schlichtung des Streites zusammen. Der letztere verlangte die älteste Tochter des ersteren und Cleve-Jülich als Heiratsgut. Der Hohenzoller antwortete im aufwallenden Jähzorn mit einer Ohrfeige,[3]) die wichtige Folgen hatte. Jülich-Cleve war zugleich der Zankapfel zwischen den Religionsparteien in Europa. Wolfgang Wilhelm gieng, um die Katholiken für sich zu gewinnen, nach München, und trat hier 10. November 1613 zum Katholicismus über. Um die Holländer und Clevener zu gewinnen, nahm der Kurfürst das reformierte Bekenntnis an, allerdings in einer Form, welche dessen

Jülich-Cleve.

[1]) Stenzel, l. c. I, S. 371.
[2]) Vergl. Bd. IX, S. 165, 173, 212 dieses Werkes.
[3]) Köhler, Münzbelustigungen, XXI, S. 341.

härteste Sätze milderte: so verwarf er die unbedingte Gnadenwahl und erklärte dieselbe von des Menschen freiem Willen in Glauben und Gehorsam abhängig, aber in Berlin hieng man eifrig am Lutherthum und war sehr unzufrieden mit dem Schritte des Kurfürsten. Dieser jedoch erklärte, seine Unterthanen hätten keine Macht, ihm vorzuschreiben, was er glauben solle oder nicht, und ermahnte sie, fleißig in der Bibel zu lesen und sich nicht an das Geschrei erhitzter Priester zu kehren, wo sie dann von der reformierten Religion besser urtheilen würden.[1]) Der Kurfürst calvinisch.

Der Streit um Jülich-Cleve währte übrigens fort, keiner kam durch den Religionswechsel zum Ziel, kein Vertrag, kein Erlass frommte, der Process schien sich durch Jahrhunderte fortzuziehen. Da schlug 1815 der Wiener Congress das strittige Land zu Rheinpreußen.

Der schwächste unter allen zwölf Kurfürsten ist Georg Wilhelm (1619 bis 1640). In einer stürmischen Zeit verstand er nicht Hammer zu sein und ward darum Amboss. Ohne höhere Einsicht und Festigkeit des Charakters glich er dem schwachen Rohr, das der Sturm hin- und herbeugt. Wir sahen dies in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges.[2]) Allerdings war seine Lage in jeder Hinsicht schwierig. Er war der Schwager des Winterkönigs und unterstützte diesen mit einigem Geschütz und Werbungen im Brandenburgischen; als dieser aber nach der Niederlage am Weißen Berge Zuflucht in der Kurmark suchte, wurde ihm bedeutet, Futter und Holz seien knapp, und die Berliner frohlockten, dass Gott an den Calvinisten keinen Gefallen habe. Der Zwiespalt in der Religion lähmte alle Maßregeln des Kurfürsten. Die eigene Mutter, eine eifrige Lutheranerin, ließ für seine Bekehrung beten. Um seine schöne Schwester Eleonore warben der Sohn des Polenkönigs Sigismund und Gustav Adolf, den die Mutter begünstigte. Während der Abwesenheit des Kurfürsten 1620 kam der Schwede und verlobte sich mit Eleonore, und Georg Wilhelm klagte, dass er als Haupt des Hauses von der ganzen Sache nicht ein Wort erfahren, bis alles richtig gewesen sei, und musste sich bei dem Polenkönig entschuldigen, dass er der Neigung seiner Mutter und Schwester keine Gewalt habe anthun können. Die Schwierigkeiten erhöhte der Krieg Schwedens mit Polen. Die Preußen wollten den Kurfürsten vor der Huldigung zwingen, die calvinische Lehre als „unverschämt und gotteslästerlich" zu verdammen; nur mit Mühe und um vieles Geld, nebstdem dass er allen schweren Verpflichtungen seines Vorgängers sich unterwarf, erhielt Georg Wilhelm am 23. September 1621 die Belehnung mit dem Herzogthum Preußen. Wegen Jülich-Cleve schloss Georg Wilhelm ein Bündnis mit den Holländern, machte sich aber dadurch die Spanier zu Feinden und Brandenburg musste die Kosten tragen. Der große Krieg wälzte sich nach dem Norden, Mansfeld, dann Wallenstein verheerten das Land. Zur Durchführung des klugen Planes seines Ministers Schwarzenberg, eine dritte Partei zu bilden und den Kämpfenden Halt zu gebieten, hatte der Kurfürst nicht Festigkeit des Charakters genug. Einmal kam er zum Entschluss, zum Kaiser zu halten: „Der Kaiser ist doch die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit; ich habe nur einen Sohn. Bleibt der Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, wenn ich mich an

Georg Wilhelm.

Preußen.

Schwarzenberg.

[1]) Stenzel, l. c. I, S. 393.
[2]) Vergl. Bd. IX, S. 250, 292, 334 ff. dieses Werkes.

den Kaiser halte."[1]) — Allerdings — aber doch ließ er nachher Schwarzenberg fallen. Gustav Adolf rechnete auf sein schwankendes Wesen und schreckte ihn durch Drohungen im Polnischen Krieg, als sich die Abgeordneten auf die Verträge Preußens mit Polen beriefen: „Verträge hin, Verträge her, man hat jetzt keinen Prozess, denn im Kriege schweigen die Gesetze." — Der Kurfürst meinte: „Sitze ich still und sehe ich meinem Unglück zu, was wird man von mir sagen? Hingegen da ich mich noch wehre und thue, was ich kann, so habe ich doch nicht solchen Schimpf und glaube nicht, dass der Kaiser es werde mit mir ärger machen können als Gustav. Er hat bis jetzt nichts gegen mich gethan, so darf ich denn Gnade und Gutes hoffen, wenn ich mich zu ihm schlage." — So geschah es auch. Als Wallenstein nach dem Norden kam, wurde Brandenburg von seinen Wildlingen fast ausgesogen. Als die Schweden in Deutschland festen Fuß gefasst hatten, ließ sich der Kurfürst zwingen, zu ihnen zu halten. Seine Minister kamen während der heiklichen Berathung immer auf den Satz zurück:[2]) „Was können wir thun, sie haben Kanonen." Von seiner Hilfe hatte Brandenburg keinen Dank, denn nach dem Tode des Schwedenkönigs verlangte Oxenstierna von den Fürsten zu Frankfurt am Main, das Reich solle Schweden zur Entschädigung für die aufgewandten Unkosten Pommern nach dem Absterben seines letzten Herzogs abtreten, und vergebens ward, als Bogislaw XIV. 10. März 1637 mit Tod abgieng, das Herzogthum von Brandenburg angesprochen[3]) — die Schweden hielten es fest in ihren Händen. Empört über den Stolz der Schweden, eifersüchtig auf ihre Macht, schloss der Kurfürst 1635 mit Ferdinand II. den Prager Frieden ab.[4]) Der Kaiser versprach dem Kurfürsten, ihn bei seinen Gerechtsamen auf Pommern zu schützen und die Kirchengüter, die er besitze, nicht mehr zurückzufordern; auch genehmigte er den Erbverbrüderungsvertrag zwischen Brandenburg, Sachsen und Hessen. Von Jägerndorf, welches dessen Herzog Johann Georg durch Theilnahme am Aufstand des Winterkönigs verwirkt hatte,[5]) war in diesem Vertrage keine Rede. Dafür standen bald die Schweden unter Baner und Wrangel in Brandenburg. Der königliche Geschichtschreiber klagt: „So wurde das unglückliche Kurfürstenthum der Raub des ersten besten, der da kam und von den erklärten Feinden aufs unmäßigste gebrandschatzt, geplündert, gesengt, verwüstet. In beständiger Ungewissheit, ohne Stärke und Macht, wendete sich Georg Wilhelm stets freiwillig oder gezwungen auf die Seite des Stärksten. Und das Glück, das sich beständig von den Kaiserlichen zu den Schweden und von den Schweden zu den Kaiserlichen drehte, fand Behagen daran, diesen Fürsten[6]) zum Opfer seiner Unbeständigkeit zu machen." — Als Georg Wilhelm 21. September 1640 starb, waren die Städte verheert, die Bevölkerung auf dem Lande zur Verzweiflung getrieben. Um Tangermünde z. B. verzehrten die Leute Menschenfleisch!

Der große Kurfürst.

Georg Wilhelms Sohn, Friedrich Wilhelm, geboren den 6. Februar 1620, Kurfürst vom 21. November 1640 bis zu seinem Tode am 28. April 1688, ist der Neubegründer der Macht seines Hauses, und hat nicht mit Un-

[1]) Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828. S. 50.
[2]) Que faire? ils ont des canons. Frédéric II. Mémoires de Brandenbourg.
[3]) Ibid. II, p. 464.
[4]) Vergl. Bd. IX, S. 344—345 dieses Werkes.
[5]) Köhler, Reichshistorie, S. 508.
[6]) Mémoires de Brandenbourg.

recht den Namen des Großen Kurfürsten. Er war ein scharfblickender Mann, unermüdlich thätig, biegsam wie die Weide und hart wie der Stahl, je nachdem es galt, sein Ziel zu erreichen, gewandt in Unterhandlungen, schnell und vernichtend wie der Blitz, wo es galt, zu schlagen. Seine Unterhandlungen wie seine Kriegsthaten wurden schon früher eingehend besprochen.[1]) Nicht mit Unrecht preist ihn der königliche Geschichtschreiber, er habe alle Eigenschaften besessen, die den großen Mann machen, und die Vorsehung habe ihm alle Gelegenheit gegeben, sich zu entwickeln; er habe sich klug bewährt in einem Alter, in dem die Jugend nur Spuren der Verirrungen zeige.[2]) „Er war vorsichtig und weise, und das machte ihn zum großen Staatsmann; er war arbeitsam und menschlich — und das machte ihn zum klugen Fürsten; er war unempfindlich gegen gefährliche Verführungen und hatte keine andere Leidenschaft als für seine Gemahlin. Liebte er gleich Wein und Gesellschaft, so hielt er dennoch in beiden Maß. Sein lebhaftes und reizbares Temperament machte ihn oft aufbrausen; doch war er nicht Herr der ersten Bewegung, so war er es stets der zweiten, denn sein Herz vergütete mit Wucher die Fehler, die ihm sein leicht aufbrausendes Blut hatte begehen lassen. Seine Seele war der Sitz der Tugend; das Glück hat selbige nie aufschwellen, noch das Unglück sie zu Boden drücken können. Er war hochherzig, milde, freigebig, menschlich, handelte nie seinem Charakter entgegen; war der Wiederhersteller und Vertheidiger seines Vaterlandes, der Gründer der Brandenburgischen Macht, der Schiedsrichter von seinesgleichen, die Ehre seiner Nation. Sein Leben ist seine Lobrede."

Das erste, was Friedrich Wilhelm that, war, den Staatshaushalt in Ordnung zu bringen, und seine Ausgaben mit seinen Einnahmen ins Gleichgewicht zu setzen. Unfolgsamen Unterthanen ließ er ohne Gnade den Kopf vor die Füße legen. 1642 erhielt er die Belehnung mit Preußen gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs von 120.000 Goldgulden. 1643 zahlte er 140.000 Thaler an die Schweden, daſs sie sein Land räumten. Im westfälischen Frieden muſste er das diesseitige Pommern, die Insel Rügen und Wollin, die Städte Stettin, Garz und Golnow und die drei Mündungen der Oder den Schweden abtreten — mit dem Beifügen, wenn der Mannsstamm der kurfürstlichen Linie aussterbe, solle Pommern und Neumark an Schweden zurückfallen; bis dahin aber solle es beiden Häusern gestattet sein, das Wappen dieser Provinzen zu führen.[3]) Zum Ersatz dafür machte man zu Gunsten des Kurfürsten die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin weltlich, setzte ihn sowohl in deren Besitz als in den der Grafschaften Hohenstein und Reichenstein ein, und gab ihm die Anwartschaft auf Magdeburg, dessen Administrator damals August von Sachsen war. — Neue Verlegenheit brachte ihm der Ehrgeiz Karl Gustavs und dessen Krieg mit Polen.[4])

---

[1]) Vergl. Bd. IX und X dieses Werkes an betreffender Stelle.

[2]) Mémoires de Brandenbourg.

[3]) Vergl. Bd. X, S. 308 ff., 315, 324 f. dieses Werkes. — Meiern, l. c. IV, S. 262, 267, 309.

[4]) Vergl. Bd. IX, S. 444 dieses Werkes.

Aus all den Wirren gieng aber Friedrich Wilhelm doch frei von der polnischen Lehensbarkeit und als unbeschränkter Beherrscher von Preußen hervor. 1660 empfieng er in Königsberg die Huldigung der Preußen. Einige Jahre der Ruhe, die jetzt folgten, benützte er, um zerstörte Städte wieder aufzubauen, Wüsteneien in Saatfelder zu verwandeln, Dörfer in Heiden und Forsten zu gründen, Canäle zu ziehen, wie den, welcher die Spree mit der Oder verbindet, Gewerbe und Handel zu heben. In den Kriegen, die der Ehrgeiz Ludwigs XIV. hervorrief, hat Friedrich Wilhelm gleichviel raschen Überblick der Lage und Verhältnisse als Schlagfertigkeit bewiesen. Der Frieden zu St. Germain machte seinen kriegerischen Thaten ein Ende. Seine letzten Jahre verflossen in friedlicher Thätigkeit und in eifrigem Bemühen, den Wohlstand des Landes zu heben. „Tapferkeit“, sagte sein Urenkel Friedrich II., „macht große Helden, Menschlichkeit macht Fürsten.“ Nach dem Edict von Nantes schickte er sein Silbergeschirr in die Münze, um französische Auswanderer zu unterstützen und in sein entvölkertes Land zu ziehen, 20.000 ließen sich in Brandenburg nieder, und Friedrich II. bemerkt mit Wohlgefallen: „Diese Colonie hat sich immer in Wohlstand befunden und hat ihren Wohlthäter für seinen Schutz reichlich belohnt. Das Kurfürstenthum zog in der Folge eine unendliche Menge Waren aus seinem eigenen Schoß, die es zuvor den Ausländern hatte abkaufen müssen.“ — Als der Kurfürst starb, war das Land um ein Drittheil, nämlich von 1370 auf 1900 Quadratmeilen, die Bevölkerung um ebensoviel, nämlich bis zu 1,500.000 Einwohner, die Einkünfte um das Vierfache, von 400.000—500.000 Thaler auf 2,500.000 Thaler, das Heer um das Sechsfache gestiegen;[1]) im Schatz lagen 600.000 Thaler. Aber dieser Machtzuwachs, die Richtung zu absoluter Herrschaft, welche in der ganzen Zeit lag, der überlegene herrische Geist des Kurfürsten, seine Siege bahnten auch den Weg zu unbeschränkter Herrschaft. Von der ersten Gemahlin, die Prinzessin Louise von Nassau-Oranien, einer Tante König Wilhelms III., rühren die Ansprüche an die oranischen Erbschaften, für welche das Kurhaus 1707 das kleine schweizerische Fürstenthum Neuenburg erhielt. Von ihr bekam auch das königliche Lustschloss, wo sie sich am liebsten aufhielt, den Namen Oranienburg. Es war eine Heirat aus Liebe, der Kurfürst seiner reichbegabten Gemahlin innig zugethan: so herrisch er war, so fragte er sie doch bei jeder wichtigen Angelegenheit um Rath. Ein Jahr nach ihrem Tode (1667) vermählte er sich zum zweitenmal mit Dorothea, einer Tochter des Herzogs von Holstein-Glücksburg. —

Louise von Nassau.

Die zwei ersten Könige von Preußen.

Der zwölfte Kurfürst

Aus der ersten Ehe stammt Friedrich III. als Kurfürst, Friedrich I. als König von Preußen. Seine Politik, und wie er den königlichen Rang sich erwarb, wurde früher beschrieben.[2]) Hier haben wir noch einige Züge zu seiner Charakterschilderung nachzutragen. Wir folgen, um jeden Vorwurf der Parteilichkeit abzuwehren, der Darstellung, die sein Enkel, König Friedrich II.,

[1]) Stenzel, l. c. II, S. 474. — Pufendorf, De rebus gestis Friderici Wilhelmi magni electoris Brandenburgensis comm. 1733. — Franz Horn, Das Leben Friedrich Wilhelms dee Großen. Berlin 1814.

[2]) Vergl. Bd. X, S. 666 f., 771, 773, 784 dieses Werkes. Über seine Gemahlin ophia: vergl. oben S. 447—448.

von ihm entwarf.[1]) „Er war klein, missgestaltet, seine Miene stolz, seine Gesichtsbildung gewöhnlich, seine Seele wie ein Spiegel, der die auf ihn fallenden Gegenstände zurückwirft, jedwedem Eindruck nachgiebig. Wer einmal eine gewisse Obergewalt über ihn erlangt hatte, wusste seine Seele, die aus Eigensinn ungestüm und aus Sorglosigkeit sanft war, aufzuregen oder zu beruhigen. Er verwechselte das Glänzende mit dem echt Großen. Ihn fesselte mehr der blendende Schein, als das Gründliche und Nützliche; er opferte 30.000 Unterthanen in verschiedenen Kriegen dem Kaiser und den Verbündeten auf, um sich die Königswürde zu verschaffen, und es drängte ihn nach dieser nur darum so sehr, um seine Freude am Prunk zu befriedigen und seine Vorliebe zu eitlem Aufwand zu rechtfertigen. Er war prachtliebend und großmüthig, allein um was für einen Preis hat er nicht das Vergnügen erkauft, seine Leidenschaften zu befriedigen! Er verhandelte das Blut seiner Völker an die Engländer und Holländer, wie die herumziehenden Tataren ihre Herden den podolischen Metzgern zur Schlachtbank. Als er nach Holland kam, die Erbschaft des Königs Wilhelm anzutreten, so stand er auf dem Punkte, seine Truppen aus Flandern zu ziehen. Man gab ihm einen großen Brillanten aus dieser Hinterlassenschaft und 15.000 Menschen mussten sich im Dienste der Verbündeten todtschlagen lassen. Die Pracht, die er liebte, war die eines eitlen Fürsten, der verschwendet. Sein Hof war einer der prunkreichsten in Europa, seine Gesandtschaften waren so prächtig, als die portugiesischen. Er trat die Armen zu Boden, um die Reichen zu mästen; seine Günstlinge bekamen starke Gehalte, indessen seine Völker im Elend verschmachteten. — Seine Gebäude und Lustbarkeiten waren prächtig, seine Küche, Kellereien und Ställe trugen mehr asiatisches Gepränge, als europäische Würde. Ein geiziger Fürst ist für seine Unterthanen wie ein Arzt, der seine Kranken in ihrem Blute ersticken läſst, der verschwenderische aber wie einer, der durch zu reiches Aderlassen sie tödtet. — Seine Freigebigkeit schien mehr ein Werk des Zufalls als bedachter Wahl. Er war nie beständig in seiner Zuneigung, entweder weil ihn seine schlechte Wahl reute, oder weil er mit menschlichen Schwachheiten keine Nachsicht hatte. Sein schwacher und abergläubischer Geist hatte eine besondere Anhänglichkeit für die calvinische Lehre, zu der er gern alle übrigen Religionsverwandten gebracht hätte. Er wäre leicht ein Verfolger geworden, wenn ihn die Geistlichen dazu ermuthigt hätten. Er verfertigte ein Gebetbuch, das zu seiner Ehre nie gedruckt worden ist. Ist Friedrich I. lobenswürdig, so ist er es deshalb, weil er stets seinen Staaten den Frieden erhalten hat, indes dass die Reiche seiner Nachbarn durch Feinde verheert wurden, weil sein Herz von Natur gut war, und weil er, wenn man will, nie die eheliche Pflicht verletzt hat. Kurz, er war groß in kleinen

Geschildert vom Enkel.

[1]) Mémoires de la Maison de Brandenbourg.

Dingen, und klein in großen, und es war sein Unglück, dass er in der Geschichte zwischen einen Vater und Sohn zu stehen gekommen ist, deren überlegene Talente ihn gänzlich verdunkeln." — Friedrich starb nach fünfundzwanzigjähriger Regierung 25. Februar 1713.

Die Regierung des ersten Preußenkönigs war glänzend nach außen, verlor aber ihre Kraft nach innen. Der gutmüthige, prachtliebende Friedrich I. wurde der Spielball seiner Schmeichler, die Bande des Staates lockerten sich, das Vermögen wurde verschleudert, während harte Steuern das Volk drückten. Das Recht wurde käuflich, der Geschäftsgang war schleppend, der Staat am Rande des Bankerottes. Es war ein Glück für Preußen, dass der Sohn anders dachte als der Vater. Friedrich Wilhelm I. galt schon als Kronprinz für gewaltsam, eigenwillig, beschränkt; er hatte die Überzeugung, dass nur durch Sparsamkeit und Strenge der Staat gerettet werden könne; er war ein grimmer Feind aller Verschwendung, alles Prunkes, aller Zuchtlosigkeit und „Durchstecherei"; von Jugend auf leidenschaftlicher Soldat, verlangte er militärischen Gehorsam auch außer der Armee. Der neue König war hart, gewaltsam, in manchem beschränkt und roh, aber unermüdlich thätig; als er starb, war ein Heer von 80.000 Mann auf den Beinen, das bestgedrillte in Europa, der Schatz gefüllt, war Thätigkeit und Gehorsam in allen Kreisen verbreitet. Friedrich Wilhelm I. hat dem preußischen Wesen das scharfe, harte, kecke Gepräge verliehen, aber auch die Bedeutung und Machtstellung in Europa erhöht. Die Hand war rauh, aber ihr Werk hatte Kraft.[1]

Friedrich Wilhelm I.

Von der Leiche des Vaters weg eilte der junge König in sein Zimmer und strich sogleich die meisten Posten des Hofstaates, dessen Kosten er von 276.000 Thalern auf 55.000 herabsetzte. Lautes Weheklagen erscholl von den Beamten, die ohne Ruhegehalt entlassen waren. Nach dem Leichenbegängnisse wurden die Kammerherren, Laufer, Junker, Pagen, aber auch die Künstler und Gelehrten entlassen. Alles wurde militärisch, einfach, statt der Hoffeste sah man jetzt nur Wachtparaden, statt der leisen Tritte der schleichenden Hofleute hörte man jetzt nur Sporrengeklirr und festen Soldatenschritt, die kostbaren Weine aus dem Schlosskeller, die Luxuspferde aus dem Marstalle wurden versteigert, das kunstvolle Silberservice in die Münze geschickt und eingeschmolzen. Der König hält nur vier Kammerherren, welche zugleich Generale sind, mit einem Gehalte von 2000 Thalern, vier Kammerjunker mit je 1000 Thalern, fünf Kammerdiener mit je 400 Thalern. Für den Stall darf monatlich nicht mehr als 1000 Thaler, für den Keller 1000 Thaler, für Besoldung und Kleidung der Hofleute gleich viel, für die königliche Tafel gleichfalls nur 1000 Thaler ausgegeben werden, also 33 1/3 Thaler für den Tag. Der König lebt einfach wie ein Landedelmann, bedient sich eines hölzernen Stuhles, durchgeht genau jeden Tag die Küchenrechnung und rügt es, wenn ihm auch nur ein Pfennig zu viel angesetzt erscheint. Ein Zeitgenosse schreibt 1717: „Ich sehe hier einen königlichen Hof, der nichts Glänzendes, nichts Prächtiges, als seine Soldaten hat; es ist also möglich, dass man ein

Sparsamkeit.

[1] Droysen, Geschichte der preußischen Politik, IV, erster Abschnitt.

großer König sein kann, ohne die Majestät in einem äußerlichen Pomp und in einem langen Schweif buntfarbiger, mit Gold und Silber beschlagener Creaturen zu suchen." [1]) Summen, welche unter der vorigen Regierung unterschlagen waren, wurden jetzt unerbittlich beigetrieben. Eine Generalrechenkammer ward eingerichtet, um das ganze Finanzwesen zu beaufsichtigen. Amtleute, Pächter und Zöllner wurden zu genauen Einzahlungen angehalten. Diebe wurden unerbittlich verfolgt. Die Besoldung der Beamten war knapp, wurde aber pünktlich ausbezahlt, dafür waren sie jedoch zu strenger Arbeit angehalten; der Minister, der nur eine Stunde zu spät in seine Arbeitsstube kam, zahlte 100 Ducaten Strafe, für Versäumung einer Sitzung verlor er sechs Monate seines Gehaltes, im Wiederholungsfalle verlor er seine Stelle, — „Denn wir bezahlen sie, dass sie arbeiten sollen."

Der König regierte unumschränkt: „Ich bin König und Herr und kann machen, was ich will", und verlangte blinden Gehorsam. Er war sein eigener Feldmarschall und Minister. Widerspruch, Steifen auf herkömmliches Recht ertrug er nicht. Als die ostpreußischen Stände gegen die Einführung des Hufenschosses Einsprache erhoben, schrieb er ihnen die berüchtigte Antwort: „Was, Tout le pays sera ruiné? Nihil credo, sondern das credo, dass der Junkers ihre Autorität, welche da heißt: Nie pos walam (das liberum Veto der Polen), wird ruiniert werden. Ich stabiliere die Souveränität wie ein Rocher von Bronze." — Friedrich Wilhelm I. betrachtete die Unterthanen, als ob sie seinetwegen da wären. Selten übte er das Recht der Begnadigung, dagegen verschärfte er oft die Strafen, welche die Richter verhängten, wenn sie ihm nicht hoch genug erschienen. *Absolutismus.*

Er ordnet Todesurtheile an ohne vorhergehende gerichtliche Verhandlung, wobei ihn allerdings die Vorstellung leitet, dass er das Rechte wolle und Gott verantwortlich sei. Er befiehlt, Kindesmörderinnen in Säcke einzunähen und zu ertränken, und es geschieht; er ordnet an, alle Zigeuner unter achtzehn Jahren, die in seinem Gebiete betroffen werden, in Waisenhäuser zu stecken, alle über achtzehn Jahren kurzweg zu henken, und es wird vollzogen ohne Widerspruch. Urtheile, die Stäupung, Brandmarkung, Karrenschieben, Landesverweisung anordnen, strömen aus seinem Munde. Der König prügelt eigenhändig seine Minister. Der Staat ist für ihn da, aber der König hat auch das brennende Gefühl, dass er für den Staat da sei. Er ist unermüdlich thätig, die Maschine, wie er den Staat nennt, zu leiten und, wo es möglich ist, zu reinigen. Früh sechs Uhr schon, nachdem er seine Morgenandacht gehalten, hörte er die Vorträge seiner Minister. Dann gab der König kurzen Bescheid und empfieng die Officiere oder wer sonst ein Anliegen hatte. Um zehn Uhr war Wachtparade, bei welcher vornehme Fremde, Gesandte vorgestellt wurden; dann wurde der Stall besucht, ins Schloss zurückgekehrt und wurden Bittschriften angenommen, wenn der König bei guter Laune war. Um zwölf Uhr war Mittagstafel, vier Gerichte, Hausmannskost, kräftige Speisen; er lebte mehr als Edelmann, denn als König, sagt die eigene Tochter; sein Tisch war frugal, der König selbst hatte nur das Nöthigste. [2]) *Strenge.* *Tagesordnung.*

---

[1]) Droysen, l. c. IV, zweiter Abschnitt, S. 18.

[2]) Memoiren von Sophie Friederike Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth. Übersetzt von Hell. Braunschweig 1843. S. 1—14.

Dann machte der König ein kurzes Mittagsschläfchen, aber auf einem einfachen, hölzernen Lehnstuhle; von einem Pagen oder Bedienten begleitet, ritt oder fuhr er dann aus, einfach und ungezwungen in Kleidung und Haltung; man sah nichts von Gepränge und Förmlichkeiten, Staatsperücken mit steifen Köpfen und gespreizten Manieren; alles hatte einen militärischen Anstrich. Seine Erholung fand Friedrich Tabagie. Wilhelm I. abends in der Tabagie, einem Zimmer im königlichen Schlosse, wohin der König seine Generale, Minister, auch auswärtige Gesandte einlud. Wer geladen war, musste rauchen, oder wenigstens eine Pfeife in den Mund stecken und thun, als ob er rauche. Die Unterhaltung war ungezwungen: man erzählte, scherzte, lachte. Der König, der sonst von Natur zurückhaltend war, schüttete hier gerne sein Herz aus über Staats- und Familienangelegenheiten, und was er von anderen hörte, merkte er sich wohl. Scherzend konnte man ihm hier in Kürze etwas beibringen, wozu man sonst viele Umwege gebraucht hätte, und aus Äußerungen schließen, was bevorstand. Darum besuchten die Diplomaten gern diese Gesellschaft. Die Aufwartung war einfach, wie bei einem Landedelmanne: holländischer Tabak, Brot, Butter, Braten, Schinken und Duckfteiner-Bier. Diese Abendunterhaltung war dem Könige Ersatz für Theater und Concert, für welche er wenig Sinn hatte.

Der Vater hatte das Königsgepränge geliebt, Friedrich Wilhelm I. wollte alles einfach, überall Thätigkeit, stets das Nützliche dem Glänzenden vorgezogen, überall Zucht und Ordnung. Der König liebte die unumschränkte Gewalt: alles für, nichts durch das Volk — war die Losung. Das Königreich war unter ihm eine große Arbeitsanstalt und eine große Kaserne. Die Stände hatten da natürlich keine Bedeutung, obschon Friedrich Wilhelm versichert hatte, dass er ihre Rechte, wie im allgemeinen die ganze Landesverfassung, aufrecht erhalten werde. Bei der Huldigung in Preußen erhielten die Stände ausdrücklich den Befehl, sich aller Beschwerden zu enthalten, und die Bedürfnisse des Landes nur als Wünsche an ihn gelangen zu lassen. Die Stände erklärten, dass man ja dem allmächtigen Gott seine Verheißungen vorhalten könne, der demungeachtet allmächtig bleibe, und baten den König, es nicht ungnädig zu nehmen, wenn sie ihm auch ihre Freiheiten und die Verheißungen seiner Vorfahren dabei vorhielten. — Es half nicht. Der König fuhr durch, wie er es für gut hielt, unbekümmert um das Herkommen. Trotz des Widerspruches des Adels erklärte er die Ritterlehen für freies Eigenthum, aber nur um Steuer davon erheben zu können. Zum nämlichen Zwecke wurden die Schulzen- und Bauernlehen für Allodial- und Erbgüter erklärt. Die Berufung des Adels an den Reichshofrath erklärte der König für ein gottloses und frevelhaftes Beginnen wider den angeborenen Landesherrn, und wusste trotz alles Widerstrebens unter der Gunst der Umstände seinen Willen durchzusetzen. Adel. Überhaupt nahm Friedrich Wilhelm I. auf den Geburtsadel wenig Rücksicht,[1]) er sah nur auf Tüchtigkeit nach seiner Art und Weise und wählte Männer jeden Standes zu Beamten; diese mussten aber vollkommen Werk-

---

[1]) Stenzel, l. c. III, S. 321 ff.

zeuge seines Willens sein. Alle wichtigen Berichte las der König selber durch und schrieb an den Rand kurzen, bestimmten, oft derben Bescheid, hin und wieder bei Ablehnungen nur das Wort „Narrenpossen“, was dann der Cabinetsrath in den Bescheid umwandelte: „Seine königliche Majestät findet die Sache bedenklich.“ Das Verständnis der auswärtigen Politik war die schwache Seite des Königs, — hier folgte er meist seinem Minister Grumbkow. Bei seiner Heftigkeit und seinem Mangel an Selbstbeherrschung wurde Friedrich Wilhelm oft der Spielball der Parteien; auf den Staatshaushalt und auf das Heerwesen aber verstand er sich vortrefflich. Aus der Geschichte seiner Vorfahren hatte er sich eines vor allem gemerkt: dass ein gefüllter Schatz und ein stehendes Heer einem Fürsten Selbständigkeit und Ansehen gebe.

Wie er aber alles stark wollte, was er wollte, so artete seine Sparsamkeit oft in Geiz aus, und wurde ihm Schatz und Heer nicht bloß *Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck*. Man durfte kein Geld von ihm verlangen, wenn man ihn bei guter Laune erhalten wollte; dagegen war er unablässig bemüht, die Kräfte des Landes zu steigern, um Geld damit zu gewinnen und es bar niederzulegen. Wie der König an sich sparte, so verlangte er Ersparung in seinem Haushalte und Sparsamkeit im Staatshaushalte. Wie die eigenen Kinder ihn für einen Knicker hielten, erzählt seine Tochter, die Markgräfin von Baireuth, zum Jahre 1729 in ihren Denkwürdigkeiten:[1] „Darauf fragte er meine Schwester, ob ihr ihre Verlobung Freude mache, und wie sie ihre Wirtschaft einrichten werde, wenn sie verheiratet sei. Meine Schwester hatte sich auf den Fuß gesetzt, ihm alles zu sagen, was sie dachte, selbst Wahrheiten, ohne dass er deshalb böse ward. Sie antwortete ihm also mit ihrer gewohnten Freimüthigkeit, dass sie einen guten geschmackvoll versehenen Tisch haben würde, und setzte hinzu: ‚der besser sein soll als Ihrer, und wenn ich Kinder habe, werde ich sie nicht misshandeln, wie Sie thun, und sie nicht zwingen zu essen, was ihnen widersteht‘. — ‚Was verstehst du darunter‘, antwortete der König, ‚was fehlt denn meinem Tische?‘ — ‚Es fehlt,‘ sagte sie, ‚dass man sich daran nicht satt essen kann, und dass das Wenige, was darauf ist, nur aus schweren Gemüsen besteht, die wir nicht vertragen können.“ — Der König hatte schon angefangen, sich über ihre erste Antwort zu erzürnen, die letztere aber setzte ihn vollends in Wuth. Sein ganzer Zorn entlud sich aber auf meinen Bruder und mich. Zuerst warf er meinem Bruder einen Teller an den Kopf, dem dieser aber auswich, und dann einen zweiten mir, wobei ich dasselbe that. Ein Hagel von Schimpfreden folgte diesen ersten Feindseligkeiten. Er war auch auf die Königin böse, warf ihr die schlechte Erziehung vor, die sie ihren Kindern gebe.“ Sparsamkeit.

Wehe dem Beamten, der auf einer Veruntreuung betroffen wurde,[2] er kam unerbittlich an den Galgen. Als ein Obersteuereinnehmer beschuldigt wurde, 4000 Thaler königlicher Einkünfte unterschlagen zu haben, und das Criminalgericht nur auf vier Jahre Zuchthaus antrug, schrieb der König an den Rand des Urtheiles: „Ein Dieb, der zehn Thaler stiehlt, muss hangen. Der Angeklagte hatte 4000 Thaler gestohlen, also muss er hangen.“ — Als ein Steuerrath angeklagt wurde, beim Recrutenhandel Geld auf die Seite gebracht zu haben, Strenge gegen Veruntreuung.

---

[1] *Stenzel*, l. c. III, S. 135.
[2] Ibid. III, S. 328 ff.

die Gerichte aber, weil die Anklage nicht vollkommen bewiesen werden konnte, nur auf einige Jahre Festung antrugen, entschied der König eigenhändig also: „Obwohlen ich berechtigt wäre, den Schweinehund hängen zu lassen, so will ich doch, aus angestammter Huld, Gnade vor Recht ergehen lassen, jedoch soll er noch heute um neun Uhr das erstemal vor der Hausvogtei, das zweitemal vor dem Grumbkow'schen Hause, das drittemal vor dem Schandauer Thor von dem Schinder zu Staupen geschlagen und nachher auf zeitlebens in das infame Loch nach Spandau gebracht werden." — Seinen Beamten drohte er, bei jeder Schelmerei wie ein Donner dreinzuschlagen, er werde hinter alles kommen; er wolle keine Schmeicheleien haben, sondern nur die reine Wahrheit. Ihre Aufgabe war den Beamten genau vorgezeichnet und sie war schwer: doch der König meinte, die Herren werden sagen, es sei nicht möglich, aber sie sollen die Köpfe daran stecken, „und befehlen wir ihnen hiermit ernstlich, es sonder Räsonnieren möglich zu machen".[1]) — Friedrich II. schreibt von seinem Vater: „Er hatte eine arbeitsame Seele in einem dauerhaften Körper. Nie war ein Mensch mit einem Geiste begabt worden, der alle Umstände bei einer Sache so genau zu untersuchen und so guten Vortheil daraus zu ziehen vermögend war. Ließ er sich zu kleinen Dingen herab, so geschah es aus der Überzeugung, dass aus vielen Kleinigkeiten wichtige Dinge entstehen. Er führte sein ganzes Werk so, dass alles zu dem allgemeinem Entwurfe seiner Politik beitrug,[2]) und eifrig bemüht den Theilen den äußeren Grad der Vollkommenheit zu geben, suchte er dadurch das Ganze zu vervollkommnen."

Die Armee

Neben dem Staatshaushalte war die Armee, ihre Vermehrung und Vervollkommnung, der Gegenstand seiner eifrigsten Fürsorge. Friedrich II. erzählt: „Mein Vater machte in seiner Jugend die Feldzüge in Flandern mit, und da er der Belagerung von Dornik beiwohnte, fand er zwei englische Generale in einem lebhaften Streite. Der eine behauptete, dass es dem Könige von Preußen schwer fallen würde, 15.000 Mann ohne Hilfsgelder zu besorgen, der andere behauptete dagegen, er könne 20.000 Mann unterhalten. Der junge Prinz sagte ihnen in vollem Feuer: der König von Preußen kann 30.000 Mann halten, sobald er nur will. — Die Engländer hielten das für den Einfall eines ehrgeizigen jungen Mannes, der die Vorzüge seines Vaterlandes zu sehr erhebe. Doch zum Throne gelangt, that Friedrich Wilhelm mehr als er gesagt hatte, und brachte es durch seine gute Finanzverwaltung dahin, dass er bereits im ersten Jahre seiner Regierung 30.000 Mann unterhielt, ohne dass irgend eine Macht ihm Hilfsgelder zahlte." — In der That bestand 1725 das preußische Heer schon aus 64.000 und beim Tode des Königs sogar aus 83.000 Mann. Das

seine Freude.

Heer war seine Vorliebe.[3]) Seine Soldaten nannte er nur „seine lieben blauen Kinder". Der König kleidete sich stets als Soldat in der Uniform seines Leibregimentes. Immer waren zwei Adjutanten um ihn zur Vollziehung seiner Befehle. Mit den Officieren bis zum Hauptmann herab gieng er wie ein Kamerad um, mit den Subalternen wie ein Vater. Jeder Soldat hatte freien Zutritt zum König. Der Staat war ihm vollkommen nur Kriegsstaat. Der König, sagt ein Zeitgenosse, würde sich selbst auf die Wache geschickt haben, wenn er sich in einem Kleidungsstücke betroffen hätte, das nicht montierungsgemäß war. Jährlich bemusterte er die einzelnen Regimenter aufs genaueste in ihren Quartieren. Auf-

---

1) Stenzel, l. c. III, S. 327—340.
2) Denkwürdigkeiten zum Behuf der Brandenburgischen Geschichte. Letztes Capitel.
3) Stenzel, l. c. III, S. 343 ff.

fällig war er besorgt, dass die Soldaten regelmäßig ihren Sold und ihre Montierungsstücke pünktlich erhielten. Unbrauchbar oder alt gewordene Soldaten wurden nicht vergessen. Für die hinterlassenen Kinder baute er das große Potsdamische Waisenhaus,[1]) empfahl dessen Erhaltung all seinen Nachkommen, und wenn sein Stamm aussterben sollte, denen, welche dann regierten, und drohte ihnen anderenfalls mit seinem Fluche und Gottes schweren Strafgerichten.

Vermehrung des Heeres. Die Lust des Königs an unumschränkter Herrschaft zeigte sich namentlich in der Art und Weise, wie er das Heer ergänzte und vermehrte. Es geschah durch gewaltsame Wegnahme der jungen dienstfähigen Mannschaft.[2]) Die natürliche Folge davon war, dass, viele junge Leute ins Ausland flohen. Da verordnete der König 1713, dass wenn die Flüchtlinge nicht binnen drei Monaten zurückkehrten, sie als Ausreißer nach den Kriegsgesetzen bestraft werden, und ihre Obrigkeiten, Eltern und Verwandten für sie haften sollten. Weil die Verordnung nicht wirkte, erschien 1714 eine andere, wonach vom 1. Juni an alle gewaltsame Wegnahme aufhören und niemand zum Kriegsdienste gezwungen werden solle; nur liederliche Bürger, Bauern und Dienstboten sollten fortan zwangsweise unter die Soldaten gesteckt, Officiere aber bei Strafe der Dienstentlassung angehalten, nur Freiwillige gegen Handgeld angenommen werden. 1718 wurde nochmals eine Frist von zwei Monaten für die Rückkehr bewilligt. Es wirkte wieder nicht, man traute nicht und der König fürchtete Entvölkerung infolge der Fahnenflucht. Darum ergieng die Verordnung, welche die Wollarbeiter für frei von der Recrutierung erklärte, und eine weitere Verordnung, dass jedes Regiment aus einer Provinz sich ergänze und diejenigen, welche es nicht sogleich einstellen könne, nachdem sie zur Fahne geschworen, vorläufig wieder in ihre Heimat zu entlassen seien. Diese Burschen hießen der Zuwachs, und mussten zum Abzeichen rothe Halsbinden tragen. *Cantonsystem.* 1733 wurde das Cantonsystem eingeführt, wobei das ganze Land nach Bezirken unter die einzelnen Regimenter und die Feuerstellen unter die Hauptmannschaften vertheilt wurden.[3]) Jeder Bürger und Bauer war nun cantons- das heißt kriegsdienstpflichtig, ausgenommen einzige Söhne, Söhne der Geistlichkeit und königlichen Beamten, die erste Generation der Einwanderer; ferner derjenige Sohn, welcher des Vaters Wirtschaft und Nahrung übernehmen wollte. Die Officiere erlaubten sich aber bei der Aushebung die größten Eigenmächtigkeiten und Erpressungen. Trotz dieser Anordnungen herrschte aber das *Werbsystem.* Werbsystem fort, oder das Wort ist zu gering, — vielmehr Menschenverlockung, Menschenfang und Menschenraub.

Leidenschaft für Riesen. Friedrich Wilhelm hatte eine eigene Leidenschaft für hochgewachsene Soldaten. Ein Mann von sechs Fuß und höher konnte ihn alle Pflichten der Gerechtigkeit vergessen lassen. Dass nicht hochgewachsene, sondern Leute von kurzem gedrungenem Baue am besten Märsche und Anstrengungen aller Art aushalten können, wurde ganz außeracht gelassen. Auch sah der sonst so sparsame und geizige König auf keine Kosten, wenn es galt, irgendwoher einen Riesen für sein Leibregiment oder einen Flügelmann für irgend ein Bataillon zu bekommen. Als ihm Ludwig XV. einen mit Brillanten besetzten Degen für sein Verhalten gegen Stanislaus Leczinski geben wollte, lehnte dies der König ab, mit der Bemerkung, ein Dutzend langer Kerle würden ihm viel lieber sein. An Peter

---

[1]) Stenzel, l. c. III, S. 380.
[2]) Ibid. III, S. 348 ff.
[3]) Ibid. III, S. 354 ff.

den Großen verschenkte er das kostbare von seinem Vater gesammelte Bernsteinkabinet und eine schöne Yacht dafür, dass ihm dieser jährlich hundert lange Kerle zu schicken versprach. Welche Freude, als ihm Peter hundertundfünfzig statt hundert sandte! Der König schickte ihm dafür Klingenschmiede, Klingenpolierer und dergleichen. Wollte ein auswärtiger Fürst bei Friedrich Wilhelm etwas durchsetzen, so musste er ihm „einige schöne lange Kerle“ schenken. „Gegen das Jahr 1730“, so schreibt sein eigener Sohn, „steigerte sich diese Neigung zu einer unbegreiflichen Leidenschaft.“ — Preußen brachte nicht so viele große Männer hervor, und das Ausland schenkte nicht so viele, als der König haben mochte. Im eigenen Lande war eine wahre Jagd nach langen Leuten, in den Nachbarländern wurden die abgefeimtesten Kniffe und frechsten Verführungen von Werbern angewendet, um große Leute zu bekommen. In allen Reichsstädten spannten preußische Werber ihre Netze aus, lange Jünglinge und Männer wurden mit größter Verletzung des Völkerrechtes entführt, geknebelt und nach Potsdam gebracht,[1] Studenten, Künstler, Kaufdiener, Fabrikarbeiter, lange Reisende wurden auf den Straßen aufgegriffen. — Für einzelne Riesen wurden ungeheure Summen bezahlt, und giengen sie nicht freiwillig, so brauchte man Gewalt. Ein Geistlicher aus Bamberg wurde überfallen, geknebelt und fortgeschleppt, selbst aus Rom ein Geistlicher entführt. War aber einer einmal in dem Leibregiment zu Potsdam, so war es trotz aller Verwendung fremder Gesandten kaum mehr möglich, ihn loszubekommen. Selbst von der Universität Halle wurden lange Studenten gestohlen, und sie kam dadurch so sehr in Verruf, dass die Zahl der Besucher auf zweihundert heruntersank. Einen besonders langen Irländer mietete der preußische Gesandte als Lakai, brachte ihn so auf ein Schiff und lieferte ihn nach Potsdam. In den kaiserlichen Erbstaaten waren 300 preußische Werbofficiere, die auf lange Leute fahndeten. Fremde Soldaten wurden zu Meineid und Fahnenflucht verleitet. Diese Leidenschaft nach Riesen führten zu ernstem Streite mit benachbarten Staaten.[2] Ein preußischer Werbofficier wurde in Sachsen zum Tode verurtheilt. Friedrich Wilhelm drohte, wenn man das Urtheil vollziehe, dafür den sächsischen Gesandten henken zu lassen. Suhm floh in Eile aus Berlin und es kostete Mühe, den Streit beizulegen. Die Holländer aber machten Ernst, nachdem sie sich lange vergeblich beschwert hatten. Ein preußischer Werbofficier, welcher schon mehrere von der holländischen Garde in Mastricht zur Desertion verleitet hatte, wurde erschossen. In der ersten Hitze wollte der König vier holländische Officiere und zwanzig Soldaten, die sich auf preußischem Gebiete befanden, erschießen lassen. Nur die Vermittlung des Kaisers verhinderte den Ausbruch des Krieges. Der König meinte ein besonderes Recht an lange Leute zu haben, weil er sie besser als irgend jemand zu schätzen wisse. Als der berühmte Jurist Heineccius einen Ruf an die Universität Leyden erhielt, verweigerte ihm der König den Abschied, denn die Holländer hätten sich nie bereitwillig finden lassen, ihm einige große Flügelmänner zu verwilligen, welche vielleicht einige große Gelehrte hätten aufwiegen können. Als die Hamburger den Probst Reinbeck haben wollten, antwortete der König: „Platt abgeschlagen. Die Hamburger wollen mir meinen besten Prediger aus dem Lande holen, und wenn ich irgend wo einen Lumpenkerl anwerben lasse, wird ein Lärm darüber gemacht.“[3] — Diese Leidenschaft nahm nicht ab bis zum

Menschenraub.

[1] Faßmann, l. c. I, S. 740.
[2] Ibid. I, S. 766.
[3] Büschings Beiträge, l. c. I, S. 177.

Tode des Königs. Zwölf Millionen Thaler sollen für Werbungen ins Ausland gegangen sein.

Desertion.

Es ist leicht begreiflich, dass in einem Heere, wo so viele gewaltsam Geworbene sich befanden, die Ausreißerei sehr stark war. Alles geschah, um den Flüchtling wieder einzufangen. Niemand durfte ohne Pass durchgelassen werden; entkam ein Deserteur, so hielt der König die Einwohner der Gegend, durch die er entflohen war, zum Schadenersatze an. Wurde eine Desertion angezeigt, so wurde die Sturmglocke geläutet und Bürger und Bauern mussten aufsitzen, um den Flüchtling einzufangen. Hilfe zu einem Fluchtversuche wurde mit dem Tode bestraft.

Kriegszucht.

Begreiflich, dass es Scenen der Verzweiflung gab. Die härtesten Strafen, sechsunddreißigmal Gassenlaufen, Aufschlitzen der Nase, Tod durch Pulver und Blei, waren auf Auflehnung gesetzt. Manche wurden erschossen, manche, „die den glückseligen Zustand, in dem sie lebten, nicht recht bedachten", entkamen, den Eigenwillen der Mehrzahl brach die eiserne Zucht, aus Menschen wurden Maschinen, sie hatten nur officielle Stimmungen, sie giengen dem Tode mit einer Ruhe ohnegleichen entgegen, sie sahen im Kriegsgesetz das eiserne Schicksal.

Der alte Dessauer.

Der Meister der eisernen Kriegszucht war Leopold von Dessau, unter dem Namen „der alte Dessauer" bekannt, derselbe, der zu Höchstädt, bei Cassano, in den Linien von Turin sich durch bullbeißerische Hartnäckigkeit im Kampfe hervorthat und Lorbeeren errang,[1]) derselbe, welcher die Tochter des Apothekers Fos aus Dessau liebte und 1698 in seinem zweiundzwanzigsten Jahre heiratete und behandelte, als wenn sie eine geborene Fürstin wäre, ein ungestümer Mann von herrischem Geiste, Generalfeldmarschall der preußischen Armee und Begründer ihrer Taktik, der Erfinder der eisernen Ladstöcke, der durch sein Drillsystem die preußische Infanterie zur vollendetsten in Europa umschuf. Seine Mutter war die Schwester der edlen Luise, der ersten Gemahlin des großen Kurfürsten, daher seine nahen Beziehungen zum Königshause. Doch sprechen sich Friedrich II. und Wilhelmine nicht günstig über seinen Charakter aus. Letztere kennzeichnet ihn:[2]) „Mit vollendeter Erfahrung in den Waffen verbindet er einen für Geschäfte sehr geeigneten Geist; seine unfreundliche Miene flößt Furcht ein, und seine Züge entsprechen seinem Charakter; sein Ehrgeiz ist grenzenlos. Er ist ein treuer Freund, aber auch ein unversöhnlicher und rachsüchtiger Feind, grausam und versteckt, sein Geist ist gebildet, und in der Unterhaltung, wenn er will, sehr angenehm." — Seine Ausdrücke bezogen sich in der Regel auf das Kriegswesen. Luthers Lied „Eine feste Burg ist unser Gott" nannte er „unseres Herrgottes Dragonermarsch". — Nicht Einheit aus Begeisterung, sondern blinder Gehorsam, erwirkt durch die strengsten Strafen und stete Übung — war seine Losung. Das preußische Heer bewegte sich mit der Regelmäßigkeit einer Maschine auf den Druck des Commandos, schoss dreimal schneller, als jedes andere Heer, that es allen an Gleichtritt, an der Genauigkeit aller Bewegungen zuvor. Aber wie viel Verzweiflung bei einzelnen vorausgieng, bis sie allen Eigenwillen aufgegeben hatten und vollständige Maschinen waren, lässt uns eine Verordnung[3]) über den Transport

---

[1]) Varnhagen van Ense, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau — in den „Biographischen Denkmalen".

[2]) Memoiren, S. 4.

[3]) Vergl. Memoiren des k. preußischen Generals der Infanterie Ludwig von Reiche, herausgegeben von seinem Neffen Louis von Weltzien, 2 Theile, von 1755 bis 1855. Leipzig 1857. — Friedrich Kapp, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. 1775 bis 1783. Berlin 1864.

der Recruten ahnen, die im Jahre 1805 in Berlin gedruckt ist, ihrem Geiste nach aber aus den Tagen des alten Dessauers stammt.

Transport der Recruten.

„Der Unterofficier muss außer einem guten Seitengewehr auf dem Transporte stets ein Terzerol bei sich führen; er muss den Recruten nie hinter, sondern immer vor sich gehen lassen, ihn nie nahe auf den Leib lassen, und ihm bedeuten, dass der erste falsche Tritt, den er thut, ihm das Leben koste. Er muss beim Transport das Gebiet des Landes vermeiden, wo der Recrute gedient hat, oder auch manchmal und unter gewissen Umständen sogar das, aus dem er gebürtig ist. Er muss das Transportieren durch große Städte und lebhafte Ortschaften womöglich vermeiden. Des Nachts muss er solche Wirtshäuser wählen, wo er und andere Werber seiner Macht gewöhnlich einkehren, und wo der Wirt auf seiner Seite ist. In dem Nachtquartier selbst muss er die möglichste Vorsicht zur Erhaltung des Recruten anwenden, demselben sich ganz auszuziehen und niederzulegen befehlen, dessen sowie seine eigenen Kleider dem Wirte zur Verwahrung übergeben, und sich neben ihn, vorne nach der Thüre zu, hinlegen. Beim Transport muss er nicht erlauben, dass der Recrut sich sehr umsehe, stehen bleibe, noch weniger sich mit Reisenden, und besonders gar nicht in einer fremden Sprache unterhalte. Er muss den Recruten auf dem Transport so lenken, wie man mit dem Zügel ein Gespann lenkt; die Worte: Halt, Marsch, Langsam, Geschwinde, Rechts, Links, Geradeaus, müssen von dem Recruten auf dem Flecke befolgt werden, sonst ist dies schon ein übles Omen, und des Unterofficiers Autorität ist verletzt. Nie muss der Unterofficier da einkehren, wo es dem Recruten etwa zu frühstücken beliebt, sondern da, wo er zu diesem Behufe ein- für allemal einkehrt. In solchen Wirtshäusern, wo der Transport zu Nacht bleibt, muss eine eigene für die Werber und Recruten bestimmte Gaststube sein, die womöglich in einem Oberstocke ist, und deren Fenster mit eisernen Gittern versehen sind. Nachts muss kein Recrute aus der Stube zu gehen genöthigt sein, sondern ein Nachtgeschirr zu beiderlei Bedürfnissen sich im Zimmer befinden. Die ganze Nacht muss eine Lampe im Zimmer brennen, und neben selbiger ein unangezündetes Licht stehen. Der Unterofficier muss abends seine Waffen dem Wirte übergeben, damit nicht der Recrute gegen ihn in der Nacht davon Gebrauch mache. Morgens muss er sie sich wiedergeben lassen, sie nachsehen, frisch laden oder wenigstens frisch Pulver aufschütten, sich anziehen, reisefertig machen, und dann erst den Recruten aufstehen heißen, und ihm seine Kleider zum Anziehen wieder geben. Beim Hineingehen in ein Wirtshaus und Stube muss der Recrut der erste, beim Hinausgehen der letzte sein; im Wirtshause selbst muss der Werber vor, der Recrute hinter dem Tische sitzen. Hat der Recrute eine Frau mit, so muss der Werber seine Aufmerksamkeit verdoppeln, die Frau muss auf dem Marsche vor dem Manne, niemals aber hinter demselben, oder gar hinter dem Werber gehen. Dass ein transportierter Recrut während seines Transportes keine Feder anrühren, keine Briefe schreiben, keine Schreibtafel sich halte, selbst keine Bleifeder bekommen darf, ist natürlich, sowie, dass man dem Recruten und seiner Frau vor dem Antritte des Transportes alle gefährlichen Waffen, Terzerols und große Messer u. s. w. abnehmen muss, und während dem Transporte nicht erlauben darf, dass der Recrute sowenig wie seine Frau einen Stock, Knittel oder Stab tragen darf. Ist der Recrute nur irgend zweideutig, so muss er sich auf Befehl des Unterofficiers die Hosenriemen entzwei, die Hosenknöpfe abschneiden und die Hosen in der Hand tragen. Hat er vollends einen Versuch gemacht, zu entfliehen, so muss er ohne Gnade geschlossen oder ihm die Daumenschrauben angelegt werden. Es ist schon

übel, wenn es der Unterofficier dahin kommen läſst, von seinem Gewehr Gebrauch zu machen und den Recruten blessieren oder tödten zu müssen. Bei sehr schönen, scheinbar resoluten, den Unterofficier an Kräften überwiegenden Recruten wird der Officier gewiſs so vorsichtig und billig sein, und zu dessen Transport zwei Unterofficiere geben. Überhaupt ist es, wenn es nur irgend angeht, immer besser, wenn einige Recruten zusammen transportiert werden, daſs damit bald ein paar Unterofficiere mit auf den Transport können gegeben werden. Allein, daſs ein Unterofficier zwei Recruten transportiert, muſs nie der Fall sein. Macht die gröſste Noth diesen Fall unvermeidlich, so ist dies schon traurig und für den Officier sowohl wie den armen Corporal ohne Grenzen gefährlich. Es ist besser auf Vorsichtsmaßregeln einige Ausgaben zu verwenden, als die Recruten einzubüßen und das Leben des Unterofficiers unvermeidlicher Gefahr auszusetzen. So wie dem Officier, umsomehr noch dem Unterofficier ist ein tüchtiger Hund äußerst nützlich, nur muſs derselbe gehörig abgerichtet sein, keinen Stock in der Hand eines Recruten leiden, sowie sich derselbe in der Nacht rührt oder aufsteht, anschlagen und seinen Herrn wecken, auf dem Marsche den Recruten, wenn er aus dem Wege herausgeht, wieder in den Weg treiben, fängt der Recrute an, zu springen, denselben packen und nur auf seines Herrn Wort wieder loslassen, nicht leidend, daſs der Recrut etwas von der Erde aufhebe, und lauter Künste können, die auf das bessere Transportieren des Recruten abzwecken und dem Unterofficier den Dienst erleichtern. Mancher Recrute" — heißt es am Schlusse nach Aufzählung verschiedener Befreiungsversuche — „sucht dadurch seine Befreiung zu erlangen, daſs er an einem Orte, wo viele Menschen versammelt sind, oder beim Durchgange durch eine Stadt über Gewalt und unrechte Anwerbung schreit. Hier muſs der Unterofficier den Schutz der Obrigkeit erheischen, und wird selbigen auch nach Vorweisung seines Werbepasses und der von Zeugen unterschriebenen Capitulation des Soldaten gewiſs erhalten. Besonders muſs dies geschehen, wenn der Unterofficier in die traurige Nothwendigkeit versetzt ward, den Recruten zu schießen, mag er ihn nun blessiert oder getödtet haben. Der Fall, daſs ein Recrute dem Unterofficier entkomme oder entwische, wird gar nicht als denkbar, also auch nicht zu attestieren angenommen."

So viel Vorliebe hatte der König für die Armee; Kunst und Wissenschaft aber empfanden seine entschiedene Abneigung. Friedrich Wilhelm I. selber hatte nur militärische Bildung. Seine Umgebung, namentlich Leopold von Dessau, verachteten Kenntnisse: wenn ein Soldat nur seinen Namen richtig schreiben könne, und nannten die Gelehrten nur Tintenklexer, Schmierer und Pedanten. Nur für das unmittelbar Nützliche hatte der König Sinn: ein accurater Rechenmeister thue ihm sicherer Dienste, als alle Schreibmeister (Schriftsteller). Von Staatswissenschaften wollte er nichts wissen, seine Unterthanen sollten sich gar nicht mit Politik befassen, deshalb verbot er den Druck der Zeitungen und 1713—1714 erschien auch keine mehr in Berlin. Erst 1715 begannen sie wieder, weil er wünschte, daſs die Thaten seines Heeres unter das Volk kämen. Die von seinem Vater gestiftete Ritter-Akademie ließ er eingehen. Die Akademie der Wissenschaften, den Stolz seiner Mutter, hielt er für überflüssig; nur die Vorstellung, daſs man geschickte Wundärzte brauche, und daſs sie dazu ein gutes anatomisches Theater habe, war schuld, daſs er sie

Kunst und Wissenschaft.

Akademie.

nicht vollständig aufhob, aber ihr Dasein war kläglich unter seiner Regierung. In seinem Eifer zu sparen, sprach ihr der König die meisten Einkünfte ab. Leibnitz. Auch der Präsident Leibnitz erhielt den ihm von Friedrich I. ausgesetzten Gehalt nicht mehr. Noch ärger aber war, dass der König nach dem Tode des großen Philosophen 1716 seinen Hofnarren Johann Paul Gundling zum Vorstande der Akademie ernannte. Dies war Hohn gegen alle echte Wissenschaft. Nicht minder Spott lag in der Aufgabe, die der König bei der Ernennung des Vicepräsidenten, eines Grafen von Stein, der Akademie stellte: Aufgabe der Akademie. „Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, dass die Kobolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, dass sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dennoch dem Vicepräsidenten, Grafen von Stein, zur Genüge bekannt, wie es an Nachtmähren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und andern dergleichen Satans-Gesellschaften nicht mangele, sondern dass deren eine große Anzahl in den Seen, Pfuhlen, Morästen, Heiden, Gruben und Höhlen, auch hohlen Bäumen verborgen liegen; wird also der Graf nicht ermangeln, sein Äußerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er todt oder lebendig liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden. — Auch soll der Graf von Stein vermittelst Wünschelruthe und Segensprechen ausfindig machen, wo verborgene Schätze vergraben liegen, und soll ihm von den gefundenen der vierte Theil zur Belohnung seiner treuen Dienste überwiesen werden.“ — In der Tabagie war die Akademie nur der Gegenstand des Hohns, von da kam ihr eines Tages die Aufgabe, zu erklären, warum der Champagner brause! Sie beantwortete Spott mit Spott, indem sie sich zu den nöthigen Versuchen fünfzig Flaschen ausbat.

Gundling. Gundling[1]) wurde wie ein Hofnarr behandelt. Er war der Sohn eines Geistlichen bei Nürnberg, hatte verschiedene Universitäten besucht, mit einem Engländer eine Reise durch Europa gemacht, viele Kenntnisse, namentlich in der Geschichte, sich erworben, auch im ganzen einundzwanzig Schriften über antiquarische Gegenstände herausgegeben. Er war eine lebendige Encyklopädie, wusste sehr viel, es fehlte aber der verarbeitende höhere Geist und der Charakter. Dabei war Gundling auf sein Wissen aufgeblasen, ein Pedant, aber nicht bösartig — er hat nie jemanden verleumdet. Unter Friedrich I. war er Professor an der Ritter-Akademie und königlicher Historiograph geworden. Als Friedrich Wilhelm I. diese Schule aufhob, verlor Gundling seine Besoldung und kam in große Noth, so dass er sich dazu hergab, beim Schankwirt Beisel durch Anekdoten und Späße die Gäste zu unterhalten, wofür ihn diese mitessen und trinken ließen. Im Tabaks-Collegium wurde viel über Politik gesprochen; auch hätte der König gerne das Wichtigste aus den französischen und holländischen Zeitungen gewusst, und war also jemand nöthig, der sie zu lesen und dem König darüber Bericht zu erstatten

[1]) Es gibt ein eigenes Werk „Leben und Thaten des Freihern Paul von Gundling“. Berlin 1795.

verstand. Grumbkow schlug hiefür Paul Gundling vor, der dadurch das Amt eines Hofrathes und Zeitungs-Referenten und freie Tafel am königlichen Hofe erhielt. Gundling war nun täglich in der Gesellschaft des Königs, der für seine ausgebreiteten Kenntnisse eine gewisse Achtung fasste, und ihn rasch nacheinander zum Kammer-, Kriegs-, Geheimen- und Ober-Appellationsrath ernannte, mit der Freiheit, allen Sitzungen dieser Collegien beizuwohnen, seine Meinung zu sagen, und ihm darüber Bericht zu erstatten. Natürlich fehlte Gundling auch nie abends in der Tabaks-Gesellschaft, wo er aber durch den Stolz auf seine Kenntnisse die unwissenden Officiere verletzte, und durch seine Neigung zum Trunke sich Blößen Fehler. gab, und in einer Umgebung, die Freude an Späßen und Verhöhnungen gegen die Gelehrsamkeit hatte, die Zielscheibe des Spottes wurde. Als Spott ist es zu betrachten, dass ihn der König 1717 zum Ober-Ceremonienmeister ernannte, ihm einen scharlachrothen Rock mit goldenen Knopflöchern, schwarzsammtenen Aufschlägen, eine ungeheure Perücke von weißem Ziegenhaar, einen Hut mit rother Feder und Schuhe mit rothen Absätzen verlieh. Dem Betrunkenen, bei Nacht in der Gosse Liegenden schnitten zwei Hauptleute den Kammerherrenschlüssel ab und gaben ihn dem König, der in der nächsten Abend-Gesellschaft unter dem Hohnlachen der An- Verhöhnung. wesenden fragte, wo das Abzeichen seiner Würde hingekommen sei. Alle weideten sich an der Verlegenheit des armen Mannes: wenn ein Soldat seine Flinte verliere, werde er erschossen. Nach längerer Berathung wurde bestimmt, es solle Gnade für Recht ergehen, jedoch zur Warnung müsse der Kammerherr einen vergoldeten hölzernen Schlüssel, ungefähr eine Elle lang, öffentlich als Buße um den Hals tragen. Als Gundling endlich seinen goldenen Schlüssel wieder erhielt, war das erste, dass er zu einem Schmiede gieng, und sich denselben mit Draht an seinem Rocke festmachen ließ. Ein andermal, als er trunken nach Hause taumelte, fand er seine Thüre zugemauert, und kam im Tappen nach seiner Wohnung in den Bärenzwinger. Begreiflich, dass ihm die Abend-Gesellschaft zuwider wurde. Als er aber sich in seine Wohnung einschloss, brachen die Spötter ein Brett aus der Thüre, beschossen seine Zimmer mit Raketen und übelriechenden Dingen. Hohn auf die Gelehrsamkeit und Spott auf den Adel zugleich war es, dass Gundling am 23. September 1724 „wegen seines überschwenglichen Geistes und Verdienstes" in den Freiherrnstand erhoben wurde, während, wie es im Diplom heißt, er es schon längst verdient hätte, mit dem Grafenstand beehrt zu werden. Ein Wappenschild ward angegeben, welches er und seine Nachkommen in allen Ritterrennen, Schlachten, Gefechten, Lagerhaltungen, Siegelungen und Versiegelungen gebrauchen könnten. Und doch gebrach es Gundling so ganz und gar an allem Kampfmuth! Als ein Literat, Faßmann, 1726 nach Berlin gekommen war, Faßmann. um in irgend einer Weise sein Brot zu verdienen, wurde er gleichfalls in die Tabagie eingeführt, und der große Faßmann gegen den großen Gundling, wie eine Bulldogge gegen die andere, zum Kampfe gereizt. Gundling wurde so erbittert, dass er dem Faßmann ein Gefäß mit brennender Torfkohle an den Kopf warf, worauf ihn dieser am Kragen packte, herumzerrte und schlug. Welch reicher Stoff für die Spottsucht der Tabaks-Gesellschaft, die unter Hohnlachen erklärte, dieses Benehmen sei so großer Männer nicht würdig, sie müssten sich duellieren. Es kam zum Zweikampf. Gundling, der den ersten Schuss hatte, warf zitternd seine Pistole weg mit der Erklärung, er wolle niemand erschießen und sich von niemanden erschießen lassen. Faßmann schoss, aber die Secundanten hatten dafür gesorgt, dass keine Kugel in der Pistole war. Übrigens brannte darüber Gundlings Perücke und stürzte dieser schreiend zur Erde. Man schüttete

einen Eimer Wasser über ihn, um ihn aus der Betäubung zu wecken. Solche Dinge waren doch Gundling zu arg, und er gieng nach Halle durch zu seinem Bruder, der als tüchtiger Geschichtschreiber dort an der Universität lehrte. Nur auf vieles Bitten und Mahnen hin kehrte Gundling zurück, und die Neckereien dauerten fort bis zu seinem Tode, 11. April 1731. Trotz des Widerspruchs der Geistlichkeit wurde er auf Befehl des Königs in einem schwarz angestrichenen, mit einem weißen Kreuze bezeichneten Fasse begraben.

Universitäten. Wie es der Akademie ergieng, so den Universitäten. Männer ohne die nöthigen Kenntnisse und Charakterbildung erhielten Lehrkanzeln, dagegen wurde berühmten Professoren bei schwerer Ahndung verboten, eine fremde Berufung anzunehmen.

Frankfurt. Heben wir nur ein Beispiel hervor — die Behandlung der Universität Frankfurt. Ein gewisser Arnold ward zum Hofrath und Professor ernannt, musste aber erst noch das Gymnasium beziehen, um den nöthigen Schulunterricht zu erlangen. Ein Magister Morgenstern hatte in Halle bei einem Glas Wasser und einer Pfeife Tabak Vorlesungen über Geographie und Geschichte gehalten, und für ein „Staatsrecht des russischen Reiches" einen Ruf nach Russland bekommen. Auf der Durchreise in Potsdam gab er sich als Magister legens an. Dies und sein komisches Äußere erregte Aufmerksamkeit und er wurde vor den König berufen. Faßmann, der unwürdigen Stellung sich schämend, war entflohen. Der Vicepräsident der Akademie, Graf Stein, war fast immer betrunken. Da kam Morgenstern wie gerufen, der König erklärte, er könne ihm auch so viel geben als die Kaiserin von Russland, und ernannte ihn zum Hofrath mit 500 Thalern Gehalt und freier Wohnung, endlich zum Vicekanzler der Universität Frankfurt. Hier musste er in Gegenwart des Königs „vernünftige Gedanken von den Narren und der Narrheit" vertheidigen. Friedrich Wilhelm forderte die Studenten auf, zu beweisen, dass Morgenstern ein Narr sei, und rief beschwichtigend: „Was ist's denn! Jeder Mensch hat seinen Narren, ich habe den Soldatennarren, hier da der Moser (der berühmte Jurist) hat den geistlichen Hochmuthsnarren, ein anderer einen andern — es ist ja nur ein erlaubter Spass." — Morgenstern hatte bei der Disputation statt des Degens einen Fuchsschwanz an der Seite, und statt der Federn auf dem Hut Hasenhaare, und der König meinte, wenn man einen Hasen haben wolle, müsse man ihn von den Universitäten holen. Wir hören hier wohl die Stimmung der militärischen Umgebung des Königs heraus, die ihn beständig gegen die Gelehrten reizte und die Meinung verfocht, Studieren mache feig. Ganz militärisch ist, dass der König den Professoren befahl, wöchentlich vier Stunden öffentliche Vorlesungen zu halten, wenn auch nur ein Zuhörer sich einfinde, und an der Besoldung Abzüge zu machen, wenn auch nur eine Stunde ausgesetzt würde. Nur durch theologische Aufsätze konnte man die Gunst des Königs erwerben.

Kunst. Wie die Wissenschaften, so sank die Kunst. Nur auf Gemälde hielt der König noch etwas: er malte selber und strafte Schmeichler, die den Wert seiner Bilder hoch anschlugen, dadurch, dass er sie ihnen um die angegebene Summe überließ. Am liebsten ließ der König sich, seine Generale und die langen Grenadiere seines Garderegimentes malen. Bei ihm war nur Sinn fürs Nützliche und Schickliche. Er hasste, wie er sagte, allen blauen Dunst. —

Die Jugendjahre Friedrichs II.

So war Friedrich Wilhelm I. Ihm in vielen Dingen ganz ungleich war sein Sohn Friedrich II., der in Deutschlands Schicksale so tief eingreifen sollte.

Er wurde geboren 24. Januar 1712 in Berlin.[1]) In der Taufe am 31. Januar erhielt er den Namen Karl Friedrich, Prinz von Preußen und von Oranien, den Namen Karl nach seinem Taufpathen Kaiser Karl VI.; mit dem Namen Prinz von Oranien sollten die Erbrechte an die oranische Herrschaft bezeichnet werden. Zur Erziehung ward der Prinz einer aus Frankreich geflüchteten Hugenottin, die auch Friedrich Wilhelms I. Erzieherin gewesen war, der Frau von Rocoulles, übergeben, und in französischen Lauten lernte er zuerst sein Fühlen und Denken ausprägen, und hugenottisch waren die ersten religiösen Anschauungen; daher die Vorliebe für die französische Sprache, welche sich später durch die Kenntnis ihrer Literatur nur steigerte, — die deutsche Sprache hielt er für eine barbarische und sprach und schrieb sie unrichtig, den deutschen Schriftstellern traute er keinen Geist zu; die deutsche Literatur stieg ohne königlichen Schutz zu ihrem eigenen Glück, weil sie durch Schmeichelei nicht verdarb, zur Vollendung empor, — daher die Vorliebe für die Lehre Calvins von der unbedingten Vorherbestimmung. Friedrich war ein sehr schöner Knabe, mit ungemein seelenvollem Auge. Seine um drei Jahre ältere Schwester, Friederike Sophie Wilhelmine, bemerkt jedoch:[2]) „Mein Bruder besaß Verstand, seine Gemüthsstimmung war aber düster. — Lange dachte er nach, ehe er antwortete. Dafür antwortete er aber richtig. Er lernte nur sehr schwer und man erwartete, dass er künftig mehr gesunden Verstand als Geist besitzen werde. Ich im Gegentheil war sehr lebhaft, schnell mit einer Antwort fertig und von außerordentlichem Gedächtnis. Der König liebte mich leidenschaftlich. Er hat nie so viel Aufmerksamkeit für andere Kinder gehabt als für mich. Dagegen war ihm mein Bruder verhasst und dieser erschien nie vor ihm, ohne misshandelt zu werden, was ihm eine unbesiegbare Furcht vor seinem Vater einflößte, die er auch selbst bis in die Jahre der Vernunft behalten hat."[3]) Dieser Gegensatz zwischen Vater und Sohn wurde für beide verhängnisvoll, brachte dem Vater Jahre des Kummers und verdarb den Charakter des Sohnes und gab demselben eine düstere Richtung, die ihn nicht um sein Genie, wohl aber um sein Lebensglück brachte. Wie viel glücklicher war da Alexander, dem ein kluger Vater einen Aristoteles zum Lehrer gab, damit Geist und Gemüth gleichmäßig ausgebildet würden. Der lebensheitere Prinz Friedrich aber wurde durch die Härte des Vaters verstockt, argwöhnisch und boshaft.

Von seinem siebenten Jahre an wurde der Kronprinz dem General Finkenstein, einem sechzigjährigen, wackeren Manne, der sich namentlich bei Malplaquet ausgezeichnet hatte, übergeben. Unterhofmeister war Oberst von Kalkstein. Lehrer war wieder ein flüchtiger Hugenotte, Duhan de Jandun, der seinen Zögling nach und nach in die französische Literatur einführte und ihm ein anderes Fürstenbild, als das eines bloß kriegerischen Königs, vorhielt: Titus und die Antonine waren sein Ideal. Friedrich Wilhelm aber wollte seinen Sohn spartanisch erziehen, tapfer und fromm machen. Die Bestallung für den Obersthofmeister charakterisiert

Geburt. Erziehung. französisch. Vater und Sohn. Hofmeister. Duhan.

1) Preuß, Friedrich der Große, I, S. 1—11.
2) Memoiren, Jahr 1726. Deutsche Ausgabe, S. 20.
3) Ibid. S. 21.

Instruction. den Vater, der im Sohne keinen französischen Flatterkopf, wie er sagte, sondern einen einfachen tüchtigen Soldaten heranbilden wollte:[1] „Insonderheit muss meinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, recht beigebracht, hingegen alle verderblichen und zu argen Irrungen hinführenden Secten, als Atheist-, Arian-, Socinianische, und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören, einnehmen und beflecken kann, aufs äußerste gemieden und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden: wie denn ingleichen Ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug mit unter denenselben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich einen Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimieren, hingegen aber Ihn zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin bestehet, dass Christus vor alle Menschen gestorben ist, als den einzigen Trost in unserm Leben, zu leiten und zu führen, und muss er von der Allmacht Gottes wohl und dergestalt informiret werden, dass Ihm allezeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott beiwohne, denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebür zu halten.“ — Latein sollte Friedrich gar nicht lernen. Der Sinn des Königs für das unmittelbar Nützliche spricht aus dieser Verordnung. Wozu, meinte er, Zeit und Mühe auf die Kenntnis der Sprache eines Volkes verschwenden, das vor 2000 Jahren gewesen ist! Dagegen solle er das Französische und Deutsche lernen, so dass er sich darin eine elegante und kurze Schreibart angewöhne. — „Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie und Ökonomie muss er aus dem Fundamente erlernen; die alte Historie kann ihm nur überhin, diejenige aber von unsern Zeiten und von 150 Jahren her muss ihm aufs genaueste beigebracht werden, wie auch Natur- und Völkerrecht, Geographie, und was in jedem Lande merkwürdig, die Geschichte Preußens und der benachbarten Länder. Absonderlich haben sich beide (Hofmeister) äußerst angelegen sein zu lassen, meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen, und ihm zu imprimieren, dass nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag als der Degen, und dass er vor aller Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in ihm suchte.“ — Eine Anweisung vom Jahre 1721 befiehlt, dass der Kronprinz früh aufstehen, auf den Knien sodann sein Morgengebet laut verrichten solle; sobald er angezogen sei, solle er mit seiner Umgebung auf den Knien das große Gebet abhalten und, nachdem ein Capitel aus der Bibel vorgelesen, ein oder das andere gute Lied singen. Abends um halb elf Uhr müsse er zu Bette sein, nachdem er wieder laut sein Nachtgebet verrichtet hatte. Im An- und Ausziehen müsse er hurtig sein. Er solle nicht zu viel schlafen, denn das mache dumm. Beschäftigungen wie Erholungen waren für jeden Tag genau vorgeschrieben. Thätigkeit, Einfachheit sollte der Faulheit, der Verzärtelung, der Verschwendung entgegenarbeiten. Die Hofmeister sollten mit ihren Köpfen dafür haften, dass der Kronprinz vor sinnlichen Ausschweifungen behütet werde.

---

[1] Die Urkunde abgedruckt bei Preuß, Friedrich der Große, I, S. 10—12, auch bei Förster, Die Jugendjahre Friedrichs II. — Cramer, Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. 1829. Nr. 1. — Über eine merkwürdige eigenhändige Instruction berichtet Ranke, Neun Bücher Preußischer Geschichte, I, S. 250.

Der Gesichtskreis des Königs war eng, aber er wollte das Beste seines Sohnes. Dieser schien ganz ein Abbild des Vaters zu werden, doch bald kam Friedrich Wilhelm zur Überzeugung, dass der Sohn, in dem er einen frommen Christen heranbilden wollte, ein Religionsspötter sei, dass er statt zur Sparsamkeit, zur Verschwendung geneigt sei, dass er keine Freude am Soldatenstand habe, dass er dagegen Literatur und Schöngeisterei treibe. „Der Schatz, den ich gesammelt," meinte Friedrich Wilhelm, „wird verschwendet, das schöne Heer, das ich gegründet, aufgelöst werden; Preußen wird sinken von der Höhe, die es mit so vieler Mühe erklommen; meine Arbeit ist vergebens, und mein Sohn ist ohnedies für die Ewigkeit verloren." Daher die Erbitterung, mit welcher der König auf den Sohn sah, die Vorwürfe, die er ihm machte, die Schläge, mit denen er ihn misshandelte. Beide waren willensstarke Menschen, harte, aber ganz voneinander abweichende Köpfe. Der Vater meinte, biegen oder brechen; der Sohn fühlte sich dem Vater geistig überlegen. Bei der leidenschaftlichen Art des Königs musste es zu hartem Zusammenstoße kommen. Große Gegensätze standen sich da gegenüber, zwei harte Steine rieben sich da aneinander. Zwiespalt zwischen Vater und Sohn.

Schon im Jahre 1728 in einem noch vorhandenen Schreiben klagt der Kronprinz vor dem Vater über den grausamen Hass gegen ihn, den er aus all seinem Thün wahrnehme,[1]) bittet um seine Gnade und verspricht, dass er nie mit Willen fehlen würde. Friedrich Wilhelms Antwort möge zur Bezeichnung des Streites und der originellen Schreibweise des Königs hier folgen: „Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann, und dabei malpopre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet, und ich alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit populär und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopfe folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm." Vorwürfe.

Der Kronprinz hat viel gefehlt und es ist viel an ihm gefehlt worden, und die politischen Verhältnisse, der Kampf der englischen und österreichischen Partei am Berliner Hofe trugen nur bei, den Zwiespalt in der königlichen Familie zu vergrößern. Wie wir bisher sahen, war der König ein schnell erregbarer, leicht in Besorgnis zu versetzender Hypochonder. „In seiner ersten Hitze", sagte seine Tochter, „kannte er gar kein Maß, und handelte nie nach den Vorschriften der Politik."

[1]) Mitgetheilt von Cramer, l. c. S. 34.

Ein Schwindler Clement hatte ihm von einer Verschwörung gegen sein Leben etwas beizubringen gewusst, und Friedrich Wilhelm wurde von da an so argwöhnisch, dass er sich alle Briefe, die nach Berlin kamen und abgiengen, vorlegen ließ, und sich nie zu Bette begab, ohne einen Degen und ein Paar geladene Pistolen zu sich zu legen. In welch seltsamen Stimmungen sich Friedrich Wilhelm I. oft bewegte, schildert uns seine Tochter in ihren „Denkwürdigkeiten zum Jahre 1726": „Er fieng an zu kränkeln. Die Hypochondrie, mit der er sehr

Francke. geplagt war, machte ihn schwermüthig, Herr Francke, ein berühmter Frömmler und Begründer des Waisenhauses auf der Universität Halle trug nicht wenig dazu bei, dies zu vermehren. Dieser Geistliche fand ein Vergnügen daran, Gewissensscrupel bei den unschuldigsten Dingen zu erregen. Er verbot alle Vergnügungen, die er verdammlich fand, selbst Jagd und Musik, man durfte von nichts anderm reden, als von der Bibel, jedes andere Gespräch war untersagt. Er selbst war der größte Redner an der Tafel, wo er das Amt eines Lectors, wie in den Refectorien, übernahm. Der König hielt uns alle Nachmittag eine Predigt, sein Kammerdiener intonierte einen Gesang, in den wir alle einstimmten. Man musste dieser Predigt mit ebenso vieler Aufmerksamkeit anhören, als ob es die eines Apostels gewesen wäre. Meinem Bruder und mir kam oft die Lust zu lachen an, und nicht selten brach sie aus. Sogleich belegte man uns mit allen Anathemen der Kirche, die wir mit zerknirschter und trauriger Miene, welche uns sehr schwer ward, anhören mussten. Mit einem Worte, dieser abscheuliche Francke verschaffte uns ein Leben, wie das der Mönche von la Trappe. Dieses Übermaß von Frömmigkeit gab dem Vater wieder andere sonderbare Gedanken: er beschloss, die Krone zu Gunsten meines Bruders niederzulegen. Er wollte, wie er sagte, sich bloß 10.000 Thaler jährlich vorbehalten und mit der Königin und seinen Töchtern nach Wusterhausen sich zurückziehen. ‚Da,' setzte er hinzu, ‚da werde ich zu Gott beten und mich auf die Landwirtschaft legen, während meine Frau und Töchter den Haushalt besorgen.' — ‚Du bist geschickt,' sagte er zu mir, ‚dir will ich die Aufsicht über die Wäsche geben, die du nähen und reinigen lassen wirst. Friederike, die geizig ist, soll alle Vorräthe unter sich haben. Charlotte wird auf den Markt gehen und Lebensmittel einkaufen, und meine Frau für meine kleinen Kinder und die Küche Sorge tragen.' — Er fieng sogar an, eine Instruction für meinen Bruder auszuarbeiten und mehrere Schritte zu thun, welche Grumbkow und Seckendorf ernstlich beunruhigten." [1])

Religions-Unterricht. Aus dieser Stelle sehen wir, dass der fromme Vater auch bemüht war, seine Kinder fromm zu erziehen, wie er aber gerade dadurch sie zu Religionsspöttern machte. Das Glaubensbekenntnis, welches Wilhelmine nach dreistündiger öffentlicher Prüfung ablegte, ist gedruckt 18 Bogen stark, und nur mit verknöchertem Dogmatismus und wunderlicher Theologie erfüllt. In ähnlicher Weise musste Friedrich, bevor er am 14. April 1727 zum Abendmahl zugelassen wurde, sich öffentlich prüfen lassen und das Glaubensbekenntnis ablegen. Aus der Klage seiner Religionslehrer, dass der Prinz nichts lernen wolle — an Fähigkeiten und schneller Auffassungsgabe fehlte es ihm ja nicht — sehen wir seinen Widerwillen gegen die damalige Art des Religions-

[1]) Memoiren, I, S. 92—93.

unterrichts. Zur Strafe ließ ihn der Vater Psalmen und den Katechismus auswendig lernen. Unwillkürlich denkt man an die Jugend Kaiser Julians, der durch Zwang zu allzulangen religiösen Übungen gerade ein Feind der christlichen Religion geworden ist. Beide sind sich gleich in der Begabung mit scharfem Verstand und Witz, nur hat Julian noch speculatives Talent; nebenbei kamen letzterem insgeheim die Schriften der Heiden in die Hände und Friedrich die der französischen Religionsspötter. Das Festhalten des Sohnes an der Lehre der unbedingten Vorherbestimmung steigerte nur die Abneigung des Vaters gegen den Sohn.

Im Widerstande gegen den Vater wurden Friedrich und Wilhelmine von der Mutter bestärkt und das war ein großer Fehler von Seite der letztern. Dass die Ehe mit diesem leidenschaftlichen, argwöhnischen Hypochonder keine glückliche war, ist leicht zu ermessen. Wilhelmine erzählt,[1]) wie man dem König einmal gegen die fleckenlose Treue seiner Gemahlin einen falschen Verdacht beibrachte, wie er sogleich Feuer fieng, in ihr Gemach eilte, ohne ihr ein Wort zu sagen, und auf ihre zärtliche Anrede nur mit Beleidigungen und Vorwürfen wegen ihrer vermeinten Untreue antwortete; wie er ihr Benehmen untersuchen ließ, wie aber alle, über die Ungerechtigkeit dieses Verdachtes empört, sich der Königin annahmen; wie der König endlich wieder zu sich kam und seine Gemahlin unter vielen Thränen um Verzeihung bat. Sophia Dorothea von Hannover war die Tochter König Georgs I. und Schwester König Georgs II. von England, und hatte den berechtigten Stolz auf ihre Herkunft. Wilhelmine erzählt aber:[2]) „Obgleich der König seine Gemahlin leidenschaftlich liebte, konnte er sich doch nicht enthalten, sie zu misshandeln, und ließ sie nicht im mindesten an den Geschäften theilnehmen. Er that dies, weil, wie er sagte, man die Weiber unter der Ruthe halten müsste, sonst tanzten sie ihren Männern auf den Köpfen herum. — Die edle und majestätische Gestalt der Königin flößt allen, die sie sehen, Ehrfurcht ein. Große Weltkenntnis und glänzender Verstand scheinen mehr Festigkeit zu versprechen, als sie besitzt. Sie hat ein gutes, edles und wohlthätiges Herz und liebt die schönen Künste und Wissenschaften, ohne sich sehr darauf gelegt zu haben. Wie jeder Mensch, hat sie auch ihre Fehler. Ihr Ehrgeiz kennt keine Schranken, ihre Eifersucht kein Maß." Sophia Dorothea.

Die Vermählung des Kronprinzen und Wilhelminens war die Frage, an der sich nach jeder Versöhnung in der königlichen Familie immer wieder der Streit entspann. Die Königin wünschte Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales und mit dessen Schwester Amalia ihren Sohn vermählt zu sehen. Wilhelmine sagt, man habe der Königin versichert, dass der König nicht lange leben könne; sie hätte auf die Vormundschaft gerechnet und in der englischen Verbindung einen Schutz gegen die Verfolgungen des Fürsten von Anhalt gesucht. Die beiden Paare wünschten die Verbindung. Auch Friedrich Wilhelm war der Doppelheirat anfangs nicht abgeneigt, allein das lange Hinhalten des englischen Hofes verletzte den König. Bald kamen noch andere Ur- Englische Hochzeit.

[1]) Memoiren, Deutsche Ausgabe, S. 77.
[2]) Ibid. S. 11.

sachen hinzu, diese Doppelheirat, die mehrmals der Abschließung nahe schien,[1]) unmöglich zu machen.

Preußische Werber. Insbesondere die Gewaltthätigkeit der preußischen Werber in Hannover. Georg I. hatte von Zeit zu Zeit „lange Kerle" nach Potsdam geschickt, aber die Gier nach großen Recruten war so stark, dass preußische Werber seit 1724 hin und wieder lange Kerle aus dem hannöverischen Gebiete entführten, und schöne Soldaten zum Entweichen in die preußischen Lande beredeten. Darob Spannung zwischen den beiden Höfen, zuletzt Hass; dazu kamen Wendungen in der Politik: 1729 schien es zum Krieg zwischen Hannover und Preußen zu kommen.[2]) 44.000 Preußen unter dem Dessauer waren schon im Marsch, auch Georg II. ließ marschieren. Dänische und hessische Hilfstruppen verstärkten sein Heer. Braunschweig und Gotha vermittelten, wenigstens äußerlich, den Frieden, im Herzen aber blieben sich die beiden Könige von da an feind. Georg II. nannte Friedrich Wilhelm I. nur „seinen lieben Bruder den Unterofficier und des heiligen römischen Reiches Erzsandstreuer", und Friedrich Wilhelm I. nannte Georg II. nur: „Mein Bruder, der Komödiant." — Welch ein Schmerz für die Königin! Sie

Die englische Heirat. sträubte sich gegen jeden andern Plan, Wilhelmine zu vermählen; sie nahm ihren Kindern das Wort ab, fest zu sein. Die Kinder hielten mit der Mutter. Über diesen Widerstand empört, nannte der König Wilhelmine nur „die englische Canaille" und ihren Bruder nur „den Schurken Fritz", den er lieber werde Steigriemen laufen lassen, als ihn verheiraten: „Die Qualen des Fegefeuers können nicht schlimmer sein, als die, welche wir zu erdulden hatten. Der ganze Tag gieng nur in Schimpfreden gegen mich und meinen Bruder hin."[3]) Einmal war der Prinz von Wales insgeheim daran, nach Berlin zu kommen und sich mit Wilhelmine trauen zu lassen. In der Freude darüber wusste die Königin nicht zu schweigen, und so scheiterte der Plan. Seit 1725 trug sich der Kronprinz mit dem Plane, nach England zu entfliehen. Wilhelmine gesteht,[4]) und das bezeichnet am schreiendsten den Gegensatz in der königlichen Familie: „Die Königin hörte nicht auf, mir die Gnade, die der König hin und wieder für mich hatte, vorzuwerfen. Ich wagte nur zitternd und voll Furcht, mit Härte dafür bestraft zu werden, ihn zu liebkosen. Ebenso war es mit meinem Bruder. Es genügte, dass der König ihm

Zwist. etwas befahl, um ein Verbot von der Königin zu erhalten. Wir wussten manchmal nicht, zu welchem Heiligen wir beten sollten, da wir so zwischen Thür und Angel standen. Weil wir nun aber beiderseits die Königin sehr lieb hatten, so richteten wir uns ganz nach ihrem Willen." — „Dem Vater", sagt sie,[5]) „wurden

Zuträgereien. täglich falsche Nachrichten gegen mich und meinen Bruder beigebracht. Man schilderte ihm meinen Bruder als einen ehrsüchtigen und intriguanten Prinzen, der ihm den Tod wünschte, um bald selbst zum Thron zu gelangen. Man versicherte ihm, er liebe das Militär nicht und sage laut, dass, wenn er einmal Herr sei, er die Truppen verabschieden werde. Man gab ihn für verschwenderisch aus, und mich für unausstehlich hochmüthig, ränkeschmiedend und herrschsüchtig, auch gebrauchte ich unehrerbietige Reden gegen ihn." Letzteres ist nur zu wahr. Wilhelmine

---

[1]) Die ausführliche Geschichte dieses Heiratsplanes und aller sich kreuzenden Pläne, Ränke und Fragen der Politik — im ersten Band der Mem. der Markgräfin von Baireuth.

[2]) Vergl. oben S. 139 ff.

[3]) Memoiren, S. 133.

[4]) Ibid. S. 84.

[5]) Ibid. S. 90.

hat ein scharfes Auge und eine böse Zunge. In ihren „Denkwürdigkeiten" spricht sie von Friedrich Wilhelm I., wie nie eine Tochter vom Vater reden sollte. Sie gesteht selber, dass sie eine böse Zunge habe und dass sie und ihr gleichwitziger Bruder in Briefen aneinander den ganzen Hof verhöhnten. Darum aber kann der Wert ihrer „Denkwürdigkeiten" selber nicht bestritten werden.[1]) Sie datiert hin und wieder unrichtig, weil sie sich auf das bloße Gedächtnis verlässt. Sie kennt die Verwicklungen der Diplomatie nicht hinlänglich, welche ihr doch so viele Schmerzen bereitet und ihr Lebensglück getrübt haben. Aber im großen und ganzen sind doch die Figuren richtig gezeichnet. Die Verschwendung, die man dem Kronprinzen vorwarf, muss nach den Sparbegriffen Friedrich Wilhelms gemessen werden. — Seit 1718 bezog der Kronprinz nur 360 Thaler für seine Ausgaben, für welche aber die genaueste Rechnung bis auf Heller und Pfennig geliefert werden musste. Der König sah sie durch, machte eigenhändig seine Bemerkungen, z. B. über kleine Trinkgelder: „Aber zukünftig, wenn meine Laquaien, Kutscher, Reitknechte Fritz aufwarten, sollen sie nichts davor bekommen, denn ich sie davor bezahle, denn Fritz und ich sind einerlei, sonsten bin ich mit allem zufrieden vor die guhte Haußhaltung." Von 1729 an erhielt der Kronprinz 600 Thaler jährlich, viel zu wenig für seine Neigung zu Großmuth und zu Wohlleben. Als er dem kaiserlichen Gesandten Seckendorf über seine Geldnoth klagte, betrieb dieser, um ihm aufzuhelfen, beim König seine Ernennung zum Obersten und der Kaiser Karl VI. sandte seinem Taufkinde insgeheim 1000 Ducaten jährlich. Seine eigentlichen Auslagen durfte Friedrich nicht dem König in der Rechnung angeben — für französische Kleidung, Bücher, Musikalien, einen brocatenen Schlafrock. Wider des Königs Verbot bediente sich der Kronprinz bei Tische silberner, statt eiserner Gabeln. Wenn Friedrich den Vormittag auf dem Übungsmarsch zugebracht hatte, wollte er nachmittags frei unter heitern Freunden sich bewegen. Die verhasste Uniform wurde abgeworfen, Flöte gespielt, in der es Friedrich II. bis zur Virtuosität brachte. Weh, wenn man den Vater kommen hörte. Der Schlafrock ward heruntergeschleudert, die Musikalien verborgen, aber die Bücher waren noch da. Der Vater zerschlug alles, was seinen Zorn erregte. Der Sohn kam ihm als ein Entarteter vor: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet, er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben." — Als der König hörte, dass der Kronprinz 7000 Thaler Schulden habe, schlug er ihn halb todt und verbot in einem Erlass, an Minderjährige, selbst an den Kronprinzen, Geld auszuleihen; Zuwiderhandelnde müssten mit Leib und Leben dafür büßen.

Wilhelminens Memoiren.

Vater und Sohn.

Noch bitterer wurde die Stimmung des Vaters, als man ihm zutrug, der Sohn sei ausschweifend. Eine Reise an das Dresdener Hoflager 1728 wurde verhängnisvoll für Friedrich. August näherte sich damals dem König von Preußen, dessen Hilfe er zur Erhebung seines Sohnes auf den polnischen Thron nöthig hatte. Eine Einladung zum Carneval erfolgte. Fest folgte auf Fest, es ward alles aufgeboten, um den Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen. Kennzeichnend sind die Bemerkungen des Königs: für die Kunstwerke, welche die feinfühligen sächsischen Fürsten angesammelt hatten, besaß er keinen Sinn. Er gestand auch gerne zu, dass die Fasanerien und Pomeranzengärten glänzend seien. Friedrich

Besuch in Dresden.

---

[1]) Droysen, Geschichte der preußischen Politik, IV. Theil, 4. Bd., S. 33—96, hat ihn wegen historischer Irrthümer in Frage gestellt. Aber diplomatische Genauigkeit ist nicht Sache der Frauen. Da ist Carlyle besser im Recht, wenn er das Buch ein wahrhaftiges nennt, mit Herz, Aug' und Verständnis verfasst, von einer Wahrhaftigkeit, die tiefer ist als jene oberflächliche.

Wilhelm I. faſste nur die Kriegsanſtalten ins Auge, und da fand er, daſs das Zeughaus in Berlin tauſendmal beſſer ſei, als das in Dresden; daſs die Feſtung Königsſtein allein eine Reiſe von hundert Stunden weit wert ſei; ihn befremdete aber, daſs am ſächſiſchen Hofe die Officiere mit den Laien paradieren.

Verirrungen Friedrichs. Der Kronprinz ſah zum erſtenmale die große Welt mit all ihren Reizen; er erlag der Verführung [1]) und gewöhnte ſich ſeitdem an Ausſchweifungen. Es nützte nichts, daſs der König den Hofmeiſtern befahl, ſtrenger als je über die Aufführung des Kronprinzen zu wachen. Wilhelmine erzählt: [2]) „Der Prinz hatte nicht die geringſte Erholung mehr. Muſik, Lectüre, Wiſſenſchaft und Künſte waren ihm als Verbrechen verboten. Niemand wagte mit ihm zu ſprechen, kaum er ſelbſt es die Königin zu beſuchen, und er führte das traurigſte Leben von der Welt. Ohnerachtet des Verbots des Königs legte er ſich auf die Wiſſenſchaften und machte darin große Fortſchritte. Die Verlaſſenheit, in der er lebte, war ſchuld, daſs er ſich der Liederlichkeit ergab. — Seine Hofmeiſter wagten nicht ihm zu folgen, und er überließ ſich ihr alſo ganz. Einer der Pagen des Königs namens Keith ward der Gehilfe ſeiner Ausſchweifungen. Dieſer junge Mann hatte ſich ſo ſehr bei ihm einzuſchmeicheln gewuſst, daſs er ihn leidenſchaftlich liebte und ihm ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Auf meine Vorwürfe entgegnete mein Bruder ſtets: dieſer junge Menſch ſei ſein Zuträger, er müſſe ihn ſchonen, weil er durch die Nachrichten, welche er durch ihn erhalte, ſich vielen Verdruſs erſpare.“ — Im gleichen Jahre wurden aber die Hofmeiſter verabſchiedet und dem Kronprinzen zwei Officiere, Oberſt Rochow und Major Kaiſerlingk, an die Seite gegeben. Ein Liebling von ihm war aber der Hauptmann Katte: „Er beſaß Geiſt, Lectüre und Welt, und wuſste ſich in der Geſellſchaft zu bewegen. Ein Paar ſchwarze Augenbrauen hiengen ihm faſt über die Augen. Sein Blick hatte etwas Unheimliches. Eine dunkle durch Blattern zerriſſene Hautfarbe vermehrte ſeine Häſslichkeit. Er ſpielte den Starkgeiſt und trieb die Liederlichkeit bis zum Übermaß. Viel Ehrgeiz und Keckheit begleiteten dieſes Laſter.“ [3]) Es iſt gewiſs, daſs der Vater alles erfuhr. Seine Abneigung gegen den Kronprinzen ſteigerte ſich zur Wuth. Ein Brief Friedrichs an ſeine Mutter vom Jahre 1729 beſagt: „Ich bin in der größten Verzweiflung! Was ich immer befürchtet, iſt mir endlich begegnet. Der König hat gänzlich vergeſſen, daſs ich ſein Sohn bin, und mich wie den niedrigſten Menſchen behandelt. Ich trat dieſen Morgen wie gewöhnlich in mein Zimmer. Sobald er mich ſah, ergriff er mich und ſchlug mich mit ſeinem Stocke auf die grauſamſte Art der Welt. Vergebens ſuchte ich mich zu vertheidigen, er war in einer ſo furchtbaren Aufregung, daſs er ſich nicht mehr kannte, und nur aus Ermüdung wieder aufhörte. Ich bin aufs Äußerſte gebracht, habe zu viel Ehrgefühl, um ſolche Behandlung zu ertragen, und bin entſchloſſen, auf eine oder die andere Art ein Ende zu machen.“

Miſshandlung.

Die Doppelheirat. Die Erbitterung des Königs vermehrte die Verlegenheit, in welche ihn die Frage wegen der Doppelheirat ſtürzte. Er ſandte 1730 drei ſeiner Vertrauten an die Königin, um ihr feierlich zu erklären, der Ungehorſam ſeiner Familie ſei ein gefährliches Beiſpiel für ſeine Unterthanen; wenn man ferner ſeinem Willen widerſtrebe, ſo werde er ſich von der Königin trennen und ſie auf ihren Witwen-

[1]) Das Nähere, was hier nicht geſagt werden kann — in den „Denkwürdigkeiten Wilhelminens“, Bd. I. S. 95—98.
[2]) Ibid. S. 121.
[3]) Ibid. S. 147.

sitz verweisen, Wilhelmine in eine Festung einsperren und den Kronprinzen enterben. Friedrich Wilhelm wollte nämlich damals Wilhelmine mit dem Markgrafen von Schwedt oder mit dem Herzog von Weißenfels vermählen. Die Königin aber erklärte fest, sie werde nie in das Unglück ihrer Tochter einwilligen und, solange sie einen Athem habe, nicht dulden, dass sie die eine oder die andere dieser Partien, welche unter ihrem Range seien, annehme; sie suchte vor allem Zeit zu gewinnen, und wandte sich in ihrer Verzweiflung nach England. Dort war jetzt nicht bloß der Hof, sondern auch das Parlament und Volk eifrig für die Doppelheirat, denn sie war eine Angelegenheit der Politik. England war damals der erbitterte Feind des Kaisers wegen des Vertrages von Sevilla: es hoffte, durch die Doppelheirat Preußen auf seine Seite zum Angriff gegen den Kaiser zu ziehen. In Wien hatte man anfänglich nichts gegen die Doppelheirat; man hoffte sogar, dadurch eine Wiederaussöhnung von Habsburg und Hannover zu vermitteln. Allein die beharrliche Feindseligkeit des Königs von England zerstörte diesen Plan und so konnte Österreich diese Heirat nicht wünschen. Verbindungen von fürstlichen Häusern waren damals eine öffentliche Angelegenheit: so hatte Friedrich Wilhelm vor kurzem selber erklärt, er wolle eher Land und Leute verlieren, als zugeben, dass Karl VI. seine älteste Tochter Maria Theresia dem Infanten Don Carlos vermähle.[1]) Sophia Dorothea.

Am 4. April 1730 kam im Namen Englands Ritter Hotham als außerordentlicher Bevollmächtigter und warb förmlich um die Hand Wilhelminens für den Prinzen von Wales, verlangte aber auch, am Tage der Vermählung solle die Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzessin Amalia stattfinden. Für Wilhelmine wurde keine Mitgift verlangt, dagegen der Prinzessin Amalia 100.000 Pfund Sterling zugesichert; auch sei König Georg bereit, dem Kronprinzen Friedrich als seinem Schwiegersohn die Statthalterschaft in Hannover zu übergeben. Nur wurde die Bedingung gestellt, Friedrich Wilhelm solle seinen Gesandten Reichenbach aus London abberufen, und seinen Minister Grumbkow, der ein beharrlicher Feind Englands und ein Verräther an seinem Herrn sei, entlassen. Friedrich Wilhelm erklärte sich bereit dazu, nur verlangte er vorher die Beweise der Verrätherei. Der Engländer versprach, sie zu liefern. Hotham in Berlin.

Indes war aber wieder die Königin nicht verschwiegen genug, und Grumbkow und Seckendorf wussten den König geschickt zu behandeln, und dieser hatte ohnehin seine eigenen Bedenken gegen den Engländer: durch die Statthalterschaft in Hannover würde der Kronprinz seinem eigenen Lande entfremdet, die Beweise der Verrätherei würden jedenfalls nur durch Unterschlagung von Briefen gewonnen; dann — was werde der Kaiser zur Verbindung sagen? man wolle Grumbkow nur entfernen, weil er ein treuer Diener seines Herrn sei; der König werde eine eitle und ruhmsüchtige Schwiegertochter bekommen, für deren Ausgaben die Einkünfte eines künftigen Königreiches nicht hinreichen; England wolle Preußen nur als Werkzeug gebrauchen. Friedrich Wilhelm gerieth in Zwiespalt mit sich selber und dann wieder in Wuth über den Kronprinzen. Im sächsischen Lustlager zu Mühlberg, welches er im Juni 1730 besuchte, misshandelte er ihn wegen eines geringen Versehens vor den Anwesenden mit Stockschlägen und mit dem Vorwurf: „Wäre ich von meinem Vater so behandelt worden, ich hätte mich todtgeschossen, aber er läfst sich alles gefallen, denn er hat keine Ehre im Leibe und ist ein Feigling." — Friedrich bat damals den sächsischen Minister Hoym ins- Bedenken des Königs. Friedrich in Mühlberg.

---

[1]) Arneth, Prinz Eugen, III, S. 257.

geheim um Pässe und Pferde, der sie ihm aber verweigerte, und so musste Friedrich mit seinem Vater nach Berlin zurückkehren.

Hotham. Endlich hatte der englische Gesandte die fraglichen Briefe, welche den Verrath Grumbkows und Reichenbachs beweisen sollten, aus England erhalten, und übergab sie dem König mit den Worten, er werde Grumbkow, sobald er sie gelesen habe, entlassen. Friedrich Wilhelm aber nahm die Briefe mit wüthender Miene in die Hand, warf sie auf den Boden, hob den Fuß auf, als wolle er ihm einen Tritt versetzen,[1]) doch besann er sich noch, eilte aus dem Zimmer und schlug die Thüre hinter sich zu. Im Hochgefühl seiner Würde als Vertreter der englischen Nation sagte Hotham nachher zu den andern Gesandten: in seinem König seien alle gekrönten Häupter beleidigt, mit der Unterhandlung sei es zu Ende; wenn der König noch einen Augenblick länger geblieben wäre, so würde er sich selber Genugthuung verschafft haben. Trotz aller Versuche, Hotham zu versöhnen, reiste dieser ab.

Fluchtplan. Mit der Doppelheirat war es aus. Auf der andern Seite war der Kronprinz fester denn je entschlossen, zu fliehen. Gerne wäre er nach England gegangen; der englische Gesandte versicherte ihm aber, dies würde das Zerwürfnis zwischen beiden Königen nur steigern und vielleicht zu einem Kriege führen; seine Schulden wolle übrigens England gerne bezahlen. Friedrich wollte jetzt in Frankreich unter fremdem Namen Kriegsdienste thun; Katte sollte ihm auf die Nachricht hin, dass die Flucht gelungen sei, seine Papiere und Wertsachen, die in einer Cassette eingeschlossen waren, nachbringen. Sein Liebling Keith, der als Officier in Wesel stand, sollte in Holland anfragen, wie der Kronprinz aufgenommen werde. Ein jüngerer Bruder desselben, Page Keith, sollte die Pferde zur Flucht beschaffen, und diese bewerkstelligt werden auf einer Reise nach Süddeutschland, die Friedrich mit seinem Vater im Juli 1730 unternehmen sollte. Gerüchte vom Fluchtplan waren aber dem Vater schon zu Ohren gebracht, denn der unbesonnene Katte hatte, um sich wichtig zu machen, über seine Vertrautheit mit dem Kronprinzen geplaudert. Friedrich Wilhelm nahm zwar den Sohn mit, aber drei höhere Officiere, die mit ihm in demselben Wagen fuhren, hatten geheimen Auftrag, ihn ja nicht aus den Augen zu lassen.

Reise nach Süddeutschland. Am 15. Juli begann die Reise[2]) über Leipzig, Bamberg, Ansbach, Ludwigsburg nach dem Rhein. Der König wollte mehrere deutsche Höfe für den Kaiser gewinnen. In Ansbach ersuchte der Kronprinz den jungen Markgrafen in der Stille, er möge ihm ein Paar Reitpferde leihen und nichts davon sagen, der aber merkte Unrath und lehnte es ab. Durch Verwechslung eines Briefes kamen weitere Anzeichen von Fluchtplänen in die Hände der Begleiter des Kronprinzen In Ludwigsburg ließ sich Friedrich insgeheim einen rothen Oberrock machen, den er statt der Uniform auf der Flucht tragen wollte. In Steinfurt bei Sinsheim, wo man übernachtete, früh drei Uhr, wollte der Kronprinz fliehen.

---

[1]) So Wilhelmine. Hotham sagt nichts vom beabsichtigten Fußtritt in seiner Depesche.
[2]) Vergl. oben S. 139.

Er glaubte alles im Schlafe und schlich in seinem neuen Gewand aus der Scheune hinaus, in der man übernachtete. Keith brachte die Pferde. Aber der Kammerdiener hatte alles belauert. Oberstlieutenant Rochow kam herbei: die Pferde müssten zurück in den Stall, der König reise erst um fünf Uhr ab. Die Flucht schien nur verzögert, in Wahrheit war sie schon unmöglich. Friedrich hatte nach Straßburg entkommen wollen, wurde aber jetzt noch viel sorgfältiger beobachtet. Der Page Keith hatte Angst, warf sich in Mannheim dem König zu Füßen, gestand ihm alles und bat unter Thränen um Verzeihung. Der König ließ noch nichts merken, weil er noch deutlichere Beweise haben wollte, sagte aber in Darmstadt zum Kronprinzen, er wundere sich, ihn hier zu sehen, er glaubte, er wäre schon in Paris; worauf dieser erwiderte, wenn er gewollt hätte, könnte er schon dort sein. Den drei Begleitern des Prinzen bedeutete der König, dass sie mit ihrem Kopf dafür stehen, diesen sicher auf preußisches Gebiet zu bringen. Frankfurt durfte der Kronprinz nicht betreten, er musste sogleich eine königliche Yacht besteigen. In dieser Stadt bekam der König einen Brief zu Gesicht, den sein Sohn aus Ansbach an Katte geschrieben hatte: er werde von Sinsheim aus fliehen und Katte werde ihn unter dem Namen eines Grafen Alberville im Haag treffen. Kaum hatte der König die Yacht bestiegen, so brach seine Wuth los: er fasste den Sohn bei den Haaren, stieß ihm mit dem Stock das Gesicht blutig, und würde ihn erwürgt haben, hätte sich nicht General Waldow dazwischen geworfen. „Nie hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten“, rief Friedrich entrüstet aus. Der Degen ward ihm abgenommen und er auf ein anderes Schiff gebracht, um nicht den Zorn des Königs von neuem zu reizen. In Wesel sprang der Kronprinz aus dem Wagen, fieng aus Kräften an zu laufen, um zu entkommen, eine Schildwache aber hielt ihn auf und brachte ihn auf das Stadthaus. Der König fragte ihn drohend, warum er habe desertieren wollen: „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben“ — antwortete dieser entschlossen. „Ihr seid also nichts als ein feiger Ausreißer ohne Ehre!“ — „Ich habe so viel Ehre als Sie, ich habe nur das gethan, was Sie mir hundertmal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun.“ Durch diese schneidige Antwort zur Wuth fortgerissen, zog der König den Degen und wollte seinen Sohn durchbohren. „Durchbohren Sie mich, Sire, aber schonen Sie Ihren Sohn!“ rief Oberst Mosel, und stellte ihm vor, er sei stets Herr von dessen Person, er dürfe ihn aber nicht verurtheilen, ohne ihn gehört zu haben, er würde eine unverzeihliche Sünde begehen, wenn er selbst dessen Mörder würde; weil der König nicht genug Herr seiner selber sei, so möge er seinen Sohn durch sichere und treue Männer vernehmen lassen. Friedrich Wilhelm I. willigte ein. Zu Seckendorf, der ein Reisegefährte war, sagte der Kronprinz offen: wenn der Vater fortfahre, ihn, einen achtzehnjährigen Prinzen, mit Schlägen so zu misshandeln, so werde er seinen Entschluss dennoch ausführen, koste es, was es wolle; an seinem Leben liege ihm wenig; er bedaure nur seine Freunde, die er in sein Unglück fortgerissen; wenn der König diese begnadige, so wolle er alles entdecken, wenn nicht, so möge man ihm den Kopf abschlagen, er werde niemanden verrathen. Seckendorf verwendete sich beim König und stellte das Geschehene als einen verzeihlichen Jugendstreich dar. Friedrich Wilhelm wollte Gnade für Recht ergehen lassen, wenn der Kronprinz alles ohne Falsch entdecke, fiel aber wieder in seine Erbitterung zurück, als er hörte, Keith sei aus Wesel entflohen. Katte hatte fliehen wollen, sich aber zulange aufgehalten, und ward verhaftet.

Fluchtversuch, scheitert. Wuth des Königs. Seckendorf. Keith.

Also Fahnenflucht unter den Officieren und an der Spitze der eigene Sohn, während die Armee der Stolz des Königs war! Die Erbitterung des Königs erreichte den höchsten Grad. Keith ließ er im Bilde aufhängen, Katte wie seinen Sohn beschloss er als Ausreißer nach der ganzen Strenge des Kriegsgesetzes zu behandeln. Seiner Gemahlin ließ er befehlen, ihr Lustschloss zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben. Schonungslos schrieb er ihr: „Ich habe den Schurken, den Fritz, festnehmen lassen und werde ihn behandeln, wie es seine Verbrechen und seine Feigheit verdienen. Ein solcher Elender verdient nicht mehr zu leben."

Katte.

Strenge des Königs.

Welche Scene gab es erst im Schlosse, als der König am 27. August eintraf! Sowie er die Königin von weitem sah, rief er ihr zu: „Dein ungerathener Sohn lebt nicht mehr, er ist todt." — „Was," rief die Königin, „du hast die Grausamkeit gehabt, ihn zu tödten!" — „Ja, sage ich, aber her mit der Cassette" (in der gefährliche Briefe enthalten waren, die aber Wilhelminens Schlauheit schon aus derselben entfernt und derweilen andere eingeschoben hatte). Schwarz vor Zorn und mit von Wuth funkelnden Augen schrie dieser der König an: „Infame Canaille, wie, du wagst es noch, dich vor mir zu zeigen! Geh, und leiste deinem Schurken von Bruder Gesellschaft!" — und gab ihr Faustschläge ins Gesicht, dass sie ohnmächtig zusammenstürzte. Ihre Brüder und Schwestern umklammerten seine Knie und suchten ihn durch Thränen zu erweichen. Die Königin rang verzweiflungsvoll die Hände und rief unaufhörlich: „Mein Gott, mein Sohn." — Gleich darauf wurde Katte gefangen über den Platz geführt. „Jetzt werd' ich den Schurken Fritz und die Canaille Wilhelmine überführen können", rief der König, „und ich werde hinreichende Gründe finden, um ihm den Kopf vor die Füße zu legen." — „So schonen Sie wenigstens die Königin, die an allem unschuldig ist", rief ihm eine Hofdame zu. Frau von Kamecke sprach aus einem andern Tone mit ihm: „Sie haben sich bis jetzt bestrebt, ein gerechter Fürst zu heißen, billig denkend und Gott fürchtend. Dieses erhabene Wesen hat es Ihnen auch vergolten, indem es Sie mit Segnungen überhäuft hat; zittern Sie aber davor, von seinen weisen Befehlen abzuweichen, und fürchten Sie die Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit! Sie hat zwei Fürsten zu bestrafen gewusst, welche, sowie Sie es thun wollen, sich vermessen das Blut ihrer eigenen Söhne zu vergießen wagten. Philipp II. und Peter der Große sind gestorben ohne männliche Nachkommen. Ihre Staaten sind fremden und einheimischen Kriegern zur Beute, und diese beiden Monarchen, so groß sie auch waren, doch zum Abscheu für das menschliche Geschlecht geworden. Kehren Sie in sich selbst zurück, Sire; der erste Augenblick Ihres Zornes verdient noch Verzeihung, aber strafbar wird er, wenn Sie sich nicht bemühen, ihn zu besiegen." Der König unterbrach Sie nicht, sondern sah sie nur eine Zeitlang an. Als sie geendet, brach er endlich das Schweigen: „Sie sind sehr kühn, mir so etwas zu sagen, aber ich bin nicht böse darüber, denn Ihre Absicht ist gut. Sie sprechen freimüthig mit mir, das vermehrt meine Achtung für Sie. Gehen Sie und beruhigen Sie meine Frau." [1])

Die Königin.

Frau von Kamecke.

Als Katte vor den König gebracht wurde, loderte dessen Zorn von neuem auf, er gab ihm Fußstöße, Stockhiebe, Ohrfeigen, dass ihm das Blut übers Ge-

[1]) Wilhelminens Memoiren, S. 227—228.

sicht strömte. Grumbkow beschwor den König, sich zu mäßigen und zu gestatten, dass man Katte ruhig befrage. Dieser gestand auf den Knien, was er wusste: ihr Vorsatz sei nur gewesen, sich dem Zorn des Königs zu entziehen, nach England zu flüchten und sich unter den Schutz dieser Krone zu stellen, nie hätten sie aber auch nur den geringsten Plan, weder gegen die Person des Königs, noch gegen den Staat gehegt. Diesen Verdacht hatte nämlich Friedrich Wilhelm. „Mich gedachten sie vermuthlich zu vergiften“, sagte er vertraulich zu Seckendorf. „Hätte mir Fritz in Wesel ehrlich alles gestanden, so hätte ich es in der Stille mit ihm abgethan, aber nun muss die Sache ihren Lauf nehmen, und die Welt soll richten zwischen uns.“ So der König. Katte vor dem König, dessen Argwohn.

Die Sache erregte allgemeines Aufsehen, nicht nur in Berlin, wo die Wache ausrücken musste, um die Leute vor dem königlichen Schloss zu vertreiben, sondern auch im Auslande, wo man mit ängstlicher Spannung dem Verlaufe der Tragödie im Königshause folgte. Zunächst traf des Königs Zorn Wilhelmine und die Freunde des Kronprinzen. Sein Lehrer Duhan, von dem der König meinte, er habe ihm das Gift des französischen Geistes und des Unglaubens beigebracht, wurde nach Memel verbannt, andere aus den Regimentern gestoßen, sogar ihre Väter traf des Königs Zorn. Das sechzehnjährige Töchterlein des Cantors in Potsdam, das im Verdachte vertrauteren Umgangs mit dem Kronprinzen stand, wurde durch die Straßen der Stadt ausgepeitscht und auf ewig in das Spinnhaus nach Spandau gethan. Der Minister Knyphausen, der im Verdachte stand, dem Kronprinzen Geld geliehen zu haben, musste Berlin binnen vierundzwanzig Stunden verlassen. Wilhelmine bekam Zimmerarrest. Den Berlinern wurde bei Strafe des Ausschneidens der Zunge verboten, von der ganzen Angelegenheit zu reden. Über England war der König so entrüstet, dass er auf dessen Untergang trank und die Königin zwingen wollte, mit anzustoßen. Sie fürchtete das Ärgste für ihren Sohn. Friedrichs Freunde.

Dieser wurde zuerst nach Mittenwalde gebracht, unweit Berlin. Rechtsgelehrte kamen, um ihn zu verhören, darunter der Minister Grumbkow. Einer derselben trug einen rothen Mantel, Friedrich hielt ihn für den Scharfrichter und war auf alles gefasst. Sein Geständnis war ähnlich dem des Katte, Grumbkow wollte mehr wissen und drohte mit Anwendung der Folter. Friedrich erklärte stolz, er habe alles gestanden und es reue ihn fast, denn es sei unter seiner Würde, einem Schurken Rede zu stehen, übrigens finde er es begreiflich, dass ein Henker gern von seinem Werkzeug rede. Dann ward er nach Küstrin gebracht und als Staatsgefangener in strenger Haft gehalten. Seine Kleidung bestand aus dem schlechten blauen Tuch der Sträflinge. Das Essen mittags für sechs, abends für vier Groschen, wurde aus der Garküche geholt, alles klein geschnitten, da er wie die, welche der Hinrichtung entgegensahen, nicht Messer und Gabel haben sollte. Tinte, Feder, Flöte waren ihm versagt, man gab ihm nur die Bibel und einige Andachtsbücher. Niemand sollte mit ihm reden. Er ward nur als Oberst Fritz behandelt und seine Schwester nur als Demoiselle Wilhelmine. — Abends sieben Uhr musste das Licht gelöscht werden. Einsamkeit, die Schrecken des Gefängnisses und die Schauer des Todes sollten auf ihn wirken. Friedrich im Verhör, im Gefängnis.

Nicht minder bewegt war während dieser Zeit der König. Der holländische Gesandte schreibt: Blutige Dinge ständen bevor, wenn er des gleichen Sinnes bliebe; er rede nur in Flüchen und Verwünschungen, sein Blick sei verwirrt, sein Mund schäume; wie ein Besessener gehe er nachts ruhelos von einem Der König.

Zimmer in das andere. Das Gefühl des Vaters stritt in dieser ungestümen Natur mit dem, was er als König und als Feldhauptmann für seine Pflicht hielt. Der ganze Staat beruhte auf strenger Zucht und Gehorsam — wie, wenn der Kronprinz selber das Beispiel der Auflehnung gab! Nicht bloß der englische, auch der französische Hof hatte die Hände im Spiele. Lange schien der König entschlossen zu sein, nach dem Beispiele Peters I. seinen Sohn hinrichten zu lassen. Darum der Befehl, diesen als Ausreißer nach dem Kriegsgesetze zu behandeln. Der König, sagt Wilhelmine, hätte ihn enthaupten lassen, wenn nicht alle fremden Mächte, vorzüglich aber der Kaiser, sich für ihn verwendet hätten.[1]) Karl VI. bat dringend um Gnade für sein Pathenkind: „Vielleicht ist der Kronprinz von meiner Neigung und Liebe gegen ihn nicht hinlänglich überzeugt. Ich hoffe, dass er durch diese meine Fürbitte, die aus der aufrichtigsten und liebreichsten Neigung hervorgeht, erkennen werde, wie wahr und ernstlich wohl ich es mit ihm meine." — Der König las den Brief und sagte dann zu Seckendorf: „Sie wissen nicht, was Sie erbitten, Sie werden einmal sehen, was Sie an ihm haben. Wenn dem Prinzen die verdiente Strafe nachgelassen wird, so hat er dies einzig dem Kaiser zu verdanken." — „Seckendorf", so fährt Wilhelmine fort, „gab sich die größte Mühe, er sagte dem König, dass der Prinz allerdings sein Sohn sei, aber auch dem Reiche angehöre, und seine Majestät kein Recht über ihn habe. Er hatte viele Mühe, dessen Begnadigung zu erlangen. Seine Bitten milderten aber nach und nach die blutdürstigen Absichten des Königs."

Fürbitte Karls VI.

Katte

Er wollte auch Katte retten, aber hier blieb der König unerbittlich. Ein Kriegsgericht hatte Katte zur Ausstoßung aus der Armee und lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt. Der König war unzufrieden mit dem Urtheile und verschärfte die Strafe: Katte sei ein vereideter Soldat und zwar von der Leibwache und habe nichtsdestoweniger mit der künftigen Sonne tramiert, habe mit auswärtigen Höfen sich eingelassen und complottiert als Helfershelfer und sei darum schuldig des Verbrechens beleidigter Majestät, und verdiene mit glühenden Zangen gerissen und gehängt zu werden. Aus Rücksicht auf die Familie wolle ihn der König zum Tode mit dem Schwerte begnadigen; bei Eröffnung des Urtheiles solle man ihm sagen, es thue dem König leid, aber es sei besser, er stürbe, als dass die Gerechtigkeit aus der Welt käme. Katte nahm das Urtheil mit den Worten auf: „Ich bin ein großer Sünder, mein allzu heftiger Ehrgeiz hat mich viele Fehler begehen lassen, die ich jetzt von Herzen bereue. Ich habe mich auf mein Glück verlassen, das Wohlwollen des Kronprinzen hat mich so sehr verblendet, dass ich mich selbst verkannt habe. Jetzt erkenne ich, dass alles Eitelkeit ist. Ich fühle tiefe Reue, ich wünsche den Tod, als den einzigen Weg, der mich zu einem beständigen und ewigen Glücke führen kann."

[1]) Memoiren, I, S. 253. Wenn von gewissen Geschichtschreibern bemerkt wird, Seckendorf habe das Schreiben des Kaisers erst übergeben, als er der Begnadigung des Prinzen sicher war, so ist damit Wilhelminens Urtheil nicht umgestoßen. Seckendorf hat zuvor alles gethan für des Kronprinzen Begnadigung, und ein Kaiser darf nicht vergebens bitten, darum übergab er Karls VI. Schreiben erst, als er wusste, dass es keine Fehlbitte enthalte.

Kattes Ende sollte aber auf den Kronprinzen erschütternd wirken, darum ward er zur Hinrichtung nach Küstrin gebracht, und das Schaffot nahe dem Gefängnisse, wo Friedrich war, aufgeschlagen. Wilhelmine erzählt:[1] „Indem Katte auf das Schaffot stieg, musste mein unglücklicher Bruder an das Fenster treten. Er wollte sich hinausstürzen, aber man hielt ihn zurück. ‚Ich beschwöre Sie, im Namen des Himmels,' sagte er zu denen, die ihn umgaben, ‚verzögern Sie die Hinrichtung, ich will an den König schreiben, dass ich bereit bin, auf alle meine Rechte, die ich an die Krone habe, zu verzichten, wenn er Katte verzeihen will.' Herr von Münchow verschloss ihm den Mund durch ein Tuch. Als er Katte erblickte, rief er ihm zu: ‚Wie unglücklich bin ich, lieber Katte! Ich bin schuld an Ihrem Tode! Wollte Gott, ich wäre an Ihrer Stelle!' — ‚Ach, Hoheit,' entgegnete dieser, ‚wenn ich tausend Leben hätte, würde ich sie gern für Sie hingeben.' In diesem Augenblicke kniete er nieder. Einer seiner Bedienten wollte ihm die Augen verbinden, er gab es aber nicht zu. Dann erhob er seine Seele zu Gott und rief: ‚Mein Gott, ich befehle meine Seele in deine Hände.' Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sein Haupt mit einem Streiche vom Körper getrennt zu seinen Füßen rollte. Noch im Falle streckte er seine Arme nach dem Fenster aus, wo mein Bruder gestanden hatte.[2] Er war nicht mehr dort. Eine heftige Ohnmacht, die ihn befallen, hatte die Herren genöthigt, ihn auf sein Bett zu tragen. Dort blieb er einige Stunden ohne Bewusstsein. Sobald er seiner Sinne wieder mächtig, war der erste Gegenstand, der sich seinen Blicken wieder darbot, der blutige Leichnam des armen Katte, den man so gelegt hatte, dass er es nicht vermeiden konnte, ihn zu sehen. Dieser Gegenstand zog ihm eine zweite Ohnmacht zu, aus der er nur erwachte, um in ein heftiges Fieber zu fallen. Herr von Münchow ließ trotz des Befehles des Königs die Vorhänge am Fenster schließen und Ärzte holen, die ihn in großer Gefahr fanden. Er wollte nichts von dem nehmen, was sie ihm gaben. Er war ganz außer sich und in so heftiger Erregung, dass er sich getödtet haben würde, hätte man ihn nicht daran gehindert. Man hoffte, ihn durch die Religion zu beruhigen, und ließ einen Geistlichen holen, um ihn zu trösten, aber alles war nutzlos und seine heftigen Bewegungen wurden nicht eher ruhig, als bis seine physischen Kräfte erschöpft waren. Thränen folgten auf diese schrecklichen Anfälle. Nur mit der größten Mühe überredete man ihn, Arzneien zu nehmen. Man erlangte dies nur durch die Vorstellung, dass er noch schuld an der Königin und meinem Tode sein würde, wenn er darauf beharre, sterben zu wollen. Lange Zeit behielt er eine tiefe Schwermuth und war dreimal vierundzwanzig Stunden lang in großer Gefahr."[3]

Hingerichtet. — Friedrich in Verzweiflung. — Schwerkrank.

Prediger Müller, der Katte zum Tode geführt, brachte dem Kronprinzen die letzten Betheuerungen des Unglücklichen, dass er ihm keine Schuld wegen seines Todes beimesse, doch bitte er ihn, in sich zu gehen, Gottes Hand und Vorsehung zu erkennen, sich seinem Vater zu unterwerfen und diesem gehorsam zu sein, auch denen nicht zu folgen, die seinen Leidenschaften schmeichelten, sondern denen, welche sich ihnen widersetzten. Friedrich erklärte, er sehe sein

Religiöse Tröstung.

---

[1] L. c. I, S. 258.

[2] So Wilhelmine. Dagegen sucht Divisionsprediger Hoffmann in den Jahresberichten des historischen Vereins zu Frankfurt 1867 nachzuweisen, dass der Kronprinz die Enthauptung Kattes nicht habe sehen können.

[3] Wilhelminens Memoiren, I, S. 257—259.

Unrecht ein; beim Verhöre sei er nur trotzig gewesen, weil ihm niemand beweglich zugeredet. Auch schien er nachzugeben in der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl. Der Prediger berichtete hierüber dem König und bat ihn, barmherzig zu sein, sonst werde sein Sohn rettungslos in eine schwere

Begnadigung. Gemüthskrankheit verfallen. Friedrich Wilhelm I. wurde weich, doch traute er noch nicht ganz: — wenn der Sohn seine Sünden von Herzen bereue und seinen Vater um Verzeihung bitte, so solle er aus der strengen Haft entlassen werden und nur noch Stadtarrest haben, doch müsse er vom Morgen bis zum Abend in der Kriegs- und Domänenkammer arbeiten, vorher aber noch einen deutlichen Eidschwur ablegen, dass er des Königs Befehl und Willen genau wie ein treuer Sohn, Unterthan und König nachleben wolle. — Wenn er den Eid aber breche, soll er Krone und Kur, nach Umständen selbst das Leben, verlieren. „Gott gebe seinen Segen und der Heiland helfe," schrieb der König, „dass dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein Herz zerknirscht, erweicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen gerissen werde." — Am 19. November 1730 beschwor der Kronprinz vor einer Commission die vom Könige aufgesetzte Eidesformel, unterwarf sich

Friedrich Assessor. der Gnade des Vaters, bat um Verzeihung und wurde darauf als Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin angestellt, jedoch mit der Weisung, er solle nicht bloß unterschreiben, sondern auch selbst arbeiten.

Was er lernt. In dieser tüchtigen Schule erwarb sich Friedrich die für einen König nöthigen Kenntnisse der wichtigsten Verwaltungszweige. Doch ward es ihm in diesem Kreise bald zu eng, obschon von manchen Seiten her alles geschah, um ihn zu erheitern, und er auch wieder zu seiner Flöte greifen durfte.

Pläne. Er verstieg sich gleich in die hohe Politik, setzte seinem Freunde Natzmer auseinander, Preußen müsse sich, um sich aus dem Staube zu erheben, zunächst Westpreußen erobern, dann Schwedisch-Pommern, Jülich und Berg, und sich dann an die Spitze des Protestantismus in Deutschland stellen. Ein andermal erklärte er Grumbkow, er verzichte auf jede Heirat gegen seines Vaters Willen, und wolle ganz auf dessen Absichten eingehen, und sogar des Kaisers Tochter, Maria Theresia, heiraten, ohne aber seine Religion zu ändern, und er wolle auf die preußischen Staaten zu Gunsten seines jüngeren Bruders

Urtheil Eugens. verzichten. Prinz Eugen kam zur Kenntnis dieser Entwürfe und meinte, der junge Herr habe sehr weit gehende Pläne und dürfte mit der Zeit seinen Nachbarn sehr gefährlich werden. Auf den Vater war doch nicht so leicht zu wirken mit derartigen Plänen, der neue Ulysses kam nicht so schnell aus der Höhle des Polyphem: „Gott gebe, dass euer falsches Herz durch euren Arrest möge vollkommen gebessert sein!" Der König traute also nicht. Der Bekanntschaft des Sohnes mit französischer Literatur schrieb er namentlich dessen Verirrungen zu; jetzt habe er aber die Probe gemacht, dass man durch die weltlichen Bücher nicht klug und weise werde, dass all diese Klugheit und

Weisheit nichts und nur Quark sei. Der König meinte, Friedrich solle nur arbeiten, ein Fürst, der nichts von Administration und Ökonomie verstehe, gerathe in die Hände von Günstlingen und werde verrathen. Friedrich möge durch Arbeit nur erfahren, wie viel Mühe es einem Bauern koste, so viele Groschen zusammen zu bringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst rathsam umzugehen. Und in der That gewann Friedrich dadurch, dass er zur strengen Arbeit angehalten wurde, Verständnis für die Schwierigkeiten der Verwaltung und für den Ernst der Arbeit, nachdem er früher bloß Sinn für Vergnügen und literarisch Geistreiches an den Tag gelegt hatte. Seinem Vater gegenüber zeigte er die Unterwürfigkeit eines Sclaven. Aber so gänzlich umgestaltet, wie der Vater erwartete, war Friedrich doch nicht. „Viel zu energisch und von Natur eigenthümlich geartet war dieser Geist, als dass er sich jemals einem anderen hätte völlig unterwerfen können.“ [1]

Ernst der Arbeit.

Indes kam die Heiratsfrage zum Abschlusse. Auf eine barsche Anfrage wegen des Prinzen von Wales gab Georg II. eine noch strengere Antwort: wenn nicht Doppelheirat, so werde er seinen Sohn noch vor Ende des Jahres vermählen. Darauf entgegnete Friedrich Wilhelm mit umgehender Post, er vermähle seine Tochter vor Ablauf von zwei Monaten, und ließ Wilhelminen vorstellen, wenn sie den Erbprinzen von Baireuth heirate, so werde er alles Vergangene vergessen, ihr und der Königin gut begegnen, und den Kronprinzen bei ihrer Vermählung in Freiheit setzen. Wilhelmine brachte ihre Neigung zum Opfer, wofür der Vater sich sehr zärtlich gegen sie bezeugte, die Mutter aber, die noch immer am alten Plane festhielt, sie nicht mehr als ihre Tochter anerkennen wollte. Der Schmerz der Königin war umso größer, als am Tage der Verlobung die Anzeige aus England eintraf, dass Georg II. auch ohne die Vermählung Friedrichs mit seiner Tochter Amalia in die Heirat des Prinzen von Wales mit Wilhelmine einwillige. Friedrich selber zeigte sich verletzt durch den englischen Stolz und verzichtete, wenigstens seinem Vater gegenüber, gerne auf Amalia. Diese vermählte sich nie, und bei ihrem Tode fand man ein Medaillon mit Friedrichs Bild auf ihrem Herzen.

Doppelheirat scheitert.

Wilhelmine gibt nach.

Unerwartet durfte am 15. August 1731 der Kronprinz zum erstenmale wieder in die Nähe seines Vaters kommen: er stürzte ihm zu Füßen, musste aber wieder aufstehen und erhielt barsche Vorwürfe: „Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinne durchzukommen; aber höre, mein Kerl, wenn du auch sechzig oder siebzig Jahre alt wärest, so solltest du mir nichts vorschreiben; da ich mich bis dato gegen jedermann soutenirt, so wird es mir nicht an Mitteln fehlen, auch dich zur Raison zu bringen.“ — Namentlich hielt der König seinem Sohne vor, dass er ihm von seinen geheimen Schulden nicht so viel Hunderte genannt habe, als es Tausende gewesen, während er, der Vater, doch bereit gewesen wäre, alles zu bezahlen; dann stellte er ihm vor, mit welchen Gefahren die Flucht nach England verbunden, da er entschlossen gewesen wäre, Land und Leute zu wagen.

Der König in Küstrin.

[1] Ranke, l. c. I, S. 324. — Förster, l. c. III, S. 10—11.

Kniend bat der Prinz um Verzeihung, und gelobte alles zu thun, um des Vaters Zufriedenheit wieder zu erhalten. Auf die Frage des Königs, ob er Katte oder dieser ihn verführt, antwortete Friedrich offen: „Ich habe ihn verführt“, worauf der König erklärte: „Es ist mir lieb; dass Ihr einmal die Wahrheit sagt.“ — Hinsichtlich der Gnadenwahl erklärte Friedrich, dass er der Ansicht seines Vaters folge. Als dieser in den Wagen stieg, küsste der Prinz die Füße des Vaters, worauf dieser ihn umarmte: er glaube, die Reue sei jetzt aufrichtig.[1] Am 21. August erklärte der König, er wolle ihm seine väterliche und landesherrliche Gnade wieder in etwas angedeihen lassen, verbot ihm aber streng französische, auch deutsche weltliche Bücher, Musik, Spiel und Tanz, und verordnete, dass die Betstunden morgens und abends mit Singen und Beten andächtig sollten fortgesetzt werden; wies ihm Sitz und Stimme in der Domänenkammer zur linken Hand des Präsidenten an, sandte ihm Pferde und Wagen, dass er die sieben benachbarten Domänenämter in Begleitung eines Kammerrathes bereisen, dass er auch zum Vergnügen jagen, reiten und fahren könne, doch solle er nie außerhalb Küstrins schlafen, nie allein sein, nie allein mit einem Frauenzimmer sprechen. Man sieht, auch die Nachcur war hart. Doch Friedrich war entschlossen, die Gunst seines Vaters um jeden Preis zu gewinnen. Und es gelang ihm auch. Am 23. November 1731 durfte er zum erstenmale wieder nach Berlin, um dem Feste der Vermählung Wilhelminens beizuwohnen. Man fand das Aussehen des Kronprinzen verändert: einundzwanzig Jahre war Friedrich erst alt, aber das Unglück hatte ihn zum Manne gereift. Am anderen Tage baten die Oberofficiere unter Anführung des Dessauers um Wiederaufnahme des Kronprinzen in das Heer, was der König genehmigte; auch wies er seinem Sohne einen Gehalt von 300 Thaler monatlich an. Der Kaiser sandte ihm aber heimlich 2500 Ducaten.

Scharfe Mahnung. — *Harte Nachkur.*

4. Februar 1732 meldete der König, er habe ihm die älteste Prinzessin von Bevern zur Frau gewählt, da er sie wohl aufgezogen und modest gefunden, wie Frauen sein müssen; sie sei nicht hässlich und nicht schön, aber ein gottesfürchtig Mensch. — Friedrich schrieb an den König, dass er sich ganz in dessen Willen füge: „Sie mag sein, wie sie will, so werde ich jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehle erfüllen, und dass mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeugen.“ Der König vergoss Thränen vor Freude und sagte zu Grumbkow: „Es ist der glückseligste Tag meines Lebens.“ Ganz anders aber schrieb der Prinz an Grumbkow über den abscheulichen Gegenstand seiner Wünsche, wie er die Braut benannte: „Um Gotteswillen, enttäusche man den König! Möge er bedenken, dass ich mich nicht verheirate für ihn, sondern für mich. Sie können dem Herzog auf irgend eine Weise zu wissen thun, was auch davon komme, ich will sie nicht! Ich bin mein ganzes Leben lang unglücklich gewesen, und ich glaube, dass es mein Schicksal ist, es zu bleiben; man muss sich gedulden und die Zeit nehmen, wie sie ist. Ich habe schon genug gelitten für ein Verbrechen, das man übertrieben hat. Doch noch habe ich Hilfsquellen: ein Pistolenschuss befreit mich von meinem Kummer und meinem Leben, und der allgütige Gott wird mich dafür nicht verdammen.“ — Grumbkow antwortete mit Recht: „Wie, während Sie selbst vor dem Könige in alles einwilligen, reden Sie zu mir in Verzweiflung und verlangen, dass ich mich auf meine Gefahr in diese Angelegenheit mischen soll!“ — Schließlich fügte sich der Prinz in diese Heirat,

Eine Braut für Friedrich; — *er gibt nach.*

[1]) Grumbkows Bericht bei Förster, l. c. III, S. 50.

weil sie ihn selbständig im eigenen Hause mache. Übrigens sagte er: „Die Prinzess mag thun, was ihr gefällt, und ich thue, was mir beliebt. Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber ich liebe es etwas flüchtig. Ich will davon nur den Genuss und dann verachte ich es." — Onno Klopp macht zu diesem leichtfertigen Worte die wahre Bemerkung: „Friedrich fehlt die Grundlage des sittlichen Sinnes des Mannes; er hat Frauenehre und Frauenliebe nie gekannt, noch gewürdigt. Kein heiterer, milder Sonnenglanz der Zuneigung einer ehrenhaften Weiblichkeit ist erwärmend und belebend in das Leben dieses Mannes gefallen — es war und blieb öde und liebeleer. Die Schuld lag an seinem Willen, denn auch da, wo ein solcher warmer Blick die Eisesriegel zu sprengen suchte, die ihn trennten von jedem wahren und menschlichen Gefühle, da schob er neue rasch und eilig vor."

Am 16. März 1732 fand die Verlobung statt. Elisabeth von Braunschweig war einfach, verständig, gutherzig und reich gebildet: „Ich habe keinen Widerwillen gegen sie", sagte Friedrich. „Sie ist ein gutes Herz, ich wünsche ihr nichts Übles, aber ich werde sie nie lieben können." — Und doch verlobte er sich mit diesem armen Opfer der Politik! Friedrich hoffte, dass der Kaiser diese Ehe noch rückgängig machen werde, und da Georg II. sich damals Österreich wieder näherte, so musste Seckendorf beim König die Ehe mit Amalia noch einmal zum Vorschlage bringen. Der König bewies sich ehrenhaft:[1] „Nein, ich kann es nicht mehr aushalten, es frisst mir 's Herz ab, mich zur Begehung einer Niederträchtigkeit bringen zu wollen; nie und nimmermehr." Am 12. Juni 1733 fand die Vermählung statt. Das Schicksal der Kronprinzessin war nicht beneidenswert, der Gemahl ließ durchschimmern, dass er zur Ehe gezwungen sei. Die Königin zeigte sich der Schwiegertochter abgeneigt, weil durch diese unschuldigerweise ihre Hoffnung auf die englische Heirat vereitelt war. Friedrich liebte seine Gattin nicht, aber er musste sie achten; „sie ist sehr sanft", rühmte er einem Freunde vertraulich, „höchst gelehrig und übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht." Elisabeth von Braunschweig.

Dem jungen Paare wurde das Schloss Rheinsberg in der Nähe von Berlin zum Aufenthalte angewiesen. Der König bestimmte 50.000 Thaler, um das alte Landschloss, das an einem See lag und von hohen Buchen- und Lindenalleen umgeben war, umzubauen und zu erweitern. Es geschah mit Geschmack. Die Jahre in Rheinsberg waren die glücklichsten im Leben Friedrichs II. Er arbeitete am Morgen im Sinne seines Vaters, um ihn zufrieden zu stellen, und verwandte den Nachmittag und Abend in seinem Sinne. Friedrich in Rheinsberg.

„Ich studiere", schreibt er an Suhm, „aus allen Kräften, und thue alles Mögliche, um die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich würdig aller der Dinge zu entledigen, welche meines Amtes werden können. Kurz, ich arbeite, um mich besser zu machen, und um mir den Geist zu erfüllen mit allem dem, was das Alterthum und die neuere Zeit uns an kräftigen Musterbildern

---

[1] Onno Klopp, Der König Friedrich II. von Preußen und seine Politik. Zweite Abtheilung, S. 74.

darreicht." — Ein andermal schreibt Friedrich an Duhan:[1]) „Wir sind unserer ein Mandel Freunde, welche zurückgezogen die Annehmlichkeit der Freundschaft und die Süßigkeit der Ruhe genießen." Bielefeld bemerkt: „Ein königliches Mahl, Götterwein, himmlische Musik, Lustwandelungen in Gärten und Wäldern, Wasserfahrten, Übung der Künste und Wissenschaften, eine geistreiche und heitere Unterhaltung — sind die Genüsse." — Der Kronprinz selbst war ein Künstler auf der Flöte. Die beiden Graun, Quanz, Bach waren oft in Rheinsberg. Bayardorden. Für den Freundeskreis wurde ein eigener Bayardorden gestiftet, mit der Losung „Ohne Furcht und Tadel" (Sans peur et sans reproche). Von den zwölf Rittern hatte jeder einen besonderen Bundesnamen: Friedrich hieß der Standhafte (le constant). Die Brüder schrieben sich in alt-französischem Ritterstil. Ordenszeichen war ein in Schwertesgestalt gebogener Ring, mit der Umschrift: „Es lebe, wer sich nie ergibt" (Vive le sans-quartier). Auch sonst hatten die Vertrauten des Kronprinzen andere Namen: Kaiserlingk hieß Algarotti. Cäsarion, Suhm hieß Diaphan, Algarotti, ein geistreicher Italiener, ein Schöngeist, der Verse und „Newtons System für Damen" herausgegeben hatte, hieß der Schwan von Padua, d'Alembert hieß Anaxagoras. Jordan führte die Aufsicht über die Bibliothek.

Ein Vertrauter war der Hugenotte Beausobre, der Verfasser einer „Geschichte der Manichäer". Auf die Frage, was er in jüngster Zeit gelesen, Beausobre. entgegnete Beausobre: „Ich bin soeben vom Lesen des erhabensten Schriftstückes, was es gibt, aufgestanden." — „Was ist das?" fragte Friedrich. „Der Eingang des Evangeliums Johannes: Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort." — Der Kronprinz war verblüfft. Einem anderen Prediger, Achard, gestand er bald, dass sein Glaube schwach sei. Seinem Vater gegenüber äußerte sich Friedrich allerdings anders; auch las er, solange dieser lebte, der Garnison in Ruppin am Sonntag eine Predigt vor. Doch war seine Richtung anfänglich nicht frivol. Er beschäftigte sich, von Suhm angeregt, anfangs mit der Wolfischen Philosophie, las die Schriften dieses Denkers, jedoch nicht in der Ursprache, sondern in der französischen Übersetzung, die Suhm ihm nach und nach lieferte. Anfangs war er entzückt darüber, 1739 schrieb er an Suhm: „Das Neueste ist, dass der König selber drei Stunden des Tages Wolfs Philosophie liest. Dafür sei Gott gepriesen. Endlich erleben wir den Triumph der Vernunft und ich hoffe, die Frömmler werden mit ihren dunklen Ränken den gesunden Menschen-Friedrich und Wolf. verstand nicht mehr unterdrücken können." — An Wolf selber schrieb der Kronprinz am 23. Mai 1740: „Schon längst lese und studiere ich Ihre Schriften und bin überzeugt, dass, wer sie gelesen hat, den Verfasser nothwendig hoch schätzen muss. Jeder wahre Bürger des Staates muss Ihr Naturrecht als einen Schatz betrachten, den Ihr Scharfsinn entdeckt hat, und den ihre Freigebigkeit der Welt schenkt. Die Philosophen müssen die Vor-

[1]) Brief vom 13. März 1737.

gesetzten der Könige sein, mithin ist ihre Pflicht zu denken, die unserige aber, ihren Vorschriften gemäß zu handeln; sie müssen sie erfinden, wir sie ausüben." Bald aber gerieth der Kronprinz in einen anderen Ideenkreis, der seiner skeptischen Natur mehr entsprach. Er schreibt an Suhm, nachdem er sich lange mit der Metaphysik beschäftigt: „Wolf hat ohne Widerrede schöne und gute Sachen, aber man kann ihn doch bekämpfen, und wenn wir auf die ersten Gründe zurückgehen, so bleibt uns nichts übrig, als unsere Unwissenheit zu gestehen." — In der „Geschichte seiner Zeit"[1]) sagt er: „Wolf wiederkäuete nur Leibnitzens System und leierte weitschweifig her, was jener mit Feuer geschrieben."

Voltaire und Bayle siegten schnell bei ihm über die deutsche Philosophie Voltaire.
und ihre Begeisterung für Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Zu Voltaire zog ihn Bewegung und Berechnung: er sah in ihm den größten Schriftsteller seiner Zeit und aller Jahrhunderte und ein Lob Voltaires gab Ruhm in der ganzen Welt, und Friedrich war es in Rheinsberg zu eng — Drang nach Thaten und nach schriftstellerischem Ruhme glühten in seiner Brust, nachdem andere Leidenschaften ausgebrannt waren. Später, als er als großer Feldherr dastand, scheint er weniger Freude an einem Siege gehabt zu haben, den er eben mit vielem Blute errungen, als an einem Gedichte, in dem er sich von den Anstrengungen der Schlacht erholte. Zum Feldherrn und Herrscher hatte ihn die Natur geschaffen, aber sein Herz war vom Drange verzehrt, als Meister französischer Rede und Dichtung zu gelten. Doch hatte ihm die Natur hier das Höchste versagt. Seine Gedichte sind mittelmäßig, besser sind
seine prosaischen Werke. Gedrängt, verständig, einfach sind seine Schilderungen Friedrichs
der Kriege, die er durchgemacht hat; er spricht wie ein Feldherr und Staats- Schriften.
mann. Er schrieb französisch, aber immer, wie ein Fremder es schreibt, und hatte immer einige Literaten aus Paris nöthig, die ihn auf Sprachfehler und falsche Reime aufmerksam machen mussten. „So viel wir uns entsinnen, stammt jedes schöne, dichterische Werk ohne Ausnahme von Männern, welche in einer Sprache schrieben, die sie gelernt haben, ohne sich auf das Wann oder Wie besinnen zu können, und diese mit vollkommener Leichtigkeit gesprochen haben, ehe sie im Stande gewesen wären, ihren Bau zu untersuchen."[2]) Friedrich II. hatte keine Ahnung vom Aufschwunge der deutschen Schwärmerei
Literatur, der damals begann; er sprach und schrieb seine Muttersprache für die
immer fehlerhaft. Das Latein kannte er wenig, ebenso las er nur schwer Franzosen.
das Italienische. Die spanische und englische Literatur kannte er gar nicht. So wird seine Schwärmerei für die französische begreiflich und der Ton der Anbetung, mit dem er an Voltaire schrieb.

[1]) Histoire de mon temps zum Jahre 1743.
[2]) Macaulay im Essay über Friedrich.

Lob und Geschenke an Voltaire.

Im ersten Briefe[1]) bedauert er, ihn nicht persönlich zu kennen, und preist die Schätze, die den Leser, so oft er in Voltaires Schriften blickt, jedesmal neue Dinge entdecken lassen, und betheuert, Voltaire mache dem Zeitalter und der menschlichen Cultur Ehre; in ihm übertreffe die neue Zeit das gesammte Alterthum, nie habe zuvor ein Dichter Metaphysik in rhythmischeren Wohlklang gegossen. Der Besitz seiner Werke sei mehr wert, als alle vorübergehenden Glücksgüter. Einem Manne, wie Voltaire, gegenüber habe der Qualm irdischer Größe gar keinen Wert. In einem zweiten Schreiben[2]) versteigt sich Friedrich zur Behauptung, daſs die Menschheit Voltaire viel mehr verdanke, als die Griechen ihrem Solon und Lykurg: „Sie veröffentlichen Ihre Stimmungen: die Schönheit derselben, der Zauber der Beredsamkeit, mit einem Worte, die höchste Vollendung, welche das Feuer des Geistes und die Kraft der Sprache hervorbringt, ergreift die Leser — sie werden dadurch gerührt und durch Ihre heilbringende Anregung athmet eine ganze Welt eine edle Liebe zum Menschengeschlechte. Sie bilden gute Bürger und treue Freunde und Unterthanen, die voll Abscheu gegen die Empörung und voll Eifer für das Gemeinwohl sind. Was verdankt man Ihnen nicht alles? Wenn ganz Europa diese Wahrheit nicht erkennt, so seien sie doch meiner Dankbarkeit versichert, betrachten Sie meine Thaten in Zukunft als die Frucht Ihrer Lehren.[3]) Ich habe sie vernommen. Mein Herz ist bewegt davon und ich habe mir zum unumstößlichen Gebote gemacht, mein ganzes Leben hindurch Ihren Lehren zu folgen." — Bald versteigt sich Friedrich im Lobe Voltaires zur Behauptung, ein Vers in der „Henriade" sei mehr wert als die ganze „Iliade" und „Odyssee"! „Sie haben keinen Fehler, als daſs Sie zu weit über andere Menschen erhaben sind.[4]) Ich glaube, es gibt nur einen Gott und einen Voltaire in der Welt. Gott hat eines Voltaire bedurft, um dieses Jahrhundert liebenswürdig zu machen."[5]) Auch die Marquise du Chatelet, mit der Voltaire im Ehebruche lebte, wurde, um Voltaire zu schmeicheln, mit Lob angeräuchert, Friedrich nannte sie „die göttliche Emilie", „Newton-Venus", und stellte sie mit Cartesius und Leibniz in eine Reihe. Zarte Geschenke, Ungarweine, Bernsteinsachen, ein goldenes Schreibzeug, ein goldener Stockknopf, in Form eines Sokrateskopfes, erhöhten den Wert dieses Lobes.

Wer war für Schmeichelei empfänglicher als der eitle Voltaire, aber wer wuſste auch Complimente in besserer Weise zurückzugeben! „Der Zucker von Voltaires Hand gereicht", sagt Macaulay,[6]) „machte den Essenden nie unwohl." — Voltaires Herz, „welches nur für die ganze Menschheit schlägt", ist entzückt[7]) über die Entdeckung, daſs es einen Prinzen in der Welt gibt, der als Mensch denkt, einen philosophischen Fürsten, der die Menschen glücklich machen wird. Die ganze Menschheit sei Friedrich verpflichtet für die Mühe, die er sich gebe, seine zum Herrschen geborene Seele zu bilden. Es habe nie wahrhaft gute Könige gegeben außer solchen, die damit angefangen hätten

[1]) Berlin 8. August 1736. I. Theil der Correspondenz.
[2]) Rheinsberg, am 4. November 1736. I. Bd. der Correspondenz.
[3]) Regardez mes actions désormais comme le fruit de vos leçons
[4]) Brief vom 1. Februar 1737.
[5]) Brief vom 1. December 1738.
[6]) Im Essay über Friedrich.
[7]) Im Brief vom 26. August 1736 aus Cirey. I. Bd. der Correspondenz.

sich zu unterrichten, das Gute zu lieben, Verfolgung und Aberglauben zu verabscheuen. Ein solcher Fürst bringe seinen Landen das goldene Zeitalter. Man reise nach Rom, um schöne Gemälde zu sehen; ein Prinz wie Friedrich sei jedoch ein seltener Gegenstand und einer längeren Reise wert.

In Voltaires Sinn ist auch die erste größere Abhandlung Friedrichs, „Betrachtungen über den politischen Zustand Europas", [1]) geschrieben. Hier sagt Friedrich: „Möchten doch die Fürsten einmal erkennen, dass ihre falschen Grundsätze die giftige Quelle alles Unglückes in Europa sind. Sie glauben, dass Gott durch eine besondere Sorgfalt für ihre Größe, ihr Glück und ihren Hochmuth die Menschenmenge, deren Heil ihnen anvertraut ist, nur für sie geschaffen hat, und dass ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und Dienern ihrer Leidenschaften bestimmt sind. Sowie der Grundsatz, von dem man ausgeht, falsch ist, können all die Folgen, die davon herkommen, nur verderblich sein. Daher diese unstatthafte Liebe zu einem falschen Ruhme, daher die Sucht, alles zu erobern, daher der Druck der Steuern, der auf den armen Völkern lastet, daher die Faulheit der Fürsten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Tyrannei und all jene Laster, welche den Menschen entwürdigen. Wenn doch diese Fürsten einmal bedenken würden, dass die Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich nicht zu den Sclaven eines einzigen Menschen gemacht haben, um diesen einen furchtbarer und mächtiger zu machen, dass sie sich nicht einem Mitbürger unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und Spielzeuge seiner Einfälle zu werden, sondern dass sie einen unter sich gewählt haben, weil sie glaubten, er sei am meisten gemacht, um sie zu regieren, er sei der beste, um ihnen als Vater zu dienen, der menschlichste, um Mitgefühl mit ihrem Unglücke zu haben und sie zu trösten, der stärkste, um sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, der weiseste, um sie nicht ohne Noth in zerstörende Kriege zu verwickeln, der geeignetste, um das Volk zu vertreten, kurz ein solcher, dem die höchste Gewalt nur Stütze ist für Gesetz und Recht, nicht Mittel, um ungestraft Verbrechen zu begehen und Gewaltherrschaft auszuüben." Der Fürst ist der Diener des Staates (le serviteur de l'état) — war der Grundsatz, den Friedrich fortan aussprach.

Voltaire war es auch, der 1740 Friedrichs „Antimacchiavell" in Holland in Druck brachte.[2]) Das Buch erschien ohne den Namen des eigentlichen Autors, Voltaire sorgte aber schon dafür, dass unter der Hand mitgetheilt wurde, von welchem Fürsten dieses Programm einer neuen Regierungsweise stammte. Die Frage, wie „Der Fürst" des berühmten Florentiners zu verstehen sei, erörtert Friedrich gar nicht; er nimmt ihn wörtlich und sagt in der Vorrede, er wolle die Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer vertheidigen, das dieselbe ausrotten wolle; er wage es, Vernunft und Gerechtigkeit den Sophismen der Bosheit entgegenzustellen; das Buch Macchiavells sei eines der gefährlichsten, die je der Welt bekannt geworden, — es sei geeignet, junge Fürsten und Staatsmänner zu verführen. Dagegen stellt Friedrich den Antimacchiavell.

[1]) Considerations sur l'état présent du Corps politique de l'Europe.

[2]) Zuerst erschien diese Widerlegung des „Fürsten" von Macchiavelli bei van Duren im Haag, wie Voltaire den Aufsatz verbessert hatte, dann gab aber van Duren das Original ohne Voltaires Verbesserungen und Kürzungen heraus. Schließlich erschien Original und Verbesserung, Friedrichs und Voltaires Text, miteinander verglichen.

Grundsatz auf, es sei klar, dass der Fürst, weit entfernt der uneingeschränkte Herr der Völker zu sein, die unter seiner Herrschaft stehen, nichts als der Diener derselben sei[1]) (le premier domestique). Der Engländer Macaulay nennt das Buch „eine erbauliche Predigt gegen Raubsucht, Treulosigkeit, Willkürherrschaft und ungerechte Kriege, kurz gegen fast alles, wegen dessen der Verfasser im Andenken der Menschen fortlebt".[2])

Der alte König hörte nicht ohne Widerwillen hie und da von dem Treiben in Rheinsberg. Friedrich war immer in Geldverlegenheit, und Suhm war beflissen, da und dort für ihn Anleihen zu machen. Zum Glücke wusste der Vater nichts davon. Der Sohn sandte ihm, um seine Huld und Gnade zu erhalten, öfter Geschenke, fette Kälber, frühen Spargel, namentlich Recruten von seltener Größe und Schönheit. Der Vater nahm ihn dafür zu den jährlichen Revuen mit in die Provinzen, nahm ihn 1734 ins Lager Eugens zum Feldzuge an den Rhein mit.[3]) Friedrich sah dort die Gebrechen, die bereits am österreichischen Heere hafteten, und in Seckendorfs Lebensbeschreibung findet sich die richtige Bemerkung:[4]) „Vielleicht wäre die Schlacht bei Mollwitz nie geschlagen, wenigstens nicht von den Brandenburgern gewonnen worden, wenn Friedrich seinen Vater damals nicht begleitet hätte." — 1738 nahm der König den Kronprinzen nach dem Schlosse Loo mit, zum Besuche bei dem Prinzen von Oranien.

Am Rhein.

In Loo

An der Tafel war von der Freimaurerei die Rede. Der König sprach sich sehr entschieden dagegen aus, ein Graf von der Lippe-Bückeburg aber ebenso eifrig dafür. Friedrich sprach nachher dem Grafen vertraulich seinen Wunsch aus, in den Orden in aller Stille aufgenommen zu werden. Die Aufnahme geschah, sorgfältig vor dem Vater verborgen, in der Nacht vom 14. auf 15. August in Braunschweig. Nach der Aufnahme reisten die Brüder eilig ab, wie Bielefeld, der Sohn eines Hamburger Kaufmannes und später in vielfacher Beziehung zu Friedrich, sagt: „Es ist ein gekröntes Haupt zu viel da, das von der Aufnahme seines Sohnes Nachricht bekommen und in einer hitzigen Minute die Achtung gegen unsere ehrwürdigen Brüder leicht aus den Augen setzen könnte." — Allerdings wäre ein gefährliches Donnerwetter ausgebrochen, wenn der alte König davon gehört hätte, dass sein Sohn Freimaurer geworden sei. Solange Friedrich Wilhelm I. lebte, wurden Logenversammlungen in Berlin ganz verborgen gehalten. Nach seinem Tode jedoch wurde die Loge „zu den drei Weltkugeln" eröffnet, und erklärte sich Friedrich II. als Landesherr zum Großmeister dieser Loge.

Friedrich Freimaurer.

Das Leben Friedrich Wilhelms I. gieng übrigens zur Neige,[5]) er kränkelte seit November 1739. Die Tabaksgesellschaft wurde im Krankenzimmer

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 670, 677 ff. dieses Werkes.
[2]) Im Essay über Friedrich.
[3]) Sieh oben S. 155.
[4]) Preuß, Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte, I, S. 104.
[5]) Ausführlich über die letzten Tage ist namentlich Pöllnitz, der Saint-Simon des Hauses Hohenzollern. Über seinen Wert vergl. die Rede Droysens in der Berliner Akademie 1867, abgedruckt in der „Geschichte der preußischen Politik", IV, 4, S. 97—129.

gehalten. Am 27. April 1740 verließ der König die Hauptstadt mit den Worten: „Leb' wohl, Berlin, in Potsdam will ich sterben." Er bereitete sich ernstlich auf den Tod vor und verzieh sogar seinem Schwager, dem König von England, der ihm alles gebrannte Herzeleid angethan. Seine Sünden erzählte er so ausführlich her, dass der Propst Roloff bat, es zu unterlassen, dagegen auf Sinnesänderung drang, wogegen der König meinte, er habe doch nie fremdes Gut weggenommen, sei seiner Gattin immer treu gewesen, habe an die Bibel geglaubt, die Prediger geehrt und die Kirche fleißig besücht. Roloff hatte den Muth, vom erzwungenen Häuserbau in Berlin, von Schärfung der Todesurtheile und von Verfügung ungerechter Hinrichtungen zu sprechen — hätte nur früher einer der Geistlichen den Muth gehabt, dieses zu sagen! Nur langsam war der König zu überzeugen. Endlich aber sagte er doch zum Propst: „Er schont meiner nicht, Er spricht als ein guter Christ und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke Ihm dafür und erkenne nun, dass ich ein großer Sünder bin." — Nach seiner Art ordnete der König seine Leichenbestattung, auch in den kleinsten Einzelnheiten an: man solle ihn in seiner Uniform begraben, die Grenadiere sollen dreimal feuern, aber nicht plackern — einen einfachen eichenen Sarg hatte er schon längst sich machen lassen —, die Pfeifer sollen die Melodie spielen des schönen Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden." Friedrich zeigte tiefe Theilnahme an den Leiden seines Vaters. Dieser hatte noch längere vertrauliche Besprechungen mit ihm über Geheimnisse des Staates, und er muss mit seinen Ansichten sehr zufrieden gewesen sein, dies zeigen die Worte des alten Königs: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe." An seinem Todestage ließ sich Friedrich Wilhelm I. früh vier Uhr in das Schlafzimmer der Königin fahren und sagte: „Steh auf, Fiechen, ich kann nur noch wenige Stunden leben." — Am Morgen mussten die höhern Officiere und Minister zu ihm kommen; er nahm Abschied von ihnen, ließ sich ans Fenster bringen, von dem aus er den Marstall übersehen konnte, ließ Pferde herausführen, um sie dem Dessauer und andern als Andenken zu vermachen. Als ein Pferd falsch gesattelt war, ärgerte er sich und rief: „Ach, wenn ich nur gesund wäre, ich wollte die Stallknechte derb abprügeln" und befahl seinem Adjutanten: „Gehen Sie doch hinunter und prügeln Sie die Schurken." — Der Tod nahte sichtbar. Es wurden Gebete gehalten und fromme Lieder gesungen. Als in dem Liede „Warum soll ich mich denn grämen" der Vers vorkam: „Nackend werde ich auch hinzieh'n", sagte der Sterbende: „Es ist nicht wahr, ich werde in der Uniform begraben." Um eilf Uhr ließ er sich einen Spiegel geben, besah sich und sagte: „So weit bin ich schon todt!" Unter dem Ruf: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und Sterben" endete dieser derbe Mann, 31. Mai 1740. Am gleichen Tage ward sein Sohn als König Friedrich II. in Berlin ausgerufen. —

Friedrich Wilhelms Ende. — Bereitet sich auf den Tod vor, — ordnet die Bestattung, — stirbt 31. Mai 1740.

König Friedrich II.

Welch ein Gang der Dinge! Friedrich Wilhelms I. ganzes Leben gieng im Bestreben auf, einen Schatz zu sammeln, sein Volk arbeitsam zu machen, eine große Armee zu schaffen. Das Heer betrug bei seinem Tode 83.000 Mann und war das bestgeübte in Europa. Friedrich Wilhelm selber zögerte stets, diese Riesenwaffe zu gebrauchen. Nun kam aber in seinem Sohne der

Riese, der dieses Schwert zu schwingen wusste — ein geborner Feldherr und Staatsmann, kühn, zäh und listig wie Ulysses, dürstend nach Thaten, nach Ruhm, nach Vergrößerung, nicht heikel in der Wahl der Mittel. Die Ruhe des Welttheils war jetzt auf lange hin bedroht. Alles erwartete große Veränderungen von dem Fürsten, der jetzt im achtundzwanzigsten Jahre den Thron bestieg. Je mehr Friedrich selbst unter dem Drucke seines Vaters gelitten hatte, umsomehr hofften viele, dass jetzt die Zügel der Regierung viel lockerer würden. Diejenigen, welche vom „Antimacchiavell" wussten, rechneten auf einen Philosophen auf dem Throne, auf die Milde eines Titus. Die Vertrauten seiner Jugendstreiche, die seine Neigung zum üppigen Leben, seine Vorliebe für gute Küche und Weine, für Musik und Theater kannten, erwarteten eine verschwenderische heitere Regierung, wie die des ersten Königs von Preußen gewesen war. Alle wurden in ihren Hoffnungen getäuscht. Friedrich zeigte sich auf einmal als König vom Wirbel bis zur Sohle im Hochgefühl seiner Würde; er war sparsam, er sah nur auf Brauchbarkeit, er nahm alle Gewalt in seine Hände, er liebte das Militär — wie sein Vater, nur war er mit unendlich mehr Geist begabt, kriegslustig wie kriegstüchtig, und vom Glück begünstigt.

Enttäuschung.

Der Dessauer.

Der erste, der enttäuscht wurde, war der alte Dessauer;[1]) als er vor dem jungen König die Erwartung aussprach, dass ihm und seinen Söhnen ihre Stellung verbleibe, aber ihm selber die Autorität, die er unter dem vorigen König gehabt, gab Friedrich II. die schneidige Antwort: „Nachdem ich König geworden bin, gedenke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige in meinem Lande zu sein, der Autorität besitzt." Verwirrt zog sich der alte Fürst zurück. Wie der Markgraf von Schwedt als alter Kamerad vertraulich thun wollte, trat Friedrich einen Schritt zurück, und sagte in ernstem Tone: „Mein Herr! jetzt bin ich König."[2]) — „Die Narrheiten sind vorbei", war die Weisung, welche Friedrich II. seinen Vertrauten gab — und einer, der früher seine Ausschweifungen unterstützt hatte, war von getäuschter Erwartung und herrischer Begegnung so erschüttert, dass er sich erhenkte. Pöllnitz und Fredersdorf hatten einen neuen Ausgabenanschlag entworfen, und den König gegen den bisherigen Finanzminister Boden eingenommen. Boden aber ließ sich nicht entmuthigen und setzte dem König kurz und bündig auseinander, dass für den neuen Finanzplan entweder die Auflagen erhöht oder die Zahl der Truppen vermindert werden müsse. „Keines von beiden," entgegnete Friedrich, der sogleich einsah, dass Boden vollkommen Recht habe; „meine Unterthanen dürfen keinen Heller mehr geben, ich weiß zu gut, wie sehr sie schon gedrückt sind. Das Heer aber soll noch verstärkt werden. Die großen Kerle aber, die meinem Vater so viel Geld gekostet haben, will ich abschaffen und mir eine andere Garde errichten." Boden blieb Minister und Sparsamkeit an der Tagesordnung.[3]) Das Regiment Grenadiere, das bisher über 200.000 Thaler jährlich gekostet hatte, wurde aufgelöst.

Boden.

Neue Garde.

[1]) Ranke, l. c. II, S. 45.
[2]) Preuß, Friedrichs Jugend, S. 331.
[3]) Stenzel, l. c. IV, S. 42—43.

Die Truppen aber wurden in der That schon in den ersten acht Monaten seiner Regierung um 20.000 Mann vermehrt. Ihre Fahnen bekamen die Inschrift: „Pro Deo et Gloria." Nur letztere war im Sinne des Königs, Frömmigkeit war seine starke Seite nicht. Man sah ihn fast nie in einem Gottesdienst. Duldung aller Bekenntnisse war jetzt Losung. Einer der ersten Erlasse besagte: „Die Religionen müssen alle toleriert werden, der Fiscal muss nur darauf sehen, dass keine der andern Abbruch thue, denn hier muss jeder nach seiner Façon selig werden." — „Meine Pflicht ist mein höchster Gott", schrieb Friedrich II. an Voltaire. Von einer Krönung wollte er nichts wissen: sie kostete zu viel Geld; er war allem Symbolischen abgneigt, einfache Huldigung genügte. In Königsberg gefiel ihm dabei die Huldigungspredigt, besonders wegen des Textes (1. Chronik XIII, 18): „Dein sind wir, David, mit dir halten wir's, du Sohn des Isai; Friede, Friede sei mit dir, Friede mit deinem Helfer, denn Gott hilft dir" — worauf der Prediger das Angesicht gegen den König wendete und begeistert ausrief: „Dein sind wir, o Friedrich, mit dir wollen wir's halten, du Sohn Friedrich Wilhelms!" [1])

Armee. Duldung. Keine Krönung.

„Alles für, nichts durch das Volk" — war das Programm der neuen Regierung. In einem Erlass an die Kammern, worin der Regierungsantritt gemeldet wird, heißt es: „Unsere größte Sorge wird dahin gerichtet sein, das Wohl des Landes zu befördern und einen jeden unserer Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen. Wir wollen nicht, dass Ihr Euch bestreben sollt, uns mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern, sondern vielmehr, dass Ihr sowohl den Vortheil des Landes, als unser besonderes Interesse genau zu Eurem Augenmerke nehmet, inmaßen wir zwischen beiden keinen Unterschied setzen." Den Ministern wurde noch besonders gesagt: „Des Landes Vortheil muss den Vorzug vor unserm eigenen besondern haben, wenn sich beide nicht miteinander vertragen." — Da eine Hungersnoth drohte, ließ der König aus den Magazinen Korn zu ermäßigten Preisen unter die Dürftigen vertheilen, das Wild in den königlichen Forsten in Masse abschießen, um die Fleischpreise herabzudrücken. Den Generalen sagte er am ersten Tage seiner Regierung: „Gegen einige von Ihnen liegen Klagen wegen Härte, Habsucht und Übermuth vor. Stellen Sie diese ab. Ein guter Soldat muss ebensowohl menschlich und vernünftig, als herzhaft und brav sein." — Am dritten Tage seiner Regierung wurde die Folter zur Erzwingung von Geständnissen abgeschafft. Den Officieren wurde strenge untersagt, sich in Justizsachen zu mischen. Die Rechtspflege sollte unbeschränkt gehandhabt werden. Der König that alles, um den Reichthum zu heben. Es sollte so wenig Geld als möglich ins Ausland gehen und soviel als möglich aus demselben bezogen werden. Geeignete Männer wurden eingeladen, sich in Berlin niederzulassen, um Industrie und Handel zu heben und Vorschläge zur Besserung der Landwirtschaft zu machen.

Programm. Sorgen fürs Volk. Folter ab. Rechtspflege.

Der König selber war unermüdlich thätig; selbst in kalten Winternächten ließ er um vier Uhr sich wecken und war bis zehn Uhr in seinem

Arbeitseifer.

[1]) Stenzel, l. c. IV, S. 25.

Cabinet beschäftigt, die eingegangenen Berichte zu lesen und zu ordnen. Er selber entschied alles. Die ganze Last der Regierung nahm er auf sich, er war Feldherr, Minister, Oberrichter. „Die drei Stände sitzen unter einem dreieckigen Hut", sagt ein Engländer witzig. Es war eine einsichtsvolle, verschwiegene, thatkräftige, blitzschnelle Regierung.

Selbstherrschaft. Der dänische Gesandte berichtete schon am 2. October aus Berlin:[1] „Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muss ich sagen, dass bis jetzt der König von Preußen schlechterdings alles selbst thut und dass — ausgenommen der Minister von Boden, der Sparsamkeit predigt und damit ungemeinen, ja noch größern Eingang findet, als unter der vorigen Regierung — Seine Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leidet, so dass der Herr von Podewils, jetzt der einzige arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nichts zu thun hat, als die ihm aus dem Cabinet zukommenden Befehle zu expedieren, ohne dass er über etwas befragt würde, und ebenso werden die andern Minister behandelt. Ich habe viele Resolutionen und Antworten vom Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck und bewunderungswürdigen Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen." — Der König schreibt selber an Voltaire: „Ich stehe um vier Uhr auf und trinke bis acht Uhr Pyrmonter Brunnen, schreibe bis zehn Uhr, sehe die Truppen bis Mittag, schreibe bis fünf Uhr und erhole mich abends in guter Gesellschaft." — Einfluss hatte niemand. Der Mutter begegnete er ehrerbietig, sie hieß Königin-Mutter, er ließ ihr einen Palast unter den Linden bauen, gestattete ihr aber keinerlei Einwirkung auf die Staatsgeschäfte. Noch weniger Einfluss hatte die Gemahlin. Das Verhältnis zu ihr wurde mit jedem Jahre kälter. Bald lebte der König getrennt von ihr und sah sie höchst selten.

Tagesordnung.

Aufklärung. Die neue Regierung war eine Regierung der Aufklärung. Geistiges Leben sollte nach jeder Richtung hin geweckt und verbreitet werden, darum die Weisung, den Zeitungsschreibern unbeschränkte Freiheit zu gestatten: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, müssten nicht geniert, rücksichtlich der fremden Mächte solle mit guter Behutsamkeit verfahren werden." Begreiflicherweise ist mit einer absoluten Regierung Freiheit der Presse auf die Dauer unvereinbar. Wichtiger war die Hebung der Akademie der Wissenschaften. Aber nicht Wolf wurde Präsident, wie er gehofft hatte, obschon er als Vicekanzler der Universität und geheimer Rath mit 3000 Thaler Gehalt im Triumph nach Halle zurückkehrte, sondern ein Franzose, Maupertuis.

Pressfreiheit.

Wolf.

Maupertuis. Geboren zu Saint-Malo 1698, hatte Pierre Louis Moreau de Maupertuis[2]) anfangs eine militärische und dann erst eine wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen und that sich bald durch Arbeiten im Gebiet der höhern Mathematik hervor, nachdem er 1729 in Basel die Vorlesungen Bernoullis besucht hatte. 1736 machte er eine Reise nach dem Norden zum Zwecke der Gradmessung und fand, dass die Erde an den Polen abgeplattet sei. Das Buch

[1]) Stenzel, l. c. IV, S. 64.
[2]) Biographie générale, Bd. 34.

darüber machte ihn zum wissenschaftlichen Löwen des Tages. Friedrich II. schrieb ihm 1740: „Mein Herz und meine Neigung erweckten in mir das Verlangen, Sie zu besitzen und der Akademie in Berlin die Gestalt zu geben, die nur Sie ihr verleihen können. Kommen sie daher und pfropfen Sie auf das wilde Holz das blühende Reis der Wissenschaften.[1]) Sie haben der Menschheit die Gestalt der Erde gezeigt, zeigen Sie auch einem König, wie süß es sei, einen Mann wie Sie zu besitzen." — Dieser liebenswürdigen Einladung vermochte Maupertuis nicht zu widerstehen.

Eine andere Größe, der berühmte Algebraist Euler, wurde mit 1700 Thalern Gehalt 1741 von Petersburg nach Berlin berufen. Als er der Königin-Mutter sich vorstellte, blieb er bei ihrer herzlichen Begrüßung fast stumm. Da sie ihr Befremden darüber ausdrückte, sagte er: „Madame, ich komme aus einem Lande, wo man verloren ist, sobald man spricht." Euler war ein wahrer Gewinn, ein großer und dabei bescheidener Mann, der über Zahlen und Figuren nicht den Glauben an Gott verloren hatte, und auf der Höhe seines Ruhmes und seiner riesigen Leistungen es nicht unter seiner Würde hielt, jeden Abend seinen Kindern eine Stelle aus der Bibel vorzulesen und erbauliche Betrachtungen daran zu knüpfen. Geboren 1707 zu Riechen im Badischen, der Sohn eines Pfarrers, bildete sich Leonhard Euler in Basel unter Daniel Bernoulli zum Mathematiker aus und kam mit dessen Söhnen nach Rußland, wo man ihn jetzt nicht gern ziehen ließ und ihm trotz seines Abganges den Gehalt fortbezahlte.[2]) Euler.

Begreiflicherweise wurde Voltaire nicht vergessen. Am 6. Juni schrieb der König: „Trotz meiner unzähligen Geschäfte habe ich noch immer Zeit genug, Ihre Werke zu bewundern und bei Ihnen Belehrung und Erholung zu suchen." Bald darauf: „Entziehen Sie sich nicht länger dem Drang, den ich habe, Sie zu sehen. Ende August gehe ich nach Wesel, versprechen Sie, dahin zu kommen. Ich arbeite mit beiden Händen einerseits an dem Heere, anderseits an dem Volke und den schönen Wissenschaften." — In der That machte der König im August einen Ausflug in das Clevische. Incognito sah er zwei Tage Straßburg und wohnte einer Revue bei, um endlich die Soldaten zu sehen, deren Ruhm Voltaire besungen, deren Geschichte Amor schreiben sollte, wie sich Friedrich in einer poetischen Reisebeschreibung[3]) ausdrückt. Mit beiden Händen ergriff Voltaire die Einladung, aber die göttliche Emilie wollte auch dabei sein, während Friedrich von Newton-Venus nicht sehr erbaut war. „Ich würde zu sehr geblendet werden. So viel Glanz auf einmal wäre mir zuviel. Ich würde Mosis Schleier bedürfen, um die Strahlen Eurer beiden Gottheiten zu mildern." — Voltaire kam also zum König ins Schloß Moyland 11. September 1740 und blieb bis zum 14. Maupertuis und Algarotti waren dabei. Man sprach beim Abendessen über Unsterblichkeit der Seele, über Freiheit, Schicksal und Fragen aus Plato. — Der König und der Dichter schrieben über einander wie Liebende nach der ersten Begegnung. Voltaire schrieb an Cideville in Rouen:[4]) „Ich sah einen der liebenswürdigsten Menschen von der Welt, einen, der, wäre er nicht König, die Zierde der Gesellschaft und allenthalben gesucht sein würde; er ist ein Philosoph ohne Härte, voll Sanftmuth, Gefälligkeit, Güte, der, wenn er mit seinen Freunden Voltaire. Erster Besuch.

[1]) Venez donc enter sur la plante sauvage la greffe des sciences et des fleurs.
[2]) Biographie générale, Bd. 16.
[3]) Wieder abgedruckt bei Carlyle.
[4]) Brief vom 18. October 1740.

ist, nicht daran denkt, dass er König ist, ja es so völlig vergisst, dass er auch mich es fast vergessen ließ, und dass es einer Geistesanstrengung bedurfte, um mich zu erinnern, dass ich zu Füßen meines Bettes einen Fürsten sitzen sah, der eine Armee von 100.000 Mann besitzt." Friedrich dagegen meldet an Jordan: „Ich habe Voltaire gesehen, den kennen zu lernen ich so begierig war. Er besitzt die Beredsamkeit des Cicero, die Sanftmuth des Plinius, die Weisheit des Agrippa; kurz, er vereinigt in sich, was an Tugenden und Talenten von den drei größten Männern des Alterthums zu sammeln ist. Sein Geist arbeitet unaufhörlich. Jeder Tropfen Tinte wird zu einem geistreichen Zug aus seiner Feder. Er declamierte uns seinen ‚Mahommed'. Ich konnte nur bewundern und schweigen."[1])

Heristaler Handel. Dass aber mit der Liebe zur Poesie auch Thatkraft verbunden sei, und unter den Blüten Stahl liege, zeigte zu gleicher Zeit das Auftreten des Königs gegen den Bischof von Lüttich. Aus dem oranischen Erbe war dem König Friedrich Wilhelm I. die Herrschaft Heristal an der Maas in der Gegend von Spaa mit etwa tausend Bauernhöfen zugefallen. Wegen der Gewaltthätigkeit der preußischen Werbe-Officiere durfte sich kein preußischer Soldat hier blicken lassen. Die Heristaler verweigerten lange den Huldigungseid. Die preußischen Beamten waren ohne alles Ansehen, zumal der Bischof von Lüttich die Lehensherrlichkeit in Anspruch nahm, während Friedrich Wilhelm die Reichsunmittelbarkeit behauptete. Am liebsten hätte der alte König die ganze Herrschaft um eine ansehnliche Summe losgeschlagen, aber der Bischof gab auf das Angebot, sie ihm für 100.000 Thaler zu überlassen, keine bestimmte Antwort. Darüber starb Friedrich Wilhelm I. Nun verweigerten die Heristaler, auf den Schutz des Bischofs vertrauend, Friedrich II. die Huldigung, bis er vom Bischof belehnt sei. Friedrich II. sandte an den Bischof einen Obersten, um zu unterhandeln, der aber gar nicht vorgelassen wurde. Sofort schickte Friedrich von Wesel am 4. November 1740 drohende Aufforderung an den Bischof, entschieden binnen achtundvierzig Stunden zu erklären, ob er noch gewillt sei, seine angemaßte Souveränität über Heristal zu behaupten und rebellische Unterthanen in ihrem Unfug zu unterstützen. Zugleich rückten 2000 Mann mit dem nöthigen Geschütz in das Gebiet, da der Bischof nur Ausreden gebrauchte. Starke Contribution wurde erhoben. Der General verlangte täglich fünfzig Louisd'ors, für den Gemeinen wurden täglich acht Groschen gefordert. Die Sache machte Aufsehen, als Reichsfürst klagte der Bischof beim Kaiser und beim Reichstag. — Karl VI. Karl VI. erließ am 4. October ein Abmahnungsschreiben an Friedrich II., dem Reichstag meldete er, der König habe, von hitzigen und der Reichssatzung unkundigen Rathgebern geleitet, Mäßigung und Billigkeit beiseite gesetzt. Friedrich II. gab grobe Antwort, wie ein Reichsfürst dem Kaiser nicht geben soll, allein die Souveränität der Krone Preußen hatte die Hohenzollern längst ihre Stellung

[1]) Brief vom 24. September 1740.

als Reichsfürsten vergessen lassen. Der Bischof fügte sich schließlich in einen Vergleich und kaufte Friedrich II. die ganze Herrschaft Heristal um 40.000 Gulden ab. Dem Abgeordneten des Kaisers gestattete Friedrich lange kein Gehör und beredete ihn dann, er wisse jetzt, was er von der Freundschaft des Wiener Hofes in größern Dingen zu erwarten habe. — Zu gleicher Zeit ließ er, um sein Recht auf Berg bei dem bald zu erwartenden Tod des achtzigjährigen Pfalzgrafen zu sichern, ohne Rücksicht auf Kaiser und Reich, bei Büderich, Wesel gegenüber, Feldverschanzungen anlegen. Da kam aber, statt der Nachricht vom Tode des Pfalzgrafen, die vom Tode des Kaisers und gab seinen kriegerischen Gelüsten eine andere Richtung. Berg.

Österreichischer Erbfolgekrieg 1740—1748.

Regierungsantritt Maria Theresias. Erster schlesischer Krieg.

Mit Kaiser Karl VI. starb am 20. October 1740 der Mannsstamm der Habsburger aus, aber mit der Frau, die als Königin von Ungarn und Böhmen ihm nachfolgte, sollte jetzt der Ruhm dieses durch große Schicksale ausgezeichneten Geschlechtes sich verjüngen, und in ihr schienen sich die glänzenden Eigenschaften vieler Träger dieses Namens zu erneuern: die Klugheit, Klarheit und Festigkeit des ersten Rudolf, die Schönheit seines Enkels Friedrich, die Gabe, die Herzen zu bezaubern, welche der erste Maximilian besessen, die tiefe Religiösität, welche soviele schwere Schicksale mit Ruhe ertragen und Karl V. einer Weltherrschaft entsagen ließ, um Frieden in Gott zu finden. Der venetianische Gesandte Foscarini [1]) schrieb über sie an seine Regierung: „Man würde sie als Erbin des Hauses Österreich berufen, wenn unter allen Frauen der Welt die Wahl frei stünde. — Der Hauptvorzug dieser Fürstin ist jedoch die Erhabenheit des Geistes, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit der Seele." — Geboren den 13. Mai 1717, war die neue Herrscherin, welche jetzt noch gebeugt vom Schmerz über den Tod des Vaters unter Thränen und Schluchzen die Huldigungen der Minister und der Spitzen der Behörden empfieng, dreiundzwanzig Jahre alt. Sie war für ihren Beruf erzogen worden und besaß für jene Zeit eine glänzende Bildung: sie sprach neben ihrer Muttersprache das Latein, Französische, Italienische, Spanische mit voller Gewandtheit; der Lernbegierigen war Geschichte eine Lieblingsbeschäftigung; sie sang und musicierte mit Meisterschaft, tanzte mit Anmuth. Ihre Jugend war heiter und rein, sie war kein Opfer der Politik, sie durfte ihr Herz frei wählen lassen, und gab es dem Herzog Franz von Lothringen zu eigen, wurde mit ihm am 12. Februar 1736 vermählt und hieng an ihrem Gemahl mit der ganzen Innigkeit einer treuen Seele. Bisher der Liebling und der Trost ihres Vaters, die Hoffnung ihrer Völker, brachte

Maria Theresia.

Charakter.

Bildung.

---

[1]) Relation des Marco Foscarini 1736 bei Arneth, Die Relationen der Botschafter Venedigs über Österreich, S. 131. Wien 1863.

sie die frische Begeisterung für die Höhe ihres Berufes und für das Wohl ihrer Unterthanen auf den Thron. Von ihr gieng Ermuthigung aus auf die Minister ihres Vaters, welche mit bangen Ahnungen der Zukunft entgegensahen. Am 21. October war die erste Versammlung des Ministerrathes.[3]) Von Geist und Schönheit strahlend saß die Herzengewinnerin unter den abgelebten Greisen wie der Frühling inmitten des Herbstes. Einige der dringendsten Missstände wurden abgeschafft, Verschleuderungen öffentlicher Gelder abgestellt, Männer, die für misshandelt galten, wie Seckendorf, Wallis und Neipperg, in ihre Ehren und Ämter wieder eingesetzt; weil ein Nothjahr war, wurden die Kornböden geöffnet, wurde das Getreide um billigen Preis verkauft, und das Wild in großen Massen abgeschossen. Ihren Gemahl ernannte Maria Theresia zum Mitregenten, ihren Schwager Karl von Lothringen zum Feldmarschall. Das erste Auftreten der jungen Herrscherin gefiel, die Stände der verschiedenen Kronländer, Ungarn ausgenommen, huldigten; das Ausland anerkannte Maria Theresia, Sardinien zuerst, dann Venedig und der Papst, die Generalstaaten, England, Polen, Preußen, Russland, Frankreich — sie alle hatten ja die Pragmatische Sanction garantiert. Eine Zukunft voll Frieden und Glück schien bevorzustehen und auf der hochherzigen Herrscherin keine andere Sorge zu lasten, als wie sie die vielen Völker ihres großen Reiches, die ihr entgegenjubelten, jedes in seiner Art glücklich machen solle.

Regierungsantritt.

Doch es kam anders. Nicht arkadische Ruhe und segensreicher Friede und milder Sonnenschein des Glückes war beschieden, sondern in Stürmen und Wettern sollte sie die Stahlkraft ihrer Seele, sollten ihre Völker ihre zähe Tapferkeit und glänzende Treue bis zum Tode bewähren.

Das erste Wölkchen, das auf anderes Wetter deutete, stieg von Bayern her auf. Kurfürst **Karl Albrecht**, geboren 1697, der Sohn des Max Emanuel,

---

[1]) **Arneth**, Maria Theresias erste Regierungsjahre, I, S. 86—100.

Kaiser **Leopold** I., 1658—1705,
geb. 1640, König von Ungarn 1655, von Böhmen 1656

Maria Antonia, † 1692, vermählt mit **Maximilian** II. **Maria Emanuel**, Kurfürst v. Bayern, † 1726	Kaiser **Joseph** I., † 1711	Kaiser **Karl** VI., † 1740
Karl Albrecht, verm. 1722 mit Maria Amalia, † 1756	Maria Josepha, † 1757, verm. 1719 mit August III. Kurfürst von Sachsen, König von Polen, † 1763. — Amalia, verm. m. Karl Albrecht, Kurfürst von Bayern, Karl VII., † 1745.	
Max Joseph, geb. 1727, Kurfürst 1745–1777.	Maria Theresia, geb. 1717, † 1780, verm. 1736 mit Franz Stephan, Großherzog von Toscana, 1745—1765 Kaiser als Franz I.	Maria Anna, † 1744, vermählt mit Karl Alexander, Herzog von Lothringen, Bruder Franz Stephans, † 1780.

Bayerns Einsprache. hatte zwar bei seiner Vermählung mit Maria Amalia, der zweiten Tochter Kaiser Josephs I., auf alle Ansprüche verzichtet, die er durch seine Gemahlin an Österreich machen könnte, hatte aber 1731 mit dem Kurfürsten von Sachsen, der gleichfalls mit einer Tochter Josephs I. vermählt war, gegen die Pragmatische Sanction Verwahrung eingelegt. (Perusa.) Jetzt gab sein Gesandter in Wien, Graf Perusa, die Anzeige von der Thronbesteigung Maria Theresias mit der Bemerkung zurück, dass sein Herr die Erzherzogin als Königin von Ungarn und Böhmen nicht anerkennen könne, denn er habe allein das Recht der Nachfolge in sämmtlichen Ländern des Hauses Österreich; zu gleicher Zeit forderte Perusa die Präsidenten der Hofstellen auf, von niemanden Befehle anzunehmen als vom einzigberechtigten Erben, dem Kurfürsten von Bayern, und mahnte die anwesenden Gesandten der fremden Mächte, mit Maria Theresia in keinerlei Verbindung zu treten. Diese (Testament von 1543.) Ansprüche stützte der Gesandte auf ein Testament Ferdinands I. vom Jahre 1543, in welchem dieser den Nachkommen seiner Tochter Anna und des Herzogs Albrecht von Bayern in einem gewissen Falle die Erbfolge zusicherte. In München behauptete man, das bayrische Haus sei erbberechtigt, wenn der habsburgische Mannsstamm aussterbe, in Wien aber, wenn kein ehelicher Leibeserbe mehr vorhanden sei. Das Original des Testamentes war noch vorhanden, Maria Theresia ließ es am 3. November 1740 allen Gesandten vorlesen und dann von jedem besichtigen. Es hieß darin nicht, dass Bayern erbberechtigt sei, wenn keine männlichen, sondern wenn keine ehelichen Leibeserben mehr vorhanden seien. Perusa sah vergebens mehrmals beim Fenster die Urkunde an, sie enthielt nicht, was er suchte; er zog sich dann beschämt zurück und verließ am 20. November 1740 Wien, da ihm die Bevölkerung ihren Zorn über sein Benehmen allzudeutlich kundgab. Wie Karl Albert, so behandelten auch sein Bruder, (Kur-Köln und Pfalz.) der Erzbischof von Köln, und sein Vetter, der Kurfürst von der Pfalz, Maria Theresia nicht als Königin, sondern nur als Erzherzogin. Doch dieser Widerstand allein hatte wenig zu bedeuten.

(Friedrich II.) Eine viel ernstere Gefahr stieg von Preußen auf. Friedrich II., welcher noch am 5. November 1740 in einem Schreiben an den Großherzog Franz Stephan seine freundschaftliche Gesinnung für Maria Theresia betheuerte und sich zu bewaffneter Hilfe gegen diejenigen bereit erklärte, welche etwa ihr Thronfolgerecht anfechten möchten, war längst entschlossen, der jungen Königin Schlesien wegzunehmen. Mit großer Offenheit spricht er sich hierüber in der (will Krieg,) „Geschichte seiner Zeit“ aus:[1]) zum Kriege habe ihn getrieben sein zu jeder Unternehmung gerüstetes Kriegsheer, ein gefüllter Schatz und die Begier, sich einen Namen zu machen. Er habe anfangs erwogen, ob er nicht das Herzogthum Berg erobern solle; der Gedanke aber, dass er sich dadurch in einen (warum?) Krieg mit Frankreich verwickle, welches nur schwache Nachbarn wolle, habe ihn davon abgehalten. Doch müsste der König von Preußen beim Antritte seiner Regierung durch Beweise von Stärke und Entschlossenheit seiner Nation (!) Achtung in Europa verschaffen, denn aus der Mäßigung Friedrich Wilhelms I. hätten die Nachbarn nur geschlossen, dass man ihn ungestraft

[1]) Histoire de mon temps, Chap. II.

beleidigen könne, dass er statt einer wirklichen Macht nur eine Scheinmacht habe, statt einsichtsvoller Officiere nur Fechtmeister, statt braver Soldaten nur Mietlinge, die dem Staate nicht von Herzen zugethan wären, dass er endlich, was ihn selbst betreffe, stets den Hahn spanne, nie aber losdrücke. — Ein Regent müsse seine Person und vorzüglich seine Nation in Achtung setzen; Mäßigung sei eine Tugend, welche, wegen der Verderbnis der Zeiten, Staatsmänner nicht immer strenge ausführen können, und dass bei dieser Veränderung der Zeiten es nöthiger sei, Proben der Entschlossenheit als der Sanftmuth zu geben. „Dazu", fährt der königliche Sophist fort, „muss man noch erwägen, dass Friedrich I., als er Preußen zum Königreiche erhob, durch diese eitle Größe einen Keim zum Ehrgeiz für seine Nachkommenschaft ausstreute, welcher früher oder später Früchte tragen musste. Die Monarchie, welche er seinen Nachkommen hinterließ, war eine Art Zwitter, welche noch mehr von der Natur des Kurfürstenthums als des Königreichs an sich hatte . . ."[1]) Diese Betrachtungen machten denn, dass der König seine Blicke gegen das Haus Österreich wandte. Der Wiener Hof befand sich in der misslichsten Lage. Die Finanzen waren in Unordnung, das Kriegsheer zerfallen und zugleich muthlos wegen der erlittenen Unfälle gegen die Türken, und das Staats-Ministerium uneins. Dazu denke man sich an der Spitze der Regierung eine junge Fürstin ohne Erfahrung, die eine streitige Erbschaft vertheidigen soll, und es erhellt leicht, dass die Regierung nicht als furchtbar erscheinen konnte. Ferner war es unmöglich, dass dem Könige Bundesgenossen fehlen sollten. Die Eifersucht, die zwischen Frankreich und England bestand, versicherte dem König nothwendig eine der beiden Mächte, und außerdem mussten alle, welche Ansprüche auf die Erbschaft des Hauses Österreich hatten, sich mit Preußen verbinden.

Das war also der Grund zu diesem folgenschweren Krieg: Ehrgeiz und das Gefühl, Preußen sei zu klein. — Österreich soll angegriffen werden, weil es im Augenblick in Verlegenheit ist. Um bestehende Verträge habe sich ein Eroberer nicht zu kümmern.

Wie ganz anders spricht derselbe Friedrich im „Antimacchiavell", welcher in demselben Jahre erschien:[2]) „Ich frage, was kann einen Menschen dahin bringen, seine Macht vergrößern zu wollen? Was für Ansprüche hat er, kraft deren er seine Macht bauen will auf das Elend und die Zerstörung anderer Menschen? Wie kann er glauben, dass er sich berühmt machen wird, indem er nur Unglück über seine Mitmenschen bringt? Die neuen Eroberungen eines Fürsten machen die Staaten, die er schon besaß, nicht reicher, nicht wohlhabender. Seine Völker haben davon keinen Nutzen. Wenn er glaubt, dass er selbst dadurch glücklicher werde, so täuscht er sich sehr; denn nicht die Größe des Landes, welches ein Antimacchiavell.

[1]) Histoire de mon temps, Chap. II.
[2]) Antimacchiavell, Chap. III.

Fürst beherrscht, verschafft ihm wahren Ruhm, nicht einige Quadratmeilen Landes mehr dienen zu seiner Herrlichkeit."

Das gehoffte Ereignis war eingetreten. Kaiser Karl VI. war todt. Die Nachricht traf den König am 26. October in Rheinsberg; er lag gerade am Fieber darnieder und die Ärzte wollten ihm nicht den Gebrauch von Chinin gestatten, er nahm es wider ihren Rath, „denn er hatte wichtigere Dinge zu thun als sein Fieber abzuwarten. Augenblicklich entschloss er sich, die Fürstenthümer Schlesiens, auf welche sein Haus unbestreitbare Rechte besaß, zurückzufordern, und zugleich setzte er sich in den Stand, diese Ansprüche, wenn es sein musste, mit den Waffen zu unterstützen. Dieser Plan erfüllte all seine politischen Absichten; es war das Mittel, sich Ruhm zu erwerben, die Stärke des Staates zu vergrößern und auch jene streitige Successionsfrage wegen des Großherzogthums Berg zu beendigen." [1])

Der König legte seinen Plan dem Feldmarschall Schwerin und dem Minister Podewils (dem Schwiegersohne des 1739 verstorbenen Grumbkow) vor. Sie riethen ab. Rechte an Schlesien hatte der König keine; wenn je solche bestanden, so hob sie der Vertrag von 1728 auf; Friedrich Wilhelm I. hat ihrer nie gedacht, sie waren verjährt. Der englische Staatsmann Macaulay [2]) sagt mit Recht: „Ist es nicht völlig klar, dass die Welt nie einen Tag lang Frieden haben wird, wenn es gestattet ist, veraltete Ansprüche gegen neuere Verträge und langen Besitz geltend zu machen? Die Gesetze aller Völker haben die weise Einrichtung einer Verjährungszeit getroffen, so dass Besitztitel, wie unrechtmäßig sie auch begonnen haben mögen, nach einer gewissen Frist nicht mehr angetastet werden dürfen. Die Gesammtheit der Bürger darf fordern, dass es für jeden Streit ein Ende gibt." — Friedrich war aber entschlossen, die Räthe sollten nur um das „Was", nicht um das „Wie" sich kümmern. „Wenn man im Vortheil ist," sagte Friedrich, „soll man das benützen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen und mit allem bereit. Wenn ich das nicht benütze, so habe ich in meiner Hand ein Gut, das ich nicht zu gebrauchen weiß; wenn ich es gebrauche, wird man sagen, dass ich gewandt genug bin, mein Übergewicht über meine Nachbarn geltend zu machen." [3]) Am 8. November erhielten die Regimenter Befehl, sich marschfertig zu halten. Wem die Rüstungen galten, blieb noch Geheimnis, nur an Vertraute kamen Andeutungen. An Algarotti schrieb Friedrich am 28. October: „Ich werde nicht nach Berlin gehen; eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen. Alles war vorhergesehen, alles vorbereitet; also handelt es sich nur um die Ausführungen der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in meinem Kopf bewegt habe." — Zur selben Zeit bestellte der König bei Voltaire eine französische Schauspielerbande, die dieser für ihn zusammenbringen sollte, wieder mit den Worten ab: „Ich glaube, im Monat Januar wird es mehr auf Pulver, Soldaten und Trancheen ankommen als auf Schauspielerinnen und Ballette. Die Zeit ist da, wo das alte politische

Verjährung.

Berathung.

Andeutungen.

---

[1]) Histoire de mon temps, Chap. II.
[2]) In seinem Essay über Friedrich.
[3]) Ranke, Neun Bücher Preußischer Geschichte, II, S. 126 ff.

System eine gänzliche Änderung erleiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bild von vielerlei Metallen rollt und dasselbe zermalmen wird." [1])

In Wien bekam man Andeutungen von der Gefahr und dass das Gewitter wahrscheinlich gegen Schlesien losbrechen werde. Der Staatsrath antwortete dem Gesandten: „Wir können und wollen Euren Bericht nicht glauben." — Indessen sandte er doch den feinen Marquis von Botta nach Berlin, um dem König zu seinem Regierungsantritt Glück zu wünschen und nach dem Zwecke der Rüstungen zu fragen. Botta fand die Heerstraßen mit Truppen bedeckt und ließ sich durch die preußischen Versicherungen der Freundschaft für Maria Theresia nicht täuschen. [2]) Friedrich sprach von einer Gefahr, in die Österreich durch einen Bund zwischen Frankreich, Spanien, Bayern und Sachsen gebracht werde; Bayern wolle die Kaiserkrone und das Land Österreich ob der Enns, Sachsen wolle Böhmen; auch die Pforte wolle man hineinziehen, und von Russland sei keine Hilfe zu erwarten, er hingegen sei gegen einen verhältnismäßigen Lohn bereit, Österreich zu helfen. In Wahrheit gieng aber die Gefahr für Österreich allein von Friedrich aus: er versicherte in Frankreich, Maria Theresia sei mit den Seemächten einig geworden; er ließ in England, Holland und Russland andeuten, Maria Theresia habe sich mit Frankreich verständigt. Botta sollte von Berlin nach Petersburg, um an die vertragsmäßige Hilfe für Österreich zu mahnen. Friedrich sandte Winterfeld nach Russland, um Botta entgegenzuarbeiten; dieser brachte ein Vertheidigungsbündnis zwischen Russland und Preußen zustande, und der König drückt seine Freude aus über den pommerschen gesunden Menschenverstand, [3]) der über die Spitzfindigkeit des Italieners gesiegt habe. Dieser Sieg bestand aber darin, dass Winterfeld die Tochter des damals bei der Großfürstin Anna allmächtigen Münnich zur Frau nahm, der überdies den Österreichern grollte, weil ihr schneller Friedensabschluss mit den Türken seine Siegeslaufbahn unterbrochen hatte, dass Friedrich der Gattin Münnichs einen Diamantring im Werte von 6000 Rubel sandte und dem Sohne des Feldmarschalls 15.000 Reichsthaler bar und das mittelmärkische Amt Biegen schenkte. [4]) Bei der Abschiedsaudienz Bottas am 9. December in Berlin kam es zu scharfen Worten: als der König von seiner Absicht zu helfen sprach, meinte Botta, es sei eine eigenthümliche Art zu helfen, wenn man jemanden angreife; Friedrich möge nur ruhig bleiben und zusehen, wie leicht sich die Königin der Angriffe Sachsens und Bayerns, wenn diese je beabsichtigt würden, erwehre. [5]) Friedrich entgegnete, er müsse Schlesien besetzen, und zwar als Freund der Königin, um sich nicht nur derjenigen Gebietstheile zu versichern, auf die er Ansprüche habe, sondern auch um die Macht der Königin zu vermehren, der er all seine Streitkräfte zur Verfügung stelle. Botta ließ sich nicht täuschen: „Sire, Sie werden das Haus Österreich zugrunde richten und stürzen sich zugleich selbst in den Abgrund. — Ihre Truppen sind schön, die unseren haben diesen Anschein nicht, aber sie sind vor dem Schuss gestanden. — Sire, ich beschwöre Sie, bedenken Sie, was Sie thun wollen." — „Sie finden, dass meine Truppen schön sind, Sie sollen finden, dass sie auch gut sind."

Botta in Berlin.

Abschied Bottas.

---

[1]) Daniel, l. c. II, S. 31—45.
[2]) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre, I, S. 111.
[3]) Histoire de mon temps, Chap. II.
[4]) Manstein, Nachrichten von Russland. Leipzig 1803. S. 377. — Preuß, l. c. I, S. 172.
[5]) Arneth, l. c. I, S. 115.

Einfall in Schlesien.

Am 13. November 1740 früh, nachdem er die Nacht heiter einem Hofballe beigewohnt, reiste Friedrich zum Heere ab, das, 30.000 Mann stark, schon an der schlesischen Grenze stand. Zum französischen Gesandten sagte er: „Ich bin, glaube ich, im Begriffe, Ihr Spiel zu spielen. Wenn ich die As erhalte, wollen wir theilen.“ [1]) Unwürdiges Wort im Munde eines deutschen Fürsten — Theilung mit dem Erbfeind! Verhängnisvoller Krieg von Deutschen gegen Deutsche, die Quelle immer neuer Kriege und eines Jahrhunderts der Demüthigung für unser Vaterland!

Stimmen darüber.

Friedrich II. hatte im „Antimacchiavell“ gefordert, der Fürst müsse der Diener seines Volkes sein, also nur Kriege nach dem Wunsche seines Volkes führen. Aber wer verlangte diesen Krieg? niemand. Mit Bangen sah man dem Vorgehen des Königs zu und fragte, wie dieser Angriff mit seinem Königsprogramm sich vertrage. Friedrichs Freund Achard predigte gegen die Eroberungssucht. Der erste Feldherr, der alte Dessauer, nannte das Unterfangen des Königs eine politische Ruchlosigkeit und warnte ihn. Friedrich verwendete ihn auch nicht auf diesem Zuge, schrieb ihm vielmehr: „Es ist eine Bagatelle, vielmehr nur eine Besitzergreifung zu nennen. Die jetzige Unternehmung behalte ich mir vor, dass die Welt nicht glaube, der König von Preußen gehe mit einem Hofmeister ins Feld.“ — Seinen Officieren sprach der König vom Ruhme und der Belohnung tapferer Soldaten: „Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Ruhme standen. Obgleich der Prinz nicht mehr ist, wird doch der Ruhm, tapfere Soldaten zu besiegen, umso größer sein.“ Diese Tapfern hatten aber unter dem herrlichen Eugen für Deutschland gegen Franzosen und Türken geblutet! Welch ein Ruhm, diese Blutzeugen niederzuwerfen!

Am 16. November betraten die Preußen mit fliegenden Fahnen den Boden Schlesiens. Ein Patent[2]) mahnte die Bewohner, niemand solle Feindliches besorgen, vielmehr jeder, wessen Standes und welcher Religion er sei, solle sich aller seiner Rechte und königlichen Schutzes erfreuen. Der König rücke in das Land, bloß um es zu beschützen, in Sorge, es möchten diejenigen, welche Ansprüche an die Herrschaft machten, Schlesien, die Vormauer seiner Staaten, gewaltsam in Besitz nehmen. Friedrich wolle die Königin von Ungarn nicht beleidigen.

Die Bewohner wussten nicht, was sie vom Marsche denken sollten, und verhielten sich ruhig. Der Bürgermeister von Grünberg, von dem die Officiere die Thorschlüssel unter Drohungen verlangten, sagte: „Hier auf dem Rathstische liegen sie; ich werde sie nicht übergeben, aber auch nicht hindern, dass sie genommen werden.“ Übrigens bezahlten die Preußen alles bar, der König hielt strenge auf Ordnung.

Indes kam Graf Gotter als Bevollmächtigter des Königs nach Wien und eröffnete dem Gemahl Maria Theresias am 8. December,[3]) er komme,

---

[1]) Je vais, je crois, jouer votre jeu; si les as me viennent, nous partagerons. Voltaire, Siècle de Louis XV., Chap. 6.

[2]) Kundmann, Heimsuchungen Gottes über das Herzogthum Schlesien. Leipzig 1742.

[3]) Arneth, l. c. I, S. 120.

dem Hause Österreich in der einen Hand Schutz, in der andern dem Großherzog Franz die Kaiserkrone zu bringen; Truppen und Schätze ständen zur Verfügung, wenn die Königin für diesen Liebesdienst Schlesien abtrete; wenn nicht, so werde sich der König den Feinden anschließen. Die Antwort war höflich und fest: man lege sehr großen Wert auf die Freundschaft des Königs, die Königin habe aber weder das Recht, noch die Macht, auch nur den kleinsten Theil jener Erbschaft hintanzugeben, welche sie als unzertrennlich verbunden übernommen habe. Gotter in Wien.

Gotter drohte abzureisen. — „Gut," hieß es, „gehen Sie zu ihrem Herrn und sagen Sie ihm, dass wir, solange er auch nur einen Mann in Schlesien stehen hat, eher zugrunde gehen wollen, als mit ihm unterhandeln." — Friedrich II. selber gesteht, Gotter habe eine Sprache geführt, die jeden andern Hof eingeschüchtert hätte.[1]) Die Höflinge hätten geäußert: einem Fürsten, dessen Amt als Reichserzkämmerer sei, dem Kaiser das Waschbecken vorzuhalten, komme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Gesetze vorzuschreiben. — Übrigens war das Staunen über des Königs Unterfangen allgemein. Der englische Gesandte in Wien behauptete, der König verdiene geächtet zu werden; Ludwig XV. sagte: „Friedrich ist verrückt"; Fleury meinte, er sei ein Spitzbube.

Doch der Erfolg ändert die Gesinnungen der Menschen und dieser war für Friedrich II. Das österreichische Kriegswesen lag im argen; in der ganzen Monarchie waren kaum 80.000 Mann unter den Waffen, in Schlesien standen nur 7000, in verschiedene Plätze zerstreut, die Festungen waren verfallen. Zum Glücke war Graf Browne an der Spitze der wenigen Regimenter, sonst wäre ganz Schlesien im ersten Anlaufe von den Preußen genommen worden, es wurde doch einiger entschlossene Widerstand gegen die Übermacht geleistet. Browne zog sich hinter die Neisse zurück, nachdem er die Besatzungen in den kleinen Festungen verstärkt hatte. Österreichs Kriegswesen. Browne.

In Glogau standen 1000 Mann, Friedrich ließ es einschließen. Liegnitz ward am 28. December von Schwerin überrumpelt. Breslau und Neisse waren haltbar, wenn von einer starken Macht vertheidigt. Vor Breslau standen die Preußen 1. Januar 1741, es war wie eine freie Reichsstadt und hatte keine Besatzung. Dass der Besitz dieser Stadt über Schlesien entschied, und dass die Bürgerschaft sie gegen die Preußen nicht vertheidigen konnte, lag auf der Hand. Darum hätte der Statthalter Truppen einrücken lassen sollen. Doch man nahm zu viel Rücksicht auf bestehende Rechte, aber eigentlich mehr gegen die Österreicher als gegen die Preußen. Ein preußischer Agent, Schuhmacher Döblin, war für den König unter der Bürgerschaft thätig. Der König ließ sagen, er komme als Freund und nicht als Feind, er werde die Freiheiten der Stadt schützen, kein preußischer Soldat solle mit Obergewehr hineinkommen außer dreißig Mann Wache für den König, nur die Vorstädte müsse er besetzen und ein Magazin, von tausend Mann bewacht, anlegen. Lebensmittel verlange er nur gegen bare Bezahlung. Und die Stadt schloss ab; am 3. Januar sicherte ihr der König Neutralität und Breslau.

[1]) Histoire de mon temps, Chap. II.

ihre Rechte zu, am 4. zog er ein. Die österreichischen Behörden mussten die Stadt verlassen, die Universität, die von Jesuiten geleitet war, wurde geschlossen. Die österreichischen Cassen wurden mit Beschlag belegt. Protestantische Agitation förderte den König: zwei Drittheile der Bevölkerung Schlesiens seien Protestanten, und die hätten ihn wie einen vom Himmel gesendeten Retter aufgenommen.[1]) Schlesien hatte sich in der Reformation dem Winterkönig angeschlossen; als Ferdinand siegte, machte er in den Gebieten, welche unmittelbar unter ihm standen, von seinem Rechte als Landesherr Gebrauch; in den Fürstenthümern, welche nur mittelbar unter der Krone standen, ließ er das Lutherthum fortbestehen — daher der Gegensatz. Von Preußen, welches sich an die Spitze des Protestantismus gestellt hatte, wurde die lutherische Bewegung immer wach gehalten, und jetzt verhalf ihm diese zur leichtern Erwerbung Schlesiens. — Übrigens war die österreichische Regierung milde gewesen und hatte die Rechte der Stände geachtet. Die Honigwochen der Verbindung mit Preußen waren begreiflich kurz. Am 18. Januar wurde die Huldigung geboten, bald darauf der Betrag von 194.000 Thalern monatlich gefordert, nahezu das Dreifache, was die Schlesier bisher an die österreichische Regierung erlegt hatten. Das Ständewesen schlief ein.

Krieg. Dazu der Krieg im Lande. Am 6. Januar ergab sich Ohlau gegen freien Abzug der kleinen Garnison. In Ottmachau leisteten 256 Grenadiere vier Tage hindurch den muthigsten Widerstand. Namslau erlag dem schweren Geschütz. Neisse wurde vom Obersten Roth entschlossen vertheidigt, und von den Preußen mit glühenden Bomben beschossen, zuletzt bloß blokiert, ebenso wurde Brieg eingeschlossen. Nach einem heißen Scharmützel bei Grätz zog sich Browne nach Mähren zurück. In der Nacht des 8. März erstürmten die Preußen Glogau.

Da kam Neipperg mit 15.000 Mann aus Mähren heran und bei

Mollwitz. Mollwitz kam es 10. April zur hartnäckigen Schlacht. Die österreichische Cavallerie zersprengte die preußische, die in wilder Flucht das Weite suchte. Friedrich hielt alles für verloren und ritt nach Oppeln, zumal Schwerin ihm erklärte, die Schlacht sei allem Anscheine nach verloren. Der König floh jedoch vor seinem eigenen Siege, denn seine Infanterie hielt stand und war an Schnellfeuer, an Zahl und an Geschütz — die Preußen führten 60, die Österreicher nur 18 Kanonen in die Schlacht — den Gegnern überlegen. Die österreichische Linie löste sich nach und nach in regellose Klumpen von 20—40 Mann Tiefe auf, unter denen die feindliche Artillerie furchtbar aufräumte. Schwerin zog seine Linie am Abend zu einem letzten Angriff zusammen und Neipperg trat den Rückzug an. Die Preußen hatten 4613 Todte und Verwundete, die Österreicher 4410, letztere hatten 9 Kanonen verloren.[2])

Folgen. So klein die Zahl der Streitenden, so groß waren dennoch die Folgen der Schlacht von Mollwitz. Friedrichs Sieg gab den Gegnern Maria Theresias Muth und aus dem kleinen schlesischen Streit entwickelte sich ein Weltkampf.

---

[1]) Histoire de mon temps, Chap. II.

[2]) Österreichische militärische Zeitschrift. Jahrgang 1827. — Histoire de mon temps, Chap. III. — Ranke, Neun Bücher Preußischer Geschichte, II, S 237—248. — Arneth, l. c. I, S. 162—171.

Der Engländer Macaulay[1]) sagt darum nicht ohne Grund: „Die europäischen Herrscher waren vermöge aller der Pflichten, welche Männern, die mit der höchsten Gewalt über ihre Mitmenschen betraut sind, die heiligsten sein müssen, zur Aufrechthaltung der Pragmatischen Sanction, zur Achtung und Vertheidigung der Rechte der Erzherzogin verbunden. Die Lage und die persönlichen Eigenschaften der letzteren waren derart, dass sich erwarten ließ, in der Seele eines jeden Mannes müssten sich Mitleid, Bewunderung und ritterliche Gefühle regen. Es ließ sich mit Grund annehmen, dass alle Potentaten der Christenheit nach einem kurzen Schwanken die Bestimmungen des verstorbenen Kaisers ehren würden. Aber die selbstsüchtige Raubgier des Königs von Preußen gab seinen Nachbarn das Signal. Sein Beispiel stumpfte ihr Schamgefühl ab. Sein Erfolg verleitete sie, die Schwierigkeiten einer Zerstückelung der österreichischen Monarchie zu unterschätzen. Die ganze Welt stürzte zu den Waffen. Auf Friedrichs Haupt lastet all das Blut, das in einem Kriege, der viele Jahre lang und in jedem Welttheile gewüthet hat, vergossen worden ist, das Blut der Angriffs-Colonnen von Fontenay, das Blut der Schottländer, die bei Culloden geschlachtet wurden. — Die Übel, die seine Verkehrtheit hervorrief, wurden in Ländern gefühlt, wo der preußische Name unbekannt war, und damit er einen Nachbar, dem er seine Hilfe versprochen hatte, berauben könne, fochten die Schwarzen an der Küste von Koromandel und scalpierten sich die rothen Krieger an den großen Seen in Amerika.“ — Urtheil Macaulays.

Der große europäische Bund gegen Österreich.

Zunächst erhielten in Frankreich die Kriegslustigen das Übergewicht über diejenigen, welche den Frieden wollten, zumal das Jahr 1740 ein Nothjahr war und viele Menschen Hunger starben. An der Spitze der Kriegspartei standen zwei Enkel des ehemaligen Generalintendanten Fouquet, Karl Ludwig August und Ludwig Karl Armand Fouquet, jener wurde Graf, später Herzog und Marschall von Frankreich, dieser brachte es nur zum Ritter. Ohne dass er je große Thaten vollbracht hatte, galt der erstere für eine militärische Größe, für einen glänzenden Geist von verwegenem Muthe, doch hatte er weniger Geist als Leidenschaft, er machte in einemfort Entwürfe, sein Bruder brachte sie zu Papier; jenen nannte man die Einbildung (maréchal imagination), diesen den gesunden Menschenverstand (le bon sens). Die Entwürfe hörten sich gut an, prüfte man aber näher ihre Grundlage, so war dies Unwissenheit, Leichtsinn und Anmaßung.[2]) Flassan sagt von ihm: „Er war hinreißend, Frankreich. Belleisle.

[1]) In seinem Essay über Friedrich.

[2]) Saint-Simon, Mémoires XVII, p. 258—269.

von rastlosem Ehrgeize, findig, immer wollte er die Zukunft bestimmen und sah doch nicht klar in der Gegenwart. Der eitle Ruhm, der durch Zerstören zu haben ist, schien ihm mehr zu schmeicheln, als der, den man durch Frieden und Aufrechthaltung der Ordnung erwirbt. Mit der kältesten Miene und der ruhigsten Haltung konnte er von der Zerstörung ganzer Reiche und Erschütterung mächtiger Staaten sprechen." Belleisle überreichte dem Könige eine Denkschrift über die Lage Europas und die Stellung, welche Frankreich zu ihr einnehmen solle: jetzt oder nie sei die Zeit gekommen, die Macht des Hauses Habsburg im Keim zu ersticken; man dürfe nur die Gelegenheit erfassen. Fürs erste dürfe man nie und nimmer gestatten, dass der Gemahl Maria Theresias zum Kaiser gewählt werde, denn dann würde er nur versuchen, Lothringen zu erobern und die Bourbonen aus Neapel zu vertreiben: leite er doch sein Geschlecht von Karl dem Großen her und mache er Ansprüche auf die Provence und Bretagne. Das Kaiserthum müsse an ein anderes Haus übergehen und zwar an Bayern, an den Sohn des treuen und unglücklichen Bundesgenossen Ludwigs XIV. Bayern habe wegen seiner Verbindung mit Frankreich vieles erduldet, man müsse es einmal für seine Opfer entschädigen und das Wort halten, das 1701 der große König verpfändete.[1]) Franz Stephan sei gefährlich, auch wenn er nicht Kaiser werde, deshalb müsse man Österreich zertrümmern. Dazu brauche man nur mit Spanien, Bayern, Preußen, Sachsen, Schweden und Sardinien einen Bund zu schließen, dann könne man Maria Theresia auf Ungarn und Niederösterreich beschränken und den ganzen Rest ihrer Staaten unter die Sieger vertheilen: Böhmen, Oberösterreich, Tirol und Vorarlberg an Bayern, die Niederlande sammt Luxemburg an Frankreich, Schlesien an Preußen, Mailand, Parma und Toscana an Don Philipp und an Sardinien geben. Russland werde zwar Österreich helfen wollen, allein man brauche Schweden bloß zu einem Kriege gegen dasselbe zu reizen, so sei Russlands Macht gebunden. Dann sei Österreich ohnmächtig und vermöge das bisher mit ihm verbundene England und Holland auch nichts mehr, und Frankreich sei für alle Zukunft der Schiedsrichter und Herr Europas.[2])

Neue Karte Europas.

Wird aber, da Frankreich sich noch vor wenigen Jahren verbindlich machte, für die Pragmatische Sanction mit aller Macht einzutreten, wird der allmächtige Minister **Fleury** einen so schreienden Vertragsbruch sich auf das Gewissen laden? Seine Briefe an die Königin strömten ja von Versicherungen der Ergebenheit und Betheuerungen über, an den Verträgen festzuhalten; er meinte ja, das Recht Maria Theresias sei so sonnenklar, dass selbst die Engel helfen müssten es zu vertheidigen! Fleury war jedoch damals nicht mehr allmächtig, sondern die hochbegabte, ehrgeizige, mit Voltaire in

Fleury.

[1]) Flassan, Hist. de la diplomatie française, V, p. 241.
[2]) Mémoires de d'Argenson, p. 302—331.

Verbindung stehende de Nesle beherrschte den schwankenden König und sie wollte, um die Schmach ihres Verhältnisses zu decken, Ludwig XV. zu Krieg und Sieg treiben und dadurch die Franzosen für sich gewinnen. Fleury mußte der Kriegspartei nachgeben oder abdanken. Hätte er das letztere gethan, so hätte er mit Ehren geendet. Allein er war siebenundachtzig Jahre alt und schwach und liebte die Macht, an die er sich gewöhnt hatte: er lag meist zu Bett und wollte doch Frankreich beherrschen und war umso eifersüchtiger auf seine Macht, je weniger er im Stande war, sie auszuüben. Er wollte den Krieg nicht, hatte aber die Kraft nicht mehr, der Kriegspartei zu widerstehen. Belleisles Zuversicht machte Eindruck auf ihn und so ward dieser als Kaisermacher und zum Abschlusse eines Bündnisses nach Deutschland gesendet und ihm acht Millionen zur Verfügung gestellt.[1]) Nesle.

Belleisle zog anfangs März über Köln, Trier, Mainz, Dresden in das Lager von Mollwitz, wo Friedrich nach der Schlacht zwei Monate stand, um seine Reiterei der österreichischen gegenüber widerstandsfähig zu machen. Äußerlich ehrte der König den französischen Marschall hoch, veranstaltete er doch ihm zu Ehren eine achttägige Beschießung von Brieg, infolge deren am 4. Mai die Festung sich ergeben mußte — in der „Geschichte seiner Zeit" behandelte er ihn aber als politischen Windbeutel: „Der Marschall von Belleisle überließ sich gar zu oft seiner Einbildungskraft; wenn man ihn hörte, hätte man glauben mögen, alle Länder der Königin ständen in einer Versteigerung feil. Eines Tages, wie er beim Könige war, hatte er eine nachdenkendere und angestrengtere Miene als gewöhnlich. Dieser Fürst fragte ihn, ob er eine unangenehme Nachricht erhalten habe. ‚Keineswegs,' antwortete der Marschall; ‚ich bin nur verlegen, Sire, weil ich nicht weiß, was wir mit der Markgrafschaft Mähren da anfangen sollen.' Der König schlug ihm vor, sie an Sachsen zu geben, um durch diesen Bissen den König von Polen in das große Bündnis zu ziehen. Der Marschall fand diese Idee ganz vortrefflich und führte sie in der Folge aus."[2]) — Belleisle bot ein Bündnis an, wonach der Kurfürst von Bayern zum Kaiser gewählt, die Länder der Königin von Ungarn vertheilt, dem Preußen Niederschlesien von Seite Frankreichs gewährleistet werden, wogegen Friedrich seinen Ansprüchen auf Jülich und Berg entsagen sollte. Friedrich verlangte dagegen, Frankreich solle zwei Armeen nach Deutschland schicken, die eine dem Kurfürsten von Bayern zuhilfe, die andere um in Westfalen festen Fuß zu fassen, und zugleich die Hannoveraner und Sachsen in Achtung zu erhalten; endlich solle Frankreich vor allen Dingen Schweden zum Kriege gegen Russland reizen, um dieses Reich an seinen eigenen Grenzen ernstlich zu beschäftigen. Der Vertrag ward verabredet, aber von Friedrich II. nicht unterzeichnet, denn er wollte die Hände frei haben. Belleisle in Mollwitz. Vertrag.

Von Mollwitz zog Belleisle nach Dresden. Der König-Kurfürst hatte zuerst gemeinsam mit Bayern Einspruch gegen die Pragmatische Sanction erhoben, 1734 aber sie gutgeheißen. Die Königin war für Österreich, der Minister Graf Brühl, so oft die Zielscheibe von Friedrichs scharfer Zunge, war gegen Preußen, Sachsen.

[1]) Über Geschichte und Charakter der de Nesle und das damalige Treiben am Hof vergl. Michelet, Histoire de France au XVIII. siècle. Louis XV. 1724—1757, p. 174—183.

[2]) Histoire de mon temps, Chap. 3.

in Petersburg unterstützte er die Politik Österreichs. Als aber Friedrich die Schlacht bei Mollwitz gewann, hielt man in Dresden Maria Theresia für verloren. Da diese das Angebot zurückwies, zu helfen und bei der Kaiserwahl für Franz Stephan zu stimmen, wenn Österreich in achtzehn Jahren zwölf Millionen Thaler zahle, einen Landstrich in Nordböhmen zwei Meilen breit abtrete, auf dem der König von der Lausitz nach Polen auf eigenem Gebiete gelangen könne, und wenn der neue Kaiser, im Falle er keinen Sohn bekomme, den sächsischen Kurprinzen zum römischen Könige ernenne — so verletzte diese Weigerung in Dresden und man beschloss aus dem österreichischen Schiffbruche etwas zu erhaschen.

Bayern. Von Sachsen gieng Belleisle nach Bayern, wo er mit königlichen Ehren empfangen wurde und im Schlosse Nymphenburg Wohnung erhielt. Hier soll am 22. Mai der schmachvolle Nymphenburger Vertrag[1]) unterzeichnet worden sein, worin Frankreich versprach, dem Kurfürsten auf sein Verlangen 16.000 Mann und 1¼ Jahr hindurch monatlich zwei Millionen zur Aufrechthaltung seiner gerechten Ansprüche an das österreichische Erbe zu senden; verlange er weitere 20.000 Mann, monatlich drei Millionen zu ihrer Erhaltung; ein drittes Heer von 60.000 Mann werde Frankreich im Falle der Erhebung Karl Alberts zur Kaiserwürde an den Niederrhein senden. — Dagegen soll der Kurfürst versprochen haben, sobald er Kaiser sei, nie die vom französischen Heere besetzten Städte und Provinzen zurückzufordern, sondern Frankreich im Besitze derselben zu bewahren. Frankreich hatte es auf Belgien und Luxemburg abgesehen und für seine Hilfe hatte ihm also der Bayer diese Provinzen, also die Vorposten des Reiches, angeboten. Schändlich war jedenfalls der Vertrag, der am 28. Mai im gleichen Schlosse Nymphenburg zustande kam. Spanien zahlte an Karl Albert die nöthigen Summen, um 12.000 Mann anzuwerben; er dagegen versprach, die Hälfte davon nach Süden zur Eroberung Lombardiens für Don Philipp zu entsenden. Elisabeth hatte für Don Philipp anfangs Tirol, später Trient, Friaul und Krain verlangt.

Nymphenburger Vertrag.

Die wichtigsten Punkte waren in geheimen Verträgen ausbedungen, dennoch wusste Wasner, der österreichische Gesandte in Paris, das Wesentliche herauszubringen,[2]) Fleury warf er offen seinen Wortbruch vor. Kanzler Unertel in München, welcher des Unglückes, das Max Emanuels Verfahren im spanischen Erbfolgekriege über Bayern gebracht, gar wohl sich erinnerte, rieth seinem Herrn vom Bunde mit Frankreich gegen Österreich ab:[3]) zum Abschlusse des Vertrages in Nymphenburg ward er darum nicht beigezogen. Er ahnte Unheil; er wollte in den Saal der Berathung, fand ihn aber geschlossen. Da stieg er auf einer Leiter an das Fenster hinauf, drückte mit seinem Hute die Scheibe ein, steckte den

---

[1]) Der Vertrag, bald in einem Flugblatt gedruckt, von Frankreich und Karl Albrecht jedoch als gefälscht bezeichnet, existiert nicht mehr im Original. Schlosser aber will ihn im Archiv des Ministeriums des Äußeren in Paris gesehen haben und nahm Abschrift davon. In seinem Nachlass fand sie sich nicht. Heigel stellt („Ausgb. Allgem. Zeitung" 1873, Beilage Nr. 248—249) mit gewichtigen Gründen denselben in Frage.

[2]) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, II, S. 24.

[3]) Arneth, l. c. I, S. 193.

Kopf durch die Öffnung und schrie aus Leibeskräften: „Um Gottes Willen, gnädiger Herr, keinen Krieg mit Österreich, keinen Bund mit Frankreich; denken Sie doch an Ihren ruhmvollen Vater.“ — Graf Törring aber zog den Degen und schrie: „Krieg, Krieg!“ — Und der schwache Kurfürst unterschrieb, zu seinem und Bayerns Unglücke.

Schwierig war es für Frankreich, Sachsens und Bayerns Ansprüche in Einklang zu bringen. Beide Kurfürsten waren mit Töchtern des Kaisers Josephs I. vermählt. Der Sachse verlangte außer Mähren auch Nordböhmen mit Prag, um auf seinem Gebiete nach Polen zu gelangen. Der Bayer wollte nur Mähren zugestehen. Endlich im September bestimmte Fleury, dass der Sachse außer Mähren einen schmalen Streifen des nördlichen Böhmen haben sollte. Dafür versprach Sachsen, 20.000 Mann zum bayrisch-französischen Heere stoßen zu lassen, das in Böhmen eindringen sollte. Friedrich schloss den mit Belleisle früher im Lager von Mollwitz verabredeten Vertrag am 5. Juli ab, mit der Bedingung, dass die Franzosen ihre Unternehmungen vor Ende August beginnen sollten, und dass dieser Vertrag geheim bleibe, bis seine Veröffentlichung dem preußischen Staatsinteresse nicht mehr nachtheilig sein könnte. — Durch ganz Europa wurde jetzt eifrigst gerüstet.[1] — Sachsen.

England.

Aber wo waren damals die Verbündeten Österreichs, England und Russland, welche beide die Pragmatische Sanction mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten durch Verträge verpflichtet waren? England, welches über 80 große und 150 kleine Kriegsschiffe, über 30.000 Mann Landtruppen verfügte, zu denen Dänemark für eine Jahresrente von 150.000 Thalern 6000 Mann stellte, Hessen gegen Hilfsgelder gleichfalls 6000 Mann und Hannover 22.000 Mann; Russland, das über 170.000 Mann, 12 große und 26 geringere Kriegsschiffe und 40 Galeeren verfügte! Beide Mächte waren durch eigenthümliche innere Verhältnisse wie gebunden. Zudem wurde England in einen Krieg mit Spanien, Russland in einen Krieg mit Schweden verwickelt.

Englands König, Georg II., haben wir oben geschildert. Als Minister behauptete, für England ungewöhnlich lang, nämlich von 1721—1742, Robert Walpole die Gewalt — ein Mann des Friedens, der im innigsten Verkehre mit Fleury durch seinen Bruder Horace, den englischen Gesandten in Paris, stand und dadurch die europäische Ruhe zu erhalten suchte, dass er mit Frankreich Hand in Hand gieng. Walpole hatte aber immer eine starke Opposition im Parlament gegen sich, und zwar von Whigs. Die Tories hatten keinen befähigten Führer und die Jakobiten waren entmuthigt. Männer der eigenen Partei waren also seine Gegner und nicht ohne seine eigene Schuld. Statt den fähigen und — Walpole.

[1]) Arneth, l. c. I, S. 210 ff. — Ranke, l. c. II, S. 274.

aufstrebenden Kräften seiner Richtung Theil an der Regierung zu gestatten, war sein Ehrgeiz so groß, dass er einen Nebenbuhler fürchtete, dass er auch mit ehemaligen Freunden nicht lange zusammengehen konnte, und bald unversöhnlich mit ihnen zerfiel, oder, wie Hume sagt, maßvoll in Ausübung der Gewalt und unbillig im Aneignen derselben war.[1]) So kam es, dass die fähigsten der Gesinnungsgenossen im Bunde jeden Vorwand ergriffen, um Walpole in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und von der Gewalt zu vertreiben. Er wollte Frieden, sie drängten zum Kriege und warfen ihm vor, zu Hause sei er gebieterisch, gegen das Ausland aber unterthänig und kriechend; für England sei er ein Kettenhund, für Spanien ein Schoßhund; und zwar wollten sie einen Krieg mit Spanien, von dem die neueren englischen Geschichtschreiber nahezu einstimmig sagen, er sei nicht zu rechtfertigen gewesen, indem die Klage über Bedrückungen des Handels nach Südamerika eigentlich nur die Beschwerde sei, dass den englischen Kaufleuten nicht gestattet wurde, ungestraft zu schmuggeln.

Streit mit Spanien. Nach einem Handelsvertrage von 1667 hatten Spanien wie England das Recht, geschmuggelte Waren wegzunehmen und die in der Nähe von ihren Häfen oder in ihren Meeren segelnden Schiffe zu durchsuchen; englische Schiffe sollten nach dem Vertrage von 1670 den Küsten der spanischen Colonien nicht nahe kommen dürfen, ausgenommen sie müssten gegen einen Sturm Schutz suchen oder besäßen eine besondere Erlaubnis zum Handel. Eine Assiento. solche besondere Erlaubnis gewährte 1713 der Assiento-Vertrag. Allein die Engländer wandten jede List an, um die enggezogenen Grenzen zu überschreiten und die spanischen Zollgesetze zu hintergehen. Das eine Schiff, welches die Südseegesellschaft alljährlich abschicken durfte, schien unerschöpflich, denn in der Nacht kamen immer wieder andere Schiffe, die es mit frischen Waren versahen. Ganze Geschwader liefen häufig in spanische Häfen ein, angeblich um Ausbesserungen vorzunehmen und ihrer Mannschaft Erholung zu verschaffen, in Wahrheit aber um englische Waren zu verkaufen. So kam es, dass die englischen Waren in den Colonien raschen Absatz fanden, dass dagegen die Einnahmen Spaniens sich schnell verminderten.[2]) Natürlich, dass von Madrid der Befehl ergieng, dem Schmuggel zu steuern, dass gegen einzelne Engländer, die man auf der That ertappte, Strenge angewendet wurde, und dass die englischen Kaufleute nach Krieg gegen Spanien schrien. Walpole suchte bei der spanischen Regierung zu vermitteln, denn Frankreich war durch den Familienvertrag von 1733 zu Schutz und Trutz mit Spanien verbunden und ein Krieg mit Spanien war daher für England zugleich ein Krieg mit Frankreich, aus dem leicht ein Weltkrieg sich entwickeln konnte.

Aber gerade weil der Minister den Frieden so eifrig zu wahren suchte, drängten die Gegner auf Krieg, und es ist ein Zeichen für den Charakter der Opposition, dass die Mehrzahl ihrer begabten Vertreter von der Falschheit ihrer Vorwände überzeugt waren. Abschaffung des Durchsuchungsrechtes oder Krieg mit

---

[1]) Mahon, l. c. III, Chap. 26, Anfang. Tauchnitz ed. III, p. 1—10.
[2]) Ibid. II, Chap. 20, p. 275—281. — Assiento = Vertrag, Pacht.

Spanien — war die Losung. Der Capitän einer Handelsschaluppe, die offenbar Schmuggel getrieben hatte, Jenkins, hatte, von den Spaniern angehalten, mit der Rache der britischen Majestät gedroht. Die Spanier aber rissen ihm im Streite eines seiner Ohren ab und warfen es ihm mit den Worten ins Gesicht: „Da bring das deinem König." Jenkins hob das Ohr auf, wickelte es in Baumwolle, trug es immer bei sich und schlug Gewinn aus der Misshandlung. Jenkins Ohr (Jenkins's ears)[1]) wurde Feldgeschrei und warb der Opposition Freiwillige. Sieben Jahre nach der angeblichen Misshandlung, 1738, wurde Jenkins vor dem Parlamente verhört. Als ihn ein Mitglied fragte, was er empfunden habe, als er in den Händen der Barbaren war, antwortete Jenkins gewandt: „Ich empfahl meine Seele Gott und meine Angelegenheiten meinem Vaterlande." — Diese Worte flogen durch das Land, sie gossen Öl in das Feuer. Vergebens erwirkte der Minister von Spanien das Versprechen einer Entschädigung. Von allen Seiten drängte man zum Kriege. Walpole musste sich dazu entschließen oder abtreten. Er hielt den Krieg für ungerecht, für ein Unglück, aber wie Fleury schied auch er nicht gern von der Gewalt und hoffte die Gegner zu beschwichtigen dadurch, dass er sich zu ihrem Werkzeuge hergab. Vom Könige von Spanien forderte er die unbedingte Aufhebung des Untersuchungsrechtes, die unverzügliche Entrichtung der Entschädigung — und als die Antwort „nein" lautete, so wurde in London am 19. October 1739 die Kriegserklärung erlassen. Das englische Volk nahm sie mit Jubel auf. Von allen Kirchen Londons läuteten die Glocken. „Jetzt schlagen die Glocken zusammen," murmelte Walpole, „bald werden sie die Hände zusammenschlagen." — Zum Unglücke für seinen Ruhm blieb er aber doch Minister, auch entdeckte er bald, dass er durch seine Nachgiebigkeit seine Lage nicht verbessert habe.[2]) Jenkins.

Unter den Männern der Opposition machte sich damals zuerst William Pitt bemerkbar. Er ist geboren zu Chatam 1708, der jüngere Sohn aus einer alten Familie, die über einen Burgflecken verfügte. Seine Studien machte er in Eton und Oxford. Ein ererbtes Gichtleiden zwang ihn die Hochschule zu verlassen, ehe er einen Grad erlangt hatte. Pitt suchte Heilung im Auslande und bereiste Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr bekam er eine Fähnrichstelle, trat 1735 für Oldsarum ins Parlament. Seine erste Rede war sehr geziert, voll Wortschwall, desungeachtet machte der Redner einen tiefen Eindruck durch seine edle und schlanke Gestalt, durch sein feuriges Auge, durch den Umfang seiner Stimme, „welche silberne Reinheit mit der Majestät der schwellenden Klänge der Orgel verband".[3]) Niemand konnte eindringlicher sprechen, als der ältere Pitt, und nie sprach er besser, als wenn er nicht vorbereitet war. Macaulay sagt mit Recht von ihm, er sei der Sclave und nicht der Herr seiner eigenen Reden gewesen. Seine vorbereiteten Reden waren geziert, wenn er aber unvorbereitet in Erregung kam, so ergoss sich der Reichthum seiner Gedanken in den lebendigsten Bildern, in den glücklichsten Anspielungen, in den leidenschaftlichsten Berufungen, wie ein Strom, der seine Dämme durchbrochen hat. Sein Sarkasmus war furchtbar, er zermalmte seine Gegner. Nie war ein Redner gefürchteter als Pitt. Sein stetes Studium waren Demosthenes und Bolingbroke. Franklin erklärt, er habe im Verlaufe seines Lebens zuweilen Beredsamkeit ohne Weisheit, oft aber auch Weisheit ohne Beredsamkeit gehört, bei Lord Pitt.

[1]) Mahon, l. c. II, p. 281 ff.

[2]) Ibid. II, p. 291—299.

[3]) Ibid. III, p. 11—21. — Macaulay, Critical and historical Essays. Tauchnitz ed. II. Thackerays History of the Earl of Chatham, p. 225 ff.

Chatam aber hätten sich beide vereinigt. Pitt liebte gleich sehr die Macht und den Ruhm. — Von Bestechlichkeit, wie sie damals in England so verbreitet war, hielt er sich frei. Das Volk, dessen Sache er führte, nannte ihn deshalb den „großen Commoner" und wurde seine Stütze. Festigkeit des Willens war seine Stärke. Oberst Gray sagte von ihm im Unterhause: „Er besaß das glückliche Talent, allen denen, welchen er einen Antheil an der Ausführung seiner Pläne einräumen wollte, seinen eigenen Eifer in die Seele zu gießen, und es ist vielen hier im Hause anwesenden Beamten wohlbekannt, dass nie jemand das Cabinet des Grafen betreten hat, ohne sich bei seinem Scheiden aus demselben als einen braveren Mann zu erkennen, als er da war, wie er über die Schwelle schritt."

So war der junge Mann, der jetzt in die Reihe der begabten Gegner Walpoles eintrat und bald für das Haupt derselben galt. Der Minister wollte an ihm ein Exempel statuieren und entließ Pitt aus dem Dienste. Dieser verlor übrigens nichts dadurch, denn der Prinz von Wales, welcher sich der Patriotenpartei angeschlossen hatte, machte ihn zu seinem Kammerherrn. Walpole dagegen bekam bittere Dinge zu hören. Er verlor immer mehr Boden und hatte keine

Jakobiten.

Aussicht, ihn wieder zu gewinnen. Die Jakobiten fassten wieder Hoffnung beim Ausbruche des Krieges. 1740 bildete sich in Schottland ein geheimer Bund von mächtigen Edelleuten zu Gunsten der verbannten Familie. Fleury begann ihnen ein günstiges Ohr zu leihen, sobald er überzeugt war, dass Frankreich in den Krieg zwischen England und Spanien werde hineingezogen werden.

Angriff der spanischen Colonien.

Indes begann der Krieg zur See. England sendete zwei Geschwader aus: das eine unter Commodore Anson sollte Cap Horn umschiffen und die Küsten von Peru plündern; das andere unter Admiral Vernon sollte Portobello und die Ostküste angreifen. Die Fahrt Ansons ist durch die schöne Beschreibung,

Anson.

welche sein Schiffsgeistlicher Walter davon entwarf, weltberühmt geworden.[1]) Georg Anson, geboren 1697 in Staffordshire, widmete sich von Jugend an dem Seewesen und zog durch Klugheit und Unerschrockenheit in der Gefahr die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, so dass er schon im dreißigsten Jahre Befehlshaber eines Schiffes und jetzt 1739, wo England die unbedingte Herrschaft zur See erringen wollte, Commodore eines Geschwaders von sechs Schiffen wurde, mit ungefähr 1400 Mann Bedeckung. Am 18. September 1740 lichtete er die Anker. So wenig hatte Walpole bisher für das Seewesen gethan, dass man Mühe hatte, die Flotte mit Matrosen zu bemannen. Diese Zögerung war schuld an vielem Unglück. Anson kam in der stürmischen Zeit an das Cap Horn. Das Meer thürmte sich zu Bergen empor. Die ältesten Matrosen gestanden, was sie bisher für Sturm gehalten, seien sanfte Lüfte gewesen. Dazu kam Kälte, Hände und Füße erfroren. Beim geringsten Ruck brachen die Taue. Als viele glaubten, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, fanden sie auf einmal, dass sie zurückgetrieben waren. Die Stürme wütheten von neuem. Die Schiffe verloren einander.

Juan Fernandez.

Zum Glück hatte Ansons Vorsicht für einen solchen Fall die Insel Juan Fernandez zum Sammelpunkte bestimmt. Am 10. Juni 1741 warf der „Centurio" Anker an der damals unbewohnten Insel im Augenblick, wo die Noth am höchsten war. Nicht bloß den Stürmen waren viele erlegen, sondern 200 Mann von einem Schiffe waren durch den Scorbut zugrunde gegangen. Die wenigen Über-

[1]) Voyage round the World in the years 1740—1745 by Georges Lord Anson; compiled from his papers by Richard Walter.

lebenden erholten sich übrigens bald auf der Insel, die durch ihre duftenden Wälder, reinen Quellen, vortrefflichen Kräuter ebenso berühmt ist, als durch die Schicksale des Alexander Selkirk, eines schottischen Matrosen, der, von seinen Kameraden zurückgelassen, hier jahrelang in der Einsamkeit zubrachte, und dessen Erzählung Defoe die Anregung gab zu seinem berühmten Roman „Robinson Crusoe". Nach und nach trafen drei andere Schiffe ein, alle im kläglichsten Zustand. Von der Mannschaft war kaum ein Drittheil gerettet. Das Schiff „Die Wette" war gescheitert, dreißig seiner Matrosen hatten sich auf einem Boot bis zum Rio Grande in Brasilien gerettet. Ein Midshipman hat später ihre Leiden und Abenteuer beschrieben, Byron, der Großvater des berühmten Dichters. Doch das Unwetter hatte nicht allein die englische Flotte geschädigt, auch ein spanisches Geschwader, das gegen sie ausgerüstet war, wurde von den Stürmen am Cap Horn so umher gestoßen, dass zwei Schiffe versanken. Noch mehr als am Scorbut litten aber die Spanier durch Mangel an Lebensmitteln, so dass der Admiral Don Josef Pizarro umkehrte und in Rio de la Plata Erholung suchte. Anson aber machte auf der Insel Fernandez drei Schiffe wieder segeltüchtig, obschon er nur 365 Mann noch besaß, und brach auf zur Verfolgung der Feinde; er vollbrachte, wie ein echter Seekönig, Heldenthaten in Normannenart: nahm Schiffe weg mit großer Ladung, erstürmte die reiche Stadt Paita und wollte dann in der Nähe von Panama landen, um sich von dort über die Landenge von Darien mit dem Admiral Vernon in Verbindung zu setzen. Als er aber das Unglück vor Carthagena erfuhr, beschloss er die große Manilla-Gallione zu erjagen, welche im Juli jedes Jahres von Manilla absegelte und im December vor Acapulco ankam. Bald begann er die Fahrt über das weite Stille Meer. Scorbut und Stürme schädigten seine Schiffe, so dass er eines derselben zerstören und die Mannschaft an Bord nehmen musste; bloß mit einem Schiff, worauf nur mehr 71 Mann diensttauglich waren, erreichte er eine der Ladronen. Während hier alles geschah, um das Schiff zu kalfatern, und Anson mit dem größeren Theil der Mannschaft deshalb am Lande sich befand, trieb ein Äquinoctialsturm das Schiff weit in die See hinaus. Nach unsäglichen Anstrengungen kam Anson wieder in den Besitz desselben und steuerte jetzt nach Macao, wo aber der sinesische Statthalter ihm keine Lebensmittel verabreichen wollte. Nur die Drohung, dass er die Stadt und die Schiffe im Hafen in Brand stecken, und dass im Nothfalle seine ausgehungerten Engländer an den wohlgefütterten Sinesen sich erholen würden, machte den Mandarin nachgiebig. Im Jahre 1743 trieb Anson eine der spanischen Gallionen auf, welche ihre stolze Flagge senkte, nachdem sie im heftigen Kampfe 51 Todte und Verwundete zählte. 1744 landete Anson in Spithead, nach einer Seereise von drei Jahren und drei Monaten. Die Beute im Werte von zehn Millionen wurde auf 32 Wagen unter dem Schalle von Trommeln und Drommeten durch die Straßen von London geführt. Ansons Name war auf aller Lippen, er hatte eine Fahrt um die Welt gemacht; dennoch sagte man von ihm, er sei nie in der Welt gewesen — so gutmüthig und unvorsichtig benahm er sich in der Gesellschaft.[1])

Das zweite Geschwader unter Vernon segelte im Juli 1739 von England ab und erschien am 20. November vor Portobello. Da die Stadt auf einen Angriff nicht gerüstet war, so war die Eroberung leicht — die Engländer verloren nur sieben Mann —, doch wurde sie von den Gegnern des Ministers

Vernon. Portobello.

---

[1]) Mahon, l. c. III, p. 35—59.

als eine große Heldenthat gepriesen, weil Vernon zur Patriotenpartei gehörte und in Angriffen gegen Walpole bisher der maßloseste gewesen. Es regnete Ehren auf den Sieger. Dies machte ihn aber eitel und anmaßend. Trotz Warnungen wollte er doch Carthagena wegnehmen, das aber von den Spaniern heldenmüthig vertheidigt wurde. Der Angriff scheiterte unter großen Verlusten (März 1741). Die Mannschaft schwand von 6600 auf 3200 Mann herunter. Auch ein Angriff auf Cuba misslang. Eine aufgefangene Depesche des französischen Kriegsministers zeigte den Engländern, dass sie im Falle des Sieges einen Angriff von der französischen Flotte zu fürchten gehabt hätten.[1])

Carthagena.

Man swar also jetzt schon auf sehr gespanntem Fuße mit Frankreich. Im November 1740 trat das Parlament wieder zusammen. Die Opposition stellte einen Antrag auf Entlassung Walpoles für immer aus dem Rath und der Gegenwart des Königs, denn er habe sich die alleinige Leitung der Geschäfte angemaßt, die Verfügung über alle Ämter, Gnadengehalte, Titel und Orden, wie über alle bürgerlichen, militärischen und kirchlichen Beförderungen an sich gerissen; er fordere bei den Wahlen im Parlamente blinde Unterwürfigkeit. Der Angeklagte vertheidigte in glänzender Weise seine Haltung im Innern und seine ganze äußere Politik und siegte im Unterhause mit 290 gegen 106, im Oberhause mit 118 gegen 59 Stimmen.

Anklage Walpoles abgewiesen.

Eine der brennendsten Fragen war jetzt das Verhalten zur österreichischen Verwicklung. Ehre und Politik trieben, Maria Theresia zu unterstützen. Walpole beantragte, ihr mit 300.000 Pfund zuhilfe zu kommen und für sie die vertragsmäßige Truppenmacht von 12.000 Mann zu stellen. Auch bisherige Gegner unterstützten ihn hierin, nur hatte der Minister das Ziel, den Bund gegen Maria Theresia dadurch aufzulösen, dass er den König von Preußen von ihm trenne, und in einen Verbündeten verwandle. Hierin handelte Walpole ganz nach dem Herzen König Georgs II., der bange für sein Stammland Hannover das Schwert erst ziehen wollte, wenn Hannover von Seite Preußens gesichert sei. Darum kam ein englischer Gesandter 7. Mai 1741 zu Friedrich II. mit dem Antrage eines Waffenstillstandes. Friedrich solle Nieder-Schlesien mit Breslau erhalten, dafür 300.000 Gulden erlegen und mit seiner gesammten Macht für die Pragmatische Sanction eintreten und seine Stimme bei der Kaiserwahl für Franz Stephan geben. Friedrich II. besorgte aber, die Engländer wollten ihn nur hinhalten, bis sie gerüstet wären, und schloss rasch den Bundesvertrag mit Frankreich ab.

Eifer für Österreich.

Antrag bei Friedrich II.,

Auf die Mahnung des Engländers, er möge hochherzig Deutschland den Frieden geben, antwortete Friedrich II.: „Reden Sie mir nichts von Seelengröße. Ein Fürst muss zu allererst auf seinen Vortheil denken; ich muss die vier Herzogthümer haben und ich werde sie bekommen.“ — Nicht weniger hatte der englische Gesandte Robinson in Wien Mühe, Maria Theresia zur Nachgiebigkeit zu stimmen, sie wollte von irgend einer Abtretung in Schlesien nichts wissen:

[1]) Mahon, l. c. III, p. 59—69.

„Staatsklugheit, Ehre und Gewissen verbieten es mir. Kaum hätte ich einen Feind zufriedengestellt, so würde ein anderer aufstehen, den ich wieder befriedigen müsste.“ Noch dringender schilderte der Engländer auf der einen Seite die Gefahr der Königin und auf der anderen den Vortheil, wenn sie Preußen gewinne. Endlich rief sie: „Was gäb' ich nicht statt Schlesien! Mag der König von Preußen alles nehmen, was wir in Geldern haben!“ — Robinson reiste zu Friedrich, den er am 7. August in Strehlen traf, und bot ihm Geldern an. „Was haben wir in Geldern verloren?“ entgegnete Friedrich II., „wer verbürgt mir es? Ich bin an der Spitze eines unüberwindlichen Heeres und Herr eines Landes, das ich haben will. Ich kann die Protestanten in Schlesien nicht der Tyrannei ihrer Verfolger überliefern. Meine Ahnen würden aus den Gräbern aufstehen und mir zurufen: ‚Du gehörst nicht zu unserm Blut!‘“ — Am 10. August besetzten die Preußen in der That Breslau, am 12. nahm Friedrich die Huldigung an. Die Unterhandlung hatte sich also zerschlagen. Niemand war froher darüber als Maria Theresia, die nur aus Rücksicht auf England nachgegeben hatte: „Breslau ist genommen, unsere Vorschläge sind verworfen“, sagte sie, „unsere Antwort ist gegeben, alles ist zu Ende.“ — Von neuem drang England auf Nachgiebigkeit, ihre eigenen Räthe stimmten den gleichen Ton an. Lange sträubte sich die starkmüthige Königin: „Soll das Haus Österreich zugrunde gehen, so ist es gleichgiltig, ob es durch Bayern oder Preußen geschieht.“ Endlich gab sie nach: Friedrich möge Nieder-Schlesien mit Breslau und einem guten Theile Ober-Schlesiens haben, wenn er sich mit ihr gegen Frankreich verbinde: „Placet, da kein anderes Mittel zu helfen, obwohl mit größtem Herzeleid.“ — Robinson eilte mit dem Angebot zu Friedrich, der aber antwortete: „Es ist zu spät! Die Königin von Ungarn soll sich der ganzen Schwere des Schicksals fügen!“

bei Maria Theresia, abgelehnt.

Breslau.

Und in der That schienen die eisernen Würfel gegen Österreich zu rollen. Die Franzosen drangen so rasch gegen den Niederrhein vor, dass König Georg II., welcher in Hannover ein Heer sammelte, für seine kurfürstlichen Besitzungen zitterte und 16. September 1741 einen für Hannover auf ein Jahr giltigen Neutralitätsvertrag abschloss. So hatte denn Maria Theresia von Georg II. zunächst keine Hilfe zu erwarten. —

Neutralitäts-Vertrag.

Sturz von Iwan Antonowitsch und Anna Leopoldowna. Elisabetha Petrowna 1741—1761.

Aber auch nicht von Russland, wo in diesem Jahre wichtige Dinge vor sich giengen. Früher wurde gezeigt,[1]) wie Anna, die Mutter Iwans III., zur Gewalt gelangte, 20. November 1740. Sie wusste sich jedoch nur kurz zu behaupten, denn sie verstand nicht, die Russen zu gewinnen. Die Großen fühlten sich zurückgestoßen.

Russland.

Der englische Gesandte Finch schrieb an seine Regierung am 21. Juni 1741:[2]) „Die Zukunft ist unsicher. Die Regentin scheint Kopf, durchdringenden Verstand,

[1]) Vergl. oben S. 236—237.
[2]) La Cour de Russie il-y-a cent ans, 1725—1783. Extraits des dépèches des Ambassadeurs anglais-français, p. 85.

Großfürstin Anna. ein gutes Herz und menschliches Gefühl zu haben, aber ihr Charakter ist zu verschlossen, sie liebt zu sehr die Zurückgezogenheit. Sie leidet, wenn sie öffentlich auftreten muss; sie bringt den größten Theil ihrer Zeit bei ihrer Hofdame Fräulein Mengden zu und hängt ihr an mit einer Zärtlichkeit, wie sie nur ein Liebhaber gegen seine Geliebte hegen kann." Fräulein Mengden verlobte sich mit dem schönen sächsischen Grafen Lynar, dem frühern Geliebten der Regentin, der 1735 Russland hatte verlassen müssen und jetzt wieder gekommen war. Ein anderer Gesandter meldet, dass die wichtigsten Papiere wochenlang zur Unterschrift liegen bleiben, dass die Regentin tagelang in einem sehr einfachen Negligé, die Haare mit einem Schnupftuch umwunden, das ihr statt einer Nachthaube diene, in ihren Gemächern eingeschlossen bleibe, ohne irgend jemanden als die Vertrautesten zu sehen.[1]) Von der Mengden bemerkte der englische Gesandte:[2]) „Sie hat weder Witz, noch Bosheit"; vom Gemahl Annas, dem Prinzen von Braunschweig, es mangle ihm die Würde in seinem Benehmen, er habe keine Erfahrung in den Geschäften, Ostermann müsse ihn erst einführen, übrigens sei die Regentin so eifersüchtig auf ihre Gewalt, dass sie ihrem Manne auch nicht den geringsten Theil derselben einräume. — Alles würde besser gehen, wenn die Regentin öfters öffentlich auftreten würde und gesprächiger wäre, woran die Russen durch die letzten Regierungen gewöhnt wären. Mit andern Worten: die Regentin

Münnich. blieb ohne Fühlung mit dem Geiste ihres Volkes. Ihre Stütze war Münnich: er hatte sie zur Regentin gemacht, aber er fühlte dies auch. Er war ein hochfahrender, alter Soldat. Finch schreibt am 7. März:[3]) „Die Regentin sagte mir: Münnich habe den Herzog von Kurland mehr aus Ehrgeiz als aus Anhänglichkeit für sie gestürzt, und obschon sie infolge davon die Frucht des Verrathes gepflückt habe, so könne sie doch den Verräther nicht achten. Überdies sei seine Anmaßung auf die Dauer unerträglich; um ihre wiederholten und bestimmtesten Befehle kümmere er sich gar nicht, wage es in einemfort, ihrem Gemahl zu widersprechen; er habe zu viel Ehrgeiz und einen zu unruhigen Charakter, als dass man sich auf ihn verlassen könne! Es wäre ihr lieb, wenn er auf seine Güter in der Ukraine gehen und da seine Tage beschließen würde." — In der That machte Münnich, was er wollte. Die Regentin wollte Maria Theresia helfen, Münnich aber schloss einen Allianzvertrag mit Preußen und sagte zum Marquis Botta, welcher Hilfe für Österreich begehrte: man habe sich ja in Wien beim letzten Türkenkriege nichts weniger als beeilt, um Russland die vertragsmäßige Hilfe zu leisten; er wundere sich, dass man sich in Österreich schon in solchen Nöthen befinde, da ihnen der König von Preußen doch nur mit 20.000 Mann zusetze; wenn sie sich auf einen solchen Angriff nicht besser gefasst gehalten hätten, so würden ihnen auch 30.000 Russen nichts helfen, und es sei schwer, ein Land zurückzuerobern, wo die Unterthanen selbst nach einem andern Herrn seufzen.[4]) — Es war also in der Regierung selber Zwiespalt. Der Oberhofmarschall Löwenwolde und der Minister des Äußern, Ostermann, arbeiteten nach Kräften gegen Münnich, dessen Geschäftskreis nach und nach beschränkt wurde. Voll Verdruss darüber forderte Münnich zweimal seine Ent-

---

[1]) Herrmann, Geschichte des russischen Staates, IV, S. 661.
[2]) La Cour de Russie, p. 86.
[3]) Ibid. p. 81.
[4]) Bericht Pezolds bei Herrmann, l. c. IV, S. 667.

lassung. Am 3. März 1641 ward sie ihm zutheil, aber unter Bezeugung der höchsten Ungnade. Unter Trommelschlag wurde die Entlassung des Feldmarschalls in Petersburg verkündet, einige seiner Vertrauten unter den höheren Beamten wurden gefangen gesetzt. Man fürchtete, wenn man ihm die Macht nur einige Stunden noch lasse, könne er einen Staatsstreich wagen. Münnich schien die Sache mit Ruhe hinzunehmen, wurde aber sorgfältig überwacht. Finch erzählt,[1]) es sei Befehl gegeben worden, ihn lebendig oder todt zu packen, wenn er bei Nacht die Wohnung der Prinzessin Elisabeth besuche. Der Fall Münnichs hatte übrigens für Österreich keinen Nutzen. Ostermann, der an seine Stelle trat, war ein geborener Unterthan Preußens und verleugnete seine Vorliebe für seine Heimat durchaus nicht. Münnichs Sturz.

Die Prinzessin Elisabeth war in der That die wahre Gefahr für Anna: sie war eine Tochter Peters I. und Katharinas und bisher ihr Recht an die Thronfolge nur wegen ihres anstößigen Lebens nicht berücksichtigt worden. Sie hatte Liebesverhältnisse mit gemeinen Soldaten, trank gern Brantwein, liebte den Putz, besuchte aber auch fleißig die Kirche, war sehr abergläubisch, freundlich gegen jedermann und gesprächig, verschwenderisch — ihre gemeinen Neigungen machten sie gerade beim Volke beliebt. Sie schien ganz harmlos nur dem Genusse zu leben und ohne allen Ehrgeiz zu sein, wenn sie nur immer Geld genug zu verschwenden hatte und man ihren Vergnügungen nicht in den Weg trat. Aber es gab schon Leute, die ihren Ehrgeiz stachelten und sie an ihr Recht erinnerten, und zwar war dies La Chétardie, der französische Gesandte, im Bunde mit dem schwedischen: sie fürchteten, die Regentin werde Maria Theresia doch noch Hilfe schicken, und darum sollte Anna gestürzt und Elisabeth auf den Thron erhoben werden.

Den Vermittler bildete der Leibarzt der Elisabeth — Lestocq aus Hannover, ein geborener Franzose, und ein Musiker Schwarz. La Chétardie besuchte oft in der Nacht die Wohnung der Elisabeth. Aber man hatte Mühe, sie nach und nach zu einem Unternehmen fortzureißen. Man stellte ihr vor, der Hof wolle sie in ein Kloster stecken, während sie doch keinen Zoll Nonnenfleisch an sich habe. Anna trug sich hinwieder einige Zeit mit dem Gedanken, sie mit dem Bruder ihres Gemahls zu vermählen und diesen zum Herzog von Kurland wählen zu lassen. Elisabeth hingegen, an Ungebundenheit gewöhnt, wollte nichts von einer Heirat hören, doch zeigte sie sich verletzt, als man den persischen Gesandten, der für Nadir-Schah um ihre Hand werben wollte, nicht zu ihr ließ. Lestocq.

Der Schah schickte nämlich nach seinen Eroberungen in Indien eine glänzende Gesandtschaft an den Kaiserhof mit einem Gefolge von 3000 Mann und 14 Elephanten, wovon neun für den Kaiser, einer für die Großfürstin, einer für Elisabeth und einer für Ostermann bestimmt war. Glänzende Geschenke, Armspangen, Ringe mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, kostbare Stoffe wurden überreicht: der Schah habe die dem Großmogul abgenommene Beute mit einem so guten Bundesgenossen, wie der russische Kaiser, theilen wollen. Für Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth versprach der Schah, die christliche Religion in Nadir-Schah.

[1]) La Cour de Russie.

seinen Staaten einzuführen. Wahrscheinlich hatte es Nadir auf eine Vereinigung Russlands mit Persien abgesehen. Dass sie dem persischen Gesandten gar keine Audienz ertheilen durfte, ärgerte Elisabeth, sie ließ Ostermann sagen: [1]) „Er bilde sich zwar ein, mit seiner Scheinheiligkeit die ganze Welt zu blenden; sie wisse aber sehr wohl, dass nur er bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit sie zu demüthigen suche; dass auf seinen Rath wider sie Anordnungen getroffen würden, an welche die Großfürstin in ihrer Herzensgüte für sich zu denken nicht vermögend sei; er vergesse, wer die Prinzessin und wer er selbst sei, und dass es ihr Vater gewesen, dem er es zu danken habe, dass er aus einem Schreiber das geworden, was er jetzt sei; sie hingegen werde nie vergessen, was ihr von Gott und ihrer Geburt zukomme; er könne versichert sein, dass sie sich hierin nichts vergeben werde."

Schweden. Während so auf Betrieb des französischen Gesandten der Ehrgeiz Elisabeths rege gehalten wurde, und ihr Lestocq unaufhörlich von ihren Rechten auf den Thron sprach und von der allgemeinen Anhänglichkeit des Volkes an sie, zündete **Frankreich** eine andere Mine gegen Anna und gegen Maria Theresia in **Schweden** an. Hier war seit dem Tode Karls XII. die Anarchie am Ruder. Alle Gewalt war beim Adel, das Königthum war ein Schatten. Der Adel aber theilte sich in zwei Parteien, die der Hüte und der Mützen. Die Hüte giengen am französischen, die Mützen am russischen Leitseil. An der Spitze der Hüte stand Gillenborg, Horn dagegen leitete die Partei, welche mit Russland in gutem Einvernehmen bleiben wollte. Das französische Gold war aber mächtiger, als die Einsicht derer, welche bei einem Kriege mit Russland nur Verluste voraussagten; es hieß: über Russland herrsche ein Kind, jetzt oder nie könne man die seit 1721 verlorenen Ostseeprovinzen wiedergewinnen, Wiborg, Petersburg, Schlüsselburg, Kronstadt wegnehmen. Am 4. August wurde der Krieg erklärt. Unter den Ursachen war Verletzung des Nystädter Friedens, Einmischung in schwedische Angelegenheiten angeführt; zugleich wolle man das russische Volk von dem grausamen Joche befreien, das Fremdlinge ihm aufgelegt hätten. Damit war klar auf Elisabeth als rechtmäßige Herrscherin hingewiesen.

Hüte.

Mützen.

Krieg mit Russland.

Die Schweden hatten gehofft, die Russen zu überraschen. Diese waren aber längst von allem unterrichtet, was in Stockholm am Reichstage vorgieng. Hätten die Schweden zur See angegriffen, so wäre die Gefahr für Russland größer gewesen; denn durch Birons Sorglosigkeit befand sich die Flotte im kläglichsten Zustande. Zu Lande waren die Russen wohlgerüstet. Keith zog ihnen entgegen. Am 7. September kam es bei Wilmannstrand zu einem Treffen, in welchem die Schweden nach tapferem Widerstande geschlagen und ihr General Wrangel gefangen wurde. Der andere schwedische General Löwenhaupt zog sich, ein ähnliches Schicksal befürchtend, rasch zurück und die Russen bezogen Winterquartiere. [2])

Wilmannstrand.

[1]) Sieh Pezolds Bericht vom 21. October 1741 bei Herrmann, l. c. IV, S. 671.
[2]) Ibid. IV, S. 672.

Indes drängten die Ereignisse in Petersburg zur Entscheidung. Anna genas am 26. Juli 1741 eines Töchterleins, das den Namen Katharina erhielt. Ihre Anhänger riethen ihr, bei dem zarten Lebensalter des Kaisers sich zur Kaiserin ausrufen zu lassen. Am 18. December sollte dieser Plan ausgeführt werden. Die Verschworenen mussten darum eilen: Lestocq und Schwarz gewannen Grenadiere unter den Garden, der französische Gesandte lieferte das Geld. Man hatte Anzeigen am Hof, denn Lestocq und Schwarz waren nicht verschwiegen und noch unbesonnener war Elisabeth. Sie theilte das Geheimnis jemandem mit, der sie dann fußfällig bat, den Plan aufzugeben. Lestocq drohte ihr, von der ganzen Sache seine Hand abzuziehen. Die Prinzessin warf sich aber ihm zu Füßen und gelobte eidlich, fürder nicht das mindeste zu thun, was er nicht für gut befunden. Am 4. December 1741 war großer Hoftag. Anna nahm Elisabeth in ein besonderes Zimmer, theilte ihr mit, dass ihre schlimmen Anschläge angezeigt seien und dass sie Lestocq werde verhaften lassen. Elisabeth weinte, schwur hoch und theuer, es sei alles nicht wahr; Anna wurde gerührt und gab ihr Misstrauen auf. Elisabeth theilte Lestocq nach ihrer Rückkunft das Geschehene mit und dieser drang umsomehr zur Eile, als die Garden den Befehl erhalten hatten, zum Marsch gegen Schweden sich fertig zu halten. Am andern Morgen zeigte Lestocq der Prinzessin eine Zeichnung, auf deren einer Seite sie mit der Kaiserkrone, auf der anderen als Gefangene in einem Kloster dargestellt war, umgeben von den Leichen ihrer Diener. Sie entschloss sich, in der Nacht noch ihr Vorhaben auszuführen (6. December 1741).

Verschwörung. *Elisabeth und Anna.*

Um ein Uhr in der Früh verließ Elisabeth,[1]) nachdem sie noch ihr Gebet verrichtet und ein Panzerhemd über ihre Kleidung geworfen hatte, in Begleitung Lestocqs, Woronzows und Schwarzens ihre Wohnung. Grenadiere warteten auf sie und führten sie zur Kaserne der Preobrashenskischen Garde. Elisabeth sagte der Mannschaft, dass sie die rechtmäßige Kaiserin sei; wer sie lieb habe, solle ihr folgen und sie vertheidigen. Ungefähr 300 Mann folgten ihr nach dem Winterpalais. Die Wache leistete nicht den geringsten Widerstand. Die Grenadiere drangen in das Schlafzimmer der Großfürstin, ihres Gemahls, des Fräuleins Mengden, und brachten diese wie den jungen Kaiser in das Palais der Elisabeth. Diese hob den jungen Kaiser selbst aus seinem Bett, nahm ihn in die Arme, küsste ihn und sagte: „Du, armes Kind, hast nichts gethan, aber deine Eltern sind schuld." — In der gleichen Nacht wurden Ostermann und Münnich verhaftet. Alles gieng ruhig und still vor sich, noch um acht Uhr morgens wussten die wenigsten Menschen, was in der Nacht vorgegangen sei. Nachmittags um vier Uhr hielt Elisabeth unter dem Jubel des Volkes, unter dem Donner der Kanonen, als Kaiserin ihren Einzug in das Winterpalais. Im ganzen Reiche, wie in der Hauptstadt, wurde Elisabeth bereitwillig als Kaiserin anerkannt. — Die Altrussen begrüßten den Staatsstreich mit Jubel. Finch schreibt:[2]) „Es ist nicht einer unter ihnen, der nicht Petersburg ins Meer versenkt wünscht, und dass der Teufel alle neu

Staatsstreich. *Kaiserin Elisabeth.*

[1]) Herrmann, l. c. IV, S. 676—684.
[2]) La Cour de Russie, p. 86.

Die Altrussen. erworbenen Provinzen hole. — Sie wünschen alle nach Moskau zurückzukehren, wo sie mit größerem Glanz und billiger leben können. Mit Europa wollen sie gar nichts zu thun haben, sie hassen alle Fremden und wollen sie höchstens im Kriege verwenden, um sich aber baldigst ihrer zu entledigen. Gleich stark verabscheuen sie die Seereisen und würden lieber in die wildeste Gegend Sibiriens als an Bord eines Schiffes gehen."

Deutschenhass. Hauptvertreter dieser stockrussischen Partei war der General-Staats-Procurator Trubetzkoi. Die Verdrängung der Deutschen, Beschränkung der Monarchie, Rückkehr nach Moskau war Losung in den höhern Kreisen der altrussischen Partei. Mord der Deutschen und Raub war Stimmung in den niederen. Der Sachse Pezold schreibt 9. December 1741:[1]) „Wir Ausländer sind unausgesetzt in steter Besorgnis des Ärgsten, indem man aus dem Munde der immer frecher werdenden Soldaten nichts als Drohungen hört, und wir müssen es dem besonderen Schutze der Vorsehung zuschreiben, dass ihr böser Wille noch zu keinem Ausbruche gekommen ist." — Eine wahre Prätorianer-Herrschaft begann. Die Grenadiere, welche den Staatsstreich gemacht hatten, blieben im Palast und wurden nicht nüchtern, man hatte Mühe, sie wieder zu entfernen. Das Gefühl, dass sie über den Kaiserthron entschieden, war nur zu lebendig in ihnen. Sie giengen in die vornehmen Häuser und nahmen, was sie wollten, und man musste ihnen geben, was sie begehrten: „Jetzt gibt es keine großen Herren mehr, als wir selbst, die übrigen sind es nicht länger mehr, als es uns beliebt."

Lohn der Verschworenen. Auf die Häupter des Staatsstreiches regnete es Belohnungen. Der Musiker Schwarz bekam den Rang eines Obersten. Woronzow, den später der Kurfürst von Sachsen in den Grafenstand erhob, trat ins Ministerium. La Chétardie war anfangs allmächtig: als er 1742 abberufen wurde, hieng ihm die Kaiserin den Andreas-Orden in Brillanten um, deren Wert auf 35.000 Rubel geschätzt wurde, schenkte ihm eine goldene Tabatière mit ihrem Bild, einen Ring mit kostbaren Steinen, kurz, man schätzte, dass er in Geschenken eine Million Franken mitnahm. Lestocq erhielt den Titel eines geheimen Rathes mit 7000 Rubeln Gehalt: er blieb Leibarzt der Kaiserin und bekam noch die Aufsicht über das gesammte Medicinalwesen. Elisabeth schenkte ihm ferner ihr Bild, umgeben von Edelsteinen, im Werte von 20.000 Gulden, das er am blauen Band um den Hals tragen durfte. Lestocq bat um die Erlaubnis, in die Heimat zurückzukehren, weil er den Neid der russischen Großen fürchtete, doch die Kaiserin sagte ihm: „Du hast mir so große Dienste geleistet, dass ich dich mit Geld nicht belohnen kann; bleib' bei mir, ich kann auf den Genuss nicht verzichten, dich angesehen und glücklich zu sehen." Lestocq blieb — zu seinem Unglück. Er bekam Geschmack an der hohen Politik, mischte sich ein und vertrat am Hof namentlich die Sache Frankreichs und Preußens. Jeden Tag kam er als Arzt zur Kaiserin, entriss der oft Widerstrebenden Befehle und ihre Unterschrift und Bestuschew klagte oft, dass der Leibarzt in einer Stunde das umstürze, woran er, der Minister des Äußern, monatelang gearbeitet.[2]) Am 13. November 1748 wurde er plötzlich verhaftet, nachdem ihn eben noch die Kaiserin ihrer Gnade versichert hatte. Trotz aller Mühe konnte ihm im Hochverrathsprozess nichts bewiesen werden;

La Chétardie. Lestocq.

---

[1]) Herrmann, l. c. IV, S. 676.
[2]) La Cour de Russie, p. 96—97.

desungeachtet wurde er mit seiner Gattin in ein Städtchen bei Archangel verbannt. Nach Elisabeths Tod durfte er zurückkehren, fand aber von seinem großen Vermögen nur noch 11.000 Gulden übrig, alles andere hatten die Gerichtskosten verzehrt; waren doch bloß für Tinte und Papier 8000 Rubel aufgerechnet. Katharina II. schenkte ihm ein Landgut in Livland, dort starb er 1767. Glänzend wurden auch die 300 Grenadiere belohnt, welche sich Elisabeth angeschlossen und für sie die andern Soldaten gewonnen hatten. Die Gemeinen erhielten Lieutenantsrang, die Corporale und Sergeanten Majorsrang, die sechs, welche am meisten gethan hatten, Oberstenrang. Die Kaiserin bildete eine eigene Compagnie aus ihnen und übernahm ihre Führung, denn sie zeigte sich gern in Mannskleidern. Lohn der Dreihundert.

Groß, wie die Belohnung der Anhänger, war aber auch die Strafe der gestürzten Gegner, Ostermanns, Münnichs. Hauptverbrechen war, dass sie nach dem Tode Peters II. nicht die Großfürstin Elisabeth, sondern die Herzogin von Kurland auf den Thron erhoben hatten. Münnich wurde insbesondere noch vorgeworfen, dass er nach dem Tode der Kaiserin Anna die Garden getäuscht, welche Elisabeth zur Kaiserin ausrufen wollten. Ostermann antwortete mit Ruhe und Würde, Münnich mit Trotz: „Schreibt nieder, was ihr möget, ich sehe doch, dass ihr mich schuldig finden wollt." Alle Art von List wurde aufgeboten, um sie zu verwickeln. Rachgier und Raubsucht war bei den Richtern gleich wirksam. Der englische Gesandte stößt in seiner Depesche vom 3. Januar 1742 einen Schrei des Unmuths über die Richter aus:[1]) „Ich sehe, in diesem Lande ist kein einziger Mann auch nur von gewöhnlicher Ehrenhaftigkeit." — Das Gericht verurtheilte Ostermann, lebendig gerädert, Münnich, geviertheilt zu werden. Am 18. Februar sollte die Vollstreckung des Urtheils stattfinden. Ostermann, Münnich, Golowkin, Mengden, Löwenwolde und der Secretär Jakoblitz wurden von Grenadieren zum Schafott geführt. Münnich scherzte mit den Grenadieren: „Ich habe an eurer Spitze in der Schlacht den Tod nicht gefürchtet, ihr werdet auch jetzt sehen, dass ich Muth habe." Zuerst wurde Ostermann auf einem schlechten hölzernen Stuhl auf das Schafott getragen, denn er war schon lange wegen Schwäche seiner Füße nicht mehr mächtig, und ihm das Urtheil verlesen, das er mit Festigkeit anhörte und wobei er nur seinen Blick gegen Himmel richtete. Indem er sich entkleidete, wurde ihm weiter verlesen, die Kaiserin erlasse ihm in Gnaden die Räderung, er solle bloß enthauptet werden. Die Soldaten zogen ihn nun an den Pflock, auf den er das Haupt legte, und der Henker schlug ihm das Hemd zurück und nahte mit dem Beil, während ein anderer den Kopf hielt. Jetzt las aber der Staatssecretär ein anderes Decret: „Gott und die Kaiserin schenken dir das Leben." Ruhig setzte Ostermann seine Perücke wieder auf den Kopf und knöpfte sein Hemd zu. Auch den andern wurde dann verkündet, dass die Kaiserin ihnen das Leben schenke und sich mit Verbannung begnüge. Ihr Vermögen wurde eingezogen und unter die neuen Machthaber vertheilt. Sie wurden sogleich auf Schlitten gebracht und nach Sibirien geführt, Ostermann nach Beresow, wo er 1747 starb, wo auch Mentschikow gestorben war, Münnich nach Pelym, wo er dasselbe Haus bezog, welches er für seinen Gegner Biron hatte bauen lassen, und wo er unablässig thätig an Plänen zur Verbesserung der russischen Provinzen arbeitete und junge Leute in der Mathematik unterrichtete.[2]) Die Großfürstin

Strafe der Gegner. Münnich. Ostermann. Urtheil. Begnadigung. Nach Sibirien.

[1]) La Cour de Russie, p. 93.
[2]) Ibid. p. 94.

Anna. Anna und ihr Gemahl bekamen anfangs Erlaubnis, sich mit ihren Kindern und ihren Dienern nach Deutschland zurückzuziehen, in Riga aber wurden sie von neuem gepackt, der junge Kaiser in elende Haft in die Festung Schlüsselburg gebracht, Anna und ihr Gemahl nach Kolmogoni auf einer Insel des Dwinaflusses verbannt, wo sie ärmlich lebten. Anna starb 1746, Anton Ulrich 1766, der unglückliche Iwan wurde 1764 auf Befehl Katharinas II. heimlich ermordet. Das Bewusstsein des Unrechts, das sie gethan, und das Gefühl, wie leicht eine Thronumwälzung in Russland zu bewerkstelligen sei, machten Elisabeth hart gegen die unglückliche Familie: man durfte den Namen Iwans nicht nennen, man durfte keine Münze haben, die mit seinem Namen geschlagen war; seine Anhänger hatten jeden Augenblick das Ärgste zu fürchten. Auf der andern Seite hatte Elisabeth stets Angst vor Attentaten, sie schlief nicht zwei Nächte im gleichen Bett.

Iwan III.

Die Fremden. Die altrussische Partei hatte ihre Thronbesteigung mit Jubel begrüßt. Die Deutschen wurden alle vertrieben oder so gehudelt, dass sie freiwillig giengen. Das Schicksal Münnichs und Ostermanns schreckte. Keith gieng in die Dienste Friedrichs, Lascy wurde Heerführer unter Maria Theresia. Löwenwolde gieng nach Frankreich; selbst der friedfertige Mathematiker Euler fühlte sich nicht sicher und gieng nach Berlin. Nur der alte Feldmarschall Lascy blieb von den ausgezeichneten Fremden und General Fermor. Bloß Russen waren in hohen Ämtern thätig, Bestuschew Riumin als Minister des Äußern, geschäftskundig, aber unsäglich falsch und rachsüchtig; dann der alte Tscherkasky, von dem man sagte: er werde nie fertig, er habe eine Menge Häuser angefangen zu bauen und kein einziges vollendet, er habe seine Tochter dreißig Jahre alt werden lassen und habe ihr unter den vielen Freiern nie einen Mann gegeben, und er sei trotz seines Vermögens nie dazugekommen, die Schulden seines Vaters, geschweige seine eigenen, zu bezahlen. Und was war die Folge dieses Handelns: Zügellosigkeit und Verfall auf allen Seiten! Der holländische Gesandte Swart schreibt 1767 an seine Regierung:[1] „Russland bietet gegenwärtig ein schauerliches Bild der Unordnung, der Zügellosigkeit und der Auflösung aller Bande der Gesellschaft dar. Die Kaiserin kümmert sich um nichts und hat buchstäblich das Reich der Plünderung überlassen. Nie war Russland mehr außer Rand und Band und sein Zustand beweinenswerter und gefährlicher. Nicht die geringste Spur ist noch übrig von Ehre, von Vertrauen, von Scham und Gerechtigkeit."

Bestuschew.

Verfall.

Elisabeth hatte zwar anfangs ihrer Regierung erklärt, die Liebe des gemeinen Volkes sollte ihre festeste Stütze und ihr bester Wall sein, keine öffentliche Hinrichtung solle stattfinden. Sie rief die Verbannten aus Sibirien zurück und bei 20.000 kehrten wieder heim. Aber es fehlte doch nicht an geheimen Hinrichtungen und im ganzen war ihre Regierung ein Walten der Laune, ein Spiel des Zufalls und schmutziger Hofcabale.

Der englische Gesandte Finch berichtet 1743 an seine Regierung:[2] „Nie wurde die Thronbesteigung einer Fürstin mit größeren Hoffnungen begrüßt und die Vorsehung hat sie auch hinlänglich mit allen Eigenschaften und nöthigen Gaben ausgestattet, um sich Liebe und Achtung in ihrer Heimat und bei anderen Völkern zu erwerben. Aber ihr Hang zum Vergnügen verdirbt wieder alles und wird mit

[1]) La Cour de Russie, p. 103.
[2]) Ibid. p. 103.

unheilbarem Unglück enden." — Ihre neue Stellung gab ihr keine höhere Weihe. Elisabeth blieb, was sie bisher war, abergläubisch, putzsüchtig, ausschweifend, arbeitsscheu. Wenn eine Biene um ihre Feder summte, war sie nicht zu bewegen, etwas zu unterschreiben. Der Spiegel blieb nach wie vor ihr liebstes Geräth. Mit Lieblingen wechselte sie. Ein Alexis Rasumowsky stieg plötzlich zu hoher Gunst empor, ein armer Knabe aus der Ukraine, der wegen seiner schönen Stimme beim Chor im russischen Gottesdienste verwendet wurde. Ein Oberst brachte ihn nach Petersburg und der Hofmarschall Löwenwolde verschaffte ihm einen Platz in der Hofkapelle. Stimme und Gestalt gefiel der Prinzessin, die sich den schönen Leibeigenen von Löwenwolde schenken ließ und zu ihrem Geliebten erhob. Nach ihrer Thronbesteigung ernannte sie ihn zum Grafen, sogar zum Feldmarschall, und überschüttete ihn mit Reichthümern. Im Palaste lebten sie zusammen wie Mann und Frau. Auf Andringen der Geistlichkeit soll sich Elisabeth mit ihm zur linken Hand haben trauen lassen. Seit 1750 aber hatte ein Iwan Schuwalow den ersten Platz im Herzen der Kaiserin, und merkwürdigerweise herrschte zwischen den beiden Männern, die mit ihr im Palaste lebten, keine Eifersucht. Schuwalow war der Abkömmling einer alten, aber verarmten Familie und besaß Bildung, war aber wie Rasumowsky ohne Ehrgeiz, sich in Staatsangelegenheiten zu mengen. Dagegen hatte er einen Begriff davon, daß das Lob der französischen Schöngeister politischen Wert haben könne, und trieb Voltaire an, eine Lobrede auf Peter den Großen zu schreiben. Bisher war die deutsche die Hofsprache, jetzt wurde es die französische. Französische Tracht und Sitte kamen jetzt am Hof auf. Auch entstand ein französisches Theater in Petersburg.[1]

Rasumowsky.

Schuwalow.

Trotz der schlechten Regierung nahm Rußland zu — es war ein Riese, der im Schlafe wuchs. Der schwedische Krieg[2] endete mit Ländergewinn Rußlands und tiefster Demüthigung Schwedens. Das nordische Königreich bietet in dieser Zeit das Schauspiel der tiefsten Entartung: ein verarmter und doch übermüthiger käuflicher Adel, welcher der Spielball des Auslands ist; der Bauernstand ohne Theilnahme am Reichsrath; König Friedrich, der Gemahl der Ulrike Eleonore, der Schwester Karls XII. (sie starb 13. November 1741), ohne Einsicht und Kraft des Willens; Freiheit und Vaterland stets auf den Lippen, während überall Verrath geübt wurde; Parteiungen am Hof, in der Hauptstadt, an allen Orten, in jedem Bataillon der Armee, selbst bei den Frauen: überall stritt man und überall trank man für oder wider Frankreich. Dieses hetzte zum Krieg gegen Rußland, und sein Gesandter Saint-Saphorin erklärte, sein König verlange zu wissen, ob Schweden von der vortheilhaften Lage der Umstände Gebrauch machen wolle, das heißt, er drohte mit Entziehung der Hilfsgelder, wenn Schweden nicht den Krieg gegen Rußland erkläre. Es fanden geheime Verhandlungen mit der Prinzessin Elisabeth statt zum Sturz der Großfürstin Anna, und offenbar muß Elisabeth auf die Erwerbungen durch den Nystädter Frieden Verzicht versprochen haben, wenn durch eine militärische Aufstellung Schwedens Anna gestürzt werde.

Schweden.

Geheimer Zusammenhang.

[1] La Cour de Russie, p. 102.
[2] Herrmann, l. c. V, S. 24—65.

Als aber noch unter Anna die Russen bei Wilmanstrand einen glänzenden Sieg erlangten, so waren die Schweden verblüfft. Elisabeth schloss sogleich nach ihrer Thronbesteigung einen Waffenstillstand: der Krieg sei unnöthig, das Ziel sei erreicht. Die Schweden machten maßlose Friedensbedingungen,[1] sie verlangten Livland, Esthland, Ingermannland sammt dem ganzen Land vom Ladoga und Onega bis zum Hvitahafen. Da erklärte aber Elisabeth, sie dürfe keinen Zoll russisches Gebiet abtreten, bot übrigens eine Geldentschädigung an, welche jedoch das Stockholmer Cabinet verwarf. Nun kündigten die Russen am 12. Februar 1742 den Stillstand, was im schwedischen Hauptquartier solche Bestürzung erregte, das man Friedrichshamm räumte, die Schiffe im Hafen verbrannte und rasch hinter den Kymenefluss sich zurückzog. Muthlosigkeit und Zwiespalt nahmen bei den Schweden überhand und die Russen drangen rasch nach. Stellungen wurden von den Schweden ohne Widerstand geräumt, wo 2000 muthige Männer eine ganze Armee hätten aufhalten können; der Rückzug war ebenso eilig, als der Vormarsch der Russen, und am 27. August streckte bei Helsingfors die ganze schwedische Armee die Waffen. Von 25.000 Mann, die wohlgerüstet ausgezogen, waren noch 3000 in dienstbarem Zustande. La Chétardie, der die Schweden mit eitlen Hoffnungen irregeführt hatte, that jetzt nichts für sie in Petersburg, es lag dem französischen Cabinet nur daran, Elisabeth zum Krieg gegen Maria Theresia zu reizen. Ein adeliger Demagog, Oberst Lagerkrantz,[2] betrieb, nur um Elisabeth für Schweden günstig zu stimmen, dass man ihren nahen Verwandten, Herzog Peter von Holstein, zum Thronfolger wähle, dieser war aber von Elisabeth schon zum Thronfolger von Russland ernannt und wies das Angebot kalt zurück. Botta sagte nicht mit Unrecht zum Großfürsten: „Ich wünsche, dass es meiner Königin so leicht wird, ihre Königreiche zu behaupten, als es Euer Hoheit leicht wird, Königreiche auszuschlagen." Der Unmuth regte sich unter den Bauern. Lagerkrantz betrieb es, die Generale der Unzufriedenheit des Volkes zu opfern, und Schaden, Löwenhaupt und Buddenbrock wurden auch in der That zum Tode verurtheilt und hingerichtet, Wrangel lebenslänglich eingesperrt. Jetzt regten sich die Bauern: „Wir wollen einen König haben und nicht so viele; jetzt wollen jedoch alle rathen und regieren, die Perücken tragen." Die Bauern wollten Friedrich, den Sohn König Christians II. von Dänemark, zu ihrem König, denn er sei ein Herr, der das Reich vertheidigen könne, und habe in seinen Adern altschwedisches Königsblut. Es wäre ein großes skandinavisches Reich entstanden, mit der Adelswirtschaft wäre es aber auch zu Ende gewesen. Wenn der König von Dänemark die Bauern, die anfiengen, loszuschlagen, unterstützte, so wurde sein Sohn Herr der drei Königreiche. Gerade deshalb schlossen aber die schwe-

Stillstand.

---

[1] Herrmann, l. c. V, S. 42.
[2] Ibid. V, S. 53 ff.

dischen Parteihäupter rasch Frieden mit Elisabeth. Die Kaiserin bewilligte am 20. Juni 1743 den Frieden und die Rückgabe von Finnland bis zum Kymenefluss, unter der Bedingung, dass die Schweden die Königskrone dem nächsten Verwandten Peter Ulrichs, des nunmehrigen russischen Thronfolgers, nämlich Adolf Friedrich, Titularbischof von Lübeck, Administrator von Holstein, mit dessen Bruder Elisabeth bei Lebzeiten ihrer Mutter verlobt gewesen, übertrugen. Am 4. Juli wurde die Wahlacte unterzeichnet, 7. August 1743 fand zu Abo die Ratification des Friedens statt. Russland gewann die Festungen Friedrichshamm, Wilmanstrand, Nyschlott mit der Provinz Kymenegard, im ganzen 109 Quadratmeilen. Im übrigen sollten die Abmachungen des Nystädter Friedens gelten, mit der Nebenbestimmung jedoch, dass an die Stelle der Wahlmonarchie die Erbmonarchie in der männlichen Nachkommenschaft Adolf Friedrichs trete. Um die Aufrechthaltung des Friedens gegen die unzufriedenen Bauern zu behaupten, wurden 11.000 Russen auf dreißig Schiffen nach Stockholm gesendet und der geldbedürftigen schwedischen Regierung 400.000 Rubel Subsidien gewährt. Welche tiefe Demüthigung für die Sieger von Narwa.[1]

Friede zu Abo.

Adolf Friedrich.

Bei einer so kindisch launischen Politik der Herrscherin, bei diesem Wirrwarr im Reiche war von Seite Russlands, trotz aller Verträge, keine Hilfe zu erwarten. Die Nachricht vom Tode der Kaiserin Anna gab Friedrich den Muth zum Einfalle in Schlesien,[2] denn Russland werde bei der Minderjährigkeit des Kaisers genug zu thun haben, um die Ruhe im Inneren aufrecht zu erhalten, und gar nicht an die Vertheidigung der Pragmatischen Sanction denken können. Von den Russen jener Zeit urtheilt der König sehr absprechend:[3] „Der Geist der Nation ist ein Gemisch von Misstrauen und List. Faul und misstrauisch, sind sie aber geschickt genug nachzuahmen, doch ohne Talent zum Erfinden. Die Großen sind zu Unruhen geneigt, die Garde ist den Regenten furchtbar; das Volk ist dumm, trunkliebend, abergläubisch und unglücklich. Sie sind die Schiedsrichter des Nordens und äußerst furchtbar. Man kann nichts dabei gewinnen, wenn man sie angreift, weil man eine Art von Wüstenei durchschreitet, um zu ihnen zu gelangen, und es ist alles zu verlieren, wenn man sich bei ihrem Angriffe auf die Vertheidigung beschränkt. Diesen letzten Vortheil ziehen sie aus der Menge von Tataren, Kosaken und Kalmücken, die sie in ihren Armeen

Weiberregiment.

Friedrich II. über die Russen.

[1]) Der wohlunterrichtete venetianische Gesandte in Wien, Pietro Andrea Capello, bemerkt in seiner Relation an die Signoria 1744, dass Elisabeth anfangs gerne die Wahl Peter Ulrichs zum König von Schweden sah, weil sie dadurch Schweden mit Russland zu vereinigen hoffte, dass sie aber von dem Plan abgieng, als man ihr die Schwierigkeit aus dem abweichenden religiösen Bekenntnisse beider Länder hervorhob. Unter dem Titularbischof von Lübeck kam Schweden wenigstens unter die gleiche Familie wie Russland, und war Aussicht vorhanden, dass es im Fahrwasser der russischen Politik bleibe. Vergl. Fontes rerum Austriacarum, XXII. Bd. Die Relationen der Botschafter Venedigs über Österreich im achtzehnten Jahrhundert. Nach den Originalen herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. Wien 1863.

[2]) Histoire de mon temps, Chap. II.

[3]) Ibid. Chap. I.

haben und die durch ihre Einfälle die blühendsten Provinzen zerstören können, ohne dass die eigentliche Armee dieselben betritt." — So lange Münnich die Gewalt in Händen hatte, war die russische Politik preußisch, nicht minder französisch, solange La Chétardie und Lestocq Einfluss hatten. Bestuschew neigte zu England hin, welches für die Sache Maria Theresias in Petersburg sehr wirksam war. Elisabeth selber kümmerte sich wenig um Politik. Am 21. October 1742 schreibt der englische Gesandte Finch: „Da die Kaiserin sehr die Jagd liebt und am Abend immer sehr müde ist, so haben die Minister selten Gelegenheit, mit ihr von Geschäften zu reden." — Also bestimmten ihre Vertrauten die hohe Politik Russlands. Derselbe Finch schreibt am 15. December 1742, er habe Lestocq durch einen Jahresgehalt von 600 Pfund bestochen; dieser sei sehr zufrieden damit und habe große Versprechungen gemacht, ob er sie aber halten werde, stehe dahin, da es gewiss sei, dass er auch von Frankreich bezahlt werde.[1]) Die Kaiserin hasste und fürchtete den König von Preußen, doch konnte sie sich nicht entschließen. Nach und nach gewann doch die englische Sache Boden. Da erfolgte ein Gegenschlag. Es wurde Elisabeth hinterbracht, es bestehe eine Verschwörung zu Gunsten des gefangenen Iwan und der österreichische Gesandte Botta habe sie angezettelt; mehrere Damen in Petersburg hätten behauptet, sie seien schöner als Elisabeth, und sie wurden deshalb nach Sibirien geschickt. Mehrere erlagen den Misshandlungen. Es ist kein sicherer Beweis für ihre Schuld vorhanden und die ganze Verschwörung scheint nur eine der Wendungen des Streites zwischen Lestocq und Bestuschew zu sein. Botta war damals wieder Gesandter in Berlin. Im ersten Feuer des Zornes verlangte Elisabeth seine Bestrafung von Maria Theresia und schickte einen Bündel Acten nach Wien, der aber nur Weibergeschwätz enthielt.[2]) Maria Theresia musste Rücksicht nehmen auf Russland; sie rief Botta von Berlin ab, versetzte ihn einige Zeit als Gefangenen auf den Schlossberg nach Graz, überhäufte ihren treuen und findigen Diener aber später wieder mit Ehren und Würden. Aber auf Russland konnte sie während des ganzen Erbfolgekrieges keineswegs sich verlassen. —

Bottasche Verschwörung

Die Bayern in Österreich. Die Franzosen in Prag. Maria Theresia in Ungarn.

Feinde überall.

So hatte denn Maria Theresia von keiner Seite Hilfe zu erwarten, während überall Feinde sich rüsteten. Friedrich stand mit seinem siegreichen Heere in Schlesien. Der Sachse hatte sich nach langem Schwanken am 19. September 1742 dem Nymphenburger Vertrage angeschlossen, wofür er Mähren mit dem Titel eines Königreiches erhalten sollte. Bayern wiederhallte vom Waffenlärm, die Franzosen schickten sich an, den Rhein zu überschreiten. Elisabeth Farnese ließ in Spanien und Italien rüsten, um, wenn auch nicht die ganze österreichische Monarchie, wonach ihr gelüstete, doch

[1]) La Cour de Russie, p. 110.

[2]) Vergl. Herrmann, l. c. V, S. 65—78 und 188—190. — Arneth, l. c. II, S. 319—325

einige Theile für ihren Don Philipp zu erobern. Der Sardinier schaute nach rechts und links, wo sich ihm für einen Waffengang der größte Vortheil biete. Auch in Constantinopel trieb Frankreich zum Kriege, und gern hätte Bonneval einen Aufstand in Ungarn angeschürt. Die letzte Stunde Österreichs schien geschlagen zu haben. Kein Geld in den Cassen, kein der Zahl der Feinde entsprechendes Heer auf den Beinen, nur mittelmäßige Feldherren und verzagte Minister und ein vielsprachiges Reich, dessen Völker mit Sorgen der Zukunft entgegensahen; Keime des Zwiespaltes und Spuren des Verfalles in allen Richtungen. Nur die hochherzige Königin hatte Muth und mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit erweckte sie neues Leben.

Der preußische Minister Podewils[1]) schildert voll Staunen den Umschwung, den sie in den Geistern bewirkte, in einer chiffrierten Depesche an seinen König derart: „Als sie den Thron bestieg, fand sie das Geheimnis, die Liebe und Bewunderung aller zu erregen. Ihr Geschlecht, ihr Unglück, ihre Schönheit trugen nicht wenig zur Verbreitung ihres Lobes bei. Sie nahm sich zusammen, sie zeigte sich nur von der guten Seite, leutselig, fromm, freisinnig, volksthümlich, barmherzig, muthig, hochsinnig. So gewann sie bald das Herz ihrer Unterthanen, die jetzt die Hinneigung, die sie zum Kurfürsten von Bayern empfunden hatten, sich als eine Sünde anrechnen. — Sie gab jedem Gehör, las selber die Bittschriften, sorgte für Handhabung der Gerechtigkeit, nahm sich selber der Geschäfte an, belohnte den einen mit guten Worten, den anderen mit einem Lächeln oder huldvollem Zuwinken, und wo sie etwas abschlagen musste, that sie es in der anmuthigsten Weise. Sie machte großartige Versprechungen und bezeugte den frömmsten Sinn, indem sie oft erklärte, sie vertraue in allem auf Gott; sie hielt die Geistlichkeit in Ehren, bezeugte Achtung vor der Kirche, tröstete offenkundig die Armen, gründete Spitäler, vertheilte Geld unter die Soldaten, trat aber, wo es nöthig war, in allem Glanze als Herrscherin auf, redete die Ständeversammlungen selber an, schilderte in rührender Weise ihre Lage, klagte über das Unglück, in das sie ihre Feinde stürzten, und sagte, sie sei untröstlich, dass ihre Unterthanen mit ihr und für sie leiden müssten; sie verhieß, bei günstiger Gelegenheit den Eifer eines jeden zu belohnen, und sicherte den Ungarn die Wiederherstellung ihrer alten Vorrechte und Abstellung vieler Beschwerden zu. Überhaupt bekundete sie eine große Stärke der Seele, sie trotzte dem Unglücke und suchte durch ihren eigenen Muth den Muth im Herzen ihrer Unterthanen zu entflammen. Man hörte nur Lob über sie, jeder erhob sie zum Himmel, alle priesen sich glücklich, unter ihrem Scepter zu leben. Die Stände steuerten, so viel sie nur aufzubringen vermochten, das Volk trug seine Lasten ohne Murren, die Großen streckten ihr Geld vor, oft ohne erst zu warten, bis man sie darum bat. Die Ungarn stürzten sich mit Eifer in den Kampf für sie. Officiere dienten ihr gerne für den halben Sold, ihre Verbündeten waren überzeugt, dass sie ihnen ungern zur Last fiel, und leisteten ihr eifrigen Beistand. Jeder beeilte sich, sich zu opfern für die beste der Fürstinnen. Man vergötterte sie, jedermann wollte ihr Bildnis besitzen. Nie erschien sie öffentlich, ohne dass das Volk sie mit Jubel und Zuruf empfieng." Maria Theresia.

[1]) Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaft, l. c. V, S. 466—542.

„Ihr Geist ist lebhaft und durchdringend, fähig der ernstesten Anstrengung, um verwickelte Geschäfte zu entwirren. Mit einem sicheren Urtheile verbindet sie das glücklichste Gedächtnis, dabei beherrscht sie sich dermaßen selber, dass es schwer ist, aus ihrer Miene zu errathen, was in ihrer Seele vorgeht. Ihr Auftreten ist immer heiter, huldvoll und ermuntert auch die Zaghaftesten. Ihr Benehmen ist ungezwungen und zuvorkommend. Sie spricht gern und gut und drückt sich immer mit Anmuth aus. Der Zutritt zu ihr ist leicht; um Audienz zu bekommen, wendet man sich nur an die Kammerfrau, die den Dienst bei ihr hat; selten wird jemand abgewiesen. Die Kaiserin hört voll Geduld und Güte an, was man ihr vorbringt, und nimmt die Bittgesuche selber in Empfang. Sie ist sehr arbeitsam und sucht das Staatswesen genau und vollkommen zu kennen. Sie liest die Berichte ihrer Gesandten an den fremden Höfen selber durch oder läst sie sich vorlesen. Sie sieht den Entwurf aller wichtigen Actenstücke noch einmal durch, ehe sie ins reine geschrieben werden. Sie wohnt regelmäßig den Berathungen ihrer Minister bei, wenn die Geschäfte nur einigermaßen wichtig sind, insbesondere sucht sie das Militärwesen gründlich zu durchschauen, und gibt sich alle Mühe, den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Generale genau kennen zu lernen, und es gelingt ihr hinreichend."

Solche Eigenschaften waren nöthig, wenn die Monarchie gerettet werden sollte, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, Maria Theresia habe Österreich erhalten — im Kampfe gegen die Übermacht, gegen einen genialen Feind, wie Friedrich II., auch Karl Albert war ein geistreicher, wenn auch nicht ein charakterfester Mann, im Kampfe gegen Frankreichs Arglist, Geld und Waffenmacht, gegen Spaniens Habgier. Von allen Seiten her setzten sich Armeen gegen Österreich in Bewegung, während sein einziges Heer in Schlesien den Preußen gegenüberstand.

Einfall der Bayern. Am 31. Juli 1741 überrumpelten die Bayern Passau und erzwangen die Übergabe der nahen wichtigen Festung Oberhaus.[1]) In einem Manifest erklärte Karl Albert, er sei zu diesem Schritte gezwungen worden durch die feindselige Haltung der Königin von Ungarn, welche einen Einfall in Bayern zu machen drohte. Am 15. August überschritten 20.000 Franzosen bei Fort Louis unter Belleisle den Rhein und zogen rasch durch Schwaben nach Bayern; sie trugen bayrische Farben, blau und weiß, an ihren Quasten, zum Zeichen, dass sie nicht als Feinde des Reiches, sondern nur als Freunde Bayerns kämen; sie hielten strenge Mannszucht und bezahlten, was sie verzehrten. Ein gleichstarkes französisches Heer brach, wie wir schon oben meldeten, bei Düsseldorf über den Rhein und wandte sich gegen Hannover, wo König Georg II. am 16. September 1741 mit ebensoviel Kleinmuth als Selbstsucht den Vertrag der Neutralität schloss.[2]) Die in den Niederlanden stehenden acht Infanterie- und Dragonerregimenter waren damit abgesperrt. Von Seite des Reiches geschah nichts wider diesen Einfall der Franzosen. Der Kurkanzler erklärte, diese Angelegenhet gehe nicht das Reich, sondern nur die Höfe von München und Wien an, weshalb er sich nicht einmische. Der Kurfürst

[1]) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre, I. S. 247 ff.
[2]) Mahon, l. c. III, p. 86.

von Köln und der Pfälzer waren als nächste Verwandte für den Bayern. Dieser schlug sein Hauptquartier in Schärding auf. 40.000 Bayern und Franzosen standen unter ihm, durch Patent war er zum Generallieutenant oder Stellvertreter des Königs von Frankreich ernannt. Marschall Belleisle sollte unter ihm befehligen. Ein anderes bayerisch-französisches Heer zog sich in Amberg zusammen, um in Böhmen einzufallen. Die Rechnung, dass die Franzosen sich an den Festungen der Vorlande aufhalten würden, war also verfehlt, sie machten sich weder an die Belagerung von Freiburg, noch an die von Philippsburg. Da man nur 5300 Mann in den Vorlanden hatte und diese für drei Festungen nicht ausreichten, so wurden am 5. September 1741 die Festungswerke von Breisach gesprengt.[1] Das Opfer dieses Schlüssels und Kopfkissens des Reiches Breisach.
war also vergeblich. Die Franzosen standen rasch an der Grenze Oberösterreichs, es lag offen da. Mit geringer Mannschaft waren nur die Grenzpässe von Karl Albert in Linz.
Tirol besetzt. Am 10. September 1741 hielt der Kurfürst, von französischen und bayerischen Generalen umgeben, seinen Einzug in Linz, in wenigen Tagen konnte er in Wien sein. In der Hauptstadt war Verwirrung. Die Festungswerke befanden Zustand Wiens.
sich im elendesten Zustande. Cassen und Archive wurden nach Graz gerettet. Wer konnte, floh. Die Stimmung unter den 7400 Soldaten der Besatzung war nicht die beste. Khevenhiller musste gegen die Sucht auftreten, die Anordnungen der Vorgesetzten öffentlich zu tadeln, denn sie drohe Gehorsam und Ordnung aufzulösen. Von bayerischen Agenten wurden Denkmünzen umgesetzt mit der Aufschrift: „Reichen zu trutzen, Pfaffen zu stutzen, Armen zu nutzen." Schon streiften die feindlichen Vorposten bis St. Pölten. Ein hoch befähigter Mann, Feldmarschall Samuel Schmettau,[2] war, weil ihm eine Untersuchung wegen Unterschlagung Schmettau.
von 100.000 Gulden drohte, aus Österreich nach Preußen geflohen, und jetzt als Kenner österreichischer Verhältnisse von Friedrich II. ins Hauptquartier des Bayern gesendet. Er drang auf schnellen Angriff Wiens: die Befestigungen seien nichts, man könne schnell die Leopoldstadt besetzen, Wien mit einem Hagel von Geschossen überschütten, das erschreckte Volk werde dann die Besatzung schon zwingen, die Stadt zu übergeben; sei Wien genommen, so falle Böhmen von selber, die Sache habe dann ein Ende. In der That waren in ganz Böhmen nur 2067 dienstfähige Soldaten und meldete von da der Statthalter Christian Lobkowitz, Eger sei nicht zu halten und Prag leicht zu überfallen und zu ersteigen; zudem setzte sich ein sächsisches Heer gegen die böhmische Grenze hin in Bewegung.

Welch eine Lage für Maria Theresia, da sich nach und nach der ganze Umfang der Gefahren enthüllte und sie alles tief zu Herzen nahm — Treulosigkeit des Verwandten, Abfall Oberösterreichs, das Unglück, das der Krieg über ihre Länder brachte, den Sturz ihres Hauses von der Höhe des Glückes, die Zukunft ihrer Kinder! Vor kurzem (13. März 1741) hatte sie den Erzherzog Joseph geboren. Wenige Tage vorher hatte sie an ihre Schwester geschrieben: „Noch weiß ich nicht, ob mir eine Stadt übrig bleibt, wo ich werde niederkommen können." Kummer so viel, dass sie später äußerte, „um keine Krone der Welt möchte sie diese Schmerzen noch einmal durchmachen". „Ich bin

[1] Rosmann und Enns, Geschichte von Breisach, S. 440.
[2] Arneth, l. c. I, S. 320—325.

eine arme Königin, aber ich habe das Herz eines Königs"; — gewiss auch die Einsicht, die ein König bedarf. Ihr Geist fand in der Noth das Mittel, in dem Lande Quellen des Reichthumes und der Macht zu erschließen, welches früher nur eine Verlegenheit der österreichischen Regierung war. „Wir haben alles verloren," rief sie, „aber Gott und Ungarn bleiben uns noch." — Ja, Gott und Ungarn haben sie gerettet. Sie kam den Ungarn gegen den Rath ihrer Minister mit Vertrauen entgegen und erweckte Vertrauen, und das Volk erhob sich in Waffen für die angebetete Königin, und das Beispiel der Ungarn zündete bei den anderen Völkern, die Kräfte des Widerstandes regten sich überall, und auf einmal stand ein neugeschaffenes, durch die Liebe zur herrlichsten der Frauen geeinigtes, wenn auch vielsprachiges, Österreich im stolzen Bewusstsein seiner Stärke da.

Sage und Geschichte. Der Zug Maria Theresias nach Ungarn ist sagenhaft geworden: in der höchsten Noth sei sie in die Mitte dieses Volkes geflüchtet, sei mit ihrem jüngsten Kinde, dem Erzherzog Joseph, auf dem Arme unter die Stände in Pressburg getreten, habe sie unter hinreißender Rede und Thränen, noch beredter als die Worte, um Hilfe angefleht, und der Anblick der schönen Frau in ihrem Unglücke habe die edelmüthigen Herzen der Ungarn so ergriffen, dass sie in einer Mischung von Mitleid und Zorn ihre Säbel zogen mit dem Rufe: „Lasst uns sterben für unseren König!" und mit Heldenglut sich in den Kampf stürzten. In der That ist der Sieg der Königin über das Misstrauen der Ungarn nicht so leicht und nicht so schnell vor sich gegangen, wohl aber hat sie in der Behandlung dieser stolzen Magnaten eine Fülle von Klugheit, Seelengröße und Anmuth entwickelt, die ihr zum ewigen Ruhme gereicht und sie auf dem Throne erhielt, weil sie zu thronen verstand im Herzen ihrer Völker.

Ungarn. Die Geschichte Ungarns, sein Verhältnis zu Österreich, wurde in den früheren Bänden eingehend besprochen und erklärt, woher auf der einen Seite das Misstrauen, auf der anderen das stete Pochen auf die Freiheit kam. Die Regierung wollte Ordnung, Hebung der Civilisation, Erlösung der niederen Classen vom Drucke, und der Adel war immer entschlossen, für seine alten Rechte das Schwert zu ziehen: Ungarn sei ein Wahlreich und sie hätten dem König nur zu gehorchen, wenn er die geschworene Capitulation halte. Wie ist die ungarische Geschichte angefüllt mit Erzählungen von Aufständen kühner Parteihäupter, von blutiger Niederdrückung derselben, von Hinrichtungen, von unsterblichem Hasse und Unbändigkeit der Geister! In wie vielen Schlössern war unter den Bildern im Ahnensaale eines oder das andere mit einem schwarzen Schleier bedeckt, weil der Abgebildete auf dem Schaffot als Rebell geendet hatte!

Ein feiner Beobachter, der damalige venetianische Gesandte in Wien,[1]) bemerkt: „Die vielen Aufstände waren der Hauptgrund, warum in Ungarn immer Truppen eingelagert wurden, um sie im Zaume zu halten, und warum die Ungarn an den Freiheiten der anderen Provinzen nicht theilnehmen konnten; auch war eben deshalb ihr Handel gedrückt. Daher konnten sie sich, wenn auch nicht als gefesselt oder als vernachlässigt ansehen, doch als in Unterwerfung

[1]) Pietro Andrea Capello; vergl. die Relationen der Botschafter Venedigs, herausgegeben von Arneth, S. 257.

gehalten und missachtet, gleichsam als wären sie unnütz und gefährlich. Zu diesem Vorurtheile trugen die Interessen der Österreicher viel bei, welche sich Ämter und Würden, Vortheile des Handels mit Manufacturen und Früchten vorbehalten wollten, und alles mögliche thaten, um den Handel der Ungarn zu hindern und sie vom Hofe fern zu halten. Dürfte man je Aufstände der Unterthanen rechtfertigen, so könnte man viele Gründe für das Benehmen der Ungarn vorbringen." Unter Maria Theresia wurde alles anders. Sie fand geschickte Vermittler, besonders im greisen Feldmarschall und Judex curiae, dem Grafen Johann Palffy.[1]) Palffy. Ihn ernannte sie bei ihrem Regierungsantritte zu ihrem Stellvertreter in Ungarn mit unbedingter Vollmacht, in welcher sie zugleich die Aufrechthaltung der Privilegien und die Einberufung eines Landtages versprach. Als nach dem Einfalle Preußens Edelleute und Comitate der Königin bewaffneten Beistand zur Vertheidigung ihres rechtmäßigen Besitzes anboten, hatte das Ministerium in Wien Bedenken, ob man dem Volke Waffen in die Hände geben dürfe, welches dieselben so oft gegen das eigene Herrscherhaus gekehrt, zumal Bonneval sich regte und man einen Friedensbruch der Pforte fürchtete. Doch diese zeigte sich zum Glücke friedfertig und der türkische Gesandte in Wien sprach sich sehr entschieden gegen den Preußenkönig aus, welchen Gott für seinen Treuebruch strafen werde.[2]) Maria Theresia vertraute den Ungarn und bewilligte sogar die Gegenforderung, nur von ihren eigenen Landsleuten befehligt zu werden. Sie hielt ihr Versprechen, dass am 18. Mai 1741 der Landtag in Pressburg eröffnet werde. Doch fehlte es hier Landtag. nicht an starken Äußerungen oppositioneller Gesinnung. Man wollte von der Ernennung des Gemahles der Erzherzogin zum Mitregenten nichts wissen. Der Adel verlangte Freiheit von allen Abgaben, sie heißen, wie sie wollen. — Der Clerus forderte Ausschließung aller Fremden von kirchlichen Würden, die Protestanten größere Freiheit bei Ausübung ihrer Religion, alle aber verlangten freie Ausführung von Wein und Getreide nach Österreich. Maria Theresia fuhr am 19. Juni 1741 in einem mit ungarischen Fahnen, roth, grün und weiß geschmückten Schiffe nach Ungarn. An der Landesgrenze wurde sie mit dem Ausrufe: Maria Theresia in Ungarn. „Es lebe die Herrin, unser König!" (Vivat domina et rex noster) empfangen. Die lateinische Begrüßungsrede beantwortete sie sprachgewandt gleichfalls lateinisch und versicherte, sie werde für die Ungarn nicht sowohl eine Herrin als eine Mutter sein. Nun erregte aber die Frage wegen des Inauguraldiplomes stürmische Verhandlungen. Inauguraldiplom. Was sie gewähren wollte, genügte den Ungarn nicht. Diese verlangten vollständige Steuerfreiheit des Adels, Ungarn dürfe nicht nach der Weise wie die übrigen Erbstaaten regiert werden, Siebenbürgen solle sie nur als Königin von Ungarn besitzen und regieren; das Amt eines Palatin müsse künftighin unfehlbar schon im ersten Jahre nach seiner Erledigung wieder besetzt werden, weltliche Ämter und kirchliche Pfründen sollten fürder nur an Angehörige des Landes vergeben werden, die ungarischen Angelegenheiten im Inlande wie im Auslande seien nur durch Ungarn zu verwalten und die Beschwerden des Landes auf den Reichstagen durch die Monarchin persönlich anzuhören und beizulegen. Das war Maria Theresia zu viel, sie fürchtete für die Einheit und Stärke der Monarchie: sie habe das Reich als Fideïcommiss inne, wie sie die königliche Gewalt empfangen, so müsse sie dieselbe weiter vererben. Das Misstrauen, das der Landtag, der oft

---

[1]) Zur Charakteristik dieses hochverdienten Mannes vergl. Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre, I, S. 257—273.
[2]) Relation des Capello, 1744.

einem polnischen Reichstage glich, kundgab, that ihr weh; sie meinte, man wolle ihre Bedrängnis zu Zugeständnissen ausbeuten. Doch fand sie Männer, die ihr gewichtvolles Wort für sie einlegten; namentlich war die Wahl des Johann Palffy zum Palatin ein glücklicher Griff. Die Königin gestand einiges zu und der Landtag begnügte sich mit dem Versprechen, über die anderen Dinge solle nach der Krönung verhandelt werden. So kam am 24. Juni abends das Inauguraldiplom noch zustande, um neun Uhr unterzeichnete es die Königin, am anderen Morgen fand die Krönung statt.

Krönung. Es war ein heiterer Sonntag, Festfreude strahlte auf jedem Angesichte, der deutsche Adel wetteiferte mit dem ungarischen in Pracht. Die Blässe der Erregung vor dem wichtigen Acte lag auf dem Angesichte der Königin; erst der jubelvolle Empfang durch das Volk gab ihr wieder Farbe. Die Krönung fand in der hergebrachten sinnvollen Weise statt: sie schwor den Eid auf die Gesetze des Landes und versprach, Gerechtigkeit in Ungarn walten zu lassen; sie ward vom Primas gesalbt, mit dem Mantel des heil. Stephan umkleidet, mit seinem Schwerte umgürtet, seine Krone ihr aufs Haupt gesetzt, das Scepter und der Reichsapfel ihr gereicht. — Auf dem Throne sitzend, empfieng sie dann den Huldigungseid und wurde als „geheiligte apostolische Majestät“ begrüßt. Sie ritt dann auf schwarzem Rosse den Monarchenhügel hinan, schwenkte das Schwert nach allen vier Weltgegenden zum Zeichen, dass sie Ungarn gegen jedweden Feind vertheidigen wolle. Im Wagen kehrte sie in das Schloss zurück. Ihr Anblick elektrisierte — sie selber war vom Jubel tief gerührt. Der Engländer Wraxall schreibt: „Einige, welche Maria Theresias Krönung beiwohnten, haben mich versichert, dass sie eine der schönsten Frauen in Europa war. Sie war von feinem Wuchse und majestätischer Haltung. Ihr Auge, obgleich hellblau, war ausdrucksvoll und mild. Sie war eben vom Kindbette aufgestanden, und das Matte, Schmachtende verlieh ihr neue Reize. Die Krone war ihr zu weit, als man sie ihr anversuchte, musste man sie ausfüttern. Da sie ihr zu schwer ward, legte sie dieselbe ab, als sie sich zur Tafel setzte. Das heiße Wetter und die Bewegung bei dieser Feier, die ziemlich lange dauerte, verbreitete eine Röthe über ihr Gesicht, die den Glanz ihrer Schönheit vermehrte. Ihre Haare fielen in Locken über ihre Schultern und sie war ganz bezaubernd.“ [1])

Neue Schwierigkeiten. Schon am Tage nach der Krönung erhoben sich wieder Schwierigkeiten im Landtage. Maria Theresia war verletzt durch neue Äußerungen des Misstrauens. Unter Thränen klagte sie dem Judex curiae, Josef Esterhazy, was es denn noch Verlässliches auf Erden gebe, wenn man selbst auf die Eidschwüre der Monarchin nicht mehr bauen wolle. Die Ungarn sollten durch die Erfahrung inne werden, in welch hohem Grade sie ihnen günstig sei. Der Streit betraf die Sonderstellung Ungarns und die Ernennung ihres Gemahles zum Mitregenten, von welcher die Mehrzahl der Abgeordneten nichts wissen wollte, weil sie fürchteten, er werde wie nach Österreich, so auch nach Ungarn viele Lothringer mitnehmen und in öffentliche Ämter unterbringen wollen. Maria Theresia war entschieden in ihrem Verlangen. Ihre Fürsprecher wiesen auf die Verdienste Karls von Lothringen um Ungarn hin und die Obere Tafel bildete das Mittelglied zwischen der Königin und den Ständen. Die Frauen wurden besonders eifrig für die Königin und gewannen ihr die Männer.

---

[1]) Wraxall, Courts of Berlin and Vienna, II, p. 296. — Mahon, l. c. III, p. 90.

Indessen drängte die Noth zu raschen Entschlüssen. Eine bittere Botschaft kam um die andere. Am 7. September berief sie die vornehmsten Ungarn zur Berathung auf das Schloss und setzte ihnen mit hinreißender Beredsamkeit die Nothlage auseinander. Die Anwesenden versprachen Gut und Blut für die Königin, baten sie, nur den Ungarn zu vertrauen und ihren Aufenthalt in Raab zu nehmen. Am 11. September wurden die Mitglieder beider Tafeln ins Schloss beschieden zur Anhörung der königlichen Vorlagen. Als sie versammelt waren, kam die Königin in Trauer, in ungarischer Tracht, die Krone des heil. Stephan auf dem Haupte, sein Schwert an der Seite. Langsam und majestätisch schritt sie durch die Reihen der Großen zum Thron. Der Kanzler Batthyany[1]) sprach zuerst, wie die Königin wider alles Recht von fremden Fürsten bekriegt werde und die Gefahr sich nicht bloß gegen ihre Hauptstadt, sondern selbst gegen Ungarn heranwälze. Dann erhob sich die Königin und sprach: „Der Zustand unserer Staaten ist tief betrübt. Darum glaubten wir den treuen Ständen unseres geliebten Königreiches Ungarn über den feindseligen Einfall in unsere Erblande Österreich, über die Gefahr, welche Ungarn selber bedrohe, und die Mittel ihr vorzubeugen, eine schriftliche Vorlage machen zu müssen. Jetzo handelt es sich um das Königreich Ungarn, um unsere Person, um unsere Kinder, um die Krone. Wir sind von allen verlassen, unsere einzige Zuflucht sind noch die Treue dieser ruhmvollen Stände, die Waffen und der alte Heldengeist dieser Nation! Darum mahnen wir die Stände dringend, in dieser höchsten Gefahr für die Sicherheit unserer Person, unserer Kinder, der Krone und des Reiches so schnell als möglich werkthätige Sorge zu tragen. Was an uns liegt, so können die getreuen Stände und das Volk von Ungarn in allem auf unsere gnädige Gesinnung und Mitwirkung rechnen, was zur Wiederherstellung des früheren glücklichen Zustandes des Landes und zum Glanze seines Namens beitragen kann." Als sie ihrer Kinder gedachte, brach sie in Thränen aus und bedeckte einige Zeit hindurch ihre Augen weinend mit dem Tuch. „Wir weinten alle mit der Königin," schreibt ein Anwesender, „aber es waren Thränen der Liebe und des Zornes." Der Anblick der schönen unglücklichen Herrscherin wirkte gewaltig. Im Auflodern des ritterlichen Sinnes und des Heldenzornes zogen die Ungarn die Säbel: „Leben und Blut für Eure Majestät! Wir wollen für unseren König Maria Theresia sterben!"[2])

Aufforderung zur Hilfe.

Einmüthig wurde die Einsetzung einer Deputation besprochen, welche die nöthigen Maßregeln ergreifen sollte. Es ist bezeichnend für die Stimmung in

---

[1]) Arneth, l. c. I. S. 287—290.

[2]) Agitur de regno Hungariae, de Persona nostra, prolibus nostris et corona. Ab omnibus derelicti unice ad inclytam Statuum fidelitatem, arma et Hungarorum priscam virtutem confugimus. Die Stände antworteten mit dem Ausruf: „Vitam et sanguinem pro Majestate vestra! Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia!" Allocutio reginae Hung. Coxe, Geschichte des Hauses Habsburg, IV, S. 128.

Ungarn, dass beim Fortgehen einer der Deputierten behauptete, von einem Deutschen gehört zu haben, die Königin thäte besser, sich und die Ihrigen dem Teufel als den Ungarn zu vertrauen, und dass alle es glaubten und die deutschen Minister an den Galgen verwünschten, weil sie die beste Königin verhinderten, ihrem Volke Waffen in die Hand zu geben. Übrigens war es den Ungarn blutiger Ernst. 100.000 Mann hofften sie auf die Beine zu bringen. Aus Ungarn gedachte man mindestens 15.000 Reiter zu senden, aus Kroatien und Slavonien 14.000, aus Siebenbürgen 6000. Jetzt, da die Begeisterung alle Herzen verschmolz, wurde auch ein anderer Wunsch der Königin befriedigt, nämlich ihr Gemahl am 20. September von den Ständen zum Mitregenten ernannt. Am 21. September kam der Sohn der Königin zu Schiff nach Pressburg geflüchtet, „einem Eichhörnchen gleich blickte der sechs Monate alte Prinz von dem Arme seiner Wärterin auf das in gewaltiger Menge herzudringende Volk.“ [1] Am 21., als ihr Gemahl vor den versammelten Ständen den Eid ablegte, zeigte Maria Theresia ihr Söhnlein den Ständen. Begeistert riefen diese: „Wir wollen für die Königin und ihre Familie sterben, sterben für unsern König Maria Theresia.“

Insurrection. *Mitregentschaft.* *Erzherzog Joseph.*

Dies ist der wahre Verlauf dieses ewig denkwürdigen Landtages, welcher am 29. October 1741 geschlossen wurde. Er hatte wichtige Folgen für Ungarn. Die Königin gestand zu, dass die Steuerpflichtigkeit nicht auf Grund und Boden laste, dass der Adel steuerfrei sei, dass das ungarische Finanzwesen vom österreichischen unabhängig sei, dass die ungarische Hofkammer und Hofkanzlei unmittelbar unter dem König stehe, dass sie Siebenbürgen als zu Ungarn gehörig, regiere, dass weltliche und geistliche Ämter nur an Ungarn gelangen. Die Indigenatstaxe ward auf 20.000 Ducaten erhöht, die Ausfuhr der Producte ward erleichtert. Maria Theresia versprach, öfters in Ungarn zu residieren. Noch wichtiger waren die Folgen für die Königin und den Bestand des Ostreiches. In den Hütten wie auf den Schlössern, auf den Bergen wie in den Ebenen rüstete man zum Kriege. Die Begeisterung, die in Ungarn rege wurde, ergoss sich wie ein Glutstrom über die andern Länder. Wo solche Bande Fürst und Volk verbinden, da ist ein Reich unüberwindlich. Neuer Glaube an Österreichs Bestand regte sich in Europa.

Zugeständnisse.

Die Damen in England sammelten — die alte Marlborough gieng von Haus zu Haus — für die Frau, welche die Zierde ihres Geschlechtes war, 100.000 Pfund. Die Feinde wurden verblüfft, Winke kamen von Friedrich und von Frankreich, dass man zu Unterhandlungen bereit sei. Die königliche Familie von Frankreich wurde eifrig für Maria Theresia. Es wird erzählt: [2] „Fleury besuchte eines Tages den Dauphin, um ihm in seinen Studien zu helfen. Dieser sprach mit dem Minister über den begonnenen Krieg und fragte, ob dieser auch gerecht sei. Der Cardinal wollte die Rechtmäßigkeit vertheidigen, wurde aber von den Gründen des Dauphin geschlagen, dass er zugestehen musste, der Krieg sei ungerecht, und gieng schnell weg, um nicht noch mehr zugestehen zu müssen. Alles

Stimmung in England und Frankreich.

---

[1] So erzählt ein ungarischer Berichterstatter bei Arneth, l. c. I, S. 305.
[2] Memoires de Richelieu, VI, p. 168. — Michelet, Louis XV., p. 189.

war erstaunt, und von da an galt der Dauphin als die Hoffnung aller Leute, die auf Ehre hielten." Die Kriegspartei aber benutzte die schmutzigsten Mittel, Maitressen (es kann hier nicht alles erzählt werden), um den schwachen König in einer Art Betäubung zu erhalten. Übrigens wurde von da an die Bekämpfung Maria Theresias planloser betrieben. Die Königin von Spanien aber, die eben noch ganz Österreich angesprochen, entwarf schon Pläne, den kaum gebornen Erzherzog Josef mit einer Infantin zu vermählen. Elisabeth Farneses stetes Streben war ja, Österreich zu verschlingen oder zu erheiraten.[1])

Zum Glück für Maria Theresia war der Bayer eitel, er gefiel sich zu lange in Linz im Genusse seiner neuen Würde, statt dass er gleich gegen Wien vordrang. Erst am 3. October brach er von Linz auf, aber jetzt war für die Vertheidigung von Wien schon so viel geschehen, dass man die Stadt durch sechs Wochen zu halten vermochte. Auf einmal setzte Karl Albert über die Donau und brach gegen Böhmen auf. Friedrich II. hatte ihm vergebens geschrieben: „Der Kurfürst kann im Augenblicke ohne Widerstand Wien wegnehmen und dadurch der österreichischen Macht die Wurzel abschneiden; er muss den Kriegsschauplatz sogleich nach Österreich und dann nach Ungarn verlegen; es ist leicht und sicher, wenn es schnell geschieht; versäumt er die Gelegenheit, so gibt er dem Feinde Frist, seine Macht zusammenzuziehen. Was heute sicher ist, kann morgen ungewiss werden. Geht der Kurfürst auf Böhmen zu, so stellt er seine Erblande dem Zufall der Begebenheiten bloß. Er bietet den Feinden einen reizenden Bissen dar, den sie nicht verschmähen werden. Meine Meinung ist, die Römer kann man nur in Rom überwinden."[2]) Die Franzosen trieben selber den Kurfürsten, von Wien abzustehen und sich nach Böhmen zu wenden. Als Schmettau wegen dieses Rathes dem französischen Botschafter bei Karl Albert Vorwürfe machte, entgegnete dieser: „Aber dann braucht uns ja dieser Mensch nicht mehr, und das wäre gegen unsern Vortheil." Friedrich[3]) hat einen richtigen Blick, wenn er bemerkt: „Der Kurfürst ließ die große Aussicht, Wien, wovon er nur noch zwei Märsche entfernt war, fahren, wegen der kindischen Besorgnis, dass, wenn die Sachsen allein in Böhmen wären, sie das Königreich erobern und für sich behalten könnten, und die Franzosen bestärkten ihn in diesem Misstrauen." In der That zogen 21.000 Sachsen gegen Prag, welches jetzt das Ziel war, auf welches auch die Franzosen und Bayern zueilten. — *Säumnis Karl Alberts.*

Der Vertrag von Kleinschnellendorf. Kaiser Karl VII. Die Österreicher nehmen Bayern.

Friedrich II. aber begann mit Maria Theresia insgeheim zu unterhandeln. Sein Heer bedurfte der Ruhe und auf der andern Seite fürchtete er, dass er für Frankreich arbeite: „Das Ministerium zu Versailles", sagt er,[4]) „stand in der Meinung, dass es um die österreichische Macht gethan sei, und dass sie auf ewig würde zertrümmert werden. Auf die Trümmer dieses Reiches wollte es vier Fürsten erheben, deren Macht sich wechselseitig das Gleichgewicht halten könnte, *Friedrich II.*

[1]) Michelet, Louis XV., p 188–192.
[2]) Histoire de mon temps, Chap. V.
[3]) Ibid. Chap. IV. — Arneth, l. c. II, S. 318–326.
[4]) Histoire de mon temps, Chap. IV, Anfang.

nämlich die Königin von Ungarn, welche dieses Königreich, Österreich, Kärnten und Krain behalten sollte, den Kurfürsten von Bayern als Herrn von Böhmen, Tirol und Breisgau; Preußen mit Nieder-Schlesien und endlich Sachsen, welches Mähren und Ober-Schlesien zu seinen andern Besitzungen hinzugefügt bekommen sollte. Diese vier Nachbarn würden sich nimmermehr auf die Länge haben vertragen können, und Frankreich gedachte alsdann die Rolle eines Schiedsrichters hiebei zu spielen und über Hospodare zu schalten, welche es selbst gesetzt hätte. So haben es die Römer einst gemacht. Es war aber gar nicht in dem Sinne des Königs von Preußen, der für die Erhöhung seines Hauses arbeiten und sein Kriegsvolk nicht aufopfern wollte, um sich her Nebenbuhler zu schaffen; hätte er sich zum knechtischen Werkzeug der französischen Staatskunst gebrauchen lassen, so hätte er sich selbst das Joch bereitet, welches ihm dann wäre auferlegt worden, er hätte alles für Frankreich gethan und nichts für sich; er wäre durch das übermäßige Glück der Franzosen überwältigt und aus einem Bundesgenossen ein Unterthan und gezwungen worden, in alles zu willigen, was Frankreich von ihm verlangen mochte, weil es ihm an Macht zum Widerstand oder an Bundesverwandten und Gehilfen gefehlt haben würde. Es schien also die Klugheit von dem König Arglist. ein gemäßigtes Benehmen zu fordern, durch welches er eine Art von Gleichgewicht zwischen den Häusern Österreich und Bourbon festsetzen könne. Die Königin von Ungarn stand am Rande des Abgrundes. Ein Waffenstillstand gab ihr Gelegenheit, wieder zu Kräften zu kommen, und der König war sicher, dass er denselben wieder brechen könne, wenn er es für dienlich halten würde, weil die Politik des Wiener Hofes es erforderte, dies bekannt zu machen. Endlich hatte der König die geheimen Verbindungen Fleurys entdeckt; er wusste, dass der Cardinal geneigt war, seine Bundesgenossen zu opfern, wenn der Wiener Hof dieser Krone Luxemburg und einen Theil von Brabant anbieten würde." Diese, wegen ihrer Offenheit merkwürdige Stelle zeigt, wie Friedrich II. sich vor den Folgen seines Handelns zu fürchten begann. Wer hat denn mehr als er durch seinen ungerechten Einfall in Schlesien die Gefahr einer französischen Herrschaft über Deutschland nahe gebracht! Ludwig XV. wäre der Agamemnon Deutschlands geworden, wenn er nicht ein gar zu kläglicher Mann gewesen wäre. Die Arglist des Friedensantrages leuchtet aus Friedrichs eigenen Worten hervor, er wollte nur einen Waffenstillstand schließen, bis sein Heer ausgeruht hätte, und legte Österreich eine Falle, von der er überzeugt war, dass es hineinstürze und ihm dadurch den Vorwand gebe, wieder loszuschlagen, wenn es für ihn vortheilhaft wäre.

England Das englische Cabinet handelte stets in der Überzeugung,[1]) dass Maria Theresia Friedrich für sich gewinnen müsse, um gegen ihre zahlreichen andern Feinde bestehen zu können. Es wollte um keinen Preis einen von Frankreich abhängigen deutschen Kaiser sehen. Der englische Unterhändler bei Friedrich II. trieb immer zur Aussöhnung mit der Königin um einen mäßigen Preis, und der Gesandte bei Maria Theresia um Nachgiebigkeit, dass sie diesen befähigsten Gegner beschwichtige. Am 13. September 1741 erhielt sie von Lord Hyndford den Wink, Friedrich wäre nicht abgeneigt unter folgenden Bedingungen, die er ihm in die Feder dictierte, Frieden zu schließen: „Ganz Nieder-Schlesien, den Fluss Neisse als Grenze, die Städte Neisse und Glatz gehören uns (den Preußen), jenseits der Oder bleibt die alte Grenze zwischen den Herzogthümern Brieg und Oppeln; Breslau gehört mir; die religiösen Angelegenheiten bleiben, wie sie sind; Schlesien

---

[1]) Ranke, l. c. II. S. 318–320, 327.

bleibt unabhängig von Böhmen und wird auf ewige Zeiten abgetreten. Dafür greife ich nicht weiter an und belagere Neisse nur zum Scheine; der Commandant übergibt dann die Festung und zieht sich zurück. Ich bleibe ruhig im Winterlager und das österreichische Heer kann hinziehen, wohin es will. Der Vertrag muss in zwölf Tagen abgeschlossen sein." Die Königin hatte damals Sorge um die Hauptstadt ihres Reiches wie um Prag, und die Überzeugung war durchgedrungen, dass man entweder Frankreich oder Preußen für sich gewinnen müsse. Vom französischen Hofe waren Anzeichen gegeben worden,[1]) dass man geneigt sei, zu unterhandeln; als aber Belleisle in Frankfurt erklärte, dass von einer Kriegführung Frankreichs gegen Friedrich II. ebenso wenig als von der Wahl Franz Stephans zum deutschen Kaiser die Rede sein könne, so brach man wieder ab und gab Neipperg Vollmacht, mit Friedrich II. zu unterhandeln, nur dürfe Glatz nicht aufgegeben werden und Friedrich keine Winterquartiere in Böhmen beziehen.[2]) Verhandlungen.

Am 9. October kam Friedrich mit Neipperg im Starhemberg'schen Schlosse Kleinschnellendorf zusammen, insgeheim, dass der französische Gesandte Valori nichts merke. Der König brachte den englischen Gesandten Hyndford und den Obersten Goltz mit sich, Neipperg den Generalwachtmeister Lentulus. Hyndford führte das Protokoll und gab jedem eine Abschrift des Vertrages, der also lautete: „Neipperg zieht am 16. October unbelästigt nach Mähren zurück, der König belagert Neisse zum Scheine, das sich ihm nach vierzehn Tagen ergibt, Friedrich behält Nieder-Schlesien und Neisse, und Maria Theresia wird es im Frieden feierlich abtreten; ein Theil des preußischen Heeres darf bis anfangs Mai 1742 in Ober-Schlesien überwintern, aber nicht brandschatzen oder Recruten ausheben. Friedrich enthält sich aller weitern Feindseligkeiten gegen Maria Theresia und den Kurfürsten von Hannover; der Vertrag bleibt geheim; Neipperg, Lentulus und Hyndford geben ihr Ehrenwort dafür." Kleinschnellendorfer Vertrag.

Friedrich sagte dann Neipperg im Vertrauen: „Er habe sich allerdings mit Frankreich, Bayern und Sachsen verbunden, er wolle aber viel lieber auf gutem Fuße mit Maria Theresia stehen; er wolle nicht, dass der Sachse, noch der Franzose weiter um sich greifen. Er rieth Neipperg, sich mit Lobkowitz schnell zu vereinigen und dann über die Franzosen herzufallen; siege die Königin von Ungarn, so werde er sich vielleicht mit ihr verbinden; unterliege sie, so müsse eben jeder für sich selber sorgen." Maria Theresia hielt den Vertrag; sie gebot ihren Gesandten, denen sie ihn mittheilen musste, die strengste Geheimhaltung. Mit den Preußen ward nur zum Scheine geplänkelt, als Neipperg gegen die Bayern nach Mähren abzog. Neisse ward am 21. October übergeben nach kurzem Scheinwiderstand. Friedrich empfieng am 7. November 1741 in Breslau die Huldigung. Mit dem ständischen Wesen in Schlesien hatte es aber jetzt ein Ende. Der König erklärte, dass er nur die Privilegien und Freiheiten beachten werde, welche mit den wahren Interessen des Landes verträglich wären; als Freund der Toleranz wolle er, dass die verschiedenen Bekenntnisse sich gut mit- Friedrichs Rath. Neisse. Schlesien.

[1]) Arneth, l. c. I, S. 329—334.
[2]) Ranke, l. c. II, S. 327—344. — Arneth, l. c. I, S. 331—338.

einander vertragen. Er werde deshalb ohne Ansicht der Religion im Justizfache Schlesier anstellen und nur je einen Brandenburger in einem Collegium; im Finanzfache könne er aber keinen Schlesier brauchen. Wollten sie sich dafür fähig machen, so müssten sie zuerst im Brandenburgischen die dortigen Einrichtungen kennen lernen. Mit andern Worten: der König zog die Verwaltung der Landeseinkünfte vollkommen an sich und wusste in kurzer Zeit 1,836.000 Thaler aus Schlesien zu ziehen, viel mehr als die milde österreichische Regierung je zu verlangen gewagt hätte. Als die Schlesier gegen die Höhe der Steuern Widerspruch einlegten, hieß es, der König besitze das Land durch Kriegsrecht; alles, was den einzelnen in den Händen gelassen werde, gehöre eigentlich dem König. In Berlin ward Friedrich mit Jubel empfangen, er brachte eine einträgliche Provinz mit sich. Vor dem Erfolg verstummten alle Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit des Krieges.

Was steuert Schlesien?

Prag.

Indes hatte sich das Schicksal von Prag entschieden. Drei feindliche Armeen, ungefähr 80.000 Mann, rückten in verschiedenen Richtungen auf Böhmens Hauptstadt los. Aber auch Österreicher kamen, um die Stadt zu retten. Am 7. November 1741 traf **Neipperg** mit den Truppen aus Schlesien in Znaim ein, wo Maria Theresias Gemahl harrte, um den Oberbefehl zu übernehmen. Neipperg rückte aber zu langsam vor und Franz Stephan war kein Heerführer und hatte nicht die Thatkraft, den Marsch zu beflügeln, was Maria Theresia wollte mit der Mahnung: „Nicht zu viel tandeln.“ Als Feldmarschall **Christian Lobkowitz** mit einigen Regimentern in Neuhaus zu ihnen stieß, stieg das österreichische Heer auf 40.000 Mann, darunter 13.000 Reiter. Also Macht genug, um einen Schlag auszuführen, Verstärkung nach Prag zu werfen, oder die Feinde vereinzelt zu werfen. Aber diese waren schneller und wussten die Zeit besser zu benützen. Am 19. November standen sie schon vor Prag. In der Stadt waren nur 2500 meist neueingereihte und noch wenig geschulte Soldaten, welche noch überdies seit sechzehn Tagen ohne Ablösung im Dienste standen. Die **Studenten** waren willig, mit den **Bürgern** aber war wenig zu machen. In einer schönen Mondnacht, am 25. November, vollführten zwei uneheliche Brüder des Kurfürsten von Sachsen, Graf **Moriz** und **Rutowsky**, den Handstreich, der ihnen Prag gewann. Zwei Scheinangriffe verdeckten den Hauptangriff, der mit geringem Verlust gelang. Die Mauern wurden rasch erstiegen und die Thore geöffnet, übrigens die Stadt, obschon mit Sturm genommen, nicht geplündert. Die Sieger hielten Mannszucht, keinem Bürger wurde ein Leid zugefügt. In Königssaal erfuhren die Österreicher die Nachricht, die wie ein Donnerschlag auf sie wirkte. Sie zogen sich schnell hinter die Moräste von Budweis, Tabor, Neuhaus und Wittingau zurück, wo sie sich bald wieder erholten, aus Österreich Verstärkungen an sich ziehen und Bayern und Franzosen bedrohen konnten.[1]) Bittere Thränen vergoss die Königin bei der Nachricht vom Falle Prags, doch erhob sich ihre Seele bald wieder zu muthigen Entschlüssen:[2]) „Mein Vorsatz ist gefasst,“ schrieb sie, „alles aufs Spiel zu setzen und zu verlieren, um nur Böhmen zu retten, und auf dieses Ziel müssen Eure Maßregeln gerichtet sein. Eher sollen alle meine Heere vernichtet werden, als dass ich irgend etwas abtrete. Ihr werdet sagen, dass ich grausam sei. Es ist wahr, ich weiß aber auch, dass ich all die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, dass ich sie alle hundertfältig zu vergüten im Stande sein werde. Das will ich thun, jetzt aber

Franz Stephan.

Erstürmung Prags.

Maria Theresia.

---

[1]) Histoire de mon temps. Chap. 4.

[2]) Arneth, l. c. I. S. 346.

verschließe ich mein Herz dem Mitleid." Marschall Belleisle, den eine Krankheit in Dresden zurückgehalten hatte, begab sich nach Prag gleich nach dessen Übergabe und sandte Moriz von Sachsen ab, um die Ufer der Sassawa frei zu halten. Den Cardinal bat er um Ablösung und Marschall Broglie, bisher Statthalter von Straßburg, wurde mit dem Oberbefehl in Prag betraut. Belleisle.

Indes ließ sich am 7. December 1741 Karl Albert in den Straßen von Prag als König ausrufen und am 19. December krönen, und nicht weniger als 400 Mitglieder böhmischer Stände fanden sich zu dieser Feier in Prag ein. Von da gieng der von seiner neuen Würde berauschte Mann über Dresden nach München. Hier war die Stimmung nicht die beste: man hatte das Unternehmen des Kurfürsten nie gebilligt; man hatte kein Zutrauen auf die Zukunft. Nur kurze Zeit verweilte der Kurfürst in seiner Hauptstadt, um sich dann zu Festlichkeiten nach Mannheim zu begeben, und dort die Erwählung zum Kaiser abzuwarten. Karl Albert König.

Schon zwei Monate tagten hier die Wahlbotschafter. Friedrich II. bemerkt spöttisch:[1] „Statt ein Oberhaupt zu wählen, stritt sich die Versammlung über goldene Fransen oder Spitzen, welche die Gesandten vom zweiten Range ebensowohl zu tragen verlangten als die vom ersten Range. Die Wahlversammlung war in zwei Parteien getheilt, die eine bestand aus schwärmerischen Anhängern der Königin von Ungarn, die andere aus übertriebenen Feinden derselben. Jene wollten mit einer gewissen Halsstarrigkeit den Großherzog von Toscana zum Kaiser haben, diese ebenso hartnäckig den Kurfürsten von Bayern. Das Glück, welches die Waffen der Verbündeten noch begünstigte, entschied den Streit. Ihre Partei erhielt am Ende das Übergewicht, welches die Glücklichen zu haben pflegen." — Indes rückte das Wahlgeschäft in Frankfurt um nichts weiter. Friedrich drängte zur Beschleunigung desselben. Der Erzbischof von Mainz kündigte dem Botschafter Maria Theresias, einem Freiherrn von Prandau, die Ausschließung der böhmischen Kurstimme vom Wahlgeschäfte an, dieser protestierte, wurde aber auf Andringen der bayrischen Partei aus der kraft seiner Würde eingenommenen Wohnung ausgewiesen.[2] Er begab sich nach Hanau und legte hier feierlichen Protest gegen das Verfahren ein. Der Antrag, den Kurfürsten von Bayern als König von Böhmen und Erzherzog von Österreich in der Wahl-Capitulation anzuerkennen, wurde jedoch abgelehnt. Am 24. Januar 1742 fand die Wahl statt, sie fiel jetzt einmüthig auf Karl Albert. Maria Theresia hatte am 3. Januar 1742 erklärt, die Wahl, wie sie auch ausfallen möge, anzuerkennen, wenn sie nur frei und nach den Vorschriften der Goldenen Bulle, also ohne Ausschließung Böhmens und nach Wiederherstellung des Friedens vorgenommen werde. Folgerichtig erklärte sie dieselbe jetzt als null und nichtig. Am 31. Januar hielt der neue Kaiserwahl. Prandau. Kaiserwahl 24. Jan. 1742.

[1] Histoire de mon temps, Chap. II.
[2] Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre, Bd. II, S. 20—21.

Krönung 12. Febr. 1742. Kaiser, er nannte sich Karl VII., seinen Einzug in Frankfurt, am 12. Februar wurde er feierlich gekrönt.

Wilhelmine war in Frankfurt und kann nicht umhin, einige bittere Bemerkungen zu machen:[1] „Der arme Kaiser genoss nicht das ganze Vergnügen, welches diese Ceremonie ihm gewähren sollte. Er starb fast vor Gichtschmerz und Blasengries und konnte sich kaum aufrecht erhalten. Dieser Mann befand sich in der unangenehmsten Lage und musste die Fürsten des Reiches schonen, um Hilfe von ihnen zu erlangen. Dieser Kaiser verdiente ein besseres Schicksal, er war sanft, menschenfreundlich, sprachselig, und besaß die Gabe, die Herzen zu gewinnen. Man kann von ihm sagen, mancher glänzt im zweiten Rang, der im ersten verdunkelt wird. Sein Ehrgeiz war größer als sein Genie. Er besaß Geist, aber Geist ist nicht genug, um einen großen Mann auszumachen! und die Lage, in welcher er sich befand, war über seine Sphäre, und sein Unglück wollte, dass er niemanden um sich hatte, der ihm mit den Talenten aushalf, die ihm fehlten."

Maria Amalia. Auch an der Gemahlin Karl Alberts, Maria Amalia, übt Wilhelmine ihre spitze Zunge: „Die Kaiserin ist von mehr als einem kleinen Wuchse und so dick, dass sie wie eine Kugel aussieht. — Sie ist äußerst hässlich, ohne Haltung und Anmuth, ihr Geist kommt ihrer Gestalt gleich, denn sie ist übertrieben bigott und bringt ganze Nächte und Tage in ihrem Betzimmer zu." Wo sollte aber die arme Frau im Widerstreite ihrer Gefühle, als Erzherzogin und als Gemahlin Karl Alberts, in der Voraussicht des Unglücks, das sein Treiben über ihre Familie bringe, wo sollte sie anders Trost suchen als im Gebete? Doch erwähnt Wilhelmine einen Zug, der sie ehrt: als deutsche Kaiserin wollte sie nur Deutsch reden. „Sie verstehe das Französische nicht recht", entschuldigte sie sich. Die Markgräfin von Baireuth bemerkt jedoch: „Sie versteht Französisch recht gut, sie war aber so sehr Sclavin ihrer Etikette, dass sie geglaubt hätte, ein Verbrechen beleidigter Hoheit zu begehen, wenn sie mich in einer fremden Sprache unterhalten hätte. Sie empfieng mich zitternd und in verlegener Weise." Wir finden dies begreiflich, denn in die Festfreude von Frankfurt tönte auf einmal die böse Nachricht, München sei von den Österreichern eingenommen.

Die Österreicher in Bayern. In der That rückten die Österreicher schon in Bayern ein. In der Noth hatte Maria Theresia aus Italien die Besatzungen, 10.000 Mann, herausgezogen. Zu diesen kamen 7000 aus Ungarn, 3000 aus dem Breisgau, die durch Tirol gezogen waren. An ihre Spitze stellte die Königin einen Schüler Eugens, den

Khevenhiller. hochbegabten Feldmarschall Grafen Andreas Ludwig Khevenhiller, den Enkel des berühmten Staatsmannes und Geschichtschreibers unter Ferdinand II.[2] und von seiner Mutter her, den Enkel des Siegers von St. Gotthardt. — Er ist gleichfalls Schriftsteller und zeigt in seinen militärischen Werken ein tiefes Studium der Kriegswissenschaft.[3] Khevenhiller erhielt den Auftrag, die in Oberösterreich und Bayern zurückgebliebenen französischen und bayerischen Truppen aus dem Land zu treiben und hat diese Aufgabe glänzend gelöst, namentlich auch die neuausgehobene Mannschaft durch Verwendung unter den geschulten Truppen, erfolgreich zu gebrauchen verstanden. Unter ihm dienten die Führer Bernklau, Menzel und Trenck. Am 20. December 1741 verließ Khevenhiller Wien und schreckte die einzelnen Posten auf. In wenigen Tagen hatte er den Franzosen

[1] Schluss des II. Bandes ihrer Memoiren vom Jahre 1742.
[2] Vergl. Bd. IX, S. 253 f., 266, 413, 416 dieses Werkes.
[3] Arneth, l. c. II, S. 3.

1643 Mann getödtet oder gefangen und einen glänzenden Übergang über die Enns bewerkstelligt. Die Franzosen zogen sich nach Linz zusammen, um welches sie starke Verschanzungen gebaut hatten. „Die Welt", schreibt Friedrich, „hörte zum Erstaunen, dass 10.000 Österreicher 15.000 Franzosen in Linz blockierten, sosehr kann ein einzelner Mann seinem Heere das Übergewicht über die Truppen seiner Feinde verschaffen." [1]) Diese günstigen Kämpfe waren der erste Glücksschimmer für Maria Theresia in einer trüben Zeit und wir begreifen ihre Freude und dass sie dem siegreichen Feldherrn ihr Bild in Brillanten sandte mit jenem berühmten Brief, der ihre ganze Seele kennzeichnet: „Lieber und getreuer Khevenhiller! Hier hast Du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben. Was, meinst Du, will aus diesem Kinde werden? Sieh: Deine gnädigste Frau erbietet sich Dir, als einem getreuen Minister; mit diesem auch ihre ganze Macht, Gewalt und alles, was Unser Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich getrauest. Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild; thu, was Du recht zu sein glaubst; sei blind in Verurtheilung des Meineidigen; folge Deinem in Gott ruhenden Lehrmeister in den unsterblichen Eugenischen Thaten und sei versichert, dass Du und Deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unserer Majestät und Unsern Nachkommen alle Gnaden, Gunst und Dank, von der Welt aber einen Ruhm erlangst. Solches schwören wir bei Unserer Majestät. Lebe und streite wohl! — Maria Theresia." [2]) Thränen rollten über die Wangen der rauhen Kriegsmänner, als ihnen Khevenhiller das Schreiben vorlas, sie rissen ihre Schwerter aus der Scheide, küssten sie und warfen den Kuss dem Bilde Maria Theresias zu. Vom 2. bis zum 23. Januar fanden Kämpfe um Linz statt. Am 23. Januar übergab Graf Segur den Ort für freien Abzug, unter dem Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Österreich zu kämpfen. Indes hatte Bernklau 7. Januar 1742 Schärding, das Thor von Bayern, genommen. Die Regierung bot den Landsturm auf, Graf Törring eilte aus Böhmen herbei und versuchte Schärding in der Nacht vom 16. zum 17. Januar zu überfallen. Die Österreicher aber waren wachsam, schlugen ihn zurück und drangen bis an den Rottfluss vor. Dort nahmen Bernklau und Menzel die Flüchtlinge in die Mitte, über die ein panischer Schrecken kam. Am 23. Januar nahm Bernklau Passau und Oberhaus und gewann 50 Kanonen. Am 12. Februar stand Menzel vor München. Die Stadt ergab sich, als Menzel Sicherheit der Person und des Eigenthums, Achtung der städtischen Freiheiten, Schonung der kurfürstlichen Schlösser versprach. Der Widerstand hörte auf, das Landvolk wurde entwaffnet. Schon wollte Khevenhiller gegen die unter Harcourt herbeieilenden Franzosen ziehen, um durch einen großen Sieg über sie seine Thaten zu krönen, als ihn der schmerzliche Befehl traf, 10.000 Mann gegen die Preußen nach Mähren zu entsenden, denn Friedrich hatte den Vertrag von Kleinschnellendorf gebrochen. —

Linz.

Menzel in München.

---

[1]) Histoire de mon temps, Chap. V, Anfang.
[2]) Arneth, l. c. II, S. 9.

Erneuerung des Schlesischen Krieges. Kampf in Mähren. Schlacht bei Czaslau. Friede zu Breslau.

Bruch des Vertrags. Sein Verfahren kann in der That nur als Wortbruch verzeichnet werden. Friedrich sagt zwar: [1] „Der Kurfürst von Bayern, bestürzt über einen so unerwarteten Wechsel des Glücks, suchte Hilfe bei der Freundschaft des Königs; er beschwor ihn in den zärtlichsten Ausdrücken, ihn nicht zu verlassen und durch eine tüchtige Diversion seine Lande und seine Truppen zu retten. Er verlangte, dass die Preußen durch Mähren in Österreich eindringen sollten, um den Franzosen wieder etwas freie Luft zu schaffen. — Da war es nicht mehr Zeit, auf der gemäßigten Mittelstraße zu bleiben: entweder musste man sich an die mündliche Verabredung des Waffenstillstandes halten, welche nichts sicher versprach (!), oder man musste durch eine in die Augen fallende Unternehmung die preußischen Bundesgenossen aus einem irrigen (?) Verdacht reißen. Der Einmarsch in Mähren war das einzige, was die Umstände erlaubten, weil dadurch der König sich nothwendiger machte und sich in die Lage versetzte, von beiden Parteien gleich dringend gesucht zu werden. Daher entschloss er sich zu dieser Unternehmung, wobei er sich zugleich vornahm, doch nur so wenig als möglich von seinen eigenen Truppen, und so viel, als seine Alliierten ihm von den ihrigen geben wollten, dazu zu verwenden." — Friedrich II. sucht seinen Wortbruch vergebens zu entschuldigen, die Thatsachen sprechen gegen ihn. Am 9. October hatte er den Vertrag in Kleinschnellendorf abgeschlossen, am 30. October hatte er die Frucht desselben gepflückt, und war in Neisse eingezogen. Arneth ist im vollen Rechte, wenn er sagt: [2] „Friedrich schloss das Übereinkommen nur ab, um Neisse ohne Blutvergießen in seine Gewalt zu bekommen, um Neippergs Heer nicht mehr gegenüber zu haben, sich in aller Ruhe ausbreiten zu können und seinen durch einen eilfmonatlichen Feldzug erschöpften, schon missgestimmten Truppen Erholung zu gönnen. Er schloss es ab in der Absicht, die Königin von Ungarn zu hintergehen." Desgleichen ist der Preuße Stenzel im Recht, wenn er sagt, es sei das beim Schließen und Brechen des Kleinschnellendorfer Vertrages beobachtete Verfahren nicht zu rechtfertigen oder auch nur einigermaßen zu entschuldigen: das müsse man den dazu bestimmten eigentlichen und uneigentlichen Staats-, Hof- und Haushistoriographen überlassen. [3] Trotz des Vertrages mit der Königin von Ungarn schloss Friedrich 28. October 1741 ein noch innigeres Bündnis mit Frankreich, am 1. November ein Schutz- und Trutzbündnis mit Sachsen, am 4. November einen neuen Vertrag mit Karl Albert. Für die Stimme zur Kaiserwahl versprach ihm dieser als König von Böhmen die Grafschaft Glatz, das Jus de non appellando, wodurch sich Friedrich eigentlich vom Reichsverband losriss; obschon er im Vertrage Maria Theresia als Königin von Böhmen anerkannt hatte, schickte er jedoch alsbald Leopold von Dessau mit 12.000 Mann nach Böhmen, um dort Winterquartiere zu beziehen. Am 26. December griff er einzelne Abtheilungen der Österreicher an und gab Schwerin den Befehl, Troppau wegzunehmen, und dem Dessauer, Glatz einzuschließen. Am 27. December besetzte Schwerin Olmütz und nahm Winterquartier in Mähren. In Böhmen hausten die Preußen wie in Feindesland. Als Karl Albert sich darüber bei Friedrich beschwerte, schrieb dieser

---

[1]) Histoire de mon temps, Chap. V, Anfang.
[2]) Ibid. I, p. 337.
[3]) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, IV, S. 188.

an den Dessauer: er solle mehr methodisch verfahren und das Huhn rupfen, ohne dass es schreie. Seinem eigenen Minister wurde sein Verfahren bedenklich, denn Friedrich schreibt an Podewils: „Wenn durch Ehrlichkeit etwas zu gewinnen ist, so wollen wir ehrlich sein, ist es hingegen nothwendig, zu betrügen, so seien wir Spitzbuben.“ [1])

Seinen Feldzugsplan meldet Friedrich selber: [2]) „Die Sachsen, welche damals die Ufer der Sassawa besetzt hielten, standen in erforderlicher Nähe, um zu einem Haufen Preußen, welcher in Mähren eindringen sollte, zu stoßen. Von da konnte dies kleine Heer auf Iglau fallen, den Fürsten Lobkowitz von da vertreiben, und bis nach Horn in Unterösterreich vorrücken. Dieser Zug musste entweder Khevenhiller zwingen, von Segur abzulassen, oder die Hauptarmee der Königin nöthigen, Wittingau, Tabor und Budweis zu räumen, in welchem Falle Broglie durch nichts mehr gehindert würde, zur Hilfe von Linz heranzukommen. Die Schwierigkeit bei diesem Plan bestand nur darin, den Dresdener Hof zur Einwilligung in die Vereinigung seiner Truppen mit den preußischen zu bewegen.“ Plan des Feldzugs.

Friedrich kam am 20. Januar 1742 selber nach Dresden, um die Sachsen zum Einfall in Mähren anzutreiben: von allen Seiten her müsse man die Standquartiere der Österreicher überfallen, Broglie solle von der Seite von Frauenberg her angreifen und die Preußen und Sachsen sie bei Iglau in die Flanke nehmen. Moriz von Sachsen und Brühl hatten keine rechte Lust. Brühl war es leid, die sächsischen Truppen einem Nachbarn in die Hände zu geben, gegen den er noch vor einem halben Jahre unterhandelt hatte; [3]) auch erregte es ihm Verdruss, zur Erhebung des Kurfürsten von Bayern beizutragen; nur aus Feigheit, meint Friedrich, überließ ihm der Minister zuletzt die sächsischen Truppen. Mit Zügen des Spottes zeichnet Friedrich den Minister und den Herrn: „August III. sagte zu allem ja und sah dabei aus, als wäre er überzeugt; doch war etwas in seinem Blick, welches Langeweile anzeigte. Brühl, den dieses Gespräch beunruhigte, unterbrach es, indem er seinem Herrn ankündigte, die Oper würde anfangen. Nun hätten zehn Königreiche, die zu erobern gestanden, den König von Polen nicht eine Minute länger zurückgehalten. Man gieng also in die Oper. Und der König erhielt ungeachtet aller derer, die sich dagegen setzten, einen entscheidenden Entschluss. Man musste die Sache hitzig angreifen, wie man einen Ort mit Sturm erobert, das war das einzige Mittel, an diesem Hofe die Sache durchzusetzen.“ — Von Dresden eilte Friedrich nach Prag. Auch Broglie wollte wenig vom Plane wissen, er traute Friedrich nicht. Der Cardinal hatte geschrieben: [4]) „Solange wir Erfolg haben, wird er uns treu bleiben, aber wenn die Sachen übel gehen, stehe ich für nichts.“ — Nur 3000 Franzosen wollte man ihm überlassen. Am 25. Januar 1742 war der König in Olmütz, unterwegs hatte er vernommen, dass die Stadt Glatz übergegangen Friedrich in Dresden. Brühl. August III. Friedrich in Prag, in Mähren.

[1]) Arneth, l. c. I, S. 205. S'il-y-a à gagner d'être honnête homme, nous le serons, et s'il faut duper, soyons donc fourbes.

[2]) Histoire de mon temps, Chap. V, Mitte.

[3]) Ibid. Chap. V.

[4]) Flassan, l. c. V, p. 157.

sei. Die Citadelle jedoch vertheidigte Oberst Fontanella mit 2000 Österreichern aufs tapferste bis zum 28. April 1742, wo nur noch 263 Mann dienstfähig waren. Am 3. Februar stieß Friedrich in Großbitesch zu den Franzosen und Sachsen. Er hatte jetzt 15.000 Preußen, 13.000 Sachsen, 5000 Franzosen unter sich. Mit diesen 33.000 Mann gedachte er Maria Theresia Böhmen und Mähren zu entreißen, sie sollte nur Österreich und Tirol behalten.

Allein die Österreicher waren anderer Ansicht und boten alle Mittel auf, um sich der Feinde zu erwehren. Der ungarische Heerbann wurde aufgeboten, 15.000 Mann regelmäßiges Militär ward geworben, 10.000 Mann wurden aus Bayern abberufen. Brünn wurde durch General Roth tapfer vertheidigt. Der König hatte kein Glück, obschon einmal seine Husaren bis Stockerau vordrangen. Er zehrte das Land förmlich aus, um den Österreichern die Unterhaltungsmittel zu entziehen, was aber den Sachsen, die nachrückten, nachtheilig ward. Diese klagten, trauten nicht, auch hatten sie geheime Befehle. — Bei Iglau waren sie nicht weiter zu bringen gegen die fortwährend zurückweichenden Österreicher. Broglie aber rief seine 10.000 Franzosen nach Prag zurück. Zur Belagerung von Brünn fehlte es an schwerem Geschütz. — Sobald die Österreicher jetzt mit Verstärkung nachrückten, erhob sich das Landvolk und kam Friedrich zuletzt selber in Gefahr. Von den Sachsen gelangten nur 7000 nach Böhmen. Friedrich musste eilen, aus Mähren hinauszukommen. Die Österreicher nahmen seinen Nachtrab, 60 Kanonen und 600 Wagen, weg. Mit Mühe erreichte er Chrudim, wo er seine Magazine hatte, um Verstärkung aus Schlesien an sich zu ziehen. „Der Winterfeldzug in Mähren misslang," klagte er, „weil die Franzosen sich wie Narren benahmen, und die Sachsen wie Verräther."

(Margin: Sachsen; Misslingen des Zuges.)

(Margin: Karl von Lothringen.)

An der Spitze der Österreicher stand jetzt Karl von Lothringen,[1] der jüngere Bruder des Franz Stephan, zum Heerführer von Natur und durch Studien viel geeigneter als jener, doch war es der erste Feldzug, den Karl leitete, und seine Bedenklichkeit zu groß, obschon ihm Maria Theresia unbedingte Vollmacht ertheilt hatte. Als Mentor war ihm Königsegg beigegeben, ein tüchtiger Soldat, der aber zu zaudern liebte. Im Kriegsrathe wurde beschlossen, die Preußen, die an der Elbe standen, zu schlagen und dann Prag mit einem Anlauf zu nehmen, Friedrich II. blieb die Wahl, sich hinter die Elbe zurückzuziehen und sich dadurch zu decken, oder den Österreichern entgegenzugehen.[2] Er zog das erstere vor, weil er meinte, dass die Friedens-Unterhandlungen, die er damals anknüpfte, eines bedeutenden Streiches bedurften.[3] So kam es am 17. Mai 1742 zur Schlacht, die von Czaslau, welches die Österreicher besetzten, oder von Chotusitz, welches der Mittelpunkt der Preußen war, den Namen hat. Beide Theile waren ungefähr 30.000 Mann stark, nur waren die Preußen den Österreichern an schwerem Geschütze überlegen. Die Schlacht währte vier Stunden, von sieben bis eilf Uhr, auf beiden Seiten ward aufs tapferste gestritten, auf beiden Seiten

(Margin: Schlacht bei Czaslau.)

---

1) Arneth, l. c. II, S. 41.
2) Histoire de mon temps, Chap. V.
3) Ibid. Chap. V.

wurden Fehler gemacht, welche Friedrich selber eingehend schildert, und wobei er aber dankend bemerkt, dass die Tapferkeit seiner Truppen über die Hindernisse des Bodens, wie über die Fehler, die ihre eigenen Anführer begiengen, gesiegt hätte. Ein solches Kriegsheer sei im Stande, einen Befehlshaber aus der Verlegenheit zu reißen. Der Verlust war auf beiden Seiten groß. Die Preußen zählten 4000 Todte und Verwundete, 1000 mehr als die Österreicher. Der König hatte durch eine schöne Bewegung einen Sieg erkämpft, aber die Österreicher keine Niederlage erlitten. Sie zogen sich in guter Ordnung vom Schlachtfeld zurück und standen wieder schlagfertig da. Friedrich fühlte, dass Österreich nicht so leicht zu Boden zu werfen sei, und in Wien war man überzeugt, dass man die vielen Feinde, wenn Friedrich mit ihnen verbunden sei, nicht besiegen könne. So war auf beiden Seiten die Neigung stärker, den Frieden zu schließen, zu dem England ohne Unterlass antrieb. In Breslau wurde darüber unterhandelt, nur Maria Theresias Weigerung, Friedrich außer Schlesien noch zwei Kreise in Böhmen abzutreten, verzögerte ihn. Keine Gewalt der Erde, erklärte sie entschieden, werde sie dahin bringen, eher wolle sie alles dulden, was entsetzlich und schrecklich ist, und unter den Ruinen von Wien mit dem Schwert in der Hand sterben. Leicht begreiflich: wenn Friedrich zwei Kreise in Böhmen hatte, so war der Besitz des Königreichs sehr bedroht. Verhandlung zu Breslau.

Am 11. Juni 1742 wurden die Präliminarien abgeschlossen. Die Königin tritt darin mit voller Souveränität an Preußen ab: ganz Nieder- und Hoch-Schlesien, mit Ausnahme des Fürstenthums Teschen und der Stadt Troppau, und des Landes diesseits der Oppa und des hohen Gebirgs; auf gleiche Weise tritt sie an Preußen ab die Grafschaft Glatz, wogegen der König Friedrich für sich und seine Nachkommen verspricht, keine weitern Ansprüche auf das Gebiet der Königin von Ungarn und Böhmen zu machen. Die katholische Religion soll in Schlesien erhalten werden, jedoch ohne Beeinträchtigung der Religionsfreiheit der Protestanten und der Rechte des Souveräns. Der König von Preußen verpflichtet sich, den Engländern 1,700.000 Thaler zurückzuzahlen, welche pfandweise auf Schlesien geliehen sind. Die andern Artikel betreffen die Einstellung der Feindseligkeiten, die Freilassung der Gefangenen, die Handelsfreiheit. — Eingeschlossen waren in diesen Frieden England mit Hannover, Russland, Dänemark, Holland, das Haus Wolfenbüttel und der König von Polen als Kurfürst von Sachsen unter der Bedingung, dass er längstens vierzehn Tage, nachdem ihm der Friedensschluss angezeigt sei, seine Truppen von der französischen Armee und aus den Staaten der Königin von Ungarn zurückziehe. Unterzeichnet war der Friede[1]) von Podewils und Friede.

[1]) Das Berliner Friedensinstrument bei Wenck, Codex juris gentium recentissimi. Lips. 1751. Bd. I. Die Festsetzung der Grenze wurde 6. December 1742 als Schlesischer Grenzrecess ausgefertigt, welcher sich gleichfalls im ersten Bande von Wenck befindet.

Hyndford. Die Präliminarien wurden in Berlin am 28. Juni 1742 in einen definitiven Frieden zwischen Österreich und Preußen umgewandelt.

Friedrichs Freude.

„So war Schlesien mit den preußischen Staaten vereinigt", ruft Friedrich triumphierend aus:[1] „Ein zweijähriger Krieg war hinlänglich zur Eroberung dieser wichtigen Provinz. Der vom verstorbenen König hinterlassene Schatz war fast erschöpft (nur noch 150 Thaler in der Casse). Aber Staaten werden wohlfeil erkauft, wenn sie nicht mehr als sieben oder acht Millionen kosten. Die zusammentreffenden Umstände begünstigten diese Unternehmung. Frankreich musste sich in den Krieg mit hineinziehen lassen. Russland musste von Schweden angegriffen werden; aus Furchtsamkeit mussten die Hannoveraner und Sachsen sich unthätig verhalten; die gewonnenen Vortheile mussten ununterbrochen bleiben; und der Feind von Preußen, der König von England, musste, ganz wider seine Neigung, das Werkzeug zu der preußischen Erhebung werden. Was am meisten zu dieser Eroberung beitrug, war ein Kriegsheer, das seit zweiundzwanzig Jahren durch eine bewunderungswürdige Mannszucht gebildet, den Kriegerstand im übrigen Europa übertraf; wahrhaft patriotische Befehlshaber, erfahrene und unbestechliche Staatsdiener, und endlich ein gewisses Glück, welches oft die Jugend begleitet und sich dem reifern Alter entzieht. Wäre diese große Unternehmung misslungen, so hätte man den König für einen unbedachtsamen Fürsten gehalten, der Dinge unternimmt, die seine Kräfte übersteigen; nun, da es gelang, sah man ihn als einen glücklichen an. In Wahrheit ist es nur das Glück, was über den Ruf entscheidet. Wer vom Glück begünstigt wird, erhält Beifall; wen es verschmähet, der wird getadelt." Friedrich selber berechnet das Einkommen Schlesiens auf 3,600.000 Thaler. Preußen ward durch Schlesien um 700 Quadratmeilen, 1,400.000 Einwohner, also um ein Drittheil, vermehrt. Bekanntlich sind die Schlesier sehr geweckt, arbeitsam und zäh.

Schmerz Maria Theresias.

Begreiflich auf der andern Seite der große Schmerz Maria Theresias, den „schönsten" Edelstein ihrer Krone einzubüßen. Der englische Gesandte in Wien schrieb an seine Regierung: „Lord Hyndford kann in der Ferne leicht davon reden, dass eine Amputation nöthig ist; wenn man aber einer solchen Operation beiwohnt, so leidet man mit dem Kranken und durch den Kranken. Der Schmerz der Königin ist sehr groß. Alle Übel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens; sie vergisst die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht." — England hatte gedroht, von ihr zurückzutreten, wenn sie den Krieg gegen Preußen weiterführe, wenn sie aber nachgebe, sie so groß und mächtig zu machen, als möglich.[2] Maria Theresia unterzeichnete den Frieden mit dem festen Entschluss, denselben gewissenhaft zu halten. —

---

[1] Histoire de mon temps, Chap. II, am Schluss.

[2] Arneth, l. c. II, S. 80, und S. 482 der Bericht Wasners an Uhlfeld.

England. Sturz Walpoles. Die Franzosen aus Böhmen verjagt. Tod Fleurys.

Neues Feuer kam in die englischen Kriegsrüstungen nach Walpoles Fall. Seit dem Wiederzusammentritt des Parlaments am 8. Januar 1742 ward der Minister der Gegenstand der erbittertsten Angriffe seiner vereinigten Gegner: obschon er sich glänzend vertheidigte, trat doch Bestürzung und Meuterei im eigenen Lager ein und so legte er denn ungern und nur auf den Rath seiner Vertrauten und Verwandten am 3. Februar 1742 alle seine Ämter nieder, nachdem er zwanzig Jahre den Staat verwaltet und sich all seinen Gegnern als Redner und Finanzminister überlegen gezeigt hatte. Sein Fehler war, dass er in der Abneigung gegen Veränderungen auch nothwendige Verbesserungen als Neuerung zurückwies. Der König ernannte ihn zwar zum Grafen von Oxford, seine Gegner dürsteten aber nach seinem Blute. Die Untersuchung jedoch, welche sie selbst mit Parteigehässigkeit einleiteten, ergab keine wesentlichen Anschuldigungen. Walpole starb in ruhiger Zurückgezogenheit 1745. England. Walpole.

Pulteney übernahm die Bildung eines neuen Ministeriums und Lord Carteret wurde Staats-Secretär, ein ingrimmiger Feind von Preußen, ein glühender Verehrer Maria Theresias. Ein Hilfsgeld von 500.000 Pfund wurde ihr bewilligt, für Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich und Spanien wurden 5 Millionen Pfund genehmigt, 16.000 Mann Hilfstruppen wurden unter Feldmarschall Stair nach Flandern gesendet.[1]

Der Abschluss des Friedens zu Breslau, den auch Sachsen 11. September 1741 annahm, gab den Österreichern Gelegenheit, ihre ganze Kraft nun gegen die Franzosen und Bayern zu wenden. Belleisle, heißt es, fiel bei der Nachricht in Ohnmacht und der alte Cardinal Fleury brach in Thränen aus.

Friedrich II. rechtfertigte seinen Rücktritt vom Bunde mit Frankreichs Falschheit: der französische Gesandte habe in Petersburg der Kaiserin Elisabeth gerathen, das sicherste Mittel, sich mit Schweden auszusöhnen sei, dieser Macht eine Entschädigung mit Pommern auf Kosten Preußens zu geben; der französische Gesandte in Rom habe zum Papst gesagt, er dürfe über das Emporkommen Preußens nicht verlegen sein, Frankreich werde seinerzeit diese Macht schon in Ordnung zu halten wissen und diese Ketzer erniedrigen, wie es sie erhöht habe; auch in Wien habe er insgeheim immer Angebote gemacht. In einem längeren Schreiben zählte Friedrich II. dem Cardinal alles auf, was er für Frankreich gethan habe,[2] all seine Opfer und seine besten Rathschläge seien vergebens gewesen; jetzt sei aber die Lage so, dass er aus dem Schiffbruch sich retten und einen sichern Hafen gewinnen müsse, übrigens werde er stets ein Freund Frankreichs bleiben. Der Cardinal bedauerte in der Antwort die Fehler, die gemacht worden seien, sagte, er wünsche ein Ende des Kriegs, Friedrich möge die Friedens- Friedrich und Fleury.

[1] Mahon, Hist. of England, III, p. 104 ff.
[2] Histoire de mon temps, L. I, Chap. III.

bedingungen entwerfen, er könne jetzt der Schiedsrichter von Europa sein, und die glorreichste Rolle spielen. Damit wollte aber Friedrich nichts zu thun haben: Frankreich und Österreich sollten nur fortstreiten! „Je länger der Krieg dauerte, destomehr erschöpfte das Haus Österreich seine Hilfsquellen; je länger Preußen in Ruhe blieb, desto größere Stärke erwarb es sich. Das Schwerste in dieser Lage der Umstände war, so das Gleichgewicht zwischen den kriegführenden Mächten zu halten, daſs die eine nicht zu viel Übergewicht über die andere gewänne. Man muſste verhindern, daſs der Kaiser nicht vom Throne gestoßen und die Franzosen nicht aus Deutschland verjagt würden, und obgleich thätige Unternehmungen den Preußen durch den Breslauer Frieden untersagt waren, so ließ sich doch der nämliche Endzweck durch unterhaltene Verhältnisse, so gut wie durch Waffen, bewirken."[1]) Die englischen Truppen in Flandern sollten Maria Theresia zuhilfe kommen, da drohte Friedrich II. dem Könige von England, in Hannover einzurücken, wenn er es wagen würde, fremde Truppen über den Rhein zu führen ohne Einwilligung der deutschen Reichsstände. Waren aber die Franzosen, die in Böhmen standen, nicht auch fremde Truppen? Um dem Bayern aufzuhelfen, faſste Neutralitäts-Armee. Friedrich die Idee, einen deutschen Kreisbund zu schließen, welcher eine Neutralitäts-Armee ins Feld stellen sollte. Unter diesem Vorwande hätte der König seine Truppen dazufügen können und dieses Heer würde dann Bayern gedeckt haben. „Aber", fügt Friedrich II. klagend hinzu, „dieser Vorschlag miſslang wegen der knechtischen Furcht, welche die deutschen Fürsten vor dem Haus Österreich hegten. Die Königin von Ungarn drohte, die Fürsten zitterten, und der Reichstag wollte sich zu nichts entschließen."[2]) Wir sehen, wie die Gemüther in Deutschland sich wieder dem alten Kaiserhause zuwandten.

Die Sache Österreichs war sichtlich im Steigen. Die Franzosen waren Böhmen. ihnen gegenüber unglücklich in Böhmen. In jenem Königreiche besaßen sie Prag und Eger, letzteres hatte Broglie besetzt, um bei einem allenfallsigen Rückzüge freie Sahai. Bahn zu haben. In einem Gefechte bei Sahai muſste Lobkowitz mit einem Verluste von hundert Todten sich zurückziehen, in Paris ward dieser kleine Erfolg jedoch wie ein Sieg bei Pharsalus ausposaunt. Nach dem Abschlusse des Friedens vereinigte Karl von Lothringen sich mit Lobkowitz, drängte die Franzosen schrittweise gegen Prag und umschloſs die Stadt. Harcourt sollte mit einem Heere von 30.000 Franzosen zuerst Bayern von den Niederösterreichern säubern und dann in Böhmen eindringen, er vermochte jedoch weder das eine noch das andere, denn Khevenhiller hielt sich mit wenig Mannschaft tüchtig in Bayern. Friedrich bemerkt: „Die Franzosen hatten doppelte Ursache nach Bayern zu ziehen, einmal weil sie, wenn sie Bayern verließen, gezwungen wurden, wieder über den Rhein zu gehen und auf die Vertheidigung ihres eigenen Herdes bedacht zu sein — und dann weil es eine Schande für sie war, den Kaiser, welchen sie auf den Thron erhoben hatten, zu verlassen und ihn gleichsam der Willkür seiner Feinde zu überliefern. Allein ihre Generale hatten den Kopf verloren, der Schrecken war bei ihnen stärker als die Vernunft und überwältigte sie."[3]) — Von dem bayerischen General Törring sagte der Volkswitz, er gleiche der Trommel, von der man nur höre, wenn sie geschlagen werde. Khevenhiller behauptete die Linie des Inn, der Isar und der Donau. Einmal muſste er

[1]) Histoire de mon temps, Schluſscapitel des ersten Bandes.
[2]) Ibid. am Schluſs des ersten Bandes.
[3]) Ibid.

München räumen, kehrte aber nach wenig Tagen wieder dahin zurück. Ein Angriff der Franzosen auf das Schloss Hilgertsberg wurde glänzend zurückgeschlagen. *Seckendorf.* Seckendorf, uns als kaiserlicher Gesandter in Berlin, dann als Feldherr im Türkenkriege wohlbekannt, war aus Verdruss über seine Behandlung in der letzten Zeit Karls VI. in die Dienste Karl Alberts getreten und wurde jetzt an Törrings Stelle Anführer der Bayern. Er manöverierte mit Geschick, aber ohne den Österreichern große Nachtheile beizubringen.

In Böhmen gieng es mit jedem Tag schlimmer für die Franzosen. Broglie hatte bei Pilsen Stellung genommen, wurde aber von Karl von Lothringen gezwungen, sie zu verlassen und mit der gesammten Mannschaft nach Prag hineinzuflüchten. Am 15. Juni traf Belleisle in Böhmens Hauptstadt ein, *Prag belagert.* mit der Weisung aus Paris, die Vertheidigung derselben zu übernehmen. Broglie sollte zum französischen Heere nach Bayern gehen, weigerte sich jedoch sein Amt niederzulegen, weil Belleisle nur eine Ordre vom Hofe und kein regelmäßig ausgefertigtes Patent vom Kriegsministerium aufweisen konnte. Darum Zwiespalt in der Armee. Die Officiere wollten austreten, wenn Broglie den Befehl behalte. Belleisle, über den allerdings jetzt die Folgen seines Thuns kamen, war hoch- *Belleisle.* herzig genug, seinen Ehrgeiz dem Wohle der Gesammtheit zum Opfer zu bringen, denn im Zwiespalte lag jetzt die höchste Gefahr: „Gut, ihr erkennt mich als eueren General“, sagte er zu den Officieren. — „Ja.“ — „So befehle ich euch, Broglie zu gehorchen, solange er hier ist.“ — Maria Theresia wünschte ihrem Gemahle kriegerische Lorbeeren: er übernahm am 27. Juni den Oberbefehl über das Belagerungsheer von ungefähr 44.000 Mann. Am 17. August begann die Beschießung von Prag aus sechsunddreißig Mörsern und hundert schweren Kanonen. Der Widerstand war zähe. Belleisle wusste zur Ausdauer, zu glänzender Tapferkeit bei Ausfällen zu begeistern, und zugleich Mannszucht in der Stadt und die den Franzosen abgeneigte Bevölkerung im Zaume zu halten. Die Lebensmittel erreichten bald einen ungeheueren Preis. Belleisle ließ täglich 150 Pferde schlachten und war im Entbehren, wie in Tapferkeit bei den Ausfällen, allen ein Vorbild. Die Augen von ganz Europa waren auf Prag gerichtet. In Paris aber war großer Jammer, denn die Söhne der ersten Familien waren bei der eingeschlossenen Armee. Von Bittstellern gedrängt sandte der Cardinal an Belleisle die Weisung, Frieden zu schließen, und richtete ein Schreiben an Königsegg, worin er sein Bedauern aussprach, dass man ihn für den Urheber der Wirren in Deutschland ansehe, die ein ganz anderer (Belleisle) angefangen habe. Belleisle erbot sich, Prag und ganz Böhmen gegen freien Abzug nach Bayern zu räumen, dann aber auch Bayern zu räumen, wenn die Österreicher gleichfalls von da abgiengen. Maria Theresia aber wollte nichts davon wissen: die Franzosen sollten sich kriegsgefangen ergeben. Ihr ganzer Zorn über die Art, wie die Franzosen sie bisher behandelt hatten, loderte empor: sie habe an den Cardinal, ihrer Würde vergessend, in Ausdrücken geschrieben, die den härtesten Felsen hätten erweichen können, er habe aber ihre Bitte verschmäht und kalt geantwortet, sie komme zu spät. Zu seiner Beschämung erschien des Cardinals Brief in allen Zeitungen. Belleisle aber wies die Bedingung, sich als Kriegsgefangener zu ergeben, stolz zurück, und der Kampf dauerte fort.

Da erhielt Maillebois, der mit 40.000 Mann den Norden Frank- *Maillebois* reichs, namentlich Dünkirchen, gegen einen Angriff der Engländer decken sollte, Befehl, die in Prag Eingeschlossenen zu retten. In Paris nannte man

seine Armee die der Mathuriner, so hieß damals ein Orden, der es sich zur Aufgabe machte, gefangene Christensclaven zu befreien. Einen ähnlichen Zug nach Bayern hatte, wie wir oben sahen, Marlborough gemacht, aber Maillebois, nur der alte Stutzer genannt, hatte keine der glänzenden Eigenschaften des großen Briten.

bei Karl VII. Der Marsch gieng südöstlich. In Frankfurt besuchte er den Kaiser, gegen den er aber sehr hochfahrend that, während seine Officiere im Vorzimmer wie in einer Wachstube schrien. Die Honigwochen des Kaiserthums waren vorüber, der arme Karl Albert verbat sich jeden weiteren Besuch des französischen Feldherrn.[1]) In Vohenstrauß stieß die bayerisch-französische Armee zu ihm und mit 60.000 Mann wandte sich jetzt Maillebois nach dem Böhmerwalde. Franz Stephan und Karl von Lothringen ließen vor Prag nur 9000 Mann, um die Franzosen zu beobachten und am Einsammeln von Lebensmitteln zu hindern; mit der Hauptmacht brachen sie auf, um Böhmen zu decken. Ihren Abzug benützte Broglie, um mit 6000 Mann Teplitz zu besetzen und Maillebois die Hand zu reichen. Gern sah Belleisle seinen unverträglichen Nebenbuhler scheiden. Maillebois wollte zuerst über Hayd in Böhmen einrücken, fand aber die Österreicher bereit, ihn bestens zu empfangen; dann versuchte er es über Möhring, aber hier fand er Karl von Lothringen wieder zur Schlacht gerüstet, denn Khevenhiller war über Hayd zu ihm gestoßen. Broglie wartete vergebens auf Maillebois in Leitmeritz, sandte dann 3000 Mann nach Prag zurück und gieng über Dresden nach Bayern. Bei Kaaden hatte Maillebois wieder Fühlung mit den Österreichern und kehrte, nachdem er 15.000 Mann in steten Gefechten, in Regen und Ungemach aller Art verloren hatte, nach Bayern zurück. Lobkowitz wurde aber mit 20.000 Mann von der Hauptarmee abgesendet, um Prag vollständig einzuschließen und das Entweichen der Franzosen zu verhindern.

Belleisles Rückzug. Auf 17.000 Mann war das Heer in Prag zusammengeschmolzen und von diesem lag jeder vierte im Spital. Beleisle fasste einen verzweifelten Entschluss. In der Nacht vom 16. December 1742 brach er mit 11.000 Mann zu Fuß, 3000 Reitern, 30 Geschützen und 300 Wagen durch. Die Anordnungen waren trefflich, die Beschwerden aber groß, die Brücken überall abgebrochen, die Kälte schneidend. Ein scharfer Nordwind blies, man musste durch Wälder und auf Feldwegen voranziehen, über Glatteis und durch Schnee, die Nächte unter freiem Himmel zubringen oder bei Mondenschein marschieren, 1300 Mann erfroren. Die Husaren waren den Franzosen überall auf den Fersen. Nach acht Tagen erreichte Belleisle mit einem Verluste von 6000 Mann Eger. Vielen waren Hände und Füße erfroren, viele trugen den Todeskeim im Herzen und endeten im Spitale, unter ihnen der geniale Vauvenargues, ein junger Schriftsteller vom Talente eines Fénélon und Pascal.[2]) Alle hatten Unsägliches erduldet. Die Franzosen verglichen diesen Rückzug mit dem der Zehntausend, aber dort retteten sich die Griechen glücklich in die Heimat; er ist eher ein kleines Vorbild des tragischen Rückzuges aus Moskau. So waren denn die Jäger die Gejagten geworden. Böhmen war gesäubert von den Feinden, man schämte sich

[1]) Auf seinen Wahlspruch: Aut Caesar, aut nihil erschien damals der Spottvers: Aut nihil aut Caesar Bavarus Dux esse volebat: Et nihil et Caesar factus utrumque simul.

[2]) Henry Martin, Histoire de France, XV, p. 253.

der früheren Hinneigung zu den Bayern. Maria Theresia aber wurde am 12. Mai 1743 unter unermesslichem Jubel der Bevölkerung im Veitsdome zu Prag als „allergnädigste Königin und Erbfrau" gekrönt. Ende Juni empfieng sie die Landeshuldigung in Linz, bei ihrer Rückkehr nach Wien begrüßte sie das Volk als die Große und Liebreiche. „Lasst mich, ich kann nicht mehr, lasst mich heute!" — wie wenn sie gefürchtet hätte, dass Gott ihr den Schutz entziehe, weil sie Huldigungen annehme.

Fleurys Tod.

Man begreift den Jammer des alten Fleury über das Unglück, das er durch seine Schwäche über Frankreich gebracht hatte. Es gieng mit seinem Leben zur Neige. Er starb nicht bedauert. In seinem Vorzimmer lachte man, während er mit dem bitteren Tode rang. Der König, für den er so viel gearbeitet hatte, tanzte an seinem Todestage in einem Jagdschlosse. Um die Noth der in Prag Eingeschlossenen hat sich Ludwig XV. überhaupt wenig bekümmert. Sein ganzes Denken drehte sich damals um Abschließung eines Vertrages mit der schönen La Tournelle, welche, da die Nesle im Wochenbette gestorben war, seine Maitresse werden sollte, aber hohe Bedingungen stellte, ehe sie sich ihm preisgab. Sie wollte hohen Rang und wurde in der That Herzogin von Chateauroux, sie wollte einen Hofstaat, wie die Montespan, und erhielt ihn. Zwischen dem 17. und 26. December giengen 6000 Franzosen auf dem Rückzuge aus Prag zugrunde und am 19. December erschien die Chateauroux zum erstenmale in der Oper und wurde beklatscht. Auch um Belleisle kümmerte sich Ludwig XV. nicht mehr; gieng er zugrunde, so machte er dem König nichts mehr zu thun; kam er geschlagen zurück, so durfte er sich auch nicht mehr zeigen. Belleisle starb 1745 in Metz als Gouverneur.

Ludwig XV.

Die Chateauroux.

Wie Ludwig regiert.

Wer sollte nach Fleury den Staat lenken? Man sprach von Cardinal Tencin. „Ich will keinen Priester mehr", sagte jedoch kurzweg Ludwig XV. und nahm einen Anlauf, als wollte er selber regieren: er brauche in Zukunft keinen ersten Minister mehr, er werde wie Ludwig XIV. selber alles leiten. Etwa acht Tage schien dieser Vorsatz zur Wahrheit zu werden, aber dann war Ludwig XV. der Arbeit müde, unterschrieb, was ihm seine Minister vorlegten, und diese thaten, was sie wollten. So hörte jede Einheit in der französischen Regierung auf. Chauvelin, von dem viele glaubten, er allein könne Frankreich retten, machte vergebens Vorschläge, infolge deren ihn der König noch viel ungnädiger behandelte. In seiner äußeren Politik war Ludwig XV. dem König von Preußen abgeneigt, vor Maria Theresia und der Gerechtigkeit ihrer Sache hatte er eine geheime Scheu. Obschon die Chateauroux ihn zum Kriege stachelte, weil sie ihren Verehrer mit Lorbeeren geschmückt sehen und durch seinen Ruhm die Schmach ihres Verhältnisses zu ihm decken wollte, so führte Ludwig XV. den Krieg doch nur mit halbem Herzen fort, weil er einmal angefangen war und weil er den Bitten seiner Tochter, die an einen spanischen Infanten ver-

ungern den Krieg führt.

mählt war und, angestachelt von der alten herrschsüchtigen Elisabeth Farnese, ihn immer um eine Königskrone für ihren Mann, Don Philipp, bat, nur schwer widerstehen konnte.

Krieg in Italien 1742. Damit kommen wir an den Krieg in Italien, 1742.[1]) Spanien hatte zwar die Pragmatische Sanction anerkannt, als ihm Österreich Neapel und Sicilien für Don Carlos abtrat, allein die ländersüchtige Königin Elisabeth hatte noch einen Sohn zu versorgen, Don Philipp, und da sie keine Hoffnung hatte, ihn zum Papst machen zu können, so wollte sie die Bedrängnis Maria Theresias benützen, um ihm wenigstens ein Königreich Lombardien zu verschaffen. Nach dem Grundsatze, dass man sehr vieles verlangen müsse, um wenigstens etwas zu bekommen, sprach Spanien nach dem Tode Karls VI. das ganze österreichische Erbe an,[2]) denn kraft des Theilungsvertrages von 1521 zwischen Karl V. und Ferdinand I. sollten die österreichischen Länder beim Aussterben der männlichen Nachkommenschaft Ferdinands an die Erben Karls V. zurückfallen. Bei dieser Forderung war nur vergessen, dass die Nachkommen Karls V. ausgestorben waren, und dass, statt einer habsburgischen, eine bourbonische Linie auf dem Throne zu Madrid saß, und dass diese die Pragmatische Sanction anerkannt hatte. Aber desungeachtet spannte Elisabeth die letzte Kraft Spaniens an. Ein Vertrag wurde zu München abgeschlossen, Pläne. ein Heer zusammengezogen, eine Flotte ausgerüstet. Ein Heer sollte in Orbitello gelandet werden, ein anderes zu Fuß durch Südfrankreich nach Oberitalien ziehen. 6000 Mann aus Neapel sollten zu dem Heere in Mittelitalien stoßen. Aber den Hafen zu Cadix hütete die englische Flotte unter Admiral Haddock und die Spanier konnten nicht auslaufen. Wichtig war, wie sich der König Sardinien. von Sardinien, Karl Emanuel III., zu der Tagesfrage stelle. Er verfügte über 30.000 Mann gutgeschulte, tapfere Truppen; er hütete die Alpen, er hatte den Schlüssel zu Italien in der Hand; ließ er Spanier und Franzosen hinein, so waren Maria Theresias Besitzungen in Italien, Mailand, Mantua, Venedig. Parma, Piacenza verloren, denn Venedig wollte in der Frage unbedingte Neutralität beobachten, der Löwe von San Marco hatte seine alte Kraft verloren und Papst Benedict XIV., friedliebender Natur, wollte nichts davon wissen, sich in Waffen an die Spitze eines italienischen Bundes zu stellen. Karl Emanuel III. sah wohl ein, dass, wenn die Bourbonen das Übergewicht in Italien erhielten, es Sardiniens größter Schaden wäre, da dieses, jetzt von allen Seiten von bourbonischer Macht eingeschlossen, auf keinerlei weitere Vergrößerung nach irgend einer Richtung hin mehr hoffen durfte; auf der anderen Seite konnte er nur fischen, wenn die Wasser recht trübe wurden, und rücksichtslos jede Gelegenheit zur Vergrößerung auszubeuten, war bei

[1]) Muratori, Annali d'Italia, 1742.
[2]) Arneth, l. c. I, S. 181–188.

ihm und seinem Minister Ormea Grundsatz. Man sagte damals in Wien:[1] „Der König von Preußen ist der König von Sardinien in Deutschland und der König von Sardinien ist der König von Preußen in Italien." Deshalb wurden ihm von Frankreich und Spanien, wie von Österreich Angebote gemacht; er horchte dahin und horchte dorthin, ohne sich gleich zu entscheiden. Der Sinn seiner langen Verhandlungen, die er als das Meisterstück seiner Politik bezeichnete, ist: „Was gebt ihr Franzosen mir, wenn ich die Pässe aufmache? was gibst du Maria Theresia mir, wenn ich die Alpen zuschließe?" Was die eine Partei verhieß, wurde der anderen zugesteckt, um sie zu höherem Angebote zu steigern. Frankreich versprach Karl Emanuel die ganze Lombardie bis zur Adda; während dem Don Philipp Mantua, Parma, Piacenza zutheil werden sollte. Von Toscana war bei diesen Verhandlungen darum keine Rede, weil man in Versailles wohl fühlte, dass der Verzicht des Großherzogs Franz auf Lothringen ungiltig sei, sobald man seinen Besitz von Toscana bestreite. Ormea.

Die Habgier der Königin von Spanien trieb Karl Emanuel auf einmal in das österreichische Lager. Mitte October musste der englische Admiral Haddock seine Schiffe von Cadix zurückziehen, um sie in Gibraltar ausbessern zu lassen. Alsbald wurden die spanischen Truppen eingeschifft und steuerte die spanische Flotte davon. Haddock[2]) machte einen Versuch, das von Barcelona ausgelaufene Geschwader aufzufangen, aber schon waren von Toulon aus zwölf französische Schiffe zu demselben gestoßen und kündigte ihr Admiral dem englischen an, er habe Befehl die Spanier zu vertheidigen, wenn sie angegriffen würden. Haddock fühlte sich zu schwach und zog sich nach Port-Mahon zurück. Im November bewerkstelligten die spanischen Transportschiffe unbehelligt ihre Landung zu Orbitello, Porto Longone und Santo Stephano. Im December folgte ihnen der Herzog von Montemar, welcher früher den Österreichern Neapel und Sicilien entrissen hatte: er nahm Stellung im Kirchenstaate, wo 12.000 Neapolitaner zu ihm stießen. Jetzt stand Montemar an der Spitze von 42.000 Mann, während Traun mit nur 9500 Mann zu Fuß und 2500 zu Pferd die Besitzungen Österreichs vertheidigen sollte. Der Sieg der Spanier schien unfehlbar. Elisabeth Farnese wollte nun nichts mehr davon wissen, dass man dem König von Sardinien einen Theil der Lombardie gewähre: nichts sollte er bekommen, Don Philipp aber alles. Die Ansprüche, die Karl Emanuel als Abkömmling von Katharina, der Tochter Philipps II., an Mailand machte, fanden von Seite des spanischen Cabinetes eine scharfe Widerlegung. Rasch schloss jetzt der Sardinier am 1. Februar 1742 mit dem Vertreter Österreichs, Schulenburg, einen Vertrag ab, wonach die Österreicher den Spaniern entgegenrücken sollten, um Modena und Mirandola zu besetzen und dadurch das Vordringen der Feinde gegen

Königin Elisabeth.

Spanier nach Italien.

Haddock.

Montemar.

Traun.

Sardinien mit Österreich.

[1]) Arneth, l. c. II, S. 149—151.
[2]) Mahon, History of England, III, p. 137—138. (Tauchnitz edition.)

die Länder Maria Theresias zu verhindern. Karl Emanuel sollte ein ausreichendes Armeecorps zu ihrer Unterstützung bereit halten und ihnen nöthigenfalls mit seinen gesammten Streitkräften zuhilfe kommen. Seine angeblichen Ansprüche an die Lombardie solle er nicht während dieses Streites zur Geltung bringen.[1]) Die Piemontesen waren froh, dass ihr König zu Österreich und nicht zu den verhassten Franzosen und Spaniern hielt, und eilten mit Jubel unter die Fahnen. In Madrid aber beschloss man in der ersten Erbitterung, unter Don Philipp ein spanisches Armeecorps durch Südfrankreich nach Italien zu senden und auch von jener Seite die Staaten des Königs von Sardinien anzugreifen. So ließ sich denn alles dazu an, dass Italien der Schauplatz großer Kämpfe werde.

Maria Theresia sandte Verstärkung. Graf Traun, der in der Schule Starhembergs und Eugens sich gebildet hatte, behielt die Statthalterschaft und den Oberbefehl über die Truppen. Als Feldmarschall-Lieutenant wurde ihm Schulenburg beigegeben. Montemar benutzte seine Übermacht nicht und rückte langsam in der Romagna vor; Traun und der König aber beschlossen

Modena. rasch zu handeln. 12.000 Mann rückten sogleich gegen Modena[2]) vor. Sie trauten dem Herzoge von Modena nicht. Dieser hatte zwar bisher seine Anhänglichkeit an Österreich lebhaft betheuert, war aber insgeheim von Spanien durch das Versprechen von Guastalla gewonnen worden und suchte unter vorgeblicher Neutralität nur Zeit zu gewinnen bis zur Ankunft des spanischen Heeres und dann die Maske abzuwerfen. In Wien aber kannte man den Vertrag, den der Herzog mit Spanien abgeschlossen hatte, und deshalb verlangte man entschieden von ihm, dass er dem Bunde entsage und seine Festungen einräume. Der Herzog leugnete, man gab ihm zehn Tage Bedenkzeit. Montemar zögerte, und da blieb dem Herzoge nur übrig, sich nach Venedig zurückzuziehen. Jetzt besetzten die Verbündeten die Stadt Modena und zwangen die Cidatelle nach dreiwöchentlicher Belagerung zur Übergabe. Nachdem auch Mirandola eingenommen war, wandten sie sich gegen das spanische Heer, das bis Bondeno gekommen war. Doch wagte Montemar trotz der Überzahl keine Schlacht, sondern zog sich zuerst gegen Ravenna, dann bis Foligno zurück.

Die Engländer vor Neapel. Die Neapolitaner verließen sein Heer, denn Sonntag 9. August 1742 war Commodore Martin[3]) mit fünf Kriegsschiffen unerwartet in der Bucht von Neapel erschienen, und hatte an den König Don Carlos III. die Botschaft entsendet: weil die Regierung beider Sicilien nicht neutral bleibt, wie sie soll, sondern sich den Spaniern, den Feinden Englands, angeschlossen, so ist sie auch die Feindin Englands geworden; — sie wird daher aufgefordert, ihre Truppen sogleich vom spanischen Heere zurückzuziehen, widrigenfalls ihr der Krieg erklärt und die Stadt beschossen wird. Schrecken fuhr in die Räthe des Königs, denn schon machten die Engländer ihre Kugeln glühend. Die Neapolitaner suchten die Drohung dadurch zu vereiteln, dass sie die Unterhandlung in die Länge zogen, aber der englische Admiral, ähnlich jenem Römer, der um den König von Syrien in Ägypten einen Kreis zog und sagte: „Du musst dich entscheiden, ehe du diese

[1]) Arneth, l. c. II, S. 162.
[2]) Ibid. II, S. 169—173.
[3]) Mahon, l. c. III, p. 137. — Botta, Storia d'Italia, IX, XLIII. — Coletta, Storia di Napoli, I, c. 38.

Linie überschreitest; bleibst du in Ägypten, so bleibst du unser Feind" — legte seine Uhr auf den Kajütentisch und gab den Unterhändlern zwei Stunden Bedenkzeit: sei indes eine günstige Antwort noch nicht eingetroffen, so werde alsbald die Beschießung beginnen. Noch war die Frist nicht verflossen, als Don Carlos die begehrte Neutralität annahm und an seine Truppen den Befehl zur Rückkehr sandte. So wurde das spanische Heer um 12.000 Mann schwächer.

Aber jetzt kamen an den König von Sardinien Nachrichten, die ihn gleichfalls zum Abzuge trieben, denn Don Philipp war über Briançon in das wehrlose Savoyen eingerückt und hatte von den Einwohnern den Eid der Treue für den König von Spanien gefordert. Da beschloss Karl Emanuel sogleich nach Piemont zurückzukehren, und Traun fühlte sich mit seiner kleinen Streitmacht dem Spanier gegenüber nicht stark genug und schloss sich dem Rückzuge an; am 23. August stand er schon wieder in Faenza. Alle Vorstellungen der Österreicher waren bei Karl Emanuel vergebens. Durch die Theilnahme am Kriege hatte Karl III. den Vertrag zerrissen, durch den er das Königreich Neapel erlangt hatte, — so sah es Maria Theresia an und sie wollte jetzt die Bourbonen gänzlich aus Italien verjagen, Sicilien an Sardinien geben und Neapel bei einem Frieden allenfalls für Bayern austauschen. Doch Karl Emanuel fürchtete ebensosehr das Übergewicht der Habsburger, als das der Bourbonen in Italien, und um ihn auf ihrer Seite zu erhalten, erklärte Maria Theresia, von England hiezu gedrängt, sich bereit, von den englischen Subsidien 200.000 Pfund an ihn abzutreten, ferner die Stadt und das Herzogthum Piacenza, die Stadt und die Provinz Pavia, an beiden Ufern des Po, die Grafschaft Anghiera bis zum Tessin, dem Lago maggiore und den schweizerischen Gebirgen, endlich Stadt und Gebiet Vigevano. Karl Emanuel wandte sich zunächst wider die Spanier in Piemont über den kleinen Bernhard. Eine Heeresabtheilung unter Schulenburg überschritt den Mont-Cenis. Die Spanier mussten sich anfangs zurückziehen, drangen aber wieder vor, als Verstärkungen zu ihnen gestoßen waren. Der König versäumte den rechten Augenblick, sie zu schlagen; wenn er nicht die Waffen strecken wollte, musste er zurück unter allen Schrecken der Alpennatur. Viele seiner tapferen Soldaten erfroren, viele versanken im Schnee, die Kranken starben schnell, die Gesunden holten den Keim zu schrecklichen Krankheiten, nur mit der Hälfte seines Heeres erreichte Karl Emanuel Turin, während die Spanier sich wieder in ganz Savoyen ausbreiteten.

Kampf um Savoyen.

Im gleichen Winter kamen die Österreicher zum Handkusse mit den Spaniern am Panaro.[1]) Montemar wurde wegen seiner Säumigkeit abberufen, Gages kam an seine Stelle mit dem gemessenen Befehl der Königin Elisabeth, an den Po vorzurücken und die Österreicher zu vernichten. Er sammelte in der Stille sein Heer und hoffte Traun zu überraschen, aber dieser war auf seiner Hut. Als die Spanier am 3. Februar 1743 den Panaro überschritten, fanden sie die Österreicher kampfbereit. Gages wollte wieder über den Fluss zurück, aber Traun mochte sich die Gelegenheit zur Schlacht nicht entschlüpfen lassen und rückte ihm entgegen, obschon die Spanier den Österreichern an Zahl weit überlegen waren. So kam es am 8. Februar zur blutigen Schlacht von Camposanto. Sie kostete den Spaniern nahezu 4000 Todte und Verwundete, die Österreicher verloren 1700 Mann. Die Spanier mussten am Abend das Schlachtfeld räumen, Traun hatte den Sieg errungen. —

Gages.

Camposanto.

[1]) „Österreichische militärische Zeitschrift", 1829.

Verhandlungen. Siege der Österreicher in Bayern. Schlacht bei Dettingen. Vertrag zu Worms. — Der Familienvertrag.

Maria Theresia. Der Sieg zu Composanto gab Maria Theresia neuen Muth und wieder heitere Stimmung. Das Feuer ihrer Seele theilte sie ihren Räthen, der Armee und dem Volke mit. Sie entfaltete eine wunderbare Thätigkeit.

Um sie in ihrem Charakter vollständig zu schildern, theilen wir hier noch eine Stelle aus dem Berichte des Gesandten Podewils an den König von Preußen mit: „Sie ist sehr arbeitsam und sucht auch die Charaktere ihrer Diener kennen zu lernen. Aus eigener Wahl hat sie alle die ernannt, die im letzten Feldzuge in Italien gedient haben, und es sind dies, wie alle Welt versichert, die tüchtigsten unter den Officieren. Sie zeichnet das Militär aus, das jetzt in viel höherem Ansehen steht als unter dem vorigen Kaiser. Sie erklärte öfter, nur mit dem Waffenhandwerk könne man in ihrem Reiche sein Glück machen. Die Officiere, die gerade Wacht bei ihr haben, müssen immer an ihrer Tafel speisen, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, was dem hohen Adel sehr missfällt, der auch darum verstimmt ist, weil die Kaiserin in ihrer Abneigung gegen die Etikette einige hergebrachte Förmlichkeiten abgeschafft hat. — Die Soldaten sucht sie durch Freigebigkeit für sich zu gewinnen, läßt oft Geld unter sie austheilen und geht selten an ihrer Leibwache vorüber, ohne ihr einige Ducaten hinzuwerfen. — Auch haben die Soldaten sie sehr gerne, denn der Muth der Kaiserin in ihrem größten Unglücke hat ihr ohnedies ihre Achtung erworben. — Es ist ganz gewiss, dass sie einige Zeit hindurch im Sinne hatte, sich selbst an die Spitze ihres Heeres zu stellen. — Aus Ehrgeiz wünscht sie selbständig zu regieren und es gelingt ihr das besser, als der Mehrzahl ihrer Vorfahren; aber das Interesse, das ihre Umgebung hat, ihr eine genaue Kenntnis der Sachlage zu entziehen, und sie an Abstellung von Missbräuchen zu verhindern, aus denen sie oder ihre Familie Vortheil ziehen, macht das Streben der Kaiserin oft unnütz, wenigstens fruchtlos. Sie durchblickt zwar oft die Täuschung, in die man sie wiegen will, hat aber nicht immer die Macht, durchzugreifen. Oft spricht sie ihren Unmuth darüber aus und hat oft erklärt, dass sie Gott am inbrünstigsten darum bitte, dass er ihr die Augen öffne." — „Im allgemeinen sucht sie die Schwächen ihres Geschlechtes sich ferne zu halten, und geizt nach Tugenden, die ihm weniger eigen und selten sein Erbtheil sind. Es scheint, sie ist oft unmuthig darüber, dass sie als Weib und nicht als Mann auf die Welt gekommen ist. Aus ihrer Schönheit macht sie sich gar nichts; ohne sich zu schonen, setzt sie sich jedem Wetter aus, geht oft mehrere Stunden in der größten Hitze oder grimmigsten Kälte spazieren; Kälte erträgt sie übrigens leichter als Hitze. Ebenso verwendet sie wenig Sorgfalt auf ihren Putz; Galatage ausgenommen, trägt sie und nach ihrem Beispiele der Hof ganz einfache Kleider."

„Es wäre unmöglich, sie der Koketterie zu beschuldigen, nie hat sie sich in dieser Beziehung auch nur das Geringste zuschulden kommen lassen. Sie liebt ihren Gemahl treu und aufrichtig, verlangt aber auch gleiche Liebe von ihm und wacht mit der Eifersucht der Liebe über ihn. Ihre Kinder, die immer um sie sein müssen, liebt sie zärtlich. Am meisten hängt ihr Herz am ältesten Töchterlein, das aber gestorben ist. Jetzt ist sie in den kleinen Erzherzog Joseph ganz verliebt, sie läßt ihm manches durchgehen, was sie rügen sollte; doch ist sie hin

und wieder auch sehr strenge gegen ihn und will ihm um keinen Preis verzeihen. Eines Tages befahl sie, man solle ihm die Ruthe geben. Man stellte ihr vor, noch nie sei ein Erzherzog geschlagen worden; sie entgegnete: ‚Es ist auch nie ein Erzherzog so böse und unfolgsam gewesen.' — Gegen die Kaiserin-Mutter ist sie voll Zärtlichkeit und Verehrung, gestattet ihr aber keinerlei Einfluss auf die Geschäfte. — Sie liebt das Vergnügen, ohne sich aber daran zu hängen. Früher tanzte sie leidenschaftlich, namentlich hatte sie Maskenbälle gerne; jetzt macht sie sich nichts mehr daraus; obschon sie gut Clavier spielt, sehr schön singt und eine gründliche Kennerin der Musik ist, so kümmert sie sich doch wenig mehr darum. Ihr liebstes Vergnügen ist ein Spaziergang, namentlich aber ein Spazierritt. Da fliegt sie wie im Sturme dahin; der Kaiser und mehrere andere haben vergebens gesucht, sie davon abzubringen. Sie musste reiten lernen wegen der ungarischen Krönung und sie setzte es fort aus Politik, weil sie bemerkte, dass die Ungarn ihre Freude daran hatten, sie zu Pferde zu sehen. Nach und nach gewann sie derart Geschmack am Reiten, dass es jetzt ihre liebste Erholung ist. Sie reitet bald dahin, bald dorthin aufs Land, nimmt da oder dort bei einem ihrer Unterthanen ein Frühstück oder eine Tasse Kaffee. Auch zu Fuß geht sie oft drei oder vier Stunden in einemfort; auf die Jagd geht sie nur selten und meist nur ihrem Gemahl zu Gefallen." — „Von Natur hat sie eine heitere Stimmung, aber es scheint, dass die schweren Schicksalsschläge, unter denen sie leiden musste, dieselbe sehr verbittert haben. Sie ist jetzt bisweilen scharf und barsch. Es scheint, sie hat ihr Unglück schwer zu Herzen genommen, und ich hörte sie eines Tages sagen, dass sie ihr Leben nicht noch einmal von vorne anfangen möchte. Man behauptet, dass eine Dame, die immer um die Kaiserin ist, viel Gewalt über ihren Geist habe, und dass die Kaiserin sie oft über Geschäfte zurathe ziehe. Doch kann ich letzteres nur schwer glauben, denn es ist unvereinbar mit dem Ehrgeiz dieser Fürstin und ihrem Wunsche, selbst zu herrschen, selber alles zu sehen und zu thun, und verträgt sich nicht mit der Sorgfalt, mit der sie auch den leisesten Verdacht, dass sie sich von jemand leiten lasse, fernzuhalten sucht."

„Eine Eigenschaft hat die Kaiserin nie verleugnet, die der Großmuth; sie ist von Natur wohlwollend und liebt es, Menschen glücklich zu machen. Aber sie verlangt auch eine dankbare Gesinnung und hat dies schon oft merken lassen. Ihre Lebensweise ist sehr regelmäßig, sie steht gewöhnlich im Winter um sechs Uhr, im Sommer um vier oder fünf Uhr in der Frühe auf und arbeitet den ganzen Vormittag, liest die eingelaufenen Berichte, unterzeichnet Befehle und wohnt den Berathungen ihrer Minister bei. Um ein Uhr speist sie und ruht kaum anderthalb Stunden aus. Hin und wieder speist sie ganz allein. Im Sommer, bisweilen auch im Winter, geht sie nach dem Essen allein spazieren und liest dabei Depeschen. Gegen sieben Uhr setzt sie sich zum Spiele, in der Regel bis acht einhalb. Dann isst sie etwas zur Nacht, meist nur eine Fleischsuppe, geht ein wenig spazieren und geht um zehn Uhr zur Ruhe." [1])

So war Maria Theresia. Begreiflich, dass sie jetzt, wo sie im Siegen war über ungerechte Angriffe, wo Österreich in neuer Waffenmächtigkeit dastand und ihre Völker bereit waren, die beschworene Treue mit Opfern von Österreich.

[1]) A. Wolf, Relationen des Grafen von Podewils, Gesandten König Friedrichs II. von Preußen über den Wiener Hof in den Jahren 1746—1748. Sitzungsberichte der phil.-histor. Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften. IV, S. 466—542.

Gut und Blut zu bewähren, Ersatz verlangte für Schlesien und Sicherung der Stellung Österreichs gegen Angriffe der Bourbonen für die Zukunft. Der englische Gesandte Robinson hatte, um sie zu Opfern bereitwillig zu machen, ihr immer Entschädigung für das Verlorene versprochen. Sie dachte an das Innviertel, an die Oberpfalz, an Neapel und Sicilien für sich selbst, an Lothringen für dessen ursprüngliches Herrscherhaus.[1]) Die öffentliche Stimmung in England gieng hierin mit der Königin von Ungarn. Jetzt oder nie, glaubte man, Frankreich einen Stoß ins Herz geben und seinem Übermuth für immer Schranken setzen zu können. Von Georg II. bemerkt Friedrich II. selber:[2]) „Der König von England hegte einen eingewurzelten Hass gegen Frankreich. In seiner Jugend hatte er gegen diese Macht gedient. In der Schlacht von Oudenarde war er an der Spitze einer Schwadron Hannoveraner in den Feind eingedrungen und hatte Proben ausgezeichneter Tapferkeit abgelegt. Es war sein Ehrgeiz, an der Spitze von Kriegsheeren zu stehen und Heldenruhm zu erwerben. Sein Volk, durch den Krieg mit Spanien manchem Zwange im Handel unterworfen, fühlte, dass die Entscheidung nöthig sei, und dass der Schlag auf dem festen Lande geschehen müsse. Frankreich hielt es für halb zugrunde gerichtet durch die Anstrengung, Bayern und Böhmen zu erhalten; weil es mit Spanien verbündet war, so schwäche man auch Spanien, wenn man Frankreich entkräfte. Man musste also die Franzosen entweder in Deutschland oder in Flandern schlagen, um auf dem Meere ein Übergewicht zu gewinnen, woraus für den englischen Handel ein wesentlicher Vortheil erwachsen könnte." — Der größte Eiferer für einen Zug gegen Paris war aber Graf Stair, damals zwar ein Greis, aber von jugendlicher Glut, voll Muth und Talent, ein eifriger Whig und seit 1688 voll Hasses gegen Frankreich. Jetzt endlich müsse die Freiheit Europas einmal sichergestellt, die Grenze der Niederlande bis an die Somme vorgerückt, Lothringen, die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, das Elsass und die Franche-Comté von Frankreich losgerissen und mit Luxemberg zu einem Staate vereinigt werden, den man dem Kaiser Karl VII. geben könne für Bayern, welches als Entschädigung für Schlesien an Maria Theresia abgetreten werden müsse. Allerdings hätte Österreich durch Bayern mit seinem tapfern, kernhaften Volke eine Verstärkung erhalten, die für seine Zukunft höchst vortheilhaft gewesen wäre und den französischen Eroberungsgelüsten vorgebeugt hätte. Eines Nachbars, der in diesem Jahrhunderte schon zweimal so gefährlich wurde, wäre es ledig geworden, während die Dynastie der Wittelsbacher durch ihre neue Stellung an der französischen Grenze in den Kreis der Feinde Frankreichs hineingezogen worden wäre. Zum Unglück für diesen Plan hatte Stair die Meinung, Preußen dafür zu gewinnen durch die Aussicht, sich auf Polens,

England. Lord Stair. Pläne.

[1]) Arneth, l. c. II, S. 203.
[2]) Histoire de mon temps, Chap. II, 1.

Kosten zu vergrößern. Eine Verstärkung Österreichs fürchtete jedoch niemand mehr als gerade Friedrich II. Er schreibt:[1]) „Der König von Preußen durfte das politische Gleichgewicht nicht aus den Augen verlieren. Sein Vortheil verlangte, selbst während des Krieges, dasselbe zwischen den kriegführenden Mächten zu erhalten. Wenn das Haus Oesterreich eine entscheidende Übermacht im deutschen Reiche über das Haus Bayern bekam, so verlor Preußen seinen Einfluss auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten; man musste es also zu hintertreiben suchen, dass der König von England und die Königin von Ungarn, durch die wahrscheinliche Hoffnung glücklicher Fortschritte geblendet, den Kaiser vom Throne stießen." Also Sorge um den Kaiser war der Vorwand — und doch hatte er ihn vor kurzem zweimal im Stiche gelassen, Sorge um Schlesien war der Grund; er nannte Stair einen wüthenden sinnlosen Menschen. Preußen.

Begreiflich, dass Karl Albert in der Noth nach jeder Seite sich zu helfen suchte; das sah er wohl ein, dass er weder das Kaiserthum behaupten, noch das ganze habsburgische Erbe erlangen könne, — aber ganz ohne Vortheile mochte er nicht mehr zurücktreten. Wenigstens sollte Bayern ein Königreich und von Böhmen, Tirol oder Schwaben um so viele Kreise vergrößert werden, dass er ein Einkommen von sechs Millionen Thaler habe und ein Heer von 40.000 Mann halten könne.[2]) In London ließ Karl Albert erklären, er wolle sich mit dem Prachiner und Pilsener Kreis sammt der Stadt Eger, von Tirol mit dem Lande bis zum Inn sammt der Festung Kufstein, dann mit Vorderösterreich sammt den Waldstätten begnügen. Auch Neuburg und Sulzbach wünschte er, das pfälzische Haus sollte dafür von Maria Theresia in den Niederlanden entschädigt und diese einstweilen ihm, dem Kaiser, als Pfand eingeräumt werden.[3]) Als die englischen Minister von diesem Plane nichts wissen wollten, beantragte der bayrische Gesandte die S ä c u l a r i s a t i o n der Bisthümer Salzburg, Passau, Freising, Regensburg, Eichstätt und Augsburg zu Gunsten Bayerns — also Einziehung geistlicher Güter zu Gunsten der Fürsten. Friedrich II. befürwortete diesen Plan in London, denn was dem einen recht, war für den andern billig: fieng man einmal an, Bisthümer einzuziehen, so blieb man bei den genannten nicht stehen; Preußen hatte ein Auge auf Breslau und Münster, Hannover auf Hildesheim und Osnabrück, Hessen auf einige Abteien. Auch Sachsen wünschte ein Königreich zu werden und Hessen ein Kurfürstenthum. Friedrich II. meinte, es werde niemand dadurch verletzt als der hohe katholische Clerus, aber auf diesen brauche man nicht Rücksicht zu nehmen, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handle. Auch von Einziehung einiger freien Reichsstädte, wie Regens- Karl VII. Säcularisation

[1]) Histoire de mon temps, Chap. II, 1.
[2]) Erklärung des Kaisers im Juli 1742 bei Ranke, l. c. III, S. 45. Anmerkung.
[3]) Arneth, l. c. II, S. 207.

burg, Ulm, Augsburg war dabei die Rede. Carteret bot Maria Theresia Passau und die Hälfte von Salzburg an: sie wollte aber von so schnödem Gewinne, von einem Verfahren, das allen Grundgesetzen des deutschen Rechtes wider-
vereitelt. spreche, nichts wissen. Sie durchriss den ganzen Plan dadurch, dass sie ihn mit der Bemerkung veröffentlichte: der Frankfurter Hof krieche vor den Mächtigen und sei gewaltsam gegen die Schwächeren; um Bayern zum Königreich zu machen, wolle er Reichsunmittelbare unterdrücken und die angesehensten geistlichen Stände vernichten, während sie, die Königin, ihr Gewissen nicht mit Einziehung geistlicher Stiftungen beschweren möge. Der Eindruck auf den Adel und die Städte in Süddeutschland war gewaltig, der Kaiser musste den ganzen Plan ableugnen.[1]) Noch mächtiger wirkte der Plan und die Sorge davor in den Niederlanden, die Kriegspartei kam ans Ruder, die holländische Armee sollte, 20.000 Mann stark, sich mit der englischen vereinigen zur Vernichtung bayrisch-französischer Pläne und zur Aufrechthaltung der Pragmatischen
Pragmatische Armee. Sanction — daher sie die Pragmatische Armee genannt wurde. Um keinen Preis sollte Belgien mit den Barrièreplätzen in den Besitz eines Fürsten kommen, der von Frankreich abhienge. Die Holländer wurden auf einmal Feuer und Flamme für den Krieg.

Die Pragmatische Armee setzte sich schon im Februar 1743 in Bewegung, sie zählte 16.000 Engländer, 16.000 Hannoveraner und 12.000 Österreicher unter Aremberg; ihr Ziel war Bayern wie zur Zeit, als Marlborough die Engländer gen die Donau führte, aber der Marsch gieng langsam, peinlich
Krieg in Bayern. langsam. Indes hatten die Österreicher den Krieg in Bayern schon begonnen, 52.000 zu Fuß und 15.000 zu Pferd gegen 55.000 Franzosen und 35.000 Bayern, also gegen Übermacht, aber ein neues Feuer, kühne Zuversicht beseelte sie. Broglie warf nach Eger Lebensmittel und Mannschaft, so dass sich die Festung bis zum September zu halten vermochte. Khevenhiller wusste sich zwischen Franzosen und Bayern einzuschieben und schlug letztere unter Minuzzi am 8. Mai bei Simbach in der Nähe von Braunau; Minuzzi wurde mit zwei Generalen und 2027 Bayern gefangen. Karl VII. beschwor Broglie vergebens, bis an die Vils vorzurücken; entweder war ihm der schlechte Fortgang dieses Krieges willkommen, dessen Urheber Belleisle war, oder er hatte geheime Befehle, Bayern zu verlassen und heimzukehren.[2]) Zornig warf der Kaiser das Patent, welches ihn zum Oberbefehlshaber der französischen Armee ernannte, vor Broglie zu Boden: „Nehmt das auch mit Euch, ich kann es doch zu nichts brauchen." Die Bayern zogen sich nun unter Seckendorf nach Wasserburg zurück. Alsbald stürzten sich die Österreicher in wilder Kriegsfurie auf die Franzosen, im Sturme entrissen sie ihnen am 17. Mai Dingolfing und Landau, am 27. Mai nahmen 3000 Österreicher Deggendorf, das von 6000 Franzosen vertheidigt war. Broglie ordnete nun auf der ganzen Linie den Rückzug an, am 9. Juni rückten die Österreicher schon wieder in München ein. Bayern und Franzosen waren entmuthigt, Broglie hatte den Kopf verloren, er erklärte

---

[1]) Ranke, l. c. III, S. 53—56.
[2]) Letzteres ist auch die Meinung Friedrichs II. Histoire de mon temps, Chap. VIII.

am 26. Juni dem Kaiser, er müsse wegen Mangels an Lebensmitteln mit dem gesammten Heere den Rückzug über den Rhein antreten. Seckendorf schrieb ihm:[1] „Da die Franzosen den Kaiser verließen, so sehe sich dieser Herr genöthigt, sie wieder zu verlassen und für seine Sicherheit zu sorgen, wie und auf welche Art er könne. Am 27. Juni schloss dann Seckendorf mit Khevenhiller im Kloster Niederschönfeld einen Waffenstillstand und erhielt das Versprechen, die Österreicher würden die kaiserlichen Truppen nicht angreifen, so lange diese sich auf einem neutralen Gebiete des Reiches befinden würden. Wieder war Bayern für den Kaiser verloren. Broglie aber eilte, von den Husaren unablässig verfolgt — bei Esslingen nahmen sie ihm noch 1400 Mann gefangen — dem Rheine zu. Im Juli überschritt er den Strom. In Straßburg gab er sogleich einen Ball, wie wenn er als Sieger zurückkäme. Von der öffentlichen Meinung gedrängt, verwies ihn die Regierung auf seine Güter. Seckendorf.

Indes rückten zwei neue Armeen auf den Main los, die Pragmatische, um sich mit den Österreichern zu verbinden, eine französische unter Noailles, um sich mit dem aus Bayern zurückkehrenden Broglie zu vereinigen und den Franzosen wieder das Übergewicht in Deutschland zu verschaffen. Das langsame Vorrücken der Pragmatischen Armee, die auf dem rechten Ufer dem Main entlang zog, schien ihr verderblich zu werden, denn sie gab Noailles Zeit, das linke Ufer des Flusses zu besetzen. Als die Engländer bei Aschaffenburg auf die südliche Seite des Flusses vordringen wollten, fanden sie die Franzosen in unangreifbarer Stellung. König Georg II., der eben beim Heere eingetroffen war, fand die Lage höchst bedenklich, denn die Pragmatische Armee war 40.000 Mann stark, während Noailles über 60.000 Mann verfügte; die Engländer litten Mangel und waren von den Zufuhren aus Franken abgeschnitten. Vorwärts konnten sie nicht, südlich vom Main standen die Franzosen in Überzahl, nördlich vom Main waren die waldigen Höhen des Spessart.[2] Also wurde beschlossen, auf dem gleichen Wege zurückzukehren gen Hanau, wo die Magazine standen, und 12.000 Hessen als Verstärkung an sich zu ziehen. So begann denn am 27. Juni der Rückzug, entlang dem rechten Ufer des Mains, im Angesichte eines überlegenen Feindes, dessen Geschosse manche Lücke in die Heeressäule rissen. Krieg am Main. Georg II.

Als die Engländer und Österreicher nach Dettingen kamen, fanden sie den Weg versperrt, Noailles hatte 23.000 Mann auf zwei Schiffbrücken über den Fluss geworfen — auch der Weg nach Hanau war also abgeschnitten, die Pragmatische Armee konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts, nicht südlich über den Main, nicht nördlich durch den Spessart, sie schien wie in einer Mausfalle gefangen. Noailles hatte einen Plan ausgeführt, der des größten Feldherrn würdig schien.[3] Da war guter Rath theuer. Der Kriegsrath beschloss, den Weg nach Hanau mit dem Schwerte sich zu eröffnen. Georg II., obschon sechzig Jahre Dettingen.

[1]) Arneth, l. c. II, S. 258—259.
[2]) Mémoires de Noailles, L. III, IV. — Mahon, l. c. III, p. 151—158. — Rothkirch in der „Österreichischen militärischen Zeitschrift", Jahrgang 1830.
[3]) So urtheilt Friedrich II., Histoire de mon temps, Chap. VIII.

alt, doch an Muth noch ein Jüngling, eilte vom Nachtrab, der bisher für den Platz der Gefahr galt, an die Spitze des Zuges, schwang sein Schwert und rief den Seinen zu: „Jetzt, Burschen, lasst uns für Englands Ehre kämpfen! Feuert und fechtet tapfer, dann werden die Franzosen bald die Flucht ergreifen!“ — er ist der letzte englische König, welcher in eigener Person eine Schlacht leitete. Auch sein Sohn, der Herzog von Cumberland, stand während der Schlacht unerschrocken an der gefährlichsten Stelle auf dem linken Flügel. Aber trotz alles Heldenmuthes waren sie und die ganze Armee doch in Gefahr, die Waffen strecken und sich gefangengeben zu müssen. Der Sieg schien den Franzosen so gewiss, dass Noailles es nicht einmal für nöthig hielt, in Dettingen zu bleiben, sondern seinem Neffen, dem Herzog von Grammont, den Oberbefehl überließ und sich auf die südliche Seite des Mains begab, von wo die französischen Geschütze in die dicht aufgestellten Reihen der Verbündeten furchtbare Lücken rissen. Statt in seiner sicheren Stellung ruhig den Kampf auszuhalten, beschloss jedoch Grammont, vom heißblütigen französischen Adel, dessen Zierde im königlichen Hause und um ihn versammelt war, gedrängt, zum Angriffe vorzugehen. Mit Ungestüm durchbrachen sie die vier ersten Reihen, fanden aber am österreichischen Regiment Styrum eine unwiderstehliche Schranke und wurden von ihm zurückgetrieben. Grammont und Harcourt wollten den linken Flügel der Verbündeten fassen, hinderten aber dadurch ihre eigenen Batterien, die jenseits des Mains standen, auf die Feinde zu feuern. Bald floh die französische Garde vor dem Feuer der Österreicher. Viele stürzten sich in den Main und ertranken. Muthlosigkeit kam über die Franzosen, über 6000 Mann fielen. Händeringend sah Noailles am andern Ufer dem Unglücke zu und konnte nicht helfen. Die Schlacht, welche vier Stunden dauerte, endete mit einer gänzlichen Niederlage der Franzosen. So viele lagen im Main, dass man von drei Brücken der Franzosen sprach, wovon eine nicht von Holz gewesen und mit blauem Tuch belegt. In Paris nannte man spottlustig die französischen Garden Main-Enten und den unglückseligen 26. Juni den Tag der Stäbe, weil Grammont und Harcourt den unbesonnenen Angriff nur in der Hoffnung unternommen hatten, als Lohn ihrer Tapferkeit den Marschallsstab zu erlangen.

Noailles.

Grammont.

Der Sieg wurde nicht gehörig ausgebeutet, vergebens drang Lord Stair auf eifrigste Verfolgung der Feinde. Weil sie weder Lebensmittel noch Getränke hatten, um sich zu erfrischen, brachen die Verbündeten nach kurzer Rast um Mitternacht gen Hanau auf, die Verwundeten der Obsorge der Franzosen überlassend, die sie übrigens mit Edelmuth behandelten. In Mainz blieben die Engländer stehen, Browne kam vergebens zu Georg II. und trieb zu schnellem Angriff, denn die Franzosen seien entmuthigt. Der König erklärte, er wolle die Ankunft Karls von Lothringen erwarten. Ruhig konnte Noailles 17. Juni bei Worms den Rhein überschreiten. Zu Voltaire sagte Lord Stair: „Die Franzosen begiengen einen großen Missgriff, und wir zwei. Ihr Fehler war der, dass sie nicht ruhig stehen blieben; unser erstes Versehen bestand darin, dass wir uns in eine höchst gefährliche Lage brachten, unser zweites darin, dass wir den Sieg nicht verfolgten.“ [1])

Das rechte Rheinufer war von den Franzosen gesäubert. Karl von Lothringen kam am 26. Juli ins englische Hauptquartier. In den sogenannten

[1]) Siècle de Louis XV., Chap. X.

Hanauer Conferenzen ward jetzt beschlossen, daſs er zwischen Hüningen und Straßburg den Rhein überschreiten, Georg II. zwischen Mosel und Rhein vorrücken sollte — die Holländer sollten seine rechte Flanke decken. Die schwerste Aufgabe hatte Karl von Lothringen; die Engländer konnten sie ihm durch rasches Vordringen erleichtern, denn dann muſsten die Franzosen ihre Streitkräfte theilen; doch schneckenartig langsam bewegte sich die Pragmatische Armee, am 21. August war sie noch in Hanau, am 30. in Worms. Aber Noailles zog sich langsam vor ihr hinter die Queich zurück und konnte an Coigny, der mit Moriz von Sachsen das Elsaſs zu vertheidigen hatte, noch Truppen absenden. So hatten denn die Franzosen Zeit, sich zu rüsten und, als Karl von Lothringen in der Nacht des 3. September bei Rheinweiler und Breisach den Übergang versuchte, fand er die Feinde allenthalben in Bereitschaft, sogar die Bauern waren bewaffnet. Gegen Übermacht zu siegen, war keine Wahrscheinlichkeit. Darum gab Karl bei der Unthätigkeit Georgs II. das Unternehmen auf, zog eine Postierung am Oberrhein und verlegte den Rest des Heeres nach Schwaben und Bayern. Mit Glanz hatte der Feldzug des Jahres 1743 begonnen, mit Enttäuschungen endete er. Unzufrieden über die Unthätigkeit Georgs II. legten Lord Stair und einige höhere Officiere ihre Stellen nieder. Die Pragmatische Armee nahm ihre Winterquartiere in Flandern.

Hanauer Conferenzen

ohne Erfolg.

Das Hauptquartier Karls von Lothringen bei seinem Versuch, in das Elsaſs vorzubringen, war in Munzingen; Breisach war schon geschleift. Ausführlichen Bericht über die damaligen Zustände finden wir im „Leben des Pandurenhäuptlings Franz von der Trenck“.[1] Er war einer der tollkühnsten Soldaten im Heere Maria Theresias und zum Vorpostendienst wie geschaffen. Seine Panduren waren gefürchtet und Trenck erzählt, wie strenge Befehle er bekam, sie im Zaum zu halten, und wie er Schrecken einjagen muſste, um sie an Mannszucht zu gewöhnen: „Ich ließ ein paar, die geraubt hatten, an den nächsten Baum aufknüpfen und stellte das Geraubte zurück. Die Einwohner sahen mit Bewunderung zu, wie gelassen und unerschrocken sich diese Panduren beim Hängen bezeigten, denn selbst bis zum letzten Augenblick, da ihnen der Strick schon um den Hals gebunden war, brachten sie die Tabakspfeife nicht aus dem Munde. Diese Strenge wirkte so heilsam, daſs die Einwohner im Reiche sagten, sie wollten lieber zehn Panduren im Hause haben, als einen Franzosen.“ — In Feindesland aber waren sie immer furchtbare Gesellen und Trenck machte öfters verwegene Streifzüge ins Elsaſs. Die Franzosen beschwerten sich, daſs man ihnen so wilde Völker auf den Hals schicke. Man gab zur Antwort: gerade weil sie so ungesittet seien, sende man sie nach Frankreich, damit sie dort Anstand lernen, nur müsse man sie nicht wie andere fremde Reisende betrachten, denn sie hätten kein eigenes Geld auszugeben, seien aber nicht gewohnt, mit leerem Beutel zurückzukehren, man könne ihnen diese Unart schwer abgewöhnen.

Der Panduren-Trenck.

---

[1]) Merkwürdiges Leben und Thaten des alten Freiherrn Franz von der Trenck. Neue Auflage. Frankfurt und Leipzig 1788. S. 131—161.

Karl VII. und Georg II. Die Unthätigkeit Georgs II. hatte zum Theile ihren Grund in wichtigen Verhandlungen, die damals mit Kaiser Karl VII. und mit Savoyen gepflogen wurden. Karl VII. war in großer Noth. Die Frankfurter versagten ihm bereits den Credit für seinen Haushalt; als Noailles kurz vor der Schlacht bei Dettingen nach Frankfurt kam, klagte ihm der Kaiser über Geldnoth, und der französische General meldete seiner Regierung, er habe ihm 40.000 Kronen geborgt und er hoffe, sie werde es genehm halten. Beim Rückzug über den Rhein ließ Noailles dem Kaiser sagen, die Franzosen verließen Deutschland und wollten ihm kein Hindernis in den Weg legen, um mit seinen Feinden ein Abkommen zu treffen. Nun wandte sich Karl VII. an Georg II., welcher ihm versprach, er wolle das Mögliche für ihn thun, so dass er noch mehr erlange, als er erwarte. Die Säcularisations-Pläne gefielen Georg II. insbesondere. Der Bayer erklärte sich bereit, Maria Theresia als Königin von Ungarn und Böhmen anzuerkennen, die böhmische Stimme in den Reichsgeschäften wieder gelten zu lassen, die Franzosen aus den Plätzen zu entfernen, die sie noch immer inne hatten, und die Grenzfestungen mit Reichstruppen zu besetzen, nur müsse man ihm seine Erblande zurückstellen, Bayern zu einem Königreich erheben und, da die französischen Hilfsgelder fehlen, sein Einkommen auf eine Höhe bringen, dass er sein Ansehen als Kaiser bewahren könne.[1])

Georg II. versprach zunächst Hilfsgelder von Seite Englands, ferner sollte Karl VII. Bayern zurückerhalten, ein angemessenes Einkommen und seine Nachkommen die königliche Würde haben. Friedrich II., der von den Unterhandlungen

Carteret. wusste, stimmte bei. Um seinem König zu gefallen, willigte Lord Carteret in alles; nur bat er zur Unterschrift des Vertrages um eine Frist, bis er die Zustimmung seiner Amtsgenossen habe, d. h. auch der Zustimmung des Parlaments

---

[1]) So Ranke, der (l. c. III, S. 67) einen Gesandtschaftsbericht anführt. — Heigel, „Augsburger Allgemeine Zeitung", Nr. 149 von 1873, gibt Auszüge aus Privatbriefen des Kaisers, worin er auf Manneswort betheuert, dass er sich von Frankreich trennen kann und will, unter der Bedingung friedlicher Räumung seines Landes und Überlassung eines anstoßenden österreichischen Gebiets mit den Grenzfestungen. Aber er weigert sich, Krieg gegen Frankreich zu beginnen, was also England gefordert haben muss: „Sie können dem Lord Stair meine Überraschung ausdrücken, wie man mir einen Vertrag zu unterbreiten wusste, der jedem ehrlichen Manne widerstreben müsste, und noch weit mehr einem Fürsten meines Hauses, einem Oberhaupte der deutschen Nation, mir, in dessen Adern nicht das Blut eines Verräthers rinnt! Man muss wichtige und ehrliche Gründe haben, um einen Krieg zu beginnen, und ich habe den gegenwärtigen Krieg nicht begonnen, ohne die Gründe reiflich erwogen zu haben. Jetzt aber Frankreich mit Krieg überziehen aus dem einzigen Grunde, weil es sich in misslicher Lage befindet, das wäre nicht nur nicht ehrlich, sondern von meiner Seite eine Ungerechtigkeit sondergleichen, da jene Macht doch nur um meines Vortheils willen und in der Vertheidigung meiner gerechten Sache in solche Lage gerathen ist. Der Lord möge wissen, dass ich nicht ein Dorf an Frankreich als Lohn versprochen habe, dass diese Krone nur um meinetwillen sich in den Krieg einließ. Es ist wahr: durch seine Unthätigkeit und Lauheit gab es nur zu gerechten Grund zum Missvergnügen, obwohl es mich nicht so ganz im Stiche ließ, als man glauben möchte, aber dessenungeachtet, wenn ich mich in dem einen oder andern Fall gezwungen sehe Partei zu nehmen, müsste es immer unter Bedingungen sein, die sich mit meiner Ehre vertragen."

gewiss sei, ohne die kein englischer Minister Hilfsgelder versprechen kann. In England wollte man aber nur die Demüthigung Frankreichs und nichts wissen von Erhaltung eines Kaisers, der dessen Vasall war. Die Briefe Stairs und seiner Gesinnungsgenossen hatten einen hohen Unwillen erregt. Die Entrüstung über die unenglische Politik des Königs war allgemein. Toaste wie: „Kein hannöverischer König" wurden üblich. Lord Carteret musste die Unterhandlung abbrechen, schamroth, wenn er die ansah, mit welchen er sie begonnen hatte. Also war Karl VII. wieder um eine Enttäuschung reicher.

Stimmung in England.

Wichtig waren die Verhandlungen mit Sardinien, welche zu Worms am 13. September 1743 zum Abschluss kamen. Frankreich und Spanien hatten Versuche gemacht, Karl Emanuel auf ihre Seite zu locken: er solle das ganze Herzogthum Mailand, der Infant Don Philipp aber Parma, Piacenza und die Insel Sardinien erhalten.[1] Der König war zu sehr überzeugt, dass er durch Vergrößerung der Macht der Bourbonen in Italien sich selber für die Zukunft nur seine eigenen Ketten schmiede, als dass er im Ernst darauf hätte eingehen sollen; aber er benutzte das Angebot, um höhere Forderungen an Maria Theresia zu stellen. England unterstützte sie, denn er versprach ihm einen günstigen Handelsvertrag. Maria Theresia aber meinte, England wolle nur Opfer auf Opfer von ihr; wenn sie das abtrete, was es verlange, so werde es sich nicht der Mühe verlohnen, das, was ihr in Italien bleibe, zu vertheidigen, und es sei doch eigenthümlich, dass man ihr nur die Wahl lasse, von England oder von Frankreich ausgeplündert zu werden. Bei dieser Verhandlung warf der sardinische Minister Ormea den Gedanken hin, ein dauerhafter Friede sei nur möglich, wenn man das bayerische Haus nach Italien verpflanze und die Bourbonen ganz aus der Halbinsel verjage. Man solle den Wittelsbachern Toscana geben, für Maria Theresia Neapel erobern und Sicilien an Sardinien überlassen. Aber England wollte nicht recht, denn es mochte durch Vertreibung der Bourbonen sich nicht jeden Frieden mit Spanien unmöglich machen. Karl VII. mochte vom Aufgeben seines Stammlandes nichts wissen, die Vertreibung eines alten Fürstenhauses hätte ganz Deutschland in Bewegung gebracht und so konnte diesem Plane nicht volle Rechnung getragen werden. Da man sichere Kunde aus Turin hatte, dass ein Vertrag zwischen Frankreich und Sardinien dem Abschluss nahe sei, so musste Maria Theresia, so schmerzlich es ihr auch war, sich zu Abtretungen verstehen.

Verhandlungen zu Worms.

Toscana an Bayern.

So kam der Vertrag zu Worms zustande, abgeschlossen zwischen Österreich, England und Sardinien, von Wasner, Lord Carteret und Osorio. Die Pragmatische Sanction ward gewährleistet. Karl Emanuel verpflichtete sich indessen noch insbesonders zur Garantie dieses Hausgesetzes, entsagte allen angeblichen Ansprüchen an das Herzogthum Mailand und versprach Maria Theresia zur Zurücktreibung ihrer Feinde aus Italien 45.000 Mann zu verwenden, während sich Maria Theresia anheischig machte, 30.000 Mann in Italien zu stellen. England verhieß, die Zwecke der Verbündeten durch eine starke Escadre im Mittelmeer und durch eine jährlich an Sardinien zu zahlende Subsidie von 200.000 Pfund zu unterstützen. Maria Theresia ver-

Vertrag zu Worms.

[1] Arneth, l. c. II, S. 280.

sprach an Sardinien abzutreten: Stadt und Gebiet von Vigevano, alles Land am rechten Ufer des Lago maggiore und des Tessin und das Gebiet von Pavia am linken Ufer des Po, Bobbio mit inbegriffen, endlich Piacenza mit seinem Gebiet bis an die Stura. Außerdem trat ihm Maria Theresia all die Rechte ab, welche ihr an die Stadt und das Marquisat Finale etwa noch zufallen könnten. Karl Emanuel versprach, dem Bündnis treu zu bleiben, bis der Friede nicht allein für Italien, sondern auch für Deutschland, ja bis er sogar zwischen England und Spanien abgeschlossen sei. Wichtig waren geheime Artikel, von denen der erste besagte, die drei Mächte wollten mit vereinten Kräften das Haus Bourbon aus Italien überhaupt, und namentlich aus Neapel und Sicilien vertreiben; gelinge dies, so solle der Königin von Ungarn Neapel und der Stato degli Presidi, dem König von Sardinien Sicilien zutheil werden. Der Verzicht des Königs von Sardinien auf Mailand solle für den Fall ungiltig sein, wenn eine Tochter des Hauses Österreich, welche nach der Pragmatischen Sanction die Erbländer zu erben habe, sich mit einem Prinzen aus dem Hause Bourbon vermähle. In einer eigenen Urkunde war im allgemeinen Maria Theresia noch Schadloshaltung für das Vergangene und Sicherheit für das Zukünftige von England versprochen und ihr die Bezahlung von 300.000 Pfund für die Dauer des Krieges zugesagt. Sollte der König von Preußen wider Erwarten den Frieden von Breslau brechen, so werde England seine Garantie dieses Vertrags zu Gunsten der Königin von Ungarn erfüllen, geradeso, wie es zu Gunsten des Königs von Preußen handeln würde, im Falle Maria Theresia diesen Vertrag bräche.

Pacte de famille. Ein schmerzlicher Vertrag für die Höfe von Versailles und Madrid![1]) Die Briefe der Infantin an ihren Vater Ludwig XV. waren mit Thränen benetzt. Als Gegenschlag ist der Vertrag von 1743 zu Fontainebleau (Pacte de famille) zu betrachten, den seine Räthe widerriethen, den aber Ludwig XV. dennoch unterzeichnete. Maurepas war der einzige Minister, welcher dem König dazu half. Die verschiedenen Zweige des Hauses Bourbon gewährleisteten sich hier gegenseitig den Besitz ihrer Staaten und diese Garantie sollte eine ewige sein. Man versprach sich, dem Infanten Don Philipp die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla als eigenes Fürstenthum zu erobern. Frankreich verhieß, mit 45 Bataillonen Infanterie und 30 Schwadronen Reiterei den Infanten bei diesem Unternehmen zu unterstützen und an Sardinien und England den Krieg zu erklären, denn bisher hatten beide Mächte nicht als Feinde, sondern nur als Bundesgenossen der kriegführenden Mächte gestritten. Nun wurde Krieg zu Land und zu Meer verheißen, während doch Maurepas

---

[1]) Arneth, l. c. II, S. 293—295. Die Verträge sind gedruckt in Traités publ. de la Royale maion de Savoye. Turin 1836. III, p. 7—23, die besonderen Abmachungen im Original aus dem Staatsarchiv bei Arneth, l. c. II, S. 525—527. — Vergl. Flassan, l. c. V, p. 172.

hätte wissen sollen, daſs die meisten Schiffe nicht See halten konnten. Frankreich versprach, mit England nicht eher Frieden zu schließen, bis dieses Gibraltar und Port Mahon zurückgegeben hätte, also verschloſs es sich den Weg zu jedem Ausgleich mit England. Es machte sich anheischig, die Engländer zur Zerstörung ihrer Colonien in Georgien, zu deren Gründung sie kein Recht gehabt hätten, sowie aller festen Plätze, die sie auf spanischem Gebiete errichtet hätten, zu zwingen. Spanien aber machte sich anheischig, den Engländer die zugestandenen Handelsvortheile wieder zu entreißen. — Dem König von Sardinien solle all das wieder genommen werden, was ihm die französische Krone im Frieden zu Utrecht zugestanden hatte. Beide Mächte machten sich verbindlich, Kaiser Karl VII. aufrecht zu erhalten. — Für sich bedang Frankreich in diesem Vertrage gar nichts aus, opferte dagegen seine Kräfte für Spanien, und nicht mit Unrecht sagte ein Jahr darauf d'Argenson zu Ludwig XV., so lange Philipp V. lebe und seine Frau an seiner Stelle regiere, so sei es schwierig, in Übereinstimmung mit Spanien einen allgemeinen Frieden zu schließen, weil man an diesem Hofe niemals die Mittel nach dem Zweck bemesse, und weil man ganz rauh, grob und hart nur an seine eigenen Interessen und nie an die der Verbündeten denke, weil endlich alles gehe nach dem Rathe der Leidenschaften, des Hochmuths, der Habgier und der Rachsucht.[1]) — Ludwig XV. antwortete, er wisse wohl, wie unvernünftig die Königin von Spanien sei, und er habe den Vertrag von Fontainebleau eigentlich wider seinen Willen unterzeichnet. Die Kriegserklärung an Sardinien erfolgte am 30. September 1743 — es war ihm darin der Bruch des Vertrags von 1741 vorgeworfen. Die Kriegserklärung an England erfolgte am 15. März 1744, weil es die Friedensverhandlung mit Österreich gehindert und gegen französische Schiffe Gewaltthätigkeit verübt habe. Georg II. war Bruch der Neutralität von Hannover vorgeworfen. Die Antworten waren bitter: man zieh Ludwig XV. der Lüge und Treulosigkeit. Während Frankreich bisher behauptete, es kämpfe nur als Bundesgenosse für Karl VII., erklärte es am 26. April 1744 an die Königin von Ungarn den Krieg, weil sie hartnäckig jeden Vergleich zurückweise und dadurch Ludwig XV. zwinge, Hauptantheil am Kampfe zu nehmen. Der französische Gesandte erklärte am 19. Mai 1744 dem Reichstag zu Regensburg, Frankreich streite nur für die Unabhängigkeit des Kaisers und des Reiches.[2]) So nahm denn der Krieg auf einmal eine neue gewaltige Wendung.

Kriegserklärungen.

England insbesondere wollte man ans Herz gehen, das Haus Stuart erheben und das Haus Hannover stürzen, um so den lästigen Feind in einen abhängigen Vasallen zu verwandeln. Seit Wilhelm III. den englischen Thron bestieg, trat England den französischen Plänen am allerschroffsten entgegen.

Plan gegen England.

---

[1]) Mémoires du Marquis d'Argenson, p 358.
[2]) Sismondi, Histoire des Français, XXXVIII, p. 292.

Der alte Hass gegen England erwachte in Frankreich zu neuer Glut, mit Eifer betheiligte man sich an dem Anleihen der Regierung, einzelne Provinzen wollten ganze Regimenter stellen. Der Minister Tencin war durch

Die Stuarts.

Fürsprache Jakobs III. Cardinal geworden, jetzt brachte er den Stuarts seinen Dank dadurch, dass er Ludwig XV. zum Versuch beredete, das vertriebene Königshaus wieder auf den englischen Thron zu setzen. Eine Flotte von 18 Linienschiffen wurde ausgerüstet. Moriz von Sachsen sollte den Krieg

Jakob III.

in Schottland leiten. Jakob III. wurde aufgefordert, sich bereit zu halten. Von Alter und Sorgen niedergedrückt, lehnte er den Vorschlag ab, ernannte dagegen seinen Sohn Karl Eduard zum Regenten.

Karl Eduard,

Karl Eduard war ein schöner, hochgewachsener, muthiger Jüngling, von athletischer Stärke, wagsam, von Hoffnungen strahlend, mit allen Eigenschaften begabt, Anhänger an sich zu fesseln, nicht so gebildet und gelehrt wie sein Vater — verstand er doch nie, einen Brief fehlerfrei zu schreiben —, doch war er unendlich thatkräftiger als dieser. Ein geborner Soldat, verachtete er die Gefahr und liebte den Krieg, hatte auch im spanischen Heer schon einen Feldzug mitgemacht. Sein Verstand war hell, sein Ehrgefühl zart, seine Gesinnung ritterlich. Stolz gegen Seinesgleichen, war er freundlich gegen Untergebene, mild gegen Gefangene und Unglückliche.

Von Rom, wo die Stuarts sich damals aufhielten, aber auch von englischen Spionen genau bewacht waren, begab sich Karl Eduard still in der Nacht des 9. Januar 1744 unter dem Vorwande, er wolle in der Campagna jagen, fort und reiste unter fremdem Namen unerkannt bis Savona, von wo ihn ein kleines Fahrzeug glücklich, mitten durch die englische Flotte, nach Antibes brachte.

nach Paris.

In Paris hatte er eine geheime Zusammenkunft mit seinen Anhängern, an den Hof kam er nicht. In Gravelingen wartete er dann die Abfahrt der französischen Flotte ab: 15.000 Mann unter der tüchtigen Führung des Grafen Moriz von Sachsen sollten den Feldzug mitmachen und Admiral Roqueville mit 18 Kriegsschiffen die Fahrt decken. Roqueville fuhr aus bis Spithead, fand aber keine englischen Schiffe und schloss daraus, dass sie im Hafen von Portsmouth Schutz gesucht hätten, und sandte Nachricht alsbald nach Dünkirchen, der Canal sei frei. Die Transportflotte fuhr ab, doch ein fürchterlicher Sturm brach aus, der sie zerstreute und mehrere Schiffe begrub, die andern kehrten zurück. Die

Keine Fahrt nach Schottland.

Minister waren durch das Unglück entmuthigt, der Zug nach Schottland wurde aufgegeben. Karl Eduard kehrte ungern nach Paris zurück, wo er die Weisung bekam, sich in der Nähe versteckt zu halten,[1]) denn Frankreich unterhandelte damals mit einigen deutschen Fürsten über ein neues Bündnis gegen Maria Theresia und diese wollten als Protestanten nicht entfernt dazu helfen, dass durch den Sturz des Hauses Hannover der Katholicismus in England wieder zur Herrschaft gelange.

Seeschlacht bei Toulon.

Im Mittelmeer kam es 22. Februar 1744 auf der Höhe von Toulon zu einer Seeschlacht, Admiral Mathews hatte bisher den Hafen blockiert. Jetzt aber fuhren Franzosen und Spanier aus und boten ihm die Schlacht an. Die englischen Schiffe waren zahlreicher, aber in schlechterem Zustand und erlangten

---

[1]) Mahon, l. c. vol. III, p. 170—184.

den Sieg auch darum nicht, weil der Unteradmiral Lestocq unthätig blieb wegen der zweideutigen und verwirrten Signale seines Obern. Man schlug sich den ganzen Tag. Am 23. Februar zogen sich Franzosen und Spanier in Unordnung zurück. — Jetzt wollte Lestocq verfolgen, aber Mathews gab ihm das Zeichen, die Verfolgung einzustellen. Beide wurden deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt. Lestocq wurde freigesprochen, Mathews aber für unfähig erklärt, ferner in Seiner Majestät Flotte zu dienen. Die Spanier waren so stolz darauf, auch nur einen Tag sich gegen die Engländer gewehrt zu haben, dass sie ihrem Admiral Navarro den Titel Marquis de la Vittoria gaben.[1]) —

Krieg in Italien 1744. Ludwigs XV. Feldzug in Belgien und Erkrankung zu Metz. Die Österreicher im Elsass.

In der ersten Erbitterung über den Vertrag zu Worms sandte das Cabinet zu Versailles 10.000 Franzosen zu den Spaniern, die sich bei Moutiers zusammenzogen, während die Piemontesen Stellung bei Aosta nahmen. Die Verbündeten sollten in die Lombardei eindringen, um sich mit ihrem Heere unter Gages zu vereinigen; — die Franzosen sollten über den Col von Sanct Veran, die Spanien über den Col del Agnello vordringen. Der Feldzug verunglückte. Auf der halben Höhe der Berge fieng es schon an zu schneien. Man lagerte bei heftiger Kälte auf Schnee und Eis. Man hatte unersteigliche Berge rechts und links und zuletzt vor sich in guter Verschanzung 15.000 tapfere Piemontesen, welche ihre Gegner reihenweise niederschossen oder durch Felsen, die sie hinabrollen ließen, zerschmetterten. Schon am 10. October entschloss sich Don Philipp zum Rückzug, auf welchem das Heer unsäglich durch Kälte und Hunger und durch das piemontesische Geschütz litt. Am 12. October fiel tiefer Schnee und man musste die Geschütze zurücklassen.[2]) Feldzug in den Alpen.

Die Franzosen nahmen Winterquartiere in der Dauphiné, die Spanier in Savoyen, wo 4000 Mann auch im Frühjahr 1744 blieben, während der eigentliche Kampf jetzt am Var begann, wo 14.000 Spanier unter Don Philipp und 20.000 Franzosen unter dem Prinzen Conti standen. — Der Feldzug begann am 1. April, bis zum 23. fanden viele Kämpfe statt, in welchen die Piemontesen sich gegen die Mehrzahl tapfer behaupteten, schließlich zogen sie, auf 4500 Streiter herabgesunken, sich auf englischen Schiffen nach Oneglia. Die Spanier ließen einige Tausend Mann in der Grafschaft Nizza zurück, die Franzosen drangen durch das Sturathal in das Vraitathal vor, beim langen Stein kam es zu einem harten Kampfe, der ihnen 1000 Todte und gleichviel Verwundete kostete. Der Erfolg des Feldzugs hieng von Cuneo ab, welches der Österreicher Leutrum tapfer und umsichtig vertheidigte.[3]) Bald wurde die Lage der Franzosen und Spanier schwierig. Ihre Zufuhren wurden meist aufgehoben, von allen Seiten erfolgten Angriffe. Beim kalten ungestümen Herbstwetter rissen Krankheiten ein. Am 23. October traten die Verbündeten den Rückzug an, bei dem sie durch Kälte, Krankheiten und die erbitterten Waldenser, welche ihnen Am Var 1744. In den Alpen.

[1]) Mahon, l. c. vol. III, p. 185—186.
[2]) Muratori, Annali d'Italia, 1743.
[3]) „Österreichische militärische Zeitschrift", 1830. — Botta, Storia d'Italia IX, XLIII. — Muratori, Annali d'Italia, 1744.

Nizza. überall auf der Ferse waren, große Verluste erlitten. Trotz aller Opfer hatten die Verbündeten in diesem Feldzug es nur zum Besitz der Grafschaft Nizza gebracht.

Mittelitalien 1744. Auch in Mittelitalien fanden 1744 ernste Kämpfe statt. Fürst Lobkowitz begann am 11. März den Feldzug gegen Gages, der bei Pesaro mit 10.000 Mann feste Stellung inne hatte. Der Österreicher wollte den Gegner zum Schlagen zwingen, der Spanier zog, alle Brücken hinter sich abbrechend, bis Pescara zurück. Maria Theresia gab Befehl, ins Königreich Neapel einzudringen, wo noch viele Bewohner lebhaft die Rückkehr der österreichischen Herrschaft wünschten. Don Carlos aber beschloss, seine Truppen zu den spanischen stoßen zu lassen und den Hafen von Neapel gegen die Ankunft einer englischen Flotte zu befestigen. Die Königin sandte er nach Gaëta, er selber rückte mit seinen Truppen in den Kirchenstaat und verband sich mit Gages. Das Velletri. vereinigte Heer besetzte Velletri, die Österreicher hingegen nahmen Stellung in Frascati, bald darauf in Gensano, nachdem ein Versuch der Verbündeten, in der Nacht vom 16. Juni sie zu überfallen, misslungen war. Dagegen versuchte Lobkowitz in der Frühe des 11. August den König von Neapel und den Herzog von Modena durch einen Überfall gefangen zu nehmen. Schon hatte Browne die Thore von Velletri gesprengt und war in der Stadt alles in Verwirrung, aber die Grenzer hielten nicht Mannszucht, sondern zerstreuten sich in die Häuser, um zu plündern, und da bekam der Feind Zeit, sich zu ordnen, und der König und der Herzog Gelegenheit, aus der Stadt zu entfliehen. Sie sammelten ihre Scharen und jetzt begann ein wilder Kampf in Velletri selber. Browne musste den Rückzug antreten. Die Österreicher verloren 200 Todte und 300 Verwundete und Gefangene, hatten aber dem Feinde mehrere Regimenter zugrunde gerichtet, 12 Fahnen und 1000 Pferde erobert, 2 Generale und 85 Officiere gefangen genommen. Gerade damals war jedoch der König von Sardinien durch Spanier und Franzosen in seinem eigenen Land bedrängt und verlangte dringend Hilfe von den Österreichern. Lobkowitz erhielt Befehl, nach dem Norden aufzubrechen und im Kirchenstaat nur 10.000 Mann zur Abhaltung der Spanier und Neapolitaner stehen zu lassen. So geschah es; er nahm Stellung zu Imola.[1])

Französischer Kriegsplan. Während eine Armee gegen Sardinien kämpfte, sollte eine zweite Armee Belgien erobern, eine dritte unter dem zum Marschall erhobenen Grafen Moriz von Sachsen von der Mosel aus, eine vierte unter Coigny vom Elsass aus den Kampf in Deutschland weiterführen. So war der Plan des Marschalls Noailles, der damals in der That die Leitung des Äußern hatte, während Ludwig XV. sie nur zum Scheine in seiner Hand hielt. Am 20. November 1743 hatte Noailles dem König geschrieben, der Grund des Unglücks der französischen Waffen sei bisher nur der Mangel an Einheit und an einem festen Princip in der französischen Regierung gewesen; er beschwor nun Ludwig XV., endlich einmal Ordnung zu machen, selber zu rathen, zu sprechen, zu entscheiden und wenigstens zu befehlen, was die Minister zu thun hätten. Alle Unternehmungen müssten nach einem be-

[1]) „Österreichische militärische Zeitschrift“, 1830, S. 1—40. — Coletta, Storia di Napoli, I.

stimmten Plan geleitet werden; das wäre die Pflicht eines ersten Ministers, wenn die Majestät sich herbeilassen wolle, einen zu ernennen, und nicht selber alles leiten wolle, wie sie eigentlich solle — und es gab Schmeichler genug in der Nähe, die behaupteten, Ludwig XV. habe alle guten Eigenschaften, alle Charakterkraft seines Vorgängers, und man müsse ihn nur einmal ermuthigen, selbständig aufzutreten, und so erklärte denn Ludwig XV. am 26. April 1744, er leite fortan selber die äußeren Angelegenheiten.[1])

Chateauroux.

Die Chateauroux wollte ihren Geliebten als Helden sehen und stachelte ihn, seine großen Eigenschaften zu zeigen. Der König war damals vierunddreißig Jahre alt, in der Vollkraft seines Lebens, und schien Feuer zu fassen für Heldenruhm; er erklärte, dass er selber mit der Armee ziehe, und in Paris, das bisher nur der Literatur und dem Vergnügen lebte, regte sich eine warme Stimmung, als man hörte, er sei am 3. Mai wirklich zur Armee nach Belgien abgegangen. Der König von Frankreich muss Siege erringen, darum gieng er zur Armee nach Belgien.

Festungskrieg in Belgien.

Hier gab es Belagerungen und die Franzosen hatten damals die geschicktesten Ingenieure in Europa und das zahlreichste schwere Geschütz. Von der englischen Armee, die in den Niederlanden stand, waren 10.000 Mann nach England abberufen worden, um die Insel gegen eine französische Landung und gegen eine Erhebung der Jakobiten zu schützen. Die kleine österreichisch-englische Armee, die noch im Lande war, vermochte wenig Widerstand zu leisten und die Festungen waren schwach besetzt. So waren denn Erfolge leicht. Festungen fielen in wenig Tagen, vor denen Ludwig XIV. Monate gelegen hatte: Courtray öffnete seine Thore am 18. Mai, Menin am 12. Juni, Ypern am 25. Juni, Knoque am 29. Juni, Furnes am 11. Juli.

Die Chateauroux.

Der König selber that wenig zur Sache: er sah zu, er empfieng jeden Morgen Bericht, was in der Nacht in den Laufgräben geschehen war. Zum Helden hatte der Mann doch offenbar das Zeug nicht in sich, dagegen musste er Weiber um sich haben. Die Königin hatte brieflich gebeten, ihn ins Feld der Gefahr begleiten und pflegen zu dürfen, aber gar keine Antwort erhalten. Die Chateauroux zweifelte nicht, dass sie ihn begleiten dürfe, aber Maurepas, der sie verabscheute, hatte Ludwig beigebracht, wenn er dies zulasse, so werde er die Begeisterung, die sich für ihn rege, auslöschen, und die Chateauroux bekam den Befehl, zu bleiben. Um sich an Maurepas zu rächen, und ihn vom König fernzuhalten, erwirkte sie einen Befehl, dass er die Häfen der Provence besichtigen müsse. Kaum war er fort, so brach sie mit ihrer Schwester eigenmächtig nach dem Heerlager auf: Richelieu, der böse Dämon Ludwigs XV., hatte ihr Verzeihung für diesen Ungehorsam zugesichert. Die Pariser sangen Spottlieder über die Ausreißerin, die Schweizer machten ihre Witze über die Dirnen. Ludwig hatte kein Gefühl für Ehre, sie waren ihm beide willkommen.[2])

Da hemmte aber die Nachricht, die Österreicher seien siegreich ins Elsass vorgedrungen, den Fortschritt der Eroberungen des Königs. Karl von Lothringen hatte in der That einen glänzenden Rheinübergang im Angesichte des feindlichen Heeres bewerkstelligt.[3]) 18.000 Mann sogenannte kaiserliche Truppen

[1]) Mémoires de Noailles. III, L. V, 13, p. 346.
[2]) Michelet, Louis XV., p. 228.
[3]) „Österreichische militärische Zeitschrift", 1823. Ausführlichen Bericht gibt Franz von

standen unter Seckendorf bei Philippsburg, in einem wohlverschanzten Lager. Ein französisches Heer unter Coigny breitete sich längs dem Strome aus. Die Bauern im Elsass waren bewaffnet und standen von Hüningen bis Speier je hundert Schritte Schildwache — und dennoch wusste Karl von Lothringen unbehelligt mit einem Heere über den Rhein zu kommen. Es ist sein militärisches Meisterstück, der Höhepunkt seines Ruhmes.

Rheinübergang. Die Ausführung war nur möglich durch Täuschung des Feindes. Karl wusste durch Märsche und allerhand klug ausgesonnene Maßregeln den französischen Feldherrn auf den Glauben zu bringen, bei Mainz solle der Rhein überschritten werden, während er entschlossen war, viel weiter oben, in der Nähe von Karlsruhe den Übergang zu versuchen. Friedrich II. meint,[1]) Coigny hätte leicht überlegen können, dass es die Absicht Karls von Lothringen sei, ins Elsass einzubringen, und dass derselbe sich gewiss aller Kriegslisten bedienen würde, um ihn so weit als immer möglich davon zu entfernen. Die List gelang. Während die Franzosen den Fall von Menin feierten, ließ Karl bei Schreck in der Nähe von Karlsruhe Brücken schlagen, auf dreißig Schiffen war Trenck mit seinen Panduren schon über den Rhein gefahren. „Ich sprach ihnen wacker zu, wie nunmehr Zeit und Gelegenheit vorhanden sei, da ich sie in das gelobte Land führen wollte, wonach sie schon vor Jahren so sehnlichst gelüstet, und da sie nicht nur ihre Säckel spicken, sondern auch haben könnten, was ihr Herz wünschte. Sie sollten durch tapfere Thaten die Unternehmungen eines falschen Feindes rächen, und sie betheuerten einmüthig, sie wollten ihr Blut für die gerechte Sache ihrer unschuldigen Königin opfern.“[2]) Und in der That sprengten sie bereits in einer Stunde drei bayerische Reiterregimenter auseinander. Strasoldo baute schnell einen Brückenkopf, am 3. Juli stand die ganze österreichische Armee am linken Ufer des Stromes. „Dieser Rheinübergang ist die schönste, seit langer Zeit geschehene Action“, meint Trenck.[3]) Prinz Karl hat dadurch einen unsterblichen Ruhm hervorgebracht, zumal, da er, noch ein junger Held, zwei alten und erfahrenen Generalen, Seckendorf und Coigny, den Rang abgelaufen, und den französischen Grund und Boden zum Kriegsschauplatze gemacht hat, welches die Franzosen bisher in allen Kriegen so sorgfältig verhüteten.“ Der Schrecken war groß. Wer konnte, flüchtete nach Straßburg. Noch heute klagen die französischen Geschichtschreiber über die Unthaten der Kroaten und Panduren, bedenken aber nicht, dass die Franzosen in Feindesland geradeso wirtschafteten, und Bauern, die zu den Waffen gegen sie griffen, ebensowenig als Soldaten behandelten wie jetzt die Kroaten die elsässischen Bauern. Wichtig war, dass Karl durch diesen Rheinübergang rasch in den Besitz der berühmten Weißenburger Linien kam. Am 5. Juli nahm Nadasdy Lauterburg. Bald darauf ergab sich Weißenburg. Jetzt rückte aber Coigny mit 40.000 Mann heran. Nadasdy konnte mit seiner geringen Abtheilung Weißenburg nicht behaupten und befahl Forgatsch den Platz zu räumen, da Prinz Karl mit seinem Heere noch zu weit entfernt war. Die Soldaten aber

---

der Trenck, der dabei eine hervorragende Rolle spielte, in seiner eigenen Lebensbeschreibung, S. 161—250.

[1]) Histoire de mon temps, Chap. X.

[2]) Merkwürdiges Leben und Thaten des alten Freiherrn Franz von der Trenck. S. 177.

[3]) Trenck, l. c. S. 185.

sagten, der Platz sei ihnen einmal anvertraut und sie wollten ihn behaupten oder sterben, und vertheidigten ihn in der That gegen die ganze französische Armee, bis die Mehrzahl gefallen war. Dieser Tag kostete den Franzosen 1400 Mann. Als Karl mit der Hauptmacht herannahte, hielt sich Coigny hinter der Motter nicht mehr sicher und zog sich hinter die Zorn zurück. Bald streiften die Husaren bis vor die Thore von Straßburg, „manchem eilfertigen Franzosen das Mon Dieu vor dem Maule weghauend“.[1]) Bald standen die österreichischen Vorposten in Zabern. Stanislaus Leczinsky floh eilig aus Lüneville. Den Einwohnern in ganz Lothringen wurden die Waffen abgenommen, weil die Regierung ihnen nichts Gutes zutraute, wenn die Österreicher kämen. Auch die Vorurtheile im Elsass legten sich bald, zumal die Österreicher strenge Kriegszucht hielten, sogar auf dem Marsche durften die Äcker bei schwerer Strafe nicht betreten oder abgeweidet werden. Fort Louis wurde umschlossen. Schon traf man Vorbereitungen zur Belagerung von Straßburg; wenn es fiel, war das ganze Elsass für Frankreich verloren, war Lothringen bedroht! Lothringen.

In Eilmärschen rückte Verstärkung für Coigny, 20.000 Mann unter Harcourt, heran. Nur einen kleinen Theil seines Heeres ließ Ludwig XV. in Belgien stehen, mit dem Kern brach er alsbald von Dünkirchen gegen das Elsass auf. Der Marsch gieng über St.-Quentin nach Metz. Hier traf ihn der von Friedrich II. gesendete Schmettau, um ihm anzukündigen, dass die Preußen in Böhmen einrückten, und ihn zu mahnen, rasch über die Österreicher herzufallen, um sie beim Übergange über den Rhein zu vernichten. Dazu kam es allerdings nicht, denn Ludwig XV. erkrankte infolge seiner Unmäßigkeit in Metz. Abzug aus Belgien.

Es war ein Faulfieber oder ein Geschwür im Hirn, oder, wie Trenck sagt, eine Indigestion, die er sich durch Essen von zu vielen Nüssen zugezogen hatte. Die Ärzte erklärten die Krankheit für sehr gefährlich. Richelieu und die Chateauroux wollten niemand zum König lassen, selbst die Prinzen von Geblüt mussten im Vorzimmer bleiben; sie fürchteten, dass, wenn man ihm von der Gefahr rede, in der er sich befinde, Ludwig in der Höllenangst sie fortgehen heiße. In Frankreich herrschte damals noch Anhänglichkeit an das Königthum, sie flammte von neuem auf, als die Kunde von der Gefahr des Königs durch die Hauptstadt flog und dass die Königin und der Dauphin in Eile aufgebrochen seien, um ihn noch zu sehen. Alles rief: „Wenn er stirbt, so geschieht es, weil er uns hat vertheidigen wollen!“ — Die Kirchen waren die ganze Nacht voll von Leuten, welche für die Genesung des Königs beteten. Die Stimmen der Priester wurden vom Schluchzen des Volkes unterbrochen, selbst Bettler gaben anderen Armen Almosen, dass sie für die Gesundheit des Königs beteten.[2]) Indes wuchs die Gefahr des Kranken, sein Leibarzt erklärte, er habe nur noch zwei Tage zu leben, man müsse ihn mit den Sterbesacramenten versehen. Jetzt fieng Ludwig an vor dem Priester, der ihn an seine Sünden und die Strafen mahnte, weich zu werden, seinen Wandel zu bereuen und zu geloben, wenn ihm die Vorsehung das Leben schenke, so werde er es fortan dem Wohle seines Volkes widmen. Nach der Beichte sagte Ludwig XV. in Metz. Ludwigs Reue.

---

[1]) Trenck, l. c. S. 202.
[2]) Voltaire, Siècle de Louis XV., Chap. XII.

Ludwig zum Herzog von Bouillon: „Ich habe meine Günstlinge und meine Kebsen der Religion geopfert und dem, was die Kirche vom allerchristlichsten König und ihrem ältesten Sohne fordert.“ — Fitz James, der Bischof von Soissons, traute aber nicht ganz, öffnete die Thüre des königlichen Gemaches und rief: „Meine Damen, der König befiehlt Ihnen sogleich abzureisen!“ — Richelieu protestierte, dass man dem Könige Zugeständnisse abdringe; der Bischof aber drohte die Kirchen zu sperren und die Sacramente nicht zu spenden. Unter Thränen, gesenkten Blickes verließen nun die Chateauroux und ihre Schwester das Haus. Der Bischof kam zum Krankenbette zurück: „Die Gesetze der heiligen Kirche verbieten, einem Kranken das Abendmahl zu reichen, so lang die Kebse in der Stadt ist, wo er wohnt. Ich bitte Ew. Majestät, befehlen Sie, dass diese Weiber abreisen müssen, denn Sie haben keine Zeit zu verlieren, Sie werden sterben.“ — Von Schrecken ergriffen gab der König sogleich die verlangten Befehle. Die Chateauroux und ihre Schwester, vom allgemeinen Hasse verfolgt, fanden mit Mühe einen geschlossenen Wagen, in dem sie auf ein Landgut drei Meilen von Metz entkamen. Dort harrten sie der Rückberufung. Aber der Beichtvater sprach zu den Großen, ehe er dem Könige die letzte Ölung spendete: „Meine Herren, der König beauftragt den Bischof von Metz und mich, Ihnen mitzutheilen, dass er das Ärgernis, welches er durch seine Verbindung mit der Chateauroux gab, bitter bereut; er bittet Gott dafür um Verzeihung. Da er hörte, dass sie nur drei Meilen von hier sich aufhält, so befiehlt er ihr, in Zukunft stets fünfzig Meilen vom Hofe sich fern zu halten, und entzieht ihr ihre Stelle im Hofstaate der Dauphine.“ — „Und ihrer Schwester auch“, rief jetzt der König, den Kopf aus dem Kissen emporrichtend, während er bisher bloß mit der Hand Zeichen der Zustimmung gegeben hatte. Sein Zustand wurde immer bedenklicher, man begann am 15. August das Gebet für die Sterbenden. Die Ärzte gaben alle Hoffnung auf. Da versprach ein Quacksalber den König zu retten: er gab ihm ein starkes Brechmittel, welches so wohlthätig wirkte, dass der Kranke schon am 17. für gerettet galt. Die Königin war in ihrem Schmerze indes herbeigeeilt und Ludwig hatte sie für das Ärgernis und den Kummer, den er verursacht, um Verzeihung gebeten. Der Dauphin war auf dem Wege, bekam aber in Verdun Befehl, zu bleiben; er eilte desungeachtet, um seinen Vater noch zu sehen, nach Metz, ward aber von diesem kalt aufgenommen — Ludwig glaubte, die Begier bald König zu werden, habe ihn hingeleitet. Bald ward aber auch die Gemahlin von Ludwig XV. mit steigender Kälte aufgenommen. Je mehr seine Kraft zunahm, umso schwächer wurden seine guten Vorsätze. Kuppler Richelieu, der vom Hofe verwiesen worden war, kam wieder zurück und bald hatte der König keinen anderen Gedanken, als sich an denen zu rächen, die bei seiner Demüthigung eine Rolle gespielt hatten.[1])

Fitz James. — Ludwig geheilt. — Der Dauphin. — Die Königin.

Rückzug der Österreicher.

Die Krankheit des Königs verzögerte den Angriff auf Karl von Lothringen. Bald nahten jedoch überlegene Massen, denen gegenüber die Österreicher ihren Rückzug über den Rhein bewerkstelligen sollten, denn Maria Theresia hatte das Heer nach Böhmen abberufen. Friedrichs Gesandter Schmettau rieth Noailles dringend, die Österreicher ja sogleich zu schlagen und nicht nach Böhmen entkommen zu lassen. Karl war aber auf seiner Hut und behielt volle Freiheit

---

[1]) Sismondi, Hist. des Français, XXVIII, p. 319.

der Bewegungen. Der Rückzug war ein Meisterstück. Am 24. August war schon der größte Theil der Armee sicher über dem Rhein und brach ruhig die Brücken ab. Ungern kehrten die Krieger zurück. Trenck erzählt uns,[1] wie er jetzt seine Soldaten anreden musste, der Rückzug geschehe ja nicht aus Furcht, die Preußen allein seien schuld, dass die Österreicher nicht vor Paris ziehen könnten. Es gelte jetzt zunächst den Einfall des Feindes in Böhmen zurückzuwerfen und dann sollten sie wieder umkehren und bis Paris vordringen! Der ganze Verlust der Österreicher bei der Rückkehr über den Strom betrug, trotzdem der Feind 80.000 Mann stark war, nur sechsunddreißig Mann und auch Franzosen rühmten den Prinzen Karl wegen dieses Meisterstückes, der zweimaligen Überschreitung des Rheines, zumal er durch seinen Marsch in das Elsass, wo er einige Zeit auf französische Kosten gelebt, den Feind gezwungen hatte, seinen siegreichen Zug in den Niederlanden aufzugeben. In Eilmärschen zog dann die Armee über Stuttgart gegen Donauwörth und von da gegen Böhmen, um Friedrich II. zurückzuwerfen. Karls Geschick.

[1]) Leben und Thaten, S. 242.

Register.

A.

B.

C.

S.

U.

X.

Y.

Z.

Berichtigungen.

Seite 12 Zeile 5 von unten lies „August II." statt August I.

S. 37 Zeile 17 von oben „1715", statt 1717.

S. 146—147, 214, 219, 289 lies „August III." statt August II. August der Starke oder August II. waltete als II. Kurfürst von Sachsen 1694—1733, als König von Polen 1697—1733. Sein Sohn und Nachfolger August III. 1733—1763 in Sachsen und Polen. August I. oder der Fromme folgte 1533—1586 seinem bei Sievershausen gefallenen Bruder Moriz als Kurfürst.

S. 269 Zeile 20 von oben „nach Westen" statt nach Osten.

S. 436 „ 7 von oben „Arnauld" statt Arnaud.

S. 467 „ 1 von unten „Andreä" statt Andrea.

S. 530 „ 13 von oben „Servien" statt Bosnien.

S. 535—538 lies „Wassilij III." statt Wassilij IV.

S. 640, Marginale, lies „Joachim I. Nestor" statt Hector.

S. 696 Zeile 13 von oben lies „Herzogthum" statt Großherzogthum.